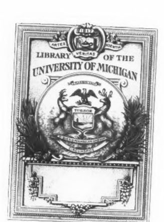
GELEHRTE ANZEIGEN

Digitized by Google

B 378979



Digitized by Google

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Neunter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

AS 182 M957 v.9

Digitized by Google

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

72155

July. bis December.

1839.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

AS
182
.M958
v.9

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Beyträge zur Geschichts- und Alterthumskunde der Niederlausitz. Herausgegeben von S. G. Gallus und J. V. Neumann; Lübben bey G. Gotsch. Erste Lieferung 1835; zweyte L. 1838.

Auch die Niederlausitz war in Beziehung auf ihre älteste Bevölkerung bisher ein Problem. Auch an ihrer Gränze lag, wie vor der anderer benachbarter Landschaften, die räthselhafte Sphinx, und hielt den wandernden Forscher an, und forderte die Losung: Germanen oder Slaven? Slaven oder Germanen? Wer darauf nicht gefaßt, die Antwort schuldig, oder, dünkelhaft in einem vorgefaßten Wahne blieb; den stürzte das Ungethüm zwar nicht in den Abgrund, aber es öffnete ihm hohnlachend anstatt der Pforte der Wahrheit, jene des Irrthums.

Daß aber nun die beyden Unternehmer dieser Zeitschrift, und die Verfasser dieser Beyträge der verfänglichen Frage wohl vorbereitet und muthig dem: hic Rhodus, hic salta! entgegen traten, davon mögen vorerst die einzelnen Abhandlungen hier Zeugniß geben.

Die Rubriken der ersten Lieferung lauten wie folgt:

1) Aelteste bekannte Bewohner der Niederlausitz, von Neumann. Er ist Justiz-Commissär und Ritter, und gab vor 4 Jahren eine Geschichte der Niederlausitzer-Landvögte in 2 Theilen heraus. Die Slaven sind die bekannt ältesten Bewohner.

2) Bruchstücke zur Geschichte der Rechtspflege in der Niederlausitz, von demselben; und begreiflich steht dieser zweyte Aufsatz mit dem ersten in naher Beziehung. I. Rechtspflege zur Slavenzeit.

3) Die Gaue der Niederlausitz a) Lusici, b) Selpoli, von Gallus; mit mancher Berichtigung des Chronicon Gotwicense, zu Schöttchen, Krüger, Worbs und Andern. Zwey andere Gaue der Lausitz werden folgen.

4) Unrichtigkeit der Ansicht, daß die polnischen Herzoge Landesherren der Niederlausitz gewesen, von Neumann.

5) Nachrichten über Golßen, von demselben.

6) Münzen der Stadt Luckau, von Gallus.

7) Miszellen: a) Weinberge bey Luckau; b) Martin Weise, Leibarzt und Rath Friedr. Wilhelm des großen Churfürsten, ein Niederlausitzer; c) der Landvogt Hradeck oder Gradeck; d) ein Niederlausitzisch-Wendisches Volkslied; e) Balgern und Wittenberg. Das letztere soll das Ditmarische Bellegori, ein wichtiger Waffenplatz K. Heinrich II. seyn.

Die zweyte Lieferung enthält:

1) Ueber das Verbrennen der Todten bey den Slaven, von Gallus.

2) Die Mark Lausitz, und die ersten Markgrafen derselben, von Neumann.

3) Beytrag zur Kirchengeschichte der Niederlausitz, von demselben.

4) Bruchstücke zur Geschichte der Rechtspflege, von Gallus (Fortsetzung). Es handelt sich II. von der Rechtspflege zur Zeit der teutschen Herrschaft.

5) Ueber einige früher zum Bisthum Sebus gegehörig gewesene alte Niederlausitzische Ortschaften, von Gallus.

Digitized by Google

6) Kaiser Ferdinands Instruction für seinen Landeshauptmann der Niederlausitz von 1564, mitgetheilt von Hrn. geh. Reg. Rath Süßmilch.

7) Ueber die Calandsbrüder zu Calau ꝛc. vom Land- und Stadtrichter Marbach.

8) Versuch einer Erklärung der Städte- und Ortsnamen in der Niederlausitz, von Gallus.

9) Urkunden zur Geschichte der gewerblichen Vereine in der Niederlausitz, von Neumann.

10) Miscellen a) Erklärung einer dunkeln Stelle Ditmars, von Gallus; b) der Groschkenberg bey Großmehsto von Pr. Bronisch zu Pritzen; c) über die Münzgerechtigkeit Luckaus von Marbach; d) ließ Markgraf Gero wirklich 30 wendische Fürsten ermorden? von Gallus; e) der Magistrat zu Luckau zur Zeit der Reformatoren, von Gallus; der Hammer zu Schlepzig von T. Süßmilch; g) Selpoli oder Sespoli? h) einige Niederlausitzische Provincialismen, von Neumann.

Für die zeit- und sachkundigen Leser wird aus dieser Notiz und Aufzählung, und schon aus dem Vorwort, gar manche Lehre hervorgehen. Was die Zeit anbelangt, so ist sie historischen Vereinen und periodischen Schriften, welche die vaterländische Geschichte, das Heimathleben, und gründliche Erläuterungen der Vorzeit zum Gegenstand haben, keineswegs günstig. Sehr begreiflich! Alle Creatur ist heutzutage dem Weltleben zugewendet. Die Instrumentalmacht, ihr Schwerpunct, das Geld, trägt ihre Früchte; das fortschreitende Aufgebot der im Uebermaaße antisocial wirkenden Mechanik löset Glied für Glied aus der organischen Schöpfung, wie gleichsam vom Körper, und der hülflose Rumpf wird, wenn es die Moral unserer Zeit, der Calcul, räthlich macht, mittels der Locomotive einer bloß mercantilen Cosmopolitik mobilisirt, oder — in das Armen-Cataster der Kirchspiele eingetragen. Da bedarf die ganze gebildete Welt nur noch der Schnellposten und Hällermagazine, und der Curszettel beyder, um ihre Vorzeit und Gegenwart, und wären sie auch noch so rühmlich, für die Actien der Zukunft einzusetzen. In der That, wenn wir von der Bequemlichkeit lesen, womit nun tagtäglich nicht nur Gentlemen und fashionable Leute, sondern auch schon Hunderte von Hammeln, wohlgemästete versteht sich, die Fahrt nach der Hauptstadt mitmachen; wer wird da noch bey den Chroniken und Hauspostillen zurück, und daheim bleiben wollen, und nicht lieber auch da nach den Flugblättern und Welthändeln greifen? — Wer aber von uns bereits das Glück genossen, in der Lautiermethode herangebildet zu werden, der wird wissen, daß, um sich zu verständigen, es allenthalben neben den Selbstlautern auch der Mitlauter, d. h. daß die Autoren auch der Leser, die Verleger auch des Publicums bedürfen. Die unhistorische Zeit will aber nun einmal dieser historischen Consequenz nicht gewähren; darum soll sie es büßen. Anstatt also das Ernste und Gründliche an die Oberflächlichkeit und Tändeley des Tages zu vergeuden, und die Resultate gediegenen Wissens und Forschens in der Maculatur der Gegenwart, in ihren Pfennigmagazinen preis zu geben; möchten sich Forscher von Gewicht und gutem Klang wohl versucht fühlen, das Ihrige einer würdigern und empfänglichern Nachwelt — und wäre es auch in irgend einem Kirchenschrank des Landes — aufzubewahren. Nur etwa Unkunde in der Sache, in der Geschichte und Wissenschaft selbst, und — die Eitelkeit dürften sich darüber täuschen.

Die Herausgeber und Verfasser der vorliegenden Zeitschrift für die kleine Provinz Niederlausitz haben sich, wie es ihr Vorwort bezeugt, über diese Constellation, über die Schwierigkeiten, einen historischen Verein zu gründen, nicht getäuscht. Doch, anstatt des plausiblen Einschreitens und hamsterartigen Ansammelns, anstatt der auch ihnen zu Gebote gestandenen Mittel directer und indirecter Zumuthungen, die der guten Sache jederzeit schaden, ergriffen diese wackern Männer, die den Muth, aber auch die innere Kraft hatten, sich an die Spitze eines solchen Unternehmens zu stellen, gleichfalls den zur Zeit allein räthlichen Ausweg, den auch schon andere ähnliche Vereine ergriffen, um in stiller Wirksamkeit, wenn auch nur allgemach, zum Ziele zu gelangen. Von der Natur dieser anspruchlosen, aber dennoch gemeinnützlichen historischen Thätigkeit in der Niederlausitz, wobey von Sta-

Digitized by Google

tuten und Plenarversammlungen noch lange nichts verlauten möchte, werden sich nun die verständigen Leser alsobald mittels eines Rückblicks auf den Inhalt der vorliegenden zwey Hefte überzeugen. Jeder nachhaltige Verein bedarf seiner innern eigenen Bürgschaft; eines materiellen und geistigen Lebensprincips; des letzteren desto mehr, je gemüthlicher und geistiger seine Ausflüsse seyn sollen.

Wissen doch auch Bienenzüchter von Beruf und Sachkunde recht wohl, daß sie öfter, mehrere Jahrgänge hinter einander, den eingesessenen und anzulockenden Schwarm aus ihrem eigenen Honigvorrath speisen müssen, ehe er wieder selbst zu treiben beginnt. Wie gesagt, diesen Weg haben auch Neumann und Gallus in der Niederlausitz, zwar prunklos und einfach, aber in Kraft ihrer angebornen Autorität, eingeschlagen; auch mehrere historische Vereine in Bayern verfolgen gleichzeitig diese Bahn, wie uns ihre so gütigen als werthvollen Zusendungen noch jüngsthin belehren: mögen diese wohlunterrichteten Gewährsmänner der Geschichte den Muth nicht verlieren!

Wir kehren noch einmal zu den vorliegenden Abhandlungen selbst zurück.

„Mit Unrecht hat man zeither als gewiß angenommen, so beginnt Neumann im I. Hefte die erste Abhandlung, daß die heutige Niederlausitz in frühester Zeit von Deutschen bewohnt gewesen sey; daß sich Spuren derselben bis auf unsere Zeiten erhalten hätten; die Slaven aber erst im 5. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung von Polen her vorwärts gedrungen wären, und sich bis an die Saale ausgebreitet hätten. Während Einige die Semnonen für den deutschen Stamm, der in der Niederlausitz seine Wohnsitze hatte, ausgeben wollen, erklärt sich Worbs (in seinem Archiv für Schlesien und die Lausitz,) für die Vandalen, eine Meynung, der es aber an jeder historischen Grundlage fehlt, und die lediglich auf der Autorität Mannert's (Germania S. 399,) der den Vandalen in der Lausitz und im Brandenburgischen ihre Sitze anweisen will, beruht. Auch die Semnonen werden jedenfalls mit Unrecht in der Niederlausitz gesucht. Tacitus gedenkt ihrer zweymal" u. s. w. Und S. 5 „Berücksichtigt man auch dabey, daß nicht bloß Vibius Sequester der Slaven auf der Ostseite der Elbe gedenket, sondern, daß sich schon bey den ältesten Schriftstellern, insbesondere auch bey Ptolomäus in den Namen der Gegenden und Flüsse eine Menge von Andeutungen finden, welche auf slavischen Ursprung schließen lassen rc." Der Verf. nimmt sofort an, daß die Slaven schon im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung die Gegend inne hatten, — und er kömmt hierbey auf die Frage zurück, in wie fern die aus einer und derselben Heimath, in Asien, gekommenen Slaven und Germanen wesentlich von einander unterschieden wären? „Man habe vielfältig — sagt der Verf. S. 9 — von germanischen Alterthümern — auch vom Verbrennen der Todten gesprochen, — aus einer ganz fabelhaften Zeit der Germanen —: wo es offenbar slavische Alterthümer, Bollwerke, Opferplätze und Wohnstätten waren; — denn die Slaven seyen den nordöstlichen Germanen auch in der Cultur sehr weit voraus gewesen. An Beweisstellen aus der ältern und neuern Literatur, und, was hier wesentlich ist, an localen Hinweisungen, lassen es nun die beyden Verfechter dieser Ansicht, die Hrn. Neumann und Gallus, nicht ermangeln. Denn auch der letztere spricht allenthalben dieselbe Ueberzeugung aus.

„Die Sarmaten waren nicht nur Slaven, sondern sogar Sorben" — heißt es S. 57 in der Rechtsgeschichte. „Es ist überhaupt, was hier nur beyläufig bemerkt wird, höchst wundersam, daß das so mächtige Volk der Sarmaten, welches ungeheure Flächen in Europa und Asien eingenommen hatte, auf einmal, wie durch einen Zauberschlag verschwindet. Sehr leicht läßt sich dieses Phänomen aber dadurch erklären, daß man dasselbe Volk weiter und tiefer Landeinwärts, von der Ostsee bis an die Saale sitzend, (Sal ist doch wohl selbst slavisch?) mächtig und groß, unter dem richtigen Namen Sorben, und in dem heutigen Servien unter dem, schon etwas verdorbenen, Serben, wieder findet." Daß diese Nachweisungen auch auf das benachbarte Böhmen ihre Nutzanwendung finden, und daß unsere bereits oft genug geäußerte Meynung von dem viel früheren Daseyn und Vorschreiten der Slaven in Europa, wo man bisher nur Germanen sehen und hören wollte, hier neuerdings bestätigt wird; dessen

Digitized by Google

mag sich der eine oder der andere aufmerksame Leser von selbst erinnern.

Uebrigens wird von beyden Verfassern der vielen Verdienste Worbs, weiland Superintendent, Dr. und Ritter, um die Geschichte und Topographie von Schlesien und der Lausitz mit großer Achtung gedacht.

In der Rechtsgeschichte wird bemerkt, daß durch die Einführung der germanisch-christlichen Herrschaft das freye Eigenthum der Slaven aufgehört habe, es wird aber auch zugestanden, daß nun erst die Civilisation, und ein rasch steigender Wohlstand des Volkes begonnen habe. Also —? Wie leicht kann in der Theorie von Emancipationen, von Auflösung heimathlicher und sedentärer Verhältnisse mehr gesucht werden, als solche Theorien im Leben gewähren?

Was man Behufs der gesellschaftlichen Ordnung und eines gesicherten Familien- und Heimathlebens aufgiebt, ist doch nur Mittel zum Zweck, nicht Verlust. Daß auch die Slaven von Haus aus schon Standesordnungen bis zur Knechtschaft und Unterthänigkeit kannten, unterliegt keinem Zweifel (s. in diesen Blättern unsere Bemerkungen zur Geschichte von Böhmen). Merkwürdig sind in eben dieser Rechtsgeschichte der Niederlausitz die Nachrichten über die dortige Stellung der Schultheiße, der Castellane, einst Supane, Krale (Koral, Strafrichter) und der Erbrichter, als Einzelnrichter in erster Instanz, und für die causae minores. Auch dort ward das Richteramt in erster Instanz von den Königen und Herzogen mehrfältig an ehrenhafte Geschlechter in erblicher Eigenschaft verliehen; und es wird da die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Schöppenstühle und Collegialverfassung erst in der zweyten Instanz, bey den Stadtgerichten, ihr Aufkommen hatten. Gewährsmänner mochten immerhin auch dem Einzelnrichter zur Seite stehen. Der Meynung, daß der Castellan und der Gastaldius ein- und dieselbe Person, auch dem Namen nach, gewesen, können wir aber nicht beystimmen. Der Castellan und Burgvogt stammt von Castellum, womit die germanische Herrschaft auch die Niederlausitz allenthalben ausstattete. Aber der Gastaldius, der landesfürstliche Domänenverwalter, so viel wir wissen, aus den longobardischen Gesetzen zuerst erkennbar, unterliegt einer ganz andern Ableitung, wie wir das anderswo nachgewiesen haben.

Ditmar von Merseburg, Adelbold de gestis Henrici, Helmolds Chronik, die sächsischen und fränkischen Annalisten 2c. werden in diesem Hefte mannigfaltig und gründlich erläutert, und die Geschichte der Ottonen und K. Heinrich's II., in so fern sie sich von den baltischen Küsten her und aus Sachsen über Meissen, gegen die Lausitz und Polen bewegt, erhält hier wesentliche Aufklärungen und Berichtigungen. Das ist es auch, was in Anbetracht der schon allenthalben zu Tage liegenden Vorräthe, noth thut, und gar manchen Funken aus der Asche weckt. Aber, wie oben, und nach der Einleitung zu den vorliegenden Beyträgen selbst, gesagt: nicht jeder Boden und jede Zeit tragen forthin dieselben Früchte. Das vom modernen Rationalismus und Industrialismus in der Landwirthschaft so übel angesehene und mißverstandene Brachfeld beginnt allmählig wieder zu einiger Geltung und Anerkennung zu gelangen. Sollte das im literarischen Treiben, in der zeit- und ortsgemäßen Cultur des geistigen Terrains, zumal, wo die Tagespresse so sichtbar wuchert, nicht auch der Fall seyn? Will man aber, nach dem übrigens längst absolut gewordenen Dogma, daß nur der Pflug die Erde zum Ertrag bringe, allenthalben auch Zwischenfrüchte: so muß der Sämann gleichwohl mit einer gewissen Fülle von persönlicher und realer Autorität, und in Kraft seiner dem Lande schon zu Guten gekommenen Erfahrungen einzuschreiten vermögen; wie der Bienenwärter manchen Honigkuchen im Vorrath haben muß, um mehr, als Ersatz, erwarten zu können.

v. Koch-Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. July.
Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

(Schluß.)

4. Herr Konservator Steinheil erstattet Bericht über einen von Hrn. Talbot an die Classe gesandten Aufsatz (aus dem Athenäum), dessen Versuche die Fixirung der Lichtbilder betreffend.

Ref. hält denselben für nicht geeignet zur Aufnahme in die Gelehrten Anzeigen, weil Hr. Talbot nur die Resultate angiebt, zu welchen er gelangt ist, alle nähern Angaben seines Verfahrens aber, sowie die Methode, seine Bilder zu fixiren, was allein belehrend seyn könnte, mit Stillschweigen übergeht.

5) Professor v. Kobell und Conservator Steinheil legen die Resultate ihrer gemeinschaftlichen Versuche über Fixirung der Lichtbilder nebst Proben vor.

Sie bemerken, daß ihre Versuche zu einer Zeit begonnen hätten, wo noch nichts über die Methoden zur Erzeugung solcher Bilder veröffentlicht war, und in dem Wunsche die erste Veranlassung fanden, Brauchbares über diesen, das Interesse des Publikums fesselnden, von Daguerre angeregten Gegenstand zur Oeffentlichkeit zu bringen, was seiner Zeit auch geschehen sey. Aber nicht die Absicht, das Daguerr'sche oder Talbot'sche Verfahren aufzufinden, habe sie geleitet, sondern der Wunsch, ein Problem, was so viel verspricht und mit vollem Rechte die Thätigkeit der Naturforscher herausfordert und was durch mehrseitiges Auffaßen nur gewinnen kann, in ihrer Weise zu verfolgen.

Da sich übrigens die nach der befolgten Methode erzeugten Lichtbilder auch auf lithographische Steine fixiren lassen und das schwarze Chlorsilber von schwachen Säuren nicht angegriffen werde, so sey die Möglichkeit angedeutet, solche Lichtzeichnungen dereinst der lithographischen Kunst zu übergeben, wo es dann nicht fehlen dürfte, Licht und Schatten, wie in der Natur an die rechte Stelle zu bringen und Vortheile zur Vervielfältigung zu erlangen, welche sich von Daguerres Methode bis jetzt nicht versprechen lassen. —

Es bemerkte hierauf Prof. von Kobell über den chemischen Theil der Untersuchung, wie folgt:

Bey der Bereitung des Papiers zur Fixirung der Lichtbilder ist zunächst nothwendig, daß das Chlorsilber durch Präcipitation auf dem Papier selbst erzeugt werde, denn fertiges Chlorsilber, mit dem Pinsel aufgetragen, haftet nicht genug an dem Papier und eine damit erhaltene Zeichnung verschwindet größtentheils bey der weiteren Behandlung mit dem Fixirungsmittel. Wird aber durch irgend eine salzsaure Verbindung eines Alkali's, womit das Papier zuerst getränkt und getrocknet wurde, das Silber aus seiner salpetersauren Auflösung als Clorsilber gefällt, so kann zwar die Zeichnung fixirt werden, es hängt aber noch weiter von dem Verhältnisse des Chlorsilbers und des überschüssigen salpetersauren Silberoxyd ab, das Papier für die Einwirkung des Lichtes möglichst empfind-

lich und die Zeichnung möglichst vollkommen zu machen.

Wenn man mit einem Ueberschuß von Kochsalz-Auflösung Chlorsilber auf dem Papier präcipitirt und dieses dann mit Wasser gehörig auswäscht, so erhält man kein Papier von großer Empfindlichkeit und eine damit erhaltene Lichtzeichnung erscheint nach dem Fixiren nur schwach. Aehnlich verhält es sich, wenn gar zu wenig Chlorsilber gegen einen Ueberschuß von salpetersauerm Silberoxyd vorhanden ist.

Folgendes Verfahren zeigte sich zum Präpariren eines guten empfindlichen Papiers am geeignetsten. Nicht zu feines geleimtes englisches Zeichnungspapier wird in einer Auflösung von Kochsalz, mit 1 Gewichtstheil Salz und 15 Theilen Wasser bereitet, vollkommen getränkt und, wenn es größtentheils bis zum Feuchtseyn getrocknet, die stellenweise darauf noch befindliche Salzlösung mit weißem Fließpapier abgenommen. Es wird dann die eine Seite desselben mit einer Silberauflösung, 1 Theil Silbersalpeter und 3 Theile Wasser, durch gehöriges Darüberziehen in einem flachen Teller genetzt, das Papier im Dunkeln, bis die Oberfläche nicht mehr feucht glänzt, getrocknet und dann noch zwey- bis dreymal auf dieselbe Art mit abwechselndem Trocknen mit der Silberauflösung überzogen.

Ein solches Papier kann in einem wohlschließenden Buche aufbewahrt werden.

Will man eine auf Glas oder Glimmer in schwarzem Grunde radirte Zeichnung copiren, so hat man das Papier nur durch reines Wasser zu ziehen und auf die Seite des Grundes, welcher durch ein mit dünnem Gummiwasser darauf befestigtes Glimmerblatt (von weißem sibirischem Glimmer) geschützt ist, eben aufzulegen und dem Sonnenlichte zu exponiren. In ungefähr 5 Minuten ist das Bild hinlänglich eingebrannt, wie man es nennen kann, um fixirt zu werden. Es wird nun das Papier in kaustisches Ammoniak gelegt, bis das unzersetzte Chlorsilber aufgelöst ist, dann in Wasser wohl gewaschen und getrocknet. Um den Grund der Zeichnung möglichst wenig gefärbt zu erhalten, ist es gut, frisch bereitetes Papier anzuwenden und beym Fixiren dasselbe eine hinlängliche Zeit im Ammoniak liegen zu lassen, weil es sonst mehr oder weniger nachdunkeln kann. Die fixirte Zeichnung hat eine sehr schöne warme dunkelbraune Farbe. Wendet man statt des Ammoniaks unterschweflichtsaures Kali an, welches auch schon längst als ein Auflösungsmittel für Chlorsilber bekannt war, worauf aber neuerlich Dumas wieder aufmerksam gemacht hat, so kann man das Papier, d. h. den Grund der Zeichnung ganz weiß erhalten, die Zeichnung nimmt aber eine dunkelviolette, bey längerem Liegen in demselben eine grauschwarze Farbe an. Da sich übrigens bey Ueberschuß von salpetersauerm Silberoxyd, welcher, wie gesagt, nothwendig ist, um das Papier möglichst empfindlich zu machen, durch das unterschweflichtsaure Kali ein Gemenge von Schwefelsilber- und unterschweflichtsaurem Silberoxyd auf dem Papier präcipitirt, so wird das Papier graulichgelb und fleckig, wenn man nicht die Vorsicht beobachtet, vor dem Fixiren dasselbe in ein gegen das Licht geschütztes Gefäß mit heißem Wasser zu legen, um den Ueberschuß des Silbersalpeters zu extrahiren. Nach ungefähr 10 Minuten wird es herausgenommen, noch einmal in kaltes Wasser und dann in das unterschweflichtsaure Kali gelegt. Nach 8 — 12 Minuten kann es herausgenommen, in kaltem Wasser abgewaschen und getrocknet werden.

Was die Anwendung zur Aufnahme von Bildern der Camera obscura betrifft, so ist, wenn diese nicht zu klein erhalten werden sollen, je nach der Intensität des Sonnenlichtes ein Exponiren von einigen Stunden nothwendig. Da wir immer die Erfahrung gemacht haben, daß die Gegenwart von Wasser die Empfindlichkeit des Papiers sehr merklich erhöht, so bringen wir das präparirte mit Wasser befeuchtete Papier zwischen zwey etwas größere Glimmerblätter und exponiren es so dem Lichtrefler. Die so erhaltenen Zeichnungen fixirt man am besten mit unterschweflichtsauerm Kali unter den eben angeführten Cautelen, wobey auch ihre feinsten Nuancen erhalten werden. Um Licht und Schatten auf den rechten Platz zu bringen, werden die erhaltenen Bilder weiter als Objekte für die Camera obscura genommen, in Rahmen gefaßt und mit Sonnenlicht beleuchtet. Zu bemerken ist jedoch, daß die Helligkeitsunterschiede in der Copie noth-

wendig geringer ausfallen, als in der ursprünglichen Zeichnung, was die Brauchbarkeit dieser Methode beschränkt. —

Ueber die Hervorbringung solcher Bilder durch die Camera obscura und das Sonnenmikroskop bemerkt Conservator Steinheil, daß die Zeit zur Vollendung eines Bildes um so größer werde, je geringer die Intensität der Erleuchtung ist. Man kann bey dem Sonnenmikroskop, das am besten bloß aus einem achromatischen Objective besteht, in der Erleuchtung des Objectes natürlich nur so weit gehen, als es die damit verknüpfte Erwärmung des Gegenstandes gestattet. Dieser Gränze aber möglichst nahe zu kommen, ist am vortheilhaftesten. Damit die Erleuchtung während der Erzeugung des Bildes nicht wechsle, ist ein Heliostat unerläßlich. Die Präcision des Bildes verliert sehr, wenn bey gewöhnlichem Sonnenmikroskop der Erleuchtungsspiegel bloß von Zeit zu Zeit mit freyer Hand nachgestellt wird. Uebrigens ist die Intensität der Sonnenmikroskopbilder selbst für erhebliche Vergrößerungen noch immer weit beträchtlicher, als bey dem Bilde der Camera obscura. Bey dieser muß man also vor Allem darauf ausgehen, möglichst viel Licht zu erhalten d. h. dem achromatischen Objective eine, im Verhältniß zur Brennweite möglichst große Oeffnung zu geben, weiße Gläser zu wählen, und die Umkehrung des Bildes durch Spiegel zu vermeiden.

Wenn die Oeffnung zur Brennweite sich wie 2 zu 5 verhält, was bey den galiläischen Theater-Perspectiven meistens der Fall ist, so hat man die Gränzen der möglichst großen Oeffnung erreicht. Schon hier wird für beträchtliche Dimensionen eine große Beschränkung des deutlichen Gesichtsfeldes als nothwendige Folge eintreten. In dem Maaße aber, als man die Oeffnung vermindert, also an Gesichtsfeld gewinnt, verliert man an Zeit, die zur Erzeugung des Bildes nöthig wird. Hier muß also die specielle Absicht die Gränzen bestimmen. Für den transportablen Gebrauch kann folgende Einrichtung, die sich bey unsern Versuchen als zweckmäßig erwiesen hat, ihrer Einfachheit wegen besonders empfohlen werden. Ein cylindrisches Futteral von Pappe, 3 Zoll weit und 5 Zoll lang (im allgemeinen so lang als die Brennweite des Objects) mit Auszug wird am Deckel zur Aufnahme des Objectivs am Boden zur Gegenlage des präparirten Papieres ausgedreht, und innen mit den nöthigen Blendungen zum Abhalten des falschen Lichtes versehen. Zur Befestigung dieser kleinen Camera obscura taugt ein Stativring ähnlich denjenigen, deren man sich bey Auszugsfernröhren bedient.

Das Objectiv wird nun mit dem Deckel des Futterals herausgezogen bis auf einem gegen den Boden gehaltenen, auf der innern Seite mattgeschliffenen Glase, der abzubildende Gegenstand möglichst deutlich erscheint.

An die Stelle dieses matten Glases kommt nun das zwischen 2 Glimmerblätter feucht gelegte zubereitete Papier, was durch einen übergeschobenen Boden mit kurzem Uebergriff angedrückt und fest gehalten wird.

Ist das Bild vollendet, so wird ein ähnlicher Deckel über das Objectiv gesteckt. Die Zeichnung ist aber jetzt in völlig dunklem Raume und kann so beliebig transportirt, gelegentlich aber fixirt werden.

Mit einer ähnlichen Camera obscura wurden Abbildungen der Frauenthürme, der Glyptothek und anderer hiesiger Gebäude erhalten, die an Präcision auch den geübtesten Pinsel weit übertreffen und ihre Gränze nur in der Substanz des Papiers durch die Loupe betrachtet finden. Uebrigens ist nicht jeder Gegenstand gleich geeignet zu dieser Abbildung. Bäume, Rasen, überhaupt alles grüne Licht bewirkt eine im Verhältniß zu den übrigen Farben viel zu geringe Wirkung, um deutliche Zeichnungen zu geben, dagegen alle grell beleuchteten Gebäude, Felsengruppen ꝛc. vorzüglich getreu und in einer Weise erhalten werden, daß sie dem Künstler als Studium dienen können.

6. Herr Konservator Dr. Vogel berichtet über die Einfuhr und den Transport der Friktionszündhölzchen:

An den seit einiger Zeit im Handel sehr häufig vorkommenden Friktionszündhölzchen, bekannt unter dem Namen der Congrev'schen Zündhölzchen, besteht die zündbare blaue oder rothe Materie, welche sich an dem äußersten Ende des Hölzchens unterhalb des Schwefels befindet, aus einer gummihaltigen, aus feinem Phosphorpulver, chlorsaurem

Kali und Schwefel zusammengesetzten Masse. Der Phosphor ist von dem Gummi und dem blauen oder rothen Ueberzug dermaßen überzogen und eingeschlossen, daß die Zündhölzchen, wenn sie nicht gerieben werden, an der Luft nicht leuchten, wodurch dem Phosphor die Eigenschaft seiner leichten Entzündbarkeit erhalten und zugleich verhindert wird, daß er nicht in Säure übergeht. Wird aber ein solches Zündhölzchen auf einer harten rauhen Fläche gerieben, so entzündet es sich; dasselbe ist auch der Fall, wenn ein starker Schlag mit dem Hammer darauf geführt wird.

Durch die Friction auf einer rauhen Fläche wird der obere zum Schutz des Phosphors gegen den Zutritt der Luft dienende Ueberzug abgerieben, worauf sich die innere Masse dergestalt erhitzt, daß die Entzündung derselben sogleich vor sich geht und sich alsdann dem über derselben sich befindenden Schwefel mittheilt.

Die in München eingeführten Zündhölzchen kommen größtentheils aus den österreichischen Staaten, außerdem auch noch aus einer Fabrik bey Gotha und aus Eßlingen in Würtemberg. Bey einem hiesigen Kaufmann, welcher einen bedeutenden Verschleiß der Zündhölzchen hat, habe ich die Kisten, in welchen sie eingepackt ankommen, genau untersucht. Diese Kisten waren von Tannenholz und aus einer Fabrik in Eßlingen; sie hatten etwa 1 1/2 Fuß Höhe und 2 Fuß Breite. Der kleinen Schachteln, in welchen sich 100 Zündhölzchen mit Sägespähnen vermengt, befinden, sind 1030 in der Kiste enthalten. Eine solche mit Zündhölzchen angefüllte Schachtel wiegt im Durchschnitt höchstens 3 Loth was also ohne Kiste etwa 96 Pfund an Gewicht betragen würde. In der ganzen Kiste befinden sich also 103000 Hölzchen. Eine Selbstentzündung der brennbaren Masse ist bey der großen Vertheilung des Zündstoffes, ohne alle äußere Veranlassung, nicht leicht zu befürchten, denn die horizontal liegenden mit Sägespähnen umgebenen Hölzchen zu je hundert in jeder Schachtel berühren sich kaum und sind außerdem so in Schichten gelegt, daß die mit der brennbaren Materie überzogenen Spitzen nicht alle nach einer Seite sondern schichtenweise nach beyden Seiten gelegt sind, weshalb man beynahe jedes Hölzchen als isolirt liegend betrachten kann.

Um zu ermessen, wie weit beym Fall der Kiste ein Stoß oder plötzlicher Druck gefahrbringend werden könne, habe ich etwa 50 Zündhölzchen fest zusammen gebunden in Papier gewickelt und dann auf dem Ambos einen starken Schlag mit dem Hammer darauf gegeben, wodurch die Masse mit schwacher Detonation und Lichterscheinung absprang, aber weder die Hölzchen noch das Papier fiengen davon Feuer.

Ein anderer Versuch wurde so angestellt, daß ich die ganze gut verschlossene Schachtel, welche 100 Zündhölzchen enthielt, auf den Ambos legte und nun mit einem schweren breiten Hammer einen starken Schlag auf die Schachtel richtete. Die Schachtel wurde davon eingeschlagen, aber nur wenige der Hölzchen hatten sich, ohne jedoch fortzubrennen, entzündet, der bey weitem größere Theil derselben aber blieb unversehrt und unentzündet.

Es ergiebt sich aus diesen Versuchen, daß die Versendung der Zündhölzchen in Kisten nicht so gefährlich ist, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, denn, da die Zündhölzchen bey ihrer lockern Verpackung mit Sägespähnen sich wenig berühren und ohnehin keine harte Unterlage haben, welche Widerstand leisten könnte, so würde aus diesem Grunde selbst ein recht starker Stoß oder Schlag auf die Kiste bey ihnen keine gefährliche Wirkung hervorbringen.

Die gänzliche Unmöglichkeit einer Gefahr getraue ich mich jedoch nicht zu behaupten, oder zu verbürgen, zumal, wenn die Versendung in großen Kisten, welche 900 Pfund an Gewicht haben sollen, geschieht.

In den Laden bey Kaufleuten stehen die Schachteln mitten unter andern verbrennlichen Gegenständen, was aus polizeylichen Rücksichten nicht geduldet werden sollte, vielmehr sollten die Schachteln an einem besonders abgeschlossenen nicht zu warmen Orte in Behältern von Eisen oder Stein aufbewahrt werden.

Bey Anwendung der erwähnten Vorsichtsmaßregeln erscheint es nicht nothwendig, den Verkauf der Frictions-Feuerzeuge durch ein Verbot zu beschränken oder aufzuheben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nr. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Káriká, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, by Is'vára Krishna; translated from the Sanscrit by Henry Thomas Colebrooke, Esq. Also the Bháshya or Commentary of Gaurapáda; translated and illustrated by an original Comment, by Horace Hayman Wilson M. A. F. R. S. cet. Professor in the University of Oxford. — Oxford printed, published and sold by A. J. Valpy. London 1837. gr. 4. Pref. XIV. 194 u. 48 Text.

Die berühmten Gelehrten H. T. Colebrooke und H. H. Wilson, die den Geist der alten Hindu in dem Reichthume seiner mannigfaltigen Bildungen, in ihrem Lande selbst erforscht haben, sind schon dort bemüht gewesen, uns jene fremde, vieles bergende Welt durch schätzbare Werke aufzuschließen, welche für die indischen Studien die unentbehrlichsten sind. Nach Europa zurückgekehrt veröffentlichte jener die Früchte seiner fortgesetzten Untersuchungen, wie auch dieser hier in seinen Arbeiten mit unausgesetzter Thätigkeit fortfährt, wozu er die vereinten Hülfsmittel benutzt, welche ihm zu den in ihm selbst liegenden Quellen, seine äußeren verwandten Stellen gewähren, die er als Professor der Sanskrit-Literatur in Oxford und als Director sowohl der k. Asiat. Gesellschaft von Großbritannien als der Bibliothek und Museen der ostindischen Gesellschaft in London, würdigst einnimmt. — Von den Bemühungen der beyden Gelehrten in Verbindung konnte wohl nur das Vollendetste seiner Art erwartet werden.

Und so ist nun dieses Werk, dem die Arbeit des zu frühe verstorbenen Colebrooke's, welcher das Sānkhjasystem schon vordem in den Transactions of the Roy. Asiat. Soc. dargestellt hat, zu Grund gelegt worden ist, in einer Ausstattung, wie noch kein anderes der Hindu erschienen. Colebrooke's Freund, der eben von Indien zurückgekommen, war am meisten dazu geeignet, demselben mit aller Sorgfalt und Liebe seine gegenwärtige Vollendung zu geben. Der Hr. Prof. Wilson setzte zu seines Freundes Uebertragung der Urschrift diese selbst, *) welche er durch genaue Vergleichung von acht Handschriften sicherte. Dazu fügte er den Text und eine treue Uebersetzung der Scholien des Gaurapāda, des vorzüglichsten Erklärers der Kārikā, und außerdem noch nach jedem Distichon, da die Scholien durch Kürze des Ausdrucks nicht selten so dunkel als der Text sind, überall seine sehr deutlichen Erklärungen, durch Zusammenfassung und Auseinandersetzung der Bedeutung des Textes und der Scholien, mit mehreren Belegen durch Stellen aus anderen vorzüglichen Scholiasten, die er in der Vorrede (S. VII.) angiebt, und deren sanskrit Worte er für den Kenner am Rande anführt. Unter denselben ist ein Hauptwerk, der Commentar der Sutren des Kapila, nämlich Sānkhja-pravatshana-bhāshja.

Diese Einrichtung giebt dem Werke einen sehr nützlichen Gebrauch nicht nur für den Indischgelehrten, sondern auch für alle selbst der indischen Sprache Unkundige, sofern sie nur am Fortgange der höheren Menschengeschichte und Völkerkunde

*) Hr. Prof. Lassen hat in seinem Gymnosophista, auch die Sānkhja-Kārikā mit großem Fleiße bearbeitet herausgegeben.

Theil nehmen. Die Herausgabe davon ward bloß deßwegen so lange verschoben, weil es mit den neu besorgten Dävanagari-Typen des Hrn. Prof. W. in Oxford gedruckt worden ist, deren Schnitt und Guß wohl als vortrefflich anerkannt wird. Nach diesen Vorausbemerkungen über Herausgabe und Anordnung des Ganzen kommen wir näher zur Sache.

Unter dem Namen Sānkhja साङ्ख्य m. (von सङ्ख्या f. Zahl, Nachdenken, Betrachtung, aus सम् + ख्या) wird dieses System meist in dem Sinne von Zahlensystem genommen, wegen der Zahl seiner 25 Principien und der Zahlen seiner weiteren Auseinandersetzungen. Man hat aus diesem Grunde eine Aehnlichkeit zwischen ihm und der pythagoräischen Philosophie gefunden, die jedoch wohl noch einen andern Grund hat. — Der Sānkhja ist eine sehr alte Lehre. Kapila, ihr Urheber, wird als eine alte mythische Person, bald als von Brahma gezeugt, bald als eine Verkörperung des Vishn'u angesehen. Damit stimmen sowohl der Volksglaube der Vaishn'aven, als die alten Werke Rāmājan'a, Mahābhārata u. a. auch das neuere Bhāgavata überein. In Bh. gītā wird sie eine in alter Zeit von Krishn'a dargestellte Institution genannt, III. 3. निष्ठा पुरा प्रोक्ता मया. Sie soll ursprünglich von Kapila dem Āsuri, und von diesem dem Pantshas'ikha mitgetheilt worden seyn, von welchem sie, nach Mahābhārata, Dshanaka der König von Mithila, und dann, durch eine lange, den Hindu auch sonst gewöhnliche, eigene Ueberlieferungsreihe auf einander folgender Schüler, Is'vara Krishn'a empfieng, der sie in apophthegmatische Verse im Ārja-Metrum zusammen faßte, worin sie systematisch, jedoch ohne Beweise und Bestimmung ihres oft dunkeln Zusammenhanges geordnet ist. Die Zeit dieses Is'vara Krishn'a bestimmt Colebrooke so fern negativ, als man den Scholiasten seines Werkes, der Kārikā, nämlich Gaurapāda als einen und denselben mit Gaurapāda, dem Lehrer des berühmten Sankaraātshārja, ansehen darf, der nicht nach dem achten Jahrhundert gesetzt werden kann. Wie lange vorher die Kārikā in ihrer gegenwärtigen Form bestanden habe, bleibt unausgemacht. Ihr Text ist gleichwohl in wenigem verschieden von den Sūtren des Kapila, die im Sānkhja-pravatshana enthalten sind, sonst einstimmig im Sinne und oft in den Worten, in den gleichen oder ähnlichen Ausdrücken.

Bey der Wichtigkeit dieser alten, dem Vādānta entgegengesetzten Lehre mag eine weitläufigere Anzeige derselben in diesen Blättern um so weniger unzweckmäßig gefunden werden, als in ihnen Ref. auch den Vādānta zur deutlicheren Kenntniß zu bringen gesucht hat (1837 Nr. 210 — 214. und 1838 Nr. 65 — 68.). Denn von Wenigen wird sie gekannt, von Mehreren mit dem Vādānta vermischt, von Anderen aus Mißverständniß demselben vorgesetzt. Beyde in ihrer großen Verwandtschaft unter sich und doch wesentlichen Verschiedenheit von einander zugleich gefaßt, dienen nicht nur zur gründlichen Erkenntniß des Hinduismus in seinen Hauptformen und Umgestaltungen, sondern auch anderer Systeme; da allein auf diesem tieferen Boden, nicht allein nach Aeußerlichkeiten, der weit verbreitete Buddhaismus, Dshainaismus u. a. in ihren wesentlichen Entstehungs- und weiteren Entwicklungsformen begriffen werden können, wie wir in der Folge sehen werden.

Hr. W. betrachtet diese Arbeit zugleich mit Recht als ein brauchbares Material, Vergleichungen der indischen Systeme mit griechischen Philosophen, auf die er sich auch im Werke selbst mehrmalen beruft, gründlicher anstellen und beurtheilen zu können, auf welcher Seite (so fern überhaupt das Verhältniß der Abhängigkeit hier unvermeidlich ist) die Verbindlichkeit gegen die andere sey. S. IX. der Preface (Ref. kann sich nicht enthalten, diese sonst noch merkwürdige Stelle anzuführen) sagt er: „Daß die Hindu irgend eine ihrer philosophischen Ideen von den Griechen ableiteten, ist sehr unwahrscheinlich, und wenn ein Borgen statt hatte, so ist das umgekehrte Verhältniß höchst wahrscheinlich. Man hat dagegen eingewendet, daß der Mangel von Chronologie in den indischen Schriften unmöglich mache, über ihre Zeit zu entscheiden, und man annehmen könne, daß mehrere, für alt

gehaltene, Werke wirklich sehr neu seyen, da sie lange nach der christlichen Zeitrechnung verfaßt seyn können. Denn die Begriffe, welche sie aufstellen, seyen eigentlich von den alexandrinischen Griechen genommen mittelst des Verkehrs zwischen Indien und Aegypten. Es ist wohl möglich, daß dieser Verkehr wechselseitigen Einfluß auf manche Theile der Philosophie beyder Länder in den ersten Zeiten des Christenthums gehabt habe. Wechselseitige Aehnlichkeiten mag man finden in den Begriffen der Neuplatoniker und der Neuerer des Vädānta oder in dem eklektischen Pantheism der Pauranʼiken. Aber die griechische Philosophie dieser Zeit kann kaum die strengeren Abstractionen des Sānkhja eingegeben haben, und wir müssen weiter zurückgehen, um zu dem Ursprunge der Dogmen des Kapila zu kommen. In Wahrheit, je entfernter die Zeit ist, desto enger ist die vorherrschend scheinende Verwandtschaft; und so weit wir mit den Lehren der jonischen und italischen Schüler bekannt sind, scheint vielmehr mit diesen die, mit dem Pantheism noch unvermischte Philosophie der Hindu verwandt (it is with them, that the Hindu philosophy unallayed with Pantheism, seems to claim kindred, rather than) als mit dem Mysticism des Platon (mancher Platoniker), oder den Subtilitäten des Aristoteles (mancher Aristoteliker). Die Seelenwanderung selbst ist ein wichtiger Zug in dieser Aehnlichkeit. Denn der Glaube daran darf nicht als ein bloßer Volksaberglaube betrachtet werden. Sie ist ein Haupt-Princip der indischen Metaphysik, der Grund der indischen Philosophie. Der große Gegenstand aller philosophischen Untersuchung in jedem System, es sey brahmanisch oder buddhistisch, ist die Entdeckung des Mittels, dem Weiterwandern ein Ende zu machen, das körperliche Daseyn nicht fortzusetzen, den Geist vom Leibe zu befreyen. Daß dieses der leitende Grundsatz der Pythagoräischen Philosophie war, wissen wir aus altem Zeugniß, und es hat wesentlichen Einfluß auf Platons Speculationen. Uebereinkunft in diesem Princip bringt Einstimmung in allen den wichtigsten Ableitungen davon mit sich, und bestätigt, wenn nicht einen wechselseitigen Verkehr, wenigst einen gemeinsamen Ursprung.“ Dieser Ursprung, in wie weit er nicht allein aus dem allgemeinen Entwicklungsgang der Menschheit gefaßt werden kann, mag nicht ganz ohne Rücksicht auf das Aegyptische, das wohl aus dem Indischen begriffen werden könnte, seine Bestimmung erhalten, und so fern wenn nicht unmittelbar doch mittelbar aus dem Indischen herzuleiten seyn. Ref. übergeht alle weiteren Bemerkungen über diese Stelle der Vorrede, da über die hierher gehörigen Puncte mehrere Erörterungen in der Folge vorkommen.

Um die Einsicht in den Sānkhja und die Beurtheilung seiner einzelnen Hauptmomente und ihrer Beziehungen zu erleichtern, glaubt Ref., da doch überall die Theile nur in dem Ganzen richtig erkannt werden, einen kurzen Ueberblick in dieses vorausschicken zu müssen.

Von einer ewigen, absoluten, allein productiven, aber bewußtlosen Natur (der Wurzel-Vorbildung, Mūlaprakriti) läßt der Sānkhja die Principien der Welt und aller ihrer Schöpfungen hervorbringen, die in ihr als Ursache schon vorgebildet enthalten sind. Dieser nur schöpferischen, bewußtlosen Natur gegenüber, sind, von ihr unabhängig, die, wie sie, ewigen, absoluten, aber ganz unproductiven, allein bewußtseyenden Geister, von welchen mittelst ihrer Wanderungen durch alle Naturgestalten diese und ihre Hervorbringungen wahrgenommen und erkannt werden. Die Geister haben nur den letzten Zweck, diese unter sich und von sich selbst zu unterscheiden, und durch diese Erkenntniß von aller Natureinleibung frey zu werden; die Natur aber, allein thätig, bringt nur zu diesem Zwecke alles hervor, um von ihnen wahrgenommen zu werden. Indem die Grundverschiedenheit der Natur und des Geistes, als absolut selbstständiger gegen einander vorausgesetzt wird, sollen sie doch nicht ohne einen eigenen Zwang aus einander gehalten werden, einander bedürfen, und voraussetzen, selbst mit der Bestimmung, daß der Geist gleichsam über der Natur, sie im Range unter ihm, wie ihrem Zwecke stehe. Ihr Verhältniß zu einander wird so dahin bestimmt, daß, indem sie für einander undurchdringlich sind, ihre Gemeinschaft nur in einer gewissen äußeren, durch kein Drittes bedingten, seltsamen Beziehung der Subjectivität und Objectivität auf einander be-

stehe, er in ihr allen Stoff des Wahrnehmens, sie in ihm ihren ganzen Zweck des von ihm Wahrgenommenwerdens hat. Seine Erkenntniß hängt von der, ihm objectiven Natur ab, und ihre Hervorbringungen sind bestimmt von dem, sie wahrnehmenden, subjectiven Geiste; sobald sie wahrgenommen ist, zieht sie sich zurück, und er schaut nicht mehr nach ihr, wenn er sie kennen gelernt hat.

Um so eigenthümlicher scheint in den Hervorbringungen der bewußtlosen Natur, schon in ihrer Vernunft (Buddhi), dem ersten Princip derselben eine eigene Art von unmittelbarem Bewußtseyn, ungeachtet der Geist so fern gar nichts dabey zu thun hat, indem er die Principien und alle Entwicklungen der Natur nur durch sein Bedürfniß, sie zu erkennen, erregen soll. Die dem Bewußtlosen, nicht ohne Widerspruch mit sich, in seinen Entwicklungen beygelegte Art des Bewußtseyns scheint daher über das System einen tiefen Sinn zu verbreiten, weil doch der Geist während seiner ganzen Wanderung mit dem Naturleib verbunden bleibt. Die hierbey unvermeidliche Frage: Wie die bewußtlose, unempfindliche Natur sich dem ihr fremden Geiste doch genau entsprechend bewegen könne? hat man dadurch zu lösen gesucht, daß man ein, jedem Geiste zukommendes Eigenwesen, स्वभाव Svabhâva, annahm, das sich für ihn schon vorherbestimmt (von wem?) finde, und in welchem er die Naturformen in allen ihren Entwicklungen auf seinen Wanderungen durch ihre verschiedenen Leiber erkenne. Andere haben sich zu helfen gesucht durch einen bewußtseyenden Herrn ईश्वर (Is'vara), den sie dazu nahmen, der aber dem Sânkhja fremd, offenbar aus dem Vâdânta entlehnt ist. Man sieht hier, was die beyden Secten des Buddhaismus welche von diesen beyden in Weise der Patronymika gebildet, Svâbhâviken und Ais'variken heißen, sagen

wollen. Nach diesem Blick auf das Ganze gehen wir zur bestimmten Auseinandersetzung der einzelnen Puncte, indem wir der Ordnung der Kârikâ folgen. Ref. wird dabey, wo es sowohl zum gründlicheren Verständniß des Sânkhja geschehen, als zur tieferen Einsicht in den Vâdânta dienen kann, die Beziehung auf diesen andeuten.

Das Werk beginnt unmittelbar mit Bestimmung seines Gegenstandes, nämlich im ersten Distichon so: „Wegen der Hemmung durch drey Arten von Leiden (diese zu heben) ist das Verlangen nach höherer Erkenntniß. (Wenn man sagt:) dieses Verlangen ist, weil das sie hebende Mittel in die Augen fällt, grundlos; (so ist die Antwort:) Keineswegs; denn das Gewisse (Nothwendige) und Endlose (was sie bewältigt), fehlt im Sichtbaren (in der Erfahrung).“ — Als die drey Leiden werden angegeben, 1. die in jedem selbst ihren Ursprung haben, 2. die von anderen Sichtbaren, 3. die von Unsichtbaren entstehenden Leiden. Sie werden in dieser Ordnung genannt अध्यात्मिकानि, die dem Geiste von den, noch in der Natur als Ursache enthaltenen Wirkungen in der Leiblichkeit kommen, wie von Begierde, Haß, Neid, Furcht u. d. dann von gestörter Bewegung der Flüssigkeiten des Körpers u. d.; अधिभौतिकानि, die dem Geiste von anderen, aus der Natur hervorgebrachten belebten oder leblosen Wirkungen entstehen; अधिदैविकानि die der Geist von den unrein-eingeleibten Geistern erfährt, wie von Pais'atshen u. d.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.

Nr. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Káriká, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Fortsetzung.)

Der Unterschied der höheren Erkenntniß von der aus dem Sichtbaren wird im folgenden bestimmt. Uebrigens ist die Bedeutung dieses Distichons, in dem, wegen der Kürze des Ausdrucks, sanskrit Gelehrte Schwierigkeit gefunden haben, durch Hrn. Wilson's Erklärung und Rechtfertigung der Uebersetzung Colebrookes ganz außer Zweifel gesetzt.*)

Gleich der genannten Erfahrung wird im zweyten Distichon auch der Inhalt der Väden als nicht durchaus wahres und deßwegen als unzureichendes Mittel zur Hebung der Leiden erklärt, ungeachtet Kapila die Väden nicht nur nicht überall verwirft, sondern, wo er Einstimmung mit seiner Lehre darin findet, oder sie hineinträgt, sich selbst darauf beruft. Verworfen wird aber von ihm der Inhalt der Väden da, wo Unreines eingemischt ist, z. B. Vorschriften zu Thieropfern; oder Mangel, wegen der Vergänglichkeit des dadurch zu erreichenden Zweckes, indem die Leiden nicht gleich, noch immer gehoben werden, oder Uebertreibung durch andere Leiden. Der Scholiast sucht

*) Ueber das erste Distichon, das Hr. Prof. Wilson mit der ausführlichsten Gründlichkeit behandelt hat, möge wegen des leichten Mißverständnisses, für Anfänger eine Sprachbemerkung erlaubt seyn. Das Compositum im Ablat. दुःखाभिघातात् kann hier eben so wohl für den Casus der Endursache (den Dativ) als für den Casus der Grundursache (den Ablat.) genommen werden. Das Verlangen zu wissen kommt aus dem Grunde der Hemmung durch Leiden, weil es zum Ziele der Hebung dieser führen soll. Der in einem Begriffe bestimmte zweyfache Casus-Gebrauch läßt eine doppelte Lösung zu. Dazu kommt auch die doppelte Bedeutung des Wortes अभिघात selbst (von der praep. अभि und dem हन् schlagen in f. caus.), das eben so wohl die Hemmung, Störung durch Leiden, das Bedrängtwerden andeuten kann, als das Niederschlagen, Aufheben der Leiden, worauf das Verlangen zu wissen gerichtet ist; womit die andere Lesart अपघातक stimmt. So ist auch in Wilson's Sanscr. Diction. 2 edit. von diesem Worte die doppelte Bedeutung angegeben: Striking, infliction, und remedy, removal. Den doppelten ganzen Sinn des sanskrit Ausdruckes hat sowohl der Scholiast als Colebrooke durch Umschreibung zu erschöpfen gesucht, indem er das दुःखत्रयाभिघाता- जिज्ञासा übersetzt mit: The inquiry is into the means of precluding the three sorts of pain; or pain is embarassement. Transact. R. A. S. I. 27. — Eigene Schwierigkeit hat das folgende तदपघातके हेतौ दृष्टे सापार्था चेन्न verursacht. Die sonst so gewöhnliche Formel चेन्न kann auch hier nur

dieß durch hier ausgehobene Vädenstellen zu beweisen p. २. ३. u. 13. 14. Doch erkennt Kapila an, daß es eine alte Lehre der Väden sey: Der kehre nicht wieder, (wandere nicht mehr) welcher die Region des Brahma erreicht hat, erklärt aber diese Stelle: कर्म्मणा ब्रह्मलोकगतस्यानावृत्तिः so: Die Väden beschränkten die Nichtwiedergeburt eines solchen, der durch Handlung die Brahma-Welt erreicht habe, auf seine, die drey Principien des Sānkhja unterscheidende Erkenntniß, die er dort noch erlangen soll, तत्रप्राप्तविवेकस्यानावृत्तिश्रुतिः nämlich des Unoffenbaren, des Offenbaren und Wissenden अव्यक्त, व्यक्त, ज्ञ (d. i. der reinen Natur, der wahrnehmbaren Modificationen derselben und des Geistes. S. 15. 16. Kapila nahm schon deßwegen die Väden als Erkenntnißgrund an, weil er sich aus seinem früheren Leben derselben erinnerte, आदिविदुषश्च कपिलस्य कल्पादौ कल्पान्तराधीतश्रुतिस्मरणासम्भवः p. 26.

den gewöhnlichen Sinn zulassen (s. chrestom. Sanskr. I. p. 153 l. 6. 10.). चेत् in चेन्न zeigt immer an, daß das, was unmittelbar vorhergeht, eine Einwendung sey, wozu चेत् wenn die nachgesetzte Conjunction ist. Die dadurch bedungene, negative Antwort wird durch न angedeutet, welche zur Apodosis einleitet. Von Hrn. W. ist dieses hier S. 5 — 8 mit so vielen Beyspielen bewiesen, daß wohl kein Zweifel mehr übrig bleibt. Colebrooke hat daher mit Beybehaltung der vollen Bedeutung des Textes, obschon mit veränderter Construction übersetzt: nor is the inquiry superfluous, because obvious means of alleviation exist, for cet. Damit stimmt auch der Scholiast: यद्युच्यते यस्मात् तदपघातको हेतुर्दृष्टो ऽस्ति तस्मात्सा जिज्ञासापार्था तन्न विधीयते oder चेदेवम् मन्यसे न०

Im dritten Distichon werden die Gegenstände der Erkenntniß, die 25 Principien der Natur तत्त्वानि Tattvāni angegeben, durch welche für die Geister die Leiber gegliedert werden, nämlich:

1. Mūlaprakriti, मूलप्रकृति die ursprüngliche Hervorbringung, die Wurzelnatur selbst, welche nicht durch Umwandlung, oder Entwicklung ist, अविकृति *) (nicht hervorgebracht);
2. die Sieben, nämlich: das mächtige Princip (mahat tattvam महत्) oder die Naturvernunft (buddhi बुद्धि) und die übrigen durch Umwandlung hervorgebracht und selbst umwandelnd oder hervorbringend, nämlich

*) विकृति zeigt einen wesentlichen Begriff im Sānkhja an, von वि + कृ ummachen, umändern, modificiren, weil auch nach dem Sānkhja die Wirkung schon in der Ursache vorgebildet ist, zu ihrer äußeren Existenz nur umgeändert wird. Ref. hat die Bedeutung von vikriti so wie von परिणाम parināma, Umbeugung, bey verschiedenen Gelegenheiten erörtert, und erkennt darin Uebereinstimmung mit dem Hrn. Verf., der diesen Begriff S. 18 durch Development erklärt hat. Wegen des Mißverständnisses derselben haben es Andere mit Emanation übersetzt, und deßwegen in Manu u. a. das Emanationssystem gefunden. Vjāsa a. m. OO. Vergl. Manu I. 75 ff. das 43 Dist. unten, Gotama Njāja Sūtra-vritt Ed. Calc. p. 97. l. 8. Vaed. Sāra.

lich der (अहङ्कार Ahankāra) und die fünf Elementen-Principien (तन्मात्राणि Tanmātrān'i);

3. die Sechzehen (षोडशक Skod'as'aka) die durch Umwandlung hervorgebracht sind, aber nicht selbst umwandelnd, nämlich, die fünf äusseren Elemente, die eilf Organe, darunter fünf Wahrnehmungsorgane बुद्धीन्द्रियाणि (auch ज्ञानेन्द्रियाणि genannt), fünf Thätigkeitsorgane कर्मेन्द्रियाणि; *) zu diesen zehen kommt noch ein inneres Organ अन्त : करण nämlich मनस् manas der Verstand.

Mit diesen 24 Principien macht fünfundzwanzig der Geist पुरुष (von पुर + वस् – पुर + उष im Leibe wohnend), der gleich der Natur urhaft ist, nicht durch Hervorbringung noch durch Umwandlung entstanden, so wie er auch selbst nicht hervorbringend noch umwandelnd ist.

Die, im vierten Distichon angegebenen Erkenntnißgründe oder Beweisarten प्रमाणानि pramān'āni für alle Anerkennung sind überhaupt von den, in den Väden selbst bestimmten wenig verschieden. Im Sānkhja sind sie: Erfahrung (Anschauung), Schluß (z. B. aus Analogie der Gattung), zuverläßige Ueberlieferung दृष्टम् अनुमानम् u. आप्तागमं oder आप्तवचनम्; in den Väden heißt es: Der Geist sey anzuerkennen, dem Sichtbaren, dem Nachdenken und der Ueberlieferung der Väden selbst gemäß (आत्मा वा द्रष्टव्यः श्रोतव्यो मन्तव्यः), womit auch die, im Vädānta Sāra (S. 10. Z. 16 — S. 11. Z. 18 ff.) angegebenen Erkenntnißgründe: श्रुतियुक्त्यनुभव einstimmen u. a. m. Die angegebenen Principien, nämlich: das अव्यक्तम् Unwahrnehmbare, व्यक्तम् das Wahrnehmbare und der Wahrnehmende Geist haben darnach von den oben genannten drey Beweisarten ihre Anerkennung.

Die Erklärung, welche Hr. W. von der Anerkennung aus den Beweisen (प्रमेयसिद्धिः प्रमाणात्) durch die Wirksamkeit der angeführten Naturprincipien selbst giebt, da doch die Natur mit ihren Principien bewußtlos ist, und nur der einzig Bewußtseyende, allein wahrnehmende Geist auch allein der anerkennende seyn kann, ist um so treffender, als gerade durch Einsicht in das tiefere Verhältniß der ersten wesentlichsten Principien des Sānkhja, eine gründlichere Kenntniß dieses Systems möglich ist. *) In Ansehung des ersten Pramāna, der Erfahrung (drisht'a) beruft er sich wie immer besonders auf die Scholiasten. Nämlich nach Vatshaspati: (प्रतिविषयाध्यवसायः — विषयम्प्रति वर्त्तते) ist der in entschiedene Beziehung mit einem Gegenstand Eingehende der, welcher sich gegen ihn befängt; अध्यवसायो बुद्धिव्यापारो ज्ञानम् d. i. das sich in Beziehung Setzen, das Naturvernunft-Geschäft ist Vernehmung; und nach Nārājana अध्यवसीयते निश्चीयते ऽनेन wird dadurch Entschiedenheit, Gewißheit erlangt. S. 23. Die Organe nehmen

*) Sämmtlich Organe इन्द्रियाणि genannt, weil das Wahrnehmungsorgan auch Thätigkeitsorgan ist, विषयम् प्रतिवर्त्तते, und in beyden mit der Receptivität die Spontaneität in verschiedenem Verhältniße verbunden betrachtet wird.

*) Vrgl. die bayer. Gel. Anz. 1838. Nr. 66. S. 532. ff.

die Gegenstände nicht wahr, sind nur Werkzeuge, welche sie der Naturvernunft näher bringen. Aber auch die Naturvernunft nimmt sie nicht wahr, „denn (heißt es) das Naturvernunftprincip ist, weil es seinen Ursprung aus der bewußtlosen Natur hat, selbst bewußtlos, und so ist jene Naturvernunftthätigkeit (das Sich-mit dem Sinnes-Gegenstand in Beziehung Setzen) auch eine bewußtlose, gleich der äußeren Materie, घट ghaṭa (der materiellen Ausdehnung). Demnach sind die Gefühle, Lust u. s. w. des Naturvernunftprincips auch bewußtlose Umwandlungs-(Modifications-) Arten. Aber der eingeleibte Geist, welcher die Gefühle der Lust u. s. w. nicht aufnehmend (अननुषङ्गी ananushangī (von षञ्ज्) nicht umfangend, sich ihnen nicht ergebend) ist, ist bewußtseyend चेतनः. Dieser ist es, dem mittelst eines (hier nicht weiter bestimmten), durch das Natur-Vernunft-Princip in Bewegung, und in den Gefühlen der Lust u. s. w. Seyenden, die Empfindungen und Gefühle gleichsam selbst zukommen, durch Empfängniß des gegenbildlichen Wiederscheins (des reflectirenden Schattenbildes). S. 23. बुद्धितत्त्वं हि प्राकृतत्वादचेतनमिति तदीयो ऽध्यवसायो ऽप्यचेतनो घटादिवत् । एवम्बुद्धितत्त्वस्य सुखादयो ऽपि परिणामभेदा अचेतनाः ।पुरुषस्तु सुखाद्यननुषङ्गी चेतनः । सो ऽयम् बुद्धितत्त्ववर्त्तिना ज्ञानसुखादिना तत्प्रतिविम्बितच्छायापत्त्या ज्ञानसुखादिमानिव भवतीति । Sollte etwa

hier nicht अनुषङ्गी aufnehmend statt अननुषङ्गी nichtaufnehmend zu lesen seyn? Die Stelle wird dadurch bedeutender, daß hier ein ungenanntes Vermittelndes zwischen die Natur und den Geist eingeführt wird, welches der Natur-Vernunft angehörig, durch sie thätig बुद्धितत्त्ववर्त्ति im Empfinden und Fühlen von Lust u. s. w. seyn soll, ज्ञानसुखादि (wo Ref. ज्ञान für bloße Empfindung nimmt, wie in ज्ञानेन्द्रियाणि Empfindungsorgane). Der Geist soll wahrnehmend, genießend भोक्तृ, Lust und Schmerz empfindend, obschon nur durch Empfangen oder Zukommen आपत्त्या des Gegenbildes seyn तत्प्रतिविम्बितच्छायापत्त्या. — Das eigene Zweydeutige liegt hier im wesentlichen Grundmangel des Sânkhja, welcher von der bewußtlosen Naturvernunft alle Functionen des Bewußtseyns eben so streng ausschließen will, als von dem Geiste die Wirksamkeit der bewußtlosen Natur. — Auf jeden Fall wird in der angeführten Stelle zwischen Natur und Geist, den beyden sich ausschließenden, ein Vermittelndes, vom Natur-Vernunft-Princip her, in Gefühlen und Empfindungen Begriffenes vorgestellt, dessen Wiederschein dem Geiste beygehen, und wodurch ihn gleichsam selbst Empfindung und Gefühl von Lust u. s. w. ankommen soll. Ganz anders verhält es sich mit dem Geiste des Wêdânta, der die Natur als **seine** Macht hat, wie sie von ihm begeistet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nr. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Káriká, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Fortsetzung.)

Die Bedeutung von चेतन (von चित्) dem, welcher der Bewußtseyende ist, und von अचेतन, dem Bewußtlosen, wird hier im Sānkhja wie im Vādānta beybehalten, wo aber schon das erste vorausgesetzte चित् Brahma anzeigt, und von diesem चित्, चेतन das चैतन्य das Bewußtseyn, Bewußtseyende mit der Natur ursprünglich, innigst vereint उपहित ist. Wenn der बुद्धि Naturvernunft ein Bewußtseyn im Sānkhja zugelassen würde, da sie doch durchaus अचेतना bewußtlos seyn soll: so müßte der Geist चेतन: Bewußtseyn jenes Bewußtseyns, also nur höheres Bewußtseyn haben. Dann wären freylich die zwey ewigen Urprincipien des Sānkhja einander viel näher: indem er vom Daseyn des Einen, das, obschon es bewußtlos ist, bewußtseyend scheint, auf das Daseyn des andern, ihm vorstehenden Geistes schließt, यतश्चाचेतनं चेतनमिवाभाति अतो ऽन्यो ऽधिष्ठाता पुरुष इति । P. 9 lin. 2.

Kommt denn aber der, an sich ewigen Natur, als dem Urgrunde der Welt, ein Seyn zu? Mit den Mitteln des Vādānta, dem die Natur im lebendigen Geiste selbst ist, kann nicht auch vom Sānkhja das Seyn der Geistlosen bewiesen werden. Im 8. D. heißt es daher: „Daß die Natur nicht (durch die Sinne) erfaßt werde, komme von ihrer Feinheit (सौक्ष्म्यात् Uebersinnlichkeit*) nicht vom Nichtseyn derselben; denn aus ihren Wirkungen werde erkannt, daß sie sey. Der Mächtige und die übrigen sind die Wirkungen von ihr, sowohl die ihr (der Natur) gleichen, als die ihr nicht gleichen. Dieses war im ganzen Alterthume, immer der Gegenstand einer der tiefsten und umfassendsten Untersuchungen, deren richtige Bedeutung zu bestimmen die Philosophie nicht umgehen konnte. Ob der Natur, dem Entstehungsgrund aller Dinge, selbst schon ein Seyn zukomme oder Nichtseyn, und wie dieses Seyn oder Nichtseyn zu fassen sey. Hr. W. hat diesen Gegenstand hier ausführlich im Sinne des Sānkhja, nach den Scholiasten der Kārikā, vortrefflich behandelt, und sich selbst auf griechische Philosophen berufen, unter andern auf Aristotelis Physic. L. I. c. 4. Ref. will diese Stelle, wovon er Einiges anführt, weitläufiger unten beyfügen, weil er darin noch weitere auffallende Aehnlichkeit mit dem Sānkhja erkennt.

Mit der, nicht im Abstrakten zu fassenden, Frage: Ob der Natur als Weltursache ein Seyn zukomme, wird hier die andere verbunden: Ob

---

*) सौक्ष्म्य Feinheit von सूक्ष्म ist im Sānkhja nach der Zusammenstellung mit anderen Hindernissen der Wahrnehmung offenbar mehr materiell als in Vādānta, Manu u. a. zu nehmen.

ihren Wirkungen ein Seyn zugeschrieben werden müsse? Beyde werden von den indischen Philosophen nach Vatshaspati auf drey verschiedene Arten beantwortet. 1) Einige sagen: Aus dem Nichtseyenden werde das Seyende. Demnach ist die Natur als Urgrund मूलप्रकृति, प्रधानं nichtseyend (z. B. den Anhängern des Buddhaism, welche das Seyn der Natur, wie des nicht Wahrnehmbaren (अव्यक्त Unoffenbaren) läugnen, und als Urgrund von allem das Leere शून्य annehmen). Aber vom Sânkhja wird bewiesen, die Natur, weil sie als Weltursache, die welthervorbringenden Mächte und alle ihre Wirkungen selbst in sich enthalten müsse, sey selbst als प्रधान so nothwendig seyend zu denken, als die Wirkungen sind.

Andere 2.) sagen: Aus der seyenden Ursache entstehen die Wirkungen als Umwandlungen, bloße Offenbarungen der Thätigkeit विवर्त्ताः jener. Dieses sollen einige Vêdântinen im populären Sinne lehren: daß nur die Ursache wirklich sey, die Wirkungen aber seyen unreal, Täuschung, Mâjâ. Dagegen behaupten andere Vêdântinen, selbst nach dem Scholiasten des Sânkhja-pravatshana, daß die Lehre von einer solchen Mâjâ verwerflich, den Vêden widersprechend, ihre Vertheidiger neu, nur verstellte Anhänger des Buddhaism seyen, नवीनामपि प्रच्छन्नबौद्धानाम् मायावादिनाम् बन्धहेतुत्वं निराकृतम्. Bekanntlich nehmen die ächten Vêdântinen die Wirkungen der Geistesnatur als seyend, wenn auch nicht als dem ewigen Wesen gleich an. Vrgl. die gel. Anzeigen, März 1838. S. 525 ff. 540, 543.

3. Nach den Kanabhakshen, und Akshatsharanen entstehen aus ursprünglichen Atomen die nichtseyenden Wirkungen. — Diesen drey Lehren gemäß wird also die Natur als प्रधान Vorherenthaltung der in ihr als der seyenden Ursache seyenden Wirkungen, nicht zugelassen; vom Sânkhja dagegen angenommen, aus dem Seyenden werde das Seyende. Denn die Ursache wird nur aus der Wirkung erkannt. कार्य्यात्कारणमात्र गम्यते. Es ist Grundsatz des Kapila: „Die Vollbringung (und Anerkennung) des Wesens kann nicht seyn vom Nichtwesen." नावस्तुनो वस्तुसिद्धिः. Dieses Sûtra, das man auch so versteht: „Das Seyende kann nicht werden vom Nichtseyenden," darf doch nur vom materiellen Standpuncte der, ursprünglich und immer geistlosen Natur des Kapila aus verstanden werden; wobey auch die Ausdrücke वस्तु und सत् (Wesen und seyend), so wie अवस्तु und असत् (Nichtwesen und Nichtseyend) nicht so unterschieden sind, wie im Vêdânta sehr deutlich geschieht, in welchem nur das ewige Wesen seyend, denkend, unentzweyt ist; das Nichtwesen, die Natur als des Geistes Macht aber, in der sein reflectirtes Ebenbild ist, weder durch seyend, noch durch nichtseyend erklärt werden kann, obschon in der weiteren Entwicklung sich das Seyn Sattvam darin erhebt, wie anderswo in diesen Blättern vom Ref. gezeigt worden ist.

Wenn daher der Sânkhja der Natur, als dem Unoffenbaren अव्यक्त, von ihren Wirkungen her, indem diese als seyend durch Wahrnehmung व्यक्तानि anerkannt werden, auch ein Seyn zuschreibt, weil in ihr als Ursache die Wirkungen selbst schon seyn müßten, ehe sie aus ihr hervorgebracht werden können; so setzt er den Unterschied zwischen den in der Natur seyenden Wirkungen und den ausser ihr seyenden, (weil weniger auf geistige, mehr auf materielle, deßwegen schon) auf unzuläßige Art. Denn die Umwandlung, Modification

विकार परिणाम, wodurch im Sānkhja, wie im Wādānta, die Dinge hervorgebracht werden sollen, kann aus der Natur, die ohne Bewußtseyn und Geist ist, immer nur materiell gefaßt werden; weil, was von der Natur des Geistes gilt, von der ungeistigen Natur im Sānkhja bloß uneigentlich gesagt werden kann. (Vrgl. S. 98.) Nur in der Geistesnatur ist geistige Umwandlung परिणाम, nämlich Anderswerden bey dem Sichgleichbleiben möglich. Das Ineinander- und Außereinanderseyn wird im Wādānta durch den Geist, also ganz anders gefaßt, als in den materiellen Natur-Veränderungen des Sānkhja möglich ist. Im Nichtanerkennen der begeisteten Natur in dem Naturerfüllten Geiste, oder der lebendigen Wirkungen in der lebendigen Ursache, und im Nichtzulassen ihrer innigen Beziehung auf einander zur Einheit, wozu sich Ref. auf alle Weise, wie durch die Sprache, z. B. जीवब्रह्मैक्यं शुद्धचैतन्यं u. d. berechtigt sieht, liegt wohl ein vorzüglicher Grund zur Annahme des Pantheism im Wādānta, und warum man ihn im bloß materiellen, ungeistigen Seyn und folglich in seinen nur materiell möglichen Modificationen, wo alles immer gehörig auseinander bleibt, nicht zu fürchten hat, und warum man auch wohl gar den, leichter zu fassenden Sānkhja dem Wādānta vorzuziehen geneigt scheint. — Denn die Schwierigkeit, in der lebendigen, geistigen Entwickelung den Grund der seyenden Dinge zu erkennen, bringt leicht zur Annahme, daß solche Entwickelung keine wahre, sondern eine bloß abstracte, alles doch nur in Einem sey, d. h. alles nicht wirklich werde, sondern nur unreal Eines bleibe und werde, weil es kein Aeußeres Materielles ist. Dagegen ward Colebrooke veranlaßt, den Wādānta als eine höhere Psychologie, a refined Psychology, anzusehen.

Nach diesem Allen möchte die, vom Hrn. Verf. am Ende zu diesem Berichte angeführte Stelle aus Aristot. L. I. c. 4. de natura allerdings der Vergleichung werth seyn. Aristoteles äußert darin, indem er die alten Physiker widerlegen will, unter andern: **A n a x a g o r a s** habe gemeint, daß die Principien (Elemente, Grundstoffe *στοιχεῖα*) der

Dinge unendlich seyen, weil er jene gemeine Meinung der Physiker als wahr ansah, daß aus dem, was nichts ist, nichts werde. Denn die Dinge seyen alle zugleich, und ihre Erzeugung sey eine Umwandlung. — Und da das Entgegengesetzte auseinander wird, so war es schon **i n e i n a n d e r**. Denn, wenn alles, was wird, entweder aus dem Seyenden oder dem Nichtseyenden werden muß, aus **N i c h t s e y e n d e n a b e r n i c h t s w e r d e n k a n n**, **w o r i n a l l e P h y s i k e r e i n s t i m m e n**, so hielten sie das andere für nothwendig, nämlich das **E n t s t e h e n a u s d e m S e y e n d e n**, und zwar **a u s d e n d a r i n S e y e n d e n**, **a u s d e n**, **w e g e n F e i n h e i t** (Subtilität) **u n s U n w a h r n e h m b a r e n** *) u. s. w.

Man sieht wohl aus der folgenden Widerlegung der alten Physiker, daß Aristoteles die Ansicht des Anaxagoras mehr äußerlich, eben nicht sehr tief nahm; daß aber Aristoteles selbst der, den Physikern entgegengesetzten, Ansicht war, und in welchem Sinne er wie Platon, wirklich aus dem Nichtseyenden das Seyende entstehen ließ, hat Ref. bey Gelegenheit einer früheren Anzeige der Wādānta-Philosophie bewiesen. Vrgl. Aristot. Physic. I. 7. u. a.

Im 9. D. sind die Gründe angeführt, warum die Wirkungen schon **i n** und **m i t** der Ursache seyend, noch **v o r** ihrer Hervorbringung bestehen.

---

*) *Ἔοικε δὲ Ἀναξαγόρας οὕτως ἄπειρα οἰηθῆναι τὰ στοιχεῖα, διὰ το ὑπολαμβάνειν τὴν κοινὴν δόξαν τῶν φυσικῶν εἶναι ἀληθῆ, ὡς οὐ γινομένου οὐδενὸς ἐκ τοῦ μὴ ὄντος· διὰ τοῦτο γὰρ οὕτω λέγουσιν, ἦν ὁμοῦ τὰ πάντα, καὶ τὸ γίνεσθαι τοῖον δε καθέστηκεν ἀλλοιοῦσθαι. οἱ δὲ, σύγκρισιν καὶ διάκρισιν· ἔτι δ'ἐκ τοῦ γίνεσθαι ἐξ ἀλλήλων τἀναντία· ἐνυπῆρχεν ἄρα· εἰ γὰρ πᾶν μὲν τὸ γινόμενον ἀνάγκη γίνεσθαι ἢ ἐξ ὄντων ἢ ἐκ μὴ ὄντων· τούτων δὲ τὸ μὲν ἐκ μὴ ὄντων γίνεσθαι, ἀδύνατον· περὶ γὰρ ταύτης ὁμογνωμονοῦσι τῆς δόξης ἅπαντες οἱ περὶ φύσεως· τὸ λοιπὸν ἤδη συμβαίνειν ἐξ ἀνάγκης ἐνόμισαν, ἐξ ὄντων μὲν καὶ ἐνυπαρχόντων γίνεσθαι. διὰ δὲ σμικρότητα τῶν ὄγκων ἐξ ἀναισθήτων ἡμῖν.* Arist. Physic. L. I. c. 4. p. 49. ed. J. L. Havenreuter, Francof. 1604.

Nach ihr beweisen sie durch ihre Wahrnehmung ihr früheres Seyn. Denn, wenn die Wirkung nicht schon vor der Wirksamkeit der wirkenden Ursache wäre, könnte ihr Seyn durch nichts bewirkt, aber Gleiches könne nur vom Gleichen hervorgebracht werden, Seyendes nur vom Seyenden u. d. m. Es kommt jedoch hiebey in den, nur auf physische Beziehung gehenden Beweisen bloß darauf an, die Existenz der Natur als Weltursache aus der Existenz ihrer Wirkung zu beweisen, weil diese schon in ihr und sie mit derselben seyn müßte. — Worin Kapila den eigentlichen Unterschied zwischen Ursache und Wirkung gesetzt habe, und worin den der Wirkungen in der Ursache und derselben ausser ihr, soll erst im folgenden klarer werden. Aber Mr. Cousin mißversteht nach Hrn. W. die Uebersetzung der Worte des Sānkhia, oder, was offenbar ist, er achtet nicht auf den Zusammenhang des Ganzen, wenn er in diesem 9. D. nur eine solche Reihe von, auf einander folgenden Wirkungen sieht, wovon Aenesidemus und Hume reden. Denn der Sānkhja setzt eine erste Ursache als solche, die keine Wirkung einer anderen ist, also einen festen Punct des Ausgangs, die Wurzel-Natur मूलप्रकृति erste active Grundhervorbringung, die nicht hervorgebracht ist.

Wenn nach dem Sānkhja, was nicht schon existirt, gar nicht hervorgebracht werden kann, so giebt es dagegen noch andere Einwendungen, welche vom Sānkhja nicht widerlegt sind, z. B. न भा- विभावयोगः d. i. „Es ist ungereimt, dem, was schon eine Existenz hat, eine Existenz geben zu wollen.“ Dieser wird wohl in den Sūtren widersprochen. नाभिव्यक्तिनिबन्धनौ व्यवहाराव्यवहारौ, indem die Wahrnehmung oder Nichtwahrnehmung an die Offenbarmachung gebunden seyn soll.“ Allein darnach wäre der Unterschied nicht in dem inneren und äusseren Seyn, sondern nur in der Manifestation oder Wahrnehmbarkeit von diesem vor jenem. Unzuläßig ist auch hier die Vergleichung des Vidshnāna Bhikshu p. 39: Es verhalte sich damit, wie mit einem Stein, aus dem alle Formen gehauen werden können, weil sie alle in ihm liegen. Denn was immer im Steine liegt, sind noch keine fertigen Wirkungen, bloß mögliche Gestalten, zu denen er nur der leidende Stoff seyn kann, der erst einen andern, ihn formenden Bildner fordert. Die Natur aber als प्रधान Ursache der Wirkungen, soll diese schon fertig so in sich haben, wie sie sie hervorbringt. Noch mehr ist auch das Gleichniß im Widerspruch mit den, im 9. D. angegebenen Gründen selbst, denen gemäß die verschiedenen Existenzen schon nach ihrer Verschiedenheit in der Ursache liegen sollen; sie werden aussen Andere, weil und wie sie innen Andere sind.

Da im Sānkhja die äusseren Wirkungen der Natur, den inneren in ihr gleich sind, so müssen diese so unendlich verschieden seyn als jene. In ihr aber überhaupt, so wie in ihren, gleich bewußtlosen Gun'en giebt es keinen Grund für die Beziehung ihrer Wirkungen auf einander. Denn sie weiß nichts davon, warum und wie sie den, von ihr unabhängigen, ihr fremden Geistern, zu schauen und zu genießen, Gegenstände schaffen müsse. Ganz anders verhält es sich mit dem Vădānta, wo die Natur als die Macht des höchsten lebendigen Geistes durch den denkenden चित्, चैतन्य selbst geleitet wird, die, wenn sie in ihrer Aeusserlichkeit den Typus ihrer Innerlichkeit, an sich wie an ihren Erzeugungen darstellt, nie geistverlassen angesehen werden kann, indem sich jedes von ihr entlassene Leben selbst so erfaßt hat. Hr. W. nimmt S. 38 an, daß die Einheit, (Ungeschiedenheit) der Wirkung und der Ursache vor der Entstehung jener, seit den ältesten Zeiten eine Lehre der Hindu gewesen sey. Aus den Väden werden Stellen als Beweise dafür beygebracht, wie: उत्पत्तेः प्रागपि कार्य्यस्य कारणाभेदः श्रूयते, u. a. vom Scholiasten des Sānkhja-pravatshana, und von dem Auctor des Sānkhja Tshandrika.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nr. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Káriká, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Fortsetzung.)

Aber der Schluß aus solchen Stellen mußte in der Philosophie des lebendigen Geistes der Vâden nothwendig ein anderer seyn, als im Sânkhja; auch war er ein anderer bey den Hindu, als bey denen, welche in dem, daß Wirkung und Ursache zugleich in einer großen geistigen Ursache innigst verbunden seyn sollen, einen Grund des Pantheism sehen wollen, weil sie bey den Ausdrücken: Joga, Einigung (Innigung) des Verschiedenen, abhaeda Ungeschiedenheit derselben u. d. nur an die leere Einheit, nicht mehr an die verschieden darin Seyenden, sondern an ihre Vertilgung, damit auch an die Tilgung ihres Bandes denken. Aber die lebendige Innigkeit ist gerade der vitale Punct der ganzen indischen Weisheit, जीवब्रह्मैक्यं शुद्धचैतन्यम्, ist der Gegenstand des Vâdânta, dem das ewige Wesen das seyende, denkende, seelige, unentzweyte ist, und das reine Bewußtseyn dieses Wesens mit dem Leben ist es, wohin der Vâdânta strebt. Mehr hat Ref. hierüber in diesen Blättern gesagt.

Die offenbaren Principien व्यक्तानि तत्त्वानि und ihre Bestimmungen im 10. Dist., so wie das Unoffenbare अव्यक्तं und seine Eigenschaften sind im Sânkhja willkührlich gesetzt, zum Theil mit Zwang vom Geistigen auf das Bewußtlose übertragen, wo sie keinen begreiflichen Sinn und Zusammenhang haben. Das Offenbare, d. h. die Naturvernunft, die Ichsetzung u. s. w. sind hervorgebracht, unbeständig, nicht durchdringend, vielfach in Beziehung gesetzt, aufheblich, gegliedert, abhängig. Von allem dem das Entgegengesetzte ist das Unoffenbare (mit ihm auch alle seine unoffenbaren Wirkungen in ihm): es hat keine Ursache, ist ewig, alles durchdringend, unveränderlich (wegen seiner Allgegenwart), einzig (wegen seiner Caussalität der 3 Welten), unabhängig, unauflöslich (Subject nicht Prädicat अलिङ्ग), unzusammengesetzt (keine Theile habend). Demnach sind die Wirkungen in der Ursache und außer ihr bestimmt. So heißt es सर्ब्बकार्य्याणां स्वभावतो नित्यत्वमवस्थाभिर्व्विनाशित्वं च d. i. ihrer ursprünglichen Natur nach kommt allen Dingen Ewigkeit zu, durch ihre getrennten Zustände aber Vergänglichkeit.“ Denn nach den Sûtren des Kapila ist „Aufhebung = Auflösung in die Ursache“ नाशः कारणलयः Aber wie sind sie dann, wenn sie aufgelöst sind, in der Ursache? Antwort: „So, daß sie ihr eingegliedert sind, ohne, daß sie, die Natur selbst, gegliedert सावयव oder मिश्रण gemischt, wie Elemente unter sich, oder संयोग verbunden wäre. Denn sie werden ihr vielmehr gleich, identisch mit ihr genannt, die Wirkungen gleich der Ursache न तु प्रधानस्य बुद्ध्यादिभिः संयोगस्ताद्दास्यात् S. 43. Diese Gleichheit wird auch von

Watshaspati genannt आत्मत्व, S. 37 कार्य्यस्य कारणात्मत्वात् d. i. „Wegen der Ursache-Gleichheit, (der Ursache-Begeistung, des von der Ursache Erfülltseyns,) der Wirkung", oder wegen der Concretion der Ursache mit der Wirkung, ohne die sie nur abstract wäre. Die Formen der nomina abstr. आत्म्य, आत्मत्व âtmja, âtmatva von âtman आत्मन् Geist, Selbst, haben gleiche Bedeutung mit आत्मता, die auch in Wilson's Diction. Identity with Self, Spirituality genannt wird. Durchdringung, Innigung des Einen durch das Andere, oder lebendige Identität ist demnach ohne Geistigkeit nicht gedacht worden. Daher in der geistlosen Natur des Sânkhja jenem Ausdrucke des Wâdânta nur eine uneigentliche Bedeutung zukommt, wie er überhaupt, in den gemeinen Sprachgebrauch übergegangen, seinen ursprünglichen, etymologischen Sinn immer mehr verloren hat.

Im Sânkhja ist nach dem 11. D. der Geist, als der einzuleibende, आत्मा, पुमान्, पुरुषः, gleich der Natur unoffenbar अव्यक्तः, ungeboren u. s. w. aber von ihr unabhängig, absolut verschieden. Herr Professor Wilson sagt mit so richtiger Kenntniß der Sache als der Sprache: Die Zusammensetzung des आत्मक geistig, von आन्मन् Geist, mit andern Worten (zum Beyspiel in प्रीत्यात्मक), zeigt wesentliche, unmittelbare Gegenwart an, wie die des Geistes im lebendigen Leibe. Es ist schwer, dafür einen andern genau entsprechenden, Ausdruck anzugeben; aber auf die Bedeutung führen die: Consists of, comprehends, is one or identical with. S. 50. 51.

Der Geist hat nicht die drey Urqualitäten der Natur und der von ihr hervorgebrachten Dinge. Aber er hat Unterscheidungskraft der unoffenbaren und offenbaren, ist bewußtseyend, fühlend Lust und Schmerz, die er erkennt चेतयति, सञ्जानीते S. ११ — Er ist unfruchtbar, bringt nichts hervor. Darin liegt ein wesentlicher Unterschied des Sânkhja vom Wâdânta, dem der durch sich seyende Geist, denkend und wollend, aus seiner eigenen Natur die Welt hervorbrachte, स्वयम्भूः — सो ऽभिध्याय शरीरात् स्वात् सिसृक्षुर्विविधाः प्रजाः १० अप एव ससर्ज्ज ० Manu I. 8. Vrgl. XII. 15. u. a. Der Sânkhja faßt den Grund aller Dinge mit der Abweichung vom Wâdânta auf, daß er die Natur nicht mehr als Macht des absoluten Geistes, sondern selbst als absolut unabhängig, alles hervorbringend betrachtet, ihr gegenüber den naturlosen, demnach unfruchtbaren Geist, diesen nicht als Einen, Höchsten, sondern in Vielheit, als Geister, deren Mehrheit S. 48. f. besonders im 18. Dist. bewiesen wird.

Die Bestimmung dessen, was die drey Gun'en (Urqualitäten) der Natur, vielmehr Urmächte derselben, deren substantielle wesentliche Theile, weiter seyen, und wie sie sich zu einander verhalten, wird im Sânkhja eben so angegeben, wie in den Wâden S. 51. Die Natur hat ihr Bestehen im Zustande des Gleichgewichts, der innigen Harmonie der drey Gun'nen सत्त्व, रजस्, तमस् Licht, Trübung, Finsterniß. Hr. W. findet Verwandtschaft zwischen den Gun'en der bewußtlosen Natur प्रकृति des Sânkhja und den Affectionen der Urmaterie, bey den früheren Philosophen, von welchen Aristoteles sagt, daß sie dieselben für das Princip aller Dinge angesehen haben, indem sie, bey den Veränderungen ihrer Leidenschaften, unverändert bleibe. Die Stelle, welche er S. 53 andeutet, ist ausführlicher diese: *Τῶν δὴ πρώτων φιλοσοφησάντων οἱ πλεῖστοι τὰς ἐν ὕλης εἴδει μόνας ᾠήθησαν ἀρχὰς εἶναι πάντων· ἐξ οὗ γὰρ ἔστιν ἅπαντα τὰ ὄντα, καὶ ἐξ οὗ γίγνεται πρώτου καὶ εἰς ὃ φθείρεται τελευταῖον, τῆς μὲν οὐσίας ὑπομενούσης, τοῖς δὲ πάθεσι μεταβαλλούσης, τοῦτο στοιχεῖον*

καὶ ταύτην ἀρχὴν φασὶν εἶναι τῶν ὄντων, καὶ διὰ τοῦτο οὔτε γίγνεσθαι οὐθὲν οἴονται οὔτε ἀπόλλυσθαι, ὡς τῆς τοιαύτης φύσεως ἀεὶ σωζομένης. Metaph. I. 3. Edit. Brandis p. 10. Vrgl. πάθος des Platon im Timäos.

Im 13. D. werden die drey Gun'en weiter charakterisirt, als ein Ganzes, wie an einer Lampe von oben herab: Licht, Feuer und Oel; so Licht, Färbung und Dunkel; weiter durch: leicht, bewegt, schwer; Offenbarung, Dämmerung, Verfinsterung u. dgl. Aber Thätigkeit, Bewegung soll nur im mittleren (Radshas) Gun'a seyn, der den Gegensatz Liebe und Haß, Anziehung und Abstossung u. s. w. in sich hat. Nur dieser ist wirkend, die anderen, die in Ruhe sind, weckend, antreibend (wobey Hr. W. die Lesart उपष्टम्भक aus Pān'ini gegen उपस्तम्भक vertheidigt). Von der Macht der drey Gun'en her haben (14 D.) die offenbaren Natur-Hervorbringungen, die Naturvernunft u. d. a. ihre Unfähigkeit zu unterscheiden u. a. Eigenschaften. Daher kommen diese auch nach D. 11. der Natur als der unoffenbaren Ursache selbst zu, sofern sie der Wirkung gleich ist. Dagegen hat der Geist Unterscheidungsfähigkeit, weil er an sich Gun'en-frey ist.

Im 15. und 16. D. werden Beweise angeführt, warum es wesentlich eine allgemeine, unoffenbare Ursache geben müsse, welche durch die drey immer bewegten, Gun'en wirkt, auf verschiedene Art durch Umwandlung parināma (Mischung, wechselndes Vorherrschen), verschiedene Combinationen in verschiedenen Proportionen, wozu jedoch die Beyspiele der Scholiasten S. 62 sehr materiell sind.— Aber selbst der Sānkhia versteht unter परिणाम parin'āma, was schon oben bemerkt worden ist, Modification, Umwandlung, keine Emanation, zu der auch die Etymologie nicht berechtigen würde.

Das Verhältniß des Geistes und der Natur, als der zwey ewigen, urhaften Principien zu einander, wird im Dist. 17. ff. bestimmt. Der von der Natur ganz gesonderte, wie sie unoffenbare Geist आत्मन, पुमन, पुरुष muß aus Schluß अनुमानात् erkannt werden, indem die Natur, um in ihren Wirkungen hervorzutreten, eines über ihr Stehenden bedarf पुरुषाधिष्ठितम् प्रधानम् प्रवर्त्तते nach Shashthi tantra p. १७. l. 7. und er zu ihr und ihren Hervorbringungen die schon genannte, eigenthümliche Beziehung hat, nämlich: „Weil das Ganze des Wahrnehmbaren einen Wahrnehmenden fordert, weil es ein Streben zur reinen, abgesondert ausschließenden Individualität giebt a. a. m., wobey freylich ein viel engeres Verhältniß zwischen Natur und Geist angenommen wird, als die Voraussetzungen gestatten. Die beyden von einander Unabhängigen sollen einander bedürfen, so lange eine Welt oder der Geist im Leibe der Natur ist. Beyde können sich aber eigentlich nicht so verhalten, da sie vor und nach ihrer Beziehung isolirt, als zwey geschiedene Seiten, sich ausschließend, sowohl zu einem geistigen als dynamischen Wechselproceß untauglich sind.

Eben dieß, daß im Sānkhja die Natur doch nicht ohne den Geist und der Geist nicht ohne die Natur seyn kann, setzt die Idee des ursprünglichen Vereintseyns beyder in einem System voraus, in welchem die Natur dem Geiste angehört, sie die Natur des Geistes selbst ist, der er vorsteht, d. i. die Philosophie der Väden. Aus dem Dualismus des Sānkhja aber schaffte der Buddhaismus den Geist ganz hinaus, setzte in eine absolute, bewußtlose Natur auch die Entwicklung eines wahrnehmenden Princips, Buddha, des Wissenden, zugleich mit dem Mächtigen als der Naturvernunft Buddhi, so fern einen scheinbaren Monotheismus, aber am Ende das Auslöschen aller Unterschiede und Existenzen der Buddhen selbst in der einen Natur, die auch ihre Existenz, welche sie im Sānkhja hat, verliert, mit allem im Leeren Sūnja vergeht, ins reine Nichts verschwindet. Beyden, dem Buddhaismus wie dem Sānkhja, fehlt das Princip der Vädenphilosophie, nach welchem die Natur wesentlich die Macht des Geistes selbst, und er ihr

Herr, so wie er wesentlich Natur-erfüllt mit ihr und in ihr ist.

Enge ist damit die Frage verbunden: Giebt es eine Mehrheit, Verschiedenheit individueller Geister, oder nur einen Geist in allen? Im 18. D. wird die Vielheit des (an sich naturlosen) Geistes पुरुषस्य बहुत्वम्, bewiesen, nämlich: weil Geburt und Tod und Organe verschieden an sie (an die Eingeleibten) vertheilt sind, die Thätigkeitsäusserungen nicht allgemein zugleich geschehen, und die Macht der drey Urqualitäten der Natur (der Gun'en) auf verschiedene Weise einnimmt. Nämlich Bindung des Geistes durch die Empfindungen der Leibesorgane, nicht Umwandlung des Geistes ist die Geburt; Verlassen dieser Leibesorgane, nicht Vergehen des Geistes ist der Tod. Er, der Individuelle behauptet seine Individualität ohne Umwandlung, ungeachtet die Leiber nach der ursprünglichen Verschiedenheit der Geister verschieden vertheilt werden. Vrgl. die vom Hrn. Wilson S. 69 f. und S. 48 angeführten Stellen. Obschon nämlich in allen Formen seiner Wanderungen jeder der ewigen Geister ein und dasselbe Individuum ist, एकः पुरुषो जायते नापरः p. 49, sind sie doch urspünglich verschieden nicht bloß in ihren verschiedenen Einleibungen, sondern auch vor und nach denselben. Da aber der Sānkhja eine solche ursprüngliche Verschiedenheit nicht erklären kann, wie der Vādānta, dem die geistigen Individuen verschiedene Selbsterfassungen in der, ihre Gun'en ursprünglich, obgleich in Einheit besitzenden, Naturmacht des höchsten lebendigen Geistes selbst sind, und wo die verschiedene Geistigkeit und die verschiedene Einleibung noch im naturerfüllten Einen begriffen, nicht von einander geschieden sind; so konnten die Anhänger des Sānkhja, die keinen höchsten Geist anerkennen, die Frage: ob die Geister vor der Einleibung verschieden oder identisch, und erst durch ihre Einleibung und nur in ihr verschieden seyen, nicht befriedigend beantworten. Kapila selbst setzt ursprüngliche Verschiedenheit der Geister voraus, gemäß welcher ihnen verschiedene Leiber angewiesen

werden, प्रतिक्षेत्रम् पुरुषभेदे भवति व्यवस्था, wobey er sich auf die Väden und Gesetzbücher gründet (vrgl. S. 48 ff. 70 ff.), weil nämlich sonst die Vertheilung der darin enthaltenen Geburtsbestimmungen der Kasten, der andern erblichen Stände und Beschäftigungen nicht statt haben würde, इत्यादिः श्रुतिस्मृतिव्यवस्थाया विभागस्यान्यथानुपपत्त्या पुरुषा बहवः । Wenn der Geist nur Einer wäre, würden alle Zufälle, Wechsel und Angelegenheiten der Existenz alle Einzelnen zugleich treffen. Man sieht leicht, warum Kapila, der für die Verschiedenheit seiner, nur ein Aggregat ohne Einheit bildenden Geister so wenig einen inneren Grund anführen könnte, als für ihr Daseyn selbst, sich auf die Väden und Gesetzbücher berufen mußte, wo z. B. in Manu I. 6 — 8. der, durch sich seyende, eine Geist die Verschiedenen Hervorbringungen entließ, um selbst offenbar zu werden (स्वयम्भूरव्यक्तो व्यञ्जयन्निदम् — प्रादुरासीत् o — सिसृक्षुर्विविधाः प्रजाः o vergl. XII. 15.) in denen, die sich in ihm ursprünglich verschieden erfaßt haben. Da dem Sānkhja das Mittel der lebendigen Gemeinschaft der concreten Gattung im einen höchsten Geiste fehlt, können seine Verschiedenen an sich nur getrennt seyn, und so in ihren, schon in der Natur seyenden Einleibungen wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nr. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Káriká, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Fortsetzung.)

Die Stelle des Kapila zur Rechtfertigung seiner Berufung auf die Wäden, für seine Annahme der Vielheit der Geister: नाद्वैतश्रुतिविरोधो जातिपरत्वात् versteht sich so: „Damit ist nicht im Widerspruche die Wädenlehre von dem Unentzweyten; denn in der (concreten) Allgemeinheit ist es, worin die Besonderung (die Unterscheidung) geschieht, (über welcher allerdings diese Allgemeinheit oder die lebendige Gattung, im höchsten Geiste des Wādānta steht). Die Erklärung: जातिः ist hier सामान्यम् एकरूपत्वम् d. i. „die Gattung ist die concrete Allgemeinheit (Ganzheit), die Gestaltung (des Verschiedenen) in Einem.“ Eben diese जाति dshāti ist das lebendige Band der Geister (ihre Einheit in der Vielheit), das dem Sānkhja fehlt, und das er auch wohl hier nicht selbst im höheren Sinne des lebendigen Geistes aufgefaßt zu haben scheint. — Weiter wird angeführt: तत्रैवाद्वैतश्रुतीनां तात्पर्य्यान्नत्वखण्डत्वं प्रयोजनाभावादित्यर्थः १ d. i. „Denn diese Allgemeinheit haben die Wädenstellen vom Unentzweyten zur Hauptsache, nicht aber eine Ungetheiltheit. Weil man zu solcher Bedeutung keinen Grund hat. Dieß ist der Sinn.“ Damit scheint dem Ref. der Sānkhja ungezwungen, wie ihm das Wādānta-Gebiet des lebendigen Geistes selbst erscheinen mußte, eine Getheiltheit in der Einheit desselben zu behaupten. Nämlich die im Einen seyende Natur habe auch in ihrer ursprünglichen Verschiedenheit die Form des Einen, sey Ganzheit, selbst concrete Allgemeinheit.

Den nämlichen Gegenstand hat nach H. W. S. 75. Vidshnāna-Bhikshu weitläufig behandelt, doch mag immer seiner Beweise ungeachtet die Lehre des Sānkhja der Wādalehre widersprechen, was Ref., da er diese Beweise nicht vor sich hat, nicht entscheiden kann. — Man hat wohl allen Grund, den großen Unterschied des Sānkhja von der Wädenlehre und vom reinen Wādānta fest zu halten; denn die Frage über die Vielheit der Geister und ihr Band muß durchaus eine andere Bedeutung und Lösung haben im Sānkhja als im Wādānta, weil in diesem die Geister nicht abstract, naturlos und ohne höchsten Geist, isolirt, wie im Sānkhja sind, und die Natur nicht absolut außer dem Geiste, bewußtlos अचेतना in ihrer Entwicklung. Die von dem Sānkhja behauptete Ewigkeit seiner individuellen Geister, wird aber gleich ihnen selbst ohne Grund vorausgesetzt. Der Raum dieser Anzeige läßt jedoch die weitere Ausführung dieses Gegenstandes nicht zu. Ref. kann sich deßwegen schon auf diese Blätter 1837 Nr. 210—214. u. 1838 Nr. 65—68 berufen. Es kommt hiebey darauf an, zu bestimmen, ob nach der reineren Wädenphilosophie selbst, die durch die Trennung der Naturgun'en geschiedenen Individuen, wenn sie sich aus ihrer Gesondertheit mit der, nach den Wäden, ursprünglich reinen, einen, ungebornen, sammt den Gun'en verborgenen Naturmacht des höchsten lebendigen Geistes (एका, अजा, देवात्मशक्तिः

सगुणोर्निर्गुणा) dadurch mit diesem selbst, vereinigen, in der Einheit verschieden zu seyn aufhören oder zu Grunde gehen, wodurch ihre Einheit selbst nothwendig zugleich aufhören müßte (wie ja das Band nur mit den Gebundenen ist), dieselbe also auch keine erfüllte, concrete Einheit (सर्व्वभूतमयः Manu I. 7.) mehr, sondern leer und Nichts wäre. Dann würden viele Stellen in den Vâden, zum Beyspiel in Ĭs'a-upanishad V. 6. 7. u. a. und in Manu XII. 118. 119. 124. 125. und and. keinen Sinn mehr haben. Vrgl. Vâdânta Sâra S. 3. 3. 17. ff. und den Schol. Râma Tîrtha S. 88. ff. u. a. Referent nimmt an, daß auch in der reineren Vâdenphilosophie das Aufnehmen, oder Eingehen in den concreten Geist kein Vernichten oder Verlöschen, sondern Erhalten sey, so wie das von dem Naturerfüllten Geiste Entlassen सृज, das Schaffen, keine Emanation ist.

Durch die Erkenntniß der Mängel des Sânkhja kann die tiefere und höhere Bedeutung des reinen Vâdânta gründlicher eingesehen werden. Ref. glaubt daher dieses meisterhafte Werk um so mehr selbst sprechen lassen zu müssen, und will deßwegen die folgenden kurzen Grundzüge der Kârikâ mittheilen, in dem er, um nicht durch Unterbrechung die Uebersicht des Ganzen zu erschweren, Bemerkungen wo sie nöthig scheinen, meist nur unter dem Text beyfügen wird.

Aus dem Gegensatze (gegen die Natur) folgt, daß der Geist Zeuge sey, abgesondert, unthätig, unproductiv. 19. Distich. *)

*) चित्, चेतन, चैतन्य bewußtseyend, erkennend ist im Sânkhja nur der Geist; diese Prädicate werden nie der Natur, noch einer ihrer Hervorbringungen gegeben. Und da der Geist ganz frey von den Naturgun'en (ihren ursprünglichen Eigenschaften) ist, vom 2ten Gun'a, radshas aber alle Thätigkeit kommt; so wird er, unthätig, nichts hervorbringend genannt.

Aus dem Grunde dieser Verbindung scheint der bewußtlose Leib einem bewußtseyenden gleich, und ungeachtet die drey Gun'en das Thätige sind, scheint doch der fremde (Geist) als der Thätige. 20. Dist. *)

Wegen der Naturbetrachtung und gänzlichen Absonderung des Geistes ist seine Verbindung mit der Natur wie die des Lahmen mit dem Blinden, (der jenen trägt, welcher ihn lenkt)! Daher (aus dieser Verbindung) ist die Schöpfung entstanden. 21. D. (Nämlich:)

Von der Natur ist der Mächtige (die Naturvernunft); von diesem das Ichsetzende Princip, von diesem die Zahl der Sechzehen; von den fünf aus diesen Sechzehen sind die fünf äußeren Geschöpfe. 22. D. [Die Sechzehn sind die fünf inneren Empfindungs-Organe, die fünf inneren Thätigkeitsorgane, der Verstand (manas) (= eilf), dazu die fünf Elementenprincipien Tanmâtrâni (= sechzehen.)]

Die Naturvernunft (buddhi) ist Entscheidung (Adhjavasâja, Entschließung). Ihre Form im Gun'a der Reinheit besteht in Gerechtigkeit, Erkenntniß, Freyheit von Leidenschaft und in Herrschaft (über das ganze Gebiet der Natur). Ihre Form im Gun'a der Unreinheit (Finsterniß) in den entgegengesetzten Eigenschaften 23. D.

Selbsterhebung ist Ichsetzung. Daher entsteht eine doppelte Schöpfung; die eine der (genannten) eilf an Zahl, und die andere der 5 Elementen-Principien. 24. D.

Die Classe der eilf (Organe), im Gun'a des Lichtes (der Reinheit) entsteht von dem umgewandelten Princip des Ichsetzens. (Das Ichsetzende Princip wird hier selbst, noch im Gun'a der Reinheit seyend angesehen, von den Alten वैकृत genannt.) Von demselben, als dem im Gun'a des

*) Die genannte Verbindung Sanjoga heißt auch nur Nähe Sannidhâna. Als fremd Udâsinâ, neutral, oder gleichgültig, wird der Geist gegen die Natur betrachtet.

Dunkels seyenden, ursprünglichen Elementen Wesen *) kommt, die Fünfzahl der Elementen-Principien. Beyde sind vom Gun'a der Thätigkeit. 25. Dist.

Die Organe der Sinne und die der Bewegung werden aufgezählt im 26. D.

Von beyden erfüllt ist der Verstand (Manas), ein zusammenbildendes Organ wegen seiner Verwandtschaft mit den übrigen. Aus dem Unterschiede der Umwandlungen durch die Gun'en ist ihre Mannigfaltigkeit, und sind die äußeren Unterschiede. 27. Dist.

Die Functionen der Sinnen- und der Bewegungsorgane werden aufgezählt im 28. D.

Wie mit den drey inneren Organen, der Naturvernunft, dem Ichsetzenden und dem Verstande, die fünf Lebensfunctionen in Beziehung stehen, wird angedeutet im 29. D. **)

Die vier Organe, d. i. die drey inneren mit einem äußeren, ***) wirken zugleich und nach einander bey den gegenwärtigen, sinnlichen Objecten. Bey einem nichtgegenwärtigen (vergangenen oder erwarteten) muß die Wahrnehmung durch das äußere Organ erst einmal vorausgegangen seyn. 30. Dist.

Durch sympathetische Erregung zu ihren verschiedenen Functionen von einander wechselseitig geweckt, treffen die Organe zusammen. *) Des Geistes Zweck ist der Grund ihrer Thätigkeit; nicht durch irgend jemand wird ein Organ in Thätigkeit gesetzt. 31. Dist.

Die Bedeutung der Organen-Functionen im allgemeinen wird im 32. D., und der Unterschied der inneren und äußeren Organe in Rücksicht auf die Zeit wird im 33. D. bestimmt, indem diese nur auf die gegenwärtige, jene auf keine Zeit beschränkt sind. Die fünf Empfindungsorgane werden in solche unterschieden, die gesonderte, und in solche, die ungesonderte Gegenstände objectiviren.**) 34. Dist.

Die drey inneren Organe sind, weil sie sich in alle Gegenstände einlassen, (wie) Hüter der Eingänge, die übrigen Organe sind die Eingänge. 35. Dist.

Diese, von einander verschieden, und durch die Gun'en verschieden bestimmt, bringen vor die Naturvernunft den ganzen Zweck des Geistes, ihn offenbarend gleich einer Lampe. ***) 36. Dist. (Nach einem Sûtra des Kapila ist in der Verbindung der gemeinsamen Wirksamkeit der Organe die Vernunft der Vorstand समान्यकर्म्मयोगे बुद्धेः प्राधान्यम्).

Indem die Vernunft das Genießen (Empfangen) von allem Objectiven für den Geist bereitet und vollbringt, unterscheidet sie, obschon bewußtlos, dagegen auch den nichtsinnlichen Abstand,

---

*) भूतादि Bhûtâdi wird das ursprüngliche Elementen-Wesen von den Alten genannt, das auch Manu I. 6. vorkommt. Ueber die, dem Namen und der Sache nach damit einstimmende, ägyptische Göttin des Dunkels Buto s. meine, demnächst erscheinende Abhandlung: Ueber die indischen Verwandtschaften im Aegyptischen im II. Bd. der Abh. der philos. philolog. Classe der k. Akad. der Wiss.

**) Die Thätigkeiten derselben drey, nach Anderen, aller, Organe, haben eine gemeinsame Wirksamkeit in der Entwicklung und Bewegung der inneren Lebensflüssigkeiten, des Athems प्राण und d. übr., eine blinde Einstimmung.

***) z. B. mit dem Auge die Naturvernunft, der Ichsetzende und der Verstand.

*) Wie die bewußtlose Mutterbrust von selbst zur Nahrung des Kindes Milch absondert, ohne Antrieb von Außen.

**) Weil nach dem Scholiasten, die Sinne der Götter und Weisen nicht an besondere gebunden, mehrere wahrnehmen können. Nach Tattva Kaumudi sind die nichtbesonderen निर्विशेषा विषयाः die nichtäußerlichsinnlichen सूक्ष्मविषयाः.

***) Im Zusammenwirken durch Oel, Docht und Flamme, nach dem 13. Dist.

zwischen der bewußtlosen Natur und dem Geiste. 37. Dist.

Die Elementen-Principien sind ungesondert; von diesen fünf entstehen die fünf Elemente, die gesondert genannt werden, nach den drey Gun'en, sänftigend, beunruhigend, verdummend. *) 38. D.

Die nichtsinnlichen (leiblichen), und die von Vater und Mutter entstehen, mit den unorganischen Mächtigen, diese drey werden als gesondert unterschieden. Unter denselben sind die nichtsinnlichen dauernd, die von Vater und Mutter entstehen, vergänglich. **) 39. Dist.

Der nichtsinnliche Leib (लिङ्ग Linga) ist vor der Welt entstanden, unbefangen (ungehemmt), bleibend, bestehend in dem Mächtigen und den übrigen nichtsinnlichen Principien, ***) wandert er (durch die 3 Welten), ohne Genuß, mit Eigenschaften (bhāvāh- Tugend u. d. s. D. 43.) ausgestattet. 40. Dist.

Wie, wo die Grundlage fehlt, kein Gemählde aufgetragen werden, kein Schatten fallen kann; so besteht der nichtsinnliche Leib nicht haltlos (schutzlos) ohne die besonderten Elementen-Principien. *) 41. Dist.

---

*) Jene ungesonderten sollen nur im Gun'a der Reinheit, immer sänftigend und lustgebend, den Göttern und Weisen wahrnehmbar seyn. Die gesonderten aber kommen den Menschen überhaupt zu. Die Elementen-Principien sind überall als die unwahrnehmbaren Subjecte (Träger) zu betrachten, welche den Qualitäten, Geruch, Geschmack, Gestalt, Gefühl, Gehör zu Grund liegen, und von denen die sichtbaren Elemente, Erde, Wasser, Licht, Luft, Aether entstehen. Geschlossen wird auf ihr Seyn als Ursachen vom Seyn ihrer Wirkungen.

**) Die hier genannten 3 leiblichen Formen werden verschieden erklärt nach den besten Scholiasten. S. 123. ff.

***) Der nichtsinnliche Leib besteht aus der Naturvernunft mit dem Ichsetzenden, aus den eilf Organen und den fünf Elementen-Principien (Tanmātrāni). Dieser Urleib (Ursubstanz) ward in Brahma verleiblicht, und dann seinem Thun gemäß weiter individualisirt. Eigenschaften Bhāvāh-, auch Lust und Schmerz hat er nur durch die Naturvernunft mittelst des äußeren, sinnlich gezeugten Leibes, in den er eingeht, und den er nur, um in einen andern zu wandern, verläßt. So ist er bleibend bis zur allgemeinen Weltauflösung, dann sich versenkend in die Natur, daher sie bezeichnend (linga) genannt.

*) Sānkhjalehrer haben den genannten, nichtsinnlichen Leib aus zweyen vereint angesehen, wovon sie den einen aus den Elementen-Principien Tanmātrāni (hier auch Visaeshāh- genannt) bestehen lassen, den anderen aus den übrigen oben angegebenen 13 Principien. Jener Tanmātrika, heißt Sthūla sarīra, der feiner — körperliche, und ist auch in Manu (XII. 16 ff. vergl. I. 17 ff. 27. XII. 125 u. a. O. Vrgl. Kullūka) angegeben. Er soll sich, nach Patandshali's Joga Sāstra, gleich der Flamme einer Lampe über ihren Docht, in einige Entfernung über den Schädel erheben, wobey sich Hr. Wils. an Mr. Cousin's fameuse pensée intracranienne, dont on a cru faire récemment une decouverte merveilleuse, erinnert in Hist. de la Philosophie I. 195. — Die Vāden und Sāstren haben beyde Leiber, die sie gleichfalls unterschieden, vereint betrachtet, so fern sie beyde bleibend und nichtsinnlich sind. यच्छास्त्रेषु शरीरद्वयमेव श्रूयते तल्लिङ्गशरीराधिष्ठानशरीरयोरन्योन्यनियतत्वेन सूक्ष्मत्वेन चैकताभिप्रायादिति । S. 135. Auf dem Verständniß dieser Unterscheidung und Vereinigung beruht der Sinn mehrerer Stellen in Manu, Bh. Gītā u. a. Aber vom Sānkhja kann die Verbindung des Geistes mit dem nichtsinnlichen Leibe, Linga, nur auf eigenthümliche Weise gefaßt werden. Anders im Vādānta.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. July.

Nr. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Káriká, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Fortsetzung.)

Dieser, für die Absicht des Geistes hervorgebrachte, nicht sinnliche Leib verhält sich (vor ihm) wie ein (verschiedene Rollen annehmender) Schauspieler, vermöge des Zusammenhanges von Mitteln und ihren Wirkungen *) unter dem Einfluße der Allherrschaft der Natur. 42. Dist.

Die Eigenschaften (Zustände भावाः Bhâvâh durch welche der nicht sinnliche Leib bestimmt, eingenommen wird,) sind: Die durch Vervollkommnung erlangten (durch Verdienst in einem früheren Leben, nämlich durch Wissen, Leidenschaftsbefreyung, Gerechtigkeit und Macht); die in der Natur ihre (vorherbestimmte) Ursache habenden, (wie das schöne Lebensalter von 16 Jahren der vier Brahmâsöhne) die zufällig, durch Umwandlung; (wie durch einen Lehrer die Erkenntniß, dadurch Leidenschaftsbefreyung) entstandenen. Diese haben in der Naturvernunft ihren Sitz; der mütterliche Keim und die übrigen erzeugten in der Wirkung, dem äußeren Leibe. 43. D.

*) Seine Form wird durch sein vorausgehendes Verdienst bestimmt. Er ändert die Form, demnach zum Lohn als Wirkung des Verdienstes. Damit der Geist erkenne, und durch Unterscheidung der Naturgun'en von sich, frey werde, nimmt der nichtsinnliche Leib verschiedene Formen an in verschiedenen Geburten, Gestalten der Götter, Menschen und Thiere, deren Zustände der Geist durchwandert, bis er seinen Zweck erreicht hat.

Durch Tugend (Dharmaen'a) u. d. übr. ist der Gang (des nicht sinnlichen Leibes, acht Stufen bis zu Brahmâ) hinauf; durch Laster hinab. Durch Wissen (Erkenntniß der 25 Prinzipien und ihrer Wirkungen) ist Befreyung des Geistes von aller Leiblichkeit, *) durch das Entgegengesetzte ist Bindung. 44. D.

Aus Freyseyn von Leidenschaft ist Auflösung in die Natur, **) aus Leidenschaft des zweyten Gun'a ist Wanderung, aus Machtherrschaft ist Ungehemmtseyn. Von den entgegengesetzten Ursachen sind die entgegengesetzten Wirkungen. 45. D.

Im 46. D. ist diese, die Naturvernunftschöpfung (Pratjajasarga oder Buddhisarga zum Unterschiede von Bhûtasarga genannt) vierfach: Hemmung (Bewußtlosigkeit, Zweifel), Unmacht, Gleichgültigkeit, Vollkommenheit (gewisse Erkenntniß).

*) Jeden befreyten Geist nennt der Sânkhja-Scholiast auch Paramâtman den höchsten Geist, deren es also dem Sânkhja unendlich viele giebt, indem alle befreyt werden können. Derselbe ist aber von dem Paramâtman des Vêdânta himmelweit verschieden. Wie der Sânkhja hier, so lehrt auch darin der Buddhaismus.

**) In ihre acht Principien des nicht sinnlichen Leibes, in denen auch nach Bh. Gîtâ die achtfach getheilte, niedere Natur besteht. H. W. zählt S. 146 die acht Ursachen und acht Wirkungen auf (vrgl. DD. 44. 45. 23.), die zusammen die Sechzehen षोडश ausmachen, auf welche sich der Scholiast beruft.

Nach den folgg. DD., welche Hr. W. mit der befriedigendsten Deutlichkeit und Gründlichkeit, wie die übrigen erklärt, werden im 51 D. die verschiedenen Arten von Vollkommenheit Siddhi beschrieben, die Mittel, die Absicht des Geistes zu erfüllen, die wesentlichen Bedingungen zu ihrer Erreichung, deren Folge die Befreyung von weiterer Wanderung ist. — Fragt sich nun: wie werden die Naturvernunftzustände (Bhâvâh-Eigenschaften) und die anderen leiblichen bestimmt? So ist die Antwort im folgenden.

Ohne jene Bestimmungen (Zustände) gäbe es keinen nichtsinnlichen Leib, ohne nichtsinnlichen Leib wären jene Zustände nicht. *) Es giebt daher eine doppelte Schöpfung, die vom übersinnlichen Leibe und die von jenen Zuständen genannte. 52. D.

*) भावाख्यः und लिङ्गाख्यः सर्गः Denn da der übersinnliche Leib, nur jenen Bestimmungen, Tugend, Erkenntniß u. d. a. angemessen, erlangt wird, so müssen jene seyn, wo dieser ist; weil dieser von jenen her bestimmt und vollendet werden soll. Beyde sind einander nöthig, wie Same und Baum. In dieser Bedeutung ist Bh. Gîtâ II. 16 zu verstehen. Man sieht, in welchem Sinne die besagten Zustände eine Schöpfung genannt werden, unterschieden von dem nichtsinnlichen Leib, der anderen Schöpfung, die in den Elementenprincipien ꝛc. besteht. Nach dem 40. D. wandert der nichtsinnliche Leib, ausgestattet mit den Naturvernunftbestimmungen भावैः सह, nämlich mit Dharma, Dshnâna, Vairâgja, Sakti d. i. Gerechtigkeit, Weisheit, Leidenschaftsbeherrschung, Macht, und den Gegensätzen derselben. Die Wirkungen der Naturvernunftschöpfung können nur offenbar werden in einem leiblichen Zustand, und fordern daher die andere Schöpfung, die der Elementen-Principien ꝛc. oder den nicht sinnlichen Leib Linga, der die nichtsinnlichen Wirkungen der Naturvernunft umgiebt, die ohne ihn nicht bestehen können. Aber beyde Schöpfungen sind in der Natur und von ihr. Dem Sânkhja giebt es keine Productivität des Geistes. Bhâvâh sind ihm immer die von Natur aus, durch die Naturvernunft bestimmten Eigenschaften. Wenn man mit dem Verf. des Tshandrika die gen. Zustände als Verwirklichung, Objectivität seyend nimmt, und linga als in nicht sinnlicher Subjectivität; so existiren beyde nur in Beziehung auf einander, einander so unentbehrlich, wie das Zugenießende und der Genießende; wie Ursache und Wirkung, und in ihrer Aufeinanderfolge sind sie nach Vatshaspati ewig, ohne Anfang. Selbst im Beginn eines großen Zeitraums Kalpa kommt die leibliche Existenz von den Bedingungen einer ähnlichen Existenz in einem früheren Kalpa. S. 161. Nach dieser Schöpfung der Gesammtheit (Samashti) wird im folgenden D. die der Sonderheit (Vjashti), oder nach der allgemeinen die besondere, specifische angegeben, genannt भौतिक Bhautika Sarga, von Bhûtani, Geschöpfe, zu deren Existenz die äußeren Elemente erforderlich sind.

Die Schöpfung der Götter hat acht Classen, die der Thiere fünf, die des Menschen ist nur einfach. Zusammen machen sie die äußere Schöpfung aus. 53. D. *)

Oben herrscht der Gun'a der Reinheit vor. Die Schöpfung des Grundes ist mehr vom Dunkel eingenommen; die in der Mitte mehr vom Gun'a des Gegensatzes. Dieses ist die Welt von Brahmâ an herab bis zum Unbeweglichen. 54. D. **)

*) Diese 14, insbesondere die acht, hat Hr. W. oben S. 144 zum XLV. Dist. und hier S. 162 angegeben. Sie sind die Stufen des Aufsteigens des nichtsinnlichen Leibes und die 5 die seines Herabsinkens.

**) Die überall verbundenen Gun'en sind darin verschieden differenzirt. Nur erkennt der Sânkhja nicht, wie der Vêdânta den Brahmâ, Siva und Vishnu in einem höchsten lebendigen Geiste (Brahmâ) und diesen in ihnen, sondern bloß die drey Geister, welche den drey Grundmächten, Gun'en der Natur gemäß so eingeleibt sind, daß in dem Bande der dreyen die Macht des Lichtes vorherrscht, demnach die 24 Tattvâni Grundprincipien ihrer nicht

Der wahrnehmende, eingeleibte Geist empfängt da den, vom Alter und Tod entstandenen Schmerzen bis zum Loswerden vom nichtsinnlichen Leibe. Daher kommt der Schmerz durch das Eigenwesen. 55. Dist.*)

So ist diese, von der Natur ausgeführte Entwicklung vom Mächtigen (von der Naturvernunft) an bis zu den verschiedenen äußeren Geschöpfen zur Befreyung eines jeden Geistes, wie um ihrer selbst so um des anderen (des Geistes) Willen.**) 56. D.

---

sinnlichen Leiber, und nach diesen auch ihre äußeren Leiber am vollkommensten bestimmt werden. Einerseits ist daher der Sānkhja mit dem Vādānta einstimmig, s. Manu I. 50 ff. u. a., aber auf der anderen fehlt jenem der geistige, lebendige Mittelpunct, der z. B. im Manu I. 6. ff. u. a. O. vorausgesetzt, und worauf immer wieder zurückgekehrt wird.

*) Durch das Wesen seiner von der Natur kommenden Leiblichkeit Svabbāvaena. Dieses eigenthümliche leibliche Wesen eines Jeden wird im Vorausgehenden Thun, in den Handlungen eines früheren Lebens gesetzt angenommen. स्वभावम् प्राक्तनकर्म्म. So durch alle Wanderungen. Die Weisen haben auch jeden Schmerzen durch die Leiden der Reinigung zur Vollkommenheit, in der Angst der Umwandlungen (des nichtsinnlichen Leibes), die aus dem Gegensatze der Gun'enbewegungen entstehen, gesetzt. परिणामतापसंस्कारदुःखगुणवृत्तिविरोधाच्च दुःखमेव सर्व्वं विवेकिनाम्.

**) Von der bewußtlosen Natur, die absichtslos, doch ohne einen vermittelnden Herrn, in Einstimmung mit dem Zwecke des bewußten Geistes, ihm Erkenntniß gebend und so zu seiner Befreyung helfend ist. Sie ruht, wenn sie dieses ihr Werk vollbracht hat. Die sich aufdringende Nothwendigkeit eines höheren Bewußtseyenden, der die Natur in ihren, auf des Geistes Zweck gerichteten, Ent-

Wie es eine Wirkung der Milch ohne Bewußtseyn ist, das Kalb zu ernähren; so ist es eine Aeußerung der Natur, die Befreyung des Geistes zu bewirken. *) 57. Dist.

Auf ähnliche Art, als man in Handlungen fortschreitet, Begierden zu befriedigen, äußert sich das Unoffenbare (Princip, die Natur) zur Befreyung des Geistes. 58. D.

---

wicklungen leitet, war Ursache, einen solchen als Vorstand anzunehmen, worüber Hr. W. auch die Worte des Vatshaspati p. 168 anführt. अस्ति प्रकृतेरधिष्ठाता चेतनः। नच क्षेत्रज्ञाश्चेतना अपि प्रकृतिमधिष्ठातुमर्हन्ति तेषां प्रकृतिस्वरूपानभिज्ञत्वात्। तस्मादस्ति सर्व्वार्थदर्शी प्रकृतेरधिष्ठाता चेश्वर इति। d. i. „Auch können die Leibkundigen (Eingeleibten), obschon bewußtseyend, der Natur nicht vorstehen. Denn sie sehen die ganze wesentliche Eigenthümlichkeit der Natur nicht ein. Es existirt daher ein, alle Verhältnisse wissender und der Natur vorstehender Herr." Daher entstand neben dem Sānkhja nirīsvára (ohne Herrn) des Kapila, der Sānkhja saesvara (mit dem Herrn). Aber woher kommt zu dem Dualismus dieser dritte vermittelnde Allwissende des theistischen Sānkhja? Die Annahme eines solchen Vorstandes zu einer solchen blinden Natur, die ihm doch nicht angehört, nebst allen Folgen daraus, ist mit nicht weniger Widersprüchen verbunden als die Lehre des Kapila, der einen solchen Herrn für unnöthig hält, weil ihm die Naturthätigkeit, den Zweck des Geistes zu erfüllen, als eine eigene Nothwendigkeit erschien, nach dem folg. Dist.

*) Dadurch wird aber in einem Produkt der Natur vorausgesetzt, was eben in der ursprünglich ganzen Natur zu solchem Zweck undenkbar ist.

Wie eine Schauspielerin, नर्त्तकी narttakī, wenn sie sich auf der Bühne dargestellt hat, vom Spiele abtritt, so zieht sich die Natur zurück, wenn sie sich dem Geiste gezeigt hat. 59. Dist.

Mit wirksamen Eigenschaften (Gun'en) begabt, beystehend, mit verschiedenen Hülfsmitteln, dem ihr unnützen Geiste, der keine (Gun'en) Eigenschaften hat, ist sie thätig wegen seiner, des Undankbaren. 60. Dist.

Nichts ist geschämig-jungfräulicher सुकुमातरम् (Sukumātaram) als die Natur; dieß ist meine Ueberzeugung. Merkend, daß sie gesehen ist, gewährt sie dem Geiste keinen Anblick weiter. *) 61. Dist.

Er (der Geist an sich) ist nicht gebunden, nicht befreyt, nicht wandernd. Nur die Natur ist in verschiedenen Beziehungen (zu den verschiedenen Geschöpfen) gebunden, befreyt, wandernd. *) 62. Dist.

Durch sieben Formen (भावा: Bestimmungen, Eigenschaften, vrgl. 22. D.) bindet die Natur sich durch sich; und in Beziehung auf des Geistes Zweck befreyt sie (sich) auch durch eine Eigenschaft (das Wissen). **) 63. Dist.

*) Geschämig, daß sie Ursache seiner weiteren Wanderungen ist, nach Sānkhja-pravatihana-bhāshja. Hier sucht der Scholiast zu beweisen, daß die Natur das Hervorbringende der Welt sey. Manche sagen wohl: der Herr (Is'vara) ist die Ursache der Welt. Dieser bewegt den ungebornen, eingeleibten, vorstandlosen, leeren Geist zu Lust und Schmerz, in Svarga oder Nāraka. Andere behaupten die Caussalität (des Ansichseyns) des Eigenwesens eines jeden (Svabhāvakāranikām), warum, z. B. die Schwanen weiß, die Pfauen vielfarbig seyen. Aber beyden, jenem Herrn und diesem Eigenwesen, fehlt der Besitz der Gun'en, von denen die drey Welten durchdrungen sind, die nicht aus dem Ureigenschaftslosen hervorgehen können. Nach Einigen ist die Zeit die Ursache der Welt. Aber die Natur ist selbst die Ursache der Zeit.“ — Daß die Welthervorbringung aus einer abstracten, blinden Natur nicht begreiflich sey, daran wird hier nicht gedacht, und eben so wenig an eine, dem Geiste angehörige Natur als an einen naturerfüllten Geist, die der Vādānta beyde in ihrer Innigkeit annimmt.

*) Hier wird der Geist in seiner ganzen Abstraction von der Natur, nur an sich betrachtet, d. i. seinem Svabhāva nach, als welcher er frey ist, nicht wandert u. s. f. Aber in der nichtsinnlichen Leibesform (wovon oben) wird er von den Entstehungskeimen der Götter, Menschen und Thiere gebunden, befreyt und wandert. In seinem Eigenwesen (Svabhāva) ist er überall nur frey, मुक्त एव स्वभावात्, warum sollte er wandern? Dem Geiste an sich kommt keine Seelenwanderung संसरित्वम् zu. Der Grund des Geistes wird erfaßt durch Erkenntniß des Zweckes des Geistes in der Existenz. Indem er offenbar wird, ist er abgesondert, (kaevala) rein, frey in seinem Eigenwesen (an sich) seyend. Denn nur der übersinnliche Leib, von den 3 Gun'en eingenommen, wird durch dreyfaches Band gebunden, in Hervorbringung und Umwandlung. Ihm kommt sittlich Gutes und Böses zu. — Aber wegen der Nähe der Vernunft bey dem Geiste soll diesem Bindung und Lösung u. s. w. zugeschrieben werden. Hr. W. bemerkt hiezu mit Recht, daß, bey diesen Widersprüchen, doch darin Consequenz liege, daß, da nach der Voraussetzung der Geist unthätig, er auch keiner Veränderung fähig ist. Der Grundmangel liegt aber in den Voraussetzungen, und dadurch sind im ganzen System die Widersprüche.

**) Des Geistes Zweck zu erfüllen, indem der Geist wegen erlangten Wissens frey genannt wird, ist es die Natur, die von der Verbindung mit dem Geiste frey wird.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Oratores Attici. Recognoverunt, adnotationes criticas addiderunt, fragmenta collegerunt, Onomasticon composuerunt Jo. Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius. Fasciculus primus Antiphon Andocides Lysias. Turici impensis S. Hoechrii 1838. in officina Ulrichiana IV. 148. 4.

Die beyden rühmlichst bekannten Herausgeber haben es unternommen, die sämmtlichen attischen Redner in verbesserter Gestalt in einem Quart-Bande erscheinen zu lassen; ihre Absicht erklärt das deutsche Vorwort: seit Imm. Bekkers Ausgabe sey das Studium der Redner so lebendig geworden und für deren Verbesserung so viel geschehen, daß es ein wirkliches Bedürfniß erscheine, den Text in in einer correcten und bequemen Revision zu besitzen, die alles das an so vielen Orten Zerstreute berücksichtige und ausbeute; diesem Bedürfnisse werde durch gegenwärtige Ausgabe abgeholfen. Nicht nur die Abweichungen von der Bekker'schen Ausgabe sind mit ihren Autoritäten unter dem Texte angegeben, sondern auch alle Aenderungen, die überhaupt mit dem Texte nach den Vermuthungen der Gelehrten ohne handschriftliche Autorität haben vorgenommen werden müssen, so daß diese Ausgabe zugleich ein Bild von dem Zustande und der größern oder geringern Sicherheit der Kritik in jedem Schriftsteller zu geben im Stande ist. Schon das vorliegende Heft zeige, daß der Bekker'sche Text nicht nur an vereinzelnten Stellen geändert, sondern durchgängig einer sorgfältigen Recognition unterworfen worden sey, die wohl auf den Namen einer neuen Recension Anspruch machen dürfte; noch bedeutendere, unbenutzte Hilfsmittel seyen für die folgenden Hefte vorhanden.

Das vorliegende erste Heft enthält den bey weitem schwierigsten Theil; kann die Kritik sich bey Antiphon und Andokides nicht immer genügen, so giebt es bey Lysias keine Seite, wo nicht Schwierigkeiten entgegentreten, deren Lösung nur selten gelingen will; und doch ist Lysias der einfachste, natürlichste Redner den es gegeben hat, so daß man da, wo dieser Charakter verschwindet und geschraubte und unnatürliche Redeweise eintritt, sicher auf Verderbniß rechnen darf; er ist in einem unheilbaren Zustande überliefert. Man hat sich in neuester Zeit seit dem Erscheinen von Bekkers Recension mit diesem Redner mehr als mit andern beschäftigt, und wir besitzen drey besondere Ausgaben desselben von Bremi, Förtsch und Franz, überdieß Bemerkungen von Dobree, Emperius, Scheibe, Schiller, von den frühern ist Marklands Verdienst vorzüglich zu würdigen, aber man muß es gestehen, noch immer ist wenig geschehen was befriedigte, und hier reicht oft aller Scharfsinn nicht aus, man bedarf eines Codex Urbinas, ein solcher würde im Lysias eine nicht geringere Umgestaltung des Textes, als im Isokrates, hervorbringen.

Daß es unsere Herausgeber selbst an Versuchen nicht fehlen ließen und an manchen Stellen zuerst das richtige werden aufgefunden haben, ist von ihrem Scharfsinne und ihrer Kenntniß der Spkache im Voraus zu erwarten und findet sich rühmlichst bestätigt; XIII. 34, wo der Untergang Athens geschildert wird: *ἐπειδὴ γὰρ ἐκεῖνοι συλληφθέντες ἐδέθησαν, τότε καὶ ὁ Λύσανδρος εἰς τοὺς λιμένας τοὺς ὑμετέρους εἰσέπλευσε, καὶ αἱ νῆες αἱ ὑμέτεραι Λακεδαιμονίοις παρεδόθησαν, καὶ τὰ τείχη κατεσκάφη καὶ οἱ τριάκοντα κατέστησαν καὶ τοιοῦτον δεινὸν τῇ πόλει ἐγένετο*, so lesen alle Handschriften und niemand nahm an jenen nichts bezeichnenden Worten

Anstoß; dagegen hat die Zürcher Ausgabe aus Hrn. Sauppe's Verbesserung *καὶ τί οὐ τῶν δεινῶν τῇ πόλει ἐγίνετο*; eine Verbesserung, die wir allein höher schätzen, als die oben bemerkten Ausgaben, von welchen keine sich einer ähnlichen Herstellung rühmen kann. In derselben Rede haben §. 90. die Handschriften *οὐδένα γὰρ ὅρκον οἱ ἐν Πειραιεῖ τοῖς ἐν ἄστει ὤμοσαν*, Agoratus beruft sich auf die Amnestie, die nach Rückkehr des Volkes feyerlichst ausgesprochen worden sey, der Redner dagegen beweist, daß jener Vertrag zwischen der Democratie und Oligarchie geschlossen worden; da nun Agoratus nicht unter den Oligarchen, sondern selbst beym Volke gewesen, so finde jenes Gesetz auf ihn keine Anwendung, wobey als Grund obige Worte angegeben sind. Da Sinn und Gedanke deutlich vorliegen, so hat man kein Bedenken getragen, die gewaltsame Aenderung des Schottus *τοῖς ἐν πειραιεῖ* allgemein zu billigen; dagegen hat die Zürcher Ausgabe denselben Gedanken nach der Verbesserung des H. Baiter unbezweifelt richtig in folgender Art gegeben: *οὐδένα γὰρ ὅρκον οἱ ἐν πειραιεῖ ἢ τοῖς ἐν ἄστει ὤμοσαν*;

Solche glückliche Aenderungen, welche keines Commentares bedürfen, und die der Unbefangene sogleich rühmend anerkennen wird, fordert jede Seite des Lysias und hierin ist auch künftigen Bearbeitern eine reichliche Aerndte nicht versagt. Die neuere Zeit hat, manche geniale Versuche Dobree's abgerechnet, mehr nur geringere Versehen, großentheils grammatischer Art, gehoben; was die Untersuchungen auf diesem Gebiete in unsern Tagen entschieden haben, wurde auch auf diesen Redner übertragen; hier haben schon die Vorgänger vieles aufgeräumt und das übrige unsere Herausgeber nachgeholt, so daß in dieser Beziehung nur weniges zur Nachlese übrig geblieben ist; uns ist bey der Durchsicht dieser Ausgabe nur eine Stelle aufgestossen, über welche alle stillschweigend hinweggehen, XXXII. 27. *καίτοι τί αὐτὸν οἴεσθε πεποιηκέναι περὶ ὧν αὐτῷ οὐδεὶς σύνοιδεν, ἀλλ' αὐτὸς μόνος διεχείριζεν, ὃς ἃ δι' ἑτέρων ἐπράχθη καὶ οὐ χαλεπὸν ἦν περὶ τούτων πυθέσθαι, ἐτόλμησε ψευσάμενος τέτταρσι καὶ εἴκοσι μναῖς τοὺς αὑτοῦ θυγατριδοῦς ζημιῶσαι*; hier fordert Rhetorik und Grammatik die Aenderung *παρὰ τούτων*.

Von den ein und dreyßig Reden, welche die Handschriften dem Lysias zuschreiben, ist die Aechtheit mancher durch die neueren Untersuchungen schwankend gemacht worden. Die Leichenrede, den *λόγος ἐπιτάφιος*, zuerst von Valkenaer, zuletzt und besonders von Dobree in seiner praelectio in Pseudo-Lysiae orationem funebrem (Adversar. I. p. 1 — 19), als des Redners unwürdig betrachtet, erklärt auch die Zürcherausgabe als nicht Lysianisch. Man wird noch lange darüber hin und her reden, ehe man sich vereinigt, und man mag zweifeln, ob sie diesem Redner oder einem andern jener Zeit gehöre, aber gegen Dobree, der sie für ein spätes sophistisches Machwerk, das aus Isokrates zusammengetragen sey, hält, muß man sich erklären, weiß er doch selbst mit der Autorität des Aristoteles nicht fertig zu werden, der Rhet. III. 10 einen prägnanten Gedanken unserer Rede, aber wie öfter, durch ein *μνημονικὸν ἁμάρτημα*, etwas unrichtig anführt.

(Schluß folgt.)

The Sánkhya Káriká, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Schluß.)

So, durch Erforschung der (25) Principien entsteht das einzige, zuverlässige, über allen Zweifel erhabene, reine Wissen, daß nichts Mein ist, und nicht Ich (das Thätige) bin. *) 64. D.

---

*) D. i. nichts von der Natur ist mein, und nicht ich bin thätig; so, durch vollkommene Unterscheidung des Geistes von der Natur, wodurch das Ich als der Nichthandelnde erkannt wird. Dem abstracten Geiste, der nur an sich ist, wird oben auch nur ein Eigenwesen zugeschrieben, ein absolutes Seyn. Aber kein Naturprincip gehört

Vermöge dieser Erkenntniß sieht der Geist gleich dem Zuschauer (im Schauspiele) ruhig und zufrieden, die von Erzeugung abstehende, und von den sieben Formen, (welche sie um seinetwillen dargestellt hat,) sich zurück ziehende Natur. 65. D.

zum Geiste. Die natürliche Individualität desselben soll aufhören, aber das, dadurch im Geiste bestimmte Wissen seines, nicht in dieser natürlichen Individualität seyenden, eigenen, individuellen Bestehens, (das ja doch nicht ohne jenes denkbar ist), sein so bestimmtes Wissen oder Eigenwesen (individuelles An-sich-seyn) soll dadurch nur um so entschiedener seyn. Der Hr. Verf. führt hiezu den Text an: कृभ्वस्तयः क्रियासामान्यवचना इति. „Wie die Wurzeln कृ, भू Thun, Werden, so, sagt man, bedeutet अस् Seyn hier auch nur Thun im Allgemeinen.“ Der Verf. des Sānkhja Tatva Kaumudi geht offenbar in seiner Consequenz zu weit, gegen den Sinn des Sānkhja selbst, wenn er dem Geiste auch das Wissen, Erkennen, abspricht, weil auch dieses ein Thun sey. S. 179 f. Ein neuer Beweis der später eingetretenen Neigung, alle Individualität zu verlöschen, wie sie sich im Buddhaismus zur Grundlehre verbildet hat bis zu Nirvān'a. Anders wird diese Stelle im Sānkhja-prav. bhāshja erklärt, nämlich: Es wird hier nur geläugnet die Thätigkeit (kartritva) des Geistes, sein Befangenseyn (in den Naturerzeugungen), seine Gleichstellung (mit ihnen). Denselben Sinn hat das Sūtra des Kapila: तत्वाभ्यासान्नेति नेति त्यागात् d. i. aus dem Aufgeben (der Naturerzeugungen), vermöge der Erforschung (derselben) folgt, daß der Geist keine dieser Erzeugungen sey. Die Sānkhjalehrer sagen, jene Ausdrucksweise haben sie von den Väden entlehnt, und beweisen ihre Sprache aus gleichen Stellen der Väden, z. B. तथा च श्रुतिः ।

Der Eine, der Schauende läßt ab, weil er sie gesehen hat; die Andere, weil sie gesehen worden ist. In ihrer Beziehung auf einander ist kein Grund, (der Erregung) mehr zur Hervorbringung. *) 66. Dist.

Obschon nun nach Erlangung vollkommner Erkenntniß, keine, die Tugend (dharma) u. d. übr. hervorbringende Ursache mehr Statt hat; bleibt der Geist doch noch im Besitz des (nichtsinnlichen) Leibes, kraft der (zur) Vollbringung, wie des Töpfers Rad. **) 67. Dist.

Wenn die Scheidung vom Leib erreicht ist, und die Natur wegen des vollbrachten Zweckes sich zurückzieht, erlangt er (der Geist) absolute und unendliche Individualität. ***) 68. Dist.

अथादेशो नेति नेति नह्येतस्मादिति नेत्यन्यत्परमस्ति स एष नेति नेत्यात्मा नेत्यादिरिति । d. i. „Und so heißt es in einer Vädenstelle: Da die Lehre: Nicht so ist er, denn nicht von daher ist er (der Geist). Dieses ist er nicht; ein Anderes, Höheres ist eben dieser, der Geist — u. s. f.“ — So erklärt jene Ausdrücke auch Tshandrika: „Ich bin nicht,“ heißt: Ich bin nicht das thätige Princip, die Naturvernunft; ich bin nicht der Sitz des Schmerzen u. s. w.; ich bin nicht das Ichsetzende Princip der Natur.“ Damit stimmt Rāma Krishn'a. S. 181.

*) Ihre Beziehung besteht nur im allgemeinen fort durch ihre charakteristische Unterscheidung, durch ihr Ueberall-verbreitet-seyn.

**) Das einmal in Bewegung gesetzt, auch nach Vollendung des Topfes ohne Antrieb noch eine Zeit fortlauft; so die Wirkung der, die Tugend u. d. übr. hervorbringenden Ursache. Der Verf. erklärt diese Stelle weiter in Bezug auf das, beym Wissen fortwährende Leben und Handeln S. 185.

***) कैवल्यम् Kaivalja Abgesondertheit und in diesem Zustande des Individuellen, Freyheit. Diesen abstracten Zustand bestimmt aber, wie Hr. W. bemerkt, der Sānkhja nicht weiter. S.

Diese geheime, auf den Zweck des Geistes gerichtete Wissenschaft, worin der Geschöpfe Bestehen, Ursprung und Aufhebung betrachtet werden, ist von dem hohen Weisen (Kapila) vollständig erklärt. 69. Dist.

Der letzte, polemische Theil der Sûtren des Kapila geht unter andern auf einen, vom Hrn. Verf. S. 193 f. besonders angeführten, wesentlichen Unterschied des Vâdânta vom Sânkhja. Da nämlich die Vâdântinen, welche eine reine, innere und eine äußere Seeligkeit unterscheiden, in die Freyheit des Geistes von der vergänglichen Natur selbst, sein dem Brahmâ Aehnlichwerden setzen, in welchem das Wesen seyend, denkend, seelig, unentzweyt ist, आनन्दा-द्वैम् ; dagegen der Sânkhja bey der absoluten, innigsten Entzweyung der Natur und des Geistes auch keine innere, reine Seeligkeit seiner abstracten Geister, sondern nur eine äußere (durch die, von ihnen ewig geschiedene, Natur) zuläßt: so muß diese äußere auch nothwendig aufhören, wenn die Beziehung zwischen Natur und Geist zu Ende ist. Daher heißt es im Sânkhja: „Erreichung der Seeligkeit ist nicht die Befreyung, weil sie (die Seeligkeit) kein eigenthümlicher Charakter des Geistes ist." Dieses erklärt der Scholiast mit den Worten: „Im Geiste ist weder die Seeligkeit noch ihre Erreichung eine innere Eigenschaft desselben. Auch ist die eigene Geistesform ewig, nicht ein Vollendungsmittel noch ein zu Vollendendes; so ist also Erreichung der Seeligkeit nicht die Befreyung. Die Seeligkeit und ihre Erreichung in der Welt des Brahmâ (die dem Sânkhja so vergänglich ist, als dem Vâdânta) ist eine untergeordnete Art von Befreyung. Das Gegentheil davon würde den Vâden widersprechen, worin es heißt: „Der Weise entsagt der Freude und der Betrübniß." Soll die Erreichung (der Seeligkeit) eine Eigenschaft des Geistes seyn; so fragt sich: Ist sie beständig oder vergänglich? Wenn sie beständig ist, so ist bey der Vollendung in der That auch schon die Zweckerlangung des Geistes. Ist sie endlich, so ist mit vorausgesetztem Vergehen alles erst Zuerzeugenden auch das Vergehen der Freyheit gesetzt. Demnach ist Erreichung der Seeligkeit nicht ursprüngliche Freyheit; dieses ist nur ein falscher Schluß der neuern Vâdântinen."

Man sieht aus diesen Worten des Scholiasten, wie dem dualistischen Sânkhja die alte Vâdenlehre vom unentzweyten, lebendigen Geiste entweder ganz verborgen oder doch sehr unvollkommen bekannt ist. Ohne Bestimmung des Unterschiedes zwischen den alten und neuen Vâdântinen, hat man sich nur an die, von allen Vâdântinen wiederholten und mit einander zu vergleichenden Stellen der Vâden selbst, besonders der Upanishaden u. a. so wie an Manu u. a. zu halten. Es kann jedoch dieser, obschon wesentliche, Punct hier nicht weiter erklärt werden. Ich berufe mich deßhalb nur auf Râma Tirtha zu Vâdântasâra (nach meiner Ausg. S. 58. ff. vrg. S. 6. S. 53 79.), und auf meine, in diese Blätter früher (1837 im October und 1838 im März und April) eingerückten Erklärungen des Vâdânta.

Der eben so gründlichen und ausführlichen als deutlichen Darstellung, wodurch Herr Prof. Wilson in diesem Werke alle Puncte des alten Sânkhja-Systems erklärt hat, verdankt demnach die Geschichte der Philosophie volle und leichte, urkundliche Einsicht in dasselbe, nach seinen Gründen und Beziehungen, Mängeln und Vorzügen, so wie in die Hauptmomente seines genetischen Verhältnisses auf der einen Seite zu der Philosophie der Vâden und auf der anderen zu den Grundlehren des Buddhaismus.

Othmar Frank.

---

186. Er ist auf jeden Fall vom Kaivalja des Vâdânta himmelweit verschieden, nämlich von der bestimmten Individualität, in welcher sich der lebendige Geist, von der Natur, so fern sie nur in der Differenz ihrer Momente ist, unterscheidet, sich aber mit ihr innigst vereint erkennt, so fern sie als Macht des Geistes Gottes, wie die Ungeborne, Eine, mit den Gun'en, ihren Momenten, Verborgene ist. So heißt sie in den Vâden: एका, अजा, देवात्मशक्तिः सगुणै-र्निगूढा.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nr. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Oratores Attici. Recognoverunt, adnotationes criticas addiderunt, fragmenta collegerunt, etc.

(Schluß.)

Für das Alter dieser Rede sprechen außer der Nichterwähnung des Kimonischen Friedens, den ein späterer nicht ungerühmt übergangen hätte (vrgl. Krüger hist. phil. Studien p. 102—3.) auch andere Angaben, dafür aber, daß Lysias der Verfasser sey, unserer Meynung nach, nicht undeutlich folgende Worte, welche die im Kampfe für die Freyheit gefallenen verherrlichen:

ἐκεῖνοι μὲν οὖν διὰ τοὺς ἐν Πειραιεῖ κινδύνους ὑπὸ πάντων ἀνθρώπων ζηλοῦνται· ἄξιον δὲ καὶ τοὺς ξένους τοὺς ἐνθάδε κειμένους ἐπαινέσαι, οἳ τῷ πλήθει βοηθήσαντες καὶ περὶ τῆς ἡμετέρας σωτηρίας μαχόμενοι πατρίδα τὴν ἀρετὴν ἡγησάμενοι, τοιαύτην τοῦ βίου τελευτὴν ἐποιήσαντο· ἀνθ' ὧν ἡ πόλις αὐτοὺς καὶ ἐπένθησε καὶ ἔθαψε δημοσίᾳ καὶ ἔδωκεν ἔχειν αὐτοῖς τὸν ἅπαντα χρόνον τὰς αὐτὰς τιμὰς τοῖς ἄστοις.

Nur ein Nichtbürger, ein ξένος, wie Lysias war, der an dem Kampfe der Demokratie gegen die Oligarchie selbst Theil genommen hatte, konnte sich veranlaßt fühlen, und hatte Grund, das Lob der ξένοι so ausführlich hervorzuheben; ein geborner Athener, eben so ein späterer Sophist würde es nicht für würdig gehalten haben, dieses zu erwähnen.

Die VI. Rede κατ' Ἀνδοκίδου wird nach dem Vorgange anderer mit Recht dem Lysias abgesprochen; der Charakter der Sprache ist schwerfällig und nicht der unsers Redners, doch ist sie gewiß alt und wirklich gehalten.

Die XI. Rede κατὰ Θεομνήστου ist der Auszug der vorhergehenden, nicht etwa das Concept zu dieser, von einem Spätern aus unbekannter Zeit, aber interessant sowohl wegen Abweichung des Textes, denn der Epitomator hatte eine bessere Handschrift als die unsrigen sind, als auch wegen der Verschiedenheit der Sprache, z. B. τιμωρεῖν für τιμωρεῖσθαι, φυτεύσαντα für φύσαντα u. a. Es ist das einzige Beyspiel dieser Art, und es wäre nicht unmöglich, daß die eine oder andere Rede nichts als ein ähnlicher Auszug wäre. Hätten wir nur diese zweyte, so würde wohl keiner sie für unächt halten, aber auch schwerlich jemand sich einfallen lassen, nur das Excerpt der eigentlichen Rede vor sich zu haben. Man sieht wie solche Auszüge gemacht wurden; ganze Digressionen wie §. 15—20 würden stillschweigend übergangen; das Fehlen von Gesetzen, Zeugschaften und ähnlichen Aussagen kann besonders darauf hindeuten.

Die XX. Rede, bey welcher Dobree die Frage aufwirft: An Lysiae? haben die Zürcher Herausgeber diesem abgesprochen; der Prozeß dieser Rede fällt noch in den peloponnesischen Krieg, wahrscheinlich XCII, 3 = 410. (cf. Krüger zu Clintons Fasti Hellen. p. 85); daß Lysias, der 411 von Thurii nach Athen zurückgekehrt war, schon damals gerichtliche Reden für andere geschrieben, widerspricht allen von ihm bekannten Zeitangaben. Ist sie aber von ihm, so ist sie zugleich die faktische Widerlegung seines eigenen Geständnisses in der Rede gegen Eratosthenes (XCIV, 2 = 403) ἐγὼ μὲν οὖν οὔτ' ἐμαυτοῦ πώποτε οὔτε ἀλλότρια πράγματα πράξας νῦν ἠνάγκασμαι ὑπὸ τῶν γεγενημένων τούτου κατηγορεῖν. Diese Aussage, welche doch auch das Schreiben gerichtlicher Reden für andere in sich begreift, für falsch auszugeben, haben wir uns troz aller Widerrede nicht überzeugen können. Warum sollte der Redner ohne allen Grund durch den Zusatz οὔτε ἀλλότρια sich selbst widersprechen, da die

Angabe *ἐγὼ μὲν οὖν οὐδέποτε τὰ ἐμαυτοῦ πράγματα πράξας* seinem Zwecke völlig entspricht, und dieselbe Kraft und Bedeutung hat? Auch die Sprache hat einiges eigenthümliche, so die Widerholung des *ἂν* §. 9. 15.

Auch bey XXIII. fragt Dobree: An Lysiae? in dieser Rede ist manches originell, eigen die oft wiederholte (§. 4. 8. 11. 14. 15), bey Lysias nicht vorkommende Formel *καί μοι ἐπίλαβε τὸ ὕδωρ*.

Mehrere Reden sind nicht vollständig ausgearbeitet, von einigen ist nur ein Theil, gewöhnlich der Schluß, ausgeführt. Es ist schwer zu bestimmen, ob solche als *δευτερολογίαι* nie einen größern Umfang hatten, oder ob es dem Redner beliebte, nur den einen oder andern Punct schriftlich hervorzuheben; schon die alten Grammatiker scheinen gezweifelt zu haben, dahin deutet die Bemerkung zu XXVII. *ἐπίλογος ὡς Θεόδωρος*. Zu diesen gehören IV. *περὶ τραύματος ἐκ προνοίας*. XV. *κατ' Ἀλκιβιάδου ἀστρατείας*. XVIII. *περὶ δημεύσεως τῶν τοῦ Νικίου ἀδελφοῦ ἐπίλογος*. XX. *ὑπὲρ Πολυστράτου*. XXI. *ἀπολογία δωροδοκίας ἀπαράσημος*, welche, wie die Anfangsworte bezeugen nur das extra causam enthält: *περὶ μὲν τῶν κατηγορημένων, ὦ ἄνδρες δικασταί, ἱκανῶς ὑμῖν ἀποδέδεικται· ἀκοῦσαι δὲ καὶ περὶ τῶν ἄλλων ὑμᾶς ἀξιῶ, ἵν' ἐπίστησθε περὶ οἵου τινὸς ὄντος ἐμοῦ ψηφιεῖσθε*. Sie kündigt sich dadurch nicht unklar als *δευτερολογία* an, welche der Beklagte, nachdem er von andern vertheidigt worden war, zuletzt selbst gesprochen hatte. XXVII. *κατὰ Ἐπικράτους, ἐπίλογος ὡς Θεώδορως*, XXVIII. *κατὰ Ἐργοκλέους ἐπίλογος*.

Dagegen sind andere wirklich verstümmelt; dahin rechnen wir V. *ὑπὲρ Καλλίου, ἱεροσυλίας ἀπολογία*; das vorhandene bildet nur einen locus communis, der die Sache nicht berührt, niemand wüßte, daß diese *περὶ ἱεροσυλίας* wäre; dazu kommt, daß auch der Anfang der nächsten Rede fehlt und der Codex Laurent. 5 1/2 leere Seiten enthält; wir hätten demnach keinen Anstand genommen, nach gewöhnlicher Art die Unvollständigkeit der Rede zu bezeichnen. Noch bedeutender ist die Lücke zwischen XXV. u. XXVI., wo im Codex Laurent. 2 1/2, in der Heidelberger Handschrift aber nach der Angabe unserer Herausgeber 16 Seiten fehlen. Auch der Schluß der XVII. Rede fehlt, wie bereits Dobree bemerkt hat.

Die Ausübung der Kritik wird bey Lysias noch dadurch erschwert, daß, während man durch J. Bekker, welcher besonders dem Codex Laurentianus C. folgte, eine sichere Grundlage, auf die weiter fortzubauen wäre, gewonnen glaubte, von mehreren Seiten nachgewiesen wurde, jene scheinbar vortreffliche Recension entbehre jeder Autorität und enthalte nichts als kühne Interpolationen eines geistreichen Lesers. Emperius hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, und in der That selbst die Bemerkungen daß etwas fehle, dürfen nicht ohne Vorsicht angenommen werden: V. 49. heißt es: in C. lacuna est trium paginarum, was unmöglich ist; der Redner ist dem Ende schon nahe, nur weniges kann fehlen. *) XIX, 26. C. lacunam habet litterarum duodecim, aber nichts fehlt und die Zürcher Ausgabe hat mit Recht davon Umgang genommen. Die beyden Herausgeber haben nur in wenigen Fällen was jene Handschrift eigenthümliches enthält, gebilligt, hielten sie jedoch aus einer ältern und bessern Quelle als die bekannten Abschriften sind, geflossen. Die Vergleichung des Heidelberger Codex aber, welchen sie leider erst nach dem Abdrucke erhalten haben, überzeugte sie, wie die Vorrede lehrt, daß die Critik bey Lysias durchaus auf den alten Standpunct des Textes zurückkehren und sich von allen Abweichungen des Florentinus, die nichts als willkührliche Interpolationen seyen, entfernen müsse, worüber sie das geeignete später ausführlich nachzutragen versprechen; dieß wird ein Bedürfniß, weil doch manche Stelle dort so passend und glücklich gegeben ist, daß nur wenige an die Interpolation glauben werden.

Daß nach sechzehn Jahren, seit Bekkers Recension erschienen ist, eine neue Gesammtausgabe der Redner dargeboten wird, darf um so weniger auffallen, als es nicht die Absicht dieser ist, durch Mittheilung des gesammten kritischen Apparates jene zu verdrängen; man kann sich nur freuen, daß die Ausführung in so tüchtige Hände gerathen ist. Als einen Hauptvorzug dieser Bearbeitung betrachten wir, daß alles was von andern unrichtiges vermuthet worden, und darum als verfehlt zurückgewiesen wer-

*) Der Satz §. 50. muß mit den Worten *ὑμεῖς μὲν οὖν ὦ ἄνδρες] Ἀθηναῖοι μνησθῆτε* begonnen haben.

den muß, stillschweigend übergangen ist; gewiß ist dieses ein weit größerer Theil, als was entschieden richtiges oder sehr wahrscheinliches gefunden ist. Zu Lysias XII, 2. οὐ μέντοι ὡς οὐκ ἔχων οἰκείας ἔχθρας καὶ συμφορὰς τοὺς λόγους ποιοῦμαι, ἀλλ' ὡς ἅπασι πολλῆς ἀφθονίας οὔσης ὑπὲρ τῶν ἰδίων ἢ ὑπὲρ τῶν δημοσίων ὀργίζεσθαι verlangte Scheibe Observ. p. 45 διαφορὰς. Er bedachte nicht, daß damit eine unnütze, dem Redner nicht gewöhnliche Wiederholung aufgebürdet, durch συμφορὰς aber sehr richtig sein und der seinigen Unglück, das ihm die Dreißig zugefügt hatten, bezeichnet werde. Die Herausgeber haben gut gethan, über diesen und alle ähnlichen verunglückten Versuche, die sich oft mit großem Pompe ankündigen, durch gänzliche Nichterwähnung ihr Urtheil deutlich genug auszusprechen. Uebrigens ist zwischen zu starrem Festhalten und zu großer Neigung zur Aenderung des Ueberlieferten die richtige Mitte gehalten, und man wird im allgemeinen selten Grund haben, von ihrem Urtheile abzuweichen; die eigenen Vermuthungen, so wie sie nur als solche sich kund geben, stehen nicht im Texte, sondern sind in den Anmerkungen mitgetheilt; z. B. XII, 73 ἐκκλησιάζετε] imo ἐξεκλησιάζετε cf. XIII, 73. 76. Sauppius. an beyden Stellen ist jedoch diese Form der Augmentation aus C., und man muß sich mit dem was Buttmann über dieses Wort lehrt (I. p. 944 ad Midian. p. 102. Schneider ad Hell. V. 3, 16), begnügen. Der Interpolator dachte, wie der Verfasser des Scholion zu Demosth. de cor. ὅρα τὸ ἐκκλησίαζον· οἶμαι γὰρ δεῖν ἐξεκλησίαζον γεγράφθαι. Ferner sind die beyden Ausgaben Bekkers, die englische und die deutsche verglichen, wodurch manches Versehen der Vorgänger, welche nur letztere zur Hand hatten, entfernt wurde; auch der Nachtrag Bekkers ist wie billig, benutzt, wenn auch hievon manches stillschweigend übergangen ist; z. B. zu XII, 42 führt Bekker Taylors Worte an: deesse aliquid vehementer suspicor und giebt damit seine Zustimmung zu erkennen; unsere Herausgeber erwähnen dieses nicht, wir glauben mit Recht, wiewohl Franz den Zusammenhang unrichtig erklärt hat p. 268. Es ist der Uebergang von der causa zur Darstellung der vita §. 41 — 49, eingeleitet durch eine Verwunderung, daß es noch Leute geben könne, die einen Eratosthenes vertheidigen. Die Angaben des kritischen Apparates sind sorgfältig und höchst selten wird man etwas vermissen was dem Zwecke der Ausgabe gemäß hätte bemerkt werden sollen, wie etwa XIX, 10 λάβωσιν, welches Bekker für μὴ δῶσιν aus C. aufgenommen hat, übergangen ist. Zu den aus Dionysius von Halicarnaß gezogenen Reden ist die (uns unbekannte) Ausgabe des H. Gros, welcher die Pariser Handschriften verglichen hat, benutzt worden; dadurch wurde manches für Lysias gewonnen, z. B. XXXII, 7 geben jene Handschriften ἡγούμενος διὰ ταύτας τὰς ἀνάγκας οὐδενὶ μᾶλλον προσήκειν καὶ ὥσπερ τοὺς αὐτοῦ παῖδας ἐπιτρόπῳ γενέσθαι, statt des gewöhnlichen προσήκειν ἑτέρῳ εἰς τοὺς παῖδας αὐτοῦ, jetzt lesen wir durch eine unbezweifelt richtige Verbesserung des H. Sauppe in der Zürcher Ausgabe προσήκειν δικαίῳ περὶ τοὺς αὐτοῦ παῖδας ἐπιτρόπῳ γενέσθαι. Auch Victorius hat zu Dionysius eine Handschrift verglichen, aus der wir einige Abweichungen, welche Beachtung verdienen, mittheilen, XXXII, 13, 6 οὗτος λέγῃ· 17, 6 ἐμὲ τὴν συνειδυῖαν. 18, 10 μὴ ἧττον, 20, 8 εἰς κουρέως κατὰ μῆνα οὐκ ἦν αὐτῷ. 25, 5 φάσκων. 28, 3 αὐτῷ. 29, 2 om. καὶ ἀποδείκνυνται, 4 ὑπὸ λῃστῶν. XXXIII, 4, 5 γνῶναι δὲ καὶ τὰ βέλτιστα τῶν αὐτῶν, in welchen verdorbenen Worten eine Beziehung auf das vorausgegangene στάσις, als Gegensatz von φιλονεικία liegen muß. XXXIV, 2, 4 τῶν Πειραιεῖ πραγμάτων, also das gewöhnliche ἐν Πειραιεῖ, nicht ἐκ Πειραιῶς. 3, 4 ἐκτησάμεθα. 4, 8 ἀλλὰ πολλούς. 7, 3 καὶ Ἀργείους καί. Keine Variante findet sich zu 3, 1 wo einiges fehlt, auch der Ausdruck οὔτε γένει ἀπελαυνόμενος gegen Gewohnheit ist, wenn man nicht annehmen will, der Antrag des Phormisius habe sich nicht bloß auf Grundbesitz, sondern auch auf strenge Ausscheidung der ebenbürtigen und nicht ebenbürtigen Athener bezogen, wovon Dionysius nichts sagt; darum erwartet man zu γένει eine andere Bestimmung, etwa οὔτε γένει [οὐδενὸς ἥττων ὢν οὔτε οὐσίᾳ τῆς πόλεως] ἀπελαυνόμενος.

Es liegt in der Natur solcher Arbeiten, daß sie ihre absolute Vollendung, wenn anders je, gewiß nicht so bald erlangen, folglich immer sich theils neues nachtragen, theils das von andern bemerkte

bezweifeln läßt, und so sind auch wir mit den in den Anmerkungen mitgetheilten Vorschlägen nicht immer einverstanden; in einem so verdorbenen Autor wie Lysias ist, wird die Kritik ohne bessere Hülfsmittel nie zu Ende kommen; wir gestehen z. B. die Vermuthung VI, 10 ἡγεῖσθαι in ἡγεῖσθε zu ändern, nicht zu begreifen, da doch offenbar Perikles Vorschlag dadurch motivirt werden soll; eben so wenig genügen die Versuche an den verdorbenen Stellen XIII. 86. XXXI. 13 wo Gedanke und Sprache dessen was die interpolirte Handschrift bietet, noch immer Vorzug verdient. In manchen glauben wir, daß anderes näher liege, wie XIV, 2 wo ἐπινικίοις seit Reiske in ἐπ' ἐνίοις verwandelt wird; viel kräftiger tritt der Gedanke auf, wenn der Redner sagt: ὥστ' ἐπ' ἐκείνοις ὧν οὗτος φιλοτιμεῖται τοὺς ἐχθροὺς αἰσχύνεσθαι· VI, 4 lesen wir τὰ μὲν ἐν τῷ ἐνθάδε, τὰ δὲ ἐν τῷ 'Ελευσῖνι ἱερῷ, und glauben daß 'Ελευσῖνι die richtige Randverbesserung sey statt ἐν τῷ ἐλευσινίῳ ἱερῷ, aber seine Stellung verändert habe. Der Art Bemerkungen wird jeder aufmerksame Leser im Lysias mehr als bey einem andern Schriftsteller zu machen Gelegenheit haben. Auch ist uns einiges unverständlich wo die Herausgeber schweigen, anderes scheint zweifelhaft und näherer Prüfung anheim zu stellen; wenn z. B. XIX, 9 der sprechende sagt: καίτοι ὦ ἄνδρες δικασταὶ ὁ ἐμὸς πατὴρ ἐν ἅπαντι τῷ βίῳ πλείω εἰς τὴν πόλιν ἀνάλωσεν ἢ εἰς αὑτὸν καὶ τοὺς οἰκείους, διπλάσια δὲ ἢ νῦν ἔστιν ἡμῖν, ὡς ἐγὼ λογιζομένῳ αὐτῷ πολλάκις παρεγινόμην· so stimmt dieses mit den folgenden Angaben der Rede wenig überein; nach der Aufzählung §. 56 — 59. hat der Vater für den Staat nicht weniger als neun Talente und zwey tausend Drachmen verwendet; das jetzt vorhandene Vermögen, das der Vater hinterlassen hat, würde, wenn es öffentlich eingezogen wäre, nicht zwey Talente betragen §. 61. εἰ γὰρ μὴ ἦν τοιοῦτος, οὐκ ἂν ἐκ πολλῶν ὀλίγα κατέλιπεν, ἐπεὶ εἰ νῦν γε ἐξαπατηθείητε ὑπὸ τούτων καὶ δημεύσαιθ' ἡμῶν τὴν οὐσίαν, οὐδὲ δύο τάλαντα λάβοιτ' ἄν. Also nicht διπλάσια, zweymal so viel als sie jetzt haben, hat der Vater dem Staate geopfert, sondern τετραπλάσια, viermal so viel und noch mehr. War vielleicht δ' πλάσια statt τετραπλάσια geschrieben und ist daraus διπλάσια entstanden? Gewiß ist, daß in diesem Falle, wo der Sprechende das vorhandene Gut als möglichst gering, die gemachten Kosten aber als möglichst hoch anschlagen will, er nicht sagen wird, sein Vater habe zweymal so viel geleistet, wenn es viermal so viel gewesen.

Wir haben von Lysias, dem letzten der in diesem Hefte enthaltenen Redner als dem bedeutendsten und in kritischer Behandlung schwierigsten zuerst gesprochen und glauben, daß man daraus leicht von selbst auf die Art wie die beyden übrigen bearbeitet sind, schließen werde; zu Antiphon konnte Mätzners Ausgabe nicht benutzt werden; der Text würde jedoch, ungeachtet der großen Uebereinstimmung beyder, wenig gewonnen haben, da Hr. Baiter und Sauppe überall mehr Uebung und sicheres Gefühl zeigen; über die Handschriften werden sie das nöthige in der eigentlichen Vorrede nachtragen. Andokides, (von dem Schiller einen Abdruck in der Art wie Förtsch von Lysias besorgt hatte) hat natürliche Gabe der Beredtsamkeit, aber keine strenge Bildung in derselben, wie Lysias, Antipho u. a.; seine Unkenntniß der Vorzeit, selbst in dem was verhältnißmäßig wenige Jahre vorher geschehen, bleibt immer auffallend und zeigt von der Sorglosigkeit der Redner, wie des sie anhörenden Publikums. Seine Lebensverhältnisse seit der Verwicklung in den Hermokopidenproceß verdienten genauere Untersuchung, als bis jetzt geschehen; die zweyte Rede ist großentheils ein Geständniß dessen, was die erste mit Bestimmtheit von sich ablehnt; wichtig ist die Gegenrede die unter Lysias Namen sich erhalten hat. Von den Aenderungen erwähnen wir als besonders ansprechend I, 25 κατελύθη von Baiter für κατεκλίθη, IV, 17 ἐδεδήκει statt ἐδεδοίκει nach Emperius.

Wenn diese neue Ausgabe sich mit dem bescheidenen Titel einer Recognition begnügt, so trägt sie doch alle Vorzüge einer eigentlichen Recension, und wir wünschen nur, daß den beyden Herausgebern, an welchen sich die Richtigkeit des Homerischen Spruches σύν δὲ δύ' ἐρχομένω aufs neue bewährt hat, es nicht an Muße fehlen möge, das trefflich begonnene im gleichen Sinne zu vollenden, und nicht die Ungunst der Zeit, die manche tüchtige Arbeit nicht zum Erscheinen kommen läßt, auch auf dieses Werk nachtheilig wirke.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Historical sketches of Statesmen who flourished in the time of George III. To which is added, Remarks on Party, and an Appendix. First Series. By Henry Lord Brougham, F. R. S. and member of the national institute of France. London, 1839. 404 S. gr. 8.

Lord Brougham ist bekanntlich einer der fruchtbarsten Schriftsteller unserer Zeit. Als Geschichtschreiber tritt er zum erstenmale mit vorliegendem Buche auf, dessen Inhalt jedoch zum Theil bereits ohne den Namen des Verf. in dem Edinburgh Review erschienen war. Dieser erste, mit zwölf vortrefflichen Bildnissen versehene, Band, welchem bald ein zweyter folgen soll, enthält nicht weniger als 26 Skizzen; mit Recht so genannt, weil man überall mehr Andeutung als Ausführung und weniger Thatsachen als Ansichten findet; ein Umstand, der dem Buche seinen Werth nicht verkümmert, aber doch die in der Vorrede sehr zuversichtlich angekündigte Absicht, Mit- und Nachwelt zu belehren, gewiß nicht fördert.

Den Anfang macht K. Georg III., dessen ausgezeichnete Selbstthätigkeit in der Regierung den Verf. zu der Frage führt, ob ein solches Eingreifen unvereinbar mit dem Geiste der englischen Verfassung sey, wie die Whigs behaupten? Der Verf. erklärt sich auf das Bestimmteste gegen diese Meynung der Parthey, der er sonst angehört.

> Einen König haben und dem König, außer der Ernennung der Minister, keinerley königliche Gewalt einräumen wollen, erscheint als höchst ungereimt. Mit einem Staats-Oberhaupte kann nichts anderes gemeynt seyn, als daß in der Staatsverwaltung seine Stimme gehört, sein Einfluß empfunden werde. Die verschiedenen Stände haben ein Recht, von diesem hohen Orte Hülfe zu erwarten, wenn ihre Zuständigkeiten durch Uebergriffe von der einen oder anderen Seite bedroht sind, oder sich auf die königliche Entscheidung zu berufen, wenn ihr Streit unter sich nicht durch gegenseitiges Nachgeben beygelegt werden kann.

In einer Anmerkung S. 14 ist beygefügt:

> K. Georg III. stellte ein Beyspiel auf, das allezeit Nachahmung verdient. Er weigerte sich eine Staats-Puppe in seines Ministers Hand zu seyn und seinen Namen von Leuten, die er nicht achtete, oder zu Zwecken, die er mißbilligte, gebrauchen zu lassen. Nie konnte man ihm vorwerfen, daß er durch Günstlinge regiere; noch weniger konnte sich jemand mit der Behauptung, ihn wolle das Volk, seinem kräftigen Verstande aufdringen.

Im Uebrigen ist diese Skizze nicht nur dürftig, (was um so mehr zu bedauern und zu verwundern ist, da der Verf. angiebt, im Besitze eines umfangreichen Briefwechsels von Georg III. zu seyn,) sondern auch, wie von dem Partheymanne allerdings, nicht aber von dem Geschichtschreiber zu erwarten war, unbillig, wo nicht ungerecht. Es wird als Stolz und Eigensinn vorgestellt, was Festhalten von Grundsätzen, und zwar aus Ueberzeugung, war. Ein Fürst der, wie auch hier angeführt ist, mehr als einmal erklärte, lieber von dem Throne steigen, als unzuläßigen Forderungen nachgeben zu wollen — und zwar in einem Lande und unter Umständen, wo er beym Worte genommen werden konnte — muß von Recht und Pflicht ein sehr tiefes und starkes Gefühl gehabt haben.

Es folgt Lord Chatham (Wilhelm Pitt der ältere,) der größte Staatsmann Englands, vielleicht Europa's, in dem 18ten Jahrhundert. Der Verf., welcher dieses Bild mit sichtbarer Vorliebe

entwirft, beklagt im Eingange die Magerkeit der Ueberlieferungen von seiner Persönlichkeit. Man sieht, wie begehrlich hierin ein Engländer ist; von keinem Staatsmanne des festen Landes hat man so viel Kunde. Jetzt gewährt ein von zwey Urenkeln Chatham's herausgegebener Briefwechsel desselben, von welchem zwey Bände erschienen und noch zwey zu erwarten sind, eine noch vertrautere Bekanntschaft mit ihm.

Unter den großen Eigenschaften Lord Chatham's nimmt unstreitig die Willenskraft, die Entschlossenheit in Verfolgung seiner Zwecke, den ersten Platz ein. Dieses: *quicquid vult, id valde vult*, wie Cäsar von Brutus sagte, kann durch Uebermaß allerdings schädlich werden, gleichwohl ist es die Grundlage aller wahren Charaktergröße. Alles hängt von den Gaben ab, mit denen es verbunden ist; und diese waren bey Lord Chatham sehr hoher Art. Dem Scharfblicke, mit dem er seinen Gegenstand und den Weg dazu ersah, entsprach vollkommen die Kühnheit und Beharrlichkeit, womit er darauf ausging; die Festigkeit, womit er seinen Vortheil gefaßt hielt, war nicht größer als die Schnelligkeit, womit er ihn entdeckt hatte. Dazu ein an Auskunftsmitteln höchst erfinderischer Geist; ein unbezwinglicher Muth in deren Anwendung; ein herzhaftes Hinwegschreiten über alle von gewöhnlichen Menschen in den Weg gelegten Hindernisse von Formen, Regeln und Gebräuchen. Weit erhaben über das armselige Trachten eines kriechenden Ehrgeizes, ohne alle Rücksicht auf Partheyen und Personen, nur die höchste Pflicht des Staatsmannes im Auge, brach er sich die Bahn zu seinem einzigen Ziele, dem Ruhme und dem Wohle seines Vaterlandes. —

Als er an die Spitze der Regierung trat, befand sich England in der mißlichsten Lage. (1757.) Es hatte in Europa nur *einen* Bundesgenossen, an dem König von Preußen, zu dessen Vernichtung fast alle Staaten des festen Landes in eine unnatürliche Verbindung getreten waren. Die Landmacht, die es besaß, war unbedeutend und stand unter dem Befehle von Leuten, die nur auf ihren Vortheil bedacht waren; seine Seemacht konnte sich auf dem offenen Meere kaum behaupten; gegen beyderley Dienst war eine Abneigung herrschend, — eine Folge des Mangels an Zutrauen und Hoffnung, — wodurch die Verstärkung der Streitkräfte sehr erschwert wurde. Und überall hatte England Krieg. Frankreich bedrohte seine Küsten mit Landungen; es überzog Hannover und hielt preußische Länder besetzt. In Amerika war die englische Kriegsmacht gelähmt; in Ostindien vermochte sie sich kaum der inländischen Anfälle zu erwehren. Zu Hause trennten oder vereinigten sich die Partheyen nicht über Fragen des gemeinen Wohles, sondern über mehr oder minder Antheil an dem Genusse von öffentlichem Einkommen; und alle schienen nur *einem* Antriebe zu folgen, dem Verlangen nach Gewalt und nach Gewinn.

Sobald Wilhelm Pitt das Ruder ergriffen hatte, ließ die Festigkeit der Hand, die es nun hielt, an jeder Bewegung des Staatsschiffes sich bemerken. Von dem Vorstande des Seewesens bis zu dem geringsten Schreiber in dem Verpflegungsamte, von dem obersten Befehlshaber bis herab zu dem untersten Beamten des Hauptquartiers kam bald jeder zur Erkenntniß, daß sein Thun und Lassen dem Auge eines Mannes nicht entgehe, der eines jeden Pflicht und Vermögen so gut kenne als sein eigenes, und der gewiß alle, die ihre Schuldigkeit nicht thäten, für jeden Nachtheil, welchen der Staat dadurch erlitte, schwer verantwortlich machen würde. Ueber die anderen Minister gewann er schnell die Oberhand, die er in der Folge ohne Unterbrechung behielt. Alle seine Amtsgenossen hatten sich gegen seinen Plan, nach welchem künftig der Krieg geführt werden sollte, erklärt; er ließ ihnen die Wahl, ihm beyzustimmen oder ihn alsbald abtreten zu sehen; sie wählten ersteres und hatten von da an keine eigene Meynung mehr. Ja, so unbedingt bestand er darauf, über die Maßregeln wofür er allein zu haften hatte, auch die Aufsicht allein zu führen, daß er dem Vorstande des Seewesens — es war der berühmte *Lord Anson* — und dessen nachgeordneten Amtsgenossen nicht erlaubte, die Befehle zu lesen, die er der Flotte gab und die von ihnen unterschrieben werden mußten.

Die Wirkung dieser neuen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gab sich bald kund. Stetigkeit anstatt des Schwankens, Rüstigkeit anstatt des Hinwartens, Zuversicht anstatt der Muthlosigkeit. Eine wohl eingerichtete Landwehr übernahm die Vertheidigung des Landes; Abtheilungen des stehenden Heeres wurden auf Stellen der Küste, von wo aus der Feind beunruhigt werden konnte, aufgestellt. Frankreich, nun selbst angegriffen oder bedroht, mußte räumen was es von Deutschland besetzt hatte; erlitt bald darauf schwere Niederlagen; war genöthigt, anstatt Landungen in England zu versuchen, seine eigene Küste zu decken; und konnte die Zerstörung, die in mehreren seiner Seeplätze durch kühne Angriffe der Engländer geschah, nicht abwenden. Es verlor nicht weniger als sech-

zehn Inseln und das große Land Canada. Die feindlichen Flotten, die das Meer beherrscht hatten, verschwanden. Viele Treffen wurden zur See geliefert und gewonnen; darunter eines das entscheidendste, das je von der englischen Seemacht bestanden worden. Mit so anhaltendem Glücke hatte in neueren Zeiten noch kein Staat den Krieg mit einem ungefähr gleich mächtigen Nebenbuhler geführt. Was aber noch mehr ist — in England selbst war unterdessen alles öffentliche Ungemach beseitigt; alle Unzufriedenheit hatte überall, auch in den Colonien, aufgehört; nirgends war Unterdrückung; kein Mißbrauch durfte sich festsetzen; die Rechte des Unterhauses wurden nicht angetastet und keine Ungebühren der Gewalthaber geduldet. Zum ersten und letzten Male wies England das Bild einer Nation auf, die ohne alles Murren die Last eines weitverbreiteten, kostspieligen Krieges trug und, ehevor zerrissen in feindliche Partheyen, jetzt zum Dienste des gemeinen Wesens so vereinigt war, daß keine Stimme des Tadels, kein Laut des Widerwillens gehört wurde.

Nach einigen Bemerkungen über die Fehler dieses großen Mannes, worunter Heftigkeit und allzugroße Derbheit der vornehmste war, geht der Verf. zur Würdigung seiner Rednergabe über. Diese war so ausgezeichnet, daß Chatham oft der brittische Demosthenes genannt worden ist; und J. v. Müller schrieb 1778 (Werke Bd. 13. S. 380) „Wenn ich an Demosthenes komme, so werde ich glauben, ihn zu hören.“ Br. gesteht die Aehnlichkeit zu, jedoch mit großer Einschränkung.

Bündig wie der Grieche war Chatham so wenig, daß vielmehr gerade von ihm die üble Gewohnheit langer, zwey Stunden und darüber dauernder Reden eingeführt worden ist. Gehaltreich war sein Vortrag immer, jedoch weitschweifig. Dieses nur nicht in den großen Zügen, welche die meiste Wirkung thaten und die Gemüther wie durch Ueberfall einnahmen. Niemand war das eingefallen und jedermann hätte es einfallen sollen. Natürlichkeit mit Ungemeinheit ist die Eigenschaft des glücklichen Ausdrucks überhaupt, besonders aber des treffenden. Das Treffende war der Zauber in Chatham's Rede, wie es auch der eigenthümlichste Vorzug seines großen Vorgängers war; die Waffe, womit er das stolze Athen beherrschte und über Griechenland Blitze warf.

Das Gegenstück zu Chatham ist Lord North, ein ungleich weniger begabter Mann, der aber vornehmlich durch Eigenschaften, welche jenem fehlten, seine Stelle als erster Minister viele Jahre unter den schwierigsten Umständen behauptet hat. Den heftigsten Angriffen, die er im Unterhause während des Krieges mit den Pflanzstaaten in Nordamerika zu bestehen hatte, und die nicht von mittelmäßigen Kräften, sondern von den gewandtesten, ihm an Geist überlegenen, Gegnern ausgingen, setzte er nicht bloß Ruhe sondern Sanftmuth entgegen. Einst, während ihn ein Redner für einen todeswürdigen Verbrecher erklärte, schlief er ein. Darüber entbrannte sein Ankläger noch mehr; North aber stellte ihm vor, es wäre doch zu grausam, daß er ihm die Erquickung nicht gönnen wollte, deren andere Verbrecher sich gewöhnlich zu erfreuen hätten, da man sie vor der Hinrichtung ruhig schlafen ließe. Ein andermal, da ihn der Schlummer über der langweiligen Rede eines andern Gegners übernahm, ereiferte sich dieser über die Unschicklichkeit; worauf North bemerkte, er sey unwohl und verdanke die Linderung seines Leidens der Natur, oder vielmehr, setzte er berichtigend hinzu, dem Redner, von dem es nicht schön sey, daß er ihn über den Gebrauch eines von ihm selbst dargereichten Mittels tadle. Als eine Untersuchung des Zustandes der Nation begehrt wurde — was von den Ministern gewöhnlich entschieden abgelehnt wird, weil darin die Behauptung, sie verdienten kein Vertrauen, liegt, — antwortete er zwar umständlich auf die lange, nachdrucksvolle Rede, worin der Antrag gestellt war, schloß aber mit der Erklärung, er sey bereit, auf die Untersuchung einzugehen, und zwar auf der Stelle. Darauf waren seine Gegner nicht vorbereitet, ihr Anschlag wurde zunicht.

Die fünf folgenden Skizzen (zwey Kanzler, Loughborough und Thurlow, und drey Oberrichter, Mansfield, Gibbs und Grant) gehören ungleich mehr dem Gebiete der Rechtspflege als der Politik an.

Hiernächst wird Edmund Burke aufgeführt, und als Schriftsteller des ersten Ranges gepriesen, wobey jedoch die nicht seltene Ausartung seines Gedanken- und Bilder-Reichthums in Uebertreibung und Ueppigkeit — weßhalb ihn Mackintosh eines

Mangels an Geschmack beschuldigte — nicht unerwähnt bleibt. Als Redner im Parlamente machte er gemeiniglich bey weitem nicht den Eindruck, den man bey dem Vollgehalte seiner Reden hätte erwarten mögen.

> Fox war wohl aufrichtig, da er gestand, er habe von Burke mehr gelernt als von allen andern Menschen und Schriftstellern. Er belehrte gern und war darin unvergleichlich. Allein wie seine Schriften mit geschriebenen Reden, so hatten seine Reden Aehnlichkeit mit mündlich vorgetragenen Abhandlungen. So vortrefflich sie auch waren, einzudringen vermochte er damit nicht. Mit seinem Gegenstande allein beschäftigt, verlor er gewöhnlich die Zuhörer aus dem Auge, deren Aufmerksamkeit und Theilnahme immer nachläßt, wenn sie nicht durch Ansprache an sie selbst erregt und unterhalten wird.

Burke's spätere politische Schriften — von denen kürzlich jemand sehr irrthümlich behauptet hat, sie seyen so vergessen als die Gentzischen — beurtheilt der Verf. einerseits, wie zu erwarten war, so ungünstig als Andere von seiner Parthey gethan haben, andererseits aber doch wieder günstiger. Einmal hat er es mit denen zu thun, die an Burke fast einen Propheten verehren, weil dessen Ansichten von der französischen Revolution sich durchaus bewährt haben. Vr. hält entgegen, anstatt, wie Burke weissagte, durch die Revolution entkräftet und aus der Reihe der europäischen Staaten ausgelöscht zu werden, sey Frankreich daraus stärker und mächtiger hervorgegangen. Dem Aeußeren nach muß dieses zugegeben werden; ob aber nicht Burke's Weissagung dennoch in so fern eingetroffen sey, daß die zerstörten alten Grundlagen des Staates durch neue noch nicht haltbar ersetzt sind, darauf läßt er sich nicht ein. Gleich einseitig verfährt er in der Widerlegung einer anderen Behauptung von Burke's Verehrern, dieser sey den Grundsätzen, wozu er sich am Anfange seiner Laufbahn bekannt habe, bis an sein Ende getreu geblieben. Vr. führt aus den früheren Schriften Burke's eine Anzahl höchst freysinniger Stellen an, mit welchen die spätere Richtung in schroffem Widerspruche stehe. Allein theils beziehen sich jene Stellen auf England allein, und in dieser Beziehung lehren die späteren Schriften überall nichts anderes; theils haben diese Krieg, (denn das ist jede gewaltsame Revolution,) die früheren dagegen eine friedliche Ordnung zum Gegenstande, deren Pflege und Bewahrung andere Mittel begehrt und zuläßt als ein Zustand des Umsturzes und der Zerstörung, welchem abgeholfen werden soll. Burke's Vertheidigung ergreift der Verf. hinwieder gegen Solche, die in seiner düstern Betrachtung der französischen Revolution nur eine krankhafte Verirrung sehen, und davon Anlaß nehmen, ihn überhaupt der Befangenheit und des Mangels an Maß und Haltung zu beschuldigen.

> Jedermann muß gestehen, daß die französische Revolution ein ungeheures Ereigniß, und zwar neuer Art war. Die Erfahrung aus der Vergangenheit bot zu dessen Verständniß keine Hülfe dar. Burke sah darin nichts als Unheil für Frankreich und Gefahr für das übrige Europa. Sein scharfer, weit reichender Blick schöpfte gerade aus dem, was Andere mit Freude und Hoffnung erfüllte, aus der Schnelligkeit der Verbesserungen, Mißtrauen und Besorgniß. Weil er beobachtete und berechnete, nicht in Einbildungen sich verirrte noch durch eine schöne Außenseite sich täuschen ließ, darum machte ihm die Eile bange, in welcher Staatseinrichtungen umgestürzt und wieder aufgebaut wurden. Er erlebte die furchtbare Erfüllung dieser bangen Ahndungen. In die nächste Zukunft hatte er tiefer und richtiger gesehen als sonst irgend jemand. Nur darin hat er sich geirrt, daß er die von ihm, und zwar von ihm allein, vorausgesehenen nächsten Wirkungen der gewaltsamen Umwälzung als nothwendig fortdauernd ansah. Aber wir, die vierzig Jahre später Augenzeugen des Aufhörens jener nächsten Wirkungen sind, dürfen uns gegen Burke nicht eines helleren Blickes rühmen; vielmehr war damals der unsrige getrübt, da wir seinen Warnungen nicht glaubten, sondern Hoffnungen nährten, die zunächst auf das entsetzlichste vereitelt wurden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Historical sketches of Statesmen who flourished in the time of George III.

(Schluß.)

Nun folgen Fox und Pitt. Ersterer wird als Redner sehr hoch gestellt, jedoch dem Urtheile Mackintosh's, nach welchem er unter allen Neueren die größte Aehnlichkeit mit Demosthenes hätte, nicht beygestimmt.

Seine Rede war feurig, rasch, vollgehaltig, zog die Gemüther mit sich fort, ließ sie nicht mit dem Redner, nur mit der Sache sich beschäftigen und nöthigte sie zur Aufmerksamkeit darauf allein. Dieß ist allerdings eine Aehnlichkeit, aber auch die einzige. Der Verschiedenheiten sind dagegen mehr und diese sehr erheblich. Der Engländer kam auf eine Seite des Gegenstandes, ja auf eine Ansicht derselben oft zurück, bis er seinen Zweck erreicht zu haben glaubte; der Grieche ließ, was er einmal erobert hatte, liegen und schritt weiter. Jener brauchte viel Wendungen und Worte, dieser führte meist nur einen Schlag, immer mit dem geringsten Aufwande von Worten. Jener schritt nicht selten aus und verfolgte die Seitenwege die er einschlug; dieser trat nie aus seiner Bahn, sondern drang immer darauf vorwärts. Gleich auffallend ist der Unterschied im Vortrage. Der Grieche bildet jeden Satz auf das sorgfältigste und wendet eben so großen Fleiß auf die Stellung als auf die Wahl der Worte; sein Vortrag ist ein vollendetes Kunstwerk, aber mit verborgener Kunst. Der Engländer sprach nachläßig und sogar nicht fließend, außer wenn er sehr warm wurde. Ausarbeitung gelang ihm überhaupt nicht; die einzige Rede, auf die er sich wohl vorbereitet und die einzige, die er für den Druck selbst durchgesehen hat, ist die schwächste von allen. In Einem übertraf er den Griechen: in Erörterung, Beleg, Beweis und Schluß. Demosthenes sprach mehr zum Gemüthe; Fox mehr zum Verstande; wie jener zu bewegen, wußte dieser zu überzeugen.

Fox als Staatsmann läßt der Verf. so viel nicht gelten, als Andere seiner Parthey. Noch weit strenger urtheilt er über Pitt. Dieser soll gegen seine Meynung und Neigung, aus Nachgiebigkeit gegen den König und die Aristokratie, den Krieg mit Frankreich herbeygeführt haben. (S. 62.) Schwer zu glauben, da derselbe Mann in der Folge, als das Land des Krieges müde wurde, auf die Fortsetzung desselben gedrungen hat. Zwanzig Jahre, sagt der Verf., war Pitt im ungestörten Besitze einer Macht wie kein Minister vor ihm geübt hatte; sicher der Zuneigung des Hofes, der Folgsamkeit des Parlaments, des Vertrauens des Volkes; und mit Ausnahme der ihm abgenöthigten, aber auch kümmerlich genug bewerkstelligten, Union mit Irland, hat diese lange Verwaltung nichts gestiftet, wofür sie ein ehrendes Andenken verdiente. Nach den Ansichten, zu welchen sich der Verf. hält, ist dieser Vorwurf allerdings gegründet. Wer dagegen den Widerstand gegen die Ausbreitung der französischen Revolution über Europa hoch anschlägt, einen Widerstand, in welchem Pitt's Beharrlichkeit die Hauptkraft war, der wird den Mann, welcher so Großes geleistet hat, darum daß er nichts gestiftet, nicht weniger hochschätzen. Wenn der Verf. das Verfahren tadelt, welches Pitt in der Leitung des Krieges und in der Unterstützung der Bundesgenossen Englands beobachtete, so ist nicht zu verkennen, daß dieser hierin viel weniger geschickt und glücklich war als einst sein Vater; aber auch nicht, daß die Revolution, welche der Verf. selbst „ein Ereigniß neuer Art" nennt, ein ungleich furchtbarerer Feind war als der Bund von Königen wider Friedrich den zweyten.

Ueber Pitt's Beredsamkeit ist des Verfs. Urtheil weit günstiger.

Wenig Schmuck der Rede; nicht viel Abwech-

selung im Vortrage; kein Bestreben, damit zu gefallen; und doch gewann er, sobald er zu sprechen begann, die allgemeine Aufmerksamkeit und hielt sie bis zum Ende fest. Es war der nie stockende Fluß seiner Rede, wobey der Zuhörer weder müßig blieb noch angestrengt war; die lichtvolle Anordnung, wodurch alle Theile eines wenn auch noch so verwickelten Gegenstandes aus einander und zurecht gestellt wurden; die Klarheit seiner Darstellung, woraus jedem ein deutliches Bild entstand; die gewaltige Ansprache an Verstand und Herz; die Hoheit des Ausdruckes; die Tiefe und Fülle einer sehr klangreichen Stimme; endlich die unbeugsame Würde in der Haltung, die uns immer erinnerte, daß nicht ein Sachwalter vor uns stand, sondern ein Vorsteher des Volkes. Indessen war es eben diese hervorragende Persönlichkeit, was ihn den größten Sieg der Beredsamkeit nur selten erlangen ließ; er konnte machen daß wir uns, nicht aber daß wir ihn vergaßen.

Auch in den folgenden Skizzen: Sheridan, Windham, Dundas, Perceval, Erskine, Grenville, Grattan, Wilberforce, Romilly, Canning ist ungemein viel merkwürdiges; doch will Ref. nur bey dem letzten, als dem berühmtesten, noch etwas verweilen. Seine großen Vorzüge werden anerkannt, seine Verdienste gerühmt, jedoch ergeht ein scharfer Tadel über die Biegsamkeit, wozu ein starker, übrigens keineswegs unedler, Ehrgeiz ihn verleitet habe. Minder streng wird seine entschiedene Abneigung gegen die Parlaments-Reform beurtheilt, und nicht einem Mangel an Einsicht oder gutem Willen, sondern einer tiefen Ueberzeugung beygemessen, daß Aenderungen, einmal zugegeben, in ihrem Laufe nicht mehr würden aufgehalten werden können. Eine wenig befriedigende Erklärung dieser Gesinnung bey einem so begabten und beherzten Manne, dessen ganze Richtung, besonders in seinen letzten Jahren, mit jener so schroffen Abweisung der Reform im Widerspruche zu stehen schien. Die Gerechtigkeit erforderte beyzufügen, daß er, wie aus seinen Reden erhellt, Aenderungen nicht nur für gefährlich sondern auch für unnöthig hielt, indem er, ohne die Unvollkommenheiten der Verfassung zu verkennen, der Meynung war, sie seyen erträgliche Uebel, die das überwiegende Gute nicht beeinträchtigten, und die in Folge von Aenderungen wahrscheinlich, obwohl in anderen Gestalten, bald wiederkehren würden. Seiner Beredsamkeit fehlte es, nach des Verfs. Urtheil, an Tiefe; sie ergötzte mehr das Ohr als daß sie zum Herzen ging. Der reiche Schmuck seiner Rede, bey aller Gründlichkeit, machte daß man einem, allerdings vortrefflichen, Schauspiele beyzuwohnen, nicht von Geschäften zu hören glaubte. Dazu kam, da er, bey vieler Gutmüthigkeit, nicht nur sehr reizbar sondern auch ein Liebhaber von Scherz und Meister darin war, daß der Witz mit dem er seine Zuhörer theils belustigte, theils verwundete, der Wirkung Abbruch that, welche der Gehalt seiner Rede hätte haben sollen.

Noch folgen auf eine kurze Skizze von Franklin ausführlichere von Friedrich II., Gustav III., Joseph II. und Katharina II., aus welchen Ref. nichts erhebliches auszuzeichnen gefunden hat.

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant. In Stein gestochen von Jos. Rössert. (Ein eigens aufgedruckter Stempel besagt: „Auf Kosten des hist. Vereins zu Bamberg.") gr. Folio.

Im Jahre 1832 legte ein Mitglied des hist. Vereins zu Bamberg, der k. Lieutenant, Herr Carl von Spruner, in einer der Sitzungen dieses Vereins den Versammelten eine Karte von Francia Orientalis vor, welche dieses alte Herzogthum des deutschen Reiches in der Zeit der Gau-Verfassung darstellt.

Fand man die technische Ausführung dieses topographischen Werkes in allen Theilen höchst gelungen, so erwies es sich nicht minder bey genauerer Untersuchung, als eine gediegene und durchgehends gründliche Arbeit, mit deren Einrichtung wir die geneigten Leser dieser Blätter kürzlich bekannt machen müssen, ehe wir ihre kritische Würdigung unternehmen.

Jedem der auf der Karte verzeichneten Orte ist, so weit dieß ermittelt werden konnte, nicht nur seine ächt mittelalterliche Benennung gegeben, sondern auch — nach dem Vorgange der Karte vom Großherzogthume

Baden von Heunisch — die Jahreszahl beygefügt, wann derselbe entweder in Urkunden, oder bey den Hagiographen oder Chronisten zum erstenmale vorkommt. So erscheinen z. B. urkundlich zum ersten male folgende Orte am Mittel- und Ober-Mayn: Suinfurt (791); Halazestat (805), Eibingen, Leiterbach, Ebelsvelt (alle zum J. 800) u. s. f. — Buldaha in der buchonischen Wildniß ist mit seinem Gründungs-Jahre 744 aus der Vita S. Sturmi aufgeführt. Des Chronisten Regino castrum Babinbergk ist unseres Bambergs erstes Vorkommen zum J. 902. Der Locus Pferinga, Faringa (Pförring an der Donau) wird in Einhard's Annalen, sowie in den Annalibus Laurissensibus z. J. 787 das erstemal genannt, u. a. m.

Aus diesem letzteren Beyspiele, der Anführung Pförrings nämlich, ist schon zu entnehmen, daß sich die Karte von Francia Orientalis nicht bloß auf dieß Herzogthum allein beschränkt, sondern daß sie auch beträchtliche Theile der angrenzenden Herzogthümer mit aufgenommen; die sich aber, mit Ausnahme des Sualefeldes, des Nordgaues und der altbajuvarischen Gauen, von den Orten der Francia Orientalis dadurch unterscheiden, daß ihnen die Jahreszahl nicht beygegeben ist. Gleichwohl zeigt das nähere Eingehen auf solche Landestheile, die außerhalb den Grenzen von Ostfranken belegen waren, wie quellenmäßig und gewissenhaft Hr. v. Sp. auch diese behandelt. Zum Beweise des Gesagten nehme man den Mayngau vor, und vergleiche damit Dahl's Beschreibung dieses Gaues im Archiv für deutsche Geschichtskunde von Pertz, Bd. VI. S. 504 — 519, oder man betrachte links des Rheins den Speyer- und Wormsgau mit ihren dem Rheine zunächst gelegenen Orten, und halte sie mit den Abhandlungen und urkundlichen Nachweisungen des gelehrten Lamy zusammen, oder man wende sich nach dem untern rechten Winkel der Karte zu den bajuvarischen Rott- und Quinzing-Gauen, und man wird die Orte genau so mit Namen und Jahr angegeben finden, wie sie die Monumenta boica, das Chronicon Lunaelac., Bernh. Pez thes. Anecdot.; die Salzburger Urkunden bey Kleinmayern, die Regensburger bey Ried u. s. w. aufgeführt haben.

Solche ansehnliche Theile der Nachbar-Herzogthümer der Francia Orientalis sind: im Süden der nordöstliche Theil Alamanniens von der Mortenau im Westen bis zum Brenz- und Oges-Gau im Osten, und dem ursprünglich zu Alamannien zählenden, später als eigene Provinz bestehenden, in noch späteren Zeiten aber Ostfranken angehörigen Pagus Sualafeld. — Von Bajuwarien zeigt sich hier das Land südlich der Donau, vom Lech, der uralten Grenzscheide, über Frigisinga bis zu der im Rottgaue gelegenen Stadt Pazauua (Bazzauua, urbs, civitas) urkundlich schon 600 — 624 erscheinend, und seit dem 1. November 738 der Sitz eines Bischofs. — Nördlich der Donau sehen wir den großen Nordgau mit seinen 6 Untergauen: Pagus Egire, die Marchia Napurg, das Chambriche, Westermanngau, Solanzgau und Rudmarsberg, aber auch jene Gautheile, die seit dem Losreißen des Nordgaues von Bojoarien durch die Pippiniden zu diesem mächtig ausgedehnten Gau geschlagen worden, nämlich Striche des Chels- und Donau-Gaues, soferne sie am Nord-Ufer der Donau belegen waren.

Der Raum der Karte gestattete es nicht, im Osten derselben vom benachbarten Herzogthum Böhmen mehr als den Grenzlauf und den Namen anzuführen. — Dagegen sind im Norden des ostfränkischen Herzogthums nicht unbedeutende Landstriche auf vorliegender Karte zu sehen, theils vom Limes sorabicus (östlich der thüringisch-sächsischen Saale), von Südthüringen und der hessischen Provinz bis zum Rothhauer Bergwald, woselbst 3 Länder zusammenstoßen, vom Süden her das sogenannte Rheinfranken, vom Osten die hessische Provinz, und vom Nordwesten Sachsenland mit dem Gaue Westphalen.

Wohl zwey Drittheile des seit Kremer und Crollius sogenannten Ducates vom rheinischen Franzien mit fast allen seinen Gauen östlich des Rheines stellen sich dem Blicke im Westen Ostfrankens dar, und selbst jenseits des Stromes sind Maynz, Worms und Speyer mit einem Theile ihrer Gebiete aufgenommen. Im Centro dieser geschilderten Umgebung befindet sich Francia orientalis mit ihren 30 Gauen und Untergauen. —

Aus dieser übersichtlichen Beschreibung der v. Sp.'schen Gau-Karte (wir müssen erinnern, daß die Karte Ostfranken in der Zeit der Gau-Verfassung darstellt, keineswegs aber spätere Zeiten beachtet, damit man an dieselbe keine unbilligen Forderungen mache) geht hervor, daß nicht bloß die Vereine von Ober-, Mittel- und Unterfranken, sondern auch der Kreis-Verein für Schwaben und Neuburg rücksichtlich der nördlichen Theile seines Gebietes, der oberbayerische gleichfalls in den nördlichsten Strichen, der von Regensburg und Oberpfalz hingegen vollständig, jener Niederbayerns dem größten Theile nach, die Süd- und Ost-Spitze dieses Kreises ausgenommen, und endlich der von der Pfalz in seinen östlichen, an den Rhein stoßenden Bezirken auf der vorliegenden Karte für die Geographie ihrer Kreise

im Mittelalter zur Zeit der Gauverfassung Befriedigung finden werden.

Dieser dem historischen Vereine zu Bamberg vorgelegten Karte des Hrn. v. Spruner wurde der ungetheilte und allgemeinste Beyfall der Kenner zu Theile, und auch solche Literaten, welche nach der Richtung hin keine Studien gemacht, mochten die Reize der technischen Darstellung — von welchen durch die lithographische Ausführung allerdings ein ziemlicher Theil verwischt wurde — und der unabweislich sich aufdringende Gedanke: „Derartiges existire noch gar nicht," zum Beschluße des Vereins am 7. März 1832 mit fortgerissen haben: „diese Karte auf Kosten des Vereins lithographiren zu lassen."

Die Gründe, warum dieselbe erst nach fast 7 vollen Jahren veröffentlicht wurde, können wir hier, als für unsere Leser von keinem sonderlichen Interesse, füglich übergehen. Nicht so eine Sinnesänderung, die in einigen einflußreichen Mitgliedern des Vereines zu eben der Zeit vor sich gegangen war, als die Gaukarte nach einer äußerst mühevollen Correctur durch Hrn. M. J. v. Reider endlich der Oeffentlichkeit übergeben werden sollte. Noch im zweyten Jahresbericht von 1838 ward derselben S. 11 auf eine sehr ehrenhafte Weise gedacht: „Sie sey gezeichnet durch die Meisterhand des Hrn. v. Spr's." — Auch sollte sie zugleich mit dem zweyten im May des besagten Jahres ausgegebenen Jahresbericht unter die Mitglieder vertheilt werden, als wieder neue Hemmnisse eintraten, die erst zu Ende des verflossenen Jahres völlig beseitiget waren.

Unbekümmert um die Motive, welche die frühere dem Unternehmen der Herausgabe einer Gaukarte so günstige Stimmung in eine ungünstige umgewandelt, berichten wir einfach, daß eine solche Aenderung statt gefunden, und daß sie sich kurze Zeit nach dem Erscheinen der Karte auf eine diese Karte tadelnde Weise in einem politischen Journale des Auslandes kund gegeben. Es war aber dieser Tadel oder dieses ungünstige Urtheil so allgemein und vag gehalten, daß jeder Sachkundige sogleich begriff, unmöglich könne dieß das Ergebniß einer vorausgegangenen, genauen wissenschaftlichen Untersuchung des Gegenstandes seyn.

Was die kritische Beleuchtung derjenigen Arbeiten angeht, welche die Glieder eines und desselben Vereines durch ihr Organ der Publicität übergeben; so hat uns gleich vom Anbeginn der Wirksamkeit historischer Vereine überhaupt und auch desjenigen, dem anzugehören wir uns zur Ehre rechnen, als stete Regel gegolten, daß jedes einzelne Mitglied für diese seine Leistungen selbst einzustehen habe, ohne daß der Verein dasselbe unter seine schützenden Fittige zu nehmen hätte, der, wenn er solidarisch für Alles haften wollte, was in den verschiedenen Heften der Vereinsschriften, oder überhaupt unter der Firma des Vereines zu Tage gefördert wird, in der That einen beschwerlichen Posten, der Kritik gegenüber, zu behaupten haben würde. Auch hat uns die Ansicht nie zusagen wollen, nach welcher alle und jede historischen Produkte des Vereines nur einer lobenden Erwähnung sich erfreuen dürften, von der jede mit männlicher Freymüthigkeit geäußerte Rüge, als den Ruhm des Vereines schmälernd und verletzend, fern gehalten werden müßte. Wir hegen im Gegentheile eine viel vortheilhaftere Meynung von dem Streben jener ehrenwerthen Männer, die sich zur Bildung der historischen Vereine in den verschiedenen Kreisen zusammen gethan, als daß wir solche Vereine für bloße „Assecuranz-Anstalten wechselseitiger Lobhudeley" ansehen, durch welche jede gründliche Erörterung, die zu ihrem Unglücke einer andern über denselben Gegenstand schon bestehenden widerspräche, niedergehalten, unterdrückt und vernichtet würde. Man sollte vielmehr Beleuchtungen über bereits behandelte Gegenstände in die Vereinsschriften selbst aufnehmen, wodurch Allseitigkeit und eifrigeres Studium nur gefördert, Mittelmäßigkeit und Oberflächlichkeit dagegen in die gebührenden Schranken zurück gewiesen werden müßten; es versteht sich ohnedieß, daß nicht Leidenschaftlichkeit, Neid, oder Eitelkeit in solchen Fällen die Feder zu führen hätten, sondern daß man das Reinwissenschaftliche allein im Auge behielte. So lange nicht nach diesen Regeln verfahren wird, muß es wohl denjenigen, die zu prüfen im Stande sind, frey stehen, ihre auf Gründen ruhende Ansicht in andern Blättern dergestalt nieder zu legen, daß man den Mann vom Fach aber auch sogleich den wirklichen Verfasser, der sich nicht hinter Anonymität oder Pseudonymität zu verstecken braucht, zu erkennen vermöge. Ueber eine großartige Unternehmung hingegen — und sicher ist die Gaukarte ein solches — in ein Paar allgemeinen, und weiter nichts als Tadel ohne jedwede Begründung enthaltenden Phrasen einer politischen Zeitung den Stab zu brechen, halten wir gänzlich ungeeignet, und eines „Literaten" durchaus unwürdig. —

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

S. 163 Z. 10 v. unt. des IX. Bandes dieser Blätter ist, statt absolut — obsolet — zu lesen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nr. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Handbuch der Optik mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Fortschritte der Wissenschaft. Bearbeitet von J. W. G. Radicke. 1. Bd. mit 3 lithogr. Tafeln. Berlin, in der Nikol. Buchhandlung. 1839. gr. 8. 487 S. (2 Thlr. 20 Gr.)

Wenn man die wichtigsten Beziehungen, unter welchen sich die Physik mit dem Lichte zu befassen hat, z. B. seine Reflexion, seine gewöhnliche Brechung, seine Brechung in sphärischen Linsen, seine Interferenz und Beugung, die Farben dünner Körper, die Bestimmung der Lichtstärke, die doppelte Brechung, Polarisation und andere Momente, worunter wohl die optischen Werkzeuge und die Anwendungen der optischen Gesetze eine vorzügliche Stelle einnehmen, mit den Forderungen vergleicht, welche gegenwärtig Wissenschaft und Praxis machen, so findet man sich alsbald überzeugt, daß die gewöhnlichen Lehrbücher, welche alle Theile der Physik gleichmäßig zu behandeln haben, für die Kenntnißnahme aller Erscheinungen um so weniger hinreichen, als die Theorie des Lichtes in der neuesten Zeit größere Fortschritte gemacht und Erweiterungen erhalten hat, als je ein anderer Theil der Physik.

Die Annahme eines von leuchtenden Körpern ausstrahlenden Lichtstoffes erweist sich darum als keine haltbare Hypothese, weil sie nicht zu erklären vermag, wie dieser Akt vor sich gehe und weil sie viele andere Hypothesen zu Hülfe nehmen muß, um die Lichterscheinungen zu erklären; denn man muß hierbey noch besonders annehmen, der ausströmende Stroff bestehe aus ungemein feinen Theilchen, welche dem Gesetze der Trägheit, keineswegs aber dem der Schwere, unterliegen, welche nicht alle dieselbe Masse haben und sowohl auf einander, als auch auf die irdischen Körper anziehend und abstoßend wirken. Auch hält es seit der Entdeckung Arago's, wornach an der Durchkreuzungsstelle zweyer Lichtstrahlen unter gewissen Umständen keine chemische Wirkung eintrete, schwer, die chemischen Wirkungen des Lichtes nach der Emanationshypothese zu erklären, so daß die Undulationshypothese, welche in der neuesten Zeit von den ausgezeichnetsten Optikern, z. B. von Fresnel, Fraunhofer u. A. in Schutz genommen und ausgebildet wurde, manche wesentliche Vorzüge erhielt.

Da in der neuesten Zeit gerade diese chemischen Wirkungen sorgfältig erforscht und Versuche mit Erfahrungen verbunden wurden, welche der Erklärung bedurften, so mußten die Anhänger der beyden Hypothesen um so besonnener zu Werke gehen, als jede noch eine gründlichere Ausbildung bedurfte und es jeder zur Aufgabe gemacht wurde, alle Erscheinungen ohne neue Hülfshypothesen zu erklären und dadurch den Vorzug zu erringen. Letzteres ist im Allgemeinen mit der Undulationstheorie der Fall; sie fordert wohl eine bestimmte Beschaffenheit der Flüssigkeit, Aether, womit ein leuchtender Körper, gleich einem schallenden, in Schwingungen sich befinde, und jenen den Weltraum erfüllenden Aether in fortschreitende Schwingungen versetze, und die leuchtenden Schwingungen; allein sie erklärt die verwickeltsten Erscheinungen und drückt sie meistens mathematisch scharf aus, was ihr die angesehensten Physiker zuwendet.

Sie war zwar lange nicht im Stande, die sogenannten Zerstreuungs-Erscheinungen und die Gesetze, worauf sie beruhen, zureichend zu erklären und ihre Gegner machten diesen Umstand lange

geltend; allein seit Beseitigung dieses Mangels durch Cauchy, seit den raschen Fortschritten durch Fresnel, Neumann, Brewster, v. Kobell u. A. hat sie an Wissenschaftlichkeit außerordentlich gewonnen, und eine gewisse Festigkeit erhalten, obgleich ihre Grundsätze nicht zweifellos und nicht absolut in der Natur des Lichtes gegründet erscheinen mögen. Der letzte Grund, die erste, die den Aether zum Unduliren bringende Hauptkraft, ist freylich noch nicht erklärt; aber die Hypothese selbst entspricht allen Anforderungen und erklärt namentlich die chemischen Wirkungen des Lichtes, welche man mit ihr gar nicht vereinbar finden wollte, eben so gut, als die Emanations-Hypothese, nach welcher man sie aus einer Verwandtschaft des Lichtstoffes zu den Körpern erklärt; ja sie zeigt uns, daß bey der Durchkreuzung von zwey Lichtstrahlen keine chemische Wirkung eintreten kann, sobald die sich kreuzenden Wellentheile eine entgegengesetzte Bewegung haben.

Unter solchen Verhältnissen und bey den raschen Fortschritten der Optik war es schon längst großes Bedürfniß, die Lichterscheinungen nach einem geordneten Systeme entweder nach beyden Hypothesen zu erklären, und dadurch die Unbeholfenheit der Emanations-Hypothese, dagegen die Zweckmäßigkeit der Undulationstheorie darzustellen, oder in systematischer Anordnung jene Erscheinungen aus der letzteren zu erklären und der Wissenschaft einen wesentlichen Vorschub zu verschaffen. Da sie allen Erscheinungen gewachsen ist, so muß man die Bearbeitung des Verf. als eine höchst willkommene ansehen, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Optik vom Standpuncte der Vibrationstheorie sowohl für diejenigen, welche mit ihr schon bekannt sind, als für die, welche sich mit ihr erst vertraut machen wollen, als auch für die, welche nur zufällige Belehrungen suchen, darzustellen; zugleich sollte aber die andere Hypothese nicht ganz zu übersehen, sondern ihr einige Anerkennung gewährt seyn.

Diese Erörterungen hielt Ref. für nothwendig, um den Leser mit der Hauptidee des ganzen Werkes, welches, zwey Bände umfassend und aus sieben Abschnitten: 1) allgemeine Gesetze der Verbreitung des Lichtes in demselben Medio; 2) Gesetze derselben, wenn das Licht aus einem Medio in ein anderes übergeht; 3 und 4) die Erscheinungen der Interferenz; 5) die Katoptrik und Dioptik; 6) die Absorption und 7) die physiologische Optik — bestehend und in den weiteren Darstellungen die vorzüglichsten Anwendungen nebst nachträglichen neuen Entdeckungen enthaltend, die ganze Lichttheorie begreifen und somit ein zusammenhängendes Ganze darbieten soll, vorläufig bekannt zu machen und ihn auf denjenigen Standpunct zu erheben, von welchem aus er den Charakter der Darstellungen zu beurtheilen vermag. Der erste Band umfaßt die Materien der drey ersten Abschnitte und läßt vom Verf. für die Bearbeitung und Gediegenheit des zweyten Bandes, dem vielleicht ein dritter folgen wird, je nachdem der Stoff während der Untersuchungen anwächst, viel Treffliches erwarten, wofür einige Beyspiele des ersten zum Belege dienen mögen.

Für die Entwickelung der allgemeinen Gesetze der Verbreitung des Lichtes legt der Verf. die Ansichten Cauchy's in seinem Werke: Memoire de la dispersion de la lumière; Prague zum Grunde und geht von der Theorie der Bewegung eines Systems von unendlich nahe liegenden Elementen aus, welche bald anziehend, bald abstoßend auf einander wirken, deren Ausdehnungen jedoch gegen ihre Entfernung von einander als verschwindend anzusehen sind. Die zwischen je zwey Elementen wirksame Kraft drückt er durch eine Funktion ihrer Entfernungen aus; die Summe aller Funktionen nennt er diejenige Kraft, welche das ganze System auf ein Element ausübt und für das ruhende System Null ist. Durch Verschieben eines Elementes erleiden alle übrigen eine Veränderung, wird das Gleichgewicht gestört und giebt die Summe der Einzelnkräfte eine Mittelkraft, welche das verschobene Element auf irgend einem Wege gegen den Ruhepunct zurückdrängt, woraus sich 3 Gleichungen von Differenzen und Differenzialen für ein rechtwinkeliges Coordinatensystem (denn den leuchtenden Körper denkt man sich nach der Vibrations-Hypothese in stehenden Schwingungen sich befindend) ergeben, welche integrirt werden und mittelst ihrer Entwicklung für jene Verschiebung die Werthe geben.

Hierdurch sind für alle Lichtschwingungen und für ihre geradlinige Fortpflanzung die Hauptgesetze dargestellt, weil jene stehenden Schwingungen des angenommenen Lichtäthers obigem Coordinatensysteme entsprechen, drey besondere Wellensysteme bilden, wovon nur die beyden senkrechten Licht geben, das 3te, die Schwingungen in der Normalen der Ebene darstellend, kein Licht erzeugt und eine Gleichung darbieten, welche die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellenbewegung $= \omega$, in der Normalen der Wellebene; diejenigen Lothe, in denen die Verschiebung eines Aethertheilchens mit der dadurch im Aether angeregten Kraft, Elasticität des Mittels, zusammenfällt, durch a, b und c versinnlicht; denn die Elasticitäten selbst durch μ, ν, π bezeichnet, enthält und folgende Form hat:

$$\frac{a^2}{\omega^2-\mu^2}+\frac{b^2}{\omega^2-\nu^2}+\frac{c^2}{\omega^2-\pi^2}=0.$$

Die Gesetze, welche diese Gleichung, die übrigens schon Fresnel in den Poggend. Annal. veröffentlicht hat, nach und nach darbietet, wenn man die beyden Werthe der Fortpflanzungsgeschwindigkeit entwickelt und auf die Lichterscheinungen anwendet, führt der Verf. im Einzelnen dem Leser vor, wodurch die ganze Darstellung ihre geometrische Begründung erhält, weil jene Werthe als Linien, oder bey gedachten Schnitten als Kreise, deren Normalen die optischen Axen sind, sich nachweisen lassen. Mit Berücksichtigung der früheren Untersuchungen Fresnels, welche er jedoch nicht vollständig mittheilt, sondern in Betreff der Abhängigkeit der Geschwindigkeit zweyer Strahlen von ihrer Neigung gegen die optischen Axen und umgekehrt lückenhaft läßt, und der konischen Brechungen nach Hamilton's Theorie, setzt der Verf. seine Nachweisungen fort, theilt er die Angaben Cauchy's mit; versinnlicht er die Richtung und Ebene der Polarisation; läßt er die Dispensionsgesetze Cauchy's ziemlich getreu folgen, und beschließt er die Betrachtungen mit den Wirkungen von zwey Wellensystemen bey derselben und verschiedner Polarisationsebne. —

Mehr in das Einzelne einzugehen, und auf eine größere Consequenz und Bestimmtheit in der Darstellung, Vereinfachung der Gesetze und Erklärung der Erscheinungen aufmerksam zu machen, oder Zweydeutigkeiten aufzuhellen und Fehlendes zu ergänzen, gestattet der Raum nicht, weil das Herausheben von mathematischen Formeln dem Zwecke nicht ganz entspricht und oft den Zusammenhang zerreißt. Uebrigens verdiente noch bemerkt zu werden; daß die Schwingungen leuchtender Körper nicht gleich der der schallenden, in solchen Richtungen erfolgen dürfen, welche ihrer Fortpflanzungsrichtung parallel sind, sondern in auf dieselbe senkrechten, wodurch die Darstellungen an Klarheit und Verständlichkeit gewonnen hätten und der Unterschied der Fortpflanzung zwischen den Licht- und Schallwellen einfacher sich gezeigt hätte. Eine populäre Erklärung aller Fortpflanzungs-Erscheinungen wäre ganz an ihrem Orte gewesen, und hätte die Brauchbarkeit des Buches für das Selbststudium wesentlich erhöhet.

Die Gesetze der Reflexion und Refraction machen den Inhalt des 2ten Abschnittes aus: Da nämlich das Licht, welches an der Grenze zweyer Mittel gleichsam umkehrt und in das alte Mittel zurückkehrt, entweder zerstreutes oder regelmäßig reflectirtes ist, wobey uns durch ersteres der Körper, an dessen Grenze die Zerstreuung erfolgt, selbst sichtbar wird, gleich als ob er leuchtend wäre, durch letzteres aber ein Bild desjenigen Körpers erscheint, der das Licht auf jenen wirft, so werden die mancherley Modifikationen, welche sich ergeben, näher betrachtet, jedoch nicht originell, weil das Meiste fast wörtlich aus den Untersuchungen Neumann's, welche er in seinem Werke: Ueber den Einfluß der Krystallflächen bey der Reflexion u. s. w. niedergelegt hat, entnommen ist.

Uebrigens bietet der Verf. den Vortheil dar, daß man zugleich die Ergebnisse der Forschungen Fresnel's kennen lernt, weil jener gegen diesen den Satz behauptet und näher erläutert, daß die Dichtigkeit des Aethers in allen Medien gleich, seine Elasticität aber verschieden sey und weil er auf dieselbe Formel geleitet wird, welche Fresnel auf dem Wege der Versuche und Erfahrungen gefunden und bestätigt hat. Diese Uebereinstimmung der Theorie mit dem Experimente ist ein schöner Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Gesetze und verdient alle Aufmerksamkeit.

So wie diese Theorie nebst der von der Reflexion von Metallflächen, wie sie ebenfalls Neumann gegeben hat und welche von dem Verf. aufgenommen ist, nach der Vibrationshypothese leicht verständlich wird, so läßt sie sich auch nach der Emanationshypothese erklären, was der Verf. speciell hätte nachweisen sollen. Hiedurch gewinnt erstere um so mehr, je einfacher, ungezwungener und mit je weniger Hülfshypothesen sich die Reflexions- und Refractions-Erscheinungen erklären lassen. Refer. wünscht dieses sowohl zur allseitigen Belehrung, als zur größeren Vervollkommnung der Darstellungen des Verfassers.

(Schluß folgt.)

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant ꝛc.

(Fortsetzung.)

Fragt man nun zuvörderst bey der vorliegenden Karte von Francia orientalis: „Was ist hinsichtlich der mittelalterlichen Geographie Ostfrankens vor dem Erscheinen dieser v. Sprunerschen Karte geleistet worden?“ so läßt sich hierauf mit aller Bestimmtheit und Unpartheylichkeit folgendes antworten.

Eine Karte, die den ducatus Franciae orientalis als Hauptgegenstand darstellte, ist allerdings mit dem Erscheinen des Chronicon Gotwicense 1732 an das Licht getreten und zwar im größten Formate, und auch das nachmals so benannte Francia rhenensis guten Theiles mitbegreifend. Sie fand in ihrer und der Folgezeit gerechte Anerkennung; denn es war durch sie geleistet worden, was mit den damals vorhandenen Mitteln zu leisten war. Noch bis auf den Anfang dieses Jahrhundertes galt die Karte mit den im Texte gegebenen Nachweisungen als eine Autorität, auf welche man sich in letzter Instanz berief, und wirklich haben hernach die Meisten, die sich mit diesem Theile der Geographie des Mittelalters beschäftigt, nicht anderes gethan, als daß sie das Chronicon Gotwicense und dessen Karten benutzten und förmlich ausbeuteten. Weit entfernt, den Ruhm einer solchen Arbeit schmälern zu wollen, wissen wir auch jetzt noch dieselbe ihrem wahren Werthe nach zu schätzen, denn wir begreifen, was es heißen will, in so schwierigen Dingen die Bahn zu brechen; ein Verdienst, welches den Verfassern des Chronicon Gotwicense unverkümmert bleiben wird. — Dasselbe Urtheil gilt dem Wesen nach auch jener 1729 gefertigten Karte im besagten Chronicon, welche Germania in priscas suas provincias, ducatus, pagosque etc. divisa darstellt, woselbst eine Nova Francia, jedoch ohne Grenzangabe der einzelnen Gauen derselben zu sehen ist. Es muß bemerkt werden, daß noch vor dem Chronicon Gotwicense J. Fr. Schannat seine Karte der Vetus Buchonia mit den angrenzenden Gauen (1724?) herausgegeben hatte. Einzelne Gauen Ostfrankens auf eigenen Karten dargestellt, wie jene Strebels v. J. 1757, welche den über und über mit Wald bedeckten Pagus Rangowe liefert, den Bessel und ihm nach Strebel selbst irrig mit dem Radenzgau gleichbedeutend gehalten und dargestellt, und des verdienten Lamey's Pagus Wingartheiba (1794) mochten schon als Bereicherungen im Gebiete der Geographie des Mittelalters gelten. Die Heyberger'sche Karte von 1771 gab nur die in den verschiedenen Gauen Ostfrankens und im Nordgau der Kirche Bambergs von den deutschen Kaisern im 11. und 12. Jahrhunderte gemachten Schenkungen wieder. Nach Bessel'schem Vorbilde ließ Hanselmann im J. 1775 eine Karte von Francia orientalis erscheinen, allein sie geht östlich nur Weniges über den Mayn, die Regnitz und die Pegnitz hinaus, im Westen bloß bis Maynz, Worms und Speyer, und der Beschauer dieser Karte hat alle Muße, die Grenzen des Herzogthums und seiner verschiedenen Gauen nach seinem Belieben entweder sich hineinzudenken oder wirklich hineinzuzeichnen. Im Süden steht zwar die Bemerkung: Limites Franciae novae et Sueviae secundum diploma Conradi II. de anno 1027; allein sie zu ziehen, ist unterlassen worden. Kremer fügte seinem Werke vom rheinischen Franzien (1778) eine Karte von mäßigem Umfange bey, welche dem Herzogthume der Rheinfranken und deren Gauen bestimmt ist, auf der denn auch beträchtliche Theile der Francia orientalis bis Sigeboldesdorf, Staffelstein, Litzendorf und Heiligenstadt vorkommen. Die Ostgrenze Rheinfrankens, und mithin die Westgrenze unseres Ostfrankens, von Miltenberg bis Jazaha ist jedoch nicht richtig auf dieser Karte gezogen, und dem Radenz-, Banz- und Haß-Gau fehlt die Grenz- und Schrift-Bezeichnung. Wer die Karte vom Nordgau und Radenzgau mit Bezeichnung der angrenzenden Gauen von J. A. v. Schultes (1801) als ein die Gau-Kunde förderndes Werk betrachten wollte, wäre gewiß in einem Irrthum, von dem ihn schon die Ansicht und Vergleichung der Heyberger'schen Karte mit der Schultes'schen heilen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nr. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Handbuch der Optik mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Fortschritte der Wissenschaft.

(Schluß.)

Die Reichhaltigkeit der letzteren, welche in theoretischer Beziehung gar Manches zu wünschen übrig lassen und nicht selten des innern Zusammenhanges ermangeln, weil der Verf. nicht immer demselben Geleitsmanne, sondern verschiedenen Gelehrten folgt, ohne ihre speciellen Ansichten und Bezeichnungsweisen in ein harmonisches Ganze zu verarbeiten und der Hauptidee die Nebenideen einzuverleiben, ergiebt sich aus der Bemerkung, daß hinsichtlich der Intensitäts-Formeln die Versuchsreihen von Arago und Brewster zur Bestätigung und erfahrungsmäßigen Begründung mitgetheilt, die Erscheinungen in doppelbrechenden Krystallen genau beschrieben und auf die Rechnungen bezogen sind. Diese Vergleichung ist das Hauptverdienst des Verf. und gewährt darum großes Interesse, weil die Uebereinstimmung der durch das Experiment gefundenen Resultate mit denen von der Rechnung dargebotenen als schöner Beweis für die Richtigkeit der Gesetze gilt.

Außer der Construction Huyghen's für die Richtung der Strahlen bey einaxigen Krystallen, der Erklärung Nikol'scher Prismen und der Ursachen der unregelmäßigen Bilderzahl beym Achate nebst den verschiedenen Erscheinungen und Abweichungen des Kalkspathes, deren einzelne Aufzählung jedoch unterlassen wird, weil sie weder neu, noch gründlicher erörtert sind, als es bereits geschehen ist, und welche hier nur in so ferne von Interesse seyn mögen, als die aus verschiedenen Zeitschriften, namentlich aus Pogg. Annal. und einzelnen Schriften zusammengestellt und in ein, freylich nicht streng consequentes, Ganzes verarbeitet sind, findet man auch Biots Untersuchungen und Resultate über kreisförmige Polarisation; dann Lloyd's Nachweisungen aus Versuchen und Beobachtungen wegen der konischen Berechnung, welche im ersten Abschnitte nicht ganz mit Glück behandelt sind und zuletzt Bremster's Erfahrungen über Dichroismus und Absorption des Lichtes bey seinem Durchgange durch Krystalle nach verschiedenen Richtungen und zuletzt über Reflexions-Phänomene bey Metallflächen.

Wie im ersten Abschnitte, so findet sich auch hier eine gewisse Buntheit in Darstellungsweisen und eine Trennung der mathematischen Gesetze und Formeln von den Erfahrungs-, Beobachtungs- und Versuchs-Resultaten. Der Verf. sendet letztere in ihrer Theorie meistens voraus, oft aber den inneren Zusammenhang nicht genau beachtend, sondern gegen denselben sich oft verfehlend, weil er die verschiedenen Versuchsweisen und die ihnen zum Grunde liegenden Beobachtungsweisen nicht immer auf eine gleich glückliche Weise zur Einheit verarbeitet und von einer Grundansicht, welche sich neben der strengen Verfolgung der Vibrationstheorie doch nach den Grundgesetzen dieser in den einzelnen Massen von Lichterscheinungen geltend macht, beherrscht, consequent veranschaulicht. Manchmal leitet er aus den Betrachtungen sehr gehaltreiche Ergebnisse ab und nimmt er Gegenstände auf, welche bey den analytischen Erörterungen entweder störende Unterbrechungen veranlassen würden, oder sich nicht analytisch behandeln lassen. Diese Resultate dienen alsdann zur Grundlage für die Analysis, welche die zweyte Abtheilung jedes Abschnittes ausmacht und durch Formeln jene Resultate bestätigt. Diese Anordnung verursacht zwar manche Wiederholungen,

gewährt aber doch für die verschiedenen Klassen von Lesern wesentliche Vortheile, welche man in wenigen anderen Lehrbüchern über die Optik wahrnimmt.

Betrachtet man übrigens die Erscheinungen der doppelten Brechung durch mehr als einen Krystall, der Krystalle mit zwey Axen doppelter Brechung und die Bestimmungen Brewster's hinsichtlich der Uebereinstimmung geometrischer Axen mit den optischen, woran Mitscherlich die Bemerkung fügte, daß auch bey der Ausdehnung durch Wärme die Krystalle sich nach ähnlichen Gesetzen verschieden zeigen, indem sich jene Krystalle, welche keine doppelte Strahlenbrechung zeigen, sich nach allen Seiten gleich ausdehnen und ihre Winkel bey jeder Erwärmung ungeändert bleiben, so wird man im Vergleiche mit dem, was der Verf. bietet, sich bis auf die theoretischen Betrachtungen befriedigt fühlen, weil er nicht in den Geist der Erklärungsweisen der einzelnen Naturforscher gleichförmig eingedrungen ist und die verschiedenartigen Ergebnisse der Versuche über den Polarisationswinkel, welcher nach Brewster's Entdeckung derjenige Einfallswinkel ist, bey welchem der eindringende, gebrochene Strahl mit dem zurückgeworfenen einen rechten Winkel macht, und nach Malus und Biot für Glas 35° 25′ nach Berechnungen aber nur 34° beträgt, und über polarisirte Strahlen nebst polarisirtem Lichte nicht nach denselben Principien zu erörtern sucht.

Die Polarisirung beym Durchgange durch Glasplatten, wobey für das Auffallen eines Lichtstrahles auf mehrere Platten von gutem Glase mit parallelen Oberflächen unter 34° Neigung nur ein Theil des Lichtes von der ersten Platte durchgelassen, der übrige aber reflectirt wird; die Uebereinstimmung der Polarisirung bey der Reflexion und doppelten Brechung; die Eigenschaften des Achats und Turmalins, nämlich das durchgelassene Licht zu polarisiren und dasjenige, welches dieser Polarisirung entsprechend ankömmt, durchzulassen, dasjenige aber, welches senkrecht auf die Polarisations-Ebene, welche dem Körper angemessen ist, polarisirt ankömmt, gar nicht durchzulassen, besonders aber die Erklärung der Polarisirung nach der Vibrationstheorie und andere Phänomene sind nicht ganz nach des Ref. Anforderungen an ein Handbuch über Optik erforscht und verständlicht.

Vor allen müßten hier die Forschungen Fresnel's, welcher z. B. die Möglichkeit einer bey Quervibrationen stattfindenden Fortpflanzung von einer Kugelschichte zur andern nachgewiesen hat, und die Verdienste Cauchy's, welcher über die den Polarisations-Phänomenen entsprechende Beschaffenheit der Lichtwellen durch theoretische Untersuchungen bestätigte, klarer und würdevoller hervorgehoben werden, als es vom Verf. geschehen ist, weil des letzteren Darstellungen demselben häufiger zur Richtschnur dienten. Doch Ref. bricht von der Ergänzung der Materien im 2ten Abschnitte ab und wendet sich zum Inhalte des 3ten, welcher sich mit der übersichtlichen Darstellung der durch die Doppelbrechung erzeugten Erscheinungen der Interferenz befasset, worauf mit Beginn des jetzigen Jahrhunderts Young die Aufmerksamkeit der Physiker lenkte und worunter man einfach die gegenseitige Einwirkung der Lichtstrahlen auf einander bey ihrem Zusammentreffen versteht.

Mit Berücksichtigung der Ergebnisse mancher Versuche hat man die Richtung und Größe des Weges berechnet, welchen die Strahlen zurücklegen, die an dem Orte sich schneiden, wohin die leuchtenden und dunklen Streifen fallen und folgende fünf Hauptgesetze gefunden:

1. Der leuchtende, zwischen beyden Bildern befindliche Streifen, entsteht aus Strahlen, deren Differenz zwischen den Wegen vom leuchtenden bis zum Schnittpuncte gleich Null ist.
2. Die ersten zwey leuchtenden Streifen, deren einer links, der andere rechts gegen den mittleren steht, werden durch Strahlen gebildet, deren Differenz der Wege dieselbe ist; heißt sie d, so entsteht:
3. Der zweyte Streifen aus Strahlen, deren Differenz der Weg 2d ist und im Allgemeinen:
4. Die Differenz der Wege der farbigen Streifen gebenden Strahlen o, d, 2d, 3d . . . nd ist.

5. Die zwischen den leuchtenden Streifen befindlichen dunkeln entstehen von Strahlen, deren Unterschied der Wege durch $\frac{1}{2}$d, $\frac{3}{2}$d, $\frac{5}{2}$d... $\frac{2n+1}{2}$d ausgedrückt wird.

Das Ganze, was der Herr Verf. giebt, ist eine vollständige und anschauliche Durchführung der Berechnung von Neumann, welche dieser in seiner oben angeführten Schrift mitgetheilt hat. Da alle Gesetze mit der Natur der Wellenbewegung übereinstimmen, so entdeckte man sie unter Leitung dieser und erklärt sie als eine Zusammensetzung der vibrirenden Bewegungen in eine einzige Welle, wofür der Erfolg besonders auffallend ist, wenn zwey Wellen parallel fortschreiten oder sich unter einem sehr kleinen Winkel schneiden u. s. w.

Die interessantesten Erscheinungen bieten sowohl die Farbenstrahlen, besonders bey der Depolarisirung z. B. im blätterigen Gypse, Selenit, Arragonit u. dgl. als auch die Bestimmungen der Farben nach der Dicke des Gypsblättchens, die Farben zweyer Blättchen, deren Hauptlinien auf einander senkrecht stehen und die Farbenringe im polarisirten Lichte dar. Hierbey werden unter anderen Erscheinungen die von v. Kobell beobachteten Farbenringe, welche der Doppelspath, am Meisten der Arragonit, beym Durchgange des gewöhnlichen Lichtes darbieten, mit Aufmerksamkeit besprochen und die wichtigeren neuesten Entdeckungen z. B. hinsichtlich der Masse des Krystalles, der complementären Färbung des Mittelbildes bey Nikol'schen Prismen, der Bestimmungsmethode positiver oder negativer Beschaffenheit der doppelbrechenden Krystalle nach Dove's Ergebnissen und vorzugsweise die Erscheinungen der Farben in Körpern von künstlicher Doppelbrechung klar und gründlich erklärt, so daß man die Bearbeitung des dritten sehr inhaltsreichen Abschnittes für den gelungneren erklären darf und sich mit dem Verf. wegen der Mängel und Differenzen im 1ten und 2ten Abschnitte fast ganz aussöhnt.

Vergleicht man alle Angaben dieser drey Abschnitte mit den bis jetzt bekannten Lichterscheinungen nach ihrem ganzen Umfange und berücksichtigt das in einzelnen Schriften und Pogg. Ann. über jene Mitgetheilte, so findet man in dem Buche wohl wenig Eigenthümliches, aber eine fleißige und sorgfältige Benutzung des in jener zerstreut angegebenen. Der Verf. hat mühevoll zusammengestellt, was zusammengehört, manches Abgerissene miteinander verknüpft, aber nicht nach einer Idee und originell verarbeitet und ein Handbuch der Optik entworfen, welches die Quellen, die jedoch nicht offen und vollständig genannt sind, entbehrlich macht und in den Nachträgen solche Entdeckungen, welche dem Verf. entweder entgangen seyn, oder in der Zwischenzeit noch gemacht werden sollten, aufzunehmen verspricht.

Die größte Schwäche dieses 1ten Bandes dürfte in dem oft mechanischen Zusammenstellen der Ergebnisse aus Abhandlungen verschiedener Gelehrten und in dem geringen Verarbeiten derselben zu einem logischen Ganzen bestehen, woher es denn kömmt, daß gerade der erste Abschnitt am wenigsten befriedigt; obgleich er die Begründung der Hauptidee, welche der Lehre vom Lichte zum Grunde liegt, enthält und dem Leser gleich vornherein gewinnen soll. Besser ist die Bearbeitung der Polarisations- und vielleicht am Genügendsten und Umfassendsten, am Vollkommensten und Consequentesten die der Interferenz-Erscheinungen ausgefallen.

Schlüßlich wünscht Refer. bey dem übrigens schönen Aeusseren, es möge der Verf. Sorge getragen haben, daß nicht so viele Druckfehler, welche nicht selten den Sinn ganz entstellen und die weniger geübten Anfänger leicht zu Irrthümern verführen können, namentlich in den mathematischen Darstellungen eingeschlichen wären, und daher bey den folgenden Mittheilungen sowohl diese vermeiden, als auch manche Winke benützen, um seinen Bearbeitungen noch mehr Vollkommenheit zu verschaffen, wodurch ihre Empfehlung nur mehr Grund erhalten kann.

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant ꝛc.

(Fortsetzung.)

Seine vermeintlich neue Entdeckung eines pagus Culm als Untergau des Radenzgaues mit den Orten Culminaha, Urbach und Berchtelsrode aus der Urkunde vom 18. Jänner 966 ist eine Träumerey, aus welcher ihn die Namen der Gaugrafen hätten erwecken sollen, die, wie die folgenden Urkunden bey Schannat, Trad. Fuld., erweisen, im pagus Turingiae, nicht aber im Radenzgau zu suchen sind. Sein über die Gebühr bis zur Brenz ausgedehnter Nordgau, die schwer aufzufindenden Grenzen der einzelnen Gauen z. B. der Südwestgrenze des Radenzgaues, die ungenaue Bezeichnung des Grenzlaufes zwischen dem Nord- und Radenzgau, und viele andere Dinge mehr bestätigen unser vorhin über diese Karte gefälltes Urtheil. Hier erwähnen wir zum Schluße noch der Karte des Großherzogthums Baden nach den Gauen des Mittelalters ꝛc. als erster Versuch bearbeitet von A. J. v. Heunisch, weil die nordöstlichen Striche dieses Großherzogthums Bestandtheile des alten ostfränkischen Dukates gewesen, und weil den Orten, so weit dieß zu ermitteln war, die Jahrzahl des urkundlich ersten Vorkommens beygegeben ist; die topographische Ausführung ist gelungen zu nennen; auch hatte Herr Heunisch die trefflichsten Arbeiten, namentlich was die rheinfränkischen Gaue östlich des Rheins angeht, vor sich. Allein die Westgrenze Ostfrankens etwas westlich von Miltenberg sollte sich gegen Norden laufend auf der Schneeschmelze des Spessharts fortziehen, während sie sich, gerade wie auf der Kremer'schen Karte, aber nicht wie im Texte bey Kremer S. 50, in ziemlicher Nähe des Mayns hält: ebensowenig sind wir mit Hrn. Heunisch über die Grenzen einverstanden, welche Ostfranken von Rheinfranken in südöstlicher Richtung vom Neckar, der Jaxt und dem Kocher zu, trennen, können uns aber hier auf Gründe für unsere Behauptung nicht einlassen, sondern bemerken bloß, daß die villa Lauppa (Lauffen am Neckar, 741) zur ursprünglichen Dotation der Wirzburger Kirche gehörte und bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts bey derselben verblieben sey, sohin nicht in Francia rhenensis, sondern Francia orientalis gesetzt werden müsse. Auch gebührt dem Orte Königshofen im Taubergau nicht die Jahreszahl 823, sondern jene von 741, der Gründung des Bisthums Wirzburg, wie aus dem klaren Laut der Urkunde zu entnehmen. (M. B. 28. 1. p. 16, 17.) —

Nun zur Frage: „Was hat die vorliegende v. Spruner'sche Gaukarte geleistet?"

Alle bisher aufgezählten Karten — deren Zahl sich durch noch einige, z. B. die der bekannten Pfeffelschen Abhandlung über den Nordgau beygegebene Karte u. a. m. vermehren ließe, von denen aber keine als außerordentliche Leistung zu betrachten ist, weßhalb ihre Anführung hier unterlassen wird — behandeln ihren Gegenstand viel zu allgemein und nicht speciell genug, oder sie nehmen bloß mehrere Gauen, oft nur einen einzelnen Gau des ostfränkischen Ducates zum Objecte. Eine vollständige, alle Gauen in zweckdienlicher Größe und Ausdehnung wiedergebende, Ostfranken specialisirende Karte hat — mit Ausnahme der Karte im Chronicon Gotwicense — Keiner von allen geliefert. — Wie schätzbar und dankenswerth jedem Forscher die Arbeiten der angeführten Gelehrten, vorzüglich jene Bessels seyn müssen; so ist doch auch wohl zu beachten, welche großen Fortschritte in neueren Zeiten durch das Oeffnen der Archive und durch das Bekanntwerden von einer Menge von Diplomen, die neue Aufschlüsse über die Geographie des Mittelalters ertheilen, gemacht worden sind. Indem nun Hr. Spr. die oben aufgezählten Arbeiten sorgfältigst zu Rath gezogen, und nicht nur sämmtliche neuere Forschungen, so weit sie dem Drucke übergeben waren, sondern auch in Bezug auf die nordöstlichen Grenzen der Francia orientalis die bisher nicht Jedem zugänglichen Urkunden des Bamberger Archivs durch den Rath und Archivar Oesterreicher benutzte; ist es ihm beym angestrengtesten Fleiße nach einer dreyjährigen Arbeit möglich geworden, seiner Karte von Francia orientalis jene wissenschaftliche Vollendung zu geben, welche seine Vorgänger je nach ihren Zwecken und mit ihren Mitteln nicht erreichen konnten. Und jetzt erst sind wir im Besitze einer Gaukarte von Ostfranken, welche den streng wissenschaftlichen Anforderungen Genüge leistet, die von früheren Gelehrten und Kartographen begangenen Fehler vermeidet, dagegen die neuesten Forschungen über den Gegenstand aufgenommen hat.

Haben wir nun alle Ursache, der Gründlichkeit des vorliegenden Werkes in historisch-geographischer Beziehung das wohlverdiente Lob zu spenden; so müssen wir nicht minder die technische Ausführung als eine in allen Theilen musterhafte preisen.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nr. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Annuaire de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Cinquième année. Bruxelles 1839. 148 S. 12.

Die Einrichtung dieses Jahrbuches ist dieselbe wie früher (vrgl. Gel. Anz. VII. S. 737) geblieben, und vier Biographien verstorbener Mitglieder sind in ihm enthalten; von diesen allein ist hier die Rede.

1. Notice sur G. Moll, membre de l'Académie, né Amsterdam, le 18. janvier 1785, mort dans la même ville, le 17. janvier 1838 (par A. Quetelet).

„Die Wissenschaften," sagt Quetelet, „wie Die, welche sie pflegen, genießen das glückliche Privilegium, daß es für sie keine politische Grenzen, keine National-Antipathien, selbst nicht einmal eine gewisse Art von intellectuellen Schranken giebt, wie solche unter dem Einfluße der Sprache sich zwischen den verschiedenen Litteraturen festsetzen. Sie bilden eine wahre Republik, deren Frieden nichts stören soll und wo das Verdienst allein zu Auszeichnungen führt. —

Was uns, die Mitglieder dieser Akademie, anbetrifft, die wir uns durch unsere Studien und Neigungen in die friedliche Stellung versetzt sehen, wo politische Mißhelligkeiten ihre Erschütterungen nicht mehr verspüren lassen, wir sehen in dem Gelehrten, der den Gegenstand dieser Betrachtungen ausmacht, nur den Kollegen, der unter uns Platz genommen, an unsern Arbeiten Antheil gehabt und der uns mit seinen Einsichten unterstützt hat."

Mit diesen versöhnlichen Worten beginnt der belgische Gelehrte die Biographie des holländischen Kollegen, den ungünstige politische Verhältnisse seit Jahren von ihm getrennt hatten und ehrt sich selbst durch diese partheylose Anerkennung am meisten. An dieser Biographie nehmen wir aber noch einen besondern Antheil, da Moll correspondirendes Mitglied unserer Akademie gewesen ist und es uns mithin geziemt, sein Andenken auch in diesen Blättern zu feyern.

Seine Lebensgeschichte bietet eben keine auffallenden außerordentlichen Erscheinungen dar; sie hat bloß das ruhige friedliche Wirken eines Mannes zu schildern, den Neigung und Beruf in die wissenschaftliche Laufbahn geführt haben.

Gerhard Moll wurde zu Amsterdam den 18. Januar 1785 geboren. Sein Vater war Kaufmann und bestimmte den Sohn für denselben Stand. Dieser gewann indeß bald Vorliebe für die Mathematik und Astronomie, so daß er sich mit Genehmigung der Aeltern ganz diesen Studien widmete. Seine erste Anstellung erlangte er 1812 in Utrecht, wo die französische Gewaltherrschaft die Universität zu einer Secundärschule herabgewürdigt hatte; er ward daselbst Director des astronomischen Observatoriums und Professor der Mathematik und Physik. Bey Wiederherstellung der Universität i. J. 1815 erhielt er die Professur der Physik an derselben. Seine erste Sorge war der Einrichtung des Observatoriums gewidmet, das im schlechtesten Zustande sich befand, und auf einem isolirten alten Thurme auf einem der Stadtwälle angelegt war. Das Beste wäre gewesen, dieses Gebäude, das weder die nöthige Solidität darbot, noch bequeme Einrichtungen gestattete — der Director konnte nicht einmal darin wohnen — niederzureißen; allein zum Aufbau eines neuen fehlte es an Geld. Da Moll nicht im Stande war, die Hindernisse, die sich ihm wegen

des Observatoriums darboten, zu überwinden, so mag dieß der Grund seyn, warum ihm astronomische Arbeiten verleidet wurden, wie er denn auch wenig aus diesem Gebiete publicirt hat. Dagegen war er als Physiker ganz an seiner Stelle; dieß beweisen seine Arbeiten, und seinem Vaterlande wurde er insbesondere dadurch nützlich, daß er es nicht bloß in Bekanntschaft mit den Leistungen des Auslandes erhielt, sondern auch gleich in alle praktischen Anwendungen eingieng.

Moll war die Seele aller wissenschaftlichen Commissionen, welche die Regierung für mathem. physikalische Gegenstände zusammenrief, und man muß gestehen, daß er in selbigen seinem Vaterlande wichtigere Dienste leisten konnte, als auf seinem kleinen Observatorium, wo er während einer geraumen Zeit keinen andern Gehülfen als den Hausmeister hatte. Gleich nach der Bildung des Königreiches der Niederlande wurde eine Commission zur Regulirung der Maaße und Gewichte niedergesetzt, und Moll war eines ihrer Hauptmitglieder. Eine besondere Gelegenheit, Beweise seiner praktischen Kenntnisse zu geben, wurde ihm in einer andern Commission geboten, welche beauftragt war, einen Bericht abzustatten über den Zustand der Gewässer und ihrer Ableitung in den nördlichen Provinzen. Die Arbeit war schwierig und von der höchsten Wichtigkeit. Sie dauerte vier Jahre und Moll, der zum Berichterstatter von der Commission ernannt war, widmete ihr fast alle Zeit.

Sein Bericht, der im Jahre 1827 gedruckt wurde, gilt als ein Muster von Ordnung, Klarheit und Einsicht. Im Jahre 1826 wurde er einer neuen Commission beygezogen, welcher die Verbesserung der Seekarten und die Prüfung der Offiziere übertragen war. Eine Folge davon war seine Arbeit über die ältern Seereisen der Niederländer (Vroegere zeetogten der Nederlanders). Als 1835 die Regierung auf Ansuchen des englischen Gouvernements und zur Unterstützung der Arbeiten von Whewell und Lubbock, sich entschloß, Beobachtungen über die Zeit und Höhe der Ebbe und Fluth längs der holländischen Küste anstellen zu lassen, so war es abermals Moll, dem die Anordnung und Leitung derselben übertragen wurde.

Es bleibt noch übrig von seinen Leistungen in der Physik zu sprechen. Für solche befand er sich in einer sehr günstigen Stellung; unabhängig von den Apparaten des Observatoriums und des physikalischen Kabinets der Universität, das unter seiner Leitung eine auffallende Ausdehnung gewonnen hatte, konnte er noch über die Sammlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Utrecht, die nicht weniger reich waren, disponiren. Ein sehr ehrenvoller Umstand erlaubte ihm noch diese Schätze ansehnlich zu vermehren. Moll hatte im Jahre 1826 einen Ruf nach Leyden erhalten; die Universität Utrecht jedoch, welche die Wichtigkeit ihres Mitgliedes zu würdigen wußte, bewog ihn zu bleiben. Die Stadt wollte ihm hiefür ein Zeichen ihrer Dankbarkeit geben, doch Moll schlug Alles für sich aus, und äußerte lediglich den Wunsch, daß etwas im Interesse der Wissenschaften geschehen möchte, worauf ihm der Stadtrath eine Summe von zehntausend Gulden zum Ankauf von Instrumenten zur Verfügung stellte.

Eine der wichtigsten Arbeiten von Moll ist die, welche er im Jahre 1823 gemeinschaftlich mit Van Beek über die Schnelligkeit des Schalles machte. Die Regierung stellte alle nöthigen Mittel zu ihrer Ausführung zur Disposition, und die Basis, welche der Schall durchlaufen sollte, dehnte sich auf eine Länge von 17000 Metres aus. Sechs Nächte wurden zu diesen Experimenten bestimmt, welche mit einer Sorgfalt, die nichts zu wünschen übrig ließ, ausgeführt wurden. Auf seine andern physikalischen Arbeiten, die Elektricität, Magnetismus rc. betreffen, können wir hier, Kürze halber, nicht näher eingehen. Erwähnung verdienen noch seine biographischen Schilderungen von Delambre, Keyser, Van Swinden, Laplace, Wollaston und Van Utenhove.

Mit den englischen Gelehrten war Moll in lebhaftem Verkehre, besuchte oft ihr Land, so daß die Universitäten zu Edinburg und Dublin ihn zum Doctor der Rechte creirten und erstere Stadt sogar ihm das Bürgerrecht gab. Mitglied der Brüsseler Academie war er im Jahre 1828 geworden; die politischen Ereignisse hielten ihn jedoch ab, an ihren Arbeiten Theil zu nehmen.

Am 11. December 1837 feyerte Moll das 25jährige Jubiläum seines Eintrittes in die Professur; seine Kollegen, Schüler und zahlreichen Freunde gaben ihm bey dieser Gelegenheit rührende Beweise von ihrer Zuneigung und Achtung. Indeß nur kurze Zeit überlebte er diesen festlichen Tag; den 17. Januar 1838. übereilte ihn in seiner Vaterstadt der Tod. Seiner letzten Verfügung gemäß vermachte er seine Instrumente und Bibliothek, welche sehr reich war, der Universität, der er eine Hauptstütze gewesen war. Sein Charakter wird als gerade und fest gerühmt.

2. Notice sur la vie et les travaux de Jean Pierre Minkelers (par Ch. Morren.)

Als im Jahre 1748 Mastricht belagert wurde, wurde daselbst „der Weise, Demüthige und Bescheidene geboren, der 36 Jahre später in der Geschichte der modernen Wissenschaften die Fabel des Prometheus realisiren sollte. Pallas hatte den Sohn Japets in die himmlischen Regionen geführt, um daselbst das Feuer zu rauben, und der Physiker von Mastricht, durch eine andere Minerva, durch die Wissenschaft der Lavoisier und Berthollet, geleitet, raubte der Erde selbst, den Kohlen, welche ihre Tiefen einschließen, das Licht, das heute unsere Straßen, unsere Werkstätten und Wohnungen erleuchtet."

Ein deutscher Leser, und sollte er auch Physiker seyn, würde wohl kaum den Namen des neuen Prometheus errathen; auch könnte man ihm deßhalb keinen Vorwurf machen, da er bisher in Belgien selbst den Wenigsten bekannt war; ja es tritt der seltsame Fall ein, daß obgleich der hier gedachte Gelehrte noch nicht einmal vor einem Jahrhundert geboren und erst vor 15 Jahren gestorben ist, doch in seinem eigenen Vaterlande sein Name auf drey verschiedene Weisen geschrieben wird. Aus diesem Umstand könnte Herr Strauß und seine kritische Schule dem Biographen leicht den schlimmen Streich spielen, ihm zu beweisen, daß wir es hier gar nicht mit einer historischen, sondern einer mythischen Person, mit einer Nachahmung des fabelhaften Gebietes morgenländischer Sagen, zu thun hätten, in der Absicht ersonnen, um das neu erstandene Königreich Belgien durch eine mythische Glorie zu verherrlichen. Da sich Ref. jedoch nicht auf diesen kritischen Standpunct zu stellen vermag, so will er, trotz des bemerkten Widerspruchs in der Namensschreibung und des mysteriösen Dunkels, aus dem uns der Gegenstand dieser Biographie entgegen tritt, einfältiglich an die Realität desselben und an die Wahrhaftigkeit des Erzählers glauben, mögen auch Straußianer und Hegelinge den Referenten immerhin für keinen „Denker" halten.

Der Mann, von dem hier die Rede ist, heißt Johann Peter Minkelers; er wurde im Jahre 1772 Professor der Physik an der Universität Löwen und nach Aufhebung derselben im Jahre 1797 Professor der Chemie und Physik zu Mastricht, wo er am 4. July 1824 starb. Von ihm sucht Morren den Nachweis zu liefern, daß er zuerst das Steinkohlengas bereitet habe, worauf wir jetzt näher eingehen wollen. Die französischen Chemiker setzen auf 1785 oder 1786 die Erfindung der Thermolampe von Lebon, wo man Licht durch Holzgas erhielt; aber Buret von Longchamps giebt den 29. December 1799 für dieselbe Erfindung an, indem er die Kohle als eine zur Gasbereitung geeignete Substanz bezeichnet, und Renaux belehrt uns, daß das Patent für Lebon am 6. vendémiaire des Jahres VIII. ausgestellt ist. Die Engländer führen die Versuche zur Erzeugung des Leuchtgases auf 1798 zurück und legen die Ehre Murdoch und Windsor bey. Indeß ist es bekannt, daß ihre Versuche erst 1802 einigen Erfolg hatten, ja Windsor erhielt erst am 18. May 1804 sein Patent auf die Gasbeleuchtung. Minkelers dagegen entdeckte das Steinkohlengas am 1. October 1784, also früher als es irgend eine andere Angabe bezeichnet.

Das Sonderbare hiebey ist, daß man selbst in Belgien erst seit einigen Jahren von dieser durch Minkelers gemachten Entdeckung Kunde hat. Durch einen ehemaligen Schüler desselben, van Hulthem, erfuhr es nämlich Morren, der hievon noch nichts wußte, und erhielt zugleich durch jenen den Nachweis in einer Abhandlung Minkelers, die dessen einzige Druckschrift ausmacht. Sie führt den Titel: Memoire sur l'air inflammable tiré de différentes substances, rédigé par M. Minkelers, professeur de philosophie au collége du Fau-

con, université de Louvain. Louvain 1784 in 8. 50 pages, y comprise la table des gravités spécifiques de différentes espèces d'air, par M. Thysbaert.

In dieser Abhandlung sagt Minkelers, daß er am 1. October 1784 gepulverte Kohle in einen Flintenlauf gethan und in Menge ein inflammables Gas erhalten habe, das viermal leichter als die athmosphärische Luft erfunden wurde. Van Hulthem fügt überdieß die Versicherung bey, daß er im Jahre 1785, wo er die Vorlesungen von Minkelers hörte, daselbst die Gasbeleuchtung sah, die seit dieser Zeit alle Jahre in Gegenwart der Studierenden von Löwen ausgeführt wurde. Die Priorität ist hiemit allerdings dem Professor von Mastricht gesichert, gleichwohl fehlt dem Ehrenkranz, den ihm sein Biograph darreicht, die schönste Blüthe, da die Entdeckung des Kohlengases weniger eine wissenschaftliche als vielmehr eine praktische Bedeutung erlangt hat und gerade diese Minkelers so wenig zu verfolgen wußte, daß sein Verdienst in dieser Sache selbst in Belgien nur durch einen glücklichen Zufall aus der Vergessenheit, der es bereits anheim gefallen war, gerettet wurde. Uebrigens kommt dem belgischen Physiker noch das Verdienst zu, daß er das von ihm entdeckte Gas zuerst zur Füllung des Luftballons anwandte.

Minkelers wurde 1816 Mitglied der Brüsseler Akademie, an deren Arbeiten er jedoch keinen Antheil nehmen konnte, da ihn in demselben Jahre ein Schlagfluß traf, von dessen Folgen er sich nicht wieder erholte. Er starb am 4. July 1824.

3. A la mémoire de François-Juste-Marie Raynouard, correspondant de l'académie, décédé le 28. Octobre 1836. (Par le Baron de Reiffenberg).

Da Raynouard als Ausländer an den Leistungen der Brüsseler Akademie keinen unmittelbaren Antheil hatte, so übergeht hier Ref. seine Biographie.

4. Notice biographique sur Jacques Goethals-Vercruysse, né à Courtrai le 12. août 1759, mort dans la même ville le 6. septembre 1838. (Par A. Voisin).

Göthals, zu Kortryk 1759 geboren, war anfangs dem geistlichen Stande bestimmt, besuchte deßhalb anderthalb Jahre lang theologische Vorlesungen zu Löwen, wandte sich dann aber dem Kaufmannsstande zu und überkam von seinem Schwiegervater Vercruysse die große und schöne Spitzenfabrik desselben. Diese Wendung in seinem Berufe entfrembete ihn aber so wenig als das große Vermögen, das ihm zufiel, den wissenschaftlichen Studien, und mit ungemeinem Eifer gab er sich namentlich der vaterländischen Geschichte hin. Als während der französischen Occupation die belgischen Archive nach Vandalen Art geplündert und zerstört wurden, gelang es dem patriotischen Flamänder einen großen Theil der kostbarsten Documente zu retten. Manche glückte es ihm, um Spottpreise anzukaufen, so z. B. von einem Specereyhändler um 32 Centimes die berühmte xylographische Ausgabe der Offenbarung St. Johannis, von der nur 2 Exemplare in Belgien existiren. Um einen sehr billigen Preis acquirirte er auch das kostbare und prachtvolle Manuscript von Li Muisis, das zu Büchereinbänden bereits bestimmt war; im Jahre 1817 publicirte er dasselbe. Eine besondere Anerkennung fand Göthal's Järbök van Kortryk, namentlich die darin enthaltene Beschreibung der Schlacht von Kortryk oder der goldenen Sporen, wovon ein Separatabdruck zwey weitere Auflagen erlebte. Eine reiche Ausbeute für die Zukunft verspricht noch seine handschriftliche Chronik von seiner Vaterstadt und dem größten Theil des westlichen Flanderns, nebst einem Theile des Departement du Nord. Sie ist in flamändischer Sprache verfaßt und besteht aus 85 Bänden in Oktav und 18 in Quart. Diese, nebst andern Manuscripten und einer aus ungefähr 12000 Bänden bestehenden Bibliothek hat er einem von ihm gegründeten Institute barmherziger Schwestern vermacht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Uebersetzung des Werkes: De l'éducation progressive ou Etude du cours de la vie par Madame Necker de Saussure, von A. v. Hogguer und K. v. Wangenheim, mit einigen Anmerkungen des Letzteren. 2 Thle. Hamburg 1836 u. 1838.

Es ist eben dermalen nahezu ein Jahrhundert, daß J. J. Rousseau's Emile erschienen; mit diesem Buch begann für ganz Europa eine hie und da raschere, anderwärts stillere und allmähliche Umkehrung der gesammten Erziehung und Lehre und ihrer Principien, die in dem unmittelbar vorhergegangenen Jahrhundert geherrscht hatten. So verrufen seitdem, und zumal in der jüngsten Zeit bey manchen Klassen der Name jenes Genfers geworden ist: so hat doch von allen seinen Paradoxien keine sich so ausgebreitet, es ist keine so tief selbst in das illiterate Publikum auf hunderley abgeleiteten Nebenkanälen eingedrungen und in Ausübung gesetzet worden, als seine pädagogischen Ansichten im Emil. Denn wie viele unter denen, welche Rousseau auch nicht einmal dem Namen nach kennen, und unter denen, welche ihn anfeinden, befolgen mehr oder minder seine Erziehungslehren, ohne es zu wissen, ohne es Wort haben zu wollen. Wenn neue Gedanken und selbst Wahrheiten in einem Kopfe aufleuchten: so werden sie selten im ersten Feuer von dem, der sie gefunden, so geläutert und geglimpft, daß ihnen nicht einige Schlacken anhangen blieben; gerade aber diese Schlacken, die schlechten und übertriebenen Seiten eines solchen Gedankens sind es, die am meisten und leichtesten Eingang finden; denn für das Irrige und Verkehrte herrscht bey den meisten die Empfänglichkeit vor; es ist den Newtonischen Naturprincipien und jeden anderen nicht besser ergangen, als auf diesem Felde den Ansichten des Rousseau. Wodurch aber dieser selbst unmittelbar die schlimme Wirkung seiner ohne Zweifel wohlgemeynten Lehren befördert hat, dieß rührt her von dem hinreissenden Feuer seiner Darstellung, die das Herz ergreift und erwärmt und kaum zur Ueberlegung und zu einem ruhigen und besonnenen Urtheil kommen läßt. Hat sich der Irrgang nach der einen Seite hin in seinen nachtheiligen Folgen gezeigt, so hilft auch diese Erfahrung den wenigsten auf den rechten Weg; im Gegentheil gerathen sie nur auf den entgegenstehenden äußersten, und es ist wenig gebessert.

Eine seltene und erfreuliche Ausnahme von dieser Regel macht in dem vorliegenden Fall das Werk der Frau Necker; und darum ist recht sehr zu wünschen, dasselbe möge mindestens eben so viel Eingang finden und in der Anwendung erprobt werden, als es mit den Erziehungslehren ihres Mitbürgers geschehen. Madame Necker de Saussure ist die Tochter des bey den Naturforschern noch immer in großem und wohlbegründetem Ansehen stehenden ehemaligen Professors der Physik de Saussure in Genf; sie war, an ein Mitglied der in ihrer Vaterstadt angesehenen Familie Necker verheurathet, eine aufmerksame und sorgliche Erzieherin und Lehrerin ihrer Kinder und ohne Zweifel glückliche Mutter. Ihr Werk hat nach seinem Geist und Gehalt in der französischen Litteratur wohl nicht seines Gleichen; aber auch nur wenige Werke der in diesem Fache reichen vaterländischen Literatur lassen sich dem ihrigen zur Seite stellen. Zwar machen die pädagogischen Schrif-

ten meistentheils einen eigenen Abschnitt in den Meßkatalogen; allein weitaus den größesten Raum nehmen — oft kindische Kinderschriften ein; ein anderer Theil bestehet aus Lehrbüchern die zu Vorlesungen an Universitäten oder Schullehrer-Seminarien bestimmt sind; von beyderley Sorten ist schon ihrer Absicht nach wenig oder nichts zu erwarten; den übrigen Rest machen Schriften aus, deren Verfasser aus zwanzig andern Büchern, die ihnen unter die Hände gekommen, das ein und zwanzigste fabriziren, ohne je nachgedacht, oder ihre Erfahrungen zu Rathe gezogen zu haben; sie brauen sich aus fremden und gemaischten Stoffen etwas zusammen, das, weil nichts allgemein feststeht und anerkannt wird, dennoch in je seiner Provinz Abgang finden muß, da diese Art Buchmacherey immer fortgeht. Es bleiben daher von dem scheinbaren Reichthum und der Unzahl pädagogischer und didaktischer Lehrbücher nur wenige namhafte übrig, dergleichen einige von Pestalozzi, von Schwarz und wenigen andern sind. Wie sonst überall so auch hier gehen wir Deutsche gar zu rasch an eine Theorie, ehe noch alle Thatsachen bemerkt und gesammelt sind, die bey derselben als unumgänglich vorausgesetzt werden müssen, wenn irgend etwas erkleckliches herauskommen soll.

Dieß ist nun gleich ein Hauptvorzug des vorliegenden Werkes; die Verfasserin setzt die Theorie nicht ganz beyseite; allein sie geht nicht an diese, ohne erst einen großen Reichthum und Mannichfaltigkeit von Beobachtungen mitgetheilt zu haben, welche ihr zur Stütze und Bewährung dienen können. Aber freylich, wenn das Gebiet der Erfahrung überhaupt, extensive und intensive, nach dem Umfang wie nach dem Inhalt und dessen Graden, unermeßlich ist: so gilt dieß ganz vorzüglich von der Menschenkunde und namentlich von der Kunde des ersten kindlichen und des folgenden jugendlichen Alters; kein billig denkender Leser wird erwarten, hier alles beysammen zu finden; die Beobachtungen modificiren sich nach Völkern und Zeiten, nach Ständen und deren mannichfaltigen Lagen bis in die Familien und einzelne Menschencharaktere hinein. Jeder bedachtsame Leser wird daher hier und dort nach seinen eigenen Erfahrungen und Umgebungen mehrere Bemerkungen hinzufügen können, oder die hier vorgefundenen hienach abändern und sich zurechtstellen; wird aber auch nicht verkennen, daß es das Verdienst der Verfasserin ist, wenn ihm die eigenen Bemerkungen leicht und reichlich zuströmen, und sich an das hier vorfindliche erhellend und belehrend anschließen.

Dieß rührt von einem andern Vorzug her, der dieses Werk auszeichnet; es sind nicht nur eine Fülle und Mannichfaltigkeit psychologischer Beobachtungen hier niedergelegt, sondern diese sind auch in natürlicher Folge von Stufe zu Stufe verfolgt, und auseinandergesetzt und immer einfach und klar ausgesprochen, und so fein und scharfsinnig viele derselben sind, machen sie gleichwohl nirgend Anspruch darauf, etwas besonderes und überschwängliches auszusagen. Psychologische Begründungen und selbst Untersuchungen sind bey uns dermalen selten; die alte Weise derselben ist durch den Stumpfsinn mancher, die darauf bauen wollten, und durch die vorherrschende speculative Richtung in Verruf gekommen; wir müssen dieselben jetzo bey Engländern und Franzosen suchen; zu dem reichen Schatze, dessen sich beyde Nationen erfreuen, liefert die würdige Frau hier einen erlesenen Beytrag. Ihren Mittelpunkt haben jene psychologischen Betrachtungen alle in einer würdigen Auffassung des menschlichen Berufes auf Erden; diese spricht sich gleich in der Einleitung aus; hier S. 13 heißt es:

„Das Centrum des Lebens kann nur durch eine starke, moralische Anregung aus seiner animalisch-menschlichen in die höhere sittlichmenschliche Stelle gerückt werden, denn nur ein solcher Anstoß vermag die festen Bande des Egoismus zu lösen. Eine solche Umwälzung kann nur von der Macht des Gefühles erwartet werden und vielleicht kann sie allein der älterlichen Liebe gelingen."

Aus dieser einen Stelle wird man leicht den Geist errathen, in welchem die Aufgabe der Erziehung gefaßt und ausgeführt ist; von dieser Aufgabe handelt das erste Buch; es giebt als Zweck der Erziehung dieß an: „Dem Zögling den Willen und die Mittel zu geben, die dazu gehören, diejenige Vollkommenheit zu erlangen, deren er einst fähig seyn wird." Allein Vollkommenheit ist ein relativer Begriff; dem Individuum sind von der Natur, und ganzen Klassen von Menschen sind von der

gesellschaftlichen Ordnung Schranken gezogen; zur Vollkommenheit innerhalb dieser Schranken demnach den einzelnen zu erziehen ist die Aufgabe der Kunst, d. i. den Genius, wie die Alten sagten, oder den Idealmenschen zu wecken, der als das eigene bessere Ich in eines Jeden Persönlichkeit schlummert und dazu bestimmt ist, das Individuum durch das Leben gleichsam an der Hand zu geleiten.

Indessen diese Fiction des Heidenthums, wie die Verf. es S. 57. 58. gar anmuthig ausführt, genügt nicht, wenn anders alle Menschen in gewissem Betracht gleicher Vollkommenheit fähig seyn sollten; und dieser sind sie fähig — durch Religion, und nur durch Religion, die über das tugendhafte Ich, über das vollkommene Ich (der Vernunft) erhebet. Sehr rührend und wahr sagt sie S. 53:

> „Einem Wesen, das sein Leben nicht einem Gegenstande weihet, der erhabener ist, als es selber, ist es fast unmöglich sich von Selbstsucht und Hochmuth frey zu halten. Welcher Gegenstand ist aber würdig, Lebenszweck des Menschen zu werden? welcher Gegenstand kann seine Wünsche befriedigen, die nie eine Gränze finden? Es gibt nur einen solchen Gegenstand. Die Vollkommenheit ist nur in Gott, oder vielmehr sie ist Gott selbst, Gott in seinen moralischen Attributen betrachtet. Es ist sterblichen Augen vergönnt worden, davon ein erhabenes Bild zu schauen. Unter dem Schleyer der sanftesten Züge der Menschheit ist die göttliche Majestät in dem Heiland der Welt erschienen. Und als sich zu dem Glanze der himmlischen Gaben noch der rührende Charakter der Hingebung bis zum Tode gesellte, haben wir ein so vollkommenes Vorbild nicht nur bewundert, sondern wir haben es geliebt, und eine unendliche Dankbarkeit hat in unsrer Seele den Willen erzeugt, ihm nachzufolgen. Dieß ist die Macht des Christenthums. Eine ungemeine Liebe theilt dem Menschen auch einen ungemeinen Eifer mit, einen Eifer, der ihn über sich selbst erhebt; dann aber vermag auch der Einzelne, wie das ganze Geschlecht, der Vollkommenheit immer näher entgegen zu schreiten. —

Demnach wird der Wille zum Hauptaugenmerk; welchen Einfluß hat die Erziehung auf die Kraft des Willens? welchen die Vernunft? überhaupt welche Triebfedern setzen ihn in Bewegung? insbesondere verweilt die Untersuchung bey dem Einfluß des religiösen Gefühles auf den Willen. Jener Stützpunct, den Archimedes, um die Welt zu bewegen, außerhalb der Welt forderte, müssen wir gleichfalls außerhalb der Seele suchen; wie tief der Mensch auch gesunken, wie oft er auch immer seinen besseren Vorsätzen ungetreu geworden und sie gänzlich vergessen: „bey einer solchen, leider! gar nicht seltenen Gemüthsverfassung giebt es auf Erden — ich sage es aus innerster Ueberzeugung — nur Ein Wiedererweckungsmittel — die Religion!“ „Wirf dich zu den Füßen des Allmächtigen, fährt die würdige Verfasserin fort, tauche dich in die Unendlichkeit von Trost und Hülfe, die seine Liebe dir bietet; schöpfe aus dieser Quelle alles Lebens, und die gebundenen Kräfte werden in deiner Brust wieder frey werden und dich erheben.“ „Sklaven durch unsere Leidenschaften, sagt J. J. Rousseau, sind wir frey durch das Gebet. Nie ist ein tieferes Wort von einem durch Dogma weniger befangenen Geist ausgegangen.“ Zur Charakteristik der Grundlage werden diese wenigen Proben genügen.

Das zweyte Buch giebt im ersten Kapitel von den Mitteln die Erziehungskunst zu vervollkommnen, eine Anzeige von mehreren französischen, englischen und deutschen Werken, und dringt auf unausgesetzte genaue Beobachtungen und Sammlung derselben von Müttern und Erziehern. Für Mütter zumal ist dieses Buch vornämlich bestimmt; denn es spricht demnächst von der Geburt und den ersten Monaten des kindlichen Lebens, von den Anlagen, welche im ersten Jahre zu cultiviren sind; es theilt darüber höchst interessante und andringliche Bemerkungen mit und zieht daraus die wichtigsten und einflußreichsten Folgerungen. Interessant war mir die Bemerkung des Dr. Friedländer über das Verhalten der französischen und deutschen Mütter gegen ihre Kinder, die die Verfasserin anführt und commentirt, wozu auch der deutsche Herausgeber eine gute Berichtigung beybringt, wie an sehr vielen andern Stellen. Einzelne herauszuheben erlaubt der Raum dieser Blätter nicht, so viel treffliches da auch gesagt ist; das meiste werden aufmerksame Mütter wahr finden; möchten nur die Rathschläge und Warnungen überall und immer befolgt und die Erfahrungen so klar und einfach sinnig mitgetheilt werden. Für die Kunde des ersten kindlichen Alters; seine Wartung, Pflege und Behand-

lung würden unermeßliche Vortheile erwachsen, die zuletzt der gesammten Anthropologie zu Gute kommen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant ꝛc.

(Fortsetzung.)

Letzteres Lob erstreckt sich indessen zumeist, ja fast ausschließlich auf die von Hrn. v. Spr. entworfene Original-Zeichnung, welche soviel Harmonie der Colorirung, eine große Meisterschaft im Zeichnen der Gebirgszüge, den mannichfaltigsten Schriftwechsel, höchst gefällige Formen der Buchstaben, die selbst in der kleinsten Schriftart ohne Anstrengung deutlich lesbar sind, und doch wieder einen staunenswerthen, bisher auf keiner Karte — selbst auf der Besselschen nicht — vorkommenden Reichthum von Orten dem Auge des Beschauers darbietet.

Von allen diesen Schönheiten der Darstellung auf dem Originale ist indessen, geringe Spuren abgerechnet, auf vorliegender lithographirten Karte wenig wahrzunehmen, und wir müssen es zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß diese durch Hrn. Rössert lithographirte Gaukarte in Bezug auf die Schrift eine wahre Qual der Augen zu nennen ist: allerdings entschuldigt den talentvollen jungen Mann, welcher sich nachher als den habilsten Lithographen in der Stadt Bamberg und Umgegend beurkundete, der Umstand, daß der Stich dieser in der Zeichnung so vollendeten Karte des Künstlers Erstlings-Arbeit dieser Art gewesen.

Daß selbst sehr gewandte Künstler im Kartenstechen Mühe haben, jene Eleganz, welche in den von Sprunerischen Karten-Zeichnungen durchgängig herrscht, zu erreichen, davon hat sich Referent häufig überzeugt, indem er die trefflichen Stiche des v. Spruner'schen Hand-Atlas, so wie jene seines bayerischen Geschichts-Atlas (Gotha, bey Just. Perthes 1837, 1838) mit den Originalzeichnungen zu vergleichen Gelegenheit gehabt. Rechnen wir hierzu noch das nachträgliche Einzeichnen von Orten, welche theils durch Versehen des Lithographen, theils in Folge späterer Entdeckungen meist in kleinerer Schrift nöthig geworden war; so wird sich recht wohl begreifen lassen, warum die lithographirte Karte von Francia orientalis fast von allen jenen Reizen der Original-Zeichnung entkleidet erschienen ist.

Hätten jedoch die Umstände sich so gestaltet, daß die Zeichnung der Spruner'schen Gaukarte durch einen vollendeteren Künstler im Kartenstechen getreu wieder gegeben worden wäre; so besäßen wir ohne Zweifel an ihr eines der vorzüglichsten historisch-topographischen Werke der neuesten Zeit; wie denn Hr. Spr. lange vor dem Erscheinen der Gaukarte durch seine oben angeführten Atlanten einen sehr ehrenvollen Namen als gelehrter Kartograph sich erworben hat.

Was nun rücksichtlich der äußern Ausstattung der lithographirten Karte von Francia orientalis im Vergleiche zur Original-Zeichnung tadelnd geäußert werden mußte, kann sich natürlich nicht auf die durchgehends nach Urkunden und Quellenstellen bearbeitete Darstellung der Grenzen des ostfränkischen Herzogthumes und seiner einzelnen Gauen mit den dahin einschlägigen Orten erstrecken; denn gerade in dieser Beziehung scheint uns die vorliegende Arbeit das Gründlichste zu seyn, was in unseren Tagen über diesen Gegenstand erschienen ist; und nur wer mit diesen Quellen durch vieljährige Studien vertraut geworden, mag sich an die Untersuchung machen, die gewiß zu seiner Zufriedenheit ausfallen wird. Jedem andern aber kann man hier das Horazische: „Odi profanum vulgus et arceo" zurufen.

Die Südgrenze des Herzogthums ist nach den schon von Delius (Erich und Gruber) angeführten Quellenstellen gezogen. Wer nun noch immer in unsern Tagen das Besselsche Werk — die Karte von Francia orientalis nämlich — als Muster und Vorbild anrühmt, nehme sich die Mühe des Vergleichens beyder Karten, und er wird alsdann sich überzeugen können, daß allerdings seit dem Jahre 1732 wirkliche, bedeutende Fortschritte in der Geographie des Mittelalters gemacht worden seyen. Schon der Beginn der Grenze zwischen Alamannien und Francia im westlichen Winkel der Besselschen Karte bey Wizanburg dem rechten Lauter-Ufer entlang ist ganz irrig angegeben, wie wir aus Kremer, Lamey, v. Blum, Wundt u. a. gegen Schöpflin aufs Genaueste wissen; eben so irrthümlich ist sie auf dem rechten Rheinufer bezeichnet, wo sie im östlichen Zuge zur Phunz und von da zur Enz und südöstlich dieses Flußes läuft, während sie doch südlicher beym Osbach und der Murg zu beginnen, und zwischen Enz- und Nagolt-Quelle hinziehen sollte. So kommt es, daß bey Bessel vom ganzen Wiringau, dessen Namen wir vergeblich dort suchen, nur der Ort Heimbodesheim getroffen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen ꝛc.

(Fortsetzung.)

„Das Ende des zweyten Jahres, sagt die Verfasserin S. 151, wird durch die schnellen Fortschritte merkwürdig, welche die Kinder dann gewöhnlich im Sprechen machen;“ — und hiemit leitet sie ein die Betrachtung der Art und Weise wie die Kinder sprechen lernen; sie frägt: wie gelangt das Kind, welches in so vielen Beziehungen den Thieren gleichen Alters nachsteht, dahin, sich in den Besitz eines so hohen Vorzuges, als die Sprache ist, zu setzen? „ein Punct, sagt die edle Verfasserin, den ich gerne durch genaue Beobachtungen aufklären möchte, aber ich vermag nur eine unzulängliche Ansicht darüber zu geben.“ Sie empfiehlt ihn der Aufmerksamkeit aller Mütter mit Recht; denn

„Nichts kann interessanter seyn, als zu sehen, wie der Verstand allmählig aus der Wolke, die ihn verhüllt, hervortritt, wie er jedesmal, wenn er einen neuen Ausdruck entdeckt, auch einen kleinen neuen Aufschwung nimmt, und sich auf die ersten schwachen Erfolge stützt, um daraus immer noch größere zu erhalten. Während das Kind noch fremd im Bereiche der Dinge ist, die es kaum kennt, fühlt es dennoch schon das Bedürfniß, in den Bereich der Worte einzudringen, die jene Dinge bezeichnen und ihm bald zu Werkzeugen des Gedankens werden. Dann beginnt auch sein ganzes Daseyn geistiger zu werden, und wenn auch die Macht der Einbildungskraft und die heftigen Begierden, die manche Bilder derselben erregen können, noch vorherrschen, so macht sich demungeachtet daneben nun auch ein neu hervortretendes Princip größerer Ruhe geltend.“

Die Wichtigkeit der Sprache und ihre unberechenbare Bedeutung für alles menschliche Seyn und Thun verdient wohl, daß eben bey diesem Puncte Ref. etwas länger verweile. Nach den von der Verfasserin mit Hülfe einiger Mütter gesammelten Thatsachen gehören zu den Wörtern, welche das Kind aus den Phrasen herausnimmt und für sich festhält, zuvörderst die Namen oder gewisse Merkmale von Personen und Sachen, die des Kindes Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen; — (und zwar nur eine Sylbe, eben die hervorstechendste, d. i. in unserer Sprache die betonte.) Die Kinder bringen aber selten diese betonte Sylbe wirklich hervor, sondern eine nahekommende, oft eine ganz ungleiche; sey es, daß hieran noch die Ungelenkigkeit der Sprachorgane schuld ist, oder daß sie noch nicht so genau und distinct hören oder die betonte und bedeutende Sylbe mit den sie umgebenden, in der Phrase vorkommenden verwechseln, oder daß dieß alles und ein ursprünglicher Sprachsinn dazu mitwirke. Das Kind lernt nicht allein sinnliche Gegenstände benennen, die ihm oft vorkommen, es verbindet eben sobald ein Lautzeichen mit Unsinnlichem, mit Handlungen; es sagt: gehe oder fort, in dem Augenblick wo man noch nicht gehet. „Es muß also, sagt die Verfasserin, die Vorstellung von dem, was durch das Zeitwort ausgedrückt wird, schon in sich tragen, und diese zugleich klare und leicht übertragbare Vorstellung muß sich dann an alles knüpfen, was die Handlung vollzieht. Wie ist es aber zu dieser Vorstellung, die eine der feinsten Abstractionen zu seyn scheint, gekommen? Wahrscheinlich — antwortet sie, — durch Mienen und Gebärden, welche einen innern Vorgang äußerlich ausdrücken.“ Allerdings gesticulirt man viel mit kleinen Kindern, und sie selber pampeln schon auf dem Arme der Mutter in einem fort. Dieß

leitet meines Erachtens auf den rechten Bescheid: der Mensch ist von Natur aus kein contemplatives, sondern durch und durch actives Wesen; durch das eigene stäte unruhige Thun, Bewegen und Treiben erfährt und erklärt sich das Kind unendlich viel mehr, als man denkt, und darauf beruhet daher guten Theils die Erfindung und Verständniß der Sprache; und nicht nur diese, unzählige andere Vorgänge in der menschlichen Seele der Kinder nicht mehr, als der Erwachsenen, beruhen auf einem viel zu wenig beachteten unmittelbaren Verkehr der innern Thätigkeiten, ihrer Wirkung und Gegenwirkung, dessen Gebiet unterhalb oder abseiten der Reflexion liegt, demnach hier von Abstractionen gar nicht die Rede seyn darf. Hieher gehören Triebe und mancherley Gefühle und das Spiel der sogenannten dunklen Vorstellungen mit ihrer die hellste Besinnung überwältigenden Macht und selbst ein großer Theil der Aeußerungen des Genies; „und das ist es (sagt Göthe 44, 6), was immer durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm nach und nach sich zum verstandensten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu seyn." — Daß die Kinder Wörter, die für uns Zeitwörter sind, z. B. trinken, spazieren ꝛc. gar nicht als solche gebrauchen, ist richtig, — sie brauchen überhaupt kein Wort nach seiner grammatischen Kategorie, sondern im Sinne der Phrase und der begleitenden Handlung, da sie es zuerst gehört und gemerkt. Daß das Kind die beyden Wörter Ja und Nein sehr bald lernt und oft gebraucht, zumal das letztere, ist sehr wahr. Das Ja braucht es seltener, weil in den meisten Fällen sofort die Handlung, das Zugreifen ꝛc. an die Stelle der nackten Bejahung tritt.

Unter den Eigenschafts- und Beschaffenheits-Wörtern, bemerkt die Verfasserin, finden besonders frühe den Eingang ins kindliche Bewußtseyn diejenigen, welche lebhafte Sinnen-Eindrücke bezeichnen, und darunter zumal die Beywörter hübsch und schön (gut, brav, lieb und ähnliche) und setzt hinzu: tant est grand chez l'enfant le besoin de témoigner son admiration. Das Kind setzet die einzelnen Wörter ohne Beugung und Abänderung neben einander, und wie es selber in seinem Bewußtseyn richtig verknüpft hat (z. B. Papa — oben — nein, = Papa ist nicht oben): so traut es zu, und überläßt dem anderen, die gehörige grammatische und logische Verknüpfung; so verfährt unter den Sprachen vornämlich die sinesische.

„Diese drey Wörterklassen, Nennwörter, Zeitw. und Beywörter, sagt Mad. Necker, sind in der That der Stoff und gleichsam der Körper der Rede. Sie bezeichnen die drey großen Interessen der menschlichen Seele in ihrem Zeitleben, nämlich: daß sie die äußeren Gegenstände durch deren Namen zu unterscheiden, die eigenen Gefühle durch Beywörter zu bestimmen und ihre Entschließungen durch Zeitwörter kund zu geben vermöge, darin liegt der ganze Mensch der Erde, sein Erkennen, sein Fühlen und sein Wollen." —

Wenn auch nicht gerade die vorgenannten drey Wortklassen, so jedenfalls die drey Gemüthsvermögen treten frühest und sehr bestimmt und zwar gleichzeitig zumal hervor. Wenn aber das Kind auch die Form- und Verhältnißwörter (z. B. für, mit, obgleich, wie u. s. f.) richtig gebraucht, so zeigt das eben nur an, daß neben der Zunahme des inneren und äußeren Stoffes auch die formale Fertigkeit im Vor- und Herausstellen erstarkt. Daß aber das Kind solche Wörter von dem Satze, zu dem sie gehören, gar nicht unterscheide, (wie die Verf. nach ihren Beobachtungen anzunehmen geneigt ist) daß es sie vielmehr als ein einziges langes Wort betrachte, dessen Bedeutung es mittelst der ihm innewohnenden wundervollen Sympathie erräth, und welches es, je nachdem es ein richtiges Ohr und bewegliche Stimmwerkzeuge besitzt, oder nicht besitzt, deutlich wiederholt oder verstümmelt und abkürzt, aber niemals in seine Bestandtheile zerlegt: dies deucht dem Rec. nicht so ausgedehnt richtig zu seyn, obzwar es das Verfahren vieler amerikanischen Sprachen erklären würde. Vielleicht aber daß dieß im Französischen mehr und öfter zutreffen mag, als im Deutschen; denn hier scheidet der Accent die Wörter schärfer als dort.

Der Einfluß des Accentes auf die Sprachen überhaupt und auf ihr unmittelbares Verständniß von vorne herein auch bey Kindern scheint sehr hoch angeschlagen werden zu müssen. Uebrigens, wenn man auch die Annahme der Verf. sich gefallen läßt, jedenfalls gehet die Sonderung der Worte als ein-

zelner bedeutsamer Bestandtheile in kürzester Zeit vor sich.

Was sie demnächst gegen Locke und Condillac im Betreff des Gebrauches der Wörter als Gattungsnamen erinnert, so ist allerdings richtig, daß das Kind nicht auf dem Wege derjenigen Abstraction dazu kommt, die jene beyden Psychologen, beschreiben; indessen ist die Erklärung sehr einfach in einer von jedermann täglich und stündlich zu wiederholenden Beobachtung gegeben, die schon Aristoteles am Ende der Analytik ausgesprochen hat. Die Abstraction ist schon durch die Mehrheit und Verschiedenheit der Sinne und ihres Bereiches eingeleitet, und für jeden Sinn wird der jedesmalige Eindruck zwar von einem Einzelndinge bewirkt, es wird aber gleichwohl nicht das einzelne — dieses Blau, Süß — u. s. w., sondern das allgemeine empfunden und wahrgenommen, das in unbestimmbar vielen andern Einzeldingen wiederkehren kann. Die Sinne des Menschen (und wohl auch der Thiere) sind nicht für das individuellste und eigenste ihrer Objecte, sondern nur für deren specielles und gemeinsames scharf genug. Sehr wahr sagt daher Jean Paul: unter den Wilden wird nur das Genie die schärfsten Sinne haben; — man darf mutatis mutandis — hinzusetzen: auch unter Gebildeten! Aus diesem Umstand erklärt sich, beyläufig gesagt, daß auch sogar die Ausdrücke für Sinnenwahrnehmungen überall etwas sehr unbestimmtes, ja oftmals vieldeutiges an sich haben. Diese Unbestimmtheit wächst begreiflicher Weise bey den Kindern, welche von den meisten Gegenständen nur durch jene allgemeinen Ausdrücke eine Vorstellung bekommen. Für die Sinne demnach nicht minder als für den Verstand gilt als höchste aber auch schwierigste Aufgabe, daß sie die Vorstellung des Eigenthümlichen, was je eine Anschauung oder ein Begriff bietet, in dem Bewußtseyn rein hervorheben und scharf begränzen. Da aber dieses eine überspannte Forderung seyn würde, so kommt es, daß die Wörter nur als ungefähre und beyläufige Erinnerungs- und Wiedererkennungszeichen von Jung und Alt gebraucht und die Benennungen des bekannten leicht auf bis dahin unbekanntes, oder — wenn auch nur entfernt — ähnliches übertragen werden, wie z. B. die Römer den ersten Elephanten, den sie sahen, bos Lucas, lukanischen Ochsen nannten, oder wie, was hier S. 221 angeführt wird, Prinz Lee Boo das Pferd, das er zum erstenmal in Macao sah, sogleich als Hund bezeichnete, weil es diesem, auf den Pelewinseln größesten Vierfüßer zumeist ähnelte. Rec. übergeht alles weitere, was gegen Thomas Reids Ansicht vom Erwachen des Ichs, der Zahlbezeichnung und der Abstractionen erinnert wird, und begnügt sich den weitern Inhalt anzudeuten.

Das dritte und letzte Buch des ersten Bandes bespricht die Vortheile, die aus Gewöhnungen im zweyten Jahre entstehen, z. B. Gewöhnung zur Reinlichkeit, Ordnung, Stätigkeit, zum Schicklichen, zur Achtung des Eigenthums Anderer u. dgl. m.; insbesondere und vor allem Gewöhnung zum Gehorsam; — in diesem Kapitel spricht die Verf. weitläufiger gegen Rousseau mit ruhiger Würde und anerkennender Achtung des Guten in seinen Ansichten; „ehemals war die häusliche Zucht zu strenge, jetzt ist sie vielleicht zu gelinde," sagt sie S. 246 und schließt: „Ehrfurcht vor dem väterlichen Willen, welcher beym Kinde den Willen Gottes vertritt." Sehr richtig sind die Rathschläge, die im Betreff der Strafen wegen Uebertretungen, und der Haltung und Ruhe mit der sie vollzogen werden sollen, hier gegeben sind. — Im dritten Jahre tritt die Thätigkeit des Kindes immer selbständiger auf, die Begierden werden entschiedener, die Bewegungen, Bestrebungen und Vorsätze heftiger; hier wird mehr und mehr Hemmung und Einschränkung nöthig. Was S. 257, 258 aus Mistreß Hamilton erzählt wird, kann man wohl auf dem Lande durch ganz Deutschland sehen; aber die daraus gezogene Folgerung trifft nicht so sehr häufig ein. Ueberhaupt kommen hin und wieder Bemerkungen vor, die verrathen, theils daß sie in größeren Städten und vornehmen Häusern, theils daß sie in Genf und dem benachbarten Frankreich gemacht sind. Dieß hindert aber nicht, daß der Geist des Buches auch unter uns überall Anwendung finde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant ꝛc.*

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt ist es eine wahre Marter, bey den nach den sonderbarsten Richtungen sich durchkreuzenden Schriften der Gau- oder Provincial-Namen, bey der Unsicherheit, mit der die Gaugrenzen gezogen sind, den betreffenden Gau, den man eben suchen will, zu finden, und der Unterzeichnete hat manche Viertel-Stunde in der Beschäftigung verloren, zu dem Anfang einer Gauaufschrift das Ende derselben aufzuspüren. Weßhalb der ganze Murrachgau noch Ostfranken angehören müsse, haben wir bey einer andern Gelegenheit in diesen Blättern gezeigt (Gel. Anzeigen 1838. Nr. 167. S. 303). —

Bey Dinkilspuole wissen wir nicht, welchen Weg, ob südlich oder nördlich, wir zur weiteren Verfolgung der Südgrenze einzuschlagen haben, doch mahnt uns ungeachtet der einfachen, bloß die Gaugrenze bezeichnenden Striche der Ort Hassareodo aus dem Reliquien-Transporte des heil. Venantius, durch Ruodolf von Fulda beschrieben, daß wir uns nördlich halten müssen; wiewohl wir die Herzogthumsgrenze in verschiedenen Krümmungen erst gegen Süden laufen sehen. In der Nähe des (sualafeldischen, hier bey Bessel irrig nordgauischen) Ortes Tollenstein wendet sie sich stark nördlich über Wizzenburg, Roth vorüber, auf Altorf (dieß ausgeschlossen), Lauff zu Ostfranken gehörig, Albanugla nordgauisch, Abuinestein = Bodonostein in Ostfranken (?!!), deßgleichen Crusina, aber Speinshart und Kemnaten im Nordgau, von da an die Trebiz, Rosla und Egra! — Ein Blick auf die v. Spruner'sche Karte zeigt uns, welch' eine Masse von Verbesserungen in der Zeit von 1732 — 1832 hier statt gefunden, und wie total unbrauchbar die Besselsche Arbeit in diesen Theilen für unsere Zeit sey. An der fränkischen Rezat und dem Holzbache vermissen wir bey Bessel Onoltsbach im Rangau, der Besseln erwähntermaßen noch unbekannt war, oder richtiger von ihm mit dem Radenzgau confundirt wurde. Soviel wir uns erinnern war es der Windsheimer Rector Diez, der diesem Gaue (1762) seine Selbstständigkeit errang. Daher finden wir den Radenzgau in einer Ausdehnung von der fränkischen Rezat und der Altmühlnähe bis zu den Maynquellen; wo selbst wir zwar die Moynwinidi (wie auch an der Steinach und Rotach hin) vorfinden, ihre Brüder und Stammesgenossen dagegen, die Radanzwinidi hat Bessel getrennt und weiter westlich hinversetzt. Natürlicher wären sie nach der Urkunde vom 5 July 846 zwischen dem Mayn und die Rednitz und zwar in jene Gauen gesetzt worden, in denen die Würzburger Kirche begütert war, und welche die Diplome von 823 und 889, 1. December namhaft machen. Dort hat sie auch die v. Sprunersche Karte richtig aufgeführt.

Bey der Westgrenze von Spruners Francia orientalis ist die Kremersche Schilderung benutzt (von dem Gaminesbach beginnend bis gegen Miltenberg, wiewohl Lamey die benachbarte Intraha (Itterbach) ihrem ganzen Laufe nach die Grenze bilden läßt, bis nach Vorbrunn, und von da an die Mudach oberhalb Miltenberg), und die Wasserscheide des Speßharts als Gränze der beyden Franken anzeigt. Der weitere Grenzlauf ist pünctlich nach den Urkunden bey Schannat. trad. fuld. und Buchonia vetus verzeichnet. — Wir können bey Bessel nur die Wasserscheide des Speßharts, welche den Pagus Waltsazzi vom Moynachgow trennt, in Betrachtung ziehen, da Bessel keinen Unterschied zwischen den beyden Franken gekannt; wir müssen uns also nach der Westgrenze des Ganzen, westlich des Rheines bis zu den Quellen des Speyerbachs, der Lauter und der Alsenz sich erstreckenden Herzogthums umsehen, und auch hier wiederum finden wir, angehend die Grenzen des Speyer-, Worms- und Nah-Gaues solche Irrthümer, die schon in der 2ten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Lamey und Kremer berichtigt worden sind, wodurch diese Theile der Besselschen Karte als veraltet und nach dem Stande der neueren Forschung nicht weiter brauchbar sich darstellen. Dagegen ist sie in den Bezirken nördlich der Kinzich und am Fugalesberg bis südlich von Herolvesvelde ganz nach den oben citirten Fuldaer Urkunden gearbeitet. —

Die Nordgrenze des ostfränkischen Herzogthums auf der v. Sprunerschen Karte hält folgenden Zug ein: Südlich von Herolvesvelt über Mons Sti. Petri, Leunbach, Smalakalta und Brunwarterode, die Stelle des Annalista Saxo zum J. 1078 in Betreff der Höhen des Thüringerwaldes als Grenze ist auf der Karte selbst zu lesen; es ist dieß der auf ältern Karten sogenannte (und noch bestehende) Rennsteig oder Rainweg. Dann an den Frankenwald: die dort angegebenen Grenzen sind nach urkundlichen Mittheilungen des verstorbenen Rathes und Archivars Oesterreicher eingetragen worden. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen 2c.

(Fortsetzung.)

Sehr ernst und eindringend wird empfohlen, bey der ersten Entwickelung ja für die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit des Kindes in Wort und That Sorge zu tragen. „Indem du dein Kind zur Wahrhaftigkeit anhältst, sicherst du ihm seine moralische Existenz“ S. 267. „Der wesentlichste Antrieb zur Wahrhaftigkeit liegt immer im sittlichen und religiösen Gefühle.“ Natürlich ist, daß unter der zunehmenden Lügenhaftigkeit auch die Sprache leiden müsse; unübertrefflich hat dieß schon Thucydides III. 82, sgg. ausgeführt, uns müßte lehrreich seyn, ähnliches in der französischen Sprache vor der Revolution und seit dem Beginne dieser zusammengestellt zu sehen. Leider! verlieren auch in unserer Sprache viele zumal sittliche und rechtliche Worte mehr und mehr von ihrem alten Werthe, von ihrer Wahrhaftigkeit, und verrathen mehr als alles andere die Herrschaft von Lug und Trug, zumal in der Ueberspannung des Ausdruckes, Folge einer überreizten und der Leidenschaft unterworfenen Phantasie. Beyde, wenn gebunden und gehalten wirken wohlthätig, sie heben und tragen das Denken, Dichten und Trachten über den gemeinen Boden empor; — in ihrer Ungebundenheit und absichtlichen Verwilderung aber zerstören sie wie die Wahrheit des Charakters, so der ganzen Rede. Beyde, Phantasie und Leidenschaft müssen daher von der frühesten Kindheit an überwacht und in dienender Ordnung gehalten werden.

Von der Zucht und Uebung der Einbildungskraft der Kinder im dritten Jahr handelt das fünfte Kapitel des dritten Buches. Dasselbe verdient von andern reifliche und bedachtsame Erwägung; es bespricht unter anderen die Gespensterfurcht, Ammenmährchen und was der Art mehr dahin gehört, und würzt die Betrachtungen mit interessanten eingestreuten Anekdoten. Im engsten Zusammenhang mit diesem Kapitel stehen die nächstfolgenden: Vom Gewissen vor dem vierten Jahre, von den Vortheilen der frühzeitigen Entwickelung des religiösen Gefühles, von der religiösen Erziehung der kleinen Kinder und von der Gottesverehrung. Hier kommt denn auch zur Sprache die wichtige Frage, ob die menschliche Natur von Natur aus und in ihren Anlagen schlechthin gut oder böse sey? Die Untersuchung hält sich auch hier fern von allen speculativen Theoremen und verweilt rein im Kreise der psychologischen Beobachtung, deren Endergebniß aus S. 314 sg. ersehen wird: „Nicht ohne wahre Betrübniß schreibe ich dieß nieder, und indem ich das Herz der Kinder anklage, verletze ich mein eignes. — Ich sehe sie so, wie ich alles übrige menschliche Wesen sehe, daß sie nämlich das Böse oft thun, weil sie es nicht als solches erkennen, daß sie es aber auch dennoch thun, wenn sie wissen, daß es böse ist.“ Nach diesen und anderen schon oben angeführten Aeußerungen wird man nicht anders erwarten, als daß hier gefordert werde, dem Kinde frühe eine Vorstellung von Gott und den Heiligen zu geben, wartet man ja doch mit der Bemühung ihm den Vaternamen lieb und heilig zu machen, auch nicht auf die Zeit, in der es fähig seyn wird, sich vollkommen deutlich zu machen, worin denn eigentlich die Vaterschaft besteht. Ferner, daß hier nicht Begriffsklitterungen und Beweisführungen verlangt werden, sondern Thatsache, Bild, Parabel 2c. „Einer der großen Vortheile, welche der geschichtliche Religionsunterricht gewährt,

liegt darin, daß dadurch das kindliche Bedürfniß, Alles in Bildern und Gestalten dargestellt zu sehen, befriedigt werden kann, ohne deßwegen dem Aberglauben Raum zu geben, was wenigstens dann zu vermeiden ist, wenn man sich dabey lediglich an das Zeugniß der heiligen Schriftsteller hält. Ein anderer Vortheil des geschichtlichen Unterrichts liegt darin, daß er für eine geraume Zeit den dogmatischen oder theologischen Unterricht vertritt. Dazu kommt dann als Cultus die Anbetung, das Gebet; — „dieser an sich selbst so natürliche Act der Anrufung ist für das kleine Kind um so passender, als das Bitten beynahe sein ganzes Leben ausfüllt.“ Die Verf. theilt mehrere Gebetformeln für das kindliche Alter von drey Jahren mit, die, wie sie versichert, die Probe bestanden und gute Wirkungen hervorgebracht haben, empfiehlt aber begreiflicherweise vor allen anderen das Gebet des des Herrn. Zum Schluße des ersten Bandes werden v. S. 365 — 378 die auf das Studium der Seele in der Kindheit bezüglichen Thatsachen klar, einfach und rein zu leichter Uebersicht zusammengefaßt.

Der zweyte Band, das 4te bis 7te Buch umfassend, ist mit demselben Geiste methodischer Beobachtung gearbeitet, woran man erkennt, daß die würdige Verfasserin die Tochter eines nicht bloß experimentirenden, sondern überall auf freyem Felde auf Alpen und auf Reisen in fremde Länder aufmerksamen, die Natur in allen ihren Wendungen fein beobachtenden Physikers ist, der, was er sieht und ihr ablauscht, durch Räsonnement wohl zu verketten und zu begründen versteht. Saussure war aber nicht so ausschließend Naturforscher, daß er darüber die Literatur und die Sprachstudien des klassischen Alterthums gering geschätzt oder gar angefeindet hätte, im Gegentheil machte er eben die klassischen Studien zur Grundlage seines häuslichen Unterrichts, sogar eben bey dieser seiner Tochter (s. die Note S. 424). Demnach macht sich in diesem Bande neben der fortgesetzten Erziehungslehre die Anleitung zum ersten Unterricht geltend. Das erste Buch dieses Bandes, welches das vierte des ganzen Werkes ist, handelt demnach von den allgemeinen Principien des Unterrichts, ohne das Alter des Zöglings in Betrachtung zu ziehen.

Zur Charakteristik des gesunden Verstandes, der, zur Beschämung so vieler Neuerer auf diesem Felde, hier herrscht, führe ich nur das Motto zum 1ten Kapitel an: „Das was das Leben zerstreut und die Einheit darin zerstört, macht jeden wahren Fortschritt darin unmöglich.“ Zur Erreichung des letzten und höchsten Zweckes, dem auch der Unterricht dienet, der es zunächst auf Vollkommenheit und Bildung für den besonderen Beruf abgesehen hat, darf die Erziehung niemals zurücktreten; sie muß in der Idee der Religion alle andere Ideen als im Mittelpunct vereinigen und beleben; denn „etwas auswendig wissen (sagt das Motto des 2ten Kapitel) ist noch kein Wissen; es ist nur ein Festhalten dessen, was man seinem Gedächtnisse in Verwahrung gegeben hat.“

So großen Werth auch immer selbst dieses Wissen schon hat: so hängt doch sowohl schon das Gedeihen desselben, noch mehr aber der gewünschte Ertrag an Früchten für das Ganze der Gesellschaft wie für den Einzelnen von der oft genannten Forderung des Grundtriebes im Menschen ab, wodurch allein Wohlordnung und Uebereinstimmung des inneren Menschen mit ihm selbst bewirkt wird. — „Die Harmonie der Fähigkeiten hängt vom Menschen ab, ihr Umfang aber nur von Gott.“ Wie vielseitig und tief auch immer die intellectuellen Fähigkeiten ausgebildet werden mögen und können, zu jener Harmonie kommen sie nicht als nur durch das Gefühls-Vermögen. „Die Geselligkeit entwickelt den Verstand; aber nur die Contemplation bildet das Genie;“ dieser Satz wird sehr gut commentirt; nicht minder vortrefflich sind die nächsten Kapitel, welche, indem sie von der ersten Mittheilung von Kenntnissen an das kindliche Alter handeln, die Natur und ihre Betrachtung einerseits im Verhältniß zu Gott und zum religiösen Gefühl, andererseits aber in ihrer Beziehung zum Menschen zum Gegenstand haben. Indessen so leicht und gerne die meisten Leser im Ganzen mit dem hier erörterten einverstanden seyn werden: so schwer hält es, in öffentlichen und größeren Schulen irgend eine allgemeine Regel einzuhalten; nur die Lust und Liebe zu dem Beruf und für die Kinder wird dem Lehrer die jedesmal nöthigen und angemessenen

Mittel und Verfahren an die Hand geben. Als Hauptpuncte werden hier mit Recht angeführt:

„Einmal soll der Lehrer die Kinder an Aufmerksamkeit gewöhnen, und ihnen nur kurze Lectionen, diese aber zu einer unabänderlich bestimmten Zeit geben; dann soll er ihre Theilnahme für ein gewisses zusammenhängendes Ganzes von Begriffen gewinnen, gelegenheitlich ihnen aber auch verschiedene, ihrer Fassungskraft angemessene Kenntnisse beybringen.“

Allein was kleinen Kindern frommt, das taugt nicht auch für Knaben und Jünglinge, zumal wenn diese zu einer höheren Stelle im Staate ꝛc. bestimmt sind: wie soll man Knaben zweckmäßig beschäftigen, ohne sie zu ermüden und abzuspannen? Dadurch, antwortet die würdige Frau S. 428 flg.:

„Daß keine der verschiedenen Seelenthätigkeiten bey dem Unterrichte unangeregt und unbeschäftigt bleibe; daß das Urtheil geschärft und das Gedächtniß geübt, daß das Gefühl erwärmt, und die Einbildungskraft eben so wohl angeregt als leicht gezügelt werde.“ — „Welches Studium könnte wohl diese verschiedenen und so wichtigen Bedingungen besser erfüllen, als das sogenannte classische? Ich gestehe gerne, kein zweckmäßigeres zu kennen!“

So urtheilt eine Frau, eine Französin! und beschämt mit diesem ihrem Urtheil, wie viele! Mannsleute aller Nationen und Stände.

„Man vergißt zu oft, daß wir über die Gedanken keine Macht gewinnen, als vermittelst der Worte, in denen jene ausgedrückt werden. Selbst der unsichtbare und doch mit der ganzen sichtbaren Welt beschäftigte Gedanke muß sich ein Werkzeug schaffen, das zu ihm und der Welt, die er erfassen will, in Beziehung steht. Daher gehören auch die Worte, deren er sich bedient, und die weniger körperlich als deren physische Gegenstände, und weniger gestaltlos sind, als die reinen Verstandes-Begriffe, unseren beyden Naturen zugleich an, und gerade dieses mittlere und vermittelnde Wesen der Sprache giebt auch dem Unterrichte darin eine mittlere und vermittelnde, folglich zweckgemäße Tendenz.“

Der Nutzen der Grammatik wird fein und klar dargelegt und gezeigt, daß derselbe am wenigsten durch die Grammatik der Muttersprache, eher noch durch das Studium einer fremden lebenden Sprache erreichbar;

„allein, (fährt die sinnige Frau fort) giebt es denn wohl irgend eine lebende Sprache, die nicht ganz entschieden unvollkommener wäre, als die todten Sprachen? Die einzige, die in grammatischer Hinsicht bis auf einen gewissen Punct die lateinische und griechische Sprache ersetzen könnte, wäre allein die Deutsche; sie kann aber doch in Hinsicht auf Schönheit der Construction, Erhabenheit, Harmonie und auf den Eindruck, den sie auf die jugendliche Einbildungskraft macht, mit jenen die Vergleichung schwerlich aushalten.“ — „Ein junger Mensch, den ich selbst gekannt (erzählt die Verfasserin S. 436 in der Note) studierte mit Eifer die ziemlich schwierige Lehre des Hrn. v. Condillac über die französische Sprache, und brachte es zum völligen Verständnisse derselben. In der Folgezeit blieb ihm davon keine Spur, während er das, was er aus der lateinischen Syntax erlernt hatte, für immer festhielt.“ — „Möchten sich daher geschickte Männer nur die Mühe geben, das Sprachstudium zu beleben und dadurch selbst abzukürzen; denn die Vortheile desselben durch andere Lehrgegenstände zu ersetzen, dürfte gewiß sehr schwer seyn.“ „Welche andere sollte man an dessen Stelle setzen? Etwa die Naturgeschichte? — oder die physikalischen Wissenschaften? — oder die Mathematik?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant ꝛc.

(Schluß.)

Die Bessel'sche Karte hat den Grenzlauf hier ganz richtig verzeichnet bis in die Gegend nördlich von Sonneberg. Von da an zieht die Ducats-Grenze durch einen aller Ortschaften baaren Bezirk zur thüringischen Saale, diesen Fluß aufwärts, sodann östlich desselben, Curia (Hof) zur Rechten lassend, in südlicher Richtung an die bereits angeführten Flüsse Egra, Rosla und Trebniz, zum Fichtelgebirge. Der östlichen Grenze von Ostfranken auf der Besselschen Karte und ihrer gänzlichen Unbrauchbarkeit ist oben gedacht worden; das Gleiche können wir von jenem Theile der Nordgrenze Bessels sagen, der sich nördlich von Sonneburg zur Saale hinzieht. Auch hier fällt die Vergleichung zum Vortheile der Spruner'schen Arbeit aus. Die Ostgrenze bey v. Spr. und jene bey Bessel gegen einander gehalten, zeigt uns augenfällig die große Ueberlegenheit der erstern vor

der letztern, und zwar in so glänzendem Lichte, daß sie selbst dem wärmsten Vertheidiger der Besselschen Karte einleuchten muß.

Es ist nämlich die Ostgrenze des Ducates, welche ihn vom Nordgau absondert, bey v. Spr. ganz nach Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts theils bey Heyberger, theils in den Mon. boic., theils bey Oesterreicher, Denkwürdigkeiten rc. angegeben, aber der Letztere auch da berichtigt worden, wo er Urkunden nicht beachtet. So bestimmte Oesterreicher die Südgrenze des Radenzgaues vom rechten Ufer der Schwabach von Erlangen bis zu ihrer Quelle bey Höfles oberhalb Gräfenberg; dieß geht jedoch aus dem Grunde nicht an, weil Waltgeresbrunnun (Walkersbrunn) nach einer Urkunde vom 13. November 1021 (M. B. 28. 1. p.504) ausdrücklich in pago Nortgouue et in comitatu Heinrici comitis gelegen war.

Ebenso quellengemäß, wie hier die Grenzen des Herzogthums bestimmt sind, erweist sich Hr. v. Spr. in Angabe des Umfanges und der Grenzen der einzelnen Gaue, und wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, mit den betreffenden Urkunden-Sammlungen in der Hand, die Karte Gau für Gau zu durchgehen (wie dieß der Unterzeichnete gethan), der wird auch diese unsere Aussage hinsichtlich der Gaugrenzen vollkommen bestätigt sehen. — Eine solche Untersuchung allein ist ferner im Stande, zu erweisen, daß die den einzelnen Orten angefügten Jahrszahlen gewissenhaft den Urkunden entnommen worden seyen. Nur hie und da, wie z. B. bey Kunigeshofen im Taubergau ist dem scharfen Auge der Revision das ursprüngliche Jahr der Gründung des Wirzburger Bisthums (741), zu dessen erster Dotation, wie erwähnt, auch dieses Königshofen, so wie das gleichnamige im Badanachgau gehörte, entgangen, indem bey beyden Orten die Zahl „cca 750“ stehen geblieben. Aber bey der enormen Masse von Ortsnamen, die alle Gauen des Herzogthums anfüllt, und bey der spitzigen, Augenverletzenden Schrift ist dieß wohl zu entschuldigen. Die durch rothe Farbe hervorgehobene große Handelsstraße des Carolingischen Capitulares vom Jahre 805, Decemb. von Erpesfurt über Halazestat u. s. w. berührt bey Lichtenfels den Mann, und läuft an dessen linkem Ufer auf Hallstatt fort. Doch ist auch jene Meynung dargestellt, welche die Handelsstraße von Ketschendorf in den Itzgrund geleitet wissen will, so daß sie erst bey Radolfesdorf den Mann erreicht, von wo sie sich über Camerin (Kämmern) zum Prädium Halstat hinzieht.

Aus dieser kurzen und unpartheyischen Darstellung ist zu entnehmen, daß die v. Spruner'sche Gaukarte den bedeutenden Fortschritten gemäß, welche die Geographie des Mittelalters in der Zeit von 100 Jahren durch das Bekanntwerden so vieler die Gauen beleuchtenden Urkunden gemacht, das möglicher Weise Trefflichste geleistet habe. Was im Jahre 1732 in seiner ganzen Durchführung gelungen und ausgezeichnet genannt werden mußte, das sinkt durch die neueren und neuesten Entdeckungen auf diesem Gebiete mit geringen Ausnahmen zur Unbrauchbarkeit herab, und die so weit gediehenen Untersuchungen machen wieder eine neue auf diese gebaute Darstellung des Gegenstandes nothwendig. Einem solchen wahrhaft zeitgemäßen und fast allen historischen Vereinen willkommenen Unternehmen hat sich Hr. v. Spr., wie wir glauben, mit dem besten Erfolg unterzogen; nur ist, wie gesagt, zu bedauern, daß die technische Ausführung des Steinstiches die Schönheit der Originalzeichnung nicht zu erreichen vermochte, so daß auch von dieser Seite Vollendetes wäre geleistet worden.

Wenn nun die Grenzen des Herzogthums, welches das Object der v. Spruner'schen Darstellung ist, ganz so gezogen sind, wie es die neuesten und gediegensten Forschungen aus den Quellen erheischen, wenn dieß mit den Grenzen der verschiedenen Gauen derselbe Fall ist, wenn endlich alle Orte, mit den ihnen zukommenden Jahreszahlen versehen sind; so muß man offen eingestehen, daß eine historische Karte mit solchen Eigenschaften ihre Bestimmung vollkommen erfülle. — Welchen Ausstellungen auch immer die Lithographie — für welche Hr. v. Spr. gewiß nicht einzustehen hat — unterliegen möge; so ist doch so viel sicher, daß die typographische Ausführung hier nur als Nebensache gelten könne, während die drey obigen Erfordernisse, nämlich: 1) Richtigkeit der Ducatgrenze, 2) der Gaugrenzen, und 3) der Jahresangaben bey den Orten entschieden die Hauptsache ausmachen. Von diesem Gesichtspuncte aus — und er ist unserer Ueberzeugung nach der einzig wahre — betrachtet, haben sich sowohl der Verfasser dieser Karte, Hr. v. Spr., als auch der historische Verein zu Bamberg, auf dessen Kosten sie herausgegeben worden, den größten Dank aller Geschichts-Freunde erworben, indem Beyde an die Stelle der als Vorbild jetzt nicht mehr zu empfehlenden, in vielen Theilen unbrauchbaren Besselschen Francia orientalis einem topographischen Werke das Daseyn gegeben haben, welches allen wissenschaftlichen Anforderungen im hohen Grade entspricht, und das wir unbedenklich über alle bisherigen Leistungen des histor. Vereines zu Bamberg zu setzen berechtigt sind. — Unsere Ansicht über frühere Geschichte und Bildung des viel bestrittenen Nordgaues müssen wir, damit diese Anzeige nicht allzusehr die Grenzen überschreite, einer andern Gelegenheit aufsparen.

Dr. G. Th. v. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen 2c.

(Fortsetzung.)

Was gegen jeden dieser Zweige eingewendet wird, verdient die allgemeinste Beherzigung; sie werden nicht verworfen noch ausgeschlossen, nur aber dem reiferen Jünglingsalter aufgespart, das ihrer fähig und bedürftig ist. Das Werk schließt mit einem „Rückblick auf die Anleitung zur sittlichen Führung der Kinder" oder Rath einer Mutter an ihren Sohn in Beziehung auf die Erziehung zur Sittlichkeit; darin werden die hierher gehörigen Grundsätze und Maximen kurz und andringlich zusammengefaßt.

Noch soll ein dritter Band dieses trefflichen Werkes zu erwarten seyn, der aber bis jetzt noch nicht erschienen ist, so viel Ref. weiß. Die Uebersetzung lieset sich gut und beynahe wie eine ursprünglich deutsche Schrift; außer den schon erwähnten zahlreichen Anmerkungen des Hrn. Baron v. Wangenheim, durch welche die im Original vorkommenden Erörterungen und Grundsätze theils berichtiget, eingeschränkt und erweitert, theils durch anderweitige Erfahrungen über Erziehung, Unterricht und Seelenleben aufgeklärt werden, ist die deutsche Ausgabe in jedem Bande mit einem Anhange bereichert; deren der erste, von Prof. Eschenmayer, die moralische Weltordnung nach den Principien dieses ehrwürdigen Philosophen darlegt. Der Anhang zum zweyten Bande bildet ein selbstständiges und eigenes Werk für sich, bezieht sich aber durchhin auf das Werk der Frau Necker de Saussure; sein Titel ist:

Ueber Gefühl und Gefühlvermögen und deren Bedeutung im Organismus der Seele. Anhang zum zweyten Theile „der Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen," von Dr. K. von Wangenheim. 1838.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes und die geistreiche Betrachtung desselben verdiente wohl eine ausführlichere Anzeige als hier Raum hat; denn in gewisser Hinsicht theilen sich die Philosophirenden aller Zeiten und Völker, insbesondere eben jetzt die in Deutschland, in zwey Partheyen, von denen die eine dem Gefühl keine Stimme in Sachen der Speculation und der höchsten Angelegenheiten des Menschen einräumt; die andere dagegen macht auf die eine oder andere Weise eben das Gefühl zur letzten Instanz in allen übersinnlichen Dingen, wie, mehr oder minder, in allem, was das Gebiet des sittlichen Handels und der schönen Künste im weitesten Sinne berührt. An der Spitze der einen Parthey glänzt der Name Jacobi's; an der Spitze der anderen steht Hegel; zu jener neigt sich Eschenmayer aus der Schule der Naturphilosophie, und mit ihm auch der Hr. Verf. Die bedeutende und einflußreiche Rolle, die hienach dem Gefühlsvermögen zugetheilt ist, macht es wünschenswerth, daß dasselbe einmal gründlich und umfassend wie es hier geschieht, in Untersuchung genommen werde; indessen muß sich Rec. auf wenige Bemerkungen beschränken. Der Hr. Verf. geht von dem Wort und seiner Abstammung aus; mit Recht, denn Philosophiren heißt großentheils nichts anderes als wortforschen, — etymologisiren. Hier verdient nun gleich dieß Aufmerksamkeit, daß der Gebrauch dieses jetzt ganz unentbehrlichen Wortes ziemlich neu seyn muß; denn freylich Adelung zwar führt dieses Wort schon auf; allein Joh.

Leonh. Frisch in seinem gründlichen Teutsch-Lateinischen Wörterbuch hat das Wort nicht, und nur im Lateinisch-Deutschen Anhang erst erklärt er tactus durch das Fühlen, das Angreifen; auch im Nibelungenlied kommt es nicht vor, und ist überhaupt auch im Mittelhochdeutschen nicht geläufig; man sehe Ziemanns Mittelhochdeutsches Wörterbuch S. 594 Sp. 2 in vüelen. Aus dem seltenen Gebrauch dieses Verbums und seiner Abkömmlinge erhellt jedenfalls so viel, daß das Gefühlsvermögen erst in neuerer Zeit für wichtig gehalten und aus anderen Umgebungen und Beymischungen ausgeschieden und abgesondert worden ist; nicht nur die griechischen Psychologen, Plato, Aristoteles u. a. stellen kein besonderes Gefühlsvermögen auf, wie sie denn überhaupt eine ganz andere Ansicht von der Seele und Geist zum Grund legen, um von ihr auszugehen; auch die christlichen Mystiker und Schwärmer jeder Art, von Meister Eckart, Tauler *rc.* bis Heinrich Müller u. a. herab reden wenig von Gefühl, so voll desselben sie auch sind. Noch die Wolfische Schule unterschied nur Erkenntniß- und Begehrungs-Vermögen, jedes der beyden abermals in ein unteres und oberes theilend. Meines Wissens ist erst durch die englisch-schottische Schule von Wollaston Hutchinson u. a. das Gefühl als common sense, als moral sense u. dgl. in die Philosophie und Psychologie eingeführt worden, wurde dann von unsern wackern sogenannten Popularphilosophen, Meiners, Engel, Garve u. a. öfters als eine Instanz angerufen, bis endlich Fr. H. Jacobi gewissermaßen seine Philosophie auf dasselbe baute; und Kant es theils in der Anthropologie, theils in der Kritik der Urtheilskraft wissenschaftlich untersuchte; erst seitdem ist die Empfindung, dem Worte nach, gegen das Gefühl herabgesetzt worden, denn vordem galt Empfindung mehr als das Gefühl; von einem innern Gefühl — tactus interior — redeten unter den Alten nur einige sensualistische Schulen, wie die der Kyrenaiker, welche in tactu interiore solo putant veri esse judicium, quia sentiatur. Cic. Acc. II. 7, 20 vrgl. Diog. II. 86 flg. Atticus in Euseb. Praep. Ev. XIV. 19. Wohl nur von den Späteren gilt, was wir in Gaisfords florilegium Stobaei in Append. e Cod. florent. Vol. IV. p. Lips. 431 lesen: οἱ Στωϊκοὶ τήνδε τὴν κοινὴν αἴσθησιν ἐντὸς ἁφὴν προσαγορεύουσι, καθ' ἣν καὶ ἡμῶν αὐτῶν ἀντιλαμβανόμεθα; die Uebertragung des Wortes vom äußeren auf das innere wird noch leicht bemerkt bey Seneca Br. 52; Tacete, favete et praebete vos curationi, etiamsi exclamaveritis non aliter audiam, quam si ad tactum vitiorum vestrorum ingemiscatis. Vrgl. 124: Vides in quanta ignorantia veritatis versetur, et quam humi sublimia ac divina projecerit, apud quem de summo bono maloque judicat tactus, wie bey den Epikureern; vrgl. Sextus Empir. Pyrrh. II. I. c. 3. adv. Math. VI. 53. VII. 191. Diesemnach hatten die Alten, in der Weise unserer Uebertragung des Wortes, so wenig Gefühl — tactus, ἁφή, θίξις, als sie Geschmack — gustus, gusto, goût — hatten. Daß aber Fühlen und Gefühl ursprünglich obzwar alles sinnliche Wahrnehmen, insbesondere jedoch das durch Berühren und Tasten bezeichnete, das liegt noch klar am Tage in den Verben Befühlen und Anfühlen. Es wäre eine anziehende und lehrreiche Aufgabe, in allen fortgeschrittenen Sprachen und etwas selbstständigeren Litteraturen die Art und Weise zu verfolgen und klar vor Augen zu legen, wie mannichfaltig, witzig und geistreich die verschiedenen Sinne, ihre Thätigkeiten, Objecte und Medien übertragen und nach vielerley mehr oder minder aus einander laufenden Aehnlichkeiten und Analogien gewendet worden sind; man erinnere sich nur unsers Rühren und Rührung in der heutigen Bedeutung, gegen den römischen contactus und contagium, des sapor und sapientia etc. gegen unsern Geschmack. Doch sey dieß wenige hier genug; in unserer Sprache ist nun einmal der Ausdruck Gefühl *rc.* so weit ausgedehnt, als sonst Empfindung, und bey Griechen und Römern αἴσθησις und sensus gewesen; denn die αἴσθησις Gefühlsvermögen in der jetzigen Ansicht — ist δύναμις σύμφυτος κριτική, Arist. An. post. II. 18; und mens enim ipsa, quae sensuum fons est, atque etiam ipsa sensus est naturalem vim habet, quam intendit ad ea, quibus movetur. sqq. Cic. Acc. II. 10, 30; in dieser Kraft zeichnet dasselbe allerdings den Menschen ganz eigenthümlich: τοῦτο γὰρ πρὸς τὰ ἄλλα

ζῶα τοῖς ἀνθρώποις ἴδιον, τὸ μόνον ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ, καὶ δικαίου καὶ ἀδίκου καὶ τῶν ἄλλων αἴσθησιν ἔχειν sq. Arist. Pol. I. 2. p. 4. Sylb. Hier ist αἴσθησις unstreitig dasselbige, was die Engländer z. B. Ferguson Essay on the Hist. of. civ. soc. P. I. S. 6 nennt moral sentiment. Allein der Grieche bezeichnet mit diesem selbigen Worte das Bewußtseyn überhaupt, den Gemeinsinn und das Selbstbewußtseyn, die Besinnung; — ist sie nun gleich ein Anfang — ἀρχὴ principium — von vielen, so doch οὐ δι αἰσθήσεως ἔστιν ἐπίσταθαι· εἰ γὰρ καὶ ἔστιν ἡ αἴσθησις τοῦ τοιοῦδε, καὶ μὴ τοῦδε τινός, ἀλλ' αἰσθάνεσθαί γε ἀναγκαῖον τό δε τι καὶ ποῦ, καὶ νῦν sqq. Ar. An. post. I. 24, cf. Metaph. I. 1. Während der Grieche, wie sich auch der Gebrauch dieses Wortes nach und nach ausdehnt und über Verwandtes ausbreitet, doch immer der ersten sinnlichen Bedeutung nahe bleibt und diese nie ganz vergißt, so dehnt ebenmäßig der Gebrauch von Sentiment und sense bey den Engländern ꝛc. sich aus, aber nach einer anderen Seite zumeist hin, wie aus Adam Smiths Theorie der moralischen Empfindungen erhellt. Aber dieses englische Sentiment u. dgl. a. W. m. ist vom franzöf. sentiment u. a. durch eine eben so feine und bedeutende Gränzlinie geschieden, als der englische humour vom französischen humeur. Aus diesen wenigen Andeutungen erhellet, daß die Sprachen der Völker, bald von demselbigen, bald von nahegelegenen Puncten ausgehend, in krummen Linien fortlaufen, die bald zu einander, bald von einander sich neigen; und daß sie hienach in je ihren Wörtern die Gedanken mannichfach begränzen; „daß die Geschichte der Philosophie, wie Jacobi I. 252 sagt, sich als ein Drama entwickelt, worin Vernunft und Sprache die Menächmen spielen.“ — „Und es fehlt nur noch an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft seyn würde, um uns alle über Metaphysik Eines Sinnes werden zu lassen.“

Der Punct nun, von welchem der Verf. hier ausgeht, ist die Sinnlichkeit in ihrer fünffältigen Richtung; diese werden mit mehreren angesehenen Physiologen auf drey reducirt — auf den mechanischen, den qualitativen und den dynamischen Sinn, und diese werden in Parallele gestellt zuvörderst mit den drey Grundkräften der körperlichen unorganischen Natur, Schwere, Wärme, Licht dann mit dem Ternar der höheren organischen Ordnung, wo die Reproduction den Zellstoff, die Irritabilität den Fiberstoff, die Sensibilität die Markſubstanz schaffen und sich zueignen, woraus auf einer höheren Stufe die Empfindung, die Anschauung und der Trieb sich entwickeln. Soweit reicht die Sinnlichkeit, der Organismus als Träger und Unterlage der Seele, wie diese das Gefäß des Geistes ist. Die Seele aber trägt gleichfalls eine dreyfache Richtung in sich, deren jede drey einander entsprechende Absätze oder Gelenke zeigt; sie sind, 1) das Vorstellungsvermögen mit Verstand und Vernunft; 2) die Einbildungskraft mit Gefühl und Phantasie; 3) das Begehrungsvermögen mit Gemüth und reinem Willen; alle drey haben ihren Einigungspunct, oder nach einer andern Ansicht, ihren Ausgangspunct im Glauben, der, wie er von der einen Seite die aufgezählten Thätigkeiten zusammenschließt und einiget, so auf der andern Seite in das Gebiet des Geistes und der dem Geiste wesentlichen Ideen der Wahrheit, Schönheit und Tugend hinüberführt, und in Andacht und Gottes-Erkenntniß zur Beruhigung kommt.

Dieses psychologische Schema, wie es hier zur Uebersicht kurz und trocken ausgezogen wird, ist in der Abhandlung mit lebendiger reger Phantasie und vielseitigem Scharfsinn gleichsam zu einer anschaulichen Gestalt herausgebildet; und in ihrer lebendigen Entwickelung und Darstellung insbesondere die Bedeutung, der Werth und das Verhältniß der Gefühle zu den übrigen Thätigkeiten und zum letzten Endzweck aller menschlichen Bildung zur Anschauung und Erkenntniß gebracht; zur festeren Begründung hätte jedoch Rec. gewünscht, daß in dem Gange der Untersuchung und zumal in der psychologischen Grundlegung, wie sie vorhin verzeichnet worden ist, auf die hieher gehörigen Ansichten und Entwickelungen der älteren deutschen Weltweisheit, so wie auf Engländer und Franzosen, insbesondere aber auf die Griechen und Römer mehr Rücksicht genommen wäre. Ein solcher Rückblick und Umsicht hätte eine interessante Erläuterung und Prü-

sung der jetzt mehr und mehr allgemein angenommenen Dreytheilung des Menschen in Leib, Seele und Geist herbeyführen können, die noch immer mangelt, ohne diese Vorarbeit ist aber jene Annahme unbegründet und eben nur Hypothese, obzwar eine uralte; denn schon Plato im Timäus S. 30. B. sagt: νοῦν δ' αὖ χωρὶς ψυχῆς ἀδύνατον παραγενέσθαι τῷ σώματι, und auch Aristoteles π. ψ. III. 4. weicht deßfalls nicht wesentlich ab; wie aber gleichwohl auch da die Sprachen der Völker nach ihrer Gemüthsart aus einander gehen, dieß zeigt sich gleich im Römischen, wenn Juvenal 15, 142 singt:

— — — — — — Separat hoc nos
A grege mutorum, atque ideo venerabile soli
Sortiti ingenium, divinorumque capaces
Atque exercendis capiendisque artibus apti
Sensum a coelesti demissum traximus arte,
Cujus egent prona et terram spectantia. Mundi
Principio indulsit communis conditor illis
Tantum animas, nobis animum quoque, mutuus ut nos
Affectus petere auxilium et praestare juberet, etc.

Denn daß dieser Gegensatz, diese Spaltung in anima und animus die ächt römische war, nicht aber mens oder ratio, dieses verräth sich in den Ableitungen animare, animans, animal, animosus in comminisci, reminisci, commentum u. s. w. Der Trieb, die Arbeit und Anstrengung stand von Uralters her bey den Römern höher als das νοεῖν, das die Griechen characterisirt.

Was über den ursprünglichen Trieb S. 42. flg. gesagt wird, gehört zu dem besten was Rec. irgendwo gelesen; überhaupt ist es ein Vorzug dieser Abhandlung vor den meisten ähnlichen, daß sie allen Aeußerungen und Wirksamkeiten der menschlichen Seele gleiche Gerechtigkeit widerfahren läßt und nicht dahin strebt, sie alle in Vorstellungen aufzulösen, daß diese eben zufolge ihrer Wirksamkeit nach innen und außen den Grund zur Eintheilung und Unterscheidung der Seelenkräfte abgeben. Denn die Herbartische Schule mag über die verschiedenen Seelenkräfte und Vermögen spotten, soviel sie will: sie selber kann, will sie von dem mannichfaltigem Getriebe im menschlichen Bewußtseyn reden, dieser und ähnlicher Formeln nicht entbehren, und nicht allein die Kunstsprache der Philosophen, sondern überall die gemeine Sprache verräth schon, daß eine sichere Thatsache zu Grund liegt, nur daß diese noch nicht rein und klar herausgestellt ist; und nicht allein die classischen Sprachen, nicht minder auch die Sanskritin und Hebräerin unterscheiden mit allen zwischen inne liegenden Sprachen ähnlicherweise Leib, Seele und Geist und wohl noch mehrere Kräfte nach verschiedenen Gesichtspuncten; siehe z. B. Plutarchi IV. de Plac. phil. c. 4. Lipsii Physiol. Stoic. III. 17. Carus Geschichte der Psychologie der Hebräer, Gfrörer das Jahrh. des Heils, Colebrooke Essay sur la Philosophie des Hindous u. m. a.

Ueber solche Abgränzungen, so fern sie jedesmal in der besondern Sprache schon gegeben sind, läßt sich eben nur von dem Gebiete derselben aus streiten, und auch dieses ohne großen Gewinn; worauf es aber vornämlich ankommt, dieß ist zu zeigen, wie jene besonder benannten Kräfte und bezeichneten Spitzen in einander gehen, wie je die eine mit den andern zusammenspielt, Knoten bildet und darin einen neuen Trieb und Schoß ansetzt, so daß immer alle und jede in allen erscheint. Und dieß ist das Hauptverdienst dieser Abhandlung, sie zeigt, „wie sich die Seele vom bloßen Natur-Instincte zum Bestreben mit Freyheit, wenn gleich noch nicht aus Freyheit erhebt, S. 60; wie in der Anschauung, welcher immer ein Gefühl zum Grunde liegt, das Element des Aesthetischen nicht zu verkennen sey, S. 61; wie wir auch auf der niedern Stufe der Seelen-Entwicklung von Religion sprechen dürfen, da die Seele vermöge des göttlichen Funkens des Geistes, der sie erst zur Seele macht, wesentlich religiös ist, wenn sich dieses auch nur erst als Bedürfniß und Sehnsucht nach einem Höheren, als sie selber ist, d. h. als Gefühl, ausspricht“ u. s. m. S. 65; denn die Gefühls-Thätigkeit zeigt sich gleich mit dem Beginne des Lebens, anfänglich „als ein Fühlen mit überwiegender Sinnlichkeit und Unfreyheit; auf der späteren Stufe, dem ästhetischen Gefühle, kommen das Sinnliche und Unsinnliche in ein Gleichgewicht.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Encyklopädie. Probe philosophischer Nachforschungen über des Menschen Seelenvermögen und deren Harmonie — zur Beantwortung der Frage: „Welches ist die Verwandtschaft, welches die wechselseitige Verbindung aller Künste und Wissenschaften?"

Motto: Nosce temet ipsum. Erstes Stück.

Anderer Titel: Die Sokratische Schule oder Philosophie für das neunzehnte Jahrhundert. Von Ph. W. van Heusde. Die Encyklopädie. Uebersetzt von Dr. J. Leutbecher. Erlangen, bey Ferdinand Enke. 1838. I. Th. XII. und 208. II. Th. 194.

Der Verfasser vorliegender Schrift, dessen Name nicht nur innerhalb der Gränzen seines Vaterlandes, sondern auch in der Geltung Deutschlands den berühmten Namen der holländischen Schule, eines Hemsterhuis, Ruhnken, Wyttenbach sich würdig anreiht, hat sich in demselben zur Aufgabe gestellt, für sich und für andere, denen die neuere Philosophie keine Befriedigung gewähren konnte, aus den Schätzen des Alterthums, die ihm in so hohem Maaße aufgeschlossen sind, eine Quelle zu eröffnen, die auch dem Bedürfniße der neueren Zeit Nahrung und den philosophischen Bestrebungen derselben mehr Sicherheit und Haltung, und damit zuletzt auch in den höchsten Angelegenheiten der Menschheit eine genügende Beruhigung verschaffen könnte. Gerade diese, an sich gewiß höchst löbliche Tendenz, muß jedoch, soll die Beurtheilung anders das Wesentliche treffen, vor Allem näher ins Auge gefaßt werden, da sie eine Würdigung der neueren Philosophie zur Voraussetzung hat, die, sollten sich auch wirklich, wie der Hr. Verf. zu bemerken glaubt, auch anderweitige Anzeichen davon kund geben, doch gewiß, wenigstens in Deutschland, nicht die herrschende ist.

Um aber die Gründe kennen zu lernen, welche den Verf. bewogen haben, die neuere Philosophie als eine durchaus herabgekommene, unbrauchbare und gleichsam zum Trugbild der wahren Philosophie gewordene zu betrachten, finden wir uns zunächst an die vorausgeschickte Anrede an die Zeitgenossen gewiesen, aus der wir folgende Stelle entnehmen, um zugleich eine Probe von der Darstellungsweise des Verf. zu liefern.

„Man ist", lesen wir S. 4, „des abstracten, des a priorischen Philosophirens, wie man es nennt, des Streitens über Seyn und Nichtseyn, über das Ich und Nicht-Ich, überhaupt der Schul-Philosophie müde: man klagt auch auf der andern Seite wieder, und vorzüglich jetzt, darüber, daß Mysticismus, Syncretismus, Pantheismus, noch täglich überhand nehmen, und noch einmal Alles mit dem Nebel des Unverstandes zu bedecken drohen: und so verlangt man dagegen nach einer andern Untersuchungsweise, wovon man für die Förderung der Wissenschaften, für unser Fortschreiten im Gebiete der Wahrheit und Tugend Wesentlicheres gewinnen möchte. Denn so weit ist man bereits doch gekommen, daß man sich die Philosophie selbst von allen sogenannten philosophischen Systemen unabhängig denkt. Wie sie auch von den Philosophen verunstaltet, ja fast für das Auge des Menschen unkenntlich gemacht worden ist, so zweifelt doch nicht leicht jemand daran, daß sie an sich schön und vortrefflich und für die Menschheit heilbringend sey. Wo findet sich daher wohl Jemand, der sie nicht zum Besten der Menschheit hergestellt und auf das Leben und die Pflege aller Künste und Wissenschaften angewendet sehen möchte!

Ob ich nun wohl von unserm Jahrhundert nicht erwarten durfte, was ich wünschte, so war ich doch nicht ohne Hoffnung für die Zukunft: und so suchte ich sofort Etwas zu schreiben und zu veröffentlichen, was mir für unsere Zeit nicht unpassend zu seyn schien, ein Buch mit Lehren der Weisheit aus der Sokratischen Schule, welche eben zu allen Zeiten hätten befolgt werden, zu allen Zeiten ihr Ansehen hätten behaupten sollen, und welche vor Allem jetzt, bey dem Verfall dessen, was man noch heute Philosophie nennt, von höchster Wichtigkeit seyn dürften."

So wahr und wohl auch allgemein anerkannt das ist, was von der Unabhängigkeit der Philosophie selbst von allen philosophischen Systemen gesagt wird, so sehr hat man sich jedoch von der andern Seite vor einer unrichtigen Anwendung dieses Satzes zu hüten. Dieß wäre aber gewiß der Fall, wollte man in den philosophischen Systemen gar nichts von der eigentlichen Philosophie erblicken. Diese lebt vielmehr in denselben, wenn sie anders diesen Namen verdienen, als das geistige Ziel, das, obwohl selbst ewiger Natur, doch gerade die Ursache der Bewegung und Veränderlichkeit der Systeme ist, die so oft irriger Weise als untrügliches Zeichen der Vergänglichkeit der Philosophie überhaupt genommen worden ist. Und wenn wir es auch für unläugbar halten, daß unter allen Wissenschaften mit Vorzug gerade die Philosophie diejenige ist, welche lediglich den Menschen als Menschen, d. h. seinem wahrhaft menschlichen Berufe nach ins Auge faßt; so muß doch sicherlich auch der Schulphilosophie, obwohl ihr Name schon einen Gegensatz gegen diese wahre Lebensphilosophie zu begründen scheint, wenigstens der oben bezeichnete Antheil an derselben zugestanden werden, so daß für die Bestrebungen der Menschheit um die Philosophie selbst auch die Systeme der Schulphilosophie ganz und gar nicht gleichgültig sind; und wir nehmen somit keinen Anstand, zu behaupten, daß, wollte man der mißachteten Schulphilosophie jedes Recht streitig machen, man eben dadurch dem Menschen selbst das Recht, zur ächten Philosophie immer näher heran zukommen, streitig machen würde.

Befremdlich erscheint übrigens der Standpunct, von dem aus der Verf. sein Mißbehagen an den neueren philosophischen Systemen begründen zu können meynt, da derselbe ihn nothwendig der überall gepriesenen Platonischen Philosophie gegenüber in einen Conflikt mit sich selbst bringen muß. Oder wie soll man über die umfassenden und mit dem größten Ernste durchgeführten Untersuchungen, denen wir in den Platonischen Schriften begegnen, über das ὄν und μὴ ὄν, das ἕν und πολλά, das κινεῖσθαι und ἱστηκέναι, das ἄπειρον und πέρας und πεπερασμένον u. s. w. urtheilen. Diese müssen doch wohl gegen die Behauptung zeugen, der sokratischen Schule — vorausgesetzt, daß darunter auch die Platonische Philosophie mitbegriffen seyn soll — liege es durchaus ferne, Metaphysik zu seyn.

Mit den Grundsätzen also, in denen das negative Element der v. Heusde'schen Schrift wurzelt, kann sich Ref. nicht in Uebereinstimmung erklären; kann sich also auch nicht entschließen, dem Wunsche des Verf. unbedingt beyzutreten, es möchte die unbrauchbare neuere Philosophie doch endlich wieder durch die weit zweckmäßigere alte, Sokratisch-Platonische, verdrängt werden. Und wenn auch die ziemlich sicher anzunehmende Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches zu keinem Mißtrauen berechtigen würde, so müßte schon der Umstand, daß er doch eigentlich darauf hinausginge, das philosophische Productionsvermögen in Ruhe zu setzen, entschieden gegen denselben einnehmen. Sicherlich kann ein gründliches Studium der antiken Philosophie auch für die Bestrebungen der neuern Philosophie nur heilsam seyn. Allein man darf nicht glauben, daß mit einem bloßen Herübernehmen und einer „Anpassung ihrer Grundwahrheiten auf das Jahrhundert, worin wir leben," die Sache abgemacht sey.

Das in zwey Theilen gebotene Werk selbst giebt sich als eine Encyklopädie, d. h. als eine Darstellung der Künste und Wissenschaften in ihrer wechselseitigen Verbindung und zugleich in ihrer Abzweckung auf die Erziehung des Menschen (I. S. 20.) Letztere Bestimmung weist so ziemlich auf eine Theorie dessen, was die Alten praktisch unter der ἐγκύκλιος παιδεία verstanden, wenn auch der materielle Umfang in vielen Stücken ein anderer

ist. Die Ueberschriften der Hauptabschnitte lauten der Reihe nach: 1) Die schönen Künste, oder Untersuchung über das des Menschen Gefühlsvermögen. 2) Die Wissenschaften, oder Untersuchung über das Erkenntnißvermögen des Menschen. 3) Die Verbindung der Künste und Wissenschaften, oder Untersuchung über den Wahrheitssinn des Menschen. 4) Die höheren Wissenschaften, oder Untersuchungen über des Menschen Begehrungsvermögen. 5) Die Verbindung aller Künste und Wissenschaften, oder Untersuchung über die Uebereinstimmung der Seelenvermögen des Menschen. 6) Philosophie und Geschichte. Man kann daraus im Ganzen leicht den Gang der Untersuchung wahrnehmen. Um aber auch die Behandlung im Einzelnen einigermaßen erkennen zu lassen, soll noch eine möglichst kurze Uebersicht des ersten Abschnittes, der in ungefähr 70 Seiten die Untersuchung über die schönen Künste umfaßt, hier einen Platz finden. Das Princip derselben wird in der der menschlichen Seele angebornen Liebe zum Schönen gefunden, keineswegs aber in dem Nutzen und der Nothwendigkeit. Uebergehend zu den einzelnen Künsten, und zwar zunächst zur **Musik**, sieht sich der Verf. durch eine Stelle aus den Platonischen Büchern über die Gesetze (653. 54. ed. St.) auf die Wahrnehmung einer gewissen Naturanlage im Menschen zu Harmonie und Rhythmus geführt. Diese Naturanlage selbst aber wird in etwas Höherem erkannt als in dem was man Gehör nennt; dieses muß man ja auch z. B. den Singvögeln zugestehen; sie ist vielmehr geistiger Art und auch hiezu gibt eine Platonische Stelle, nämlich der liebliche Mythus von den Cicaden im Phädrus, Anleitung. Diese höhere Bedeutung der Musik führt aber von selbst auf die **Poesie**, indem beyde, nach den richtigen Begriffen des Alterthums, nur in gegenseitiger Verbindung ihren wahren Zweck zu erreichen im Stande sind. Hier wird vor Allem das Gemeinsame der Benennung in verschiedenen Sprachen — Dichter, ποιητής, totrouvère oder troubadour — nachgewiesen und als die eigentliche Poesie die **lyrische** aufgestellt, die als wesentliches Element auch in der **dramatischen** Poesie hervortritt. Durch die Chöre nämlich, welche dieser Dichtgattung zugleich eine religiöse Bedeutung verleihen, wird derselbe erst über den Begriff der Nachahmung, welche nach Platon das Wesen derselben ausmacht, erhoben. Durch diese letztere, die keineswegs verkannt werden darf, ja sich bereits im Homer findet, neigt sie sich auf der andern Seite zur Redekunst und bekommt zugleich eine politische Bedeutung. Passend wird aus dem Homerischen Hymnus an den Apollo der Delische Chor, welcher aus Jungfrauen bestand, die aller Menschen Stimmen und Tänze nachzuahmen verstehen, so daß jeder sich selbst zu hören meynt, als Vorläufer des Dionysischen Chores bezeichnet. Mit der **epischen** Poesie, deren Natur geschichtlich, und didaktischen, deren Natur **philosophisch** ist, verglichen, erscheint die lyrische Poesie als die eigentlich musikalische; die **bukolische** Poesie hingegen, wo, beyläufig gesagt, unser Landsmann Geßner auch den ehrenvollen Platz neben Theokrit und Virgil einnimmt, kann nur als das Schattenbild der lyrischen und epischen Poesie gelten, wobey sich jedoch der Verf. über die von der Poesie zu fordernde Wahrheit nicht klar genug äußert.

Nicht daß ein solcher Zustand, wie der geschilderte, niemals bestand, sondern daß er an sich unnatürlich ist, kann als Tadel geltend gemacht werden, würde aber wohl nur den modernen Dichter treffen, wie er auch vom Verfasser unumwunden über Tasso und Guarini ausgesprochen wird. Nicht entgeht bey dieser Gelegenheit den Schilderungen des Eumäus und der Nausikaa im Homer ihr Lob, das jedoch bey ersterem wirklich etwas sonderbar lautet.

(Schluß folgt.)

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen ꝛc.

(Schluß.)

Was da Seite 100 flg. über das ästhetische Gefühl und seine Beziehung zum sittlichen Gefühle und Gesetze gesagt ist, verdient mit Schillers Aufsätzen: **Ueber die nothwendigen Gränzen beym Gebrauch schöner Formen** und **Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten** im 8ten Bd. Abth. II. verglichen zu wer-

den. Der edle denkende Dichter weiset sehr gut nach, wie ungenügend die ästhetische Cultur für sich sey, wenn es die Anforderungen der höheren Sittlichkeit und Selbstüberwindung gilt; wie ersprießlich aber dieselbe gleichwohl und wie förderlich sey, dem moralischen Gebot Eingang zu verschaffen; kurz und schön hat er dieses Verhältniß ausgesprochen in dem Gedicht, das „die Führer des Lebens" überschrieben ist; denn das Schönheits-Gefühl ist, wie es der Verf. S. 101 ausspricht, die Indifferenz zwischen dem Gefühle des sinnlich Angenehmen der vorzugsweise nachbildenden Einbildungskraft, und dem Gefühle der unsinnlichen Schönheit der vorzugsweise schaffenden Phantasie. Als Indifferenz — oder Einheit beyder setzet sie etwas voraus, was unter ihr, und etwas, was über ihr liegt.

Dieser höhern Stufe, vor der noch die Gemüthswelt geschildert wird, gehören die Trias der Ideen: Wahrheit, Schönheit und Tugend in ihrer reinsten Gestalt an. Auch hier würden sprachliche Betrachtungen zur Berichtigung und Schärfung der Begriffe so wie zur Kunde der feinen und unmerklichen Uebergänge der Wörterbedeutungen sehr nützliche und fruchtbare Winke für die Untersuchung geben; die deutsche Schönheit z. B. ist schon ihrem ursprünglichen Charakter nach von der griechischen καλλονή verschieden, wie sich schon in der alten Benennung καλὸς κἀγαθός, und in der lateinischen Uebersetzung des καλὸν durch honestum bey Cicero in den Officiis zeigt; eine schöne Seele ist in Deutschland ein sehr junges Geschöpf. Vollends, wie den Wortleib Idee die europäischen Völker alter und neuer Zeit mit sehr ungleichen Geistern beseelt haben, dieß kann schon einigermassen jedes Wörterbuch lehren, liegt aber oftmals überraschend und verwirrend in den vielerley Systemen zu Tag. Aus dem zeitenweise häufigen Gebrauch dieser und ähnlicher Wörter setzt sich in der gemeinen Vorstellung eiliger Leser eine ungefähre Vorstellung fest, die, wirr wie sie ihrem Entstehen nach seyn muß, nicht anders als durch Sprachforschung erklärt und verdeutlicht werden kann, indem einerseits auf etymologischem Wege die primitive Bedeutung und Anschauung gesucht, und von dieser aus, die Phasen und Umwandlungen derselben verfolgt und klar gemacht, andrerseits aber die sinnverwandten wie nach ihrem gemeinsamen Gebiet, so nach ihren feinsten und leisesten Gränzen erkannt und unterschieden veranschaulicht werden. Je abstracter und transcendentaler die Begriffe geworden, desto mehr erheischen sie eine solche sprachliche Aufleitung an dem Worte, um gehörig verstanden zu werden; wenigstens Rec. zieht eine solche Erläuterung jeder andern Weise vor; freylich für andere mit andern Fächern vertraute Leser können dieß wohl auch die Gleichnisse und Analogien leisten, an denen diese Abhandlung sehr reich ist, wie gleich in folgender Stelle, die den Grundgedanken ausspricht, und mit welcher die meisten Leser gern übereinstimmen werden, S. 181:

> „So erscheint das Gefühlvermögen als der Mittelpunct des psychischgeistigen Organismus, in welchem, wie in jedem Organismus, alle Functionen wenn auch zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Uebergewichte, dennoch gleichzeitig, und also auch dann schon, wann die Seele ihrer Functionen noch nicht bewußt ist, zusammenwirken, und sich in ihrer Wirksamkeit gegenseitig bedingen. Und gerade darin, daß eines solchen Organismus Mittelpunct das Gefühlvermögen, dessen innerster Kern das Schönheitsgefühl, dieses aber die Geburtsstätte, wenn auch nicht der Erzeuger, des religiösen Gefühles ist, liegt die hohe Bedeutung desselben für die Erziehung, welche Eltern und Erziehern klar zu machen der Zweck dieser Abhandlung war, der aber ohne einen Umriß des Wesentlichsten einer Psychologie nicht erreicht werden konnte."

Nach dieser Tendenz schließt sie sich schön und ergänzend an das Werk der Frau Necker de Saussüre an, und macht wie dieses die Religion und den Glauben zu dem Ziele, wohin alle menschlich-sittliche Erziehung und Bildung zu streben hat. Zur Bestätigung der entwickelten Ideen werden öfters sehr gelungene Stellen aus der Weisheit der Brahmanen, dem Lehrgedichte von Fr. Rückert, eingelegt, und über sie commentirt und philosophirt. Hiedurch gewinnt die an sich stets rege und lebendige Untersuchung und Darstellung, neben der Anregungskraft zugleich immer eine schöne Beruhigung und nachhaltigen Abschluß.

Pr. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nr. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland. London 1834 — 38. 4. Bd. 8.

Zweyter Artikel.

Die Geschichte der syrischen Christen in Indien bildet einen der interessantesten Abschnitte der ganzen Kirchenhistorie. Sie erregte seit dem sechszehnten Jahrhundert die Aufmerksamkeit der europäischen Forscher, und ward der Gegenstand vieler gelehrter Untersuchungen und ausführlicher Werke. Den mannigfachen Andeutungen zufolge, die wir bey den griechischen, lateinischen, syrischen und armenischen Scribenten vorfinden, scheint das Christenthum schon sehr frühe, wenigstens im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in Persien und Armenien, in den Länderstrichen östlich und nördlich vom kaspischen Meere, in dem heutigen Afghanistan bis gegen den Indus hin, mit einem Worte, in dem damals, über einen großen Theil Vorder- Nord- und Mittelasiens sich erstreckenden Reichen der Parther Eingang gefunden zu haben. Bardesanes, der sich zu den Tempelarchiven zu Ani und andern berühmten Metropolen der vorchristlichen Religionen des westlichen Asiens Zugang zu verschaffen wußte, und die daselbst befindlichen Urkunden zu einer leider verloren gegangenen Geschichte Asiens benutzte, sagt ausdrücklich (Mos. Choren. II. 66), daß zu seiner Zeit das Christenthum in Parthien, Medien, Persien und Baktrien verbreitet gewesen ist. Auch möchten wir selbst die alte Erzählung von einer Verbindung eines Königs Abgar von Edessa mit Christus, wenn auch die jetzt vorhandenen Briefe des Herrn und Abgars unterschoben sind, für nicht ganz ungegründet halten. Abgar, ein Name, der nicht, wie sonst behauptet wird, aus dem Arabischen herzuleiten, sondern armenisch ist, und soviel als vortrefflicher, ausgezeichneter Mann bedeutet (Mos. Choren. II. 25), verlegte aus besondern Gründen seinen königlichen Sitz von Nisibis nach Edessa, dahin wurden auch die Bibliotheken und königlichen Jahrbücher abgeführt (Mos. Choren. II. 26), aus welchen Eusebius, wie er ausdrücklich erklärt (Euseb. hist. eccl. I. 13), die Nachrichten von einem Verkehre zwischen Christus und Abgar, und die Briefe, die wir in seiner Kirchengeschichte lesen, gezogen hat.

Mag dem aber seyn, wie da wolle, das Christenthum hat zweifelsohne schon sehr frühe in diesen Gegenden Eingang gefunden, wenn es auch im Allgemeinen viel später erst festen Fuß fassen konnte. Die Sagen von der Verkündigung des Evangeliums in den Gegenden Vorder- und Mittelasiens durch die Apostel Johannes und Matthäus, so wie durch Thomas, Thaddäus, Maris und Aghäus sind so allgemein und bestimmt, daß wir sie unmöglich, selbst vom kritischen Standpuncte aus betrachtet, ganz verwerfen können (Assemani Bibl. or. III, 2. 3. Tillemont Mém. eccles. VII. 7. 5. 2te Ausgabe Bruxelles 1732). Auch bey den Scribenten der armenischen Nation, deren Literatur mit der Herrschaft des Christenthums im Lande, d. h. mit dem vierten Jahrhundert beginnt, wird die Verkündung des Evangeliums durch Thomas, Thaddäus und Bartholomäus als eine unbezweifelte Thatsache berichtet (Mos. Choren. II, 31. Faustus IV. 1, 2. 12. Le Quien Oriens Christ. II. 1102).

Der Apostel Thomas soll nach Indien gekommen seyn, eine christliche Gemeinde daselbst gegründet und in Mailapur den Martertod erlitten

haben, weßhalb der Ort von den Christen heutigen Tags noch **St. Thomas** genannt werde. So lautet eine alte, ehrwürdige Sage. Die erste historische Kunde über die Verbreitung des Christenthums in Indien finden wir aber bey dem armenischen Geschichtschreiber Elisä, der in der zweyten Hälfte des fünften Jahrhunderts blühte. (Neumann, Geschichte der armen. Literatur S. 68). Elisä führt in seinem Werke über Vartan und die Schlacht der Armenier, den Moybed, welcher im Jahre 450 mit einem Heere nach Armenien gekommen war, um die Söhne Haiks gewaltsam zum Feuercultus zurückzuführen, redend ein und läßt diesen obersten Priester der Magier in der Bitterkeit seines Herzens folgende Aeußerungen machen (Elisä nach der Ausgabe des armenischen Textes. Venedig 1828, S. 100 folg.): „Ich hörte von meinen Vorfahren, daß zu den Zeiten des Königs der Könige Schapuh, *) als die Lehre Christi sich im Lande auszubreiten begann, und das ganze Reich Persien, und von da die Länder gegen Morgen erfüllte, daß zu dieser Zeit die Lehrer unseres Glaubens den König anfeuerten, damit der Glauben der Magier nicht ganz erlösche im Lande, einen strengen Befehl zu erlassen, damit das Christenthum verstumme. Je mehr er aber es aufhalten wollte, desto mehr verbreitete und vermehrte sich diese Lehre; sie kam bis in das Land der Kuschanier (Chorassan und Kandahar), und **von da verbreitete sie sich südlich bis zu den Indiern.** Und die Christen waren so furchtlos und kühn im Lande Persien, daß sie selbst in allen Städten des Reichs, die sich durch königliche Schlösser auszeichneten, Kirchen erbauten. Sie errichteten Kapellen, statteten sie auf dieselbe Weise, wie die Kirchen aus, und bauten allenthalben Wohnungen und Zellen für Einsiedler. Nirgendwo konnte man eine Hülfe gegen sie ausfindig machen; sie vermehrten sich immer mehr, sie verbreiteten sich immer mehr, und

*) Es wird im Texte nicht gesagt, ob dieß Schapuh (Sapoe) der erste oder zweyte gewesen ist. Nach dem chronologischen Systeme des Dasguignes und Tschamtschean regierte Schapuh I. von 270 — 293 und Schapuh II. von 305 — 389. Die Angaben der Schriftsteller über die Chronologie der Sassaniden sind aber sehr verschieden.

wuchsen sehr an Macht. Den Grund dieses außerordentlichen Glückes wissen wir nicht; aber das sehen wir in Wahrheit, daß die ganze Welt dieser Lehre nachläuft.“

„Als der König Schapuh sie darauf mit Grausamkeit behandelte, viele von ihnen ergreifen und peinigen, und andere selbst mit dem Tode bestrafen ließ; so ward er niedergeschlagen und unzufrieden in seiner Seele; denn die Verbreitung des Christenthums konnte er dessen ungeachtet nicht verhindern. Wenn er die Kirchenthüren verschließen und versiegeln ließ im ganzen persischen Reiche; so machten sie aus jedem Hause eine Kirche, und an jedem Orte verrichteten sie ihre religiösen Gebräuche; ja sich selbst hielten sie sogar für Tempel, und dünkten sich etwas Besseres als menschliche oder weltliche Geschöpfe. Die bittersten Peinigungen ertrugen sie und ihre Nacken wurden nicht müde; Räuber nahmen ihr Gut, und täglich gab es mehr zu rauben. Der König ward wüthend und die Henker sehr mißmuthig; sie aber waren freudig und wohlgemuth, ertrugen heiteren Sinnes alle Peinigungen, und verhielten sich geduldig bey den Beraubungen ihrer sämmtlichen Habe.

Als der König sah, daß sie im Sturmschritt dem Tode entgegen eilten, wie eine reine Heerde zu der himmlischen Wohnung, so ließ er aufhören mit den Peinigungen, und gab den Magiern und Mogbeds den Befehl, niemanden zu belästigen. Es sollte ferners jeder furchtlos seinem Glauben leben: die Magier, die Sandik, *) die Hebräer, die Chri-

*) Man sieht, die **Sandik** werden neben den Christen, Juden und Magiern als eine eigene Kirchengesellschaft aufgeführt. Es können hier keine Anhänger Mazdak's seyn, die ebenfalls so genannt werden (Mirchond von Sacy 362); denn Elisäus lebte vor diesem Betrüger, noch viel weniger scheint das Wort aus dem Arabischen herzukommen, wie wir bey Herbelot Bibl. Orient. unter **Zendik** lesen. Ob Sandik mit Send, woher Send — oder Zendawesta, zusammenhängt, ist schwer zu sagen; so viel ist sicher, daß das Wort von Persern und Arabern gebraucht wurde, um die verschiedenartigsten Ketzer und Ketzereyen damit zu bezeichnen. Herbelot a. a. O. — Ayeen Akbery II. 289. ed. London 1800. 8.

sten und alle anderen Religionen, die sich in den verschiedenen Gegenden des Reiches Persien befinden mögen. Hierauf herrschte Frieden im Lande, und es hörten alle Unruhen auf, da doch früher unser Land so wie der ganze Westen Asiens bewegt war."

Der Mönch Cosmas, Indopleustes genannt, giebt uns in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts wiederum die ersten Nachrichten über die Verbreitung des Christenthums in Indien. Es kommen dann der Zeitfolge nach die verschiedenen zahlreichen Nachrichten der Syrer über das Christenthum in diesem Lande, im Mittel- und Ostasien, die Assemani im vierten Bande seiner orientalischen Bibliothek zusammengestellt hat. Der Christen in Indien erwähnen auch die beyden muhammedanischen Reisenden aus dem neunten Jahrhundert, welche Renaudot übersetzte *), und Marco Polo wie Mandeville berichten die Sage vom Apostel Thomas und mehreres Andere über diese so interessanten christlichen Gemeinden (Il Milione di Marco Polo. Firenze 1827 2 Bde. 4. I. 179, II. 421, 436 mit den lehrreichen Anmerkungen des Grafen Baldelli Boni). Lacroze thut also den Portugiesen sehr unrecht, wenn er behauptet, sie hätten diese Sage erfunden. Die Brahmanen haben übrigens den P. Pons angelogen, wenn sie ihm, wie es in den erbaulichen Briefen heißt, sagten: sie besäßen Bücher, in der Sanscritsprache geschrieben, welche von dem heiligen Thomas, seinem Martyrtod und seinem Begräbniß handelten. Diese Brahmanen, fügt Pons hinzu, forderten aber für die Herbeyschaffung dieser Schriften eine solche Summe Geldes, welche die Mission nicht aufzutreiben vermochte. (Lettres edifiantes XII.). Es ist dieß nicht das einzigemal, daß die Brahmanen die europäischen Forscher hintergangen haben. Wir erinnern bloß an die bekannten Geschichten des armen Capitain Wilford.

*) Anciennes Relations des Indes et de la Chine, traduites d'Arabe. Paris 1718. 8. Sie wurden auch ins Englische übersetzt und erschienen zu London 1733. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Die Encyklopädie. Probe philosophischer Nachforschungen über des Menschen Seelenvermögen und deren Harmonie &c.

(Schluß.)

Von der Poesie wird zu den bildenden Künsten übergegangen, deren Princip der Verf. nach Vorgang jener bekannten Erzählung im Protagoras, der wohl eine übertriebene Bedeutung zuerkannt wird, in dem Kunstsinne des Menschen gefunden, der sich wiederum als Sinn für Harmonie und Symmeterie äußert, seine höhere Bedeutung aber durch die Einbildungskraft und das Vermögen, Ideale zu schaffen, bekommt. Einige Stellen aus Cicero's rhetorischen Schriften dienen auch hier wieder als Leiter und der Olympische Jupiter des Phidias als Beyspiel. Hierauf wird über Bestimmung, Zweck und Verbindung der schönen Künste überhaupt gehandelt, und mit Mißbilligung der Oberflächlichkeit und verkehrten Richtung, in welche die neuere Erziehung in Bezug auf dieselben, namentlich die Musik, gerathen ist, die höhere Bedeutung, welche ihnen vom Alterthume für die Erziehung zuerkannt wird, geltend gemacht. Das religiöse Element, das der alten Kunst eigen war, solle auch die neuere nicht aufgeben; als Beyspiele von der Wirkung der mit Musik vereinigten dramatischen Poesie werden zwey Chöre aus Racines, Esther und Athalia in der Ursprache eingeschaltet. „Warum," fragt der Verf., „bestimmt man nicht, eben so wohl für die höheren Stände als für die niederen, den Choralgesang, damit die Gebildetsten der Nation in unsern Kirchen nicht minder, denn sonst überall, den Ton angeben und das Vorbild sind?" Zuletzt wird nun noch die Frage aufgestellt, was sonach Aesthetik sey? Die Erklärung derselben als einer Wissenschaft des Schönen wird verworfen, und sie dagegen als Anleitung zur Kenntniß und Wissenschaft des Schönen, oder kurz als Philosophie des Schönen bezeichnet.

In ganz entsprechender Weise wie dieser erste Abschnitt werden nun auch die übrigen durchgeführt,

und zuletzt in der wahren Philosophie selbst als dem Mittelpunct und Band aller Künste und Wissenschaften die eigentliche Encyklopädie gefunden; und endlich mit der Frage geschlossen, was nun wohl Metaphysik sey, von der jene Philosophie als ganz frey gedacht wird, wobey jedoch der Zweifel nicht unterdrückt wird, ob sich diese Wissenschaft nicht gar so hoch versteige, daß man, wie in den Wolken, gar nichts mehr gewahr wird als eben Wolken.

Die ganze Untersuchung kann, wie man leicht aus diesen wenigen Andeutungen ersehen mag, nicht eben darauf Anspruch machen, eine selbstständige philosophische Ansicht zu begründen; sie will es auch gar nicht; ihr eigenthümlicher Charakter besteht vielmehr darin, mit einer manchmal, wie uns scheint, beynahe übermäßigen Bescheidenheit und Selbstentäußerung, auch bey dem kleinsten Schritte sich nach einem Führer umzusehen, am liebsten, versteht sich, nach Platon oder Cicero. Den Vortheil gewährt diese Methode jedenfalls, daß sie zu manchen schönen Stellen aus diesen und andern Schriftstellern in der Ursprache oder Uebersetzung, hinführt, und es wäre gewiß als kein geringer Nutzen anzuschlagen, wenn der junge Leser, für den die Schrift bestimmt ist, von jener Begeisterung und Liebe für Platon mit ergriffen würde. Namentlich, glauben wir, wäre es kein verkehrter Wunsch, es möchte die Lektüre desselben wieder recht in den obern Classen unserer Gymnasien Platz greifen und nicht etwa von den Rednern ganz verdrängt werden. Denn wenn auch der Jüngling bey dem Uebertritte zur Universität noch keine philosophischen Compendien im Kopfe mit zu bringen braucht, so soll er doch recht viel Liebe und Verlangen nach dieser Wissenschaft als die eigentlichen initia philosophiae mitbringen. Diese wird ihn am besten vor jener, allem Gedeihen hinderlichen Unlust an den Studien, die ihn auf der Universität zunächst erwarten, sichern und ihn für wissenschaftliches Streben empfänglich machen. Freylich müßte man, um diesen Zweck so viel möglich zu erreichen, nicht etwa nach den vorzugsweise gelesenen kleineren Dialogen greifen, sondern mit Einschluß der Apologie und des Kriton vorzüglich Phädon, Protagoras, Gorgias wählen. Denn gerade die Virtuosität in Behandlung und Darstellung, die den beyden Alcibiades, dem Euthyphron, Laches u. s. w. mehr oder minder fremd sind, ist im Stande, den Jüngling zu ergreifen und festzuhalten, so daß Hoffnung bleibt, der letzte Schultag werde nicht zugleich der letzte Tag seyn, wo er diese Bücher zu Hand nimmt. Und damit man nicht etwa die für das jugendliche Alter zu große Schwierigkeit des Verständnisses dagegen geltend mache, so besteht einerseits der Unterschied dieser größern Dialoge von jenen kleineren gar nicht durchgängig in der größern Schwierigkeit dieser vor jenen — denn zu den wirklich schwierigeren, wie Theätet, Sophist, Philebus u. s. w. wollen wir auch gar nicht gerathen haben — anderseits kann man auch unbedingt vertrauen, daß Jünglinge, die für Sophokles und Aeschylus fähig sind, auch für diese philosophischen Schriften nicht unfähig erscheinen werden, die sich besonders für jene Geistesgymnastik brauchbar zeigen, welche zwar den Schüler weder in der Logik noch in der Metaphysik oder Moralphilosophie unterwiesen, gewiß aber seinen Verstand geschärft und geübt, und gegen die Scheu vor ernsterem Nachdenken gewaffnet haben wird.

Die Darstellung, an der eine gewisse Breite und Weitläufigkeit nicht zu verkennen ist, zeigt doch überall große Lebendigkeit des Ausdrucks, und wird namentlich durch die liebenswürdige Persönlichkeit, die bey dem gewählten dialogischen Verfahren überall durchblickt, anziehend. In wie weit die Uebersetzung dem Originale getreu ist, können wir nicht beurtheilen. In der Uebertragung griechischer Stellen, namentlich in dem Mythus aus dem Protagoras, sind uns einige Fehler aufgestoßen, die wir weggewünscht hätten, sonst aber liest sich das Ganze recht gut. Einige fremdartige Ausdrücke, die nach der Vorrede aus dem Holländischen herüber genommen sind, und einige andere, die wohl in gleicher Weise zu beurtheilen seyn mögen, wenn sie auch nicht gerade als eine besondere Sprachbereicherung erscheinen, wirken doch nicht störend. Druck und Papier ist sehr gut und überhaupt die äußere Ausstattung durchaus gefällig.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nr. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland etc.

(Fortsetzung.)

Einen trefflichen Nachtrag zu den bekannten Berichten Buchanan's, Heber's und zu den auf dem Kontinente so seltenen officiellen Aktenstücken, welche im Jahre 1813, über die malabarischen Christen von der ostindischen Kompagnie dem Parlament vorgelegt wurden *), liefert Herr Capitain Charles Swanston im ersten und zweyten Band der vorliegenden Zeitschrift, unter folgender Aufschrift: Denkschrift über die ursprüngliche Kirche von Malayâla, oder über die syrischen Christen des Apostel Thomas, von ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag. Es ist uns unmöglich in diesen Blättern einen vollständigen Auszug dieser lehrreichen, mit vielem Fleiße abgefaßten, umfangreichen Abhandlung mitzutheilen. Wir müssen uns auf die Darstellung der jetzigen Verhältnisse dieser christlichen Gemeinden beschränken. Die syrischen Christen Indiens zerfallen aber jetzt in drey Abtheilungen: in eigentlich syrische, dann in syrisch-römische und in lateinische Christen.

Die syrischen Christen, welche 57 Kirchen in Quilon und in den benachbarten Districten besitzen, enthalten eine Bevölkerung von 70,000 Seelen, welche von einem durch die Geistlichen gewählten Metropoliten regiert werden.

Die syrisch-römischen Christen haben das Rituale der römisch-katholischen Kirche angenommen, halten aber den Gottesdienst in syrischer Sprache. Sie haben 97 Kirchen mit einer Bevölkerung von 96,000 Seelen; nämlich 52 Kirchen mit einer Bevölkerung von ungefähr 49,000, unter dem Erzbischof von Cranganor; 38 Kirchen mit einer Bevölkerung von 40,000, unter dem apostolischen Vicar von Verapoli; und 7 Kirchen mit einer Bevölkerung von 7000 Seelen unter dem Bischof von Cotschin und Quilon.

Die lateinischen Christen, welche mit dem Rituale der römisch katholischen Kirche auch die lateinische Sprache angenommen haben. Diese Abtheilung enthält 40 Kirchen mit einer Bevölkerung von ungefähr 54,000 Seelen; nämlich 21 Kirchen, mit einer Bevölkerung von 29,000, unter dem apostolischen Vicar von Verapoli, und 19 Kirchen mit einer Bevölkerung von 25,000 Seelen, unter dem Bischof von Cotschin und Quilon. Vergleiche die officielle Darstellung eines Beamten der ostindischen Compagnie, Namens Fisher in Montgomery Martin's History of the Possessions of the honorable East - India Company. London 1837. Vol. II. S. 228 flg.

„Travancor und Cotschin," mit diesen Worten schließt Capitain Swantson seine Denkschrift, „wurden seit undenklichen Zeiten von verschiedenen Nationen bevölkert, welche, obgleich sie in demselben District, ja oft in derselben Stadt neben einander wohnen, doch ihre besondere Religion, Sitten und Sprache bewahren. Sie halten fest an der Erinnerung ihres Ursprunges, an den Ceremonien und

*) Sie wurden auf Kosten des Parlaments am 12. May 1813 unter folgendem Titel: Papers relating to East India Affairs. Christians in Malabar. Roman Catholic Chapel. Missionaries in Bengal, dem Drucke übergeben, und befinden sich unter der Sammlung der parlamentarischen Aktenstücke, die ich von England mitgebracht habe.

Gebräuchen ihrer Väter, ohne sich im Entferntesten mit den Sitten und Gewohnheiten, oder mit der Sprache der Nation, unter welcher sie seit so langer Zeit leben, zu befreunden. Kirchen, Moscheen, Synagogen und Pagoden stehen neben einander; Christen, Muhammedaner, Juden und Hindu üben ungescheut ihre religiösen Pflichten, ohne daß Einer von dem Andern die geringste Unbill zu ertragen hätte. Diese Vermischung so vieler, und zwar entgegengesetzter, Religionen und Gebräuche, in einer und derselben Gemeinde, hat das Volk daran gewöhnt, jede auch noch so verschiedene Verehrung Gottes zu ertragen, — man findet unter dieser Bevölkerung die vollkommenste Toleranz. Der Fremdling, der sich hier niederlassen will, mag, so lange er die Regeln des Anstandes nicht verletzt, seinen eignen nationalen Gewohnheiten nachleben, seine angestammte Sprache bewahren, und in allen Dingen den Sitten seiner Vorfahren in vollkommener Freyheit und Sicherheit huldigen, ohne die geringste Beschwerde oder Nachrede zu erdulden. (Journal I, 171 — 192, II. 51 — 52 und 234 — 247.) —

Eine Folge der vielfachen Eroberungen fremder Nationen in Indien, der schlechten Regierung der einheimischen Fürsten und der sinnlosen Abgötterey, die nicht selten sich bestrebt, die verruchtesten Ausschweifungen mit einem religiösen Schleyer zu umhüllen, sind unter andern auch die verschiedenen zahlreichen Bruderschaften, die sich zu Mord, Raub und Unzucht verbinden. Wir erinnern bloß an die Bruderschaft der Thugs, worüber vor einigen Jahren dem Parlamente so interessante Aktenstücke vorgelegt wurden, die dann ebenfalls unter den parlamentarischen Aktenstücken im Drucke erschienen. Die Noten über die Thugs im siebten Hefte des vorliegenden Journals von dem Lieutenant Reynolds (200 — 214) hätten füglich ungedruckt bleiben können. Sie fügen zu den officiellen Bekanntmachungen keine neuen Thatsachen hinzu.

Robert Stevenson, der in der Präsidentschaft von Madras eine Stelle bekleidet, theilt uns (I. 280 — 284) einige Nachrichten mit von einer andern solchen verruchten Bruderschaft, die sich von dem hindostanischen Worte Phansi, Nase, Phansigärs nennt. Sie sind sehr zahlreich im südlichen Indien. Wir finden bereits in dem dreyzehnten Band der asiatischen Untersuchungen (Asiatic Researches S. 250 folg.,) einen Bericht über diese, so wie über einige andere Compagnien, die auf Raub und Mord ausgehen. Wenn die Phansigärs einen unglücklichen Reisenden durch List und Trug in ihre Schlingen gebracht haben, so ist er unrettbar verloren. Sie erdrosseln ihn alsbald, damit kein Blut die Spur des Mordes verrathe. Sie nehmen dann alle seine Habe und seine Kleider, verstümmeln den Leichnam bis zur Unkenntlichkeit, oder begraben ihn tief in die Erde. Gewisse Classen der Gesellschaft, namentlich Frauen, sind vor ihnen sicher, weil die Phansigärs glauben, diese ständen mit der Göttin, welche sie verehren, in Verbindung. Ein altes Weib, die zu dieser Bruderschaft gehörte, gab bey einem Verhöre einen vollständigen Bericht über die Sitten und die Spitzbuben-Sprache dieser Verworfenen. „Schämt ihr euch denn eurer Lebensweise nicht,“ fragte sie der Richter. „Nein“, antwortete sie: „Wir befolgen bloß das Gewerbe unserer Väter. Wie sollten wir unser Leben fristen, wenn wir nicht rauben und morden?“

Kein Gegenstand ward seit der Eroberung Indiens durch die Engländer häufiger besprochen, und keiner ist für die Herren des Landes von größerer praktischer Wichtigkeit, als die Untersuchung über die Allodialrechte der jetzigen Besitzer des Grund und Bodens. Das ganze Abgaben-System, und namentlich die Weise wie die Grundsteuer ausgetheilt oder erhoben werden soll, steht mit dieser Untersuchung im innigsten Zusammenhange. Der bekannte General-Lieutenant John Briggs, der Uebersetzer der Geschichte Indiens von Ferishtah, hat vor einem Jahrzehent ein ausführliches Werk geschrieben, welches für das beste über diesen Gegenstand gehalten wird. (On the Land Tax in India. London 1830). Zu diesem Werke haben wohl großentheils die Eingebornen des Landes, welche bey den verschiedenen Rentämtern Indiens angestellt sind, die Materialien geliefert. Solche, bloß in practischer Beziehung wichtige Materialien finden sich mehrere in den verschiedenen Bänden des Journals der asiatischen Gesellschaft. So die Be-

merkungen über das Abgaben-System und die Art und Weise des Landbesitzes in den Provinzen unter der Präsidentschaft des Forts St. George von Ramaswami Naidu (I. 292 — 306), dann über den Landbesitz in Deccan vom General-Lieutenant Sykes (II. 205 — 234. III. 350 — 377). Von den ausführlichen Bemerkungen des Ramaswami Naidu sollte in den folgenden Bänden eine Fortsetzung erscheinen; doch ist diese bis jetzt unterblieben. Wahrscheinlich hat die gelehrte Gesellschaft eingesehen, daß unter dieser Masse Spreu nur höchst selten Goldkörner sich verloren haben. Was will man von einem Manne erwarten, der da so tolles Zeug niederschreiben kann, wie folgende Periode: „Indien war glücklich unter seinen einheimischen Fürsten bis zu dem unglücklichen Einfalle Sekander Schah's, der den barbarischen Muhammedanern den Weg öffnete, die dann bald hernach kamen und das Land eroberten (I. S. 294)!"—

Es folgen dann eine Anzahl von Biographien orientalischer Fürsten und europäischer Gelehrten, die sich um die Kenntniß des Morgenlandes Verdienste erworben haben. Den Stoff zur biographischen Skizze des in der Blüthe seiner Jahre verstorbenen persischen Thronfolgers Abbas Mirza verdankt die Gesellschaft dem ehemaligen englischen Residenten in Persien, Major Willock. Es ist dieß, wenn auch ein kleiner, doch ein schätzbarer Beytrag zur neuesten Geschichte des Reiches der Kadscharen. Abbas Mirza war einsichtsvoll genug, nicht bloß europäische Taktik, sondern auch europäische Wissenschaft in Persien einführen zu wollen. Er sandte junge Perser nach England, um dort erzogen zu werden; sie sollten später die wissenschaftlichen Werke des Westens in die Sprache ihres Landes übertragen. Auch gründete er zu Tabriz oder Tauris eine Druckerey, wo bey seinen Lebzeiten mehrere prachtvoll ausgestattete Werke erschienen sind. Diese Bestrebungen des Prinzen fanden bald an vielen Orten in Persien sowohl, wie in Indien Nachahmungen. Man druckt jetzt in Asien die vorzüglichsten Werke der orientalischen Literaturen, namentlich der persischen und arabischen. So erschien vor einigen Jahren zu Calcutta eine vollständige Ausgabe des Firdusi, und im Jahr 1818 ward von der Erziehungs-Gesellschaft zu Bombay für Eingeborne die vollständige Geschichte der Entstehung und Ausbreitung der muhammedanischen Herrschaft in Indien von Muhammed Cassim Ferischtah in zwey Bänden Folio dem Drucke übergeben. Es ist nur Schade, daß diese Werke wegen der geringen Anzahl der Liebhaber, jetzt noch so theuer und überdieß so selten zu haben sind. Die biographischen Skizzen des Kaisers Dschehangir (Jehangir), seiner Söhne, der Sultane Churram und Parwiz, so wie seines Enkels Schudscha durch den Major Charles Steward scheinen großen Theils aus der Selbstbiographie Dschehangirs entnommen zu seyn, woraus früher schon Gladwin in seiner History of Hindostan, during the reigns of Jehangir, Schahjehan and Aurungzebe. Erster Band. Calcutta 1788. 4., das Wesentlichste mitgetheilt hat. Der bekannte Geschichtschreiber des Muhammedanismus, der Major David Price, hat diese lehrreichen Denkwürdigkeiten des Großmogols vollständig übersetzt, und sie erschienen vor einigen Jahren auf Kosten des orientalischen Uebersetzungsfonds zu London. Wir können deßhalb diese biographischen Skizzen hier füglich übergehen und bemerken bloß, daß Dschehangir der Fürst ist, welcher im Jahre 1611 den Engländern zu Surat, in der Provinz Gudscherat, (gewöhnlich Gujerat oder Guzerat geschrieben), einen Platz anweisen ließ, um dort eine Faktorey zu erbauen. Wie folgenreich ward diese an und für sich unbedeutende Thatsache für Indien und ganz Asien!

Die Engländer besaßen bekanntlich, bevor sie den Handel- und Tauschvertrag am 17. März 1824 mit dem König der Niederlande abgeschlossen, (Saalfeld Supplément au Recueil des Traités par Martens X, 2. S. 415 folg.), eine Niederlassung auf Sumatra, das durch den trefflichen Raffles berühmt gewordene Benculen. Hier kamen sie mit den berüchtigten Menschenfressern, den Battas, in vielfache Berührungen. Aus den umständlichen Berichten des Residenten zu Benculen über diesen Clan (III. 43.) heben wir Folgendes heraus zur Bestätigung und Ergänzung der Angaben des trefflichen Marsden, in seiner Geschichte von Sumatra. Es ist dieß eine Unterredung des Re-

sidenten Herrn Prince mit einem der Batta Häuptlinge:

Hr. Prince. Ich höre, daß ihr in euerm Lande die Sitte habt, die Kriegsgefangenen und eine gewisse Klasse von Verbrechern aufzuessen. Seyd ihr jemals bey solch einem Mahle zugegen gewesen?

Der Häuptling. Diese Sitte findet allenthalben im Lande der Battas statt, und ich habe dieß mehr als einmal gesehen.

Hr. P. Beschreibt mir die Art und Weise, wie man bey solchen Gelegenheiten verfährt.

D. H. Es werden drey Pfähle in die Erde eingeschlagen, und an den mittlern wird der Gefangene oder Verbrecher angebunden. Seine Beine und Schenkel werden an den beyden andern befestiget. Es wird dann ein bestimmtes Zeichen gegeben, und die Personen, welche befugt sind, an dem Fraße Antheil zu nehmen, springen mit Hacken und Messern auf diesen Menschen los, und zerreißen ihn in wenigen Augenblicken in Stücke. Ich habe mehrere gesehen, die ihn selbst mit ihren eigenen Nägeln und Zähnen zerfleischten. Es wird bey solchen Gelegenheiten immer eine Mischung von Limonisaft und der Milch der Coconuß in Bereitschaft gehalten, um das Fleisch darein zu tauchen, bevor es gefressen wird. Ist der ganze Mensch aufgezehrt, so werden die Knochen unter die Theilnehmer vertheilt, welche sie dann bis auf den letzten Bissen sauber abnagen.

Wer da noch daran zweifeln könnte, wie jede Religion, wie selbst die widerliche Abgötterey der Brahmanen und die Abentheuerlichkeiten der Buddhisten zur Vermenschlichung der Völker gewirkt haben, und noch wirken, der vergleiche mit diesen Gräueln der Battas die gefühlvollen, der menschlichen Seele entquollenen Klagen der Einwohner von Ceylon bey dem Tode der Frauen, der Aeltern und Kinder, welche der Sohn des berühmten Orientalisten Colebrooke mitgetheilt hat (III. 63). „Von Jugend auf“, klagt der Sohn bey dem Tode seines Vaters, „hast du mich ernährt. Du hast mich in den Wissenschaften unterrichten lassen. Wenn ich krank war, konntest du nicht essen. Ach mein Vater, wann werde ich wieder dein lächelndes Gesicht schauen? Das Volk wird jetzt sagen: „Unglückseliger Mann, du hast deinen Vater verloren!“ Du lehrtest mich das Land zu pflügen, zu säen und zu ärndten. Ich hoffte, du würdest von den Früchten der Bäume essen, die ich gepflanzt habe, du würdest von der Palmyra Frucht kosten, o mein Vater!“ Ein Vater trauert dagegen in folgenden Worten über den Tod seines Sohnes: „Ach! wenn ich sterbe, wer wird mir die Leichen-Ceremonien halten? Ach, mein Sohn, mein eigenes Fleisch, meine Kraft und meine Stütze! Ich glaubte, du würdest meinen Tod erleben, und nicht ich den deinigen. Wer war theurer der Mutter, als du? Zu wem wird sie jetzt sagen „o mein Sohn!“ „So lange bist du bey uns geblieben, warum uns verlassen in unsern alten Tagen! Zu wem wird deine Verlobte, „o lieber Gatte“ sagen? O mein Sohn, wenn wir auch dahin fahren, werden hier in meinem Hause Fledermäuse nisten. Mein Sohn, mein Sohn!“ —

„Die muhammedanischen Gesetze“, beginnt der durch seine Werke über verschiedene Disciplinen der orientalischen Wissenschaften bekannte General-Lieutenant Vans Kennedy einen umfangreichen Aufsatz, Ueber die Gesetze der Muhammedaner (III. 8 — 165), „zerfallen in zwey ganz verschiedene Theile; in Gesetze, welche sich auf die Religion, und in solche, welche sich auf die bürgerlichen Verhältnisse (Civilrecht) beziehen.“ Die erstern sind schon hinlänglich bekannt. Vans Kennedy hat sich deßhalb die Aufgabe gestellt, aus der bekannten Gesetzsammlung der Hidayah bloß die wesentlichsten Puncte des Civilrechtes der Mohammedaner zusammenzustellen.

Vans Kennedy befolgte bey seiner Arbeit die Eintheilung Blackstone's in seinen berühmten Commentarien über die Gesetze Englands; er handelt von 1) Personenrecht; 2) Sachenrecht; 3) Prozeßrecht; 4) Criminalrecht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland etc.

(Fortsetzung.)

Es ist bekanntlich die Pflicht eines jeden muhammedanischen Fürsten, die Ungläubigen zu bekriegen, und die Herrschaft des Islam zu erweitern. „Derjenige ist ein gesetzlicher Fürst, welcher in allen Dingen, die der Glaube des Islam vorschreibt, vollkommen ist, dem das Volk Treue geschworen hat, und mit dessen Regierung es zufrieden ist." Der Islam erkennt keinen Priesterstand, der durch Ordination oder Consecration eine unvertilgbare, über den Laienstand ihn erhebende Weihe erhielte. Alle guten Muselmänner sind sich gleich, und jeder Moslem mag in den religiösen Versammlungen am Freytage die Stelle des Imam einnehmen. Die Theologie ward aber, auf dem Fundamente des Coran auferbaut, im Verlaufe der Zeit eine umfangsreiche Wissenschaft, die langjähriges Studium erheischt. Diejenigen, welche Proben ihrer theologischen Kenntnisse abgelegt haben, werden dann von dem Chalifah, oder Stellvertreter des Propheten, und jeder selbstständige Fürst betrachtet sich als Chalifah, als Geistliche angestellt. Erregen sie sein Mißfallen, so können sie alsbald wiederum von ihrem Amte entfernt werden. Eben so wenig gibt es in muhammedanischen Staaten eine erbliche Aristokratie; man kennt bloß einen Administrativ- oder Beamtenadel, der natürlich ebenfalls von den Launen des Gebieters abhängig ist. Es findet sich demnach bey den muhammedanischen Völkern nirgendwo ein Element der Stabilität, daher das ewige Schwanken, daher die unaufhörlichen Wirren und Revolutionen, welche alle Reiche des Islams von jeher zerrütteten, und heutigen Tags noch zerrütten. Das Recht soll in allen bürgerlichen Verhältnissen, so lehren die muhammedanischen Juristen, ungehindert seinen freyen Lauf haben; aber der Fürst und seine Beamten richten sich nicht darnach. Sie haben ein sogenanntes Königsrecht, oder eine willkührliche Gewalt an dessen Stelle gesetzt, welche im Laufe der Jahrhunderte selbst wiederum zu einer Art Gewohnheitsrecht, wodurch die ausdrücklichen Gesetze derogirt wurden, sich ausgebildet hat. Diese lex regia heißt bey den Persern Urf, worüber man die Angaben Chardins Voyages VI. 70. nach der Ausgabe von Langlès, und des General Malcolm History of Persia II. 447 vergleichen kann. Müssen nun unter solchen Verhältnissen nicht alle muhammedanischen und die in ähnlicher Weise organisirten andern Stadten Asiens und Afrika's zu Grunde gehen, und die Beute werden der benachbarten cultivirten Völker Europa's? Europa wird sicherlich in wenigen Jahrzehenten, nicht bloß mittelbar, sondern auch unmittelbar, sich über diese beyden Erdtheile, Asia und Afrika, zur Herrscherin emporschwingen. —

Capitain Low, der bekannte Verf. der ersten siamesischen Grammatik, wovon uns Burnouf eine so lehrreiche Analyse in dem Pariser Asiatischen Journal gegeben hat, schrieb eine ausführliche Geschichte aller der Länder, welche die Birmanen im Frieden zu Jandabu, geschlossen am 24. Februar 1826, an die Engländer abtreten mußten. Low nannte seine lehrreiche Arbeit Geschichte von Tenasserim, und wir finden hievon zahlreiche Auszüge in den verschiedenen Heften der vorliegenden Zeitschrift (IV. 248 — 275. V. 25 — 55. VI. 287 — 337. VII. 42 — 109. VIII. 304 — 333. XI. 141 — 165). Es soll dieses Werk spä-

ter vollständig dem Drucke übergeben werden. Wir hoffen dann auch eine ausführliche kritische Nachricht über die Quellen zu erhalten, welche der Capitän zu dieser Compilation, denn dieß ist das Werk und keine Geschichte, benutzt hat. Es ist dieß eine unerläßige Bedingung, wenn wir den historischen Nachrichten über Länder, die in Europa so wenig bekannt sind, Glauben schenken sollen. Capitain Low verweilte längere Zeit in diesen Gegenden als politischer Agent; wir können deßhalb alles dasjenige, was er aus eigener Anschauung mittheilt, auf Treue und Glauben annehmen. Ganz anders verhält es sich aber mit den Thatsachen, die aus der Geschichte der früheren Jahrhunderte dieser Länder angeführt werden. Wir müssen hier nothwendig nach den Quellen fragen, aus welchen diese Angaben entnommen sind. Zwar wissen wir im Allgemeinen aus P. Sangermano's trefflicher Beschreibung des birmanischen Reiches, und aus andern Nachrichten, daß die Birmanen eine reiche buddhistische Literatur und namentlich auch viele historische Jahrbücher besitzen. Doch ist dieß nicht hinreichend, es geradezu als eine unbezweifelte Thatsache anzunehmen, daß die heutigen Siamesen um das Jahr 813 u. Z. als eine Colonie von Laos auswanderten (IV. 253), daß die Prinzessin Mana Devi aus dem Königreiche Tavoy im J. 731 u. Z. die erste Pflanzstadt in der Provinz Ye gründete, und daß diese im Jahre 1438 erweitert und befestigt wurde (a. a. O. 255). Die mündlichen Versicherungen der Eingebornen (The natives say) sind hier natürlich von gar keinem Gewichte.

In dem buddhistischen Birmanen Reiche ist Leib und Leben, Hab und Gut nicht weniger der Willkühr eines Despoten preisgegeben, als in den muhammedanischen Staaten Westasiens. Die Unterthanen seiner goldfüßigen Majestät laufen deßhalb in Masse, so schnell sie können, auf und davon, und siedeln sich in den benachbarten Provinzen an, welche den Engländern gehören. Dieß mag wohl der vorzüglichste Grund der Mißhelligkeiten seyn, welche in den neuesten Zeiten zwischen der Compagnie und dem Herrscher von Awa stattgefunden haben und noch statt finden. Auf diese Weise stieg die anfänglich geringe Bevölkerung Martabans, südlich des San lun Flußes, auf der Karte von Berghaus Saluen genannt, in kurzer Zeit durch neue Ansiedler aus Nieder-Pegu auf 50,000 Seelen. Die Sprache von Pegu, die Peguer nennen sich gewöhnlich Man oder Mon, und nach ihnen nennen noch heutigen Tags die Chinesen das Reich der neuen Eroberer, der Birmanen, Mien tien, ist mehr mit dem Thai oder Siamesischen verwandt, als mit dem Idiome von Awa. Alle diese Sprachen der Völker jenseits des Ganges gehören aber zur chinesischen Sprachfamilie, und stehen in naher Berührung zu den Dialecten der südlichen Kreise Chinas, namentlich zu denen der Kreise Kuang-tong und Fokien, — Dialecte, die wir durch die Arbeiten Morrison's und Medhurst's genauer kennen gelernt haben. Die Verwandtschaft dieser Sprachen mit den südlichen chinesischen Sprachweisen, welche von dem Kuan hoa, oder dem chinesischen Hochdeutsch sehr abweichen, würde sich höchst wahrscheinlich noch stärker herausstellen, wenn wir die Dialecte der Kreise Kuang si und Junnan kennen würden. Freylich muß das indische Element der Sprachen Hinterindiens, das Pali, von dem ursprünglich einheimischen Sprachstock sorgfältig ausgeschieden werden. Gutzlaff sagt ausdrücklich (Transactions of the Royal Asiatic Society. London 1833. III, 291), die siamesische Sprache habe mit der chinesischen eine und dieselbe Quelle; sie sey der von Laos oder Lowas sehr ähnlich, so wie der von Cambodia, doch sey sie ausnehmend von der Pegu's und Awa's verschieden. Wahrscheinlich aber höchstens nur so, wie das Schwedische und Dänische von dem Deutschen. Low hat (VII. 42, flg.) eine kleine Mon- oder Pegu-Grammatik mitgetheilt, das Einzige, welches wir, Wörtersammlungen abgerechnet, von dieser Sprache besitzen. Die ganze Bevölkerung des jetzigen birmanischen Reiches wird höchstens auf eine Million Seelen geschätzt (VII, 78). Eine Annahme, die uns zu gering scheint.

Der in unserm ersten Artikel schon erwähnte Resident zu Katmandu, Herr Brian Hodgson hat in dem zweyten Bande der asiatischen Gesellschaft in London ein höchst interessantes Bild der Religion des Schakiamuni in Nepal entworfen. Diese Darstellung des nepalischen Buddhismus hat bekanntlich unter den europäischen Gelehrten, welche

sich mit diesem weit verbreiteten Cultus beschäftigen, viele Aufmerksamkeit erregt, und J. J. Schmidt hat sie in einer eigenen Abhandlung beleuchtet, welche in den Memoiren der Petersburger Akademie (Mémoires, etc. VI. Série. Sciences politiques, Histoire, Philologie. St. Petersburg. 1830. I, 89, flg.) erschienen ist. Der Buddhismus, so weit wir ihn bis jetzt kennen, zerfällt in 4 Secten oder philosophische Schulen, welche sowohl in ihren Ansichten über das letzte Princip, über das Absolute, als auch über die Aufgabe und Pflichten des Lebens verschiedener Ansicht sind. Wir glauben mit Schmidt, Clough u. a. gegen Rémüsat, daß der ursprüngliche reine Buddhismus keinen Schöpfer, keinen Herrn oder Ordner der Materie anerkennt; sondern daß er annimmt, daß diese Materie, aufgeregt durch die Thätigkeit der in ihr festgehaltenen, zerstreuten Intelligenz von selbst wirkt, und sich selbst ordnet, nach den Gesetzen des sie beherrschenden Schicksals, welches hinwiederum unter der Herrschaft der Thaten und ihrer unausbleiblichen Folgen steht (Schmidt a. a. O. S. 97). „Wer spitzte den Dorn? Wer gab dem Wild und den Vögeln ihre verschiedenen Gestalten, Farben und Lebensweisen? Suabhawa (die Natur). Dieß geschah nicht nach dem Willen irgend einer Person; wo aber keine Absicht ist, da kann kein Ordner seyn.“ Diese Stelle aus dem Kalpalatâ enthält die Grundansicht des Schakiamuni (IV. 297). Auch Clough sagt ausdrücklich, in seinem Ceylonisch-englischen Wörterbuche, I. 284: Buddhism rejects the doctrine of a Supreme being as unterstood by Christians. Wir können demnach die deistische Schule der Aiswarikas (von Iswara, Herr, Gott, sogenannt), wozu sich die Nepalesen bekennen, für keine ächt buddhistische halten. Sie entstand wahrscheinlich durch eine Art Vermischung oder Annäherung zu dem Brahmanismus. Hodgson liefert nun hier nachträglich eine Anzahl von Beweisstellen, aus den Sanskritschriften der Buddhisten in Nepal, um die in der Skizze des Buddhismus aufgestellten Lehrsätze durch die eigenen Worte der Originale zu unterstützen. Der Verf. berührt in seinem Vorworte zu dieser lehrreichen Sammluug mehrere irrige Ansichten, die über den Buddhismus nicht bloß unter den Laien, sondern auch noch unter den Gelehrten Europas gäng und gebe sind. Hält doch noch Hegel, in seiner Philosophie der Geschichte, vermöge des immanenten Begriffes, den Buddhismus für älter, als den Brahmanismus; und ein Professor auf einer deutschen Universität hat noch vor ganz Kurzem, in einer gedruckten Universal-Historie, merkwürdig genug den chinesischen Fo hi in den indischen Fo oder Buddha verwandelt, und beyde für eine und dieselbe Person gehalten! Ein anderer spricht vom Lamaismus, — eine Benennung, die um es gelegentlich zu bemerken, ganz abgeschafft werden sollte, denn Lamaismus heißt weiter nichts als Priesterthum — und Buddhismus als von zwey ganz verschiedenen Religionen! Solche Dinge, sollte man glauben, wären jetzt ganz unmöglich; aber, siehe da! das Unmögliche ist wirklich, und es ist deßhalb immer noch nothwendig, derley grobe Irrthümer wiederholt zu rügen. Es behauptet Hodgson mit Recht, daß ursprünglich im Buddhismus kein Unterschied statt fand zwischen Laie und Priester, und daß Rémüsat demnach das dritte Glied der drey buddhistischen Kleinodien, die Sangha falsch aufgefaßt habe, da er dieses Wort mit Priesterschaft übersetzte; es heißt vielmehr Gemeinde, Kirche, wozu alsdann ein jeder gläubige Buddhist gehört, mag er Geistlicher seyn oder nicht. Die buddhistische Dreyeinigkeit, welche nicht mit dem Trimurti der Brahmanen zu verwechseln ist, heißt demnach Buddha, die Lehre oder Religion (Dharma) und die Versammlung der Gläubigen, die Kirche. Uebrigens, sagt Hodgson (313), bin ich der Ueberzeugung, daß die Kârmika und Jâtnika Schule, sie werden von Kârma, Wirken und Jâtna, Streben, Handeln, so genannt, viel neuern Ursprunges sind, als die zwey andern Schulen, und daß diese dem Versuche, den abentheuerlichen Quietismus der Suabhawikas und Aiswarikas zu mildern, ihren Ursprung verdanken. Die Gründer der zwey ersten Schulen stellten deßhalb folgenden, sie von den beyden ältern Schulen unterscheidenden Lehrsatz auf: Es bedürfe geistiger Bestrebungen und moralischer Handlungen, um der ewigen Glückseligkeit theilhaftig zu werden.

Wir verbinden hiermit zugleich die andern auf den Buddhismus bezüglichen Abhandlungen. General-Lieutenant Colebrooke theilt (V. 161) eine Beschreibung der Ceremonien mit, welche bey der feyerlichen Vorzeigung des Zahnes Buddhas zu Kandy auf Ceylon statt finden. Obgleich die Portugiesen ehemals den Zahn Buddha's erobert und verbrannt haben, *) so wird doch jetzt noch ein Stück Bein für diese kostbare Reliquie des Königssohnes von Kapilapura gehalten. Es ist natürlich, daß die Geistlichen nicht sagen werden, sie hätten den ächten Zahn verloren. Denn bey der jährlichen Vorzeigung dieses Heiligthumes erscheinen eine Menge Pilger aus allen Orten der Insel, und selbst von den benachbarten buddhistischen Reichen jenseits des Ganges, und bringen eine bedeutende Summe an Geld und Naturalien als Opfer dar. Von dem General-Lieutenant Sykes werden (VIII. 287) in alten Charakteren geschriebene Inschriften aus den buddhistischen Tempelgrotten bey Dschuner (Joonur) in der Provinz Aurungabad mitgetheilt. Sykes konnte diese Inschriften nicht lesen; der treffliche Prinsep, der den Schlüssel zu allen alten indischen Alphabeten gefunden hat, wird wahrscheinlich auch diese Inschriften schon längst entziffert und übersetzt haben. Die ganze Sanskrit-Litteratur hat bekanntlich, wenn man die Chronik Kaschmir's von dem Radscha Tarangini ausnimmt, kein geschichtliches Werk aufzuweisen. Die allenthalben in Indien zerstreuten und häufig halb verwitterten Inschriften müssen nun die Stelle einer geordneten Geschichte vertreten. Wie wichtig einerseits die Inschriften unter diesen Verhältnissen sind, und wie unvollkommen und ungenügend anderseits alles dasjenige ist, und seyn muß, was man indische Geschichte nennt, sieht jeder leicht ein. Der Sekretär der Regierung zu Bombay, Henry Wathen theilt, in den verschiedenen Nummern der Zeitschrift, mehrere in der indischen Halbinsel gefundene Inschriften in den Originalen mit; zu den meisten wurden auch die Uebersetzung und Erläuterungen hinzugefügt. In einem Nachtrage zu diesen Erläuterungen des Hrn. Wathen sagt Wilson: diese Inschriften sind sorgfältig abgeschrieben und mit hinlänglicher Genauigkeit übersetzt worden; sie verdienten deßhalb bekannt gemacht zu werden; denn diese enthalten lehrreiche Beyträge zu der Geschichte der nordwestlichen Provinzen Indiens, von dem zehnten bis zum dreyzehnten Jahrhundert.

Die Gesellschaften, welche sich zur Erweiterung unserer Kenntnisse des Morgenlandes vereiniget haben, sind keineswegs der Ansicht, daß tüchtige Beyträge zur Aufhellung der Sprachen und Bildungszustände Afrikas und Polynesiens ausgeschlossen werden sollten. Die Cultursysteme und Litteraturen dieser Erdtheile sind aber nicht so mannigfach als die Asiens, und es giebt verhältnißmäßig wenige Gelehrte, welche sich die Erforschung einzelner Theile und Inseln Afrikas und Polynesiens zur Aufgabe vorgesetzt hätten. Aus diesen Gründen allein finden sich in den orientalischen Zeitschriften so wenige, auf diese Erdtheile bezügliche Abhandlungen.

(Schluß folgt.)

*) Es geschah dieß im Jahre 1560. Der König von Pegu soll 300,000 Dukaten für den Zahn geboten haben. Barros in Kerr, Voyages and Travels. Edinburgh 1812. VI. 414. Couplet sagt in der Proemialis declaratio zum Confucius Sinarum Philosophus. Parisiis 1687 fol. XXIX. Ad Insulae Ceilani Regem dens unus dono missus. Quem deinde Constantinus Brigantini Ducis frater, caetera inter spolia forte captum flammis tradi jussit, ac redactum in cineres in profluentem dispergi, immensa vi auri, quam ei redimendo per legatum suum Rex barbarus offerebat, Christiano regioque animo contempta. Konstantin, von dem hier die Rede ist, ist Konstantin von Braganza, welcher vom Jahre 1558 — 1561 Vicekönig war in Indien. Diese Thatsache scheint jetzt weder der einheimischen Bevölkerung Ceylons, noch den Engländern bekannt zu seyn, denn Colebrooke erwähnt ihrer mit keinem Worte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt. Ex apographo Friderici Reinholdi Dietz, Med. et Chir. Dr., Medicinae in Academia Prussorum Albertina Professor. ordinar. etc. nuper fato perfuncti primum edita. Regimont. Pruss. in Commiss. ap. Graefium et Unzerum. MDCCCXXXVIII. 8.

Der frühzeitige Tod des Dr. Fried. Reinh. Dietz, welcher als Arzt und Philolog gleich ausgezeichnet war, und am 5. Juny 1836 im 31. Lebensjahre einem Nervenfieber erlag, berührte Alle, welche den Trefflichen näher kannten, höchst schmerzlich; denn die seltenen Geistesgaben, die ausgebreiteten Kenntnisse und die rastlose Thätigkeit des unvergleichlichen jungen Mannes berechtigten zu den schönsten Erwartungen, wäre es ihm vom Schicksal vergönnt gewesen, die auf seinen mehrjährigen Reisen mit herkulischem Fleiße gesammelten literarischen Schätze dem gelehrten Publikum spenden zu können. Sein Verlust ist für die medicinische und philologische Literatur unersetzlich.

Fried. Dietz war zu Königsberg in Preußen im Jahre 1805 geboren; der Sohn eines Zimmermanns und Holzhändlers. Seine Mutter starb sogleich nach seiner Geburt. Seine zweyte Mutter, eine wackere Hausfrau, pflegte ihn, was er stets dankbar rühmte, wie ihr eigenes Kind. Sein Vater hatte ihn zum Studiren bestimmt. Anfangs ging es schwer. Des Knaben jugendliche Lebhaftigkeit wollte sich mit der sitzenden Lebensart nicht recht vertragen. Nach dem Tode seines Vaters aber, den er frühzeitig verlor, griff er ernstlich an. Er besuchte das Friedrichscollegium, welches Friedr. August Gotthold, einen strengen und tüchtigen Schulmann, zum Vorstande hatte, und vollendete an dieser Anstalt die Gymnasialstudien mit Auszeichnung. Dankbar und liebevoll gedachte er öfters seines Lehrers Friedrich Jakob, welcher in der Folge nach Posen versetzt wurde, und der gelehrten Welt als Herausgeber von Lucilii Junioris Aetna rühmlichst bekannt ist.

So gründlich für höheres Wissen vorbereitet, ging er auf die Universität über, wo er in kurzer Zeit in den Natur- und medicinischen Wissenschaften so ausgezeichnete Fortschritte machte, daß er bey seinen Lehrern die größten Erwartungen erregte. Schon in seinem siebzehnten Jahre faßte er den Entschluß, das Studium der Philologie, auf welches er sich unter der Leitung seines gefeyerten Lehrers Lobeck, den er als seinen zweyten Vater verehrte, mit allem Eifer gelegt hatte, mit dem der Medicin zu verbinden, um dereinst die Aerzte des klassischen Altertums, vor allem die Werke des Hippokrates, nach dem jetzigen Stande der Philologie und Kritik zu bearbeiten.

Er war nicht nur im Griechischen und Lateinischen ganz vortrefflich bewandert, wie man es von einem so wißbegierigen und eifrigen Schüler Lobecks erwarten kann, so daß er sich in beyden Sprachen mit gleicher Fertigkeit sowohl in Prosa, als in Versen auszudrücken wußte, sondern trieb auch die neuern Sprachen mit dem glücklichsten Erfolge; ja selbst Arabisch und Sanskrit.

Am Ende seiner akademischen Laufbahn gab er das Buch des Hippocrates de morbo sacro (Lips. 1827. 8.) heraus, eine Arbeit, welche ein gründliches Studium der Schriften des Koischen Weisen verräth.

(Fortsetzung folgt.)

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland etc.

(Schluß.)

Der bekannte Forscher über die Geschichte des nordwestlichen Afrika's, Gräberg, ehemals schwedischer Consul zu Marocco und Tripolis, liefert im fünften Hefte des Journals (106 flg.) einen neuen Beytrag zur Kunde dieses Erdtheiles, nämlich Bemerkungen über die Sprachen und die Geschichte der Amazirgh, gemeinhin Berbern genannt. Herr Rénouard hat zahlreiche Nachträge zu dieser Abhandlung hinzugefügt. Gräberg kam im Jahre 1816 nach Tanger und richtete von nun an seine Aufmerksamkeit auf die Sprache und Dialekte der Bevölkerung, unter welcher er lebte. Er theilt in seinen Bemerkungen mehrere Proben dieser Dialekte mit, welche beweisen, was man freylich schon längst wußte, daß die Berberensprache lexicalisch und grammatisch von der arabischen durchaus verschieden ist. Die uncultivirten Berbern nahmen aber natürlich aus der Sprache ihrer gebildeten Herren alle Wörter auf, die sich auf Wissenschaft und Geistesbildung beziehen, — und nur solche auf saracenische Sitten und Gewohnheiten, auf den Islam und die Wissenschaft bezügliche arabische Wörter findet man in der Sprache des nordwestlichen Afrikas. Die Berberen, ein Name, der, mag man sagen was man will, sicherlich von dem Griechischen Barbaros herkömmt, und von den Arabern in der Bedeutung Adschemi, fremd, nicht arabisch gebraucht wird, nennen sich selbst Amzigh, Amazigh, oder auch Amarzigh, ein Wort, welches frey, edel bedeutet, und ihr Idiom demnach die Sprache der Edeln. Die Alten kannten bereits diesen Namen, und schrieben ihn bald Mazzes, Maxies, Maxutani, bald auch Mazax. So unter andern Lucan Phars. IV, 681. Claud. adv. Stilich. I, 366, und so auch Corippus V, 165.

. . . . . Aeterno tempore Mazax
Byzacii campos magna virtute tenebit.

Bey Ammianus Marc. XXIX, 5. II, 197 ed. Bip. heißen sie Mazices.

Daß die Herren, welche, wie Gräberg, Rénouard und der Amerikaner W. B. Hodgson (siehe Transactions of the American Philosophical Society. Philadelphia 1831. Vol. IV, I.) in den neuesten Zeiten über die Berbernstämme und ihre Dialekte schrieben, die Johannide des Flavius Cresconius Corippus nicht kannten, oder nicht beachteten, ist sehr zu bedauern. Corippus giebt eine große Masse Namen der Stämme ganz rein, ohne sie zu latinisiren, wie sie in ihrer barbarischen Sprache ihre wilden Namen bellten (fera barbaricae latrant sua nomina linguae II, 27.) und sie lassen sich, ohne große Schwierigkeiten in den Benennungen der mehr denn sechshundert Clane der heutigen Berbern oder Amazigh nachweisen. Vergleiche die Geschichte der Mauritanischen Könige von dem arabischen Geschichtschreiber Ebül Hassan aus der Stadt Feß. Aus dem arabischen übersetzt von Franz von Dombay. Agram 1794. I, 30. Wir wollen nur ein Beyspiel anführen. Der Clan, welchen Procopius de bel. Vand. II, 28 *Λεβάνθαι* und in den Anecd. 5. *Λεβίθαι* und *Λεβάθαι* nennt, in dem Werke de Aedif. VI, 4, und de bel. Vand. II, 21 steht fälschlich *Λευκάθαι*, ist der heutige Clan Lewatah, wie schon St. Martin nachgewiesen hat zum Lebeau, Histoire du Bas-Empire IX, 96. Corippus erwähnt des Namens unter verschiedenen Formen, Languentan, Laguanta, Laguantan u. s. w. Die Sprache der Amazigh oder Tamazigh — das T. ist der weibliche Artikel — erstreckt sich vom atlantischen Ocean bis nach Aegypten, und vom mittelländischen Meere bis jenseits des Atlasgebirges, wohin das Volk, nachdem die Araber den Nordwesten erobert hatten, sich zurückgezogen hat, bis zu den großen Wüsten nach Sudan und Senegambien. Sie zerfällt in zwey, stark von einander abweichende Dialekte, in den sogenannten Berberendialekt im engern Sinne des Wortes, und in den der Schillah (Shelluhh schrei-

ben sonderbar genug die Engländer diesen Namen). Das Schillah mag sich ungefähr zum Amazigh, wie das Plattdeutsche zum Hochdeutschen verhalten. Woher stammt nun aber diese nordwestliche Bevölkerung Afrikas, welche die Alten schon in zwey Hauptabtheilungen eintheilten, in Mauri und Gätuli? Die Meynungen der Gelehrten sind bekanntlich hierüber sehr verschieden, und was das Schlimmste ist; es sind bloß Meynungen, ohne irgend ein historisches Fundament zu haben. Der verstorbene St. Martin hat sich lange mit Untersuchungen über die Urbevölkerung Afrikas beschäftiget, und glaubte am Ende gefunden zu haben, daß die Mauren, nach der alten Sage (Jugurtha 18.), wirklich eine Colonie der Meder gewesen wären. Warum? Weil die Armenier den Namen Meder in Mar zusammenziehen, eine Benennung, die doch mit Maur sehr viel Aehnlichkeit habe. *) Mag auch das armenische Mar und das afrikanische Maur eines und desselben Ursprungs seyn, was wir aber sehr bezweifeln, so ist doch so viel sicher, daß die Sprache der Amazigh oder Mauren nicht zur medopersischen Familie gehört. Dieß allein ist für den unbefangenen Forscher hinreichend, jeden Gedanken an den medischen Ursprung der Bevölkerung des nordwestlichen Afrikas aufzugeben. Die Amazigh haben aber ein eigenes Schicksal. Während sie von den östlichen, wie von den westlichen Völkern mit dem fremden schimpflichen Namen der Berberen belegt werden, ward ihr alter einheimischer Name Mauren, Mohren — der, wie wir vermuthen, aus einer Zusammenziehung von Amazingh oder Amarig, wie Leo Afrikanus das Wort schreibt (Ramusio I, 2 folg.), entstanden ist — im Spanischen und Portugiesischen, die Benennung der Negervölker, von welchen sie doch physisch wie geistig vollkommen verschieden sind. Diese Verwechslung scheint im Jahre 1442 entstanden zu seyn, wo die Hauptstadt Portugals mit Verwunderung die ersten eigentlichen Schwarzen sah, mit lockigem Haare und hervorspringenden Kiefern. Sie kamen für Lösegeld aus Mauritanien, und wurden deßhalb ebenfalls Mauren oder Mohren genannt. S. Sprengel vom Ursprunge des Negerhandels. Halle 1779. Die Nachrichten, welche wir über die Sprache und die Eintheilung des Volkes in der Berberey, in der Beschreibung Afrikas von El-Hassan Ibn Muhammed el-Vezzan, el Fezi, gemeinhin Johann Leo Africanus genannt lesen, sind heutigen Tags noch das Vollständigste und Beste, das wir über diese Gegenden besitzen. Es war den spätern Forschern kaum möglich, die Angaben dieses trefflichen Mannes in der angegebenen Beziehung mit einer einzigen neuen Thatsache zu vermehren. Der Abdruck der Beschreibung Afrikas des Leo bey Ramusio ist als Original zu betrachten; denn dieser vielkundige Venetianer sagt in der Vorrede, daß Leo, nachdem er die italienische Sprache erlernt hatte, sein Werk selbst aus dem Arabischen ins Italienische übertragen habe. Il qual libro, fügt Ramusio hinzu, scritto da lui medesimo, dopo molti accidenti, che sariano lunghi à raccontare, pervenne nelle nostre mani: Et noi con quella maggior diligenza che habbiamo potuto ci siamo ingegnati con ogni fedeltà di farlo venir in luce, nel modo che hora si legge.

Von dem amerikanischen Consul Hodgson, dessen Abhandlung über die Berberensprache wir bereits erwähnt haben, finden wir (VII, 115) eine Uebersetzung einer amarighischen oder maurischen Handschrift, welche sehr interessante, statistische und politische Nachrichten enthält über Sus, eine sonst sehr wenig gekannte südwestliche Provinz des Maroccanischen Reiches, die von dem Fluße gleichen Namens so genannt wird. Die Mauren sind heutigen Tags noch das rohe barbarische Volk, das sie ehemals waren; sie haben zwar das arabische Alphabet, um das Nothdürftigste damit zu schreiben, angenommen, aber eine maurische Litteratur ist jetzt so wenig wie ehemals vorhanden. Man kennt bis auf den heutigen Tag bloß drey amarighische Handschriften; nämlich eine Uebersetzung der Evangelien; eine Art muhammedanischen Katechismus von dem Marabut ben Naser und die Lebensbeschreibung des Taleb, Sidi Ibra-

*) Siehe meine Geschichte der armenischen Litteratur S. 11. St. Martin hat hierüber bereits im Jahre 1828 eine ausführliche, noch nicht im Drucke erschienene Abhandlung gelesen.

him ben Muhammed el Messi aus der Provinz Sus, die Herr Hodgson übersetzte, — ein in seiner Art einziger Beytrag zur Völker- und Länderkunde. „In den Moscheen meines Geburts-Ortes Messa“ — Messa ist eine Stadt der Provinz Sus —, sagt el Messi, oder der Messier, „sind eine solche Masse (arabischer) Bücher, daß Gott allein weiß, wie viel deren sind.“ Es leben hier auch mehrere jüdische Familien, von denen eine jede monatlich vier Dollar Abgaben an die Scheiks bezahlt. Die gelehrten Anstalten der muhammedanischen Länder stehen mit den religiösen Instituten, den Klöstern und Moscheen in inniger Verbindung. Die Lehrer sind berühmte Geistliche, welche von der Bevölkerung des Ortes und des Districtes, oder auch von dem Ertrage ehemaliger religiöser Stiftungen unterhalten werden. Diejenigen, welche sich in den Wissenschaften ausbilden wollen, reisen hin zu diesen Klosterschulen, und halten sich daselbst ihrer Studien wegen mehrere Jahre auf, ohne daß sie für das Geringste zu sorgen haben; denn der Freytische giebt es in Menge. Ibrahim ben Muhammed ist ebenfalls ein solcher fahrender Schüler, der bald da bald dort sich satt ißt, und nun, nach Vollendung seiner Studien, ein skizzenhaftes Bild seines Lebens und seiner Erfahrungen entwirft, worin sich der ganze Zustand des Volkes und der Regierung von Marocco widerspiegelt. Wir können hier bloß einige Züge aus dieser muhammedanischen Autobiographie mittheilen.

Bis zum Jahre 1835 sandte die Stadt Messa dem Sultan Mulai Abd-al-rachman, so heißt seine jetzt regierende Majestät von Marocco, die sich für den einzigen wahren Chalifah, oder Stellvertreter des Propheten hält, als jährliche Abgabe fünf Tausend Mitscals, oder 3333 Dollar, einen Neger, eine Negerin und ein Pferd. In diesem Jahre aber sagt der Sultan zum Volke von Messa: „ihr müßt Tausend Mitscals mehr zahlen.“ „Nun bezahlen wir gar nichts,“ sagte Messa zu den Boten, die ihm diesen Befehl brachten. „Geht nur hin und sagt es euerm Herrn!“ Ey so, sagten die Scheiks, da müssen wir zum Sultan schicken, damit er Truppen sende. Es kamen 3500 Reiter; aber die Einwohner von Messa fügten sich nicht. „Und sollten wir auch gezwungen werden, das Land zu verlassen, so zahlen wir doch nicht. Nein, wir gehorchen nicht; wir unterhandeln nicht.“ Die Truppen griffen an, aber Messa schlug sie zurück, und sie flohen von dannen; nur zehn Zelte konnten sie retten, die Kanonen und Mörser wurden die Beute der tapfern Stadt.

In der Klosterschule zu Tezerwelt lehrt man die arabische Grammatik, nach dem grammatischen Gedichte Alfyyah, — Sacy hat das Werk herausgegeben, — und das Gesetz studirt man nach dem Buche des Sidi Halil. Der Kaid Sidi Hischam unterhält großentheils die Studenten. Er ist der Herr in diesem Districte und thut, was er will. Er läßt nach Belieben die Köpfe abschlagen und die Hände abhauen. Die Cafilah handeln nach Tombuctu, dem Sudan, der Sahara und Aghersdum, woher sie nach Tezerwelt allerley Waaren bringen, wie Elephantenzähne, Straußfedern, Sklaven und Goldstaub. Als Tauschmittel führen sie in diese Gegenden Mittelafrika's — hin und her brauchen sie ein volles Jahr — Tuch, Baumwollengut, Eisen, Stahl, Glasperlen, Gewürze, und sonstige Artikel, die aus der Christenheit kommen. Den Stamm Tegengest, welcher um die Quellen des Flußes Sus haußt, regieren abwechselnd drey Scheiks, welche die Marktordnung aufrecht erhalten, und die Strafen für die geringern Verbrechen, wie für den Todschlag erheben. Wenn einer einen Mord begangen hat, der läugnet, damit er das Seelengeld nicht zu bezahlen habe. „Der hat es gethan, der hat es gethan,“ sagt er, und dieß bringt die ganze Gegend in Aufruhr. Deß Nachts gehen sie dann von einem Orte zum andern, rauben und plündern, und schlagen einander todt. So leben sie unter einander Monate, Jahre lang.

Die Abentheuer des Sidi Ibrahim verdienten es vollständig übersetzt und geordnet zu werden.

N.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nr. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt etc.

(Fortsetzung.)

Auf Lobecks Antrag von der k. preußischen Regierung mit einem Staatsstipendium, welches von Zeit zu Zeit ansehnlich gemehrt wurde, unterstützt und eigenes Vermögen zusetzend, unternahm er, nachdem er in Berlin den Staatsconcurs in den medicinischen Wissenschaften rühmlichst bestanden hatte, im Frühjahre 1828 eine wissenschaftliche Reise, um die berühmtesten Bibliotheken Deutschlands, Italiens, Spaniens, Frankreichs und Englands zu besuchen und die Handschriften der griechischen Aerzte zu vergleichen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Dresden, gieng er nach Wien, wo er fünf Monate verweilte; von da nach München. Hier traf er am 2. August ein. Kaum angelangt, eilte er schon um 8 Uhr auf die k. Hof- und Staatsbibliothek und arbeitete voll Feuereifers bis zum Schluße derselben. Zu Hause verglich er die Handschriften des Hippokrates; auf der Bibliothek war er theils mit Vergleichungen anderer medicinischer Schriftsteller des klassischen Alterthums, theils mit dem Abschreiben noch unedirter Werke griechischer Aerzte, z. B. der Sammlung des Oribasius, des Actuarius u. A., beschäftigt. Auch die Handschrift der Chemiker wurde ausgebeutet; kurz nichts, was ihm gut dünkte, unbeachtet gelassen. So weislich die Zeit benutzend, hatte er sich binnen eilf Wochen einen trefflichen Apparat gesammelt und für die übrige Reise, was die Inedita anlangt, gut vorgearbeitet, so daß er in Italien, wo der Bibliothekbesuch sehr beschränkt ist, nur das bereits Abgeschriebene mit manchen dort befindlichen älteren Handschriften vergleichen durfte.

Am 26. October verließ er München, das er sehr lieb gewonnen hatte, und trat die Reise nach dem klassischen Boden an.

Referent glaubt den Liebhabern der Litteratur und den Freunden des zu früh Dahingeschiedenen keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn er aus dem Briefwechsel, welchen sein unvergeßlicher Freund mit ihm gepflogen, das Interessanteste hier mittheilt, den Verehrern des Seligen zur Erinnerung, Jüngeren als Muster eines für klassische Studien und alles Edle hochbegeisterten Strebens.

Venedig am 11. Nov. 1828.

... Meine Reise hieher war angenehm. Tyrols Gletscher zeigten den Schnee nur von Weitem, und auf dem Brenner war es in der Nacht vom 27. zum 28. Oct. allein merklich kalt. Den ganzen 29. Oct. bin ich in Verona herumgelaufen, und der Tag ist mir unvergeßlich. Dort empfieng ich die Weihe für die Genüsse, die meiner in Italien warten. Das Riesenbauwerk des Amphitheaters steht mir noch lebhaft vor Augen und die Kirchen mit ihren Gemälden, der Cypressengarten der Grafen Giusti mit seiner Aussicht. Am 31ten fuhren wir mit einem Vetturin nach Vicenza, wo ich in mehreren Stunden Palladio's Meisterbau wenigstens zu sehen Gelegenheit hatte, vor allem sein Holzmodell des olympischen Theaters. Abends langten wir in Padua an und fuhren mit der Corriera (dem Postschiff) auf dem Kanal der Brenta weiter, und am 31. Oct. früh lagen Venedigs Lagunen vor uns. Auf der Bibliothek ward schon 5 Stunden gearbeitet. Der 1te Nov., an dem die Marciana geschlossen war, wurde mit einer Wallfahrt durch einen Theil der Stadt hingebracht, wobey die Kirchen S. Maria della Salute, S. Maria Formosa, die Paläste Giustiniani und Grimani mit ihren Gemälden und Antiken die Hauptsachen waren. Wie viel des Schönen aus aller Zeit man hier beysammen sieht, wie besonders Meisterwerke der Venetianischen Malerschule in allen Ecken umherstehen, ist kaum zu glauben. Der 2te November, ein Sonntag,

der erste nach meiner Abreise von München, war zu einer Fahrt nach dem Riesendamm der Murazzi, der dem Einbruche des Meeres in die Lagunen Trotz bietet, bestimmt. Ueber 16 Miglien oder 4 Stunden von der letzten Laguneninsel Palestrina bis nach dem Festlande von Chioggia hin erstreckt sich der Quadersteindamm als redendes Denkmal der einstigen Macht Venedigs. Auf ihm wanderten wir hin, links das brandende, schäumende Meer, rechts zunächst die stilleren Lagunen, wo nur bey dem jetzt einzigen Hafen von Malamocco das Meer in sie hineinspült, was man an dem kühneren Geschaukel der hinschwebenden Barke stracks empfindet, hinten die hellen Spitzen Tyrols; vor uns die Euganeen auf dem Festlande. Seitdem begann meine tägliche Arbeit auf der Bibliothek wieder, wo ich bisher meine Zeit zwischen Hippokrates und die Chemiker theile, die beyde reiche Ausbeute liefern. Die Abende gehören mir, wo ich schon über dem Oribasius sitze. Die Sonn- und Feyertage gehören alle den Merkwürdigkeiten der Stadt, wo ich den ganzen Tag umherziehe mit meinem Wegweiser von Moschini in der Hand; und wenn ich selbst drey Monate hier bliebe und alle Sonntage so benutzte, so wäre doch noch allerley am Ende übrig zu sehen. Ich bin bereits wieder mit Petrarc und Ariost beschäftigt. Sonntag Abends besuche ich stehend das Theater: jetzt wird in zweyen gespielt, in San Samuele Oper, in San Luca Komödie. Die letztere ist mir besonders schätzenswerth, weil sie mir die reichste Gelegenheit giebt, meine Fertigkeit im Sprechen zu bilden. In der That die Jugend ist die schönste Zeit des Lebens. Vor fünf Jahren habe ich Italienisch mit Leidenschaft getrieben, und treu ist es mir bis jetzt geblieben. Was meine Arbeiten in Italien anlangt, so steht mein Entschluß hier fest, das nur zu thun, was meine in Deutschland gesammelten Materialien erheischen. Zu jeder großen Abschrift gebräche es auch an Zeit. Uebrigens kann ich zufrieden seyn, und Paris wird Manches noch dazu thun, wo die Zeit nicht so jämmerlich beschnitten ist, als in Italien. — —

Venedig am 23. December 1828.

. . . . . Von Macarius Rosengarten *) kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich ihn angesehen habe, um für mich nur Dornen darin zu finden; für Sie wären vielleicht einige Rosen darin. Doch bezweifle ich auch das. Nämlich der gute Mann hat nur Curiosa gesammelt in kleinen, ganz unzusammenhängenden Sätzchen, die nur jemand, der ganz und gar im Synesius zu Hause ist, auffinden kann. Mit dem Rosenlesen von der Kahlköpfigkeit beginnt er und hat etwa etliche zwanzig Sätzchen aus dieser Schrift beygebracht, die gar nichts zur Kritik des Textes helfen können. Ich bin nun auch in den noch unbekannten Schätzen der Marciana zu Hause und habe für Ihren Synesius nachgesehen. Gleich in den ersten Tagen fragte ich Bettio, den guten, den liebevollen, nach dem, was nach dem Druck des Zanettischen Katalogs in die Marciana gekommen wäre. Er sprach sehr ungenau davon und mir gar nicht zur Genüge. Nach etlichen Tagen zeigte er mir einen Bogen eines geschriebenen Katalogs, worauf etliches von Hippokrates verzeichnet stand. Das genügte für den Anfang. Es scheint also, Bettio schweigt lieber davon. Um aber gar keine Spur von Vorenthaltung und Neid auf sich fallen zu lassen, woran ihm sehr viel gelegen zu seyn scheint, bey Mai's Verruf zumal, gab er mir bald alles. Er hat darüber einen geschriebenen Katalog, nach Art des Zanettischen in Klassen geordnet. Die Masse dieser Handschriften übersteigt die Zanettische Zahl beträchtlich. Denn die ganze bibliotheca Naniana mit ihren lateinischen und griechischen Handschriften, S. Michele auf Murano. die biblioth. Farsetti, Contarini, S. Giovanni und Paolo, die Kapitularbibliothek Padua's und eine große Zahl Klosterbibliotheken oder doch ihrer schätzbarsten Handschriften ꝛc. ist jetzt in der Marciana. Ich habe für mich manches höchst Wichtige gefunden. Für Synesius ist nur noch das Buch de insomniis mit Gregoras Commentar auf Papier aus dem XVI. Jahrhundert mit rothen Interlinearglossen vorhanden. Zwey und zwanzig medicinische Handschriften enthalten diese Zusätze noch, in deren einer ich Theophilus Schrift über den Puls aufgefunden habe, die nicht nur unbekannt ist, sondern um so unbekannter, als sie für bekannt gehalten wird. Denn in der Sammlung der Artisella steht ein Büchlein unter Theophilus oder Philaretus Namen, eben so in der Sammlung des Albanus Torinus, beyde nur lateinisch, beyde nicht das Werk des Theophilus. Mit seiner Kopie bin ich beschäftiget und denke vielleicht noch Meletius Werk de natura hominis zu kopiren. Für Hippokrates ist alles fertig, viel gewonnen. Für die Chemiker ist alles beendet, viel gewonnen. Für Oribasius deßgleichen. Zwey Handschriften des Nicander habe ich noch dabey verglichen, drey der Probleme des Cassius, zwey der des Theophylactus und Fragmente mancherley abgeschrieben; über alles aber genau mich unterrichtet und alles durchsucht, um, etwa bey einer zweyten Reise, durchaus bekannt zu seyn. Unter allen, allen Handschriften der griechischen Aerzte ist die große des Hippokrates die älteste, ehrwürdigste, beste. Aus ihr wird dem Hippokrates großer Gewinn kommen. Eben so die Handschrift der Chemiker, für deren etliche Stücke aber eine Naniana

*) Eine sehr ausführliche Beschreibung von dem Venetianer Codex der 'Ροδωνιά des Macarius Chrysokephalus gab bereits Villoison in seinen Anecdott. Gr. T. II. p. 4. seqq.

noch mehr geleistet hat, als die Urgroßmutter, aus deren oft entstellten, vielen Kopien auch mittelbar die Münchner geflossen ist. Ich bin in der That jetzt etwas verwöhnt und wo ich nicht Handschriften aus dem 11. oder 12. Jahrhundert habe, werde ich für Augenblicke ungeduldig. Nach der Mitte des Januar denke ich fertig und zur Abreise bereit zu seyn. Walz *) ist in der Mitte des November mir nach Rom vorangegangen.

Der Zustand der Wissenschaften in Venedig ist jammervoll. Selten sehe ich einen Leser (auf der Marciana). Nach Handschriften fragt kein Mensch, außer wir, Cicognara und der brave Mustoxidi ausgenommen, der mich reichlich mit Büchern unterstützt. Venedig, einst der Sitz der Aldinischen Pressen, hat jetzt keine nur der Rede werthe Buchhandlung. Nach italienischen neuen Büchern fragt man umsonst, wie viel mehr nach in Deutschland gedruckten.

In Venedig bin ich nun so bekannt, wie zu Hause, und habe alles, vieles schon öfter gesehen.

Florenz am 21. Juny 1829.

Mein hochgeehrtester Freund!

Erst nach der fast beendeten Reise durch Italien denkt er wieder an uns in München, so werden Sie sagen, wenn Sie in der Aufschrift des Briefes die Hand Ihres Freundes noch erkennen. Gewiß es wäre unverantwortlich vor Gott und Menschen, wenn ich das Andenken an drey mir so unvergeßliche Monate und die theuern Freunde aus der Seele gestrichen hätte. Das bleibt tief eingeprägt und eingegraben. Nur geschrieben habe ich nicht früher, weil ich unstät und flüchtig nur Monate lang mich aufhielt und so niemals eine Antwort hätte erwarten können. Briefe ohne Antwort aber sind keine. Darum habe ich es lieber aufgeschoben, Ihnen erst aus Florenz, dem lieblichen Athen Italiens, zu sagen, wie sehr ich Sie immer noch alle liebe, wie Ihr Andenken mir über Bologna, Ancona, Loretto nach Rom, von dort aus nach Neapel, von da durch ganz Sicilien, Palermo, Egest, Selinunt, Agrigent, die syrakusische Pentapolis, Catania, Messina und wieder von Neapel nach Rom und weiter nach Florenz, wo ich seit einigen Tagen lebe, gefolgt ist, wie sehr ich mich freue, Ihnen sagen zu können, daß mich Gott auf meinen Wegen in Arbeiten und Genüssen tausendfach gesegnet hat, Ihrer herzlichen Freude darüber gewiß. Hier lebe ich nun einige Zeit wieder fest an einem Orte, und gleich treibt mich Pflicht und Liebe in Worten zu Ihnen hin, wenn auch der Geist Ihnen immer nahe gewesen ist. Der Zeitraum, über den ich Ihnen so Vieles sagen will und kann, ist zu groß, um Alles zu sagen. Darum genüge Ihnen für diesesmal das Wichtigste. Ich hatte vier Wochen in Rom etwa gearbeitet, als das Conclave den Vatican schloß. Walz gieng nach Florenz; ich nach Neapel. Dort hatte ich in vierzehn Tagen meine Arbeiten vollendet, da nur Unbedeutendes und das noch schlecht dort meine Speise war. Auf den Tempelruinen von Pästum machte ich die Bekanntschaft eines preußischen Barons, der mich als Dolmetsch und Arzt ihn auf einer sicilianischen Reise zu begleiten einlud. Konnte mir ein erwünschteres Anerbieten bey gänzlicher Arbeitsebbe gemacht werden? Das Wiegenland der Ceres, durch und durch durchstrichen in fünf seligen, unvergeßlichen Wochen, hätte uns aber bald das Leben gekostet bey der Rückkehr von Messina nach Neapel. Im tobendsten Nordsturm drohten die überschlagenden Wogen uns zu verschlingen und Alles schien verloren. Gott wollte es anders. Ihm die Ehre und Dank in Ewigkeit!

Janelli und Cirillo, die beyden Bibliothekare in Neapel, sind jener ein gescheuter Schwätzer, dieser ein Maisirender Eifersüchtler, mit dem als dem Präfecte der griechischen Handschriften ich am meisten zu thun hatte. Glücklicher Weise war nichts Rechtes da, wodurch seine Eifersucht gegen mich in Flammen gesetzt werden konnte. Alle sonstigen Schwierigkeiten zerbrach unser Gesandte.

In Rom habe ich auf dem Vatican, so viel möglich, im Ganzen dritthalb Monate gearbeitet, länger das zweyte Mal, auf der Barberina fast Tag und Nacht durch des Bibliothekars Rezzi Gefälligkeit, wenig auf der armen Angelica. Mai war sehr gefällig gegen mich, da ich ihm wesentliche Dienste mit meinem Choulant'schen Oribasius und Ruphus leisten konnte bey seiner Fragmentenausgabe aus vier verloren geglaubten Büchern des Oribasius. Im Ganzen ist die Vaticana für mich weniger ergiebig gewesen, als ich dachte; desto mehr die Barberina. In Rom lebte ich im Schooße vieler Freunde, Roestels, des Sekretärs der Gesandtschaft, und des Predigers Tippelskirch's, zweyer Universitätsfreunde. Ich bleibe bis zum October hier, vertreibe diesen Ferienmonat in Livorno, Pisa, Lucca und gehe über Modena und Parma nach Mailand, wohin mich Mai an Bentivoglio und Mancini mit trefflichen Empfehlungen versehen hat.

In welchem Freudenmeere ich täglich schwimme in den reichen Museen und Gallerien, oder in Gottes schöner Natur, oder in wissenschaftlichen Studien, oder in meinen Arbeiten, erachten Sie leicht, wenn ich Ihnen Hesperiens Namen nenne. Glauben Sie, zu lernen habe ich nichts versäumt, was es auch immer sey und welches Namens.

So leben Sie wohl. Behalten Sie ferner lieb, den, der sich Ihrer Aller Liebe herzlich und dankbar

---

*) Jetzt Professor der alten Literatur an der Universität zu Tübingen, der berühmte Herausgeber der griechischen Rhetoren.

freut. In diesem Jahre sehe ich Sie schon nicht wieder. Denken Sie mein in Bogenhausen zuweilen und wo wir sonst selige Stunden im Freyen verlebt haben. Leben Sie nochmals alle, alle herzlich wohl.

Fr. R. Dietz.

Ich bin wohl und freudig in meiner Arbeit, — heißt es in einem andern Briefe aus Florenz vom 19. Sept. 1829. — da das Ministerium sein klingendes Wohlwollen mit neuen Geldsubsidien an den Tag gelegt hat. Von Florenz gehe ich sehr reich fort für Hippokrates, nehme vier neue Commentare für ihn mit, ein neues Buch von Oribasius, einen neuen Arzt, Severus, Schätze für Ruphus u. s. w.

Aus Florenz bin ich — schrieb er aus Genua am 1. März 1830 — am Ende des October abgereist, nachdem ich Livorno, Pisa, Lucca und Pistoja besucht hatte. Für mich ist bey den Filippinern in Pistoja wenig gewesen. Modena, wo ich so viel gehofft hatte zu finden, hat viele Handschriften, aber keine von Werth für mich. In Parma habe ich einen Bericht über den handschriftlichen Nachlaß Giambattista Morgagni's *) für Choulant verfaßt. In Mailand habe ich drey Monate gearbeitet mit Gewinn für mein Bereich. Aus Mailand habe ich oft an Sie schreiben wollen; aber sieben Stunden (durch Bentivoglio's Güte) Arbeit auf der Bibliothek und vollauf Arbeit zu Hause haben mich nicht dazu kommen lassen. Sie wundern sich, was für Arbeit mich zu Hause so emsig hat beschäftigen können. Und das mit Recht. Wundern werden Sie sich noch mehr, wenn ich Ihnen sage, ich gehe nach Spanien und bin, wenn sie diesen Brief empfangen, wohl schon jenseits der Pyrenäen. Mich bewog dazu der Manuskriptenkatalog des Escorial, den die Brera in Mailand handschriftlich besitzt. Zu dieser Reise mich vollkommen vorzubereiten, war die Ausgabe also, zumal da ich hoffe, sie werde von allgemeinerem Nutzen seyn, als bloß für die griechische Medicin, und Veranlassung geben, ein Wort über spanische Bibliotheken, ja über das ganze Land zu sprechen. Unternehmend, wie Wenig, unabhängig, wie Wenige, gleichgültig oft gegen alle Zukunft, trete ich diese Reise an; aber sorgenvoller dennoch, als gewöhnlich, weil ich nicht alleine bin. Meine beyden werthen Freunde, Baron v. Wolbeck und Hofrath Feder**) haben sich nicht abhalten lassen trotz allen meinen Gegenvorstellungen, mich dahin zu begleiten, jener, weil er meine Gesellschaft nicht unangenehm findet, dieser sich erwärmend an meinem Eifer und von gleichem Interesse geleitet, wenn ich nicht auch ein gut Theil seiner Freundschaft für mich zuschreiben darf.

*) Abgedruckt in der Hall. allgemeinen Literaturzeitung. Jahrgang 1830. Bd. V. S. 17 — 22.

**) Jetzt Oberhofbibliothekar in Darmstadt.

In Novara, Vercelli ist keine griechische Handschrift. Turin habe ich drey Wochen benutzt. Was das Athenäum enthält, wissen Sie aus Pasini's Katalog; später sind gar keine Acquisitionen weiter gemacht worden. Asti und Novi haben nichts Griechisches. Was Pavia, Voghera und Tortona noch haben, wird Herr Hofrath Feder mir sagen können, den ich morgen in Genua erwarte. Er ist in Mailand geblieben, während ich in Piemont gearbeitet habe. In Pavia war ich zwey Feyertage, wo die Bibliothek verschlossen war. Was mir aber der Anatom Panizza und der Kliniker Hildenbrand sagten, läßt mich nichts hoffen.

Meine oder unsere spanische Karavane wird den Landweg über Nizza, Toulon, Marseille, Aix, Avignon, Nimes, Montpellier nach Barcellona einschlagen. In Marseille hoffe ich etwas, vielleicht auch in Aix. Ob Montpellier noch Pellicier's griechische Manuskripte besitzt, kann ich nicht ermitteln. Montfaucon sagt, qui ibi adhuc extare putantur, und Millin hat altum silentium darüber, so wie das Voyage litteraire der beyden Pariser Benedictiner. Nun, wir werden's an Ort und Stelle erfahren. Hier in Genua bin ich seit einigen Tagen überselig im Frühlinge; übertraurig aber wäre ich über den Abschied von Italien, wenn mich nicht die Provence, Languedoc, Catalonien und Castilien entschädigten. Italien kenne ich vom Fuße der Alpen bis Malta; schöne sechzehn Monate, die ich hier verlebt habe! Sie sind vergangen, in einem Meere von Seligkeiten vergangen. Ihr Andenken ist heilig und ihre Frucht reich.

In Genua sind jetzt noch vier Bibliotheken vorhanden, die der Universität, die Carolina dei Missionari Urbani (viele und alte griechische Handschriften, meist patres; ich mache einen Katalog davon), die Berio (nichts Griechisches), die dei Francioniani. Alle Bibliothekare hier sind liebe, gefällige Leute. Fast hätte ich Peyron in Turin zu rühmen vergessen.

Von meinen medicinischen Studien sage ich nichts, weil es Sie nicht interessiren kann. Mehr aber als je fühle ich das Bedürfniß, stehend Krankenhäuser nicht zu besuchen bloß, sondern ihnen thätig vorzustehen. Die arme Medicin in allen Landen thut Rückschritte auf Kosten der Chirurgie. Möge in mir in einem Winkel Deutschlands ihr ein tüchtiger Kämpe erwachsen! Ich fühle dazu Anlage und Willen in mir. Mehr braucht's nicht, außer Gottes Segen, der mich bisher sichtlich überschüttet. Grossi's Tod ist gewiß schwer in München zu ersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nr. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt etc.

(Fortsetzung.)

Ueber seine höchst merkwürdige Reise durch das südliche Frankreich nach Spanien und seinen Aufenthalt in diesem herrlichen Lande äußerte er sich in einem Briefe aus Paris vom 20. März 1831 so:

Mein werther Freund!

Fast werden Sie mich den wiedergefundenen nennen, wie mich Hofrath Feder in seinem letzten Briefe heißt. Nehmen Sie mich denn als wiedergefundenen, lange verlorenen Sohn an. Ich verzichte auf alle Entschuldigung meines langen Schweigens, und werfe mich in die Arme Ihrer Freundschaft. Drücken Sie ein Auge zu über den Fehl. Der verlorene Sohn hat wenigstens keine Treber gegessen in Spanien, sondern zugenommen an Alter, wer weiß, ob nicht auch an Verstand, um von der gelehrten Ausbeute zu schweigen. Aus Genua schrieb ich, irre ich nicht, Ihnen zuletzt und empfing Ihre Antwort in den stillen Klostermauern von San Lorenzo del Escorial, wohin ich im Beginne Aprils gleich von Madrid aufbrach. Das südliche Frankreich gab nichts, Montpellier, worauf ich gerechnet, nichts; die einst so berühmten Handschriften der Archevêché sind in Paris. Wie, wissens die Götter, sie hingekommen seyn mögen? Vor der Revolution gewiß. Barcelona und Valenzia, wichtig in mannigfacher Rücksicht für meine medicinischen Zwecke, haben nichts. Ueber den Eskorial will ich mich öffentlich vernehmen lassen bey der ersten Gelegenheit. Es hat Mühe gekostet, sich durch die Geschichte dieser Bibliothek und durch die Handschriftenmasse durchzuwinden. Denn ich habe, die orientalischen ausgenommen, alle griechischen, lateinischen, spanischen, italienischen (auch eine preußische, merken Sie: libro de rezar en lengua Prusiana = russischer Katechismus!) Handschriften durch meine Finger laufen lassen. Unvergeßliche Tage, in völliger Abgeschiedenheit von der Welt klösterlich lebend, die Wissenschaft zu pflegen. Der Eskorial geht mir in der Erinnerung über alles sonst. Um sieben Uhr früh, umsungen von Tausenden von Nachtigallen in den Jagdgehegen Philipps II. im Frühlinge, einem spanischen! — wanderte ich in das ewige, stille Kloster und saß fest bis eilf Uhr; dann gieng ich heim — ich wohnte bey einem armen Bauern im Dorfe — und verspeiste meine olla potrida, bestehend aus Rind- und Schweinefleisch und Knackwurst (aber ranzige, andere thut's nicht) und Kichererbsen (garbanzos) und Safran, und schmauchte in seligem Vergessen aller Welt meine spanischen Papiercigarritos, und von 2 bis 5 ward wieder in der Zelle des frommen Mönches geschafft, mit Walz zu reden; dann gieng ich mit Fray Don Francisco de Campos, eben jenem frommen Mönche und Bibliothekar, *) und andern Klosterbrüdern von 5 bis 7 spazieren in den duftigen Gärten am Fuße der Sierra von Quadarrama, oder besuchte den Dorfchirurgus und seine liebe Familie. Jedes Kind, jede Alte im Dorfe kannte den stillen und lustigen Don Federico, medico Prusiano, still in der Woche, lustig an Kirchfesten, tanzend den Manchego zu Kastagnetten auf grüner Haide, oder gallopirend auf Maulthier oder Esel am Sonntag, ein kaltes Stück Bocksfleisch (cabrito) und Brod in der Tasche und den ledernen Weinschlauch (bota) am Halse. Dann ward gejubelt in Gottes freyer Natur, und Montags gieng die Arbeit ernst und ruhig weiter. Mein Andenken wird lange im Dorfe bleiben. So war ich dort drey Monate. Feder war unterdessen in Madrid und Toledo. Um Pfingsten gieng ich nach San Ildefonso und Segovia und Salamanca, eine Lustreise, obschon man jeden Augenblick geplündert werden kann. **) Mir ist

*) Don Fr. de Campos wurde in der Folge zum Bischofe von Talavera de la Reyna befördert.

**) Sehr schön drückt er sich über diese Besorgniß in der Vorrede zu Galen. de dissect. musculorum etc. P. VIII. seq. aus, wo es heißt: „Undecies credidi schedulas meas maribus litoraque meridionalis Hispaniae legens in fragilibus cercuris depo-

es, den Göttern sey Dank, nie begegnet. Im July arbeitete ich in Madrid, und nun gieng Feder erst nach dem Eskoriale, in großer Eile. Er war indessen zum Oberhofbibliothekar in Darmstadt ernannt worden. Wir wollten zusammen nach Andalusien, obschon ich wegen der Pariser Revolution mögliche Reaktionen in Südspanien befürchtete. Es war der August eine schlimme Zeit für mich; ich schwankte zwischen tausend Planen, England, Paris (??), Andalusien. Feder reiste heim über Italien, wohin er sich, seine hinterlassenen Sachen zu holen, in Marseille eingeschifft hatte. Ich gieng trotz der größten Hitze am 25. August vorwärts nach Cordova, Sevilla, Cadiz. Was trieb mich? Untersuchungen über das gelbe Fieber und die Lokalitäten desselben machten den Wunsch in mir rege, es zu sehen. Der Sommer war grausam; Aussicht zum Ausbruche nicht unwahrscheinlich. Wer auf dieser Welt nichts hat, kann nichts verlieren. Also frisch das Leben eingesetzt; war es doch auch vielleicht nicht zu verlieren! Nur sporadische Fälle gab es verflossenes Jahr, wie immer. Aber für die Beleuchtung der Infektionsfrage habe ich Notizen und Literatur und Beobachtungen gesammelt, zu deren Verarbeitung ich mir nur Zeit wünsche. Die Cholera hilft nicht wenig zur Erweiterung meines Planes, und die werde ich dann doch wohl sehen! Ich habe dazu démarches schon beym Ministerium gemacht. Wo aber auch das nicht, eine Arbeit über die beyden epidemischen Krankheiten dieses Jahrhunderts hat für Einen, dem neben den bestäubten, ehrwürdigen Alten die Gegenwart am Herzen liegt, Anziehendes genug. Von Cadiz zur See nach Gibraltar und von Gibraltar hinüber nach Afrika ins Maroccanische nach Tanger. Im Hause des schwedischen Konsuls lebte ich dort den ganzen October; der Ostwind ließ mich nicht nach Europa zurück. Araber, Berbern, Mauren, orientalische Juden, Kameele und die feine Gesellschaft der europäischen

---

sui apographa mea. Perrepsi Carpetanos, Cordubenses, Hispalenses, Granatenses, Malacitanos montes, sicariorum latronumque insidiis infames, continuo excruciatus timore, ne non ita vitam, quod rarius accidere solet, ut chartarum mearum ex Italia advectarum ingentem molem Josephi Mariae (Don José Maria), audacissimi latronum in illis partibus capitis, inexspectata incursione perderem annorumque labores in incuriosas librorum scriptorumque manus pecuniaeque numeratae tantum avidas inciderent mularumque clitellis impositi auferrentur. Averruncavit hanc calamitatem, avertit hanc jacturam Aesculapius. Omnia mea mecum porto. Sospes ipse redeo."

Generalkonsuln, der gelehrte Däne Schousboe — welche Erinnerungen knüpfen sich an Afrika für mich — und Afrika selber! Zur See endlich unter Thränen nach Malaga, dann nach Granada — Alhambra und das Thal von Granada! — und nach Madrid zurück am 19. November. Nochmals etliche Tage im Eskorial; über Bayonne und Bordeaux dann nach Paris. Hier seit dem 19. December unter Emeuten, Ikonoklasten, enragés, Ultra's, liederlichem Gesindel aller species, zufrieden im Umgange mit deutschen und etlichen französischen Gelehrten, angepecht auf der Bibliothek und zu Hause, gesund, froh — die Politik lasse ich mich nicht anfechten — was brauchts mehr? So gehe ich dem Ziel und der Vollendung meiner Arbeiten entgegen. Den schönsten Theil des Lebens hat ihre Anlage mich gekostet. Wie reich bin ich aber für alle Mühen und üblen Momente entschädigt! Wie mich aber nach der Heimath sehnt, o wer ein Herz hat und ein deutsches dazu, der muß das fühlen. Und wo ist denn meine Heimath? Wer's wüßte? Geduld, nur erst wieder deutschen Boden unter den Füßen. Soll denn das Ende am Ende fehlschlagen? . . . Und wo denn zunächst hinaus? Zwey Fälle sind möglich. Ich brauche noch 6 — 7 Monate in Paris. England und Leyden will und kann ich übers Knie brechen. Geh' ich im May nach England und Leyden, und komme wieder nach Paris zurück, oder gehe ich erst im Winter nach England? Die Politik und mein Geldbeutel werden mir dazu bald den Fingerzeig geben. Sehen Sie mich wohl noch einmal in München? Ich wünsche es, und — es ist nicht unmöglich. Uebrigens soll ich dick werden.

Ich habe aus Paris nicht gleich geschrieben, weil Le Bas hinter Ihrer Collation her ist. Aber länger zu warten, Ihnen zu schreiben, wäre Verrath gewesen. Ich sende Ihnen hierbey den Anfang einer Florentiner Collation und das verlangte Stück aus dem Matritensis. Es ist noch ein Synesiuscodex unter den von Yriarte nicht beschriebenen in Madrid, aber schlecht. Etliche Codicesnotizen ein andermal. Grüßen Sie mir alle, die mich lieb haben oder meiner gedenken in München. An Sillig habe ich über die spanischen Pliniuscodices geschrieben, und Feder hat etwelche Proben davon genommen; dieß für Jan und durch ihn für Thiersch, der aber das schon von Sillig erfahren haben wird. Was glauben Sie wohl? Ich will mit dem Aëtius anfangen, in vier Bändchen. Weigels Apparat dazu ist mir gleichgültig; doch erwarte ich Antwort von ihm. Er hat nur den miserablen Vindobonensis . . . . Mit Sprengel bin ich wegen des Paul von Aegina in Collision gerathen, den er ediren wollte (womit?); er ist zurückgetreten, glaube ich; aber Enoslоch antwortet mir noch nicht. Für Paul von Aegina ist mir etwas an dem Augustanus gelegen, von

dem ich nur 1 1/2 Buch verglichen. Ich will Ihnen etwa 80 — 150 Stellen oder weniger später zum Nachsehen schicken, um für wichtige Stellen die Leseart auch dorther zu haben, faktisch; denn daß sie sich mit vielen meiner Codices bestätigen muß, weiß ich zum Voraus.

Leben Sie wohl. Ich umarme und küsse Sie, mein werther Freund.

Fr. R. Dietz.

Am 7. October 1831. traf er in London ein und blieb bis zum 13. Januar 1832, wo er nach Oxford gieng. Im Frühjahre gedachte er Leyden zu besuchen.

So lebte, forschte und wirkte der Unvergleichliche auf seinen mehrjährigen Reisen für die Wissenschaft mit unermüdetem Eifer.

Im Sommer 1832. hatte er, mit den Schätzen der Bibliotheken des fernsten Auslandes beladen, *) wieder das ersehnte deutsche Vaterland glücklich erreicht. Im Monate July dieses Jahres finden wir ihn bereits in Berlin, wo er bey A. W. Schade seine im Verlage der Leop. Vossischen Buchhandlung in Leipzig erschienene Ausgabe der Bücher des Galenus de dissectione musculorum et de consuetudine drucken ließ.

In ehrender Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste um die Wissenschaft hatte ihn die k. preußische Regierung zum außerordentlichen Professor der Medicin und zum zweyten Vorstande der klinischen Anstalt an der Universität seiner Vaterstadt Königsberg ernannt.

In dem nämlichen Jahre gab er in Leipzig bey Cnobloch den ersten Fascikel seiner Analecta medica heraus, in welchen er sich durch die aus arabischen Aerzten nach spanischen, pariser, und englischen Handschriften gelieferten Auszüge als wackern Orientalisten bewährte. Zwey Jahre später erschienen zu Königsberg Apollonii Citiensis, Stephani, Palladii, Theophili, Meletii, Damascii, Joannis, aliorum Scholia in Hippocratem et Galenum, aus Wiener, Münchner, Florentiner, Mailänder, Escorial u. a. Handschriften zum ersten Male griechisch herausgegeben, in zwey Bänden. Kurz vor seinem Tode edirte er zum ersten Male Severi de clysteribus lib. Regiomont. 1836. 8. als Dissertatio acad.

Größeres zu unternehmen, hinderten ihn theils die Krankenpflege und sein akademisches Lehramt,

*) „Spoliis onustus," erzählt er in der Vorrede zu Galen. de dissect. musculorum etc. P. VII., voll edler Begeisterung und inniger Dankbarkeit für die großmüthige Unterstützung, welche ihm seine erlauchte Regierung hatte angedeihen lassen, „bibliothecarum Germaniae, Italiae, Hispaniae, Galliae, Britanniae, quas per hoc quinquennium eo consilio indefesse excussi, ut quae in libris manuscriptis ad textum librorum Hippocratis et genuinorum et eorum, qui sub ejus nomine circumferuntur, refingendum atque expoliendum negligentiores nobis per manus tradiderant hominum aetates colligerem, quae jam dudum deperdita credebantur medicorum graecorum opera, adnuente fortuna, detegerem, quae nondum typis nec graecis nec latinis vel latinis tantum mandata erant eorundem volumina, ita saeculorum situ obsita, ut tineis blattisque corrosa, sedulo transscriberem, priusquam aut penitus interirent aut justo nimis evilescerent, in patriam redux sum factus. Felicior, amplior, quam sperare erat licitum, mihi obtigit messis. Gratulor orbi literarum universo de apparatu critico undecunque summo cum labore summoque peculioli mei dispendio conquisito, quo veterum medicorum Graecorum libri scriptorum incuria inscitiave totiens corrupti et mutilati in pristinam formam restituentur, quantum ejus fieri poterit pro fontium tum numero tum auctoritate; gratulor patriae meae, quae literarum artiumque omnium munificentissima fautrix studia mea, quamvis abjecta nostraeque aetati minus consentanea haberentur, in tot exterarum nationum urbibus instituenda tamque perdiuturnis sumptuosisque itineribus prosequenda et consummanda libentissime fovit animumque inceptorum difficultate saepius depressum missis viaticis iterum erexit novaque spe refocillavit, me omni exspectatione prosperiores successus pusillo animo orsis dedisse, ad Siculas usque Gaditanasque oras maritimas procedere potuisse, ne quem inexploratum intactumque relinquerem Europae cultioris angulum, quo Graecos libros abditos distractosque esse ex Graecarum literarum naufragio fama ferret."

theils die öffentlichen Vorlesungen über die klassischen Dichter der Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer, in deren Erklärung er die Verehrer der schönen Literatur des Auslandes übte. *)

„Hac laborum publicorum et domesticorum varietate distractus,“ sagt sein Lehrer Lobeck in seiner schönen Vorrede zu Soranus S. VII., „pervenit ad annum aetatis tricesimum primum, saeculi hujus tricesimum sextum, quo eum mors oppressit subita juvenem, vegetum, plenum bonae spei atque consiliorum, qualia fert ista generabilis aetas, dum vernat sanguis ac rugis integer annus.

Die letzte seiner literarischen Arbeiten war Soranus, welcher hier zum ersten Male griechisch aus der Pariser und der Barberinischen Handschrift erscheint.

Suidas (Bd. II. 3373. ed. Gaisf.) führt zwey ephesische Aerzte dieses Namens, einen ältern und einen jüngern, an. Der erste, ein Sohn des Menander und der Phoebe, hielt sich zu Alexandria auf, trieb in Rom die Arzneykunst unter Trajan und Hadrian, und verfaßte sehr viele und treffliche Schriften. Als Werke dieses Soranus werden von dem römischen Arzte, Caelius Aurelianus, einem erklärten Anhänger seines Systems, nahmhaft gemacht: liber de adjutoriis, libri causarum s. *αἰτιολογουμένων*, libri de coenotetis et de febribus. Nach Galen. de compositione medicamentorum etc. L. I. Tom. XII. p. 493. ed. Kühn. schrieb er auch *περὶ φαρμακείας* und einen *μονόβιβλος φαρμακευτικός*. Unter den Schriften des jüngeren Soranus nennt der Lexikograph: *Γυναικείων βιβλία δ'*, *βίους ἰατρῶν*, *καὶ αἱρέσεις*, *καὶ συντάγματα*, *βιβλία δέκα*. Auch schrieb dieser, wie Suidas beyfügt, verschiedenes Andere. Daß aber beyde Eine Person sind, wie schon Choulant in seinem Handbuche der Bücherkunde für die ältere Medicin S. 58. vermuthete, erhellt aus der vorliegenden Schrift S. 23., wo sich der Verfasser auf das zweyte Buch *περὶ κοινοτήτων* beruft. Jener ältere Soranus gehörte nach Caelius Aurelianus (IV. 1, 4 — 5. und anderwärts), Galenus (introduct. s. med. T. XIV. p. 684.) und Tertullianus über die Seele (c. 6. S. 399. A. ed. Rigalt. sec.) *) der Schule der Methodiker an, welche die Anatomie in Absicht auf Heilung der Krankheiten für nutzlos erklärten; und dazu bekennt sich auch der unserige, wie aus folgender Stelle S. 5. hervorgeht: *ἐπειδὴ δὲ μεταβαίνειν ἐπὶ τὸν γυναικεῖον ὑγιαινὸν λόγον μέλλομεν, δεήσει πρῶτον τὴν φύσιν τῶν γυναικείων διηγήσασθαι τόπων, ἐξ ὧν τὰ μὲν αὐτόθεν καταλαμβάνεται, τὰ δὲ ἐξ ἀνατομῆς, ἥτις καὶ ἄχρηστός ἐστιν. Ὅμως ἐπειδὴ καταλαμβάνεται, χρηστομαθείας ἕνεκα διδάξομεν καὶ τὸ ἐκ ταύτης ἐπιγνωσθέν· ῥᾳδίως τε γὰρ πιστευθησόμεθα λέγοντες ἄχρηστον τὴν ἀνατομὴν, εἰ πρότερον εἰδότες αὐτὴν εὑρεθείημεν, καὶ οὐ παρέξομεν ὑπόνοιαν τοῦ δι' ἄνοιαν παραιτεῖσθαί τι τῶν ὑπειλημμένων εὐχρήστων.*

Ferner aus den Worten (S. 21.): *Θεμίσων δὲ καὶ οἱ πλεῖστοι τῶν ἡμετέρων πρὸς μόνην παιδογονίαν.* Themison aus Laodikea war bekanntlich der Gründer der methodischen Schule.

Ungeachtet nun Soranus als Methodiker auf die Anatomie keinen Werth legte, so hinterließ er uns doch, wie Dietz S. 5. bemerkt, aus alten Aerzten die beste anatomische Beschreibung über die pudenda muliebria.

---

*) So z. B. erklärte er im Winterhalbjahre 1835/36 Tasso und Guarini, Cervantes und Calderon, Boileau und Shakespeare; im Sommersemester Boccaccio und Petrarka, Calderon und Cervantes, und Byron.

*) Von dem Letztern wird er als methodicae medicinae instructissimus auctor gerühmt. Er verfaßte auch vier Bücher de anima.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nr. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße. Eine kunstgeschichtliche Abhandlung von Gustav Kramer, Dr., Mitglied des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom. Berlin, Nicolai. 1837. gr. 8. XIV. u. 105 S.

2. Troisième Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes des catacombes. Par M. Raoul-Rochette. Objets déposés dans les tombeaux antiques etc. (Extrait du Tome XIII. des Mémoires de l'Academie des Inscriptions et Belles-Lettres) Paris 1838. 4. 260 S. mit Kupfern.

3. Le Lever du Soleil sur un vase peint du Musée Blacas, publié par M. Th. Panofka, à Paris, de l'imprimerie de Crapelet 1833. 17 S. gr. 4., mit 2 Bildtafeln.

4. Jason des Drachen Beute. Ein Programm des archäologischen Instituts in Rom — von Dr. Eduard Gerhard. Berlin 1835. 12 S. 4., mit einer Kupfertafel.

5. Zeus und Aegina. Eine der königlichen Akademie der Wissenschaften vorgelegte Abhandlung von Theodor Panofka. Berlin 1836. 24 S. 4., mit zwey Kupfertafeln.

6. Argos Panoptes. Eine archäologische Abhandlung von Dr. Th. Panofka. Berlin 1838. 45 S. 4. mit 5 zum Theil colorirten Bildtafeln.

7. Archemoros und die Hesperiden; — Vasenerklärung von Ed. Gerhard; Berlin 1838.; 78 S. 4., mit vier Kupfertafeln.

8. Hermes auf Vasenbildern von Eduard Gerhard. (Aus Gerhards auserlesenen Vasenbildern Taf. XIX. besonders abgedruckt). Berlin bey Reimer 1839; 8 S. Klein Fol. mit einer Kupfertafel.

Deutschland erfreuet sich in neuester Zeit ansehnlicher Erwerbungen an altgriechischen bemalten Thongefäßen. Von Privatsammlungen nicht zu reden, so denke man nur an den Zuwachs von Vasen, den die KK. Sammlung in Wien gewonnen, an die vielen und köstlichen Gefäße, welche die K. Bayerische Pinakothek in München zieren werden, an die Vereinigung mehrerer Sammlungen dieser Klasse im K. Preußischen Museum in Berlin *) und an die erst im vorigen Jahre für die Großherzoglich Badische Gallerie in Karlsruhe gewon-

*) Ueber das: Verzeichniß der antiken Denkmäler im Antiquarium des K. Museums zu Berlin. Erste Abtheilung. Gallerie der Vasen von K. Levezow, Berlin 1834 habe ich in den Heidelberger Jahrbüchern der Lit. 1836. Nr. 24. S. 371 einen ganz kurzen Bericht gegeben. — Jetzt verdient vorzugsweise genannt zu werden: Berlin's antike Bildwerke beschrieben von Ed. Gerhard Berlin 1836; zweyte Abtheilung. Vasenbilder. Ein Werk von hohem wissenschaftlichen Werth, das neben K. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst, zweyte Ausgabe, Breslau 1835, als ein unentbehrliches Hülfsbuch betrachtet werden muß.

nene Anzahl von zum Theil höchst schätzbaren Thongefäßen aus Italischen und Sicilischen Fundorten. Es möchte daher eben jetzt zweckmäßig seyn, wieder einmal auf die nicht minder angewachsene Literatur dieses Kreises einen Blick zu werfen. Aber eine Uebersicht derselben, selbst auf das letzte Quinquennium beschränkt, würde die Gränzen dieser Gelehrten Anzeigen weit überschreiten müssen. Demzufolge werde ich hier in den Anmerkungen erstens an einige jüngst erschienene allgemeinere Werke, *) an einige Vasen-Kataloge von wissenschaftlichem Charakter und Werth **) so wie an einige interessante Monographien ***) nur erinnern; zweytens von dem Inhalt der acht oben verzeichneten Schriften einen gedrängten Bericht erstatten, einige Hauptmomente hervorheben und einige eigene Bemerkungen einstreuen. —

Den Standpunct den wir bey den Griechischen Thongefäßen zu nehmen haben, kann ich nicht besser als mit Herrn Gerhards Worten *) bezeichnen: „Eine Klasse antiker Kunst-Denkmäler, wel-

*) Hieher gehören außer dem eben genannten Gerhard'schen Werke z. B. Intorno i Vasi fittili dipinti rinvenuti ne' sepolcri dell' Etruria compresa nella dizione Pontificia, dissertazione di Sec. Campanari. Roma 1836, gr. 4. Ferner: Elite des Monumens céramographiques, Materiaux pour l'intelligence des religions et des moeurs de l'antiquité expliqués et commentés par Ch. Lenormant et J. De Witte, Paris 1837—38. kl. Fol. bis jetzt 13 Livraisons mit Bildtafeln. Sodann: Auserlesene griechische Vasenbilder, herausgegeben von E. Gerhard, Berlin, Reimer 1839; kl. Fol. Erstes Heft, Tafel I — VI. mit colorirten Bildern. Von Tafel XIX. wird im Verfolg unter Nr. 8. kürzlich gehandelt werden. In beyden Sammlungen ist mit den Darstellungen der Gottheiten nach der mythologischen Ordnung der Anfang gemacht. Nach demselben Princip habe ich so eben eine Auswahl unedirter Vasenbilder der Großherzoglich-Badischen Sammlung aus dem Dionysischen und Trojanischen Cyclus erläutert und diese Schrift: Zur Gallerie der alten Dramatiker betitelt; sie wird zur Michaelismesse in Heidelberg bey Winter mit einer Beylage von Umrissen erscheinen.

) S. z. B., außer dem angeführten Verzeichniß der Vasenbilder im Berliner Museum von E. Gerhard, die Description des Antiquités et Objets d'Art qui composent le cabinet du feu M. le Chevalier E. Durand par J. De Witte, Paris 1836. Erste Abtheilung, Vases peints; deßgleichen: Description des Vases peints et des Bronzes Antiques qui composent la collection de M. de M* par J. De Witte. Paris 1839.

***) Z. B. die Schriften über einzelne wichtige Puncte dieser Gattung von antiken Denkmälern, wie: Observations philologiques et archéologiques sur les noms des Vases Grecs, — par M. Letronne Paris 1833 und Supplément aux Observations s. l. noms d. Vases Grecs von demselben, Paris 1838; oder über einzelne Classen griechischer Gefäße, wie: On Panathenaïc Vases — by Chev. P. O. Bröndsted London 1832. 4.; französisch unter dem Titel: Mémoire sur les Vases Panathenaïques — traduit par J. W. Burgon Paris 1833. 4. Ingleichen: A brief Description of thirty — two Ancient Greek Painted Vases, lately found in excavations made at Vulci — by Mr. Campanari — London 1832, 8. (von Bröndsted), von welcher Schrift und Uebersetzung Herr Th. Panofka im 3ten Heft des 4ten Bandes der Annales de l'Institut Archéologique Bericht abgestattet hat. Endlich, außer einigen andern Monographien dieser Classe, wovon zum Theil im Verfolg Erwähnung geschehen wird, die interessanten: Hercule et Nessus. Peinture d'un vase de Ténée, Programme publié à l'occasion de l'heureuse arrivée de S. M. le Roi de Bavière à Athènes. Athènes 1835. 4. mit einer Bildtafel. Endlich: La Naissance et l'Education de Bacchus, Vase de la Collection de M. le Duc de Luynes — par J. De Witte. Paris 1838. Doch diese und andere Vasenerklärungen, welche neulich in den Annali dell' Instituto archeologico di Roma erschienen sind, muß ich hier übergehen, und will schließlich in Betreff meiner eigenen (Annali Tom. VII. pag. 92 — 110): De vasculo Herculem Buzygen Minoëmque exhibente bey dieser Gelegenheit nur bemerken, daß diese Monographie wegen eines Hauptpunctes von Seiten des Herrn Raoul-Rochette (Journal des Savans 1836, Octobre pag. 584) Widerspruch gefunden hat; worüber ich die Entscheidung geübten Archäologen überlasse.

*) Ber lins antike Bildwerke S. 137.

che nach den Beschränkungen ihres Stoffes und ihrer Technik allezeit ihre Ansprüche zu beschränken hat, welche überdieß unter der großen Masse der ihr angehörigen Ueberreste nur verhältnißmäßig wenige Kunstwerke vollendeter Ausführung darbietet, ist nichts desto weniger diejenige, welche nächst den Werken antiker Sculptur unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise erheischt, und in mancher wesentlichen Beziehung dieselbe mehr lohnt als jene Kunstwerke einer an und für sich höheren Geltung. Wir meynen die gefirnißten und bemalten Thongefäße, welche, in unermeßlicher Anzahl auf uns gekommen, dem Kunstfreunde als mehr oder weniger gelungene Ueberreste eines durchaus griechischen Kunstgefühls, dem Alterthumsfreund als Werke einer durchaus eigenthümlichen Darstellung eine so höchst erwünschte Beschauung und Belehrung gewähren, wie keine andere von den Mängeln der römischen Kunst getrübte oder durch die Grenzen ihres Stoffes beschränkte, Klasse von Kunstdenkmälern sie zu bewähren vermag."

Wenn es nun bey diesen Vasen im Allgemeinen auf folgende Hauptpuncte ankommt: Fundort und Herkunft, Zeitalter (chronologische Verhältnisse), Stoff und Technik, Größe und Umfang (Maaßverhältnisse *), Form und Gebrauch (Bestimmung) Styl nnd Kunstwerth, Inschriften, dargestellte Gegenstände, so werden uns die aus den beyden ersten Schriften (s. oben Nr. 1 u. 2.) hervorzuhebenden Hauptmomente Ergebnisse der neuesten Forschungen über dieses Allgemeine liefern; die übrigen sechs (Nr. 3 — 8) aber mit interessanten Darstellungen und Bereicherungen der Griechischen Sym-

*) Hiervon, bemerke ich sogleich, hatte Herr Böckh bereits vor mehreren Jahren gehandelt, darauf hatte Hr. Brøndsted (Mémoire sur les vases Panathenaiques trad. par Burgon p. 32 flg.) den Inhalt mehrerer Athenischen Preisgefäße nach angestellten Messungen angegeben. Jetzt theilt der erstere die für ihn von Hrn. Dr. Fr. Ferd. Schulz gemeßenen Maaße Panathenäischer Amphoren mit S. Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfüße und Maße des Alterthums in ihrem Zusammenhange von Aug. Böckh, Berlin 1838, S. 279 f.

bolik und Mythologie uns bekannt machen; worauf hier mein Augenmerk hauptsächlich gerichtet ist.

Nr. 1. Um von dieser mit klarem Verstand, großer Umsicht und nüchternen Besonnenheit verfaßten Schrift des Herrn Kramer sogleich den Kern zu erfassen, und das Endergebniß darzulegen, stelle ich aus mehreren der in den Anmerkungen genannten Schriften, so wie auch aus der des Herrn Raoul-Rochette (Nr. 2.) einige Sätze voran. Bekanntlich hatte die große Volcentische Entdeckung den Archäologen Europa's ein schweres Räthsel aufgegeben, welches von ihnen im verschiedenen Sinne zu lösen versucht worden. Besonders haben sich zwey Haupterklärungen geltend zu machen gesucht; die eine, besonders von Italienischen Gelehrten vertheidigte, verfocht den Satz, diese und auch andere im übrigen Italien vorkommende Thongefäße seyen an Ort und Stelle und namentlich in Etrurien verfertigt; die andere, hauptsächlich von deutschen Alterthumsforschern behauptete, sie seyen griechischen Ursprungs.

Die letztern theilten sich nach verschiedenen Ansichten; wovon wieder zwey sich auszeichneten; indem man theils hellenische Fabriken in italischen Städten, namentlich Campanien's und Etruriens annahm, theils sie in Griechenland selbst, besonders in Athen verfertigen ließ. *) Während die

*) S. Kramer S. 2 ff.; besonders S. 141 — 147. Ich hebe jetzt noch einige Sätze der bedeutendsten Alterthumsforscher aus. Broendsted (a brief Description p. 87) sagt: „The great resemblance of this vase to —, as well as many analogies between these and other vases from the excavation of Vulci, which, if not made in Athens, and imported as objects of commerce into colonial towns in Italy, were certainly decorated with paintings retracting Athenian customs, ceremonies and compositions, oblige us again, for the archaeological explanation of this curions monument, to look back to certain usages of that people." Hr. K. O. Müller, der diese Gefäße zuerst ebenfalls unmittelbar von Athen herleitete, modificirte hernach, durch Böckhs Abhandlung über die panathenäischen Preisgefäße bestimmt, diese Meynung dahin, daß er an Athens Stelle die chalcidischen

erste Meynung, die der Italiener, besonders diejenige, welche Italiens Urbewohnern diese Thongebilde und Malereyen zuschrieb, anjetzt wohl als abgethan betrachtet werden kann, hatte sich die andere über die abweichenden Einzelnheiten noch nicht vereinigt.

(Fortsetzung folgt.)

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt etc.

(Schluß.)

Bisher kannte man von der Schrift des Soranus *περὶ γυναικείων παθῶν* nur das vierte und fünfte Kapitel, wovon jenes über die *φύσις μήτρας καὶ γυναικείου αἰδοίου*, dieses *περὶ γυναικείου αἰδοίου*, welche Jac. Goupylus am Ende des Ruphus aus Ephesus. (Paris, 1554. 8) griechisch abdrucken ließ, handelt. Lateinisch übersetzt von dem italienischen Arzte J. B. Rasarius hat man beyde in Oribasii Sardiani Collectt. medicinall. Librr. XVII. Venet. ap. Paul. Manut. S. a. 8. p. 693. sq., Paris 1555., Basil. 1557 und in der Morel'schen Ausgabe des Theophilus Protospatharius. Paris 1556. 8. Die ganze Schrift besteht aus 164 Kapiteln. Die ersten 18 beförderte Dr. Dietz selbst noch zum Drucke. Da nun nach dem Tode desselben der Verleger das Begonnene weder aufgeben wollte, noch jemand fand, welcher des medicinischen Gegenstandes und des Griechischen gleich kundig war, so begnügte er sich, sagt der Vorredner, Herr Chr. August Lobeck, wie immer das angefangene Werk zu vollenden, und übertrug das Geschäft der Correctur dem Herrn Justus Florian Lobeck, einem Vetter des Verfassers der Vorrede. Obgleich des Stoffes nicht mächtig, und ein geringeres Maaß von Sprachkenntniß mitbringend, sammelte der junge Mann aus den Papieren des Verewigten, was er nur immer auffinden konnte, und verbesserte manche Fehler, welche ihm bey dem Durchlesen der Correcturbogen auffielen, „non inscite quidem, ut mihi videtur“ bemerkt Herr Prof. Lobeck in der Vorrede S. VIII., beyfügend: „de cetero *ἤθελον Χείρωνά κε Φιλλυρίδαν ζώειν τὸν ἀποιχόμενον*, hoc est Dietzium nostrum aut alium ejus similem medicum graece doctum, qui non solum Sorani libellum vitiis quae contraxit plurimis et gravissimis liberet, saltem ut legi possit, sed etiam collectas ab illo copias pretiosissimas diuque doctorum votis expetitas in publicam notitiam proferat.“

Referent kann nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß Herr Just. Florian Lobeck, welcher diese Ausgabe des Soranus mit dem rühmlichsten Fleiße besorgte und vor Kurzem an der Universitätsbibliothek zu Königsberg angestellt wurde, seine Mussestunden dazu verwenden möchte, das eine oder andere Ineditum aus Dietzens Nachlasse, unter der Leitung seines gelehrten Onkels, bekannt zu machen, und so allmählig zu Größerem aufzusteigen, zumal da Manches großen Theils zur Edirung schon vorbereitet seyn dürfte.

J. G. K.

Colonieen Campaniens, namentlich Kumä setzte (S. dessen Handbuch d. Archäologie d. K. S. 80 Anmerk. 2. der zweyten Ausg.) Böckh selbst erklärt sich noch in seinem neuesten Werk (Metrologische Untersuchungen S. 279) dahin, daß die Panathenäischen Amphoren fast alle in Italien gemacht seyen, halte er für sicher. Die Vasen von Volci hält Hr. Gerhard mit Hrn. Welcker für Arbeiten einer kunstbegabten griechischen Töpfergilde, welche von Volci aus alle umliegenden Gegenden Etruriens mit Thongefäßen griechischer Kunst betheiligt zu haben scheine (Berlins antike Bildwerke S. 143. f.). Diese Divergenzen treten endlich noch in dem Gegensatze hervor, daß, da Raoul-Rochette Sicilien als das ursprüngliche Vaterland der meisten Thongefäße angesprochen, und man bisher gewohnt war, alle Gefäße mit schwarzen Figuren Sicilisch zu nennen, E. Gerhard im Gegentheile die Vasenausbeute dieser Insel verhältnißmäßig für sehr gering zu halten sich bewogen fühlt (s. Berlins antike Bildwerke S. 138; wo bis S. 141 eine fruchtbare Uebersicht aller Fundorte der Vasen gegeben ist.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nr. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße, von Gustav Kramer ꝛc.

2. Troisième Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes des catacombes. Par M. Raoul-Rochette etc.

(Fortsetzung.)

Diese Vereinigung bezweckt nun Herr Kr. durch den auf seine Untersuchungen gegründeten Hauptsatz, daß, mit Ausnahme gewisser Dorischer zumal Korinthischer, Etruskischer und späterer Apulischer Fabrikate *) jener ganze Gefäßreichthum der Stadt Athen angehöre. Nachdem nämlich der Verfasser im Einzelnen den durchgängig herrschenden Atticismus der bey Weitem meisten in Italien und Sicilien vorkommenden Thongefäße in den dargestellten Gegenständen (Gottheiten, Cultushandlungen, Mythen) in dem Schreib-Gebrauche, Dialekte u. s. w. nachzuweisen sich bemühet hat, lenkt er die Aufmerksamkeit seiner Leser auf die von Alters her durch Götterculte geheiligten Atheniſchen Töpferzünfte **), und gelangt endlich zu einem Resultate, welches wir mit seinen eigenen Worten mittheilen wollen *): „So stehe ich denn um den Inhalt der bis hierher geführten Untersuchung noch einmal kurz zusammen zu fassen, nicht an, bis entscheidende Beweise für das Gegentheil gefunden werden, die in Italien und Sicilien gefundenen bemahlten griechischen Thongefäße, mit Ausnahme der sogenannten ägyptisirenden, von denen wenigstens ein Theil Korinth angehören mag, **) ihrer Hauptmasse nach, den attischen Fabriken zuzusprechen, als Producte einer sich lebendig und organisch entwickelnden Kunstthätigkeit, deren Haupt-Epochen sich in den verschiedenen Klassen und Stylen aussprechen, deren Anfang und Ende sich nicht genau bestimmen läßt, die aber vor den persischen Kriegen recht bedeutend, noch nach dem Hannibalischen Kriege recht lebenskräftig und ausgedehnt gewesen zu seyn scheint. Jene Epochen aber scheinen sich theils nach dem verschiedenen Cha-

*) S. 166 f. S. 193 f. S. 197.

**) S. 194 f. „Daß es nun aber nicht blinde Verwegenheit sey, all' diesen Gefäßreichthum der schon an Kunst jeder Art überreichen Stadt der Athena zuzuschreiben, zeigt, außer den oben geltend gemachten innern Gründen, die bedeutende Ausdehnung, welche die Töpferkunst in Athen gewonnen hatte. Schon der Name Kerameikos, womit man die bedeutendste Vorstadt und einen großen Theil Athens selbst bezeichnete — führt darauf, eine sehr lebendige Thätigkeit in diesem Zweige der Kunst anzunehmen.“ Es werden darauf, nach Meursius und K. O. Müller die Nachweisungen über den äußeren und den innern Keramikos und die daselbst verehrten Gottheiten dieses Handwerks, Athena, Hephästos und Prometheus, ingleichen Zeugnisse der alten Schriftsteller über die Atheniſchen Töpfergeschirre beygebracht. — Hierüber haben schon d'Hancarville, Paciaudi Monumm. Peloponnesia II. p. 43 und p. 209. D'Agincourt Prélimin. zu den Fragg. de terre cuite treffliche Bemerkungen gemacht.

*) S. 209.

**) z. B. bemerke ich hierzu, die Dodwell'sche Vase aus Korinth, bey d'Agincourt Recueil de Fragments en terre cuite pl. 36 und bey Inghirami Monumenti Etruschi. V. 2. tav. 57. Ein und anderes ähnliches Gefäß enthält die großherzoglich badische Sammlung in Karlsruhe. Hr. K. O. Müller nennt diese Gattung von Vasen nicht ägyptisirend, sondern phönicisch-babylonischer Art.

rakter der Inschriften, theils nach einigen andern Kennzeichen annähernd etwa in folgender Weise feststellen zu lassen:

Die erste, des alten Styls, bis um Olympiade 80.

Die zweyte, des strengen Styls, bis um Olympiade 90.

Die dritte, des schönen Styls, bis um Olymp. 100; woran sich sodann, als vierte, die verschiedenen Arten von Gefäßen, freyer und reicher, allmählig aber auch sich vernachlässigender und flüchtiger Zeichnung, mehr und mehr sinkend, anschließen, ohne daß sich auch nur einigermassen feste Abschnitte in ihnen bezeichnen ließen. Diese verschiedenen Klassen, durch die Mannigfaltigkeit der ausübenden Künstler sowohl als auch der Fabriken nüancirt, erscheinen an den einzelnen Localitäten theils in verschiedenen Verhältnissen gemischt, theils sich gegenseitig fast gänzlich ausschließend, je nach der früher beginnenden oder aufhörenden, oder durch eigenthümliche Einflüsse modificirten Einfuhr aus Athen."

Diesen Ansichten schließet sich eben jetzt ein berühmter französischer Archäolog an. Herr Raoul-Rochette nämlich äußert sich in seinem neuesten Werk über die gemalten antiken Thongefäße so: *) „Produits directement sous l'influence ou par la main des Grecs, en quelque lieu qu'ils se rencontrent, soit dans la Grèce même et dans ses colonies, soit sur le territoire de l'antique Etrurie, où l'on vient d'en decouvrir depuis plusieurs années, où l'on continue tous les jours d'en découvrir, qui attestent la plus haute perfection de l'art et de l'industrie helléniques, sauf quelques-uns, en trop petit nombre pour constituer une exception, qui appartiennent, par leur style et par leur exécution, à une fabrication proprement étrusque. — Cette opinion (nämlich von der griechischen Herkunft dieser Thongefäße), vainement contestée dans le principe par des savants italiens, est maintenant admise d'un accord unanime entre tous les antiquaires; et le seul point qui restât encore en litige, celui de savoir s'il y eut des fabriques grecques établies en Etrurie, d'où purent provenir, soit en totalité, soit en partie, tant de beaux vases peints qu'on découvre de nos jours sur le sol étrusque, cette dernière et unique question se trouve bien près d'être résolue par l'affirmative; voyez sur ce point les témoignages contradictoires cités par M. de Witte, dans l'Avertissement de sa Description des Vases peints de Canino p. VII; et joignez mes propres observations dans le Journ. des Sav. août 1837, p. 482 — 485. Au moment où je livre ces lignes à l'impression, il me parvient un livre de M. le Dr. Kramer, où la question entière de la provenance et du style des Vases, discutée avec tout le soin et traitée avec tout le développement qu'elle comporte, est résolue dans un sens qui s'accorde avec mes idées. J'y renvoie mes lecteurs en toute confiance."

*) Troisième Mémoire sur les Antiquités Chretiennes p. 56 sq. mit Note 3.

Da Herr Raoul-Rochette im ersten Theil dieser Stelle sich entschieden für die Herkunft dieser Vasen aus Griechischen in Etrurien gegründeten Fabriken erklärt, im letzten Theile derselben aber eben so entschieden den Ergebnissen der Kramer'schen Untersuchung seinen Beyfall giebt, so müssen wir entweder annehmen, er habe beym flüchtigen Durchblättern des eben angekommenen Buchs Herrn Kramers Meynung mißverstanden, oder er habe sich ihm ganz angeschlossen, das Daseyn hellenischer in Etrurien angelegten Fabriken aufgegeben, und statt dessen die Einfuhr aus Athen angenommen.

Soll ich endlich meine eigne Meynung aussprechen, so stehe ich nicht an, daß ich, ohne mich zur Zeit übrigens für eine dieser letzteren beyden Modificationen entscheiden zu wollen, mich doch nimmermehr von dem in diesem Gebiet der Kunstdenkmäler durchaus vorherrschenden Atticismus überzeugt habe, eine Meynung, die ich auch in der obenangeführten Schrift an mehreren Stellen zu äußern veranlaßt gewesen, und daß mir dabey fast immer die Athenäischen Becher des

Pindarus und der Kekropische Krug des Posidippus *) unwillkührlich in Gedanken kommen.

In Betracht der mir hier vorgezeichneten Gränzen kann ich von der gehaltreichen Schrift des Herrn Kr. nur noch einzelne Puncte ausheben. Sie zerfällt in zwey Abschnitte. Nach der Vorrede und einer Einleitung folgt der den folgenden bedingende Erste Abschnitt: Ueber den Styl der griechischen bemahlten Thongefäße, (S. 10—143); woran sich der Zweyte: Ueber die Herkunft der griechischen bemahlten Thongefäße, mit einigen Verbesserungen und Nachträgen (S. 144 — 215) anschließt. In das Detail des Inhalts ist es um so unnöthiger einzugehen, da der Verf. selbst durch sehr genaue Columnen-Ueberschriften dem Leser die Uebersicht ungemein erleichtert hat.

Bey der Notiz über die neuere und neueste Literatur dieser Vasen (S. 3) wird über die oben angeführte Abhandlung des Hrn. Campanari ein strenges Urtheil gefällt. S. 4. werden die Gründe angeführt, warum (leider) so viele Gebildete ja selbst Gelehrte noch immer an den Vasenmalereien so wenig Interesse nehmen. — Nothwendigkeit der Autopsie (S. 7.); wovon auch Ref. sich früher und neuerlich wieder zu überzeugen Gelegenheit hatte. — Innigste Verbindung der zwey Fragen, der ersten nach dem Styl, und der zweyten nach der Herkunft der Griechischen Thongefäße (S. 8.).

*) Athenaeus XI. p. 480, C. Antholog. Gr. II. 48, Nro. 11. Anthol. Palat. V. 134; vrgl. Jakobs Griechische Blumenlese Theil II. S. 11, Nr. 12. mit dessen Anmerk. S. 266 f. Wogegen nicht verschwiegen werden darf, daß Hr. Kr. mit seinem Finalresultat zu rasch verfahren zu seyn scheint, indem er nicht genug erwogen, daß bey weitem die größeste Masse dieser Gefäße italischen Fundorten angehört, daß in ihren Inschriften sich entschieden Großgriechische Eigenheiten zeigen, und daß jener nicht zu verkennende Atticismus ungezwungener aus einem Colonialverband mit Athen sich erklären läßt, welcher in allen Stücken in diesen Colonial-Fabriken Nachahmungen der Athenischen Mutterstadt begründen mußte. Man vrgl. K. O. Müller in den Götting. Gel. Anz. 1839 S. 528 ff.

Das allgemein griechische Element der Schönheit in ihren Formen und Malereien in der Regel herrschend (S. 22 — 25) — Große Mannigfaltigkeit der Formen, der Behandlungsweisen und der Darstellungen, Fabriken, Analysen des Thons (S. 25 — 39. — Man s. jetzt auch Böttigers kleine Schriften II. S. 97 u. S. 278. Ueber die wichtige Abhandlung von Hausmann: de confectione vasorum antiqq. fictilium Gotting. 1823 habe ich selbst in den Heidelb. Jahrbüchern d. Lit. 1824 Nr. 23. Bericht abgestattet. Die Modification, die dieser gelehrte Mineralog nachher seiner Meynung gegeben, s. bey K. O. Müller im Handb. d. A. d. K. S. 436 Note 3, 2ter Ausgabe, und überhaupt vergl. man über Stoff und Technik, Firniß, Malerey E. Gerhard Berlin's antike Bildwerke S. 145 — 149. auf einige Puncte werden wir unter Nro. 2. zurückkommen). Style — Angabe des Standpuncts (S. 40 — 46: „Es werden dabey vornehmlich folgende Fragen zu beantworten seyn: welches ist der eigenthümliche Charakter einer jeden dieser Klassen? Welches ist das Verhältniß der einzelnen Kunstwerke innerhalb derselben zu einander? Endlich, welches ist das Verhältniß der verschiedenen Klassen nach innerer Eigenthümlichkeit, Zeit und Ort der Fertigung zu einander?") — S. 111 Not. 2 führt Hr. Kr. unter der Abtheilung: Strenger Styl, Modificationen, eine Stelle Gerhards in den neuerworbenen antiken Denkmälern Nr. 1612 an, worin dieser Archäolog eine athenische Lekythos nennt, die ich i. J. 1832 in der Schrift: Ein alt-athenisches Gefäß — beschrieben, und braucht sie als Beleg einiger seiner Sätze. Dieselbe Schrift führt auch Raoul-Rochette an, sowohl in den Peintures Antiques p. 417 not. 5., als jetzt in seiner Troisième Mémoire sur les Antiquites Chretiennes p. 72, um zu belegen, daß die Klasse der Lekythen mit gelben Figuren auf schwarzem Grunde in den athenischen Gräbern am häufigsten gefunden werden. Hiebey halte ich es für meine Pflicht, selbst zu bemerken, daß die Aechtheit der Inschriften darauf (mit den Namen des Töpfers und Malers) angezweifelt worden, darf aber wohl jetzt auch anführen was R.-R. daselbst darüber urtheilt; „L'authenticité de deux inscriptions qui avait paru

doutense à feu Mr. Chr. D. Beck Comment. I. de nominib. Artificum p. 4., a été soutenue par M. Welcker, Rhein. Mus. T. II. p. 322; à l'opinion du quel j'adhère sans la moindre difficulté." — Da auf diesem Gefäß eine Scene aus den ländlichen Dionysien der Athener vorgestellt ist, und Hr. Kr. der Darstellungen aus den Mysterien auf Vasen mehrmals gedenkt — S. 138 ff. S. 189 und S. 210 — und in der ersten Stelle sich also vernehmen läßt: „Es wird kaum von irgend einer Sache mit größerer Sicherheit und Bestimmtheit gesprochen, als von der Verbreitung der Bacchischen Mysterien in Unteritalien; und doch muß man bey besonnener Ueberlegung gestehen, daß wir eigentlich nichts davon wissen;" so könnte ich kurzweg mit einer Verneinung dieser Behauptung antworten; wie ich denn glaube, daß Hr. De Witte im Catalogue Durand mit vollem Recht eine Reihe dieser Sammlung: Mystères de la Grande-Grèce überschrieben hat, und daß Hr. Ch. Magnin in seinem gelehrten Werke: Les origines du Théatre moderne, Paris 1838 I. p. 85 sq. eben so richtig sagt: „Toutefois l'existence sur les vases grecques de peintures rélatives aux initiations est incontestable." — Aber wenn Hr. Kr. bey dieser Polemik hauptsächlich den seel. Böttiger angreift, so ist das ein offenbarer Mißgriff; denn hätte er dessen spätere und spätesten Schriften berücksichtigt, so hätte er ja an eben diesem so gelehrten Archäologen seine wahre Freude haben können, da dieser allzuwandelbare Mann sich späterhin für Millingen's und anderer Aufklärlinge Meynungen nur allzuempfänglich erwies, und den blos äußerlichen Auffassungen, wie sie diesen gefallen, nur allzusehr huldigte; doch nicht ganz mit so durchaus prosaischer Trockenheit, wie Hr. Kr., dem Alles, was nicht zum Historischen, Technischen u. dgl. gehört, nur eine poetisirende Phantasterey ist. Denn die Wahrheit fordert, daß diese Seite dieser sonst so verdienstlichen Schrift auch aufgedeckt werde. Jedoch — wenn sogar ein so bedeutender Archäolog wie E. Gerhard, (Berlin's antike Bildwerke S. 160) von dem (mit wenigen Ausnahmen) „durchaus eroterischen Charakter aller übrigen Vasenbilder" spricht, und von einer „kränkelnden Auslegung auch der den mysterienerfüllten Provinzen angehörigen Vasenmalereyen" abmahnt, — so zeigt sich erst die verbreitete Begriffsverwirrung, die neuerdings in dieses Gebiet der Alterthumskunde eingedrungen. Um bey den Vasenbildern stehen zu bleiben: Die Geburt des Erichthonios, die Geburt der Pallas und ihr Schützling Erechtheus, Dionysos und Kora, der Raub der Kora, Demeter, Jason und Triptolemos u. s. w. — was ist hier exoterisch und was esoterisch? Den Zögling der Pallas, den Erechtheus kennt Homer; also ist dieser Mythos exoterisch? und doch ist er der schlangenfüßige mysteriöse Erdensohn. — Aber vom Letztern zu reden soll ja kränkelnd seyn? — Mangelt es hier nicht noch immer an einer genialen Durchschauung des innersten Organismus der alten Religionen? — Doch davon an einem andern Ort. — S. 169 wird der „zahlreichen, jetzt in München befindlichen Vasensammlung Panniteri" gedacht. Zu S. 171 und 177: Auf einer Vase Coghill ergänzt Panofka (Mus. Bartold p. 108.): Ἀθηναιε. Auf einem Sicilischen Gefäß (bey Kr. 171) erscheint: Ἀθεναια, und auf älteren (S. 177.) Ἀθηναιη. Beydes war die ältere Namensform, dieser Göttin, wenigstens in öffentlichen Urkunden. Erst nach dem Archon Euklides kam Ἀθηνᾶ auf; letzteres zusammengezogen aus der alten Form Ἀθηνάα. *) Diese letztere kommt auf der prächtigen großen Parisvase der Karlsruher Sammlung vor. In den Versen des Eumelos (Pausan. V. 19. 5.) haben jetzt Schubart und Walz aus guten Handschriften die Form Ἀθαvᾶν hergestellt. Episch heißt der Name der Göttin: Ἀθήνη, jonisch Ἀθηναία, attisch Ἀθηναίη und gewöhnlich: Ἀθηνᾶ. Alle solche Schreibeformen wollen bey der Frage nach der Herkunft Griechischer Vasen erwogen seyn. Und hiemit glaube ich dem Verf. dieser Schrift hinlängliche Beweise meiner Aufmerksamkeit gegeben zu haben.

*) Symbolik II. S. 680 f. 2te Ausg. Buttmanns ausführliche Gr. Sprachlehre S. 149 u. S. 207. Böckh Staatshaushalt. der Ath. II. S. 200 — Corpus Inscript. Nr. 526.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nr. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße, von Gustav Kramer rc.

2. Troisième Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes des catacombes. Par M. Raoul-Rochette etc.

(Fortsetzung.)

Nr. 2) Einen Hauptsatz dieses Mémoire hat Ref. bereits unter Nr. 1., bey der Frage nach der Herkunft der meisten antiken bemalten Thongefäße ausgehoben. Jetzt will er die Deutschen Gelehrten mit dem übrigen reichen Inhalt durch Andeutung der wichtigsten Puncte bekannt machen. Ein anderer Hauptsatz, den der Verf. durch eine gehaltvolle Induction zu erweisen sucht, ist der, daß solche Griechische und Etruskische Gefäße von jeder Form, Größe u. s. w. eine sepulcrale (funeräre, funeraire,) Bestimmung hatten. Diese Erörterung zieht sich als ein Grundgedanke durch den ganzen §. 2., überschrieben: Les vases de toute espèce et de toute matière nämlich die sich in altenchristlichen Grabesstätten vorfinden, und womit wir uns hier allein zu beschäftigen haben, bis ans Ende (von p. 57—78) hindurch.

In Vasenbildern von Volci, aber auch in andern (z. B. in einem vom Ref. edirten Gefäß der Gräflich-Erbachischen Sammlung) sind zuweilen Heroen-Male (Capellen) dargestellt, an deren Wänden Gefäße aufgehängt sind. Der Verf. vermuthet, daß auf diese Weise die bronzenen Nägel an den Wänden des sogenannten Schatzhauses (trésor, thesaurus) des Atreus zu Mycenae sich am natürlichsten erklären lassen (S. 58 Not. 3). Hieher gehören auch die schwarz angemalten Sirenen-Figuren, an einer Handhabe in Gräbern besonders des Archipelagus aufgehängt oder auf Vasen abgebildet (S. 57. 58. Ich wiederhole nicht was ich über die Sirenen auf oder in Gräbern in den Comentt. Herodott. p. 347 sq. und was Hr. v. Schorn über die drey Classen der Sirenen nach ihrer Gestaltung und Bestimmung im Jahresbericht der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München 1829—31 angedeutet, und bemerke gelegentlich hiebey nur, daß seitdem eine aus Sycomorenholz geschnitzte, außer dem Antlitz ganz als Vogel gestaltete Sirenfigur aus einer ägyptischen Grabesstätte in eine Heidelberger Sammlung gekommen ist.) — Die gemalten Thongefäße werden fast immer neben Skeletten von Leichnamen gefunden; wo sie neben Urnen mit Aschenresten vorkommen, muß als Ausnahme betrachtet werden. Auch nur ausnahmsweise und äußerst selten haben die bemalten Griechischen Thongefäße als Aschenbehälter gedient, sind aber von den Römern nachmals wohl dazu verwendet worden, wie z. B. die berühmte Vase Vivenzio, worauf der Untergang der Priamiden abgebildet ist. Bey der herrschenden Hauptbestimmung dieser Gefäße, welche sepulcral und symbolisch war, wurden sie wenig zum häuslichen Gebrauche verwendet; daher auch bodenlose gefunden werden. — Auch die auf den Vasen gemalten Handlungen: heroische und andere mythische Scenen, Cerealische und Bacchische Einweihungen, Tänze, Libationen, Leichengebräuche, Abschiedsscenen u. s. w. setzen die funeräre Bestimmung dieser Thongefäße außer Zweifel. Doch finden sich Spuren, daß sie als Geschirre auch bey Todtenmahlzeiten gedient haben (S. 59 — 63). Natürlich auch, füge ich hinzu, zu Trankopfern, wie die Alten ausdrücklich bezeugen (Herodot. V. 88 mit Valkenaer, Athen. XI. p. 482, A. vergl.

Eratosthenica ed. Bernhardy p. 201.) — Wenn der Verf. gleich zunächst der Vasen als Weihgeschenke Erwähnung thut, so bemerkt Ref., daß dieser Gebrauch sich bis in die römische Kaiserzeit herab erhalten hat. Nicht nur im neulich aufgegrabenen Mithreum von Neuenheim haben sich irdene Gefäßchen vorgefunden, deren Bestimmung erst jetzt durch Auffindung eines ähnlichen im Elsaß recht klar wird, worauf ein Römer „Deo Invicto Mithrae Vassa (vasa) decem“ weihet. *) — Farbenreichthum an Gefäßen, die zu Weih- oder Liebesgeschenken bestimmt waren. Hierbey auch von der Vase Grasset aus Salamis, darstellend die Athenerinnen am Grabe der ihrigen, mit vier Farben, Gelb, Roth, Blau und Grün auf weißem Grunde. **) — Auch in seltenen Fällen Vergoldung.***) Ueber die Bruchstücke des Aeginetischen Gefäßes mit Vergoldung, beschrieben von Hrn. Wagner im Bericht über die Aeginet. Bildw. S. 80 f., jetzt in der Glyptothek in München, sagt unser Verf. (p. 66 not. 4.): „Ces fragments surpassent tout éloge par la beauté du Style.“ Diese Herrlichkeiten der Malerey weiset unser Verf. an Thongefäßen von Lokri, Nola, Athen und Aegina nach. Damit prangen aber auch zwey jüngst erworbene Apulische Vasen von Ruvo, jetzt in der Sammlung zu Karlsruhe; welche auch, wie die Aeginetische Sammlung zu München, an einzelnen Theilen und namentlich

*) Mithrische Opfer nicht bloß auf einem Relief, sondern auch in einem seltenen Rundwerk, angeführt von E. Gerhard Berlins antike Bildwerke S. 79 und S. 388 f. Das Neuenheimer Relief zeigt unter Andern Stierkämpfe (worüber Böttiger Kl. Schriften III. S. 40 — 54 mit Tafel I. 2 — 6. zu vergleichen ist). Einer dieser Stierkämpfer muß jetzt mit dem gymnastischen Kunstwort als ein ἐκαυχενίζων bezeichnet werden; wie ich jetzt aus einer Stelle des vermuthlich dem Philostratus angehörigen unedirten Aufsatzes ersehe, welchen unser Hr. D. L. Kayser aus einem Münchner Codex herausgeben wird: οἱ δὲ (ἐγυμνάζοντο) ταύρους ἐκαυχενίζοντες. Dieses Verbum muß in die Lexica aufgenommen werden.

**) Abgebildet in den Peintures antiques unsers Verf. pl. VIII — XI. vrgl. daselbst p. 415 — 424.

***) S. E. Gerhard's Rapporto Volcente not. 164 ff. und dessen Berlins antike Bildw. S. 147.

an Zierrathen en relief, oder in erhöhten Massen vergoldet sind. — Gefäße, welche in ihren Formen allerley Naturprodukte oder auch Artefacte darstellen — S. 67 f.: Preisgefäße von Athen, in vielen Ländern bis nach Cyrenaika hin gefunden, bezeugen die Verbreitung griechischer Thongefäße über alle Länder der antiken Civilisation. — Alle Gattungen von Vasen erhielten mit der Zeit eine sepulcrale Bestimmung, und gehörten, wie Waffen, Schmuck und anderes Geräthe zu dem Hausrath (meubles) der Gräber, mit Scenen der Einweihungen, Vermählungen, der Toilette, der Gymnastik und der Jugendspiele, gewöhnlich mit dem häufigen Spruch: καλὸς ὁ παῖς, καλὴ ἡ π. *) Auch Spielwerk für die Kinder findet sich in den Gräbern; endlich kommen auch wirkliche Trinkgefäße vor mit der Aufschrift χαῖρε καὶ πίει und ähnlichen; so wie nicht minder Preisgefäße. Ueberhaupt sollten alle solche in die Gräber mitgegebenen Gefäße nach den Vorstellungen, die bey den Alten von der Unterwelt und dem dortigen Leben herrschend waren, die Verstorbenen mit Bildern der Freude und des Ruhmes aus dem vergangenen Leben umgeben, und ihnen Bewegungsgründe zum Trost und zur Hoffnung darbieten. — S. 70 ff. Andere Arten von Gefäßen, den Todten in die Gräber mitgegeben, von Bronce, Silber, Alabaster (in römischen Gräbern oft von orientalischem, und von großem Umfang); von Glas, wie jene alabasternen, zu Salben und wohlriechendem Rauchwerk bestimmt; — nicht, wie man früher meynte, zur Aufnahme von Thränen **) oder des Blutes der Märtyrer.

*) Worüber ich in der Praeparat. ad Plotin. de pulcrit. p. XXIV — XXVII. gesprochen. Jetzt erklärt sich Hr. Kramer S. 212 für Mazocchi's, auch von K. O. Müller gebilligte Meynung, daß diese liebkosende Formeln, wo sie eine Beziehung auf lebende Personen hatten, größtentheils sich auf entweder allgemein bekannte und irgend wie ausgezeichnete, oder besonders vom Künstler geliebte Personen, welche die Gefäße selbst übrigens gar nichts anzugehen brauchten, bezogen haben.

**) Eine Monographie darüber ist mir neulich zugekommen; Roulez Sur les Vases vulgairement appellés Lacrymatoires in den Bulletins de l'Académie Royale de Bruxelles. Tom. V. nr. 4. et nr. 5.

Nähere Angaben ihrer Farben, Formen und Zuthaten hierbey auch von den Murrhinen mit Anführung der neuesten auch deutschen Untersuchungen von Hrn. von Minutoli und Thiersch; *) ferner von den aus verschiedenfarbigen Glasschichten bestehenden mit Reliefsfiguren und Ornamenten verzierten Aschenkrügen in griechischen, etrurischen und römischen Gräbern; ingleichen von gläsernen Trinkgefäßen mit Sprüchen beschrieben, wie πίε, εὐφραίνου u. dgl. Hierbey auch von einer großen blaugläsernen Schaale aus Majorka und von einer gläsernen Platte aus Kuma, jetzt in Wien; ingleichen von den meistens aus weißem Glase mit einem grünen Anflug bestehenden Gefäßen verschiedener Form und Größe aus römischen Gräbern; endlich von dem großen gläsernen, inwendig mit Malereyen ausgezierten Aschenkrug der Sammlung Middleton, und von einem gläsernen, in einem Römergrabe zu Abbeville gefundenen Faße (dolium) mit Bemerkungen über die symbolische Bedeutung dieser Doliar-Form. — So versteht dieser berühmte Archäolog auch auf diesem Gebiete den gewaltigsten Stoff zu beherrschen, und seine ausgebreiteten archäologischen Kenntnisse und Erfahrungen auch zur Aufhellung der christlichen Alterthümer zu verwenden.

Es ist nun kürzlich von den oben angegebenen sechs Monographien zu handeln und somit von neuesten mythologischen und symbolischen Ergebnissen, welche aus Vasenbildern gewonnen worden. Also:

Nr. 3) Dieses Gefäß der Sammlung des Herzogs von Blacas gehört zur antiken Fabrik von Santa Agata de Goti **); der Titel der interessanten Schrift des Hrn. Panofka verkündigt aber nicht den ganzen Inhalt; denn sie erörtert auch noch den Mythus von Aurora und Cephalus. Je reicher aber jener Inhalt ist, desto mehr sieht Ref. sich genöthigt, mehrentheils bey summarischen Angaben stehen zu bleiben; wie es denn auch bey den folgenden Monographien sich von selbst versteht, daß die organische Entwickelung der hier behandelten Mythologumena nur aus der Lesung der Schriften selbst erfaßt werden kann.

Zuvörderst (p. 3 sqq.) Anführung mehrerer astronomischen Vasen, großentheils mit dem Sonnenschiff (κύμβη, δέπας, φιάλη), mit Helios und Selene und zum Theil mit Pan, mit den Dioskuren, mit anderen Personen, endlich mit einem Auge oder mit mehreren — Beschreibung dieses großen Gefäßes (Kraters, mit zwey Bildtafeln; Nr. 17. und 18. im Musée Blacas, Nr. 73. bey Raoul-Rochette a. a. O.). Kein Denkmal enthalte eine so vollständige Darstellung des Sonnenaufgangs wie dieses. Der Sonnenwagen hat hier vier zum Theil geflügelte Rosse; Selene reitet auf einem Pferd oder Maulthier; die Sterne sind bloß als Jünglinge vorgestellt; in den meisten übrigen Denkmalen jedoch geflügelt oder mit einem Stern auf dem Kopf oder endlich mit der Fackel in der Hand. Helios mit dem Viergespann erscheint auch auf zwey Vasen aus Ruvo, jetzt in Karlsruhe, und es hieß sonst Dichter- und Künstler-Sitte, der Sonne vier, dem Monde zwey und den Sternen ein Roß beyzufügen; — s. das Mithreum von Neuenheim S. 45 und S. 78. — Aber Ausnahmen fehlen nicht. So erscheint Helios mit einem Zweygespann, vor ihm Phosphoros mit der Fackel auf einem Pferd auf der Archemoros-Vase — s. Gerhard daselbst S. 21. Das waren also, bemerkt Ref. hierzu, die griechischen Vorbilder, von denen die Bildner der römischen Kaiserzeit besonders in den Mithrischen Reliefs mit mehr oder minder Geschick für Sonne und Mond für Phosphoros

*) Welcher den Unterschied der mineralischen Murrhinen (aus Flußspath, wie auch Hr. von Minutoli annimmt) und der gebrannten (murrhina cocta) in den Abhandlungen der k. b. Akademie der Wissenschaften I. S. 439 ff. zuletzt genau erörtert hat (vergl. Heidelb. Jahrbücher der Lit. 1836, Nr. 24. S. 369). Abbildungen davon finden sich dort und in dem schönen Werk des Hrn. von Minutoli über die Anfertigung und die Nutz-Anwendung der farbigen Gläser bey den Alten, Berlin 1836.

**) Ueber die Thongefäße dieses Fundortes hat sich zuletzt Kramer S. 121 ff. ausführlich verbreitet. Dieselbe Vase aber, wovon hier Panofka handelt, hat in demselben Jahre (1833) Raoul-Rochette in der Odysséide pl. LXXIII. edirt, und pag. 399 sqq. erläutert.

und Hesperos ihre Vier- und Zwey-Gespanne und die Fackeln in den Händen der Jünglinge entlehnt haben.) — Pag. 11 sq. Der Verf. hebt das große Kunstverdienst dieser Gruppe von Sternenjünglingen mit Recht hervor, und bemerkt, ihre Fünfzahl entspreche den Idäischen Daktylen, mit denen sie in diesem Vasenbilde auch im Uebrigen übereinkämen. Als Chorführer dieser Stern-Epheben und zwischen Sonne und Mond erscheine Pan, als Phosphoros und Hesperos zugleich. (Hierbey muß Ref. bemerken: Wenn es erstens überhaupt nicht ausgemacht ist, daß dieser Chorführer Pan-Lyceus sey, so ist es zweytens noch zu beweisen, daß Pan-Lyceus zu den Idäischen Daktylen gehörte; drittens aber geht ja aus Virgil. Georg. III. 39, sq. und Plaut. Bacch. IV. 4, 51 — 54 gar nicht hervor, daß Pan-Lyceus mit Phosphorus und Hesperos identisch ist.)

Pag. 12 sqq. Aurora und Cephalus. *) Die sepulcrale oder funeräre Bedeutung dieser Sage und Vorstellung rechtfertige schon Homer (Odyss. V. 121 und XV. 250 spq. **) und man habe in Griechenland den Tod eines schönen jungen Mannes den Raub der Tagesgöttin (Ἡμέρας ἁρπαγήν) genannt. Da der Verf. diese Stelle nur obenhin anführt; so will ich sie um so mehr in deutscher Uebersetzung hier ganz mittheilen, da sie erstens einen der deutlichsten Beweise liefert, wie im Alterthum aus Gebräuchen sich sinnvolle Sprüche, inhaltsreiche Mythen und äußerlich liebliche innerlich aber sehr bedeutsame Kunstdarstellungen bildeten, zumal auf Vasen, deren Bilderschmuck sich ja keineswegs, wie man uns überreden will, auf Aeußerlichkeiten beschränkte: „Wenn also ein edelgeborner und zugleich durch Schönheit ausgezeichneter Jüngling gestorben war, so gaben sie seiner am frühen Morgen üblichen Todtenbestattung die mildernde Benennung: die Entführung durch die Hemera, eben als sey er nicht gestorben, sondern durch Liebes-Verlangen entrückt worden.“ *)

*) Der Vasenbilder wegen muß ich hier Einiges beyfügen. Dieselbe Scene, mehr oder weniger ähnlich, erscheint auch auf andern Vasen, z. B. bey Hamilton Vol. IV. pl. 61., bey Millin Peintures des Vases Vol. II. pl. 34. und 35; auf einem Gefäß im Brittischen Museum bey Millingen Ancient uned. monuments I. pl. 14.; endlich auf einer Vase Schloßer, welche neulich zu meiner Anschauung gekommen (s. E. Braun. Il natto di Cephalo etc. in den Annali dell' Instituto archeolog. di Roma Vol. IX. p. 4 sqq. Es ist eine Schaale (Kylix), welche ich mehrmals zu betrachten Gelegenheit hatte, da der Besitzer Hr. Rath Schloßer in meiner Nähe lebt. Sie hat den Töpfernamen Hieron aufgeschrieben und außer andern vielen Figuren, in der Mitte oder im Grunde des Gefäßes jene Vorstellung, wie die geflügelte Eos den Kephalos ergreift.

**) Ich wiederhole hier nicht was ich über die Quellen dieses Mythus Meletemm. I. p. 51 nachgewiesen und was größtentheils daraus der seel. Buttmann in den Scholia antiqua in Odysseam pag. 186 sq. mitgetheilt, und trage zur zweyten Stelle nur nach Leutsch Thebaïdis cyclicae reliquiae pag. 48., und daß diese Homerischen Stellen in den Trostschriften der Philosophen ein locus communis geworden waren; s. den Axiochus des sogenannten Aeschines p. 730. Plutarch. Consolat. Apollon. p. 111 B. und Wyttenbach dazu p. 790.

*) Heraclidis Allegoriae Homer. p. 492 Gal. cap. 68. p. 202 ed. Schow, zur zweyten Stelle der Odyssee. Raoul-Rochette hat in der Odyss. p. 401 von dieser Stelle mit Recht Gebrauch gemacht, um zu zeigen, daß der Raub des Cephalos durch Aurora eine euphemistische Kunstallegorie für einen in der Blüthe seines Lebens Verstorbenen gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nr. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße, von Gustav Kramer &c.
2. Troisième Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes des catacombes. Par M. Raoul-Rochette etc.

(Fortsetzung.)

Hier aber, in diesem Vasenbilde, fährt Hr. P. fort, verbiete die enge Verbindung dieser Scene mit den übrigen offenbar astronomischen eine solche Auslegung — Aurora sey im Verfolgen des Cephalus immer geflügelt vorgestellt, wobey auch von ihrem Verhältniß zum Sonnengotte (Helios) gehandelt wird. *) — Es folgt die Auslegung (p. 14 — 17) die Ref. in ihren Grundzügen andeuten will. Cephalus, König der Taphier in Bezug auf Grab und Finsterniß. Durch seine Flucht vor der Aurora erleidet er das Geschick der Selene, und ist in Costume und Zügen dem Hermes ähnlich. Er entflieht nach dem Felsen Leukate, dem Felsen des Lichts, von dem er sich herabstürzt, bis bey Tagesanbruch das neue Licht wiederkehrt. So stürzt sich Sappho — Selene aus Liebe zum Phaon (d. i. zum Lichte, φάος) von demselben Felsen herab. In diesem Sinne nähert sich auch Dionysos — Kephallen dem Kephalos (Cephalus), ingleichen Dictynna, die nach Kephallenien kommt, und Selene auf dem Rosse, die, wie das Vasenbild zeigt, im Begriffe ist, in das Meer hinab zu sinken,*) — Ergebniß der Ausdeutung des ganzen Vasenbildes: Es sey die Vorstellung des unveränderlichen Gesetzes, welches die großen Gestirne der Welt in ihrem täglichen Lauf beobachten. Auf der einen Seite Kephalos und Selene als Repräsentanten des Lichtes der Nacht, auf der andern Seite Eos und Helios als Repräsentanten des Tageslichtes; endlich Pan-Lykeios, durch seinen Rückblick auf die Selene seine Beziehung zur Nacht andeutend und durch seine Wendung gegen die Sonne hin seine Verbindung mit Phöbos.

Nr. 4. Herr Gerhard vermehrt neuerdings seine großen Verdienste um die Archäologie durch Bekanntmachung und Erläuterung einer Reihe von wichtigen und interessanten Vasengemälden. Der hier vorliegende seltene Gegenstand ist das Mittelbild der beym alten Cäre gefundenen Schaale Ruspoli. — S. 5 f. Bey der Musterung der Darstellungen des Jason wird bemerkt, daß dieser

---

*) Pag. 14 zu Aeschyl. Sept. c. Theb. v. 802 über den ἑβδομαγέτας Ἀπόλλων, weil er am 7. Tag des Delphischen Monats Busios und des Attischen Thargelion, geboren worden seyn sollte, verdienen auch der Vasenbilder wegen die Zusammenstellungen Valckenaer's de Aristobulo Judaeo p. 113 sqq. berücksichtigt zu werden; wo namentlich auch von den Chortänzen der edlen Athenischen Jünglinge um den Altar des Delischen Apollon u. s. w. gehandelt wird.

*) Es wird von Hrn. P. nicht bemerkt, daß, obwohl mit verschiedenen Modificationen, wie dieß nicht anders seyn kann, die Mythen von Kephalos, Eos u. s. w., der Sprung vom Leukadischen Felsen u. s. w. vom Ref. in der zweyten Ausgabe der Symbolik 1820, B. II. S. 753 — 757 bereits auf diesen Boden der bildlichen Physik verpflanzt worden waren. — Jetzt will ich nur noch bemerken, daß meines Bedünkens der astronomische Charakter dieses Mythen- und Bilder-Kreises ihre Anwendung auf den Wechsel des Lebens und des Todes keineswegs ausschließt, und daß mithin ein solches Vasengemälde auch in consolatorischer Beziehung bey Auszierung der Grabesstätten gewählt werden konnte.

Heros auf Reliefs und Gemmen unbärtig, hier aber nach der Sitte der ältern Vasenbilder bärtig erscheine. Unter dem Kopfe des Mannes ist in archäischen Schriftzügen beygeschrieben *ΙΑΣΟΝ* mit dem Sigma in der Form eines zweymal gebrochenen Stabes (S. jetzt Kramer S. 53. ff. S. 172 ff.); im Hintergrunde die Eiche des Ares, oder ein Ahorn- oder ein anderer Baum, behängt mit dem Widderfell. — S. 6 ff. Jason Erwerber des goldenen Vließes bey Pindarus, beym Orphiker, Apollonius Rhodius, Valerius Flaccus und auf Denkmälern. Neuheit der vorliegenden Darstellung, worin Athene als Schutz- und Hilfs-Göttin dem bereits vom Drachen verschlungenen Helden in der Art beysteht, daß er den Verschlungenen wieder ausspeyen muß. Aber diese Vorstellung sey keine Erfindung eines Dichters oder eines Künstlers, sondern erkläre sich natürlich einmal aus der notorischen Theilnahme der Athene am Schicksale der Argonauten, aus derselben Athene freundschaftlichem Verhältniß zu Jason's eigentlicher Schutzgöttin, der pelasgischen Hera, aus der Identität dieser Hera mit der Demeter, deren Liebling Jason war, und endlich aus der Verwandtschaft der Athene mit der Demeter und mit dem ganzen Mysteriendienst. — S. 8. f. Darstellung der Athene im alterthümlichen Vasenstyl, der an in Etrurien gefundenen Vasen, trotz ihrer röthlichen Figuren, bemerklich sey: Die strengen Formen des Angesichts, die ansehnliche Länge der Figur und ihrer Lanze, die Eule in der linken Hand, der Mangel an Beschuhung, endlich die Form der, nach ähnlicher Vasenbilderart, lang über den Rücken herabhängenden Aegis. — Die je acht Figuren von Männern und Frauen auf der Außenseite der Schaale scheinen dem Verf. auf eine hochzeitliche Beziehung des ganzen Gefäßes hinzudeuten.

Nr. 5. S. 2. f. Der Raub der Tochter des Asopos Aegina durch den in einen Adler verwandelten Zeus auf dem Halse eines merkwürdigen Gefäßes des Berlin. Museum (beschrieben von Levezow S. 255 — 260, Nr. 1010, wo auch von den übrigen Bildern dieser Vase die Rede ist) — eine seltene Vorstellung, nur noch auf Einem Gefäß (Tischbein Vases grecs d'Hamilton I. pl. 24) vorkommend. Auch der Mythus weniger beachtet, als er verdient. — Erzählung desselben. Budion (*Βουδίων*) scheine Asopos unter der Form des Dionysischen Stieres genannt worden zu seyn, und als solcher wenig verschieden von Achelous und Bakchus-Hebon. (Hier muß Ref. vorläufig jetzt auf die schönen Ausführungen des Hrn. P. Fr. Streber über den Stier mit dem Menschengesicht auf Unteritalischen und Sicilischen Münzen in den Abhandlungen der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften II. 2. Seite 453 ff. und besonders auf Abschnitt Seite 537. ff. zu verweisen sich beschränken). S. 7. ff. Ergebniß der Untersuchungen über jenen Mythus: „Sind die bisherigen Betrachtungen richtig, so folgt, daß die Tochter des Asopos Aegina den Charakter einer Wein spendenden, Aehren tragenden, jugendlichen Naturgöttin mit der Phliuntischen*) Ganymeda-Dia-Hebe gemein haben muß. Daß diese Vermuthung nicht ganz unbegründet sey, konnte schon der frühere Name Aegina's Oenone oder nach Andern Oenopia uns lehren, in so fern in Beyden der Begriff des Weines *οἶνος*, so gut wie bey jenem Festmahl des Oeneus, dessen Andenken in Phlius gefeyert ward, am Tage liegt." — Bestätigung dieser Deutung durch Denkmäler und zwar solche, die Pausanias und andere alte Schriftsteller anführen, theils durch noch vorhandene Gemmen- und Vasen-Bilder. S. 16: „Thalia-Aegina wird daher auch der erste Name seyn, für jene einsam und trauernd an einem Baume in der Nähe eines Adlers sitzende Frau der Silbermünzen von Gortyna auf Creta, Taf. I, 6., welche Ottfried Müller beschreibt als „Europa, auf dem Stamm eines Platanosbaumes bey Gortyna sitzend, Zeus als Adler vor ihr," ohne zu erwähnen, ob irgendwo, was ich bezweifle, der Mythos des als Adler entführenden Zeus auf Europa übergetragen worden ist. Eine Bestätigung dieser Ansicht geben andere Silbermünzen derselben Stadt, wo der Augenblick der Entführung der Nymphe durch den Adler unzweifelhaft erscheint. (Taf. I. 7 u. 8.)" Dagegen muß Ref. bemerken: Auf einer Kretischen Silbermünze von Phästos (bey Mionnet Suppl. IV. pl.

*) Besser Phliasischen, wie Cicero sich selbst verbesserte; s. die Varianten und Mosers Anmerkung zu Cicero de re publica II. 4. pag. 209 sq.

10. nr. 2) mit gleicher Vorstellung erscheint auf der andern Seite der Stier, und auf einer von Gortyna (ibid. nr. 1.) erscheint nicht allein der Stier auf der andern Seite, sondern auch neben dem der Jungfrau schmeichelnden Adler ein Stierkopf. Was ist also natürlicher, als daß der Kretische Mythus die Wendung genommen, den Adler des Zeus oder Zeus selbst in Adlersgestalt der von ihm in Stiergestalt geraubten Europa schmeicheln zu lassen? Auf derselben Seite gedenkt Herr P. der Thalia als der Gemahlin des Zeus Aetnäos und der Sicilischen Paliken (dii Palici) und verweiset dabey auf Welker, (Annali dell' Inst. arch. Vol. II. p. 245 sq.) mit Billigung einer Vasenerklärung, die dieser Archäolog daselbst gegeben hat. Hierbey muß Ref. 1) bemerken, daß diese von Gottfr. Hermann Diss. de Aeschyli Aetnaeis p. 9. sq. geradezu mißbilligt wird; 2) daß E. Q. Visconti auf einer Florentiner Gemme den Palicischen Gott Adranus scharfsinnig ausgefunden (s. Raoul-Rochette im Journal d. Sav. 1831 p. 334.) 3) Daß Herrn Welckers Zweifel mich noch nicht bestimmen kann, meinen andern Palicischen Gott Menanus fallen zu lassen, da Kritiker wie Orelli, Moser, Schütz, meiner Conjectur zu Cic. d. N. D. III. 22, 55 Beyfall geben. 4) Daß ich jetzt über diese Sicilischen Gottheiten nur noch auf Gerhards antike Bildwerke I. S. 68 und S. 110 und auf Preller ad Polemonis Fragmenta pag. 127 sq. verweisen kann.

S. 18. f. hält Hr. Panofka eine mit einem Vogelkörper versehene Frau auf dem Halse des Hamilton'schen Gefäßes (Taf. II. 7.) für Phene Gattin des Periphas. Ref. bemerkt, ohne entscheiden zu wollen, daß dergleichen Figuren und namentlich eine der hier abgebildeten ganz ähnliche bronzene in einer Heidelberger Sammlung sonst allgemein für Sirenen gehalten werden. Nun hat aber die Hamilton'sche noch die Tänia und das Tympanum, wie sonst die Sirenen mit Flöten vorgestellt werden. — Jene Deutung hängt mit der übrigen zusammen (S. 17 — 20): Zeus unter der Gestalt des Adlers, der die Aegina-Libera raubt, stelle den Begriff von Feuer und Sonne dar. Hierher wird nun gezogen: Periphas und seine Gattin Phene (φαίνω, φάων, Phaeton, Antonin. Lib. Metamorph. VI.) und die strahlende Sonnenscheibe zwischen den Flügeln des Adlers auf der Hamilton'schen Vase (Taf. II. 7.), der Mann mit einem Adlerkopf, das Brustbild des strahlenden Sonnengottes über einem Adler auf Gemmen (Taf. II. 8. ff.; wobey Ref. aber bemerken muß, daß die S. 23 erwähnte und bey Schlichtegroll und Millin ausgedrückte Weltkugel auf der hier Taf. II. 11. copirten Abbildung einer Stoschischen Gemme unter den Füßen des Adlers ausgelassen ist.) Das Resultat des ganzen Mythus wird in die wenigen Sätze zusammengefaßt: Zeus sey die sinkende abendliche Sonne, oder der vom Laufe des Tags ermüdete Sonnengott Zeus-Dionysos, der mit Aegina-Libera-Luna, der Weinspenderin sich bey nächtlichem Mahle erquicke; und die kosmische Bedeutung des ganzen Mythos sey: Die von dem im Sinken begriffenen Gott des Tages ihrem Schlummer entrissene Göttin des nächtlichen Lichtes. Möchte es auch dem Verf. als Partheylichkeit für seine eigne Ansichten, die vor nun mehr dreyßig Jahren in der Symbolik und Mythologie sich hervorgewagt, ausgelegt werden, so nimmt er doch keinen Anstand, zu bekennen, daß er den Herrn Panofka vor vielen andern gern auf diesem Gebiete arbeiten sieht, weil er in ihm, wie nicht leicht sonst, eine geistreiche geniale Deutungsgabe, verbunden mit dem glücklichsten Sinn für die naive Mythen- und Bildersprache der alten Naturmenschen wahrnimmt, — eine Genialität und Empfänglichkeit, welche, mögen sie auch zuweilen zu kühne Versuche wagen, dennoch unerläßliche Eigenschaften des Mythologen und Archäologen bleiben. —

Diese Eigenschaften bewähren sich auch in Nr. 6. Der Verf. beginnt mit der Bemerkung, daß die Werke über griechische Religionen in Betreff des Argos panoptes unbefriedigt lassen (Ref. bemerkt jedoch, daß das Genealogische dieser argolischen Mythen gut zusammengestellt ist in Schubart Quaestiones genealogicae I. p. 18. und daß Herr Welcker in der Aeschyleischen Triologie S. 127, eine Deutung dieses Mythus versucht hat.) — S. 1 — 6. Hauptquelle Apollodor II. 1. §. 2 u. 3, der unter seinen Gewährsmännern den Hesiodus nenne, aber das beständige Epitheton des Hermes beym Homer, Ἀργειφόντης, be-

weise, daß dieser Dichter schon den Mythus von Argos und Io gekannt habe. Aus des Aristophanes Vögeln v. 1122 flg. gehe hervor, daß die ergänzende Sage von dem nach seiner Ermordung als Pfau wieder auflebenden Argos nicht so späten Ursprungs sey, als Viele zu glauben geneigt seyen. S. 7. ff. Die Kunstdenkmäler zeigen den Argos Panoptes in verschiedenen Formen und Momenten. 1. Monumente mit dem Argos als Wächter der Kuh; 2. Seine Einschläferung; 3. Seine Ermordung durch Hermes (zu S. 16 Anmerk. muß in dem Falle des Logographen Xanthus σορὸν in σωρὸν geändert werden, wie dieß in den Historicorum antiqq. Fragg. p. 179 geschehen ist; wo ich über diese Wendung des Mythus den Historiker Antiklides angeführt habe). Die Enthauptung des Argos, auf der Vase Durand (s. De Witte Cab. Durand p. 110 sq.) jetzt Hope. 4. Argos als Tempelpförtner der Hera; die Vase aus Anzi in Basilicata; scharfer Tadel, gegen Millingen ausgesprochen, der es sich bey der Erklärung derselben sehr bequem gemacht; die Berliner Vase (Levezow Nr. 902, Gerhard's Berlin's antike Bildw. S. 260). Zu S. 27, bemerkt Ref., daß Pausanias III. 16 fin. jene Spartanische Artemis Λυγοδέσμαν nennt. S. 32 f.: „So wäre denn Io, die bekanntlich in Aegypten als Isis verehrt ward, und auf unserm (dem genannten Berliner) Vasenbilde aus diesem Grunde eine Lotusblume als Isiszeichen in der Mitte ihrer Stirnkrone eingesetzt hat, in der That wenig verschieden von der mykalessischen Demeter. Daß letztere aber wiederum gleicher Bedeutung mit der argivischen Hera sey, deren Priesterthum Io bekleidete; ist noch leichter zu beweisen. Denn wenn einerseits der argivischen Hera der Granatapfel als Symbol der Fruchtbarkeit und die Blumen (Hera Antheia, s. Tafel II. 4) mit denen ihre Stephane geschmückt ist, einen allgemein anerkannten tellurischen Charakter beylegen; so läßt sich andrerseits die Kuhgestalt, als der argivischen Hera so gut wie der mykalessischen Demeter eigenthümlich eben so wenig in Zweifel ziehen;“ wofür darauf noch weitere Beweise beygebracht werden. (Zu S. 33 bemerkt Ref., daß Herodot I. 31. von weißen Stieren nichts sagt.) Es wird darauf an die Analogie der Griechischen Religion erinnert, die Priesterinnen wie ihre Gottheiten, und mithin die Io als Priesterin der Hera in Thiergestalt als Kuh vorzustellen. Argos darauf als Tempelpförtner einer Kuhgöttin wird mit dem Herakles zusammengestellt, aber auch mit Janus wegen seiner Augen vorn und hinten. — S. 35: „Die Vorstellung des Argos auf dem Volcentischen Gefäß (Taf. III. 2.), wo er Augen über den ganzen Körper hat, sey die älteste, woran sich zunächst das Gemmenbild (III. 1.) anschließt. Bedeutend davon verschieden seyen alle übrigen Denkmäler, welche dem Argos entweder die Vieläugigkeit entziehen, theils auf andere Weise darzustellen versuchen. — In Tafel I. 2. (nicht I. 1.) sey Argos als ἄργος, unthätig, versinnlicht, so wie durch den Hund Argus daneben.

S. 36 f. Argos sey nach Macrobius Saturn. I. 19. das Bild des gestirnten Himmels, welcher auf die Kuh Io hinschaut, die nicht bloß als Erd- sondern auch als Mond-Göttin verehrt ward. In diesem Sinne würde die Bedeutung Argos als weiß in dem Namen unsers Argos hervorzuheben seyn; zugleich fände aber auch das Rehkalb auf dem Berliner Vasenbilde (Taf. IV. 2.) seine natürliche Auslegung (nämlich das Hirschkalb als Sinnbild des gestirnten Himmels genommen, Diodor. I. 11, Hygin. fab. 205. Ueber diese Bedeutung der Hirschkuh vrgl. man jetzt E. Gerhard Archemoros S. 66, und über Argos als Bild des gestirnten Himmels Desselben: Hermes auf Vasenbildern S. 5.

S. 38 f. „Allein was auch in dieser Beziehung durch Analogie gewonnen werden kann, würde doch nur als schwankende Conjectur erscheinen zur Begründung der Ansicht, welche Macrobius aufstellt, daß Argos den gestirnten Himmel personificire, wenn nicht die ganze Kunstvorstellung in der Indischen Religion uns begegnete, und was das Wichtigere ist, dieser ganz gleichen Kunstform ein gleicher kosmischer Gedanke zum Grunde läge.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße, von Gustav Kramer ꝛc.

2. Troisième Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes des catacombes. Par M. Raoul-Rochette etc.

(Schluß.)

Die auf Taf. III. 4 dargestellte Figur zeigt uns einen Mann, dessen Oberkörper mit vier Händen begabt und ganz mit Augen besäet ist. Es ist Indra, welcher in der Indischen Religion den Gott des Aethers, des Firmaments, des sichtbaren Himmels (swargas) bezeichnet. Vor ihm steht mit Elephantenkopf und einer Lyra Ganesa, der Gott der Weisheit und aller Erfindungen; dem Begriffe nach also ähnlich dem Leyer-Erfinder Hermes der Griechen. Weitere Belege durch Indische Bilder dieses Kreises mit Elephant, Hund, Pfau und Sonne (Taf. II. 5, 6, 7). — Gemeinschaftlicher Ursprung der Kunst- und Religions-Vorstellungen der Indier und der Griechen. Fernere Belege aus zwei sogenannten Chimären, d. h. wunderlich componirten Gemmenbildern (Taf. II. 8 und 9) mit der Bemerkung, daß solche Chimären nicht in bloßen Spielen Griechischer und Römischer Künstler-Phantasien, sondern in der Griechischen Götterlehre selbst ihre Motive haben (Ref. bemerkt, dieß müsse mit gehöriger Einschränkung gegen Böttiger geltend gemacht werden s. dessen kleine Schriften III. S. 413; man vergleiche jedoch III. S. 460 f. S. 41). Ergebnisse aus den Zeugnissen der Alten und aus den Kunstdenkmälern:

1. In der gewöhnlichen Demotischen Mythologie erscheint Argos meist als Hirt und Wächter der Kuh Io;

2. In der Religion der Argivischen Hera, deren Priesterthum Io bekleidete, spielt Argos dieselbe Rolle, welche Herakles bei der mykalessischen Demeter hat, nämlich die des Kleiduchos, Tempelpförtners und des Hierophanten;

3. Die älteste Vorstellung, übereinstimmend mit der des Indra in der Indischen Religion, wird von Macrobius mit Recht als das Bild des gestirnten Himmels gedeutet, in so ferne seine unzähligen Augen die unzähligen Sterne versinnbilden, und die Kuh in der alten Religion zur Symbolisirung der Erde sowohl als des Mondes diente.

Je inniger Referent den Grundzügen dieser schönen Erörterung beistimmt, so wie der Auslegung dieses Mythus, die er schon vor fast 20 Jahren, noch eher, als ihm die Stelle des Macrobius und der Indische Indra bekannt geworden, vorgetragen, desto mehr freut er sich, unbekümmert um das Geschrei bornirter Mythologen, hier am Schluße noch einiges Eigene niederlegen zu können. Demgemäß erinnert er 1.) an das in den Indischen Hymnen (Mantra's) dem Indra beygelegte Epitheton: „der tausendäugige Herrscher“ (s. Symbolik I. S. 522 f. dritte Ausg.); 2.) an Indra's Verwandtschaft mit Mithras, der zehntausend Augen hat, der die Stiere vermehrt Iyeschne Nr. 9; — 3.) an Sonne, Mond, Blume, Hund, Schwert in den Mithrasbildern (s. das Mithreum von Neuenheim Seite 11 und Nachträge S. 1 und 2); 4.) aber kann er jetzt aus gütiger Mittheilung eines Schülers des Herrn E. Burnouf, des Hrn. A. Holtzmann, als Uebersetzers, Notiz geben von einer Episode des Mahâbhârata, betitelt: der Sieg des In-

dra. Diese Episode stellt den Indra als Segenspender dar; so, daß nach seiner Entfernung aus dem Himmel die Erde zu verschmachten anfängt, also unter einem Begriffe, dem des Jupiter pluvius ähnlich; sie stellt ihn auch dar als auf einem Elephanten reitend; aber sie schließt die Vorstellung, daß er mit drei Augen begabt gewesen, wie Argos nach dem Scholiasten des Euripides Phoeniss. 1122, und mithin dem Zeus τριόφθαλμος ähnlich — Pausan. II. 24,4 — vollkommen aus. Charakteristisch ist aber die Erzählung im ersten Abschnitte jener Episode, daß ein Dewa Trisiras (Dreihaupt) (ein Wesen mit drei schrecklichen Angesichtern, die der Sonne, dem Monde und dem Feuer glichen, mit deren einem er die Veda's las, mit dem zweiten Sura trank, mit dem dritten nach allen Himmelsgegenden blickte, und sie gleichsam in sich trank) daß dieser in der Absicht gezeugt worden, um selbst ein Indra zu werden; — wie Trisiras denn auch wirklich nach der Indra-Würde trachtete, und daß ihm deßwegen auf Indras Befehl mit einer Zimmeraxt die drei Köpfe abgehauen wurden, und zwar von einem Genius, der Zimmermann genannt, und mit Visvakarman, dem himmlischen Baukünstler unter gleichem Namen angeführt wird; — so daß man also dabei an den kunstreichen Argostödter Hermes denken könnte. Endlich könnte man aus dem Zuge, daß aus den abgehauenen Köpfen des Trisiras Vögel hervorfliegen, auf den Pfau schließen, der nach einem Mythus aus dem Körper des getödteten Argos entstanden seyn sollte; — im ganzen Trisiras aber, welcher Indra werden wollte, einen dreiäugigen und eben deßwegen unvollendeten Indra erkennen, der, wenn er vollkommen Indra geworden wäre, einen ganz mit Augen besäeten Körper erlangt haben würde.

Nr. 7. Diese gelehrte Erklärung zweier Prachtvasen aus Ruvo *) beginnt mit einer interessanten Vergleichung des bewundernswürdigen Vasenreichthums von Etrurien, auf zehntausend Stücke anzuschlagen, mit dem von Großgriechenland, Campanien, Apulien und Lucanien, welcher letztere jenen an Zahl der Gefässe noch immer übertrifft, aber an innerm Werth, in alterthümlichem Gepräge und in der Reinheit künstlerischer Anlage und Ausführung der Malereien keineswegs erreicht. Ueber den ungemein reichen Inhalt dieser und der folgenden Abhandlung des Herrn Gerhard ist es mir, da diese Anzeige schon zu weitläuftig geworden, jetzt unmöglich mehr als Andeutungen von einzelnen Punkten zu geben. — S. 3 — 6; die Archemoros-Atlas- und Hesperiden-Vase. Lunus und die apollinischen Schwäne, Symbole von Finsterniß und Licht, an den Henkeln. — Der Mythus von Archemoros, ein höchst bedeutsamer: Opheltes-Archemoros, d. i. der von der Schlange getödtete Todesbeginner — S. 6 ff. Darstellung des Künstlers (vergl. Tafel I. Hiebei bemerkt Ref., daß unter den Inschriften dieser Vasenseite auch hier in dem Namen Hypsipyle das entschieden Grosgriechische Spirituszeichen vorkommt, wie auch Kramer S. 183 ff. bemerkt hat; welcher letztere aber, nach seinem hartnäckigen Atticismus, darum doch den Hauptsatz vom Athenischen Vaterlande auch solcher Gefässe nicht hat aufgeben wollen. Wenn Herr Gerhard (S. 6 Not. 3) mit Einem Worte „der Räder des Hades" gedenkt, so muß Ref. über die Bedeutung des Rades auch des der Nemesis auf seinen Bericht über Raoul-Rochette Monuments inéd. zu pl. 39 in den (Wiener Jahrbb. d. Lit. B. LIV. S. 157 — 159 verweisen.) Ueber die Geberdensprache und die zwei hervorgehobenen Finger des Hermes in einem Berliner Vasenbilde (S. 11 erinnert Ref. an des Hrn. Canonicus Jorio Werk della Mimica d. Antichi). S. 13 (Für die großgriechische Sitte, die Grabmäler mit allerley Gefäßen und Ziergeräthen auszuschmücken, und den Todten ihre Lieblingsgegenstände mitzugeben, liefert diese Vase einen besonders anschaulichen Beweis, indem wir hier auf dem untern Plane neben der Bahre, worauf der todte Archemoros liegt, zwey Personen Gerüste tragen sehen, worauf unter anderem Ziergefäße gestellt sind, zu seiner Bestattung bestimmt; zugleich ein Be-

*) Vergl. desselben Verfassers Schrift: Berlin's antike Denkmäler. S. 138 ff. Da ich neulich veranlaßt war, zwei Thongefäße von Ruvo zu beschreiben, so habe ich in der oben angeführten Schrift über diesen vasenreichen Ort ein Mehreres beygebracht.

weis von der Gewohnheit der Griechen, theure Gebräuche aus späterer Zeit in das Heroenalter zu verlegen.)

S. 14 ff. Atlas und die Hesperiden (mit Tafel II.). Das Mythische; das Bildliche. — S. 24 f.: μῆλα Aepfel und Schaafe; der Kolchische Wunderbaum mit dem Widderfell; Kalypso, die verhüllende Nacht, auch unter den Hesperiden aufgeführt, Odysseus. (Die aus diesen Mythen hervorgebildeten Philosopheme hat Ref. in der Praeparatio ad Plotin. de pulcrit. pag. LXX. sqq. entwickelt). S. 25 ff. Nebenbilder (Taf. III. und IV.): Oenomaos, Pelops und Hippodamia auf Wagen. S. 27 ff.: Die Vasenbilder älteren Styles haben mehrentheils epische Quellen, die des späteren, dramatische. — Die Hauptseite des Gefäßes habe eine athletische Bedeutung, die Rückseite eine hochzeitliche, und das Ganze sey vermuthlich ein Vermählungsgeschenk, welches, der Grosgriechischen Sitte gemäß, nachher als Gräberschmuck gebraucht worden.

S. 32 ff. Beylage A. Ueber Atlas, den Erd- und Himmelsträger, 1) Schriftliches, 2) Bildliches. (Dieser Gegenstand ist neuerlich in einer lebhaften Controverse verhandelt worden, an welcher Letronne, Welcker, Raoul-Rochette, Gottfr. Hermann und Referent einigermaßen selbst u. A. Theil genommen; s. Mémoire sur les Représentations figurées du personnage d'Atlas par Mr. Raoul-Rochette Paris 1835 mit den Additions et Corrections p. 73 sqq. und Godofr. Hermanni Dissertatio de Atlante Lips. 1836. — Aber die vollständigste Ueberſicht Alles dessen, was die Schriftsteller und die Denkmäler über diese Mythologumenen enthalten, giebt jetzt Hr. Gerhard mit durchgreifenden Epikrisen in gedrängter Uebersicht.)

Beylage B. S. 41 — 53 (womit die Nachschrift S. 76 ff. verbunden werden muß). Ueber die Kunstdenkmäler des Hesperidenmythos. S. 53 ff. Beylage C. Analyse der Hesperidenbilder: Oertliches; Baum und Frucht betreffend; Ladon der Drache; der Hesperiden Zahl; deren Namen; ihr Geschäft und ihre Bildung, Herakles; Atlas; Beyde zusammen gestellt; der Aepfel Erwerb durch Gewalt oder durch Güte; Sieg- und Dankopfer; theilnehmende Götter; Mythischer Ertrag; Bedeutung des Mythos. (Wenn S. 64 auf des Ref. Symbolik verwiesen wird, so muß derselbe jetzt auf seine neueren Andeutungen in den Wiener Jahrbüchern der Lit. Bd. LIV. S. 166 der Kürze wegen verweisen; zu S. 76 vergl. S. 38 und 78, aber wegen Erichthonios, Nemesis u. s. w. auf seine Erörterungen in diesen Gelehrten Anzeigen selbst, 1838 Nr. 22 — 24. S. 178 — 199). Von S. 71 an wird von den Ergänzungen der Archemoros-Vase gehandelt, und werden, nach neuen Mittheilungen des Hrn. W. Schulz Berichtigungen nachgetragen, mit schätzbaren technischen Erläuterungen über die Vasenmalerey und über die polychrome Plastik der Alten.

Nr. 8. Hermes und Maja auf einer Vase Feoli. — Die obwohl theils verschriebenen, theils verstümmelten Inschriften lassen über diese Namen keine Zweifel. Hermes erscheint hier ohne die sonst auf archaischen Vasenbildern selten fehlenden Flügelstiefel, mit dem Heroldstab, zurück geschlagenem Mantel, Stirnband und knabenhaften Formen, endlich mit länglich gezogenem Augenschnitt. Hierbey theilt Herr Gerhard eine beachtungswerthe Bemerkung des Hrn. Dr. Braun mit, daß der Kunstgebrauch archaischer Vasengemälde durch diesen Schnitt sonst weibliche Köpfe von männlichen unterscheidet. — Er reicht seiner Mutter eine Schaale, sie ihm einen Kranz dar. Diese Handlung wie die Ephebenkleidung des Hermes und die einen gewissen Karystos preisende Beyschrift lassen vermuthen, daß dieses Gefäß zum Preis für den ersten Siegesruhm eines Knaben, Namens Karystos, bestimmt gewesen. Das Gefäß ist auch gegen die Sitte der Preisvasen klein, als Belohnung für Knabenspiele, sorgfältig ja mit ängstlicher Zierlichkeit gearbeitet auf weißem Grunde, mit Thierfiguren, Löwe, Bock und Widder rückwärts und seitwärts. — Soweit über Tafel XIX. 1.

Hermes Nomios (S. 3 — 8 mit Taf. XIX. 2.). „Lekythos mit schwarzen Figuren, im Besitz des Herrn von Klenze in München" aus Athen oder Aegina. „Hut und Chlamys, Heroldstab und Fußbeflügelung bezeichnen den Götterboten; doch ragt der Stab, der dem Hirten wie dem Herold wesentlich ist, nur mäßig hinter dem Mantel hervor, und die erhobene Linke genügt zum

Antrieb der folgsamen Heerde. Diese ist hier und anderwärts durch vier Widder ausgedrückt, wie denn hauptsächlich dieses und kaum noch ein anderes *) Thiergeschlecht zur Heerde des Hermes gehörte.“ — Daher Ἑρμῆς κριοφόρος, ἐπιμήλιος. Hermes auf einem Widder sitzend selten in Vasenbildern, am häufigsten auf Gemmen. **) — Auf dem Vasenbilde sey die Grotte, worein der göttliche Hirt die müden Thiere treibe, durch ein Felsstück angedeutet.

Von S. 4 an folgen die Mythologumene: Das Dunkel, wohin Götter und Heroen die Sonnenrinder treiben, und Hermes die Thiere, die er entführt, die Schafe die er weidet. — „In der Mythologie bedeuten Rinder bald Jahresabschnitte bald die Sterne“ — „Hermes streng genommen kein Erd- und Unterweltsgott, sondern vielmehr das solarische Princip chthonischer Göttersysteme, war im altgriechischen Begriff seines phallischen Dienstes ein sonnenkräftiger, oben und unten, zu Land und zu Wasser geschäftiger Naturbeweger des Universums, dessen Weltharmonie im Klang der von ihm erfundenen Lyra frühzeitig ihr Sinnbild gefunden hatte.“ — Ἑρμῆς sey nicht von ἔρα, Erde, nicht von εἴρειν, reihen, sondern von den ἕρματα, Stützen der phallischen Hermenform herzuleiten. (Hr. Panofka läßt besser in Götternamen verschiedene Etymologien neben einander gelten, weil solche Namen eben ihrer Vieldeutigkeit wegen gewählt worden, und so denkt Ref. auch.) — Jenem Grundbegriff, fährt der Verf. fort, stand die Obhut der Heerden näher als jede andere Verrichtung. Er hat als Ordner (Kadmilos) und Erhalter der bestehenden Götterherrschaft die Heerden zu weiden die am Himmel glänzen. Er ist des Sternenhundes Argos Erwürger. Argos ist ein unverkennbarer Ausdruck des Sternenhimmels.“ *) — S. 7 f.: Der Heroldstab (κηρύκειον, caduceus) sey ursprünglich ein Hirtenstab, und in archaischen Bildern auf Vasen und Münzen sey die älteste Bildung des Hermesstabes nichts anderes als der Verein von zwey zusammengeknüpften Stierhörnern. Er sey entlehnt vom Stabe des mystischen Rinderhirten oder von jenem Stachel, dessen solarische Bedeutung in den Sabazien und im Mithrasdienste vor Augen liege (mit Verweisung auf Clemens Protrept. p. 14 und auf Symbolik I. S. 768, 776) und die Geißel des solarischen Lykurgos sey damit zu vergleichen.

Ref. beschließt diese Anzeige mit wahrer Befriedigung, indem er einerseits wahrnimmt, wie die unerläßliche Verbindung zwischen Philologie und Archäologie immer enger geknüpft wird, andrerseits, wie die flache, kahle und kalte Behandlung der alten Mythen, Symbole und Kulte einer tieferen und großartigern Mythologie und Cultusgeschichte gerade bey dem umsichtigsten und einsichtsvollsten Archäologen immer mehr die Oberhand gewinnt.

Fr. Creuzer.

*) Wenn der Verf. in der Anmerk. bemerkt, daß in ältester Vorstellung (Hom. H. Merc. 567 sqq.) dem Hermes alles Gethier der Erde zugesprochen werde, so konnte gleich erinnert werden, daß nicht bloß Vögel, namentlich der Hahn, sondern auch Fische (Pausan. VII. 22. 2) ihm heilig waren; welches Ref. nicht nur der Denkmäler wegen, sondern auch wegen des Grundbegriffs dieses Gottes erinnern muß; welcher letztere aber hier nicht entwickelt werden kann.

**) Der seel. Münter, bemerkt Ref., bezeichnet dieses Gemmenbild als Ἑρμῆς Ψυχοπομπός. Die generellen Bezeichnungen des Verf. sind aber vorzuziehen. — Ein bloßer Ephebe auf einem Widder, wie auf einer Gemme, die Hr. Gerhard selbst gütigst in eine Heidelberger Sammlung niedergelegt hat, ist für Phrixus zu halten, hat aber ein solcher außer der Chlamys noch das κηρύκειον, wie auf der Münterschen Gemme und bey Millin Gal. mythol. XLVIII. nr. 213, so ist er als Hermes ἐπιμήλος zu betrachten. — Wegen der Mysteriensagen verweiset der Verf. selbst auf Symbolik. II. S. 327 ff. zweyt. Ausg. Ich verweise auch wegen des Folgenden auf meinen Excurs zu Cic. de N. D. III. 22. p. 604 — 608 und zum Plotinus p. 185 sq. ed. Oxon.

*) Ref. hat schon oben zu Nr. 6. diese Uebereinstimmung von Gerhard mit Panofka und mit Ref. selber angemerkt; hier will er nur noch etwas nachtragen. Argos heißt seiner Augen wegen, womit er wie mit Sternen besäet ist, στικτός, Stellatus oculis, auch μυριωπός, ingleichen ποικίλος, und seine Augen werden πυκνὰ, ἀκλανῆ und ἀκοίμητα genannt. Daher auch dem Pfauenschweife das erste Epitheton beygelegt wird; welchem letzteren Moschos einige geschmückte Verse gewidmet hat (s. Valckenaer ad Euripid. Phoeniss. vs. 1122 und Boissonnade ad Moschi Idyll. II. vs. 59. sqq. pag. 281 ed. Paris. 1838)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nr. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Platonis Timaeus et Critias. Recensuit, Prolegomenis et Commentariis instruxit Godofr. Stallbaum. Gothae et Erfordiae, 1832.

Während alle andere Dialogen des Plato theils einzeln, theils deren mehrere zusammen, in neuerer Zeit um die Wette edirt und commentirt worden sind, gieng nur der Timäus desselben bisher ganz leer aus; denn von Lindau's Arbeit ist wohl das Beste gänzlich zu schweigen; die Ausgabe, die A. Böckh, vor mehr als 20 Jahren versprochen, ist kaum mehr zu hoffen, wie wohl immer noch zu wünschen. Denn an dem reichen und tiefen Inhalt dieses ausgezeichneten Platonischen Werkes können und müssen sich noch lange die mannichfaltigsten Talente, mit den verschiedenartigsten Kenntnissen ausgerüstet, versuchen und erproben, ehe es ein leicht verständliches und allgemein belehrendes Gemeingut für alle griechisch Lesenden, sowie für Philosophen, Physiker, Aerzte und Erzieher werden wird. Dieß gestehet auch Hr. Stallbaum S. 45. offenherzig, ungeachtet er so viel geleistet hat, als sich jetzo billigerweise nur immer erwarten läßt; Philologen und Philosophen müssen ihm für diese Bearbeitung Dank wissen.

Statt aller weiteren Lobpreisungen, so gerecht und wahr diese auch seyn möchten, wende ich mich sogleich zum Bericht über das vorliegende Werk. Es macht den 7. Bd. der Opera omnia Platonis, die Hr. Stallbaum für den Verleger der Bibliotheca graeca von Jacobs und Rost, besorgt. Demnach darf bey den Lesern d. A. schon von den frühern Bänden her die Bekanntschaft mit der Art und Weise vorausgesetzet werden, wie die Kritik und die Exegese hier gehandhabt werden, so daß sie eine glückliche Mitte zwischen Zuwenig und Zuviel halten.

Hr. Stallbaum schickt von S. 3 — 64, Prolegomena ad Timaeum Platonis voraus; er eröffnet sie mit der Verwunderung, theils Klage und Entschuldigung der seitherigen Vernachläßigung des Timäus, indem er einige der Anforderungen an den Ausleger desselben berührt, und hiebey von seinem eigenen Verdienste mit einer Bescheidenheit und Selbsterkenntniß spricht, die unter uns mit jedem Tage mehr zu verschwinden drohen, und hier desto mehr erfreuen, je mehr Grund vorhanden war, sich auf alle bisherigen und namentlich diese neueste Leistung für Plato etwas zu Gute zu thun.

Im 1. Kap. der Proll. S. 7 — 29 lieset man eine gut geschriebene, deutliche und sattsam ausführliche Uebersicht alles dessen, was im Timäus abgehandelt wird. — Kap. 2. De Platonis in hoc opere scribendo consilio; dieses wird S. 30 dahin bestimmt: ut doceretur, quum omnem rerum universitatem tum humanam naturam a summo Deo, mundi opifice, ita factam esse, ut pro sua bonitate in ea condenda boni et pulcri ideam spectaverit, ideoque eam, quantum quidem de rebus genitis intelligere liceat, ad perfectissimi mundi speciem et exemplar effinxerit et formaverit. Mit dieser Auffassung stimme ich vollkommen überein, was den Ausgangspunct und das Endziel des Platonischen Werkes betrifft; indessen, daß die eigentliche Aufgabe die Physik sey, sollte doch wohl mehr hervorgehoben worden seyn. Von der Naturforschung ist die Philosophie bey den Griechen ausgegangen; sie entwickelte sich und gewann neue Theile und Glieder, die Logik oder Dialektik und die Ethik und Politik. Seitdem diese drey

Theile derselben feststanden, seit Sokrates, durfte keines der philosophischen Systeme einen dieser Theile gänzlich beyseits lassen, wenn schon dem einen gegen den anderen einen Vorzug und ein Uebergewicht in der Ausbreitung seines Inhaltes geben. Die Dialektik und Ethik hatte bisher Plato in allen seinen Dialogen bearbeitet; sie lagen ihm zumeist am Herzen; die Physik lag seiner Denkweise ferner; was er über sie zu sagen hatte, wie er sich den Grund dieses Weltganzen, die Ursachen, Arten und Beschaffenheiten der einzelnen Glieder und Klassen derselben dachte: — dieß alles hat er im Timäus zusammengedrängt; und begreiflicher Weise gieng er in dieser Darstellung aus von den früher in den schon ausführlich bearbeiteten Theilen gewonnenen Principien, und richtete seinen Gang auf das gleichfalls dort schon erspähete Endziel. Dieß hindert demnach nicht, daß der Timäus in nächster Verbindung mit der Ethik stehe, und in unmittelbarer Folge auf die Republik dargestellt werde, wie Plato in der Einleitung zum Tim. thut, und Hr. Stallbaum nachweiset im 3. Kap. De nexu Timaei cum Republica Platonis ac de tempore quo liber scriptus sit, disputatur. Aus dieser innern Verbindung folgt aber nicht, daß beyde Schriften gleichzeitig, nicht einmal daß sie bald hintereinander verfaßt werden mußten; in die reifste Zeit Plato's gehören beyde Schriften unstreitig, und mehr läßt sich nicht ausmachen.

Das 4. Kap. S. 35 — 39 hat die Ueberschrift: Platonem in Timaeo verisimilitudinis tradere disciplinam. De forma disputationis. De fontibus physicae Platonis doctrinae. Ueber den *εἰκὼς μῦθος*, der im Timäus herrscht, gedenke ich weiterhin einige Bemerkungen zu machen; von ihm hängt allerdings ab die Form des Vortrags, welche hier deßhalb nicht dialogisch, nicht dialektisch seyn konnte, sondern eine Vorlesung, eine Rede über diese Materie werden mußte. — Wenn uns auch alle Schriftchen der Vorgänger des Plato erhalten wären, so würden doch sie alle meines Erachtens nicht besonders viel zur Aufklärung dieses Dialoges beytragen; Plato konnte wohl von daher nur Stoff ausheben; diesen aber, den er etwa hie und da von den Jonikern, Atomistikern u. a. empfieng, hat er, indem er sich ihn durch und durch aneignete, so sehr umgewandelt, daß er selbst als purer Stoff kaum mehr zu erkennen seyn möchte. Man besinne sich auch nur; was und wie vieles in Kant läßt sich denn aus seinen Vorgängern erläutern und aufklären? Nur allein in Ansehung der Pythagoräer möchte mit Grund eine Ausnahme zu machen seyn; schwerlich aber dürften auch sie im Allgemeinen mehr als die Priorität einer etwas ähnlichen Grundanschauung ansprechen können; diese aber gehört dem Genie Platon's ureigenthümlich, und ist mit ihm so eins, daß es den schöpferischen Geist dieses Philosophen läugnen hieße, wenn man ihn was immer für Vorgängern zum großen Schuldner machen wollte.

Das 5. Kapitel: De summis rerum principiis, h. e. de Deo, ideis et materia p. 39 — 46. spricht den Begriff Gottes nach Plato dahin aus, daß er sey der schlechthin unbedingte, unabhängige, in sich freye höchste Verstand, Urheber und Schöpfer der Welt, und auch der Ideen, die der selbstständigen, körperlosen, wesenhaltigen Urformen der Dinge. Doch wird dieser schwierige Hauptpunct der Platonischen Philosophie, desgleichen der von der Materie hier, begreiflich, nicht erschöpft, da hier nicht der Ort dazu war; im Verlauf des Timäus ist mehrmals Gelegenheit davon zu handeln.

Da von den ältesten Zeiten her und auch in den jüngsten Tagen so vielmals Platonismus und Christenthum zusammengestellt worden sind, so sey es erlaubt, die Unterscheidung beyder nach H. Stallbaum herauszuheben; denn die Unterschiede finden, kostet immer mehr Mühe, und belohnt besser, als die Aehnlichkeiten der Dinge auffassen. Er sagt S. 40: Jam vero quum numen divinum perfecta ratio sit, facile intelligitur, qualis secundum Platonem debeat esse ejus operatio et efficientia. Etenim quemadmodum libri sacri rerum originem ab una Dei voluntate et arbitrio repetunt, quoniam ita suadet benignitatis et omnipotentiae virtus ei eximie attributa, ita philosophus noster aeternam Dei efficientiam, quippe quae esset perfectae mentis et rationis, in cogitando et intelligendo po-

sitam esse voluit, quo uno omnia, quae sunt, generata atque procreata essent. Und S. 47. heißt es weiter: Bonitas Dei, qua una ad mundum condendum commotus esse judicatur (a Platone) — ea vero magnopere cavendum est ne confundatur cum benignitate et amore, quem nos Christiani numini divino eximie tribuere solemus s. S. 111. Diese letztere Stelle stehet im 6ten Kap. der Proll., welches handelt: De bonitate Dei secundum Platonem primaria creationis mundi causa. Disquiritur, num Deus Platoni sit Idea Boni. Daß Gott keine Idee, in dem vorhin angeführten Sinne, folglich auch nicht die Idee des Guten ist, dieß leuchtet ein; nicht minder jedoch erhellet aus d. E. des 6. Bd. der Rep., daß diese Idee wenigstens im intelligiblen Reiche so alldurchgängig hin herrsche, wie Pl. dieß vom ὄν, ταὐτὸν, ἕν, θάτερον u. a. im Sophistes darthut.

Im 7. Kapitel: Fontes doctrinae de anima mundi a graecis philosophis traditae indagantur. Diese Quellen werden vornehmlich bey den Pythagoräern, aber mehr oder minder auch bey den übrigen philosophischen Schulen Griechenlands gefunden; denn die Griechen betrachteten alles in der Natur und die ganze Schöpfung selbst von vorneherein als lebendig, aber auch nebenher als künstlerisch; — demnach haben sich ihnen auch die Ursachen geschieden, welche der Naturforscher und der Philosoph zu beobachten, zu verfolgen und darzulegen haben. Hier hätte vielleicht noch angedeutet werden dürfen, wie viele Erscheinungen in der neueren beobachtenden und experimentirenden Naturkunde, und wie viele Meynungen neuerer Physiker und Philosophen jenen Ansichten der Griechen verwandt sind, und ihnen — mutatis mutandis — nahe kommen; nur daß die Neueren nicht sowohl von der Seele als vom Leben der Natur zu reden pflegen. Dieses Kapitel von der Weltseele wird in seinem Unterschied von der Pythagoräischen Weltseele weiter erörtert im 8. Kapitel: Quaedam ad Platonis de anima mundi sententiam illustrandam exponuntur: — und im 9. Kapitel geschlossen: Superesse non pauca in Timaeo, de quibus similiter disputari possit. De subsidiis hujus editionis. Neue, noch unverglichene Handschriften standen dem Herausgeber nicht zu Gebot; was er demnach von Varianten aufzuführen für gut befunden hat, das ist theils aus Bekkers Commentariis, theils aus der von dem Hsg. besorgten Weigel'schen Ausgabe der sämmtlichen Schriften Plato's genommen. Nur von dem vortrefflichen Pariser Codex Nr. 1807, den Bast mit seinem bekannten Fleiß collationirt hatte, sind die Variae lectiones S. 442 — 490 vollständig mitgetheilt, wie sie Hr. Prof. Bähr in Heidelberg dem Hsg. überlassen hat. Anderweitige ältere oder neuere Hülfsmittel zur Erklärung dieses Werkes gibt es gar wenige, eben so wenig Uebersetzungen; Rec. hat mehrere der S. 60 — 62 genannten Schriften nie oder nur flüchtig gesehen, z. B. Hörstel, Fragillani, Benius u. a. nie, Windischmanns Urkunde einmal zur Genüge; des englischen Neuplatonikers Taylor Uebersetzung — und Commentar? — hat er vor Jahren umsonst gesucht; von Cicero's Uebertragung, so weit sie in einigen ansehnlichen Bruchstücken erhalten ist, hält Rec. mehr, als Hr. Stallbaum, der S. 110 sagt: Ciceronis interpretationem hic statim profiteri licebit parum fidam atque diligentem nobis videri, ut usum criticum paene nullum aut saltem perexiguum habeat etc. So wahr dieses ist, und so viel Hr. St. von seinem Standpunct aus deshalb Recht hat; so kommt doch hier zuvörderst, zu Cicero's Entschuldigung, in Rechnung der Zustand, in welchem diese köstlichen Fragmente des Römers laut der Var. lect. bey Orelli auf uns gekommen sind; sodann ist dieß die einzige Probe, einer röm. Uebertragung, die ohne schülerhaft zu seyn, wie sie bey uns beynahe gefordert werden, sich so treu wie möglich dem schwierigen Inhalt des Originals anschmiegt, und wo Cicero mit Fug und Recht die Grundsätze, nach denen er Demosthenes und Aeschines ꝛc. übersetzet, und die er in de opt. gen. or. auseinandergelegt hat, verläugnet und uns eine Syntaxis Comparativa beyder Sprachen nahe legt; vor allem aber bedenke man, daß der vielbeschäftigte vornehme Staatsmann seine karg zugemessenen Mußestunden dem Studium und der Uebersetzung eines Werkes zuwandte, das damals selbst von den Griechen und den Philosophen wenig oder gar nicht angesehen und studirt wurde; Cicero nicht

minder als wir heutzutage mußte den besten Theil des Verständnisses durch eigene Anstrengung und wiederholte Lesung gewinnen; ja sogar hat Rec. bey mehreren Stellen, die nicht ganz grammatisch richtig gefaßt und wiedergegeben scheinen, den Verdacht geschöpft, der edle Römer möchte bey denselben durch seine docti graeculi, die er um Rath gefragt, eben so irre geführt worden seyn, wie die Brahmindischen Pandits manchen englischen Sanskritaner — absichtlich oder unabsichtlich, aus Unwissenheit oder was nun sonst, gleichviel — betrogen und hinters Licht geführt haben. Das so eben gesagte gilt nicht Hrn. St., der das so gut weiß als Rec., es sollte nur verhüten, daß sein für diese Stelle gültiges Urtheil der wohlerworbenen und rühmlich begründeten Ehre des edlen Römers bey Unkundigen nicht Eintrag thue. — Des Seb. Foxii Murzilli Commentarii — quem librum ipsi non vidimus, sagt Hr. St. — sind schätzbar durch manche gelehrte Nachweisungen, die ihm eine große Belesenheit in den Alten aller Zeiten und Klassen, bey einzelnen Puncten an die Hand gab; freylich bey den bedeutendsten Stellen genüget er nicht, zumal er mit den spätern sog. Neuplatonikern zur Ausgleichung der Platonischen und Aristotelischen Lehren sehr hinneiget, wie aus einer anderen Schrift desselben: De naturae philosophia seu de Platonis et Aristotelis consensione ll. V. noch mehr erhellet. Am schmerzlichsten hat Rec. immer den Besitz des Theo Smyrnaeus de Mathematicis in Platone etc. vermißt; doch Hauptquellen der Erklärung bleiben immer Plutarch und Proklus; auch des Alkinou's *Εἰσαγωγή* soll nicht vergessen werden, da sie wenigstens lehret, wie die Platonische Philosophie einmal als System zusammengefaßt wurde; dem Alkinous steht meines Bedünkens der Lateiner Apulejus weit nach; der barbarische Chalcidius (in der Ausg. des Meursius) hat nur Werth, wo er ältere Auslegungen verarbeitet. Ungern hat Rec. hier und schon S. 37 unter den noch vorhandenen Quellen der Erklärung der Naturphilosophie des Plato die Erwähnung des Hippokrates vermißt, dessen philosophische und medicinische Ansichten dem Plato nicht fremd waren, wie aus Phädrus und Protagoras ꝛc. erhellet. Doch Hr. Stallbaum wollte hier ja nicht alle Hülfsmittel aufzählen, er hat auch einen ausführlichen und durchhin gehenden Commentar, der nothwendig sehr umfangreich hätte werden müssen, nicht zur Absicht gehabt, daher auch auf Galenus meistentheils in seinem Commentar nur verwiesen.

Auf die Prolegomena, deren Inhalt so eben kürzlich angezeigt worden, folgt S. 67 — 369 der Text des Timäus; unter diesem stehet zunächst die Anzeige der wichtigeren Lesarten und die kurze Rechtfertigung der gewählten oder vermutheten; dann aber die mehr oder minder, wie es Sache und Sprache erheischen, ausführliche Erläuterung einzelner Stellen. In Ansehung der grammatischen Kritik wird man von Hrn. Stallbaum nicht anders erwarten, als daß er, der hier schon zum zweytenmal die sämmtlichen Werke Platons, mit allen Hülfsmitteln wohl versehen, herausgiebt, eine vertraute Bekanntschaft mit der Sprache seines Autors in einzelnen Wendungen und Phrasen sowie mit seinem ganzen Gang gewonnen habe, und diese überall wo es noth thut, zum Besten des Platon zeige. Die Conjecturalkritik wird behutsam und nur wo sie unerläßlich ist, gehandhabt; denn bey den schwierigsten Stellen geben auch hier wie bey anderen Werken, die wenn auch noch so zahlreichen Handschriften wenig sichere Hülfe. Rec., indem er sich zu dem Platonischen Werke wendet, wird sein Augenmerk vornehmlich darauf richten, wie dieses mit den übrigen Werken Platons und den Nachrichten, die wir von seinem System haben, übereinstimme oder nicht; ohne hiebey H. St's. Ausgabe weiter im Auge zu haben, als da, wo dieser bereits genugsam den Inhalt erläutert hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Platonis Timaeus et Critias. Recensuit, Prolegomenis et Commentariis instruxit Godofr. Stallbaum etc.

(Fortsetzung.)

Ich übergehe daher die Einleitung bis S. 27 Steph., da sie den Gegenstand und die Aufgabe unseres Timäus nicht weiter berührt, als daß sie, wie schon im 2. Kap. der Proll. oben bemerkt worden ist, die gegenwärtige Untersuchung mit der in den BB. vom Staat durchgeführten nach den wesentlichsten Ausgangs und Endpuncten verknüpfe, indem sie die dort gewonnenen Hauptmomente für den vollkommenen Staat, d. i. die vollkommene Menschheit, heraushebt und wiederholt. Ich vermuthe, daß diese ausdrückliche Hinweisung ihren Grund theils in dem beabsichtigten Zusammenhang beyder Schriften, theils aber darin hatte, daß zwischen der Vollendung und Veröffentlichung beyder wohl mehrere Jahre dazwischen gelegen seyn mögen. Uebrigens weiset Plato selbst auf den Zusammenhang und die Folge seiner Dialogen hin nur hier, wo der Staat, Timäus, Kritias und Hermokrates verknüpft und versprochen werden; und im Theätet, dem der Sophistes und Politikus sich anschließen.

Das Gastgebot, die Seelenweide, mit welcher der Natur- und Himmelskundige Timäus die Freunde heute zu bewirthen versucht, besteht in der Aufgabe, das Räthsel der Welt zu lösen; mit der Weltschöpfung soll er anheben, mit der Entfaltung der Menschennatur will er enden. Mit Andacht und Scheu, daher mit Sammlung des Gemüthes und einem Gebet oder Anruf an die Götter geht er an diese Aufgabe, S. 27. Vor allem anderen voraus legt er dann bis S. 34. f. aus einander die Grundlagen und Voraussetzungen, auf denen er aufbaut, und giebt an die Anschauung, den Begriff, den er von der erscheinenden Welt im Ganzen und Großen gefaßt hat, deren Schöpfung und wesentliche Form er zu entwickeln und gründlich darzulegen hat. Völlig als ein Mathematiker richtet er da die Aufgabe gleichsam vorerst ein, und stellt alle Theile und Glieder derselben in ihren Beziehungen unter einander, wie er sie eben gefaßt hat, zurechte, ehe er an die weitere Rechnung und Lösung gehet.

1) Vor allem anderen voraus erinnert er demnach an den ursprünglichen Unterschied und Gegensatz des Seyenden und des Werdenden, des Ewigen und Unwandelbaren einerseits, und andrerseits des fort und fort im Wechsel des Entstehens und Vergehens befindlichen; kurz, er scheidet den κόσμος νοητός, und den κόσμος γεννητός s. αἰσθητός. Dieß ist ein Lehrsatz, den Plato hier aus seiner Dialectik herübernimmt und in mehreren anderen Dialogen als hinlänglich festgestellt voraussetzt. Zu den schon von H. Stallbaum S. 111 hiefür angezeigten Stellen bemerke ich nur noch Phaedr. cc. 25. 27. S. 246 flg. Politicus S. 269. Rep. VI. cc. 16 — 20. VII. 6 — 8, mehr anderer im Theätet, Phädon, Sophistes, Hippias u. s. w. zu geschweigen. Zur Vervollständigung der metaphysischen oder dialectischen (im Platonischen Sinne) Grundsätze, die hier Plato schlechthin voraus nimmt, ist aus Rep. VI. c. 18 Ast. p. 508 Steph., verglichen mit des Aristoteles Metaphysik im 6. u. 7. Kap. des ersten so wie vielfältig in anderen Büchern, namentlich den beyden letzten M und N, hier weiter nur dieses vorzutragen: daß die intelligible Welt zuvörderst in

zwey große Gebiete sich abermals spalte, in das Gebiet der Ideen, Urformen oder Ursichten, und in das Gebiet der μαθηματικά, der Maßthümer oder Maßgaben, sey es erlaubt zu sagen. Da beyde Gebiete oder Ordnungen im Reiche des reinen Verstandes, im κόσμος νοητός, liegen, so gelten in beyden auch nur ewige und unwandelbare, nur Prädicate des wahrhaft seyenden und realen. Platon ist der strengste Realist, im ursprünglichen historischen Sinne dieses Wortes; nur die allgemeingültigen und nothwendigen Erkenntnisse und deren Gegenstände sind auch ihm wahrhaft und wirklich. Die vorstrebende Erkenntniß aber, das abstracte Denken geht zwar von allgemeinen nothwendigen Prädicaten aus, dergleichen sind: ὄν, ἀεὶ κατὰ ταὐτὰ καὶ ὡσαύτως ἔχον, u. s. f. und μὴ ὄν, γιγνόμενον, οὐδέποτε δὲ ὄν, ἀπολλύμενον u. s. f., es constituirt und bestimmet aber in seinem weiteren Verlauf und Fortgang zur intellectualen Anschauung und Gefühl die jenen Prädicaten entsprechenden concreten Subjecte, im Reiche des reinen Verstandes den νοῦς, die εἴδη und τὰ μαθηματικά; hier, im Reiche des irdischen Daseyns die Einzeldinge der sinnlichen Welt sammt ihren Wirkungen und Verhältnissen.

2) Demnächst entlehnt Platon aus seiner Dialektik den Satz: daß jedem Erkenntnißgebiet eine angemessene Erkenntnißweise entspreche und zur Seite gehe. — Das Erkenntnißorgan für die intelligible Welt ist der reine Verstand mit der Vernunft und ihrem Räsonnement — νόησις μετὰ λόγου —; das Erkenntnißorgan für die sinnliche Welt aber ist die aus sinnlicher verstandloser Wahrnehmung entsprungene Vorstellung — δόξα μετ' αἰσθήσεως ἀλόγου. Im sechsten Buch des Staates a. a. O. setzt Plato die ursprüngliche Zweytheilung in ὄν und in γιγνόμενον weiter fort; und gleichwie er, laut dem vorhin angeführten, den κόσμος νοητός entzweytheilte in das Reich der Ideen und in das Reich der Maßgaben, desgleichen auch die Sinnenwelt scheidet er in zwey, in die sinnliche Körperwelt, und in die Erscheinungen, Aeußerungen und Schemen — umbrae — derselben. Dem gemäß stufen sich auch die Erkenntnißweisen ab; wie die νόησις — Verstand mit Vernunft die Ideen vernimmt und einsieht, so verhilft und leitet die διάνοια, der combinirende Verstand, die Combination, zur Erkenntniß der μαθηματικά, oder aller ewig unwandelbaren Maß-Verhältnisse. Dem Gebiete der sinnlichen Wahrnehmung der Körperwelt eignet das Erkenntnißorgan der πίστις, des Fürwahrhaltens, des Glaubens an das gewissermassen Seyn dieses Nichtigen, dessen Schemen und Schatten durch εἰκασία — durch Muthmassung und Analogie gefaßt und beherrscht werden. — Leider hat Plato diese seine Theorie des Erkenntnißvermögens nirgends weiter aus einander gesetzt, und auch seine unmittelbaren Schüler scheinen nichts mehr überliefert zu haben; daher auch die späteren Neuplatoniker nicht fördern.

3) Der dritte Grundsatz —, der aus vorhergegangenen Untersuchungen hierherüber genommen wird, besagt: Im Gebiete des Sinnlichen, im Bereich des Entstehens und Vergehens herrschet durchhin das Gesetz der Ursachlichkeit — πᾶν δὲ αὖ τὸ γιγνόμενον ὑπ' αἰτίου τινὸς ἐξ ἀνάγκης γίγνεσθαι. — Die unumgängliche Nothwendigkeit, Seyn und Werden zu setzen und gelten zu lassen, hat Platon in seiner Weise streng erwiesen im Sophistes, einem der wichtigsten Dialoge für seine Dialektik; — dort nun thut er nöthigend dar, daß neben dem ὄν der Eleaten noch etwas anzunehmen sey, zwar nicht das absolute μὴ ὄν, doch aber mindestens ein πῶς μὴ ὄν, — ein relativ nichtiges. — Deßgleichen hat er ausführlich die Gültigkeit der höheren unwandelbaren Erkenntniß erzwungen im Theätet, im Phädon und andern Gesprächen. — Im Sophistes aber erhärtet er weiter: Seyendes und Nichtseyendes, Beharrliches und Veränderliches scheinen bey allem ihrem einander ausschließenden Gegensatz doch etwas Gemeinsames zu haben — die κίνησις, Bewegung, Ruhr, Rege, oder aber die δύναμις, die Kraft und Möge. — Dieser nichtmetaphorische, nicht übertragene, sondern transscendentale und durchgängige Begriff, wird im Sophistes S. 246 c. 33. flg. gefunden, gelte eben sowohl für das Körperliche als für das Un-

körperliche, und wie für das Beharrliche, so auch für das allstets Wandelbare. Außer diesen wird eben daselbst weiterfort nachgewiesen der Begriff der Gemeinschaft — κοινωνία — der Geselligkeit der Begriffe und der Dinge unter einander; — denn diese dort gewonnenen Begriffe sollen gelten und herrschen nicht allein im Denken, subjectiv; sondern auch in den Dingen selbst, objectiv. — Weiter aber in der Möge — δύναμις — keimen und entzweyen sich Bewegung und Ruhe oder Stillstand — κίνησις καὶ στάσις; Soph. c. 36. sqq. Mit und neben diesen keimen und entzweyen sich ferner die Begriffe des ταυτόν und des θάτερον, — das Identische und Differente. Wenn gleich diese letzteren beyden mehr auf der ideellen oder logischen Seite, jene ersteren beyden aber auf der sinnlichen und materialen zu liegen und nur nach diesen beyderley Gebieten verschiedene Ausdrücke zu seyn scheinen möchten: sie thun sich in allerwege hervor als besondere, so daß nicht nur jedwedes Paar sich als Gegner darstellt, sondern daß keiner von jenen vieren je dem anderen gleich und mit ihm derselbige ist, daß vielmehr jedweder derselben von dem anderen und dritten und vierten verschieden, gleichwohl aber alle in gewisser Maße unter einander gesellig — κοινωνοί — und verbindbar sind; ja daß sie sogar durch alle Begriffe und Dinge hindurchgehen, in allen wiederkehren und sich vorfinden, nicht nach Willkühr oder Zufall, sondern nach bestimmten Gesetzen, die der Philosoph und Dialektiker kennt und befolgt. Dieß was hier für den gegenwärtigen Zweck nur kurz angedeutet worden, bemüht sich Platon dort im Sophistes, im Philebus, Kratylus und an andern Orten ausführlicher und in Beyspielen klar aus einander zu setzen, was zwar in einer Platonischen Dialektik umständlich erörtert werden müßte, die aber noch kaum versucht worden ist. Ueberall da, wo nicht, wie in unmittelbarer Anschauung, etwas gegeben und vorgesetzt ist, wo nicht bey dieser stehen geblieben, sondern in das etwas, in die Sache hineingekommen werden soll, da wird von Prädicaten ausgegangen, um durch die Marken und Umrisse, die durch jene gezogen werden, den Gegenstand, sey's Idee oder Figur, abzugränzen und auszuscheiden, um ihn zuvörderst für sich zu stellen, und wie er sich eben dem inneren oder äußeren Sinne darstellet, zu fassen und Einsicht in ihm und aus ihm heraus zu gewinnen. In Anbetracht dieses letzten Ergebnisses, nach welchem das Denken und Spähen zielet, der intellektualen Anschauung, der Einung mit der Sache — der yoga, wie einige brahmindische Systeme sie verlangen — kann man jene vorhin erwähnten Ausdrücke vielleicht Hülfsbegriffe, oder auch Gränzbegriffe nennen, die das Wesen der Dialektik ausmachen, und deren Eigenschaften, Geschäfte und Hülfleistungen sich am besten aus dem Verfahren der Mathematiker, namentlich der Geometer erläutern läßt; denn dieser ihren Methoden zeigt sich Platon überall hold, ihnen hat er manche Wendung fein und scharf abgesehen. Was der Dichter und Künstler, was der Genius überhaupt zur Erbauung und Bewunderung, zur Einsicht, zu Lust und Genuß sich und andern hervorbringt und schafft, ohne daß er die geheimsten Wege und Mittel, wie er, und die leisen Zuthaten, durch welche er seine lebendigen, ja gleichsam leibhaften Gestalten, Anschauungen und Formen hervorgezaubert und vor uns hin gebannt hat, angiebt, ja nicht einmal anzugeben vermag: das will und soll der Dialektiker im Platonischen Sinn, der Philosoph thun; er will und soll alle Mittel und Wege, alle Schritte und Wendungen genau verzeichnen und bemessen, welche verfolgend und einhaltend der ihm nachdenkende Hörer oder Leser zu der gleichen Erhebung, Anschauung, Begriff und Einsicht mit Nothwendigkeit und Ueberzeugung gelangen kann und wirklich gelangt, die den Lehrer treibt und beseelt. In keiner Wissenschaft findet diese Freyheit und Nöthigung in diesem Maaß und in dieser Vereinigung statt, als wie in der alten Geometrie. Mit der bisher kurz angedeuteten Erkenntnißtheorie stimmt alle das gut zusammen, was Platon im fünften B. des Staates Kap. 20. 21. 22. S. 476 flg. berührt. Da lehrt er: der Philosoph wohne in der Erkenntniß des Wahrhaftseyenden, und besitze Einsicht und Wissenschaft desselben; — das Nichtseyende aber schlechthin als Nichtseyendes sey das undenkbare und unerkennbare; — τὸ μὲν παντελῶς ὂν παντελῶς γνωστόν, μὴ ὂν δὲ

μηδαμῆ, πάντῃ ἄγνωστον. — Zwischen diesem schlechthin undenkbaren und nichtigen, und der wahrhaften Erkenntniß und Einsicht liege immitten die Meynung — δόξα — mit ihren Arten, der falschen Vorstellung, dem Wahne, und der wahren Vorstellung, welche trifft, ohne zu wissen und einzusehen, aus welchem Grunde die Sache eben so und schlechterdings nicht anders ist. Die Meynung und Vorstellung gehe demnach auf solche Dinge, welche zwischen dem Seyn und dem Nichtseyn mitteninneliegen und an beyden Antheil haben. Von dieser Art seyen die Vielheit und Mannichfaltigkeit der Einzelnen Dinge und Erscheinungen in der Körperwelt um uns her; — sie haben an der Idee oder Essenz des wahrhaften Seyns zwar Antheil — μετέχει τοῦ ὄντως ὄντος — zugleich aber auch haben sie Antheil an dem anderen, dem Nichtseyn, so daß es keines von beyden eigentlich ist oder genannt werden kann, — καὶ οὐδέτερον εἰλικρινὲς ὀρθῶς ἂν προσαγορευόμενον —; gegen die Ideen gehalten können dergleichen Dinge daher im Ganzen als beziehungsweise nichtseyende angesprochen werden; als solche aber sind sie nicht wahrhaft erkennbar, sondern nur wähnbar oder vorstellbar — δοξαστά. — Hier herrscht denn die oben erwähnte εἰκασία, die Conjectura. — (Est enim haec ars conjecturalis, neque respondet ei plerumque non solum Conjectura, sed etiam experientia. Celsi praef. ad II. de Medicina p. 13 Bip.; und p. 17. Ergo etiam vetustissimus auctor Hippocrates dixit, mederi oportere, et communia, et propria intuentem.) — Aber die Communia, das Antheil das sie an den Ideen haben, und nur dieses, sind Gegenstand der reinen Wissenschaft. Das beziehliche Nichtseyende wird nicht gewußt, wird nicht begriffen, es ist kein ἐπιστητὸν noch νοητόν, sondern Schein und wechselnder Schatten und Schemen.

Mit diesen vorbereitenden Bemerkungen steht Plato aber noch lange nicht bey der Weltschöpfung, der γένεσις τοῦδε τοῦ παντός; das sinnliche, körperliche Werden oder Enstehen und Vergehen der Dinge um uns her beginnt er erst S. 49 flg. vom Grund aus zu erörtern; daher nimmt er dort einen neuen Anlauf; hier aber ist er noch ganz auf dem Felde der Metaphysik, und da ist vor allem die schon vorhin berührte Causalität noch näher ins Auge zu fassen: παντὶ γὰρ ἀδύνατον χωρὶς αἰτίου γένεσιν σχεῖν, fährt Platon am oben angeführten Orte fort. Weil er aber nicht Naturforscher im engeren Sinne war, so hatte er nach der ganzen Anlage seiner Philosophie wenig Anlaß und Antrieb, seine Aetiologie umständlich aus einander zu setzen; im Bilde des Künstlers stand sie gleichsam anschaulich vor Augen. Aristoteles hat über diesen Punct, wie über mehrere andere, Aufklärungen und Bestimmungen gegeben, die auch von den Platonikern angenommen und in ihrem Meister gefunden worden sind; nur das αἴτιον ὀργανικόν, die causa instrumentalis wird sehr oft als die fünfte Klasse von Ursachen aufgezählt, und als dem Plato insbesondere eigen angesehen. Dieser verräth einiges aus seiner Aetiologie nur im Philebus S. 23 — 27 und 29, 30; nach diesen Stellen, mit Beyziehung des Aristoteles soll hier die obige dritte Voraussetzung mit wenigem betrachtet werden.

Da αἴτιον — Ursache — vieldeutig — πολλαχῶς λεγόμενον — ist, und mindestens einen vierfachen Sinn hat: so ist vorerst klar, daß von der materialen Ursache hier wohl nicht die Rede ist; darauf deutet schon das ὑπ' αἰτίου ἐξ ἀνάγκης γίγνεσθαι; es würde ἐξ αἰτίου heißen, wenn die ὕλη gemeynt wäre. Aus der Präposition ὑπὸ erhellet sonach, daß die Wirkursache — αἴτιον κινητικόν, ποιητικὸν τὸ ὑφ' οὗ, Causa efficiens — gemeynt sey; und dieß wird durch das nachfolgende bestätiget. Von dieser wird der Beweggrund oder Endzweck — τὸ οὗ ἕνεκα, αἴτιον τελικόν, τὸ ἀγαθὸν u. s. w. — unterschieden, S. 29 f.: λέγωμεν δὴ δι' ἥντινα αἰτίαν γένεσιν καὶ τὸ πᾶν τόδε ὁ ξυνιστὰς ξυνέστησεν· ἀγαθὸς ἦν, ἀγαθῷ δὲ οὐδεὶς περὶ οὐδενὸς οὐδέποτε ἐγγίγνεται φθόνος u. s. w. vrgl. Sen. Ep. 65. Quaeris, quid sit propositum Deo? (sc. in creatione mundi) — Bonitas. Ita certe Plato ait. Quae Deo faciendi mundum causa fuit? bonus est, bono nulla cujusquam boni invidia est, fecit itaque quam optimum potuit.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Platonis Timaeus et Critias. Recensuit Prolegomenis et Commentariis instruxit Godofr. Stallbaum etc.

(Fortsetzung.)

Dasjenige, womit Seneca unmittelbar weiter fährt, ist zwar sehr beherzigungswerth; auch haben schon spätere Griechen aus der stoischen Zeit bey Plato nur zwey Ursachen finden wollen, die Materie und das Wirkende — siehe Menage zu Diog. III. 69; indessen da selbst dieser Punct streitig gemacht werden kann; so halte ich es für gerathener, hier Plato's jüngerem Zeitgenossen Aristoteles nahe zu bleiben, der selber schon bemerkte ἀκρ. φυσ. II. 3. 4. Metaph. Δ, 2, daß Form- und Zweckursache oft überein fallen; so hier: In der Wirkursache — Gott — wohnt auch zumal die Formursache — παράδειγμα — und die Zweckursache — τὸ τέλος. Es gehen aber beyde Philosophen da gleich aus einander; denn Arist. anerkennt nicht das παράδειγμα, die Idee als Vorbild gleichsam im Geiste Gottes, sondern nur die Idee als Form (εἶδος) der Dinge, die in diesen von vorneherein wohnt; alle Formen in der Natur entwickeln sich in Gemäßheit der Bewegung und Erregung, der ὄρεξις, welche Gott als das ὀρεκτὸν in der Natur zufolge der Dürftigkeit in ihr, — zufolge der στέρησις — erweckt, ohne daß er dabey als αἴτιον ποιητικὸν thätig sey; — ἐπειδὴ γὰρ τὸ ποιητικὸν τοῦτο φησὶν (c. Aristoteles) εἶναι τὸ διὰ ὁδοῦ τινος καὶ γενέσεως ἄγον εἰς τὸ εἶναι τὰ γιγνόμενα· ὁ δὲ θεὸς οὐκ ἐν χρόνῳ ποιεῖ οὐδὲν οὐ δὲ ἀτελῆ, διὰ τοῦτο οὐ ποιητικὸν αὐτόν φησιν, ἀλλ' εἰ ἄρα, παραγωγὸν δεῖ αὐτὸν καλεῖν. Wiewohl Philoponus zu π. γεν. κ. φθ. I. 6. fol. 35 R. hier einiges spitzfindiger als Aristoteles selbst nehmen, vielleicht auch durch die Verwandtschaft von ποιεῖν und ποιοῦν sich leiten lassen mag: im Ganzen folgert er richtig den Sinn des Stagiriten. Von diesem weicht aber Plato hier weit ab, indem er αἴτιον und ξυναίτιον, ξυμμεταίτιον ausdrücklich p. 46 flg. unterscheidet und S. 47, 48 wiederholt sagt: τὰ μὲν οὖν παρεληλυθότα τῶν εἰρημένων, πλὴν βραχέων, ἐπιδέδεικται τὰ διὰ νοῦ δεδημιουργημένα· δεῖ δὲ καὶ τὰ δι' ἀνάγκης γιγνόμενα τῷ λόγῳ παραθέσθαι· μεμιγμένη γὰρ οὖν ἡ τοῦδε τοῦ κόσμου γένεσις ἐξ ἀνάγκης τε καὶ νοῦ συστάσεως ἐγεννήθη· νοῦ δὲ ἀνάγκης ἄρχοντος τῷ πείθειν αὐτὴν τῶν γιγνομένων τὰ πλεῖστα ἐπὶ τὸ βέλτιστον ἄγειν, ταύτῃ κατὰ ταὐτά τε δι' ἀνάγκης ἡττωμένης ὑπὸ πειθοῦς ἔμφρονος οὕτω κατ' ἀρχὰς ξυνίστατο τόδε τὸ πᾶν. vrgl. S. 56 C. Eine bewußte und freye im Wollen und Schaffen von der Güte geleitete Ursache anerkennt Aristoteles so nicht; bey Plato aber wird sie begreiflicherweise zum αἴτιος, Urheber; dieser ist der νοῦς βασιλεύς, δημιουργός, ist der ποιητὴς καὶ πατὴρ τοῦδε τοῦ παντὸς S. 28, denn das αἴτιον ist δύναμις diese aber unkörperlich; als erstes und oberstes αἴτιον ist es ἀθάνατον und αὐτοκίνητον, und nicht allein im Bereich der νοητά, sondern selber νοῦς, wahrhaftes ursprüngliches Wesen, schwer, vollständig im Begriff zu fassen und durch Worte klar zur Anschauung zu bringen, S. 28 auf 29 vrgl. Critias z. A. S. 107: περὶ θεῶν γὰρ λέγοντά τι πρὸς ἀνθρώπους δοκεῖν ἱκανῶς λέγειν ῥᾷον ἢ περὶ θνητῶν πρὸς ἡμᾶς· ἡ γὰρ ἀπειρία καὶ σφόδρα ἄγνοια τῶν ἀκουόντων, περὶ ὧν ἂν οὕτως ἔχω-

σι, πολλὴν εὐπορίαν παρέχεσθον τῷ μέλλοντι λέγειν τι περὶ αὐτῶν· περὶ δὲ δὴ θεῶν ἴσμεν ὡς ἔχομεν· vrgl. Parm. 134 — 135. Leg. X. a. v. O. u. IV. c. 7. p. 716 und c. 8: ὁ δὴ θεὸς ἡμῖν πάντων χρημάτων μέτρον ἂν εἴη μάλιστα καὶ πολὺ μᾶλλον ἤ πού τις, ὥς φασιν, ἄνθρωπος. Das. Ast. Der Hauptgegensatz und Unterschied im Begriff der Ursache stellt sich nach Plato in den specifischen Merkmalen: Geist, d.i. freye selbstbewußte Kraft oder Ursache; und Nothwendigkeit heraus. Die letztere Ursache, die der bewußtlosen und unfreyen Nothwendigkeit läßt sich enger und genauer bestimmen nach den Andeutungen, die Timäus weiterhin im Verlauf seiner Rede über sie macht. Die erstere aber ist offenbar von der Art, die Aristoteles ἐντελεχείᾳ ὂν nennt; ihr Schaffen und Wirken stehet von dem der Nothwendigkeit weit ab; gleichnißweise läßt es sich jedoch wohl aus einigen Acten des menschlichen Erkennens verdeutlichen. Einige innere Wahrnahmen und Erkenntnisse strahlen in uns auf οἷον μιᾷ ἐπιβολῇ, und wie durch göttliche Eingebung und Besessenheit — μανία, wie Plato im Phädrus cc. 13 — 39. S. 237 — 257 von ihr ausführlich nach seinem dortigen Gesichtspuncte redet; — zu anderen dagegen gelangen wir μεταβατικῶς, auf den von einem zu einem, von Theil zu Theil über und fortleitenden Wegen, vermittelst des discursiven Denkens. Jene erstere Erleuchtung hat immer Lustgefühl, Seligkeit, zur Begleitschaft; die letztere Erkenntnißart aber hat dieselbe nur zur Folge — nach Aristoteles Eth. Nic. X. c. 6 — 9. womit Plato, ohne daß er dieß meines Besinnens ausdrücklich sagt, im Ganzen doch übereinstimmt. Die Ideen und Maßgaben — εἴδη καὶ μαθηματικὰ — sind ewige Gesetze und Wahrheiten in Gott und aus Gott; sie sind, schlechthin, sind ὄντως ὄντα, folglich sie werden nicht; ihr Seyn besteht nicht in einem Werden; sondern in der Natur und im menschlichen Verstand sind sie und sind nicht, ohne doch jemals zu entstehen oder zu vergehen, wie Aristoteles, wie vielmal sagt: Metaphys. B. 5. ff. E. c. 3. pr. Z. c. 8. wo er seine Grundansicht im Unterschied von der des Plato im Betreff der Ideen und des Wirkenden kurz und bestimmt hervorhebt; siehe ebend. c. 10. besonders S. 120 — 121 Sylb. c. 14 und 15., H. 5 u. a. m. a. O. der Metaphysik; vrgl. ἀκρ. φυσ. VIII. c. 2. S. 162 Sylb.; genug zum Beweis, daß wie verschieden auch Plato und Aristoteles die Ideen und Formen der Dinge, das Allgemeine und das Individuale aufgefaßt haben, beyde doch darin übereinstimmen, die Ideen oder Formen sind, ohne zu werden oder zu vergehen; eben wie die mathematischen, medicinischen Wahrheiten oder die musikalischen u. a. dgl. Fertigkeiten in je ihren Subjecten und Inhabern sind, mag er diese eben jetzt ausüben oder nicht, ihrer gedenken oder nicht. In diesem einen Punct einstimmig gehen beyde aber so fort aus einander; denn selbst das Lernen ist demnach bey Plato ἀνάμνησις, Wiedererinnerung; und was wir zum Behufe dieser in uns thun, mit alle dem besinnen wir uns nur auf Erkenntnißgründe für uns, die mit den Seynsgründen an den Dingen selbst wenigstens nicht nothwendig überein fallen. Die Platonischen Ideen sind im Göttlichen begründet, aber nicht verursacht oder geworden; daher ὁ θεὸς ἀεὶ γεωμετρεῖ (καὶ εἰδοποιεῖ.); Gott ist demnach nicht Ursache, sondern Urheber der Welt; und er schafft sie nach einem ewigen ihm beywohnenden Urbild — παράδειγμα κατὰ ταὐτὰ καὶ ὡσαύτως ἀεὶ ἔχον, nicht nach einem παράδειγμα γεγονός. Das höchste Urbild in Gott ist aber das Gute — ἀγαθόν; — es sitzt recht eigentlich im Herzen Gottes, dergestalt, daß es gewissermassen seine Wesenheit ausmacht Rep. VI. c. 16 — 21.; sie ist in Gott, was in der Welt die Schönheit, oder besser die Zweckmäßigkeit ausdrückt vrgl. Phileb. S. 66 Phaedr. S. 249 flg. Arist. π. ζ. μορ. I. 1. a. E. — Plato braucht hier wieder einige Begriffe als maßgebend, z. B. Schön, Gut ꝛc. zu deren Erfassung er wohl an mehreren Orten hingeführt hat, (z. B. auch im Hippias d. gr., im Gastmal) deren Maaßgiebigkeit oder Sphäre er aber nirgend, auch nicht im Philebus, durchgeführt hat. Diese Welt nun als sichtbar, tastbar u. s. w. ist wie alles sinnlich wahrnehmbare geworden; sie ist Abbild — εἰκών — Wiederschein eines ewigen hellen und erhellenden Urbildes. Wie sich diese — Urbild

und Abbild — zu einander verhalten? eben so wie Seyn — Wesen — zum Werden; und so auch Wahrheit zum Fürwahrhalten (wie ἀλήθεια zu πίστις)! Jene kann durch reine Vernunft a priori eingesehen, sie kann auf syllogistischen oder dialektischen Wegen als ein unfehlbares und unfällbares Wissen zum Bewußtseyn gebracht werden; dieß erhellet am deutlichsten in der Geometrie und der gesammten reinen Mathematik. Allein diese Gewißheit und Unfehlbarkeit der Mathematik erleidet einen Abfall in allen sogenannten angewandten Theilen derselben; hier genügt sie sich selbst und allein nicht; sie bedarf in der Mechanik, Statik, Astronomie gewisser Vorgaben, die nicht auf ihrem Felde gewachsen, die aus der Erfahrung und Beobachtung entlehnt sind. Die Mathematik rechnet und mißt da so sicher und zuverläßig als irgendwo; aber ihre Probe liegt nicht mehr in ihr, sondern in der Natur, in dem berechneten und gemessenen Gegenstand, der etwas mehr und anderes noch ist als bloße nackte mathematische Größe. Ob dieses mehr und andere, das der Gegenstand auch ist, nicht auch durch reine Vernunft erzwungen und gewußt werden kann, darauf kommt es zunächst nicht an. Genug, so lange die Astronomen für die Bahnen der Himmelskörper den Kreis zu Grund legten, bestanden ihre Berechnungen, so richtig und nach den beliebten Voraussetzungen unumstößlich sie auch gemacht waren, sie bestanden die Probe in der Natur nicht; — und selbst an den Keplerischen Ellipsen und der Stätigkeit der Bewegung ist noch immer nach den beobachteten gegenseitigen Störungen zu bessern. Gleichwie das Nichtzusammentreffen der Rechnung mit der Natur in solchen Fällen nicht der Gewißheit und Wahrheit der Mathematik als solcher Eintrag thut, sondern eben sie nur die Lehrsätze oder Voraussetzungen Lügen straft: Deßgleichen eben so wenig würde die Incongruenz der Metaphysik (wenn es eine solche Wissenschaft schon gäbe) zur Physik jener Eintrag thun, sondern nur zu fortgesetzten und neuen Beobachtungen dringend auffordern, z. B. gleich in Fällen, wo wir bisher gar keine Ursache haben bemerken können, sind wir doch a priori gewiß, daß es eine solche geben müsse. Hier ist der Punct, wo Plato offenbar im Nachtheil gegen Aristoteles ist; — während dieser das Räsonnement, die Speculation — λόγοι — der Erfahrung und Wahrnehmung — αἴσθησις — folgen und sich unterordnen heißt, mißachtet Platon die Beobachtung und Erfahrung in der Natur gerade hier im Timäus mehr als einmal und sieht spöttisch auf sie herab, z. B. S. 59; doch nur wenn sie ohne eine leitende Idee angestellt wird; denn wenn speculative Erwägungen entgegengebracht werden, denn will er sich gerne eines bessern belehren lassen, z. B. S. 54, geht er daran, durch die geometrischen Grundgestalten die Elemente zu bestimmen und sagt, aus der Unzahl derselben müsse man zu einem schicklichen Anfang die schönsten und zweckmäßigsten Figuren wählen, als solche nimmt er das gleichschenkelige und ungleichseitige rechtwinkelige Dreyeck; wer aber, fährt er fort, zur Construction des Elements zweckmäßigere Figuren auszuwählen weiß, der gilt uns nicht als Feind, sondern als Freund und Sieger. Vrgl. S. 55.

Hieraus ergiebt sich, was Timäus mit dem öfter wiederholten Ausdruck εἰκὼς λόγος, εἰκὼς μῦθος meynt. Die Geometrie, die hier zunächst in Betracht kommt, weil sie maß- und formgiebige Grundlage der Welt und ihrer Theile ist, stehet unerschütterlich, und gleich ihr für Plato seine Metaphysik oder Dialectik. An der Gewißheit und Wahrheit dieser beyden nehmen andere Zweige Theil nach Maßgabe dessen, was von ihnen und wie es gegeben ist. Der εἰκὼς λόγος kann demnach einerseits der unbestimmten Analytik an die Seite gestellt werden, diese rechnet sicher und richtig; die Bestimmtheit ihres Ergebnisses aber hangt ab von der Maßgabe der Erfordernisse zur vollständigen Lösung; diese Erfordernisse aber werden in allen Theilen der angewandten Mathematik von der Erfahrung und Beobachtung erwartet, so daß dadurch selbst die mathematischen Methoden nicht selten bedingt werden, und daß sogar diese reine apriorische Wissenschaft einen Theil ihrer Vorschritte den Anforderungen, die die Erfahrung an sie that und ihr vorlegte, verdanket: man denke nur an die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels. — Hätte Plato hier das Bedürfniß der Erfahrung anerkannt, so wäre allerdings seiner Dialectik hie und da Eintrag geschehen; er hätte sich aber an-

drerseits der heutiges Tages beliebtesten und verbreitetsten Auffassung der Natur, der mathematischen, in einem überraschenden Grade genähert; wie denn seine mathematischen Elemente schon von Aristoteles gerne mit der Atomenlehre Demokrits zusammengestellt werden, und den Molécules unserer Nachbarn in mancher Hinsicht nahe kommen. Eben diese unsere Nachbarn haben den εἰκὼς μῦθος auf den Thron erhoben; sie haben Platons Metaphysik ganz beseitiget, desto fester gehalten aber seine mathematische und geometrische Methode, welcher sie nur die Erfahrung allein als Aufgabstellerin beygesellen; wie viel hiemit in der Physik geleistet werden könne, dafür liegen ihre Leistungen vor; wie viel oder wenig aber für Metaphysik und Philosophie, dieß zeigt sich nicht minder auffallend in der Analytischen Theorie der Wahrscheinlichkeiten, und deutlicher noch in dem: Philosophischen Versuch über Wahrscheinlichkeiten vom Grafen La Place! Nicht aus auch nur psychologischen, geschweige denn gar aus metaphysischen und speculativen Principien, sondern aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung beweiset La Place, daß man 1 gegen 10, mit der Ehrlichkeit besser fahre als mit der Ungesetzlichkeit! (Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die moralischen Wissenschaften S. 121 der d. Uebersetzung von Tönnies.) Solchen Verirrungen wich Plato aus durch Zuziehung der Metaphysik; es erhellet aber zugleich, daß sein εἰκὼς μῦθος, auf diese und auf die Mathematik gebaut, von demjenigen ziemlich verschieden ist, was gemeinhin Wahrscheinlichkeit heißt, die nicht auf einer Rechnung ruhet, zu welcher die Erfahrung die Probe geben soll. —

Die freyen Ursachen sind vorzugsweise erkennbar; was aber mit Nothwendigkeit — ἐξ ἀνάγκης — wird, das alles ist nach Voraussetzung berechenbar. Die Schönheit und Zweckmäßigkeit gehören ins Gebiet der ersteren Art von Ursachen S. 29 u. 30, d. i. sie stammen aus Gott, der, selbst gut und vollkommen, desgleichen alles vollkommen und zweckmäßig schaffen wollte; demnach „alles Sichtbare, Ruhelose, unstät und wirr bewegte zusammen fassend, brachte der Schöpfer es aus Unordnung zur Wohlordnung und in bemessene Bewegung." — „Ordnung (τάξις) und Maß (λόγος) oder Gesetz eignen nur der Vernunft, dem Geist — νοῦς." — „Geist oder Verstand vereinbart sich mit anderen nicht, außer mittelst der Seele; aus diesem Grunde pflanzte Gott den Geist in die Seele, und die Seele in den Leib, um das schönste und vollkommenste in der Natur zu schaffen. Nach wahrscheinlicher Rede — κατὰ τὸν εἰκότα λόγον, — ist die Welt demnach ein beseeltes und in Wahrheit verstandhaftes (zweckmäßiges) durch Gottes Vorsehung gewordenes lebendiges Wesen vrgl. Rep. VI. 15 ffg. Legg. X. 2 fgg.

Bis hieher hat Plato die Weltseele nur definirt, d. h. er hat aus einander gesetzt nur das Innere, gleichsam die Form, die im Begriff der Welt liegt; weiterhin aber giebt er auch die äußere Form derselben an, er beschreibt auch den Weltleib kurz aber genügend, wie er es für die späteren ätiologischen Darstellungen nöthig hat.

Ehe ich mit Plato weitergehe, muß noch erst jenes πᾶν ὅσον ἦν ὁρατόν, οὐχ ἡσυχίαν ἄγον ἀλλὰ κινούμενον πλημμελῶς καὶ ἀτάκτως betrachtet werden. Daß es mit den Beschreibungen zusammenstimme, die hie und dort vom Chaos, von der Urmaterie und drgl. gegeben werden, dieß fällt in die Augen; hiemit hat Platon offenbar dem vorgegriffen, was er erst späterhin einzuführen oder zu rechtfertigen hatte. Will man in dem ὅσον ἦν ὁρατὸν einen Fingerzeig auf Licht, oder auf den allgemeinen Aether sehen: so kann man's; indeßen auch bey dieser Annahme ist hier proleptisch geredet.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Platonis Timaeus et Critias. Recensuit, Prolegomenis et Commentariis instruxit Godofr. Stallbaum etc.

(Schluß.)

Die beygefügten weitern Merkmale — Ruhelos, unharmonisch und ungeordnet bewegt — dringen beynahe auf die Erinnerung an das 10te Buch der Gesetze von S. 88 an, besonders aber 893 fgg. cc. 6—9. Dort beweiset Plato das Daseyn Gottes in kurzer und gemeinfaßlicher Weise so, daß er von dem Begriff der Bewegung ausgeht, der wie er im Sophistes gezeigt hat, ein durch alles hindurchgehender ist; die Bewegung nun wird in 10 Arten unterschieden; vrgl. Tim. S. 38 u. 40; von diesen ist die 10te die erste — πρῶτον γενέσει τέ ἐστι καὶ ῥώμῃ κατὰ λόγον; die 9te aber, wird die zweyte. Unter jener ersten versteht aber Plato, wie er gleich selber erklärt, die seelische Bewegung, das Leben, die Seele. S. 896. ψυχὴν τὴν δυναμένην αὐτὴν αὑτὴν κινεῖν κίνησιν; vergl. Phaedr. S. 245 c. 24. πᾶσα ψυχὴ ἀθάνατος· τὸ γὰρ ἀεὶ κίνητον ἀθάνατον, τὸ δ'ἄλλο κινοῦν καὶ ὑπ' ἄλλου κινούμενον, παῦλαν ἔχον κινήσεως, παῦλαν ἔχει καὶ ζωῆς· μόνον δὴ τὸ αὑτὸ κινοῦν, ἅτε οὐκ ἀπολεῖπον ἑαυτό, οὔποτε λήγει κινούμενον, ἀλλὰ καὶ τοῖς ἄλλοις ὅσα κινεῖται, τοῦτο πηγὴ καὶ ἀρχὴ κινήσεως· ἀρχὴ δὲ ἀγένητον· u. s. w. Gerade so wie im Phädrus, räsonirt Plato auch hier in den Gesetzen und glaubt sattsam bewiesen zu haben a. a. O.: ψυχὴν ταὐτὸν ὄν, καὶ τὴν πρώτην γένεσιν καὶ κίνησιν τῶν τε ὄντων καὶ γεγονότων καὶ ἐσομένων καὶ πάντων αὖ τῶν ἐναντίων τούτοις, ἐπειδήγε ἀνεφάνη μεταβολῆς καὶ κινήσεως ἁπάσης αἰτία ἅπασι; — er schreibt ihr entgegengesetzte Wirkungen zu, und unterscheidet demnach eine ψυχὴ εὐεργέτις u. ἡ τἀναντία δυναμένη ἐξεργάζεσθαι — ἡ μανικῶς καὶ ἀτάκτως ἔρχεται, ἡ κακή. Man siehet, leicht, daß ψυχή hier die sogenannte Grundkraft, das Urleben der Natur bezeichne, das zur Weltordnung wird, wenn die gutthätige Weltseele herrschet und schaffet — wie? hat er oben gesagt ἐξ ἀταξίας εἰς τάξιν ἄγει; hier sagt er: ἄγει μὲν δὴ ψυχὴ (ἡ εὐεργέτις) πάντα τὰ κατ' οὐρανὸν καὶ γῆν καὶ θάλασσαν ταῖς αὑτῆς κινήσεσιν, αἷς ὀνόματά ἐστιν βούλεσθαι, σκοπεῖσθαι, ἐπιμέλεσθαι . . . . . . καὶ πᾶσιν ψυχὴ χρωμένη, νοῦν μὲν προςλαμβάνουσα θεῖον, θεὸς οὖσα, ὀρθὰ καὶ εὐδαίμονα παιδαγωγεῖ πάντα· ἀνοίᾳ δὲ ξυγγενομένη πάντα αὖ τἀναντία τούτοις ἀπεργάζεται. Auch hier also wie kurz vorhin im Timäus setzet Platon den νοῦς εἰς τὴν ψυχήν, und diese dann εἰς τὸ σῶμα; — ein mathematischer Platoniker könnte hiebey noch die Frage aufwerfen, ob der Meister vielleicht an eine stätige, oder ob an eine harmonische Proportion bey der Stellung dieser drey

gedacht habe? Doch wir haben gar keinen historischen Boden um darauf einzugehen; das Gesagte aber mag vorläufig für diese Stelle genügen; denn es stehen noch andere bevor, wo auf diesen Punct zurückzukommen ist. —

Ehe aber Platon die Schöpfung der Weltseele, — der gutthätig und zweckmäßig wirkenden und bildenden, erklärt, ehe er auch ihren Leib im Allgemeinen beschreibt, berührt er noch die Frage nach der Idee, nach dem Urbild, nach welchem die schöne Welt gemacht ist? Er antwortet: nach der allumfassenden Idee — im Gegensatze mit partialen und specialen Ideen! Jene und diese nennet er hier Ζῶα — lebendige Urbilder; in der ersteren sind aber die letztgenannten enthalten. Diese Stelle mit mehreren anderen, die im Timäus noch folgen und mit demjenigen zumal zusammen genommen, was im Philebus und hie und da auch anderwärts gesagt ist, hat für die Platonische Ideenlehre eine noch nicht genug gewürdigte Bedeutenheit; es würde aber zu umständlich seyn, und zu weit von dem vorliegenden Werke abführen, wenn hier nach der richtigen Ansicht von den Platonischen Ideen geforscht würde, zumal sie ja im Timäus durchweg schon vorausgesetzt werden; vrgl. weiterhin zu S. 35. — Plato fährt hier S. 31 fort: Gleichwie die Urlebens-Idee, nach welcher die sichtbare Welt gemacht ist, nur eine ist, diese aber alle intelligiblen, vernunftdenkbaren lebendigen Begriffe in sich schließt und nicht zu zweyt mit einer anderen seyn kann, ohne daß sich über sie beyde sofort eine dritte, als umfangende Einheit, erhübe (vrgl. Parm. S. 132. 133): so ist auch diese sichtbare Welt nur eine einzige, aus allen Elementen der Sichtbarkeit insgesammt, und jedem insonderheit, gemacht, und alle theilweisen Urbilder in sich abbildlich enthaltend. — Diese Welt aber ist körperlich, d. h. tastbar und sichtbar (sie ist da, für die beyden Grund- und Hauptsinne) folglich bestehet sie aus Feuer und Erde — den entsprechenden Elementen. —

Diese zwey Grundstoffe sind einander widrig und entgegengesetzt; sie sollen aber verbunden werden, und sind verbunden durch Luft und Wasser — proportionale Größen und Kräfte der Körperlichkeit; für Flächen genügt ein Mittelglied, wie es in der stätigen Proportion erscheint; für Körper aber müssen zwey Mittelglieder gefordert werden. — Hier zum erstenmal berührt Timäus die Mathematik, eigentlich die Proportion; — Zahl, Maß und Gewicht lenken und beherrschen die Welt und ihre Theile nach ihren Größen, Kräften und Maßen, und halten sie in Verwandtschaft, Gebundenheit und Abhängigkeit, in Relation und Gemeinschaft. — Ueber diese Stelle commentirt H. Stallbaum, für diesen Ort und nach seinem Plan hinlänglich, erschöpfender und ausführlicher aber A. Böckh in dem Programm: Explicatur Platonica corporis mundani Fabrica conflati ex Elementis geometrica ratione concinnatis, Heidelberg 1809. 4.; er erörtert da von S. 9 an und im flg. die Platonische Rede S. 31 bis S. 32 von den Worten: δύο δὲ μόνω καλῶς ξυνίστασθαι — — — — bis ἄλυτον ὑπό του ἄλλου πλὴν ὑπὸ τοῦ ξυνδήσαντος γενέσθαι mit dem Scharfsinn und der Gründlichkeit, die man nur von einem A. Böckh erwarten darf; auf sein Programm verweisen wir daher die Leser, die nach einem genaueren Verständniß dessen, was Timäus nur andeutungsweise berührt, verlangen; eben derselbe ausgezeichnete Philolog hat mehrere weiterhin folgende Stellen des Timäus theils in den Heidelberger Jahrbüchern vom Jahre 1809 und 1810, theils in einem Programm vom Jahre 1810 (Disputatur de Plat.

systemate coelestium Globorum et de vera indole Astronomiae Philolaicae Heidelberg) und im dritten Band der Studien von Daub und Creuzer und an a. O. so behandelt, das kaum etwas besseres gefunden werden kann. Murz. Fox sucht an diesem Ort (S. 88 — 94) die Urbeschaffenheiten der Elemente, wie sie Plato oder doch die Platoniker annahmen, mit diesen Proportionen in Verbindung zu setzen. Allein hier eben entdeckt sich der Schaden der Platonischen Physik zuerst; — der sichern und gewissen Geometrie legt er zur Berechnung und Construction unter nur sehr zufällige und allgemeine Wahrnehmungen, zu deren Wahl und Vorzug ihn meistentheils, wie er gesteht, τὸ καλῶς bestimmt; diese Auffassungs- und Bestimmungsweise hat übrigens Plato mit unserem Kepler gemein; nur daß diesem, von seiner Zeit begünstigt, bessere Beobachtungen zur Grundlage wurden, in deren Ermangelung Plato nur eine beliebige mathematische Analogie unterlegen konnte; und es kümmerte ihn eben nicht, wenn diese die Probe in der Natur nicht bestand. Daher kommt es zum Theil, daß er im Timäus so oft einen neuen Anlauf, daß er neue Principien herein nimmt, ohne dieß weiter zu rechtfertigen.

Die Figur des Weltleibes demnächst ist, nach Plato, wie bey allen seinen Vorgängern und Nachfolgern im Alterthume, die kugelige; denn die Kugel ist nach den alten Geometern und Philosophen die vollkommenste aller Figuren und befaßt alle anderen in sich, vrgl. Arist. π. ουρ. II. 4 und Cic. N. D. II. 18 und ihre Auslegung. — „Demnach ist der Weltleib vollkommen glatt und eben und hat, weil sie selbst genugsam und alles umfassend ist, keine Sinne und Glieder vonnöthen, durch welche sie mit Auswärtigem in Verbindung und Wechselwirkung treten könnte; denn außer ihr ist ja nicht das geringste Stäubchen zurück gelassen; überflüssiges und umsonst schafft Gott niemals;“ — diesen letzteren regulativen Grundsatz wiederholt auch Aristoteles sehr oft. „Der göttliche Kunstbau der Welt trägt demnach alles Thun und Leiden, Ernährung und Zerstörung und Wiedererneuerung in sich selbst; das All ist durch sich selbst thätig im Wechsellauf vom Wirken und Hervorbringen, vom Schaffen, Erhalten und Vernichten. — Die Thätigkeit und Wirksamkeit der leiblichen Welt erscheint als Bewegung; und zwar, mit Ausschluß der sechs geradlinigen Bewegungen nach unten und oben, nach links und rechts, nach vor- und hinterwärts — als Kreisbewegung; eben diese aber kommt durch ihre stäte Gleichmäßigkeit und ihre stäte Rückkehr in sich selber, wodurch sie stets den Anfang mit dem Ende ununterbrochen verbindet, der Bewegung und Thätigkeit des Denkens und Erkennens am nächsten; sie ist das passendste Gleichniß der vollkommenen Einsicht des Verstandes.“ — Nach diesem angedeuteten Gedanken Gottes ist denn, zufolge der Voraussetzung Platos, der einige glatte kugelige Weltleib geschaffen; in seine Mitte aber pflanzte Gott die Seele; er spannte sie von innen, von der Mitte aus durchall-hindurch, und umgab den Weltleib auch noch von außenher mit dieser Seele; so daß diese Weltkügel durch eigene Kraft in sich wirkt, mit sich bekannt, vertraut und befreundet ist, ohne eines anderen, auswärtigen zu bedürfen; — nur Gottes Wille — βούλησις — kann sie auflösen; Gottes Wille aber verbürgt ihren Bestand — wenigstens von Seiten ihrer Beseelung! S. 41 τὰ δι' ἐμοῦ γενόμενα ἄλυτα ἐμοῦ γ' ἐθέλοντος. sq. aber auch von Seite der Verkörperung, so lange dieses σῶμα καλῶς ἁρμοσθὲν καὶ ἔχον εὖ bleibt. — Dieß letztere wird zwar nicht hier

im Timäus, aber wenigstens im Staatsmann gelehrt S. 268 — 276; da erzählt er, wie immer, in mythischer Wendung vom Verfall und Irrgang des Weltalls, von seiner Auflösung und darauffolgenden Wiederherstellung unter Gottes Leitung, von der Auferstehung und neuen Beleibung der Verstorbenen u. s. w. Wiewohl sonst nirgendwo bey Platon diese zuletzt erwähnte Lehre so bestimmt und ausführlich vorkommt, als wir sie im Politikus lesen: so verträgt sie sich doch sehr gut, ja sie wird gewissermassen gefordert von der Unsterblichkeits- und Seelenwanderungslehre, wie diese von Plato im Phädon, Gorgias, im zehnten Buch vom Saat und von den Gesetzen, im Phädrus und endlich in unserem Timäus bald mehr mythisch, dann mehr philosophisch spekulativ vorgetragen wird.

Bis hierher hat Platon gleichsam die Definition, den umfassenden Begriff der Welt, wie eine sinnige Anschauung ihn aufdrang, und wie er ihn für den weiteren Verfolg zum Grunde gelegt wissen will, aus einander gesetzt; demnächst nun geht er daran, die Wesenheit und Gesetze dieses Weltalls, ferner die naturnothwendige Entwickelung zumal der irdischen Reihen und Klassen bis zum Menschen aus den höchsten Principien in allgemeinen Umrissen abzuleiten und zu erörtern. Das erste, woran er geht, ist demnach die Construction der Weltseele; denn diese, als das herrschende und immanente Princip und Urheb des Weltganzen und aller seiner Erscheinungen ist früher, älter und ehrwürdiger sowohl ihrem Ursprunge, wie auch ihrer Kraft nach, als die Körperwelt; vrgl. das zehnte Buch der Gesetze Kap. 7. S. 896. — Wiewohl, wir Menschen freylich handeln beyde — Leib und Seele — ab in umgekehrter Ordnung; — dieß aber thun wir in Folge der verkehrten und untergeordneten Art und Weise unserer Auffassung; diese aber hat wiederum ihren Grund theils in der Stellung inmitten der Dinge und der Naturprobleme; theils aber vornämlich in der Störung und Zerrüttung des Urstandes unseres seelischen und geistigen Lebens, die sich auch in dem Ausdruck und der sprachlichen Darstellung zu Tag legt. — Diese Störung und Entzweyung, diesen Zwiespalt des menschlichen Daseyns gerade auf Seite der Seele haben zwar alle Systeme der Logik, Metaphysik und Ethik von jeher anerkannt und eingestanden, keines aber vielleicht hat je so sehr auf dessen Anerkennung gedrungen, als das Platonische; keines die Mittel und Wege, von dem tiefen Falle sich zu erheben, so nachdrücklich und andringlich zu Herzen geführt, und an den Verstand gebracht, als ebenfalls Plato in der strengethischen und religiösen Richtung, die er nach Sokrates der Philosophie gab, ὁμοίωσις τῷ θεῷ, Anweisung zur Seligkeit in Gott zu seyn; und in der mit seiner Ideenlehre eng verschwisterten Ansicht, daß alle unsere besseren Gefühle, Anschauungen und Erkenntnisse, die wir im Leben mühselig gewinnen, nichts weiter seyen, als Erinnerungen — ἀναμνήσεις — aus einem früheren vorweltlichen Seyn im Lande der reinen Geister, im ὑπερουράνιος τόπος, Phaedr. c. 27. p. 247 im Gestirn-Himmel, in welchem er in unserem vorliegenden Dialog S. 41 die Seelen wie Saamen ausgestreut seyn läßt. Wie sie aber von da abgefallen, das hat er dichterisch bildlich im Phädrus a. a. O. geschildert.

Pr. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nr. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte Kaiser Sigmunds, von Dr. Jos. Aschbach, Professor in Frankfurt a. M. Erster Band. Sigmunds frühere Geschichte bis auf die Eröffnung des Constanzer Conciliums. Hamburg bey Friedrich Perthes: 1838. — Zweyter Band: Die Zeit des Constanzer Conciliums bis zum Anfang der Hussitenkriege. Hamburg ꝛc. 1839.

Es war im Jahre 1828, als Referent, einen jungen in die Welt einzuführenden Freund an der Seite, von Franken und Schwaben her auch einen Theil der neologen Schweiz bereiste, und auf dem Rückwege in den ersten Tagen Oktobers die alte Constantia betrat. Wie verödet sie da lag, diese Stadt, jetzt nur noch 5600 Einwohner zählend, wo vor 350 Jahren noch deren mehr als 40,000 lebten und webten; damals die Residenz und der Mittelpunct eines geistlichen Fürstenthums, unter dem Krummstabe, der allenthalben, wenn man ohne Vorurtheil die Geschichte zu Rath zieht, mittels der ihm eigenen praktischen Politik, selbst bey verschiedenen Gränznachbarn und Confessionen, innerhalb des weltlichen Reichs, und seinem weitreichenden Schwerte gegenüber, jene lebenskräftigen und lebensfrohen Autonomien sicherte, welche die Gliederung eines nachhaltigen Staates oder Staatenbundes, und die Vermittlung der materiellen und geistigen Interessen in demselben fördert. Wäre nicht die Humanität und mit ihr der edlere Theil der Menschheit eben zur Zeit ihrer kräftigsten Entwicklung, bey den an sich als starr und unbeweglich bedingten Categorien der sogenannten Staatsklugheit, die freylich als Rahmen dem Ganzen Halt und Stätigkeit geben soll, ohne jene Vermittlung längst, gleich den Wanderern in den zwey eisernen Bettstätten des antiken Staatskünstlers Prokrustes in Attika, zu Grabe gegangen? Allzuviel historische und politische Unkunde würde es verrathen, wollte man uns hier entgegnen, daß eben zu Constanz ein Huß und Hieronymus von Prag, deren Geschick im vorliegenden Werke nothwendig berührt werden muß, zu Staub und Asche verbrannt worden. Nicht über Constanz, das heutzutage einen unscheinbaren Eckstein des teutschen Staatenbundes bildet, kommt das Blut der Martyrer jener Zeit. Als wir um die Merkwürdigkeiten von Constanz fragten, dessen wunderschöne Lage am Ausfluße des Rheins aus dem Bodensee, über den die benachbarten Völkerschaften seit so vielen Jahrhunderten, wie an einer belebten Wirthstafel, verkehrten, jede andere Merkwürdigkeit überbietet; wies man uns unter andern auf ein großes altes Gebäude, am östlichen Ende der Stadt hin. Es war das unmittelbar am Strande stehende mit der Stadt seit lange die gleiche Grabesruhe geniessende Kaufhaus. Ein paar greise Strandhüter sassen, über die weite Fluth hinstarrend, vor dem mächtigen Thor, das sie uns entriegelten. Ein freundlich beredter Mann, der Antiquar, war herbeygekommen, und geleitete uns die dunkeln Räume des Kaufhauses entlang über eine Treppe hinauf zum sogenannten Conciliensaal. Hier waren die Väter des Conciliums von Constanz öfter versammelt; hier ward das Conclave zur Wahl P. Martins V.; hier thronten der Papst und der Kaiser. Schauerlich hallten jetzt unsere Fußtritte von den nackten, grauen Wänden wieder. Hr. Castell, der Antiquar, seiner Profession ein Goldschmied, öffnete eine kleine Kammer des Conciliensaales, und hieß uns eintreten. Verdienstlich hatte der Mann die Zeit wahrgenommen, und was er an Antiquitäten habhaft werden

konnte, hieher gerettet. Hier waren zu sehen: die beyden morschen Thronstühle, worauf Pabst Martin V. und K. Sigmund, neben einander gesessen: — der Skrutiniumkasten; der aus dem nahen Dominikanerkloster entführte Käfigt, worin, als in seinem Gefängnisse, Huß gelegen haben soll: (im Gegentheil, er ward unter K. Sigmunds Fürsorge gut gehalten;) neben an auf einem Tische, die mit Hussens Asche (sie war in den Rhein geworfen worden) gemischte rothgebrannte Erde, woraus der Künstler, in Pastenform auf schwarzem Glase, das wohlgetroffene Bildniß des Gerichteten gefertigt, und der nebenbey die aus dem rhätischen Hochgebirge herbeygeführten Rheinkiesel, glänzend geschliffen, und zu Vorstecknadeln in Gold gefaßt, als modernen Schmuck bietet ꝛc. Rings an den Wänden umher sind die Wahrzeichen aller Zeiten zu schauen, wie sie der Bodensee in seinem geheimnißvollen Innern birgt, und wovon er nur manchmal, bey einem Fischzuge, ein Schaustück spendet, oder dergleichen, durch den Sturm im Grunde aufgewühlt, an den Strand wirft; wir meynen: Schwerter, Dolche, darunter sehr künstliche mit Springfedern; Speere, Streitärte, Helme, Geschosse, Harnische, Fesseln, Ketten, Hufbeschläge u. s. w. aus verschiedenem Metall, und zum Theil aus dem grauesten Alterthum. In der That wären solche Seen die lehrreichsten und ergiebigsten Antiquarien, wenn man sie zu wahren und auszubeuten verstände. Aber vom Beschauen aller dieser Raritäten hinweg wurden unsere Blicke immer wieder durch die beyden vacanten und verschlissenen Armsessel mit ihren hohen Lehnen an = und abgezogen. Sie boten uns viel und ernsten Stoff zum Nachdenken: wie doch alle irdische Macht und Herrlichkeit und Schulweisheit vorübergeht. Ref. sah in das seelenvolle Auge seines jungen Freundes, und ihre Blicke begegneten sich. Was P. Martin V. repräsentirte, hat die Zeit bestanden, ist durch die Zeit geprüft worden, und wird leben; denn das Unveräußerliche, Unsichtbare und Höchste im Menschen wird immer auch eines Sichtbaren bedürfen. Was aber der Kaiser Sigmund vertrat, ist in seiner Einheit untergegangen, weil der staatskluge Calcul der Machthaber und Gewaltträger, egoistisch, mehr und mehr nur für die materiellen Interessen bedacht, die wahre Natur des Weltlebens verkennt, und das Gedeihen der Menschheit nur in der gegenseitigen Rivalität der Machtvollkommenheit zu erreichen wähnt.

Ref. geht zur Geschichte des K. Sigmund vom Hrn. Prof. Aschbach über. In der Vorrede des ersten Bandes giebt er über die Wahl seines Stoffes Rechenschaft.

„Von Eroberern, Staatengründern, Gesetzgebern, wird nur selten eine wahrheitsgetreue Geschichte geliefert. — Unpartevischer und wahrheitsgetreuer werden die historischen Personen dargestellt, die weniger dem Gang der Weltbegebenheiten eine neue Richtung gaben, als vielmehr suchten, die Zeitumstände, und ihre Verwickelungen zu bemeistern und zu lösen ꝛc.“ — „Kaiser Sigmund kann nicht zu den vorzüglichsten und berühmtesten Nachfolgern Karl des Großen gezählt werden. Er war weder ein ausgezeichnetes Kriegstalent, noch ein großer, schöpferischer Geist; und dennoch gehört seine Regierung und Wirksamkeit, in seinem Königreich Ungarn, wie im römischen Reiche, zu den bedeutenderen Erscheinungen des Mittelalters. Daher bleibt es immer auffallend, daß er als der mächtigste unter den Königen und Kaisern aus dem Luxenburgischen Hause, welche in Deutschland regiert haben, allein bis jetzt nicht in einer Monographie dargestellt worden ist.“ —

Ein Paar Dissertationen über K. Sigmund, sagt Hr. Prof. Aschbach, — habe er, ihres geringen Umfangs wegen, nicht einmal als Vorarbeiten betrachten können: — denn, eine vollständige Geschichte Sigmunds, wird weiter bemerkt, müsse ihn nicht allein als römischen Kaiser, sondern auch als Markgrafen von Brandenburg, als Regenten von Polen, als König von Ungarn, als Reichsverweser, und (später) als König von Böhmen darstellen, und seine vielfachen Berührungen mit fast allen europäischen Fürsten der damaligen Zeit, wie auch seinen mächtigen Antheil an den Kirchenangelegenheiten, vorzüglich auf den beyden Concilien zu Constanz und Basel, ins Licht setzen. Da die deutschen Quellenschriftsteller, außer dem Eberhard Windeck von Maynz, dessen eigentliche und vollständige Handschrift, nach Hrn. Aschbachs Meynung, auch erst noch irgendwo aufgefunden werden müsse, der auswärtigen Händel kaum Erwähnung thun, so habe sich der Verf. die zerstreuten Nachrichten

und Notizen aus der Literatur jener Länder selbst sammeln müssen.

Mit besonderem Danke rühmt indessen Hr. A. die im historischen Fache so reiche Frankfurter Stadtbibliothek, und das dortige Stadtarchiv bezüglich auf die dort bewahrten vielen Reichstagsakten, Wahlverhandlungen und Correspondenzen: Hülfsmitel, die dem Herrn Verf. mit großer Liberalität geöffnet waren; was auch wohl auf die Wahl seines Stoffes wesentlichen Einfluß haben mochte.

Das ganze Werk soll drey Bände umfassen. Der erste soll Sigmunds frühere Geschichte vor der Eröffnung des Constanzer-Conciliums enthalten, (von 1368 an) und ihn demnach als Markgrafen von Brandenburg, als Verwalter des Königreichs Polen, als König von Ungarn, als Reichsverweser von Böhmen, als römischen König, (von 1410 bis 1414) darstellen. Der zweyte Band wird die Zeiten des Constanzer Conciliums, und den Anfang der Hussitenkriege, der dritte aber den Schluß der Regierung Sigmunds umfassen. Als Anhänge sollen jedem Bande einige noch ungedruckte Capitel aus Eberhard Windek, und einzelne Aktenstücke aus dem Frankfurter Archive beygefügt werden.

Ausdrücklich hat sich Hr. Prof. A. dahin verwahrt, daß er nicht eine allgemeine Geschichte Europa's zur Zeit Kaiser Sigmunds, sondern nur die Geschichte Kaiser Sigmunds geben wolle. Und eben dafür wird dem Herrn Verf. nach Ref. Ansicht das besonnene historische Publikum besondern Dank wissen. Denn, so wie es einerseits an Monographien, Apologien, und Apotheosen über die Heroen der neuern Zeit genügen möchte: so hat anderseits die an sich allerdings großartige Idee bisher nicht gelingen wollen, die Geschichte einer ganzen Dynastie und ihrer Zeit in eine Monographie zu fassen, und darin anzuhäufen, möchte Ref. lieber sagen: indem Werke der Art weder in der subjectiven Ausführung, noch in der objectiven Darstellung, der wahren Geschichte und ihren mannigfaltigen virtuellen Charakteren entsprechen und frommen können.

Es ward uns z. B. eine Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit; aber so, wie sie es geworden, konnten die Reclamationen gegen sie nicht ausbleiben. Die Idee steckte an. Alsobald und wiederholt ward uns eine Geschichte der Babenberger und ihrer Zeit — angekündigt: aber es blieb bey der Ankündigung; und wohl nicht zum Nachtheil der historischen Disciplin. Eine Geschichte der Habsburger und ihrer Zeit hat auch begonnen. Ref. will hierüber mit einem Urtheile nicht vorgreifen. Eine Geschichte der Luxenburger, insofern sie Kronen trugen, und ihrer Zeit, ließe sich also wohl auch hören? Aber wie gesagt, dem Ref. scheint die Bearbeitung der Geschichte, auf den zweyerley Wegen, als Reichs- und Landesgeschichte einzelner Regenten, wie sie hier Hr. Aschbach behandelt, erschwingbarer, und darum eben auch der Wahrheit getreuer. Denn, was ist doch der letzte Zweck aller historischen Forschungen und Entwickelungen, als Klarheit und Wahrheit? Ist jene Aufgabe auch für hochragende Talente, bey ihren unsäglichen Mühen, und wenn sie selbst von den Umständen sehr begünstigt wären, immerhin eine sehr schwierige Aufgabe: so haben die Autoren, um ihr Wort und ihre Reputation zu retten, doch nur zwey Auswege. Entweder, es ergeben sich innerhalb des zu weit und kühn abgesteckten Terrains unvermeidliche Lücken, die gleichwohl bey loyaler Behandlung des Stoffes, evident gestellt bleiben. Oder, ein Autor erfindet seine Helden und ihre Zeit, und ihre Geschichten: d. h. er folgt einem subjectiven Princip, er legt den Thatsachen und Ereignissen öfter diesem Principe zusagende Motive unter, worüber sich der Genius der Geschichte, würde er ohne vorgefaßte Meynung, ohne ihm das Richtscheit eines Systems vorzuhalten, angehört, anders vernehmen ließe.

Seit den Carolingern bis auf unsere Zeit ist es, in dem allzubewegten Europa, keiner Dynastie möglich gewesen, unter allen Umständen eine Hauspolitik durchzuführen, oder derselben getreu zu bleiben. Sie mußten sich, mit seltener Ausnahme, den Ereignissen fügen. Länger, und Jahrhunderte hindurch, können sich aber ganze Völkerschaften eine wohlverstandene Hauspolitik bewahren, mit welcher kluge Regenten sich zu identificiren suchen. Zuletzt darf jedoch auch der höchsten politischen Instanz, der unerforschlichen Vorsehung, ihr guter Theil

an den Ereignissen nicht wegraisonnirt werden: denn sie hat noch immer auf den Cathedern und in den Cabineten im Hintergrund gestanden, und in dem Augenblick, wo der menschliche Dünkel einseitig und selbstsüchtig seine Schöpfungen vollbracht zu haben glaubte, — den Fürsten und Völkern eine andere Richtung gegeben.

Der ganze erste Band der vorliegenden Geschichte, zu 458 Seiten, begreift nur ein Buch, welches aber, dem mannigfaltigem Stoffe entsprechend, in zwanzig Capitel untergetheilt ist.

Einiges aus denselben mag hier besprochen werden.

„Das ältere luxenburgische Grafengeschlecht," so beginnt Hr. A. die Geschichte selbst, „welches der Kirche Bischöfe und Erzbischöfe, dem Reiche Herzoge und einen König gegeben hatte, starb schon am Ende des zwölften Jahrhunderts in männlicher Linie aus."

So bestätigt es sich auch hier, was Ref. schon anderwärts in der Geschichtsforschung zum besondern Augenmerk empfahl, daß nämlich die ältesten und edelsten Dynastien in der Urzeit im Priesterthum, in der christlichen Vorzeit in der Kirche wurzeln.

„Das neuere (luxenburgische Grafengeschlecht) verdankte seine Erhebung dem ritterlichen Grafen Heinrich IV., welcher im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts den römischen Kaiserthron bestieg, als Heinrich VII. und seinen Sohn Johann mit der Enkelin König Ottokars von Böhmen, Erbin der Krone des Hauses Przemisl, verheirathete. So war das luxenburgische Haus in den Besitz von Böhmen gekommen, und sein König Johann gehörte zu den mächtigsten Fürsten Deutschlands zur Zeit des Kaisers Ludwig des Bayern. Dem Beystande Johanns verdankte Ludwig hauptsächlich die Behauptung der Kaiserwürde gegen den Habsburger Friedrich, seiner spätern Feindschaft aber mußte er die Abnahme seines Ansehens und das Gelingen der Plane der Gegner zuschreiben."

So sehen wir denn auch in der Weltordnung alle Herrschaft dem Gesetze der Stätigkeit und Bewegung folgen. Während in Asien und Afrika auf den Thronen, wie in den Völkerschaften, das Stationäre vorwaltete: wanderten die Hohenstaufen aus Schwaben nach Sizilien, die Anjou aus der Bretagne nach Neapel und Ungarn, die Welfe aus den Alpen nach Niedersachsen, die Wittelsbacher von der Isar an den Rhein, die Habsburger aus dem Aargau nach Oesterreich, die Hohenzollern von der schwäbischen Alp an die Pegniz, und weiter ab an die Spree; die Luxenburger aus den Ardennen nach Böhmen ꝛc. Und allem Anschein nach endet der Kampf der Demokratien, der Anarchien, der Geldaristokratie, und des Föderalismus, in Amerika, erst mit der Berufung dynastischer Zweige aus Europa.

„Sobald Johann seinem Sohn Karl den IV. den römischen Königsthron verschafft hatte, stieg das luxenburgische Haus schnell zu dem größten Ansehen, und zu überwiegender Macht in Deutschland. Oestreich und Bayern hatten dazu, ohne es zu wollen, am meisten beygetragen."

Nach Ref. Meynung war es zunächst die Schwäche und Kurzsichtigkeit der gleichzeitigen benachbarten Fürsten, welche der eben so schlauen als öfter aller Ehrenhaftigkeit los und ledigen Politik eines Karl IV. so wucherlich zu statten kamen. Aber, wie gewonnen: so zerronnen! Die Nachkommen Karls vermochten bald nicht mehr, auch nur ihr Stammeigen zu behaupten. Uebrigens erkennt Ref. mit Hrn. A. die vielen Verdienste an, welche sich Karl als König von Böhmen um Böhmen erworben, und wie ihn, nur um die Wohlthaten einer gut geordneten Regierung über das ganze römische Reich zu verbreiten, schon der damalige Zustand der Reichsverfassung, wie sich derselbe seit dem Untergange der Hohenstaufen entwickelt hatte, gehindert hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nr. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte Kaiser Sigmunds, von Dr. Jos. Aschbach, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zwey Söhne K. Karls IV. sind es zunächst, welche in der vorliegenden Geschichte die Aufmerksamkeit der Leser beschäftigen. Karl's dritte Gemahlin, die schlesische Herzogstochter Anna, hatte ihm den Prinzen Wenzel geboren, die vierte, Elisabeth, die Tochter des pommerischen Herzogs Bogislav, die Enkelin des polnischen Königs Kasimir des Großen, eine durch Schönheit und körperliche Stärke ausgezeichnete Frau, (wie wir neulich auch aus Buchners gleichzeitiger Geschichte von Bayern vernommen haben,) ward, den 14. July 1368, die Mutter des Prinzen Sigmund, der nach dem heiligen Sigmund, dem burgundischen Königssohne und Martyrer, dessen Gebeine K. Karl IV. nach Prag hatte überführen lassen, so genannt wurde. Wieder ein Beleg zu der Bedeutsamkeit des Namenstypus in der Genealogie. Zur Zeit der Geburt Sigmunds war der zwanzigjährige Bruder Wenzel bereits zum König von Böhmen gekrönt worden.

Noch ein anderes Princip in der irdischen Herrschaft war dem K. Karl IV. bey seinen weitreichenden Planen wohl zu statten gekommen: in Folge des slavischen Fürsten- und Volksrechts die Thronfähigkeit der Töchter. In Ungarn und Polen konnten die Töchter regieren, und sich mit auswärtigen Prinzen vermählen. Das erinnert an die Gambara's, Ganna's und Libussa's, an jene weisen Frauen und Altmütter, welche bey den nordöstlichen Völkern, insbesondere auf ihren Wanderungen, eine fast allmächtige Herrschaft ausübten. Als die Völker wieder zur Stätigkeit und höherer Civilisation gelangt, hat bekanntlich im westlichen Europa das salische Gesetz die Töchter von der Thronfolge ausgeschlossen. Wäre es noch ein psychologisch-politisches Problem, was der Wohlfahrt der Völker zuträglicher sey? Könnte den Gräuelscenen Spaniens, welche da unmittelbar der Aufhebung des salischen Gesetzes folgten, und deren Andauer in der frühern europäischen Politik ohne Beyspiel ist, die Macht und Herrlichkeit Britanniens unter weiblicher Herrschaft entgegengestellt werden? Aber dort, im vereinigten England sind neben dem jeweiligen regierenden Hause zwey andere Häuser, das Oberhaus und das der Gemeinen, die Elemente der Stätigkeit, und die der Bewegung, gleich vollständig in sich begreifend; es sind dort die volksthümlichen Autonomien der Standesklassen, der Städte, der Körperschaften und Gilden, die des Rechts und der Wirthschaft so stark und wirksam in ihrem guten Rechte, daß einer englischen Königin nicht viel mehr als die Repräsentation der Hoheit, und, vorkommenden Falls, einiger Vorzug bey der Wahl der Minister, übrig bleibt.

Im zweyten Capitel, welches Sigmunds Kämpfe um die ungarische Königskrone ꝛc. erzählt, führt Hr. A. wie allenthalben, auch die Quellen und die Literatur der ungarischen Geschichte sehr umständlich auf. In dieser Aufzählung ist unserm Verf. wohl schon J. Chr. v. Engel in seiner Geschichte des Königreichs Ungarn vor dreyßig Jahren vorausgegangen, nämlich in seiner musterhaften Einleitung über ungarische Geschichtforschung und Geschichtschreibung. Mit Recht hat Hr. A. bey seiner ungemeinen Belesenheit, jedesmal an seinem Orte z. B. auf die preußischen Geschichtschreiber Lancizolle, Voigt ꝛc. hingewiesen; und bezüglich auf Böhmen, abgesehen von Hagecks mehrfältigen Fabeleyen, an Pelzel einen vorzüglichen Schriftsteller erkannt: aber in Beziehung auf Ungarn hat Hr. A. die neueste und wohlgelungene Bearbeitung der

Geschichte des Grafen von Mailáth kaum einmal erwähnt; auch sind, was das h. R. Reich anbelangt, Schmidts Geschichte der Deutschen, und Heinrichs Geschichte des t. Reichs hier seltner aufgeführt, als beyde gediegene Werke für den kundigen Leser im Ideengange und Texte des Verf. bemerkbar werden.

Mögen die Leser selbst einstweilen die sehr schätzbare vorliegende Monographie mit jenen Werken der nicht minder ehrenwerthen Vorgänger in der allgemeinen teutschen Geschichte vergleichen. Auch Schmidt, Heinrich und Mailáth haben selbstständig und nach den Quellen gearbeitet. Der Geschichtschreiber Schmidt gab sich erst nach seiner Anstellung in Wien und den Josephinischen Principien zulieb mancher mehr profanen Weltanschauung hin. Was aber die Bündigkeit und Trefflichkeit eines Grafen von Mailáth und seine Darstellungsgabe anbelangt, so lese man z. B. die Erzählung von jener welthistorischen Schlacht von Nicopolis, wie sie Hr. Mailáth giebt, nach; man wird auch nicht übersehen, daß dieser manche Begebenheit in Ungarn schärfer motivirt, und als Ungar wohl motiviren konnte.

Daß Wenzel, König von Teutschland in Böhmen, die teutschen Angelegenheiten wegen des Prager Biers und der Prager Frauen verabsäumt habe, wie Hagek herkommen läßt, wogegen ihn Hr. Aschbach (im 3. Capit.) in Schutz nimmt, das möchte Ref. auch nicht behaupten. Aber in Wenzels Charakter, der früher sehr erfreuliche Anlagen und fürstliche Eigenschaften versprach, war nur zu bald ein höchst bedenklicher Wendepunct eingetreten, der sich zuerst i. J. 1389, bey der Ermordung von 3000 Juden in Prag unzweydeutig kund gab. Die Ursachen dieser Wendung scheinen dem Ref. noch immer nicht ganz klar entwickelt zu seyn; schlechte Umgebung war ohne Zweifel eine Mitursache. Eine hierauf folgende Begebenheit, die von K. Wenzel vollführte Ersäufung des hl. Johann von Nepomuck, dem in der katholischen Christenheit eine so außerordentliche Celebrität wurde, ist hier, wie auch von Heinrich, wesentlich anders vorgetragen. (S. 54) Hr. A. spricht von dem Widerwillen und der Eigenmacht Wenzels gegen die Geistlichkeit überhaupt, die damals allerdings sehr sittenlos war. In dem heftigen Zwiste mit dem Erzbischofe von Prag, der seine Competenz verletzt gesehen, habe Wenzel durch Ergreifung einiger Domherren, und durch eigenhändige Folterung der beyden erzbischöfflichen „Beamten“ (Officialen) Puchnik und Johann Pomuk Geständnisse über die Plane des Erzbischofs gegen den König erpressen wollen. Da dieses nicht gelungen, so sey Johann Pomuk, an Händen und Füßen gebunden, von der Moldaubrücke herabgestürzt und ersäuft worden (1393). Ueber die Motive dieser Begebenheiten findet sich gleichzeitig nichts aufgezeichnet. Nach sehr bewährten Ueberlieferungen, die Ref. zu Prag selbst gehört, und die vor einigen Jahren aus Anlaß der Jubelfeyer dort gesammelt und kritisch ans Licht gestellt worden: ward Johann Pomuk im Jahre 1372 durch das allgemeine Vertrauen berufen, Prediger an der Prager Teynkirche: er war also der Nachfolger der berühmten Kanzelredner Konrad von Stieckna und Johann Milizius. Drey Jahre später verliehen ihm der Prager Erzbischof Joh. Oczko von Wessim und die Prälaten des Metropolitan-Capitels eine Domherrnstelle an der Hauptkirche zum hl. Veit. Bald darauf wurde ihm das Bisthum von Leutomischel und dann die Probstey auf dem Wyssérad angetragen, mit welcher die oberste Kanzleywürde, und, wie behauptet wird, damals das Einkommen von 80,000 ungarischer Gulden verknüpft war. Johannes lehnte jedoch beydes ab, um dafür das Amt eines königlichen Almosenpflegers und jenes eines Beichtvaters der Königinn Johanna, Wenzels Gemahlin, anzunehmen. Dieser ehrenvolle Beruf war es, welcher den Heiligen als Martyrer sterben ließ. König Wenzel, von Eifersucht geplagt, wünschte nämlich die Beichtgeheimnisse seiner Gemahlin, der frommen Dulderin Johanna, die ein großer bissiger Hetzhund bewachte und zerfleischte, zu erfahren, und er versuchte jedes Mittel der Milde und dann des heftigsten Zorns, um seinen Zweck zu erreichen. Doch Johannes blieb seinem Berufe unerschütterlich treu und zog einen gewissen Tod einer Pflichtverletzung vor. — Seitdem gilt Johannes von Pomuk für das Vorbild der Standhaftigkeit und des Stillschweigens, für den Beschützer

des guten Namens, und den Vertheidiger der Ehre wider falsche Nachrede. Er wurde einer der Schutzpatrone Böhmens, und in Folge seiner Todesart der Helfer in Wassersnoth, dessen Standbild und Gedächtniß man nun allenthalben an den Flüssen und auf den Brücken findet. (S. des Consistorialraths Neumann Denkschrift über Johann von Nepomuck, Prag 1829, und nach ihm die Karolingische Zeit von Prof. Schotky, Prag 1830.)

Dieser Episode glaubte Ref. nur darum einige Erläuterung widmen zu müssen, weil sie, in Verbindung mit andern Unthaten Wenzels, nur allzuklar einsehen läßt, daß er, kaum einige zwanzig Jahre alt, schon im vollen Zuge war ein Wüthrich zu werden.

Als solchen zeigte sich Wenzel auch gegen die böhmischen Landherren, die, an ihrem Leib und Eigenthum so sehr angegriffen, gleichwohl zu einem Mittel der Nothwehr griffen, und ihn gefangen nahmen; es bedurfte auch dazu wohl keineswegs einer besonderen Aufreizung von Seite der gemißhandelten böhmischen Geistlichkeit, wie Hr. A. (S. 58) meynt. Auch den Brüdern Wenzels, dem König von Ungarn, Sigmund, und dem Herzog von Görlitz, Johann, so wie seinen nächsten Vettern, dem Jobst, Churfürsten von Brandenburg, und dem Procop, Markgrafen von Mähren, mußte es damals selbst bey aufrichtigern Gesinnungen, als sie ihnen Hr. A. zuzutrauen scheint, schwer fallen, für Wenzel einzustehen, ihn zu retten, und ihn wieder mit seinem Volke auszusöhnen. Dennoch thaten sie es. Auch die teutschen Fürsten waren ehrenhaft für Wenzel eingeschritten: sie hatten nicht nur eine Gesandtschaft an die böhmischen Landherren abgeordnet, sondern auch Truppen mit dem wackern Ruprecht von der Pfalz an der Spitze. Aber kaum war Wenzel unter gegenseitigen Bedingungen wieder in seine Machtvollkommenheit eingesetzt, als, auf seinen Wink, der Bürgermeister und einige Räthe der Altstadt Prag verbluteten; als sein bey dem Volke sehr beliebter Bruder Johann der Landeshauptmannschaft entsetzt, die Landherrn neuerdings an Leben und Eigenthum bedroht, und in den Strassen von Prag, welche Wenzel mit dem Scharfrichter an der Seite von Zeit zu Zeit durchritt, mancher vor seine Thüre gerufene Familienvater auf der Stelle niedergemetzelt wurde. Auf seiner Burg Karlstein überließ sich Wenzel, wenn sich da ihm die Fürsten und Räthe im Vertrauen näherten, den furchtbarsten Ausbrüchen seines Zorns: und eine der schwersten Unthaten ist ohne Zweifel der plötzliche Tod seines Bruders Johann, der kaum 25 Jahre alt zu Prag an Gift starb. Hr. A. schreibt dieses Ereigniß mehr auf Rechnung des Bruders Sigmund, und der Vettern Jobst und Procop, weil Johann ihnen bey ihren habsüchtigen Bestrebungen auf die böhmische Krone im Weg gestanden: Ref. möchte jedoch in dem Urheber dieser Gräuelthat auch nur wieder den Wenzel erkennen; denn er betrachtete den Johann, „den guten, frommen und gerechten Bruder, dem er zunächst die Befreyung aus der Gefangenschaft zu verdanken hatte,“ als einen Aufrührer, wie Hr. A. selbst sagt.

Daß unter diesen Umständen, welche den K. Wenzel in Böhmen festhielten, die teutschen Reichsfürsten von ihm einen Reichsverweser verlangten, und ihm die Wahl desselben überließen, mag abermals zum Beweis dienen, daß gegen Wenzel in Deutschland eine besondere Gehässigkeit nicht vorwaltete. Aber es konnte auch nicht befriedigen, daß Wenzel den in Ungarn und Böhmen so sehr in Anspruch genommenen K. Sigmund zum Reichsverweser in Teutschland ernannte (1396).

Mit gleich großer Sorgfalt, aber mit gleich sichtbarer Theilnahme für K. Wenzel, findet Ref. das siebente Capitel: „die Absetzung des römischen Königs Wenzel 1400“ überschrieben, bearbeitet.

Es ist kein Zweifel, daß die teutschen Fürsten zunächst durch den Nothschrey der böhmischen Stände gegen Wenzel, den Hr. A. selbst als „grausam und an Wahnsinn gränzend“ bezeichnet, so ernstlich gestimmt wurden; und daß es, wie Hr. A. meynt, zuvörderst Jobst von Mähren, Wenzels nächster Vetter war, der in Böhmen selbst die Aufregung unterhielt. Aber die österreichischen Herzoge, früher für Wenzel wohlgesinnte Nachbarn, waren jetzt mit Jobst verbunden; und sogar die bayerischen Herzoge mieden sämmtlich das Hoflager Wenzels, ihres Schwagers, als er Sophia von

Bayern, seine zweyte Gemahlin, mit großer Feyerlichkeit krönen ließ.

Auch darin will Ref. Hrn. A. nicht widersprechen, daß es Johann, Erzbischof und Kurfürst von Maynz (ein Dynast von Nassau) war, der zuvörderst das Werk der Absetzung des K. Wenzel betrieb und leitete. War er, Johann, doch als Reichskanzler berufen, an der Spitze der teutschen Fürsten die Geschäfte zu leiten. Wenzel hatte längst alle Autorität eingebüßt, darum kamen die von ihm berufenen Reichstage seit Jahren nicht mehr zu Stande, während die seit 1397 von den Kurfürsten ausgeschriebenen Versammlungen zu Frankfurt, Marburg, Maynz rc. wie Hr. A. selbst eingesteht, immer zahlreich besucht, und jene im May 1400 nicht nur von den Königen von Frankreich und England, sondern, merkwürdig genug, sogar von den Universitäten von Paris und Oxford durch Abgeordnete beschickt wurden. Die Competenz dieser Versammlungen, zu der Wenzel gleichfalls Gesandte, freylich um dagegen zu protestiren, abordnete, schien er selbst nicht zu verkennen; und die Reichsfürsten handelten den Umständen angemessen, und langmüthig genug, als sie endlich, ohne Rücksicht auf jene Protestationen und neue Versprechungen, den römischen König auf einen weiteren und letzten Tag nach Lahnstein vorluden. Fünf Kurfürsten hatten einhellig diesen Beschluß gefaßt; gegen Wenzel als den siebenten. Daß Vetter Jobst, zur Zeit Kayser und Kurfürst von Brandenburg, das aber eben wieder an Wilhelm, Markgrafen von Meissen, verpfändet war, weggeblieben; war sehr begreiflich, und daß später der Kurfürst Rudolph von Sachsen, ab- jedoch keineswegs auf Wenzels Seite trat, indem er die teutsche Krone auf dem Haupte seines Freundes, des Herzogs Friedrich von Braunschweig zu sehen wünschte, der dann leider in einem unvorgesehenen Kampfe auf dem Platze geblieben; das that der legitimen Verhandlung keinen Eintrag. Seit einem halben Jahrhundert glich die bald dahin bald dorthin vermäkelte und verpfändete Mark Brandenburg ohnehin einer au porteur gestellten Valuta, an der jeder momentane Besitzer lediglich seine Rechnung machte.

So waren es denn die vier rheinischen (drey davon geistliche) Kurfürsten welche, als Wenzel im August 1400 auf dem Tage zu Lahnstein ausgeblieben, seine Absetzung feyerlich ausgesprochen hatten. Daß Wenzel in Kraft seiner Würde, „die vier Kurfürsten aber als Aufrührer“ gehandelt hätten, (so Hr. A. S. 149), dieses scharfe Urtheil möchte Ref. nicht unterschreiben. Ihm ist wohl bekannt, daß einige Staatsrechtslehrer, im Capitel vom teutschen Constitutionsrechte, mit Behutsamkeit den Satz hinstellen, daß sich die Regierung eines Kaisers oder Königs der Teutschen nur durch Tod oder Resignation endige; daß über die Absetzung eines Reichsoberhaupts weder ausdrückliche Vorschriften in den Reichsgrundgesetzen vorhanden wären, noch die Beyspiele älterer Zeiten zur Begründung einer Observanz angeführt werden könnten (z. B. Leist.) Allein der Ansicht dieser Autoritäten kann die gleichgewichtige anderer Celebritäten entgegen gestellt, und zuvörderst auf die concreten Fälle in der Geschichte selbst hingewiesen werden. Unwillkührlich wird man hier an analoge Vorgänge in der Kirche auf dem Concilium zu Constanz gemahnt. Was ein Hippolytus a Lapide unter andern über die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer exauctoratio Imperatoris schreibt, daran darf hier auch erinnert werden. Die goldene Bulle Cap. II. §. 1. bedingt, daß das erwählte Reichsoberhaupt: homo justus, bonus et utilis,“ sey, und fürwährend idoneus: — wäre das eine leere Phrase, auch im Wahleide? Und glich nicht schon Wenzels selbstwillige Bestimmung eines Reichsverwesers einer Resignation?

Die Kurfürsten handelten im vorliegenden Falle in ihrem hohen, ja religiösen Berufe und wahrlich in ihrem guten Rechte: im Sinne der von Wenzels Vater gegebenen goldenen Bulle, welche die Rechte wie die Pflichten der Kurfürsten, als die ersten Bürgschaften der teutschen Verfassung regelte. Wer zu küren, hat auch zu rügen, und nach Umständen zu entheben. Von dem Senkenberg'schen Mißverständnisse ist hier nicht die Rede. Was soll dagegen die Protestation einiger Reichsstädte, deren Gunst öfter so leichten Kaufes war? Zwar ist es Hr. A. nicht allein, der die Absetzung des teutschen Königs Wenzel sehr tadelt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte Kaiser Sigmunds, von Dr. Jos. Aschbach, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Schon J. Schmidt im IV. Bde. seiner Geschichte der Deutschen (Ulm 1781), dann Chr. Heinrich, auch im IV. Bde. seiner deutschen Reichsgeschichte Leipzig 1791 S. 18 thaten dasselbe: ja man findet bey Vergleichung dieser drey Autoren eine auffallende Uebereinstimmung und eine fast wortähnliche Argumentation, ohne daß sie sich auf einander berufen hätten. Warum Ig. Schmidt i. J. 1780 das Verfahren der Kurfürsten gegen einen teutschen und böhmischen König zu übergreifend fand, ist doch wohl begreiflich. Als König von Böhmen, meynt Hr. A., hätte Wenzel allerdings eine große Schuld auf sich geladen, „aber seine Regierungsweise in Böhmen hätte nicht zum Gegenstande der Anklage gegen ihn als römischer König werden sollen." Nach Ref. Ansicht war aber Böhmen ein integrirender Theil des hl. R. Reichs und auch die so sehr und so lange gemißhandelten Standschaften Böhmens konnten die teutschen Reichsfürsten nicht länger ungehört lassen. Wie könnte vor der empörten Menschheit, vor den Fürsten und Völkern, solidarisch, die Heiligkeit der Majestät noch aufrecht erhalten werden, wenn den bestehenden und beschwornen Verträgen gegenüber so blutbefleckten Händen das Scepter für und für preis gegeben seyn sollte? Nicht um der politischen Mißbräuche, Indolenz, und der unabweislichen Gebrechen eines teutschen Reichsoberhauptes willen ward der K. Wenzel entsetzt; das Gewicht der moralischen Macht schnellte endlich, aller damaligen und spätern Umtriebe ungeachtet, seine Wagschale in die Höhe. Den Beweis dafür, für den concreten Fall erholt Ref. wieder aus Hrn. A. fortlaufender Erzählung selbst: Ruprecht von der Pfalz ward nämlich als teutscher König ausgerufen.

„Er besaß alle Eigenschaften, welche einen Fürsten auszeichnen können. Er war ritterlich, fromm, thätig, ein Freund der Gerechtigkeit, und nicht nur ein Gönner der Gelehrsamkeit und Wissenschaften, sondern auch selbst unterrichtet und gelehrt. Dabey war er von klarem, hellen Verstande, freundlich und mild gegen Alle, daher er auch den Beynamen Klem (Clemens,) erhielt."

Hatte der treffliche König Ruprecht während seiner zehnjährigen Regierung ebenfalls mit mannigfaltigen Hindernissen und Spaltungen zu kämpfen, so lag das außer ihm. Die Menschenwürde, die erste Eigenschaft eines Kronenträgers, hatte er sich und der Nation unter allen Umständen bewahrt. Ref. ist begierig, wie sich der neueste Geschichtschreiber von Böhmen über K. Wenzel und sein Geschick aussprechen wird. Dabey mag auch von und über Sigmund Manches klarer werden.

Auch in Böhmen suchte Wenzel seine Herrschaft dadurch zu retten, daß er seinen Bruder Sigmund, König von Ungarn, vor der Hand zum Reichsverweser ausrufen ließ. Vergebens. Der größere Theil der böhmischen Landherren wollte von einem Wenzel nichts mehr wissen, von ihm, der zu Wien, auf Sigmunds Betrieb, in Verwahr gehalten wurde, aus welcher er zwar entflohen, und bey dem König von Polen Hülfe gesucht, aber zugleich zu befahren hatte, wie nun auch der Pabst die Wahl des K. Ruprecht anerkannte, und König Sigmund, mit den österr. Herzogen verbunden, mit Macht über Mähren und Böhmen heran zog, um sich da-

rin festzusetzen. Das ist doch wohl das wesentlichste Resultat des achten und neunten Capitels im vorliegenden Bde.; und es möge nur als Beyspiel dienen, daß, ohne dem großen Verdienste des Hrn. Verf. Abbruch zu thun, mancher seiner Ansichten auch andere entgegengestellt werden können.

Unter den Beylagen aus dem Frankfurter Stadtarchive hatte für Ref. jene Nr. XIII. ein besonderes Interesse: „Nomina civitatum et castrorum. que per D. Pipponem Comitem Themesien (Temeswar, im Kriege gegen Venedig 1412 in Verbindung mit dem Grafen von Ortenburg) in terra Tervisiana sunt acquisita: dazu Eberhard Windeck's Aufzählung dieser Eroberungen nach der Gotha'er Handschrift.

Der zweyte Band dieser Geschichte K. Sigmunds, die Zeit des Constanzer Conciliums bis zum Anfang der Hussitenkriege begreifend (1414 — 1419) beginnt Hr. Prof. Aschbach mit einem sehr umständlichen Vorbericht (zu XX. S.) über die vorzüglichsten Quellen und Schriften zur Geschichte des Constanzer Conciliums. Unter den Diarien führt er als das bekannteste jenes des Constanzer Canonicus Ulrich Reichenthal auf; ferner die vielfältige, ähnliche, aber noch nicht edirte, Beschreibung des Gebhard Dachers von Constanz; durch von der Hardt aus der Wolfenbüttler Handschrift im IV. Bde. seines Concilium Constantiense größtentheils bekannt gemacht. Von den Berichten und dem Briefwechsel gesandtschaftlicher Personen, von Königen und Fürsten, vermuthet Hr. A. noch Vieles als ungedruckt in den Archiven verborgen; er geht dann auf die in Teutschland geschriebenen Chroniken über; auf die Lebensbeschreibungen des röm. K. Sigmund; auf die Lebensbeschreibungen der Päbste. Hier eine der wichtigsten Quellen: Theodorich von Niem, das Leben des P. Johann XXIII. auch die Historia et Monumenta Joannis Hus atque Hieronymus Pragensis, Norimberg 1715. u. s. w. Von der Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit Rocykos in seiner Geschichte der Kirchenversammlung zu Costnitz, Prag 1796, von Heinrich in s. t. Reichsgeschichte viel benützt, bemerkt Hr. A. mit Recht, daß er zu sehr den Josephinischen Reformen anhieng.

Dieser zweyte Band, außer der sehr speciellen Inhaltsanzeige mit dem Anhange zu 487 Seiten begreift das zweyte Buch, und dieses vier und zwanzig Capitel.

Nun wieder einige Andeutungen aus diesem überreichen Born der, auch die Gegenwart näher berührenden, Kirchen- und Profangeschichte.

„Wenige Kirchenversammlungen, die im Abendlande gehalten wurden, waren zur Lösung wichtigerer Fragen berufen, als das Constanzer Concilium; auch ist im ganzen Mittelalter keine größer und glänzender gewesen."

So beginnt der Hr. Verf. das erste Capitel; er verwahrt sich jedoch zugleich dahin,

„daß nicht beabsichtigt wird, eine vollständige ins Einzelne gehende Geschichte der Constanzer-Kirchenversammlung zu liefern; nur was Sigmunds Wirksamkeit darauf angeht, wird nach allen Seiten beleuchtet." — „Da nach der Ansicht und den Aussprüchen der gelehrtesten und angesehensten Theologen der damaligen Zeit dem römischen Könige als obersten Schutzherrn der Kirche bey einer Kirchenversammlung, wo man sich nicht vereinigen konnte, das Recht zustand, und zugleich die Pflicht oblag, ein allgemeines Concilium zu versammeln, so konnte Sigmund um so eher dasselbe zu Stande bringen, indem er in diesem Unternehmen nicht nur durch die Könige von England und Frankreich, wie auch durch die meisten Staaten Italiens unterstützt ward, sondern auch die Mitwirkung des P. Johann XXIII. erhielt; da dieser nur durch des römischen Königs Hilfe noch gegen seine Feinde sich zu behaupten die Möglichkeit sah ꝛc." — „Ein anderer Grund der Berufung des Conciliums war die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern."

Johann Huß bis zu seiner Gefangensetzung in Constanz (2. Cap.) seit dem Jahre 1396 theologischer Lehrer an der Universität zu Prag; durch strenge Sittenreinheit und unsträflichen Lebenswandel ausgezeichnet; dann Prediger und Beichtvater von König Wenzels Gemahlin Sophia. K. Wenzels Schwester Anna war mit dem englischen König Eduard III. verheirathet, und viele Böhmen kamen mit der Prinzessin nach England, von wo sie später nach ihrem Vaterlande zurückkehrten. Dadurch hatten auch die Lehren und Schriften des englischen Reformators Wiclef (aus dem Dorfe

Wicliffe in der Grafschaft York gebürtig; Hr. A. schreibt Wycliff;) bald in Böhmen, wo schon im XIV. Jahrh. mehrere Reformatoren aufgetreten, Eingang gefunden. Huß stand im Begriffe, Wiclef's Bücher zu verbrennen; doch plötzlich wurden viele Ansichten desselben auch die Seinigen, so daß er selbst in den Predigten, in welchen er täglich heftiger die Geistlichkeit, (wie früher die Laien) angriff, die neu angenommenen Grundsätze durchblicken ließ. Um diese Zeit kehrte ein Schüler von Joh. Huß, Hieronymus Faulfisch, der einige Zeit in Paris und Oxford den Studien obgelegen hatte, aus England in seine Vaterstadt Prag zurück. Die böhmische Regierung gewährte ihnen Schutz und Schirm.

Als sich Huß zu Constanz vier Wochen hindurch, der wohlmeynenden Aufforderung des dortigen Bischofs ungeachtet, sich jeder Ausübung geistlicher Functionen zu enthalten, in und außer seiner Herberge sehr unklug und anmassend benahm; ward auf den ihm ertheilten königlichen Geleitsbrief nicht weiter Rücksicht genommen, und er auf Befehl des Pabstes und der Cardinäle in Haft gesetzt (S. 34). Endlich zieht auch Sigmund, von der Krönung von Achen her, in der Christnacht in Constanz ein. (3. Cap.) Die Flucht des Pabstes Johann XXIII., der bereits cedirt hatte, (1415) aus Constanz. (4. Cap.). Da erhob sich nun auch zu Constanz wieder die große Controverse: ist der Pabst über dem Concilium, oder das Concilium über dem Pabst? — Johann Gerson, Kanzler der Universität zu Paris, (S. 66.) war eben nach Constanz gekommen, und hatte in einer merkwürdigen Rede dargethan, wie ein allgemeines Concilium, das die ganze Kirche darstelle, (auch die zwey Gegenpäbste, Benedict XIII. und Gregor XII. hatten es beschickt,) über dem Pabst stehe, und wie auch ohne Beystimmung desselben, das Concilium an Haupt und Gliedern reformiren, und den Pabst dazu anhalten könnte, die zur Herstellung der Kircheneinheit getroffenen Beschlüsse anzunehmen. (S. 66.)

„Von dieser Zeit an war Joh. Gerson offenbar die Seele des Conciliums.“ Hiernach der wesentliche Inhalt der Beschlüsse des Conciliums in der Sitzung vom 6. April. (S. 70). „Des österreichischen Herzogs Fridrich Demüthigung 1415“ so ist das 5te Capitel überschrieben. Als Friedensstörer des Conciliums, der dem P. Johann XXIII. zur Flucht verholfen hatte, ward Herzog Friedrich in Acht und Bann gethan, und vom K. Sigmund, der ihm ohnehin nicht hold war (s. I. Bd.), der Stammgüter in Schwaben und in der Schweiz verlustig erklärt. Dem wiederholten Aufrufe des Königs zufolge „fand die ausgebotene Beute viele und eifrige Liebhaber; mehr als einhundert Herren, Städte, Bischöfe, sandten sogleich dem Herzog Fehdebriefe nach Schaffhausen.“ So gieng das große Stammeigen des Hauses Habsburg in Rhätien und Alemannien mit seinen vielen und frommen Stiftungen unter, und damit, wie es die moderne Zeit der Schweiz lehrt, eine große Bürgschaft der Humanität, und des innern Rechts, in Kirche und Staat! Vergebens sah K. Sigmund später die Folgen dieser Leidenschaftlichkeit ein, vergebens suchte er die Eidgenossen zur Rückgabe des Argau's zu vermögen: sie hielten (und halten) fest an ihrem Raube (22. Cap. S. 367).

„Absetzung des Papstes Johann XXIII.“ (das 6te Capit.) „Die Schismatiker werden in die Kategorie der Ketzer gesetzt; nicht strafbarer Lebenswandel, sondern Ketzerey war ein Grund, weßwegen ein Pabst des Pontifikats entkleidet werden konnte.“ Damit endet dieses Capitel; und Ref. muß an dieser Stelle, wie an andern gestehen, daß Hr. Prof. Aschbach weit entfernt ist, seine Leser mit Scandalen und confessionellen Ausfällen rc. zu unterhalten. Heinrich in seiner teutschen Reichsgeschichte erlaubt sich manche Derbheit, und ist z. B. (IV. Bd. S. 153), unter Berufung auf van der Hardt, mit dem Papst Johann XXIII. nicht so schonend verfahren. Man mag übrigens Heinrich und Ign. Schmidt (Bd. VII. Cap. 12) mit Hrn. Aschbach auch über die Geschichte des Conciliums zu Constanz vergleichen.

„Die Verurtheilung des Joh. Huß“ ist der Inhalt des 7ten Capit. Huß hatte unter andern, gegen Wiclef's Lehre, die Gnadenwirkung bey Ertheilung der Sacramente durch unwürdige Priester anerkannt, (S. 108,) „auch selbst seine

Lehre, daß Priester, Bischöfe, der Pabst, Fürsten und Könige, durch Verbrechen und Missethaten ihrer Stellen verlustig würden, war, wenn sie nicht mißverstanden ward, mit den Ansichten des Conciliums und der Kirche einverstanden, rc. (S. 112) „aber das Concilium konnte eine solche Anmassung, (in vielen andern Sätzen, die, wenn sie als Gesetz ausgesprochen ward, den Untergang der Kirche, und der Einheit des Glaubens herbeyführen mußte,) weder zugeben noch unverurtheilt lassen."

K. Sigmund, auch einige Cardinäle und Prälaten, die weltlichen böhmischen Herren insbesondere (eben unter der böhmischen Geistlichkeit hatte Huß die erbittertsten Feinde) boten Alles auf, den Huß zu retten; aber dieser unbeugsame Mann wollte nun einmal der Martyrer seiner und Wiclefs Lehren werden. (S. 119). Die Procedur vor und bey der Hinrichtung des Huß ist hier umständlicher als irgendwo beschrieben. „Huß wurde hauptsächlich deßwegen als Ketzer verbrannt, weil er viele von den verurtheilten Lehren des Johann Wiclef, besonders dessen Angriffe auf den Pabst, die römische Curie, den Reichthum und die Laster der Geistlichkeit und der Mönche, vertheidigte, und das Ansehen der Päbste und der Geistlichkeit, wie überhaupt jeder Obrigkeit an gewisse Bedingungen knüpfen wollte. Ueberhaupt bestritt er den Primat des Pabstes, (das Element der Einheit!) dem er keine größere Gewalt, als jedem andern Bischofe zugestehen wollte." (S. 130)

Bey diesem Anlaße glaubt Ref. auf ein Buch hinweisen zu müssen, welches wohl auch der gelehrte Hr. Prof. Aschbach kennt; ohne daß wir in seiner vorliegenden Geschichte desselben erwähnt finden, weil er es vielleicht nicht als eine historische Quelle ansah. Es ist des Grafen de Maistre Buch: du Pape. Lyon und Paris 1821; aus dem Französischen übersetzt von Moritz Lieber, Frankfurt a. M. 1822.

Bekanntlich vertheidigt dieser geistreiche Schriftsteller den Supremat und die Unfehlbarkeit des Pabstes und die nothwendige Unterordnung der Concilien, (I. Bd. 2. u. 3. Hauptstück) und spricht sich daher (12. Hptst.) über das Concilium zu Constanz insbesondere äußerst mißbilligend aus. Indessen erinnert sich Ref. nicht, in Hrn. du Maistre's Schriften den hier vorliegenden Fall, ein Schisma zu heben, ein Schisma unter drey gleichzeitigen Päbsten! gelöst gefunden zu haben. Und eben für die Herstellung der Einheit und Reinheit der Kirche war ja K. Sigmund thateifriger, als irgend ein anderes Reichsoberhaupt, bis in unsere Tage. Waltet ein Schisma ob, d. h. eine zwistige Pabstwahl, so sey keiner der Gewählten als rechtmäßig anzusehen: so sprechen die Commentatoren de Maistre's.

Hieronymus von Prag bestieg einige Monate später, während K. Sigmund in Frankreich und England persönlich den Frieden vermittelte, zu Constanz den Scheiterhaufen. (11. Cap.); wiewohl selbst ein Feuergeist, hatte Hieronymus endlich widerrufen, was ihn aber vor seinen grimmigen Verfolgern nicht mehr retten konnte; selbst nicht K. Sigmund, wäre er auch zu Constanz anwesend gewesen. Zwey Opfer mußten fallen, damit Hunderte von ihren Geistesgenossen und Irregeleitete wie es scheint, verschont werden konnten. Bietet nicht die neuere Geschichte, insbesondere in den politischen Weltbegebenheiten, auch ganz ähnliche Beyspiele? Merkwürdig bleibt es auch immerhin, daß Johann von Nepomuck, Hussen's Vorgänger, auf Befehl seines rasenden Königs ersäuft wurde, weil er schwieg; und daß Huß und Hieronymus durch eine theokratische Versammlung verbrannt wurden, weil sie ihre Zunge nicht zähmen konnten.

„Erhebung Martins V. auf den päbstlichen Stuhl 1417:" (17. Cap.) Papst Johann XXIII. war abgesetzt. Der unbeugsame P. Benedict XIII. zuletzt auf dem Felsennest Peniscola an der spanischen Küste hausend, auch P. Gregor XII. hatte cedirt. Im voran statt gehabten Reformations-Collegium, in den von ihm beantragten 18 Artikeln (S. 295) seyen höchst wichtige Puncte nicht berührt worden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte Kaiser Sigmunds, von Dr. Jos. Aschbach, rc.

(Schluß.)

Für den Cardinal-Diacon Otto v. Colonna hatte sich endlich, „wie durch göttliche Eingebung," die lange schwankende Wahl plötzlich entschieden. „Der Erwählte, ein Mann im kräftigen Lebensalter, aus einer der mächtigsten und vornehmsten römischen Familien, hatte durch Einfachheit, Nüchternheit, Gelehrsamkeit im kanonischen Recht, Thätigkeit, Gerechtigkeitsliebe und manche andere Tugenden sich ausgezeichnet, und sich von allen Partheyfragen ziemlich entfernt gehalten." (S. 300.) Die gesammte Christenheit war ob dieser Wahl hocherfreut.

Die Salbung und Krönung des Pabstes, und die nun stattgehabten kirchlichen Feyerlichkeiten, bey welchen der K. Sigmund wie immer die tiefste Ehrerbietung an den Tag legte, werden hier, auch später, umständlicher beschrieben, als man es vielleicht erwarten sollte; denn den Katholiken sind sie, nach ihrem Ritus, ohnehin bekannt, für den Protestanten haben sie kein Interesse. — Die Kanzleyregeln des neuen Pabstes, den frühern ähnlich, versprachen für die Sache der Kirchenreformation keinen Vorschub: „Alles war darin wieder aufgenommen, was man bisher auf dem Concilium (von einer Seite!) so oft als Mißbräuche am römischen Hofe bezeichnet hatte; wie Reservationen, Anwartschaften, Verleihung der Bisthümer, Confirmationen der Gewählten, Dispensen, Exemtionen, Vacanzen u. s. w. (S. 307) Hier scheint der Hr. Verf. selbst die Natur und Bestimmung des Supremats und der römischen Curie zu verkennen. — Merkwürdig sind die im 18. Capit. zusammengestellten Nachrichten über die Bestrebungen P. Martins V. bezüglich auf die griechische Kirche, auf die Kirche in Afrika, auf die Verbreitung des Christenthums im östlichen Europa, in Polen und Litthauen rc. „Die Concordate als Kirchenreformation 1418:" der Inbegriff des 19. Cap. Als nämlich nach P. Martins V. Erhebung die fünf Nationen, und darunter die teutsche insbesondere, auf die Förderung des Reformationsgeschäftes drangen, und die deßfalls überreichten Entwürfe im Cardinalcollegium und in den dazu niedergesetzten Deputationen nicht zur Erledigung gelangten; „trat der Pabst, nach dem Grundsatz: theile und herrsche, mit jeder Nation einzeln in Unterhandlung, und legte ihr in etwas veränderter Form die benannten Artikel als Concordate vor." (S. 331.) — Das 22te Capit. enthält „den Schluß des Conciliums und dessen Resultate: 1418." K. Sigmund bot Alles auf, den Pabst Martin V. zu bewegen, seinen Wohnsitz in Teutschland zu wählen: Basel, Mainz, Straßburg wurden dazu vorgeschlagen. Eben so drangen die Franzosen in ihn, seine Residenz in Avignon zu nehmen, wie mehrere seiner Vorfahren. „Aber der Pabst behauptete, es sey seine Pflicht, in das verwaiste Patrimonium St. Petri, demselben zur Rettung und Hülfe, zurückzukehren. Nur in Rom sey der Pabst, wie ein Steuermann an dem Steuerruder, an seinem Platze." (S. 369) Pavia sollte der Ort des nächsten Conciliums seyn; dem K. Sigmund ertheilte der Pabst zur Entschädigung für die vielen für die Kirche aufgewandten Kosten auf ein Jahr die Bewilligung, von allen geistlichen Gütern den Zehnten zu erheben, was aber, eben in Folge der Concordate, großen Schwierigkeiten unterlag. In der letzten Sitzung des Conciliums „verlas der Cardinal von Chalant

eine Bulle, wodurch der Pabst die versammelten Väter verabschiedete, und sie mit vollkommenem Ablaß ihrer Sünden entließ." (S. 366.) Aber auch den Einwohnern von Constanz ertheilte der Pabst, nach der feyerlichen Messe in der Cathedrale (15. May) den Segen und Sündenablaß, und zog Tags darauf feyerlich von dannen, eine Strecke Weges begleitet vom römischen König und den Fürsten.

Im Verfolge dieses Capitels resumirte der Hr. Verf. noch einmal den Verlauf des Conciliums; mit scharfen Zügen den Charakter des K. Sigmund zeichnend.

„Es bleibt also immer sein höchster Ruhm, und er muß als Wohlthäter der Kirche angesehen werden, daß er der Pflicht eines obersten Schirmvogtes derselben so gut nachgekommen, daß er das dreyköpfige Ungeheuer des Schisma's beendigt, und der Kirche wieder zur Einheit verholfen. Bey allen seinen übrigen Unternehmungen auf dem Concilium aber gebrach es Sigmund zu ihrer Durchführung theils an Kraft, theils an beherrschender Klugheit. Auch verfehlte er nicht selten, den rechten Augenblick zu benutzen, ein Hauptfehler in seiner ganzen Regierung. — Was die Ausrottung der Ketzerey in Böhmen betrifft, so war Sigmund, wie das Concilium, höchst unglücklich in der Wahl der Mittel zu diesem Zwecke; man wollte einen Brand löschen, und trug Feuer hinzu.

Ob es in Böhmen mit den Hussiten zu keinem Ausbruch gekommen wäre, wenn das Concilium die Reformatoren Huß und Hieronymus schonender behandelt hätte, wie der Herr Verf. in einem frühern Capitel sich äußert; mag dahin gestellt seyn. Durch K. Wenzel's allzuschlechtes Regiment, der sich später von der ihm längst abtrünnig gewordenen Stadt Prag entfernt hatte, und auf den Felsennestern Zebrak und Toczník fortfuhr, über neue Unthaten zu brüten; jene Burgen liegen an der alten Reichsstraße über Beraun nach Pilsen und Bayern, und Ref. konnte sie, unter den schauerlichen Erzählungen des Landvolkes, nicht ohne Grauen ansehen; — waren die Uebelstände in Böhmen zu einem nicht mehr zu beschwichtigenden Grade erwachsen, und Wiclef's Lehren, die Huß und Hieronymus dort bereits zu laut gepredigt, und wo letzterer sogar die päbstlichen Bullen unter dem Galgen verbrannt hatte, enthielten gegen unpopuläre Fürsten, und gegen die großen Gebrechen geistlicher und weltlicher Obrigkeiten zu viel Zündstoff, als daß es früher oder später nicht in helle Flammen aufgelodert, und über die Gränzen geschlagen hätte. Ref. weiset darum auf die folgenden Ereignisse in Böhmen hin.

In Betreff der damaligen europäischen Angelegenheiten, welche auf dem Concilium zur Sprache kamen, zur Herstellung eines allgemeinen Friedens, war K. Sigmund nicht glücklicher. (Seite 376.) Aus Mangel an Charakterstärke, Consequenz, Uneigennützigkeit (immer war Sigmund in Geldverlegenheiten!)

„Was aber das Deutsche Reich insbesondere angeht; so ward auch in dieser Hinsicht auf dem Reichstage zu Constanz durchaus nichts zu Stande gebracht, was den allgemeinen Landfrieden und das allgemeine Wohl fördern konnte. Hier kann aber dem römischen König nichts zur Last gelegt werden. Betrachten wir Sigmunds Charakter, wie er sich während des Constanzer-Conciliums im Allgemeinen gezeigt; so finden wir ihn mit denselben Tugenden und Schwächen, wie wir ihn schon häufig früher zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Ueberall zeigte sich seine unermüdliche Thätigkeit u. Geschäftigkeit. Seine Leutseligkeit und Freundlichkeit, sein Anstand und seine Majestät bey feyerlichen Gelegenheiten, seine Ritterlichkeit, Tapferkeit, Furchtlosigkeit gewannen ihm die Zuneigung des Volkes, die Achtung der Vornehmen, die Herzen der Jugend und der Frauen."

Aus den Anecdoten, welche der Hr. Verf. am Schluße dieser Charakterschilderung noch zum Besten giebt, nur eine:

„Als im Concilium die Reformation des geistlichen Standes vorgenommen werden sollte, und man in Ueberlegung zog, wo man den Anfang machen müßte, meynten einige vornehme Prälaten, man sollte bey den Minoriten den Anfang machen. Da fiel der römische König in die Rede und sagte: Nicht bey den Minoriten, sondern bey den Majoriten (den Bischöfen und andern hohen Prälaten) muß man den Anfang machen." (S. 378).

Noch mag bemerkt werden, daß der unerschrockene Kanzler Johann Gerson, der auch in der Sache des politisch-religiösen Neologen Johann Parvus mit dem Herzog von Burgund zerfallen

war, nicht mehr nach Paris und Frankreich zurückzukehren wagte: er lebte anfangs im Verborgenen in Bayern, dann unter dem Schutz des Herzogs Albrecht von Oestreich in Wien. Die wackere Bürgerschaft von Constanz, deren Bürgermeister Heinrich von Ulm zur Aufrechthaltung der Ordnung, zur Verpflegung einer so ungeheuern Masse von Fremden, aus allen Ständen, wirklich Außerordentliches geleistet, und dafür von K. Sigmund den Ritterschlag erhalten hatte, sollte nach des Königs eigenem Befehl, keinen seiner Diener, vor Bezahlung der Schulden, aus Constanz ziehen lassen. Da nun diese Dienerschaft sehr viele Schulden gemacht hatte, und dafür das königliche Silberzeug und Tafelgeschirr als Unterpfand zurückbleiben sollte, so wußte Sigmund den Constanzern doch so schöne und glatte Worte zu spenden, daß sie sich einsweilen, mit den reich gestickten Teppichen, Polstern u. dgl. begnügten, ein sehr illusorisches Faustpfand, das niemand löste, und worüber viele Bürger verarmten.

Das 20te Capit. enthält Sigmunds Vergleich mit dem österreichischen Herzog Friedrich 1418.

Im treuen Tyrol, zu dessen Besitz K. Sigmund nie gelangen konnte, ist dieser „gemißhandelte" Fürst (nach dem Ausdruck Heinrichs i. s. teutschen Reichsgesch.,) als Friedrich mit der leeren Tasche bekannt. Dem Hrn. Verf. ist das neueste histor. Werk über Tyrol, Sinnacher's, der auch in Beziehung auf Herzog Friedrich mehrere Fabeleyen seiner Vorgänger verdienstlich berichtigte, nicht entgangen. Was in dieser Geschichte in Betreff Bayerns und Holland und der bayerischen Herzoge erzählt wird, mag mit den Schriften des Ritters v. Lang (s. Ludwig der Bärtige von Ingolstadt,) und mit des Prof. A. Buchner Geschichte von Bayern, die auch in diesen Blättern bereits nach Verdienst besprochen worden, verglichen werden.

In diese Periode fällt das bleibende Geschick der Mark Brandenburg, nachdem sie, wie oben bemerkt, seit kaum hundert Jahren, durch so viele Hände gegangen war. Die Hohenzollern gelangten jetzt zu ihrem Besitz, und damit zum nachhaltigsten Stützpunct, um nach allen Richtungen hin den Hebel zur Bildung des heutigen mächtigen preussischen Staates auf- und anlegen zu können.

K. Sigmund hatte nach und nach von dem reichen Burggrafen Friedrich von Nürnberg 150,000 Ducaten entliehen, und ihm dafür Brandenburg verpfändet. Nun bedurfte (im J. 4415), K. Sigmund zur Reise zum König von Arragonien abermals einer Summe von 250,000 Ducaten, die wieder der Burggraf herschoß, und wofür, also für 400,000 Ducaten K. Sigmund unterm 30. April 1415 ihm und dessen Erben die Mark Brandenburg, mit der Churwürde und dem Erzkämmereramte, jedoch mit Vorbehalt der Wiederlösung, förmlich verkaufte. (S. 137.) Der Hr. Verf. führt hiebey in der Note an, daß Lancizolle: „Bildung des Preuß. Staats" die Belehnungs-Urkunde, zwar für das Urkundenbuch versprochen, nicht gegeben habe. Ref. glaubt, hier bemerken zu dürfen, daß die Hohenzollern, obwohl sie immer als gute Wirthe bekannt waren, einen Theil ihrer stets paraten Geldmittel (auch Herzog Ludwig von Ingolstadt hatte dem K. Sigmund 23,000 Ducaten geliehen), dennoch der Stadt Nürnberg, diesem damaligen welthistorischen Emporium der Handwerke, des Kunstfleißes und des Handels, verdanken mochten.

Zu den Capiteln 21 und 24, wo S. 356 u. 410, von der allgemeinen Handelssperre die Rede ist, welche K. Sigmund, mit den Venetianern im Kriege, zwischen Teutschland und Venedig mit Gewalt durchzuführen versuchte, um diesen Handelsweg ein für allemal zu vernichten, indem er dafür auf Ungarn und die Türkey, und auf Genua hinwies, (wie in unsern Tagen Napoleon durch die Dekrete von Trianon, gegen England!) und vom Mißlingen dieses Versuches, ließen sich auch aus den zum Theil noch ungedruckten Chroniken und Denkschriften der Städte und Flecken in Bayern, im salzburgischen und kärnthnerischen Gebirge, manche interessante Belege liefern; denn eben diese Ortschaften hatten durch jenen Gewaltstreich Sigmunds außerordentlich gelitten.

Im Anhange dieses II. Bds. finden wir Ergänzungen zu Eberhards Windecks Leben von K. Sigmund, nach verschiedenen Handschriften; und Nr. XXXIII. auf 23 enggedruckten Seiten Regesten und das Itinerar des röm. K. Sigmund vom 1. July 1414 bis zum Schluß des J. 1419; womit die auch in diesen Blättern angezeigten Re-

gesten und Urkunden des k.k. geh. Archivars Chmel mehrfältig vervollständigt werden können.

Ist Refer. bey dieser Anzeige eines in der historischen Literatur so ausgezeichneten Werkes, welches die allgemeine Geschichte und die speciellen Staatengeschichten vielseitig durchkreuzt, und in Kirche und Staat die neuere Zeit einführt, weitläufiger geworden, so wird ihn das mannigfaltige Interesse, das es nach Zweck Stoff und Auffassung gewährt, rechtfertigen. Finden sich auch aus der Zeit K. Sigmunds, und seine Persönlichkeit berührend, die Begebenheiten im Wesentlichen, in der teutschen Reichs- und Territorial-Geschichte, wie in der ältern und neuern böhmischen, ungarischen, italienischen, polnischen und französischen Literatur mehr oder minder vollständig bewahrt und vorgetragen; so verdient doch die eben so umfassende als lichtvolle Zusammenstellung eines so mannigfaltigen Materials, und auf einem Terrain, das drey Viertheile von Europa begreift, um so mehr Dank, als hiebey eben sowohl die Chronologie festgestellt als eine klare Ausscheidung und Einreihung der Capitel durchgeführt ist. Vorzüglich lobenswerth an diesem Buche ist auch die confessionelle Bescheidenheit, die der Herr Verf. bey dem Vortrage über die vielen religiösen und kirchlichen Angelegenheiten beobachtet, und womit er sich von einseitigen Urtheilen und oft tief verletzenden Bezüchtigungen anders Denkender fern zu halten sucht.

v. Koch-Sternfeld.

Die Mediatisirung der deutschen Reichsstädte von G. W. Hugo, landständischem Archivar in Karlsruhe. Karlsruhe, Druck u. Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. 1838. 8. S. XIV. u. 447.

Die Geschichte der größeren deutschen Städte, und namentlich jene der Reichsstädte, in denen sich ein reges Leben im Innern und nach Außen entfaltet hat, an und für sich schon interessant, ist oft darum von besonderer Bedeutung, weil gar viele derselben an den wichtigsten Angelegenheiten des deutschen Reiches nicht blos mehr oder minder Theil genommen, sondern nicht selten bestimmend und entscheidend auf den Gang der Ereignisse eingewirkt haben. Die Wichtigkeit der Städte hat man allerdings erkannt, und bereits auch die Geschichte mehrere derselben ans Licht gefördert, aber unter diesen Bearbeitungen finden sich doch nur wenige, welche auf Vollständigkeit und Genauigkeit Anspruch machen können, und unter den Reichsstädten hat meines Wissens nur Regensburg eine musterhafte Bearbeitung ihrer Geschichte gefunden. Das in Rede stehende Werk enthält sehr interessante Beyträge für die Geschichte sämmtlicher Reichsstädte. Der Verf. hat darin ein kritisches und möglichst vollständiges Verzeichniß derselben geliefert, und bey einer jeden aus Urkunden nachgewiesen:

1) Zu welcher Zeit einer Reichsstadt urkundliche Erwähnung geschieht;
2) Welches das älteste ihr von einem deutschen Könige oder Kaiser verliehene Privilegium ist;
3) Ob? wann? von wem? und an wen sie verpfändet worden?
4) Wann und wie sie die Reichsunmittelbarkeit eingebüßt habe?

Obwohl der Verf. wie man sieht, seine Untersuchung auf einen sehr engen Kreis beschränkt hat, so wird ihm doch volle Anerkennung schwerlich entgehen können, da er jene Fragen, man darf es wohl sagen, vollständig gelöst hat. Ein kritisches und verläßiges Verzeichniß der Reichsstädte hat bisher gänzlich gefehlt. Die Reichsmatrikeln konnten ein solches nicht ersetzen; denn viele Reichsstädte hatten ihre Reichsunmittelbarkeit bereits eingebüßt, noch ehe die erste Reichsmatrikel (1422) zu Stande kam; und dann werden von den Reichsmatrikeln Städte in die Klasse der unmittelbaren gesetzt, von denen es sich erweisen läßt, daß sie es zu jener Zeit nicht gewesen sind.

(Schluß folgt).

Berichtigung.

Nr. 134. S. 36. Z. 14. ist statt मह्त zu lesen: मह्त्. Nr. 136. S. 52 Z. 7 ist statt विघा: zu lesen: विधा: Nr. 139. S. 79 Z. 16 ist statt द्वैम् zu lesen द्वैतम्

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.
Nr. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep. F. R. S. Secretary of the Asiatic Society of Bengal etc. Vols. IV — VII. Nr. 37 — 79. Calcutta 1835 — 1838 in 8. *)

Erster Artikel. **)

Gegenwärtig, wo Aegypten durch Entzifferung seiner Hieroglyphen, besonders nach den Ergebnissen der letzten Jahrzehente, einen festeren historischen Grund gewonnen hat, sind auch — in viel kürzerer Zeit — neue Mittel von großem, ächtgeschichtlichen Werthe zur genaueren Kenntniß Indiens, das noch so vielen unbekannten Reichthum von Werken der Kunst und Wissenschaft in sich schließt, entdeckt, und werden, zu neuen, weiten Aussichten das Alterthum Mittelasiens zu öffnen, von Mehreren in Bewegung gesetzt. Die wichtigsten, meisten und neuesten Entdeckungen zur sicherern Begründung und Erweiterung dieser Kenntniß sind vorzüglich in dem As. Journal of Beng. enthalten, dessen um dieselbe sehr verdienten Herausgeber selbst, wir sie größtentheils verdanken. Sein unermüdeter Forschungsgeist und in Combinationen thätiger Scharfsinn giebt ihm eine, der ähnliche Stellung zu Indien, welche Champollion zu Aegypten eingenommen hat. Er hat die alten Formen der Daevanāgari-Schrift (des Sanskrit-Alphabets) mit ihren Abweichungen, wie sie in der Zeitfolge von einigen Jahrtausenden auseinander entstanden sind, entdeckt, damit schon mehrere Inschriften, unter diesen besonders wichtige aus dem 3ten Jahrh. vor Chr. G. und verschiedene aus den folgenden Zeiten, großentheils mit Hülfe eines alten, aus dem Sanskrit entstandenen, diesem noch sehr ähnlichen Volksdialekts d. i. eines Prākrit -Pāli genannt — entziffert, und so den festen Weg gebahnt, die Erklärung der vielen, alten Inschriften, welche über Indien verbreitet, auf Felsen, Säulen, Kupferplatten, Münzen schon gefunden worden, und noch zahlreicher zu erwarten sind, mit denselben oder doch ähnlichen Mitteln zu erhalten, — Ergebnisse, wodurch wir den wichtigsten Aufschlüssen im Inneren des Landes und in den Verhältnissen Indiens zu anderen Staaten entgegensehen dürfen.

In diesem besteht aber nur ein Theil der Verdienste des Hrn. Jam. Prinsep. Durch seine unverdroßen fortgesetzten Bemühungen um die Darstellung, Entzifferung und Erklärung der Baktrisch-griechischen, Indoskythischen und Indischen Münzen, die erst seit einigen Jahren an mehreren Orten, besonders im Nordwesten Indiens, in großer Anzahl ausgegraben oder sonst gefunden worden sind, ist er zu weiteren geschichtlichen Aufschlüßen gekommen. Ein unerwartetes Licht fällt dadurch in die Gegend Asiens, welche für die alte und neue Welt das größte Interesse hat, wo sich am Caucasus das nordwestliche Indien, das östliche Persien und das nördliche Hochasien begegnen; wo im Mittelpuncte der merkwürdigsten, größtentheils kultivirten orientalischen Völker, ihrer religiösen Denkarten und

*) Die Monats-Hefte Nr. 1 — 36, welche die drey ersten Vols. ausmachen, haben wir nicht erhalten können. Aus der Vorrede zum VI. Vol. erfahren wir nun, daß sie, da keine Exemplare derselben mehr vorräthig sind, in Calcutta selbst nachgedruckt werden sollen.

**) Mit zwey lithographirten Tafeln des indischen Alphabets in seinen auf einander folgenden Verwandlungen.

politischen Ereignisse, das Centrum der geistigen Gegensätze, Ausgleichungen, und wechselnden Ueberlegenheit war; wo unverkennbar das mächtige Einwirken indischer Elemente sich beweist, welche schon früher in verschieden modificirten Formen des religiösen Bewußseyns von hier aus sich verbreitet, wieder zurückkehrend, und sich anziehend miteinander verbunden zu haben scheinen. Hier sind die Länder, wohin auch hellenische Eroberung und ihre hohe Bildung weit vorgedrungen ist, sich im östlichen Element gefärbt, wohl hie und da mit dem Homogenen verbunden, und eine Zeitlang geltend gemacht hat; die Länder, wohin sich die großen Welteroberer der alten und unserer Zeit gerichtet haben, und wo gegenwärtig zwey der mächtigsten Reiche der Erde einander entgegen kommen. Die bisher dunkle Geschichte jener Länder während einer langen Zeit vor die Augen zu bringen, ist durch diese neuen numismatischen Entdeckungen der sichere Weg eingeschlagen. Mehrere berühmte Gelehrte haben schon ihre Arbeiten mit den eifrigen Bestrebungen von J. Prinsep vereinigt. H. H. Wilson, Chr. Lassen, Raoul de Rochette, K. O. Müller, E. Burnouf, Grotefend u. a. haben sich an ihn angeschlossen, mit- und selbst vorarbeitend, ergänzend, vergleichend, auf alle Weise fördernd. Von dem, in allen Zweigen der indischen Literatur hochverdienten Prof. Wilson erwarten wir ein vorzügliches, mit Benutzung der reichen Hülfsmittel in London ausgearbeitetes Werk On the Indo-Bactrian numismatic discoveries.

Jedes Jahr können wir nun verständlichen, fruchtbaren Zuwachs von Entdeckungen erwarten, wodurch uns die indischen Denkmale der Geschichte, Kunst und Religion näher gebracht werden. — Indem wir aus dem, an vielfachen Stoff reichen, Asiat. Journal B. vorerst nur besonders die angedeuteten Gegenstände, die Entzifferungs- und Erklärungs-Mittel der genannten Inschriften und Münzen hier anzeigen wollen, müssen wir uns in den Gränzen des Nöthigsten und Wesentlichsten, vorzüglich an die späteren Nummern dieses Werkes halten, und können bloß, wo es erforderlich ist, uns auf das Wichtigere in den vorausgehenden Numern nur beyläufig beziehen.

Nachdem J. Prinsep die in seiner Tafel älteste Schriftform der indischen Sprachen entdeckt, dieselbe in mehreren, von ihm entzifferten Inschriften bestimmt, und die Veränderungen der Buchstaben derselben in den, nach jenen, auseinander folgenden Jahrhunderten, überall nach sicheren Urkunden auf Felsen, Säulen u. a. geordnet, hat er uns das merkwürdige paläographische Chronometer (im As. J. Vol. VII. S. 278) geliefert, nach dem die Zeiten der alten Monumente Indiens, auf welchen Inschriften vorkommen, durch diese mit ziemlicher Genauigkeit, selbst wenn in der Inschrift keine Zeitangabe steht, wenigstens negativ bestimmt werden können.

Er fängt — einstweilen, bis zu weiteren Entdeckungen, — mit dem sechsten Jahrh. vor Chr. G. an, in der kaum irrenden Voraussetzung, daß dieses Alphabet, von welchem wir gewiß wissen, daß es die Bauddhen einige Jahrh. später gebraucht haben, das nämliche sey, in welchem ihre hl. Bücher von den Zeitgenossen des Buddha, der im 543 Jahre v. Chr. G. gestorben ist, selbst geschrieben worden sind.

In den Inschriften des ind. Königs Asoka (eines Enkels des Tshandragupta, d. i. des Sandrakotta's) einem ächten indischen Document aus dem 3ten Jhrh. v. Chr. G., und mehrere Jahrhunderte lang noch in den Säulen-Inschriften aus dem 5. Jhrh. nach Chr., in dieser ganzen Zeit sind sich die Sanskrit Schriftzüge, wie man einigermassen in den beyliegenden lithographirten Tafeln sehen kann, noch so ähnlich geblieben, daß man darnach wohl zu dem Schluß berechtigt ist, die genannten Schriftformen aus dem 3. Jahrh. vor Chr. G. könnten von denen im 6. Jahrh. v. Chr. — also in einer viel kürzeren Zeit — wenigst nicht mehr, als jene von einander, abgewichen seyn. Zu dieser Annahme hat man um so mehr Grund, als diese Schriftgattung in den verschiedenen Zeiten von derselben Art, von Schreibenden derselben Sprache und Religion gebraucht worden ist, von denen wir in früheren Jahrhunderten keine Veranlassung zu größerer Abweichung in der Schrift als in späteren annehmen können. VII. 275 f.

Das Alphabet der Inschriften auf den Tafeln von Gudsharat, aus dem 3. Jahrhundert der Samvat-Aera, ist nur wenig unterschieden von dem der Allahabad-Säulen der Gupta-Dynastie aus dem 5. Jahrhundert nach Chr. oder von den Samudragupta-Inschriften; aber dieses Wenige ist für das höhere Alter von jenen. Die Inschriften von Mahamalaipura, welche Dr. Babington schon in den Transact. R. A. Soc. II. 263 ff. erklärt hat, die in der Sanskrit-Sprache sich auf die dortigen Sivasculpturen beziehen, haben die Dävanagari Schriftform, von welcher der Beweis vorliegt, daß sie, im regelmäßigen Uebergange, ein, obschon südlicher Abkömmling des Säulen-Alphabetes sey. Vrgl. VI. S. 1047. 689. Die späteren Alphabete brauchen keine weitere Erklärung. Das Tibetanische ist anerkannt aus dem 7. Jahrhundert nach Chr. — Das Kutila-Alphabet ist von dem Facsimile einer Inschrift von Bareilly, welches Colonel Stacy geliefert hat. Man sieht daraus, daß der Künstler von Kanodsh (कन्याकुब्ज kanjākubdsha) war, und daß das Bengali, welches aus demselben Gebiete der Kenntniß, fast ein Jahrhundert später gekommen ist, nicht mehr davon abweicht, als die Veränderungen, die es litt, seit es in den niederen Provinzen einheimisch ward, erklären können. Wirklich unterscheiden sich alle alten sanskrit Inschriften, von Benares bis Cuttak, von dem Kutila-Alphabet durch die dreywinkelige Oeffnung statt der runden im व. — Leicht, sagt Hr. J. Prinsep, könnte er noch viele andere Abweichungen von dem ursprünglichen Alphabet anführen, wenn er seitwärts durch Ava oder südlich durch Ceylon gieng; aber er beschränke sich noch absichtlich auf die Zeiten des indischen Alphabets, welche eben jetzt von unläugbaren Denkmalen bewiesen werden können. Vol. VII. 278.

Im VI. Vol. p. 222. Pl. XIII. werden schon die Amaravati-, Hala-, Canara-, Telinga-Alphabete auf die Gupta-Form zurückgeführt, und so könnten andere abgeleitet werden, aber der Hr. Verf. will bey einer anderen Gelegenheit das Ganze in einer umfassenderen Tafel vorlegen. Von den südlichen Alphabeten, die Capt. Harkneß in einer nützlichen Sammlung herausgegeben hat, erreicht keine im Alter die dritte Reihe der hier beyliegenden Tafeln des Hrn. Prinseps. Da dieser die von ihm mitgetheilten Alphabete nach und nach durch Entzifferung mehrerer Inschriften zum Sanskritalphabet-System vervollständigt, wie z. B. das Asoka-Alphabet aus der Girnar-Inschrift mit mehreren Zeichen ergänzt hat; ist aus der Zeit, wo sich ein Buchstabe nicht fand, derselbe weggelassen, wie z. B. das im Sanskrit sehr selten vorkommende ञ. —

Das am Ende beygefügte Quadrat-Pali ist von Stein-Inschriften in Barma genommen.

So wenig der genannte Schluß des Hrn. J. Prinsep auf das hohe Alter der, von ihm an die Spitze gestellten Form der alten Daeva-Nagari-Schrift bezweifelt werden dürfte, soll doch daraus noch gar nicht folgen, daß die Documente, worauf er ihn baut, welche sich im weiten Indien unter den vielen noch unbemerkten, nur so zufällig von selbst dargeboten haben, gerade die ältesten, ursprünglichen dieser Art seyen; und ungeachtet das erste Alphabet hier durch eine scheinbar primitive Einfachheit der Züge, welche freylich nicht immer die ursprüngliche ist, erst durch Eingraben in Stein und Metall geboten seyn konnte, gleichsam zum Originaltypus gestempelt wird, worin die Elemente der verschiedenen späteren Ableitungen enthalten scheinen, so möchten sich doch wohl bey einer einmal ernstlich weiter angestellten Nachsuchung noch ältere Nagariformen finden können, an welche sich die vom 6. Jahrhundert vor Chr. G. hier anschließen, und die auch im reineren Sanskrit, älteren Brahmanischen Cultus ausdrücken, noch älteren, als der in den alten Inschriften ist, welche von Malamalaipura vom Hrn. B. G. Babington in in den Transactions of the Roy. As. Soc. Vol. II. P. I. entziffert worden sind. *) Gewiß sind noch Entdeckungen aus den früheren Zeiten zu hoffen.

*) In dem alten Alphabet dieser Inschriften ist auch die des indischen Siegels gefaßt, welche Hr. Professor Wilson im neuen Nagari und in Uebersetzung mit Anmerkung im Journal Roy. As. Soc. 1836. Nr. VI. p. 377 mitgetheilt hat, wo sich das Siegel selbst abgedruckt findet.

Bisher war es freylich fast immer nur Zufall, der selbst den Capt. Burnes auf die nördliche Seite der großen Bergkette bey Badakshan zu einer Inschrift in alten Charakteren führte, welche uns Hr. Prinsep Vol. VII. 638 nächstens im 80 Numer pl. XXXV zu geben verspricht. — Wir können uns mit der Asoka- Nâgari- und Prâkrit-Form noch bey weitem nicht an den Anfang der Sanskritschrift oder der Bâdensprache denken. Die Aehnlichkeiten mit andern Schriften können uns noch weniger dahinführen; diese lassen sich so leicht finden. Man vergleiche bloß mit den Tafeln des Hrn. Prof. Gesenius in seinem vortrefflichen Werke: Scripturae linguae phoeniciae die geraden und krummen Linien eines Alphabets nur hie und da gekürzt, gedehnt, absichtlich oder zufällig gebeugt, gewendet, umgekehrt (turned topsy turvy); so würde man wohl zuletzt auch der, doch sichtbar vom Hieroglyphischen mittelst der hieratischen Schrift abstammenden, demotischen der Aegyptier einen andern Ursprung geben, *) und selbst ein ganzes, zahlreiches Alphabet auf einige Züge reduciren können.

Die indische Paläographie wird jetzt täglich ein interessanteres Studium, und läßt unerwartete Aufschlüsse über den Zusammenhang der europäischen und asiatischen Alphabete erwarten. Hr. J. Prinsep hat daher schon im VI. Vol. p. 390 ff. die auffallende Aehnlichkeit zwischen den alt-griechischen und alten Sanskrit Buchstaben durchgegangen und sie auf Pl. XXIV. einander gegenübergestellt. Aber, indem er die Priorität den Hindu so wenig als den Griechen einräumt, auf die Frage über den Ursprung dieser Aehnlichkeit eben so große Unentschiedenheit als weitere Untersuchung verlangt, hat er sich mehr für einen gemeinsamen Ursprung beyder erklärt, keiner eine höhere Ursprünglichkeit oder Abstammung von der andern zugeschrieben. Es ließ sich wohl voraussehen, daß Manche, so wie in anderer Hinsicht auch darin, das Indische vom Griechischen abzuleiten geneigt seyn werden. Da die Ansichten des eben so gelehrten Philologen als Archäologen Hrn. Prof. K. O. Müller in den Gött. gel. Anz. 1839. S. 310 ff. die ernstlichste Betrachtung verdienen, so glaubt Ref. sich darüber ausführlicher erklären zu müssen.

*) Ließen sich so nicht selbst die alten Nagari-Buchstaben von इ, उ, ञ oder ण, त, थ, प, य, म, ष, in der phonetischen Hieroglyphenschrift auffinden? Man vergleiche Champollions Gram. Egypt.

Wir kennen das Sanskrit nur als eine so vollkommene Sprach-Individualität, daß wir sie ansehen müssen, als habe sie sich aus einer geistigen Einheit nach eigenen nationellen Anlagen, in originellen Laut- und Wortbildungen organisirt, entwickelt und gestaltet. In dem, wie ursprünglich gegliederten Laut-Systeme, das zugleich das grammatische, der Sprache wesentlich eingewachsen, mit ihr identisch ist, sind die eigenthümlichen Arten der Laute und ihre Zahl, die 5 sonst ungekannten Capitalen, die 5 Palatalen, die verschiedenen Nasalen und Zischlaute u. s. f. so nothwendig, als die der Sprache eigenthümlichen euphonischen Laut-Verwandlungs-Gesetze, welche in der Wortbildung und in den grammatischen Formen herrschen. In den Lautzeichen der Schrift, in dem der Sprache wesentlichen alphabetischen System ist daher auch wie in keinem anderen Alphabet, die Zahl und das Verhältniß der einzelnen Buchstaben zu einander nicht minder wesentlich bestimmt; so z. B. das jedem Consonanten eingeborne a, die Ineinanderfügung der unmittelbar auf einander folgenden Consonanten, (die Ligaturen) die Abkürzung und Anfügung der Vocale an die Mitlauter, der Schlußstrich u. d. m.

Zu welcher Zeit und auf welchem Wege Sanskrit zu seinen Lautzeichen wie zu seinen Lauten nach und nach gekommen sey, können wir nicht bestimmen. Wie lange Zeit auch dahin gieng, bis das Sanskrit der neueren Literatur aus dem alten Bâden-Sanskrit seine Form erhalten hat, wir erkennen den gleichmäßigen, natürlichen Gang dieser organischen Entwicklung der Sprache nur aus sich. Eben so liegen nun die authentischen Beweise vor uns, welche einen steten, originellen Gang der Entwickelung der Daevanagari-Schrift aus sich selbst während nahe an dritthalbtausend Jahren darstellen, in welchem Zeitraume sie kaum ein fremdes Element in sich eindringen ließ, sich immer nur in eigener Entwickelung aus sich veränderte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nr. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep. etc.

(Fortsetzung.)

Wie könnten wir sie früher, in ihrer noch jüngeren fruchtbaren Lebenskraft, für fremde Formen, für theilweise Zusammensetzung und mechanische Einführung der für sie todten Lautzeichen in ihrem schon in den Väden erkannten, durch und durch lebendigen Sprachorganismus empfänglicher annehmen? Sollten die Hindu in einer älteren Zeit nur ein so unvollkommenes Alphabet für ihr Sanskrit gehabt haben, so unproductiv in sich gewesen seyn, daß sie wesentliche Verschiedenheiten der Aussprache nicht hätten bezeichnen, und aus dem fremden Todten ein solches geistig-kräftiges Leben hätten zusammentragen müssen? —

Wenn wir uns den natürlichen Fortgang der einem Lautsysteme angemessenen, Lautzeichen denken, so müssen diese an sich selbst auch Merkmale der Lautverwandtschaft tragen; die Art der Zeichenmodification muß der Lautmodification entsprechen, und es wird sich in der angemessenen Art der Zeichenverwandtschaft der Beweis ihrer Originalität darstellen, wie wir auch in den ältesten der vor uns liegenden Formen des Nāgari-Alphabets Spuren finden. Aber viel mehr würden wir bemerken, wenn wir zu den noch früheren Formen aufsteigen könnten. Wir denken hier wohl an nichts weniger, als an einen urweltlichen Schriftgebrauch in Indien, aber man erwarte nicht von uns, daß wir einen solchen im semitischen Westasien annehmen, von dem auch der Indische mit den andern abgeleitet werden könnte. Vielmehr, wenn doch die offenbar vorliegenden zum Theil auffallenden Aehnlichkeiten einiger altgriechischen oder phönizischen Schriftzüge erklärt werden müssen, haben wir mehr Gründe, den Weg von Osten nach Westen, als den umgekehrten zu gehen.

Wir sind in der Kenntniß des Indischen schon vor den vorliegenden Entdeckungen und noch mehr durch diese selbst auf einem Standpuncte, daß wir keine Rücksicht mehr zu machen brauchen auf Einfälle der Art, wie man in dem Foreign Quarterly kühn genug war, Sanskrit vom Griechischen nach dem Macedonischen Einfall in Indien ableiten zu wollen. Die mündliche Darstellung der epischen und andern Gedichte der Hindu steht freylich durch ihr eigenes Zeugniß fest, aber durch das nämliche und durch noch ältere z. B. Manu u. a. ist auch das Daseyn einer weit früheren mannigfachen indischen Literatur ihrer vielen Sāstren außer Zweifel. Wer möchte wohl aus dem, daß Herodot seine Geschichte vor einer großen Versammlung mündlich vorgetragen hat, wodurch er Thukydides begeisterte, schließen, dieser alte Gebrauch sey vom damaligen Mangel der Schrift bey den Hellenen hergekommen, und die Tradition habe allein geherrscht? — Die Brahmanen-Schulen selbst setzen ja schon eine große indische Literatur voraus. Wenn wir den Hindu nicht früher Schriftgebrauch gestatten wollten, als bis die Geschichte bey ihnen gegen die Poesie überall ihr Recht erlangt hat, so müßten die Hindu wohl immer ohne Schrift geblieben seyn. Man muß sich bey ihnen daran gewöhnen, auch das Ungewöhnlichere zu denken, und sogar nicht mehr seltsam finden, daß bey ihnen Personen, die ungezweifelt ächt historisch sind, z. B. Sankara Atschārja im achten Jahrhundert Chr. und andere in noch viel späterer Zeit zugleich als mythische Personen gelten. Das mythische Element hat im

Indischen zum Wissenschaftlichen eine ganz andere Beziehung, als man sich gemeiniglich dabey denkt. Die Sprachwissenschaft, die wir in den grammatischen Aphorismen des Pân'ini vor uns haben, der schon den Unterschied des klassischen Sanskrit von dem alten Väden-Sanskrit, dessen Eigenthümlichkeiten er bestimmt, so wie andere ältere philologische Werke voraussetzt, wäre, ohne lang vorausgehenden und darin auch vorausgesetzten Schriftgebrauch des damals vielfach ausgebildeten Sanskrit, das Unbegreiflichste, so wie das Entstehen der ganzen riesigen Sanskrit-Literatur, mit den fixirten Entwicklungsstufen des grammatischen Baues, des Styls, der Metrik u. d. ein kaum erhörtes, wunderbares Ereigniß, die Zeugnisse der Griechen u. a. unauflösbare Räthsel.

Gehen wir von der Betrachtung der Schrift zur näheren Untersuchung der Sprache Indiens über, indem wir den sicheren Ergebnissen aus den bisherigen Entdeckungen folgen. Das Sanskrit der alten indischen Gedichte, das von dem älteren Väden-Sanskrit, wie wir seine Gesetze zum Theil aus Pânini kennen, und wie es in den Väden selbst vor uns liegt, in mehreren Formen abweicht, steht über der Mitte zwischen der Sprache der Girnar-Inschriften von Gudsharat und der Sprache der Dhauli-Inschriften von Cuttak, die dem neueren Pâli und der Säulensprache ähnlicher ist. Der Girnar-Dialekt enthält bey seinen wenigen Abweichungen vom Sanskrit daher auch andere von der Sprache der Cuttak-Inschriften. In Bezug desselben auf Sanskrit hatte Hr. J. Prinsep in der Entzifferung der Gudsharat-Inschriften meist wenig mehr zu thun, als hie und da ein r nach p, ein j nach s und ein Visarga für o am Ende zu setzen, um den reinen Sanskrit-Text vor sich zu haben. Dagegen hat der Cuttakdialekt größere Abweichungen vom Sanskrit. S. Vol. VII. p. 277.

Wir können annehmen, daß die Girnar-Inschriften das ältere Pâli (den Volksdialekt) darstellen, wie es zu Asoka's Zeit im Westen Indiens im Gebrauche war, und daß es von der anderen Seite die Säulen nur so zeigen, wie es im Osten, oder im eigentlichen Magadha gesprochen wurde. Da die buddhistischen Werke von Ceylon erst 450 Jahre nach dem Tode des Sâkja (also ungefähr 90 Jahre vor Chr. G.) in Ceylon zuerst schriftlich verfaßt wurden, so sieht man ein, wie sich mittlerweile das Pâli so verändern konnte. (Vrgl. VII. 279.) Wenn demnach auch die Namen Magadhi und Pâli gewöhnlich in der Bedeutung von einer und derselben hl. Sprache der Bauddhen genommen werden, in Ceylon, Ava, Siam, selbst in China, so wird doch ihr Unterschied auch von späteren Grammatikern bemerkt. Daher die Verwandlung des r in l, die Endung des nomin. sing. auf e (statt Visarga), in Magadhi. Anders ist es im älteren Pâli und in den Dramen-Prâkrit u. d. m., worin Hr. Prinsep seine Bemerkungen VII. 279 ff. durch Essai sur le Pâli p. 15 und Lassens Institutiones ling. prâkrit. p. 60 bestätigt findet. Von dem späteren Literatur-Pâli in Ceylon ist das andere ältere Pâli im Südosten wohl zu unterscheiden. Dieß mag frühe, auf keinen Fall aber vor 543 vor Chr. G., wohl noch später als die hl. Sprache der südlichen Bauddhen von Kalinga aus nach Ceylon und von da wieder östlich nach Barma gebracht, aber in Ceylon auch von den Surashtras Ufern, von Gudsharat aus, wenigstens modificirt worden seyn. Nimmt man mit Hrn. Pr. Lassen nach dem älteren, am Sanskrit unmittelbar zunächst stehenden, Pâli, das Hr. J. Prinsep meynt, wenn er sagt, daß es zu seinen Entzifferungen Wunder wirke, als zweytes in der Nähe des Sanskrit, das Prâkrit der Dramen an, ungefähr im vierten Jahrhundert vor Chr., so möchten sich die Verhältnisse der sämmtlichen Prâkrit- oder Sanskrit-Volks-Dialekte dieser Zeit demnach noch weiter bestimmen lassen, die sich im Nordwesten mehr an das Sanskrit hielten, im Südosten, in Magadha und Kalinga und a. O. mehr davon abwichen. Daß selbst zu Buddha's Zeit mehrere Provincialdialekte geherrscht haben, und darin, wie im Sanskrit geschrieben wurde, findet man durch die Werke seiner Anhänger bewiesen. Hr. Prinsep führt hiezu nach Csoma de Körös eine tibetanische Authorität an. (VII. 281. 282.) In allen genannten Dialekten erkennt man aber Sanskrit als die Grundform, den mütterlichen Mittelpunct, auf den sie sich als ihren Ausgang bezeichnen. Man hat daraus auch das offenbar entschiedene Ergebniß,

daß wir, je weiter wir zurückgehen, desto näher der Muttersprache kommen; und immer sind wir noch im sechsten Jahrhundert vor Chr. — weit entfernt von seiner alten Reinheit, in Bezug auf den Dialekt, den wir für den gesprochenen der damaligen Zeit halten. Auf der andern Seite haben wir Beweise, daß der grammatische Bau des klassischen Sanskrit selbst sich seit der Zeit Alexanders des Großen nicht im Geringsten geändert hat. Vol. VII. 281.

Wie die genannten Dialekte durch Abweichung vom Sanskrit in Laut-Verkürzungen, Laut-Umwandlungen, Assimilationen, Einschaltungen sich in verschiedenen Inschriften, die Hr. Prinsep erklärt hat, von einander unterscheiden, giebt er überall genau an. Zweckmäßig geordnete Zusammenstellungen dieser Dialektformen erwarten wir, so wie auch bald ein Corpus inscriptionum Indicarum, welche in diesem Journal und in anderen ähnlichen Werken enthalten sind. Noch läßt sich wenig bestimmen, welche die Landesgrenzen des Gebrauchs der verschiedenen indischen Dialekte in verschiedenen Zeiten waren. Gewiß gieng die Ausdehnung derselben weiter im Westen, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Auch die Paropamisaden sollen Hindu gewesen seyn, und Arachosien selbst wird indisch genannt. Die bekannten Reste der in diesen Gegenden herrschenden Sprachen lassen uns mehr dafür als dagegen annehmen. Aus den bestimmten Angaben des Ortes, der Zeit und der Stelle einer jeden Inschrift, die sie in der Reihe der Nâgari-Alphabetformen, und in der Sanskrit-Dialekten-Ordnung einnimmt, aus ihrer Beziehung zu den besonderen Arten des indischen Cultus u. a. — aus allein diesen würden die Ergebnisse dem Hinduismus eine neue historische Gestalt und Bedeutung geben und über seine Verhältnisse zu andern Völkern und Ländern ein neues Licht verbreiten. Die Entdeckung des Königs Antiochos (Soter) अन्तियको Antijako und Ptolemäos तुरमायो Turamâjo (VII. 156. 219. ff.) auf Felsen von Cuttak und Gudsharat in Edicten ihres Zeitgenossen, des indischen Königs As'oka aus dem dritten Jahrhundert vor. Chr., war nicht das Einzige, was den so scharfsinnigen und unverdrossenen Entzifferer in seinen mühevollen Arbeiten erfreulich überraschend zu neuem Muth stärkte. Der weitere Ueberblick der großen und umfassenden Ergebnisse seiner bisherigen Forschungen, wodurch er unseren lebhaften Dank verdient, muß ihn noch mehr erheben, und weiter zu neuen unerwarteten Fortschritten schnell hinführen.

Von großer Wichtigkeit für die mittelasiatische Geschichte erscheint besonders der in Indien entstandene, neue Zweig der verschiedenen baktrisch-griechischen, indoskythischen und indischen Münzkunde. Erst seit wenigen Jahren ist die größte Anzahl dieser Münzen dort ausgegraben, entdeckt, und — das Schwierige in ihrer Erklärung — die Entzifferung der auf den Reversen von sehr vielen derselben vorkommenden, Legenden in fremder Schrift und Sprache, endlich nach wiederholten Versuchen vom Herrn James Prinsep, sicheren Regeln gemäß, großentheils bestimmt, und in dem letzten uns zugekommenen Hefte Nr. 79. vom July 1838 bekannt gemacht.

Die wichtigen Ergebnisse der Forschungen über die baktrisch-griechischen, indoskythischen und indischen Münzen erhalten nun ein erhöhtes Interesse.

Ref. hat die Buchstaben dieser fremden Schrift, welche er noch die baktrische im weitesten Sinne nennt (lieber Javanânî nennen möchte) *), auf

*) Man hat sie früher Pehlvi genannt, und aus dem Semitischen zu erklären gesucht. Sie kommt auch auf den Sthupas von Dshellalabad und auf den Cylindern und Steintafeln vor, die man in den Sthupas von Manikjala gefunden hat, welche Prinsep noch erklären will (J. As. Vol. VII. p. 646.) Sie ist dieselbe, welche Pânini Javanânî यवनानी nennt Sûtra IV. 1. 49. Nach Wilsons Diction. bedeutet Javana Baktrien. Nach der Inschrift von Allahabad erstreckte sich das Land der Vâhliken (nicht Bâhliken) oder Baktra (Balch) viel weiter südöstlich in die Hindu-Länder, gegen deren Bewohner, die Vâhliken am Sindhu, der indische König Dhava Krieg führte. A. J. VII. 630.

den beyliegenden lithographirten Tafeln unten am Rande nach der Ordnung des Dävanagari-Alphabets beygefügt, um sie als eine dem Sanskrit-System angehörige, und jeden ihrer Buchstaben an seiner Bedeutung leichter erkennbar zu machen. Denn auch von dieser Schrift beweist sich dasselbe, wie von der Nāgari schon jetzt, so viel aus der geringen Zahl von gegebenen und entzifferten Worten sich entdecken läßt, die nämliche Eintheilung der Laute z. B. auch die Classe der dem Sanskritalphabet eigenen Palatalen च und ज, die vielen t und d lassen schon auf die doppelte Nagari-Classe der Capitalen (Cerebralen) und Dentalen schließen, die aber im Baktrischen noch nicht gehörig haben unterschieden werden können. Im baktrischen wie im Nāgari-Alphabet inhärirt jedem Buchstaben das kurze a, auch in jenem wie in diesem haben die Ligaturen und die Verdoppelung der Consonanten, das Anfügen abgekürzter Vokalzeichen an die Consonanten u. d. m. Statt. Daß aber die baktrische Schrift, die wir nicht als eine, den — (nach dem Obigen) gegen Westen weit vorgedrungenen — Hindu ursprünglich ganz fremde ansehen können, doch fremde, westliche Elemente in sich habe eindringen, dadurch ihre ursprünglichen Zeichen der Laute zum Theil habe entstellen, so wie die, allem damaligen Schriftgebrauche jener Gegend fremde, Umkehrung der Schrift sich habe gefallen lassen müssen, ist eben ein Beweis der weiten Ausdehnung ihres, nicht auf Kabul zu beschränkenden Gebrauchs gegen Westen und Nordwesten, auch in Baktrien wie in Parthien, wo sie wohl schon vor der Herrschaft der Seleukiden und ihrer Nachfolger, vor ihrer Anwendung auf Münzen durch sie um die Jahre 180 — 170 v. Chr. G., gebraucht wurde. Sieht man doch auch auf einer in der Bucharey gefundenen Münze des Antimachos die Baktrische Schrift. Hr. Prof. Lassen sagt nicht zu viel, wenn er (S. 162. a. a. O.) das Baktrische Alphabet unter den Mittel-Iranischen (mit denen es jedoch nicht zu einer Art gehört) das älteste, älter als Zend und Pehlvi und die Schriftarten der Sassanidischen Monumente nennt.

Eine Ausschließung des Gebrauchs der baktrischen Schrift aus Baktrien scheint Ref. nicht genug begründet, da wir wissen, daß der Gebrauch der Schrift auf den hier in Betrachtung kommenden Münzen uns nicht im Allgemeinen überall genau den Ort und die Grenzen ihres anderweitigen Gebrauchs bezeichnet. Menandros, der nach gemeiner Annahme sein Reich am weitesten in Indien ausgedehnt, hat dennoch auf seinen Münzen außer der griechischen die baktrische, nicht die Nāgari-Schrift der Hindu gebraucht. *) Dagegen hat Agathokles, der den Indus kaum überschritt, sondern westlicher, in Kabulisthan und vielleicht noch weiter nordwestlich herrschte, sich gerade der Nāgari-Schrift der Hindu außer der griechischen bedient. Die letzten indoskythischen (Kanerki) Könige am Indus und im oberen Indien selbst, haben ihre fremde oder doch die entstellte griechische Sprache ihrer Münz-Legenden, die von der dem Sanskrit näheren Sprache der baktrischen Schrift abweicht, nur in griechischer Schrift angegeben. Wir können doch daraus nicht schließen, daß in ihren Ländern die griechische Schrift mehr, als die baktrische und Nāgari-Schrift bekannt gewesen sey.

*) Bis wie weit die baktrische Schrift der Hindu östlich vom Indus fremd gewesen sey, ist schwer zu bestimmen. Die alten Münzen, die in den Ruinen der Stadt Behat an der Jamunā gefunden worden, mit der doppelten der baktriischen und Nagarī-Schrift, nöthigen nicht, hier die Grenzscheide anzunehmen. Es mögen wohl beyde Schriften in mehreren Gegenden des westlichen Indiens bekannt gewesen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.

Nr. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep. etc.

(Fortsetzung.)

Warum hatten sie nicht Ursache eben sowohl die indische Nāgari oder die westlich indische (baktrische) Schrift anzunehmen als die im Westen Indiens herrschenden indischen Götter? *) Wie könnten wir demnach schließen, daß die Könige Baktriens Theodotos I. II., Euthydemos, und Demetrios deswegen nur der griechischen Schrift auf ihren Münzen Raum gaben, weil nur diese, nicht aber die Baktrische oder Nagarī als Volksschrift bekannt gewesen sey? Ist doch auch noch nicht bewiesen, daß Eukratides, der sich der Baktrischen Schrift auf seinen Münzen bediente, ein über Baktrien hinaus ausgedehntes Reich besessen, so wenig als daß sich das Reich des Euthydemos nicht über Pantshap hin erstreckt habe. Gött. Gel. Anz. 1838. S. 207. Man sieht, daß der Gebrauch der Schriftart auf diesen Münzen nicht mit Sicherheit auf das Land schließen lasse, dem sie angehörte, oder wo sie einheimisch war. Man muß eingestehen, daß die Grenzen des Gebrauchs dieser Schriftarten wohl eben so sehr als die des östlichen und westlichen Cultus und als die Gränzen der zwischen Indien und Persien liegenden Reiche oft veränderlich und schwankend, schwer zu bestimmen seyen. Diese Zwischenländer sind die der längsten Gährung und vielfachen Mischung jeder Art. Daß aus der Richtung der Baktrischen Schrift von der Rechten zur Linken nichts gegen ihren indischen Charakter geschlossen werden könne, braucht nicht noch bewiesen zu werden. Hr. Prinsep, der in seinen frühern Versuchen, gleich manchen andern mit dieser Schrift in das Semitische eindringen wollte, hat sie deswegen zuletzt nach der Sanskrit-Alphabet-Ordnung erklärt (S. 639 ff.), auch seine früheren Entzifferungs-Angaben als un-

*) Zu VII. Vol. Pl. XXVIII., wo Herr Prinsep neue Abbildungen mehrerer merkwürdiger Münzen mittheilt, bemerkt er, daß die letzte ein Duplicat der Azes-Münze sey, welche im IV. Vol. Pl. XXIII. vorkommt, wobey er sagt, dadurch sey die wichtige Thatsache bestimmt, nämlich: daß in der Periode der Azes-Dynastie der Gebrauch des Griechischen sich ganz verloren habe, während das einheimische Baktrische Alphabet, in demselben oder vielmehr umgekehrten Verhältniß richtiger geschrieben würde. Die griechische Legende ist ein bloßes Mengsel von Buchstaben, aber die Baktrische ist gerade zu lesen: Maharadsha mahatasa Dhamikasa râdshat'iradsha Adshasa, des großen Königs, des mächtigen des Gerechten, des Königs der Könige, Azes. Die Figur des Ueberflußes mit ihrem Füllhorn hat neben ihrer Linken einen zusammengesetzten Charakter, der Sri (ihr indischer Name) gelesen werden kann; und neben ihrer Rechten, zwey Baktr. Buchstaben, (Zahlen?). Demnach können wir nicht wohl annehmen, daß die Baktrische Schrift mit der fremden Herrschaft im westlichen Indien verschwunden sey. Diesem scheint nicht entgegen zu stehen, daß die Griechen so wenig von den Skythen in Indien 120 J. v. Chr. G. ganz verdrängt worden sind, daß vielmehr Nachkommen derselben selbst noch nach Chr. ein oder 2 Jahrh. in den südlichen Gegenden der Paropamisus-Gebirge fortherrschten. A. J. Vol. VII. 630.

befriedigend, so wie die semitischen Bande, die er sich früher angelegt hatte, überhaupt verworfen, indem er wie zur Entzifferung der Nāgari-Inschriften ein leichteres Mittel in dem alten Prākrit (dem am wenigsten modificirten Sanskrit), nämlich Pāli, das er wunderwirkend nennt, gefunden. Dieses scheint ihm in alter Zeit einen allgemeinen Gebrauch in Indien gehabt zu haben, und seinen Vorzug als Entzifferungsmittel findet er besonders in der Anwendung auf die verschiedenen Titel der griechischen Könige, die bisher unverständlich waren. Herr Prinsep hat demnach hier mehrere frühere Bestimmungen zurückgenommen. Denn dadurch erhalten verschiedene Buchstaben ganz andere Bedeutung und Beziehung als bisher, z. B. die Bezeichnung des ā mit einem Puncte beym kurzen, die Auslassung des n vor t und d. Dazu kommt überhaupt die Assimilation der Consonanten, die Einschiebung eines Vokals zwischen zwey unverträglichen Consonanten u. dgl. Das für O (besonders als Endung des Nom. Sing. masc.) genommene Zeichen ist nun स sa (auch als Endung des Genit. sing. in Pāli statt des Sanskrit sja स्य) u. d. m. Weiterer Bestimmungen und Folgen daraus müssen wir uns jedoch — schon wegen Mangel der baktr. Schrift für den Druck — in diesen Blättern enthalten.

Die Titel der Könige haben demnach ein ganz anderes Ansehen. Der erste einfache *ΒΑΣΙΛΕΩΣ* ist im Pāli mahārādshasa vom Sanskrit महाराजस्य, für *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΒΑΣΙΛΕΩΝ* steht mahārādshāsa rādsharādshasa im Pāli nach dem Sanskrit महाराजस्य राजराजस्य. Auf einigen, sehr gut erhaltenen Münzen der Azes-Reihe ist der zweyte Theil des Titels im Pāli rādshādhirādshasa, das राजाधिराजस्य regelmäßig im Sanskrit ist: des über Könige herrschenden Königs. Für das *ΜΕΓΑΛΟΥ* steht auf der Kehrseite das Baktrische mahatasa, der Pāli-Genitiv (von mahat groß), im Sanskrit महतः. Für *ΣΩΤΗΡΟΣ* steht entweder dadatasa (ददतः) des (Wohl, Schutz) Gebenden, oder nandatasa (नन्दतः) des Erfreuenden. Das häufig vorkommende *ΑΝΙΚΗΤΟΥ* ist auf der Kehrseite apavihatasa (अपविहतस्य vielleicht besser अप्रतिहतस्य also apatihatasa?). Das *ΝΙΚΕΦΟΡΟΥ* ist dshajadharasa (जयधारस्य *ΔΙΚΑΙΟΥ* ist dhamikasa (धर्म्मिकस्य).

Nach mehreren Münz-Exemplaren stehen sich demnach die Namen, wie folgt, gegenüber:

Griechische Namen:	Baktrische Namen:
ΑΖΟΥ	Adshasa.
ΑΖΙΛΙΣΟΥ	Adshilishasa.
ΑΠΟΛΛΟΔΟΤΟΥ	Apaladatasa,
ΑΓΑΘΟΚΛΕΙΑΣ	Fakasaqlitasa (-jasa)
ΑΝΤΙΜΑΧΟΥ	Antimachasa.
ΑΝΤΙΑΛΚΙΔΟΥ	Antialikidasa.
ΑΜΙΝΤΟΥ	Amitasa.
ΑΒΔΑΓΑΣΟΥ	Abachashasa.
ΕΥΚΡΑΤΙΔΟΥ	Eukratidasa.
ΕΡΜΑΙΟΥ	Ermajasa.
ΗΛΙΟΚΛΕΩΣ	Helajaglajasa.
ΔΙΟΜΗΔΟΥ	Tajamidasa.
ΛΥΣΙΟΥ	Lisiasa oder Lisikasa.
ΜΑΥΟΥ	Ma-asa oder Mājusa.
ΜΕΝΑΝΔΡΟΥ	Menanasa.
ΦΙΛΟΞΕΝΟΥ	Pilasinasa.

u. a. m.

Zu mehreren dieser Münzen macht Hr. Prinsep dann (A. J. VII. p. 646 ff.) neue Bemerkungen, wodurch Verschiedenes in den früheren Vol. u. a. O. berichtigt und ergänzt wird.

Mit der Sprache der baktrischen Münzlegenden und Inschriften, wie mit der Sprache der Nāgari-Inschriften ist nicht zu verwechseln die Sprache der Kanerki-Münz-Legenden, die, obschon sie immer in griechischer Schrift vorkommt, doch zum Theil nur barbarisirt-griechisch, zum Theil mehr, als jene alte Prākrit (Pāli), vom Sanskrit ab-

weichend ist, daher z. B. in Rādsha das dsh ज ausgeworfen, das Visarga aber nicht in स sa (vom Sanskr. स्य sja) sondern in o verwandelt, ist, daher Rao, u. d. Jedoch die Laute scheint sie nicht zu assimiliren.

Ref. hat in der beyliegenden lithographirten Tafel Nr. II. die ältesten von den indischen Zahlzeichen angefügt, wie sie Hr. Prinsep im J. As. Soc. Vol. VII. p. 348 ff. Pl. XX. (vrgl. p. 354) nach der Bhilsa-Inschrift Vol. VI. 454) und nach Kupferplatten u. a. Mitteln angegeben hat. Er bestimmt darnach S. 351 die Reihe von 12 königl. Satrapen von Surashtra. Die älteste Art, die Zahlen zu bezeichnen, ist auch in den Sanskrit-Sprachen im Gebrauche der Buchstaben nach ihrer alphabetischen Ordnung. Dieser war vorherrschend in den alten Sanskrit-Werken, so im Pāli, im Tibetanischen u. a. — Pāli scheint keine eigenen Numeralen zu haben. Zu den hl. Büchern der Baudhen sind immer die ganzen Zahlwerte geschrieben. Auch haben sie symbolische Worte der astronomischen Sanskritwerke Varn'a — Sankhja oder Zahlenklassification des Alphabets. Die Zeit der Einführung der Decimal-Bezeichnung scheint nicht bekannt, oder noch nicht untersucht. — Außer den alten Sanskrit-Zahlzeichen auf unserer II. Tafel, giebt Prinsep auf Pl. XX. noch verschiedene an, auch die, Zahlen vertretenden Buchstaben, nämlich nach der neuern Weise, mit den Anfangsbuchstaben der Zahlen (एक, द्वि etc.) ए, द्व, त्र, च, प.

ए	द्व	त्र	च	प
1	2	3	4	5

छ oder ष	स	अ oder ह	न oder ण
6	7	8	9

Indem Ref. für ausführlichere Bemerkungen über die baktrische Schrift und Sprache und über ihre Beziehung zu anderen indischen, iranischen u. a., so wie über die wichtigen Ergebnisse daraus in diesen Blättern nicht Raum findet, auch die, von Hrn. Prinsep hier und von anderen Gelehrten angegebenen Reihen der, nach- und neben einander regierenden, griechisch-baktrischen, indoskythischen und indischen Könige nicht jetzt schon mit einer neuen Reihe vermehren will, da in jene Manche bey noch dunkler Zeit auch einige chinesisch-verstümmelte, barbarische Namen anzubringen die Gelegenheit benutzt haben, glaubt er gegenwärtig um so mehr auf ein, in dieser Sphäre nicht minder dringendes Bedürfniß aufmerksam machen zu müssen, das bisher von Andern nicht genug oder nicht gehörig behandelt worden ist, nämlich auf die, meist auf den Reversen dieser Münzen angegebenen, mythologischen oder Cultus-Bilder und Symbole. Man muß wohl annehmen, daß diese sich zunächst auf die Religion des Landes, wofür die Münzen bestimmt waren, nicht auf ein anderes bezogen haben, und daß man durch sie keine fremden Götterformen habe aufstellen wollen. Gehen wir demnach von den Münzklassen die in dieser Hinsicht merkwürdigsten durch.

Daß die ausgezeichneten Münzen des Agathokles, dessen Reich zwischen 200 und 190 vor Chr. G. gesetzt wird, auf ihren Reversen in der dreyhauptigen Siegesgöttin auf der Hand eines Gottes, indische Mythologie darstellen, wird jeder, dem die Götter der Hindu, der dreyhauptige Siva und seine dreyhauptige Gemahlin Pārvatī wenigstens in ihren, über Indien zahlreich verbreiteten Bildern nicht unbekannt sind, zugeben müssen. Diese Götter sind nothwendige Glieder im ganzen indisch-mythologischen Organismus. Die Sanskrit-Nāgari-Schrift in den Legenden auf den Reversen derselben bestätigt noch mehr, daß das Reich des Agathokles von Hindu bewohnt war, die mit ihrer Religion und Schrift einen weit größeren Theil im Westen und Norden Indiens einnahmen, als daß man darin den Grund einer weiten Ausdehnung seines Reiches östlich zu suchen nöthig hätte. Alexander traf auf seinem Zuge nach Baktrien auf dem Hochlande Hindu, die Paropamisaden an, und Tshandragupta (Sandrogyptas) erhielt gegen das Ende des 4. Jahrhunderts vor Chr. G. im Frieden mit Seleukos Nikator die Länder, Gedrosien, Arachosien u. a. wieder abgetreten. Dem Tshandragupta folgte in der Regierung sein Sohn Amitraghāta, der Vater des As'oka, welcher diesem succedirte, wie ihm sein Sohn Subhagasāna (206 vor Chr. G.), der, gleich den vorausgehenden, seinen Sohn, Dasaratha in der Regierung, von Palibothra

(Pataliputra am Zusammenfluße des Ganges und Erannoboas) aus bis Kaśmira und westlich bis an den indischen Caucasus, zum Nachfolger hatte. Wir sehen schon daraus und noch mehr aus dem Folgenden, wie indische Religion und Cultur frühe und lange Zeit Wege in den Westen und Norden Indiens finden konnte. Man könnte, wenn man lieber will, die genannte indische Durga immer in einer westlicheren, obschon hier weniger berechtigten Form und Benennung als persische Artemis Hekate gehen lassen, wie sie Hr. Raoul Rochette so gelehrt als scharfsinnig dargestellt hat. Aber schon dieses selbst, daß Artaxerxes Memnon sich bemühen mußte, ihre westlichere Cultusform zu verbreiten, beweist, daß ihre ursprünglichere Form, die dem Osten angehörte, ihre einheimische war. Daß die bacchischen Symbole auf diesen Münzen den Sivacultus bezeichnen, hat schon Hr. Prof. Lassen anerkannt, der daraus zu beweisen sucht, daß Agathokles gerade die Länder beherrscht habe, wo man die Ueberreste des Dionysos-Zug zu finden glaubte, das Land der Nisäer. Einen damals im Westen und Norden Indiens herrschenden Siva-Cultus muß man im Allgemeinen auf jeden Fall anerkennen. Aber welcher Art er war, davon später mehr.

In der Figur, die man auf den Münzen von Hermäos (von Nysa), einer Gattung aus den Tumuli von Dshellalabad, mit griechischen und baktrischen Legenden, so wie auf Kadphises-Münzen findet, und in der man gewöhnlich den bekannteren Herakles sehen will, ist offenbar der, als Paraśu Râma mit einer Keule dargestellte, Siva nicht zu verkennen. As. J. V. p. 26. f. VII. p. 646. 649. Vrgl. d. Abh. der philosophisch-philologischen Classe der k. bayer. Akademie der Wissenschaften II. Bd. S. 322.

Daß der, auf dem Revers der Azes-Münzen (von 116 vor Chr.) stehende, vierarmige Gott ein indischer (Siva) sey, ist in Einstimmung zu dem, mit gekreuzten Beinen sitzenden König auf der Vorderseite, und mit dem Fundorte dieser Münzen des (अज) Azes, dessen Reich längs den Ufern des Indusstromes lag. Siva mit seinem Buckelochsen auf den Münzen des Azes (116 vor Chr. G.) und denen des Kadphises (100 nach Chr.) beweisen die Herrschaft der Brahmanischen Religion in ihren Ländern, also von 116 v. Chr. G. im großen Reiche der Saker bis 100 nach Chr. am Indus und im oberen Indien bis an Ganges. Denn daß sie unter Vikramâditja 56 v. Chr. in Malva bestanden habe, wird man kaum bezweifeln. Die eigentlichen Kadphises-Münzen haben sämmtlich Symbole des Sivacultus (Asiatic. Journ. VII. 646 u. a. O.)

Die Münzen der Kanerki, deren Herrschaft am Indus und im nördlichen Indien bis an Ganges man wohl nicht vor 100 n. Chr. setzen kann, haben sämmtlich die Eigenthümlichkeit, von der einheimischen Schrift, der baktrischen und Nâgari, keinen Gebrauch zu machen, auch keinen von den in diesen Schriften ausgedrückten Sprachen, der alten Prâkrit oder Pâli, sondern mit griechischen Buchstaben einen vom Sanskrit mehr abweichenden Volksdialect ein eigenes Prâkrit oder verdorben griechische Namen, und einen Cultus scheinbar eigener Art darzustellen. In so fern zur Erklärung dieses religiösen Systems der Versuch der Richtung von Westen nach Osten Vielen erwünschter seyn kann, auch eher möglich scheint, hat Hr. Hofr. K. O. Müller das Verdienst, mit Scharfsinn und umfassender Kenntniß zu demselben die möglichen Mittel und Bedingungen zusammengestellt zu haben, worin ihm die vollste Anerkennung gebührt. Denn allgemein schwer, noch wenig gekannt oder gebahnt ist der Weg in der entgegengesetzten Richtung von Osten nach Westen, wenn man sich die Erforschung jener noch scheinbaren terra incognita nicht zum eigenen Gegenstand seiner Forschung gemacht hat. Ref. bescheidet sich daher gern in dem Verhältniß seiner fremderen Ansicht zu jener.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nr. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep. etc.

(Fortsetzung)

Es ließ sich nach der unsrigen schon voraus erwarten, daß die Münzen der Kanerki-Dynastie, welche der Dynastie der Kadphises in denselben Ländern am Indus u. s. w. folgte, gleich den Münzen dieser, da beyde Münzreihen so viele Attribute mit einander gemeinsam haben (A. J. IV. 630 f. Pl. LI. XXXVIII.), keinen vom brahmanischen Cultus wesentlich verschiedenen darstellen werden. Diese nordischen Völkerschaften werden wohl eine gleiche religiöse Stimmung und Empfänglichkeit für dasselbe religiöse System mitgebracht haben; den Grund eines verschiedenen bey ihnen vorauszusetzen, hat man keine rechte Ursache. Sie waren gewiß beyde schon früher von demselben Standpuncte ausgegangen, und kamen in das gleiche religiöse Gebiet. So zeigte sich uns bey allen unwesentlichen Verschiedenheiten die Religion der Kanerki zu demselben indischen System gehörig als die der Kadphises, wie wir auch auf den Münzen beyder einerley Monogramm sehen, das man nicht für ein Buddhaismus-Zeichen halten kann.

Da wir nach den Ergebnissen unserer bisherigen Forschungen der Mythologie und des Cultus der Hindu, (wie sie Ref. in seinem Vjâsa, besonders aber in den Abhandlungen, welche in den letzten Bänden der philosophisch-philologischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften enthalten sind, dargestellt hat,) in den auf diesen Münzen erscheinenden Göttern und ihren Attributen ein schon urkundlich erwiesenes, innigst zusammenhängendes, wirkliches, brahmanisches System erkennen, und nichts von Bedeutung darauf finden, das nicht nach den brahmanischen Bild- und Sanskrit-Werken als in einem Ganzen wesentlich nachgewiesen werden könnte: so scheint es uns eben so unnöthig als unzulässig, einzelne Formen und Momente desselben, wie sie zerstreut im ferneren und näheren Westen vorkommen, zu einem Ganzen zusammen zu holen; wobey wir jedoch den Iranischen Wiederschein des früher aus Indien gegangenen Feuer- und Siva-Cultus nicht verkennen. Durchgehen wir die Haupt-Götterformen auf diesen Münzen.

Hr. Prof. K. O. Müller beschreibt nach Prinsep, Raoul Rochette u. a. (s. gel. Anz. von 1838 S. 229) Mithras als „eine Gestalt in orientalischen Gewändern mit flatterndem Mantel, um den Kopf ein kreisförmiger Nimbus mit spitzigen Strahlen daran, den rechten Arm ausstreckend, den linken auf die Hüfte stützend oder an eine Lanze lehnend." Auf den Münzen steht *ΗΛΙΟΣ*, wo Kanerki auf der Vorderseite *βασιλευς* heißt, *ΜΙΘΡΟ*, oder *ΜΙΤΡΟ*, wo er *ΡΑΟ — ΚΑΝΗΡΚΙ* genannt wird; *ΜΙΙΡΟ* scheint ausschließlich den Münzen anzugehören, wo *ΟΟΗΡΚΙ* — steht, und ist wohl Mihiro zu sprechen. Bekannt ist Mithra im Zend, Mitra im Sanskrit und Mihir im Persischen. — Man kann nicht sagen, daß Mitra मित्र in den Vâden nur ein Name unter den vielen der Sonne sey. Im Rigvâda, einem der ältesten Theile der hl. Schriften der Hindu, wovon wir den I. Theil von Fr. Rosen *) vor uns haben, tritt er wirklich auf solche Weise hervor, daß daraus eine eigene Bezeichnung des höchsten Sonnen-

*) Rig-véda-sanhitá ed. Fr. Rosen London. 1838.

Gottes hervorgehen kann. Man sehe den 2. Hymnus p. 3. मित्रं हुवे पूतदक्षम् p. 33 मित्रं वयं हवामहे. Vrgl. 200 a. a. O. Besonders häufig wird in den Väden-Hymnen Mitra mit Varuna (der Gott der Sonne mit dem des Wassers) मित्रावरुणा angerufen, z. B. pp. 3. 33. 34. u. a. — Die hohe Verehrung, welche in den ältesten und übrigen Vädatheilen dem Mitra zukommt, kann wegen der wohl zu erklärenden, abweichenden Schrift des Namens, wo t statt th steht, nicht als nicht vorhanden oder ohne Beziehung auf den indischen Sonnencultus betrachtet werden, von dem wir gewiß wissen, daß er seit den ältesten Zeiten immer obschon auch unter verschiedenen Namen und Bildern in Indien geherrscht habe. Warum die Könige der Kanerki-Dynastie die westliche Form Mithra mit th brauchten, mag wohl aus demselben Grunde zu erklären seyn, als warum sie sich der Schrift der Griechen, ohne ihre Sprache zu verstehen, in Indien bedienten. Aus so unwesentlichen, von westlichen Völkern her aufgenommenen Formen und Farben läßt sich durchaus nichts auf den Ursprung und das Wesen ihres ganzen religiösen Systemes schließen.

Der Name *MIIPO* aber (auf den *OOHPKI*-Münzen), gesprochen Mihiro, ist der alte, im Kosha des Amara Sinha vorkommende Sanskr.-Name मिहिर Mihira (von मिह् mih strahlen) Sonne, Mond und Luft. मिहिराणा Mihirāna, Sonnelebend ist Siva nach Trik. Saesh. Man bemerke hiebey, daß von der Verehrung des Gottes des Feuers अग्नि Agni auch alle Schriften der Hindu voll sind, besonders Rigvaeda, der schon mit Agnim īlae, „den Agni verehre ich", anfängt, und mehrere Hymmen an ihn enthält, z. B. den XXXI., XXXVI., XCIC., XII. u. a. Noch in Manu wird der indischen Feuertempel erwähnt.

Ein anderer auf den Reversen der Kanerki-Münzen vorkommender Gott, ein Jüngling mit flatterndem Mantel, mit einem großen Halbmonde ist nicht minder indisch. Wer kennt nicht die über ganz Indien verbreiteten Siva-Darstellungen mit dem Halbmonde? Vergl. meine gen. Abhandl. Sein Name *MAO* auf diesen Münzen ist offenbar das Sanskrit मास् im nomin. māh- माः (von मस् mas messen mit Vriddhi des Vokals, zeitmessend) dessen h- oder Visarga die gewöhnliche Prākrit-Verwandlung in o gelitten hat. Die andere Münzaufschrift *MANAO BAΓO* ist ganz derselben Sprachform und der Sache, dem Bilde des vierarmigen Siva dabey, gemäß, vom Sanskrit मनः भगः Manah-Bhagah- Nämlich: मनः von (मन् verstehen) ist hier in dem mythol. Sinne zu nehmen, wie in Brihad Aranjaka und andern Stellen der Väden, bei Mauu I. 14. 74. XII. 12 u. a. O. wo Manas als göttlicher Verstand mit dem Monde und dem Schöpfer innigst verbunden dargestellt wird, worauf ich in meiner Zeitschrift Vjāsa wohl zuerst am ausführlichsten und bestimmtesten aufmerksam gemacht, und noch weiter in einer Abhandlung: „Ueber die psychologische und mythische Bedeutung des Manas der Hindu und sein Vorkommen bey andern Völkern", die ich in einer Sitzung der philos. philol. Cl. d. k. Akad. d. W. 1. Juni 1833 gelesen habe. Darin habe ich auch gezeigt, wie *μάν*, *μήν* aus demselben entwickelt seyen, dem im Sanskrit und andern Sprachen eine so große Wortfamilie zukommt. Vergl. die Abhh. d. philos. pilol. Cl. d. k. Akad. d. W. I. Bd. S. 844 ff. Bestätigt wird dieß noch mehr durch das dabey stehende *BAΓO* im Sanskrit भगः (bhagah-) wie Siva und der Mond selbst genannt werden. भगः ist aber auch ein Name der Sonne und hat andere hohe Bedeutungen so wie das daher stammende भगवत् bhagavat. Es läßt sich erwarten, daß bey der

großen Verbreitung des Indischen gegen Westen sich auch mit dem Manas verwandte Formen finden müßen. Warum man aber die alte und noch bestehende, reiche, ein Ganzes bildende Quelle, als wenn man sie nicht kennte, lieber von ihren zerstreuten, mehr isolirten Ableitungen herleiten solle, ist nicht einzusehen.

Ferner ist auf diesen Münzen abgebildet „eine weibliche Figur, in lange, faltenreiche Gewänder gehüllt, mit einem Nimbus, einer Tiara, von der flatternde Bänder herabfallen, in der rechten Hand einen Zweig oder etwas Aehnliches haltend. So beschreibt sie Hr. Prof. Müller. Die Umschrift dabey ist *NANAIA*, *NANA*, auch *NANA PAO*. Ref. enthält sich jedes Versuches, den so fremd scheinenden weiblichen Namen abzuleiten, der zuletzt mit dem bekannten männl. *PAO* König zusammengesetzt ist. Hr. Prinsep hat auch schon im Journ. As. Soc. Vol. V. p. 267. ff. die bekannten Analogieen mit Anaitis, Anahid, Anaid, Artemis u. a. angeführt. *) Indem wir diesen Punkt der Zukunft überlassen, haben wir in dem ganzen religiösen System der Kanerki-Münzen zum voraus die Gewißheit, daß die genannte *NANAIA* nur dieselbe Durga (oder Pārvatī, Bhavānī) Gemahlin des Siva seyn könne, von der schon die Rede war. Den Namen Nanaia mögen diese Indoskythen (wenn er sich nicht noch indisch beweisen sollte) von Baktrien oder sonst woher erhalten haben. Aber man halte sich nur vor Allem an den, schon auf den Münzen selbst gegebenen mytholog. Zusammenhang. Auf einer derselben kommt die genannte *NANA* dem vierarmigen, mit einem kreisförmigen Nimbus umgebenen Gott *OKPO* (offenbar उग्र ugra d. i. Siva) wie er hier genannt ist, gegenüberstehend vor. Man müßte durchaus nicht an die indischen Bildwerke zu denken vorhaben, wenn man in *NANA* nicht seine Gemahlin als weibliche Mondgöttin erkennen wollte. Daß auf diesen Münzen durch *OKPO* Siva bezeichnet werde, sieht man klar daraus, daß das Wort gewöhnlich bey einer Figur steht, die an Vrisha den Stier des Siva gelehnt, in der Linken das Trisūla des Siva, in der Rechten seine Schlinge (Pāsa) hält, wie Siva auch auf der Klasse der Kadphises-Münzen vorkommt. Da sich Siva und Pārvatī in den Bildwerken unzählige Mahlen gegenüber stehen, so ist deßwegen nicht nothwendig, ja nicht einmal wohl zuläßig, daß hier eine Umdeutung des Siva im Persisch-Mithraischen Sinne Statt finde. Daß bey *OKPO* nur an Siva zu denken sey, ist schon aus den verwandten Typen dieser Münzklasse ersichtlich. So wird auf andern derselben bey dem Namen *APΔOKPO* oder *APΔOXPO* das Bild dargestellt, (ebend.) „Als ein weibliches Wesen in langen Gewändern, mit einem kreisförmigen Nimbus um den Kopf, mit einem großen Füllhorn in den Händen, in der Regel stehend, auf späteren Münzen aber auch thronend und die Füße auf einen Fußschemel setzend.“ Nach allem Bisherigen kann man in der Erklärung der Legenden dieser Münzklasse erwarten, daß die Typen derselben, als zu einem Ganzen gehörig im Zusammenhange miteinander nach einem mythologischen System begriffen werden. Demnach ist aber die Erklärung des obigen Namens durch den indisch-mythischen Arddha-Ugra (अर्द्धोग्रः) den androgynischen Siva außer Zweifel. Ref. hat diesen als Arddhanārī und Arddhanārīsa, wie er zum Mittelpunkte der brahmanischen Mythologie (z. B. in Manu u. a.) und der bildlichen Darstellungen z. B. in Elephanta u. a. O. (vergl. Bomb. Transact. I) gehört, in seinem Vjāsa u. a. Abhh. ausführlich erklärt; und ist geneigt, selbst in *APΔHΘPO* das ard eher für das sanskrit Arddha, wie in *APΔATNO* auf einer andern Kanerki-Münze (im As. J. IV. Pl. XXXVI Nr. 1.) worauf eine bewaffnete Figur mit Lanze, Schwert, Helm und einem weiten Mantel ist, als Arddhāgni Halbfeuer anzu-

*) Man kann füglich annehmen, daß diese Namen Nanaja, nana, sich aus einer gleichen Entstellung auf diesen Münzen ergeben haben als Nao u. dgl. Wollte man Etymologien nachgehen, so könnte man sich auf Annapūrnā einen Namen der Durga als Göttin des Ueberflusses berufen, womit allerdings verwandt ist das sanskrit Annājin nach Speise verlangend, das nānnājin nicht nach Speise verlangend (im foem. nānnājinī), so wie das Persische nān Brod.

nehmen, vielmehr als für das Altpersische arta oder das Pehlvi ard.; weil auch jenes dem ursprünglich indischen androgynischen Charakter entspricht. Hat ja selbst eine Kannodsch-Münze, also eine als ächt indisch anerkannte, die Ardhokro-Umschrift. Vgl. die Gött. gel. Anz. 1838. p. 247.

Ein anderer Name auf Kanerki-Münzen ist Athro, die Figur dabey nach Hrn. Prof. K. O. Müller Gött. gel. Anz. 1838 p. 231 „ein älterer Mann, bärtig, mit einem weiten flatternden Mantel in der ausgestreckten Rechten einen Kranz mit einem Bande haltend. Der obere Theil ist von Flammen umgeben, so daß darum nicht zu zweifeln ist, daß ein Feuergenius hier vorgestellt wird.“ Darin stimmen wir dem berühmten Gelehrten vollkommen bey, so wie der Annahme des Hrn. J. Prinsep, daß das Wort aus dem Zend zu erklären sey.

Daß der Name *ΟΑΔΟ*, der auf diesen Münzen vorkommt, wo (nach Hrn. Prof. K. O. Müller) „ein jugendlicher Mann mit einer Strahlenkrone, leicht bekleidet, im Laufen einen weiten Mantel mit beyden Händen faßt, so daß er in großen Bogenlinien hinter der Figur herumfällt“, daß der Name desselben der indische वातः vâtah-, Name des Gottes der Luft sey, wie Hr. Prof. Lassen schon annimmt, wird selbst durch die, zu diesem System gehörige hohe Stelle bestätigt, welche dieser Gott gewöhnlich Vâju genannt, in den Vaeden und in der ganzen indischen Mythologie einnimmt.

Bei dem Namen *ΦΑΡΟ* auf einer Kanerki-Münze mit dem Bilde des Sonnengottes, wo Hr. Prinsep V. p. 640 an Phraates u. a. erinnert, könnte man wohl auch an das umgekehrte रवि ravi Sonne oder an das भ्राज् bhradsh erinnern, womit in Mahâbhârata I. I. 42. ff. die Namen der Sonnensöhne enden. Aber wir wollen über den Namen nichts entscheiden, die Sache bleibt. Noch verschiedene Kanerki-Münzen z. B. die, welche Siva oder den König mit dem Trisûla, mit dem Buckelochsen, oder die tanzende Figur, offenbar den Siva, darstellen (s. J. Prinsep IV. 631 V. 639 u. a. O.), die Münze, wo zur Rechten des Kanerki der, sonst oft vorkommende, kleine Feueraltar sichtbar ist u. a. übergehen wir hier, da sie doch alle zur Klasse der Kanerki-Münzen, und zu einem Religionssystem gehören.

Aus allem diesen sehen wir, daß der Kultus, welcher sich auf den Münzen der Kanerki-Dynastie zeigt, mit dem brahmanischen, wenn auch von einer andern Seite, sich so identisch darstellt als auf den Kadphises-Münzen. Warum sollten wir für dieses System, in dessen ursprünglichen Grund und Boden eben diese Dynastie herrschte, die verschiedenen unzertrennbaren Momente desselben von mehreren Orten her zusammenlesen, und so gruppirt halten, aus denen es doch, welche Hypothesen wir auch dazu verwenden mögen, nicht von aussen zusammengesetzt werden kann? Wohl nennt Herr Prinsep, wo er A. J. Vol. V. p. 639 ff. Pl. XXXVI. vgl. IV. 629 ff. Pl. LI. von den Kanerki-Münzen handelt, dieselben auch Mithraisch. Das Iranische aber, welches in der Darstellung des Religionssystems auf den Kanerki-Münzen vorkommt, betrifft nur einiges Unwesentliche in der äußeren Form des indischen Systems. Eine sogenannte reine (d. i. abstrakte) Lichtreligion hätte, der Geschichte der Entwicklung des religiösen Bewußtseyns gemäß, die fremden, schon bildlich dargestellten Götter Vorderasiens als Geschöpfe des Bösen eher abstossen als anziehen, und in Lichtanschauung hineinbilden, oder ihnen ein Lichtgepräge geben können. Wir kennen auch die Religion des Zend-Avesta so weit, daß wir nachweisen können, und schon mehrfach angedeutet haben, dieser iranische Feuer- und Licht-Cultus selbst sey ein concreter, schon von den daraus erwachsenen Prinzipien der indischen Mythologie erfüllt, und der auch entwickeltere Formen dieser aufgenommen hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Transactions of the Zoological Society of London. Vol. II. Part. 2. London, 1838. Part 3. 1839. 4.

Vol. II. Part. 2. (P. 87 — 163, tab. 18 — 29).

(Vol. II. Part. 1. ist von einem andern Refer. in unsern gel. Anz. (VI. S. 366) bereits erörtert worden; wir zeigen hier die beyden folgenden Abtheilungen an, welche erst in diesen Tagen uns zugekommen sind.)

8. On the Anatomy of the lamellibranchiate Conchifera, by Robert Garner. Communicated by R. Owen. (P. 87 — 101. tab. 18 — 20).

Da diese Abhandlung, welche schätzbare Beyträge zur Anatomie der Muscheln liefert, bereits i. Jahre 1835 mitgetheilt wurde, so hat sie noch keine Rücksicht auf mehrere neuere Arbeiten, namentlich die Geschlechtsverhältnisse dieser Thiere betreffend, nehmen können. Geschlechtliche Verschiedenheiten der Individuen giebt Garner nicht zu, wohl aber Duplicität der Geschlechtsorgane. Die Eyer werden, bevor sie die Ovarien verlassen, von Hoden befruchtet, welche mit diesen Organen verbunden sind. Die schwammigen Körper, welche Bojanus als Lungen deutete, und die seitdem Gegenstand vieler Controversen geworden sind, hält Garner für Absonderungsorgane. Die Drüse zur Absonderung des Byssus, welche von ausgezeichneten Anatomen nicht gefunden wurde, ist nach ihm, wie es schon Cuvier angiebt, am Grunde des Fußes vorhanden, als Beyspiel führt er Modiola an. Das Einbohren mancher Muscheln in Holz und Steine glaubt er hauptsächlich durch die Wimperbewegungen erklären zu können, durch welche beständig Wasserströme gegen die Substanzen geleitet würden. Nach seinen Versuchen ist die Fähigkeit dieser Thiere, süßes und salziges Wasser miteinander ohne Gefährde zu vertauschen, eine sehr beschränkte, indem bald die Kiemenwimpern aufhören sich zu bewegen, und somit die Respiration unterbrochen wird. Einige Worte sind auch über die parasitischen Inwohner bey den Muscheln gesagt. Am Schlusse wird eine anatomische Classification der Acephalen gegeben.

9. Descriptions of some new and rare Cephalopoda. By Richard Owen (P. 103 — 130. tab. 21).

Die Cephalopoden, welche hier Owen mit bekannter Gründlichkeit beschreibt, wurden von Bennett auf seiner Reise gesammelt, und sind folgende: 1) Ein Exemplar von Cranchia scabra Leach, 2) 4 Exemplare einer sehr kleinen unbeschriebenen Art von Loligo, der Owen den Namen Loligo laticeps giebt, 3) der Kopf und die Haupteingeweide einer Sepioteuthis, 4) 3 Exemplare einer kleinen unbeschriebenen Art von Octopus, die hier den Namen Octopus semipalmatus erhält, und 5) ein sehr kleines Exemplar von Argonauta hians, sowohl Schale als Einwohner und ein großer Eyerklumpen.

Die Gattung Cranchia wurde bekanntlich von Leach errichtet, aber sehr unvollständig nach seiner Cranchia scabra beschrieben, so daß man neu entdeckte Arten ihr nicht mit Sicherheit anreihen konnte, worüber namentlich Férussac zu klagen hatte. Alle diese Bedenklichkeiten hat nun Owen beseitigt, indem er in vorliegendem Aufsatze eine vollständige Beschreibung der typischen Species, auf welche

Leach seine neue Gattung gründete, entwirft. Aus derselben geht hervor, daß Cranchia von Loligo und Loligopsis in mehreren wichtigen Stücken abweicht, so daß eine generische Trennung vollkommen gerechtfertigt ist.

Besonderes Interesse nehmen die Untersuchungen über die Argonauten in Anspruch, da die Verhandlungen über die parasitische Natur des Inwohners dieser Schalen noch immer nicht geschlossen sind. Leider war bey den Eyern, die Owen zu untersuchen Gelegenheit hatte, die Entwickelung des Embryo noch nicht zu dem Grade vorgerückt, daß man eine Schale hätte wahrnehmen können. Uebrigens ist der Verfasser mit Ref. der Meynung, daß der kopffüßige Bewohner, der in den Argonauten-Schalen gefunden wird, auch wirklich der Erbauer derselben sey und nicht als Parasit sich eingedrängt habe. Als sehr triftige Beweise hiefür führt er an, daß man erstlich bey den Argonauten Thiere und Schale immer in entsprechendem Größenverhältnisse findet, während bey den parasitischen Krebsen in gedachter Beziehung öfters das größte Mißverhältniß herrscht. Dann aber auch zeigen die 4 bisher bekannten Arten, Argonauta Argo, tuberculata, hians und rufa, spezifische Verschiedenheiten sowohl nach Schalen als Thieren und zwar so, daß dieselben Thierformen immer mit denselben Schalenformen zusammen vorkommen und hier niemals eine Verwechslung eintritt; ein Umstand, der nicht zu erklären wäre, wenn Thier und Schale nicht ursprünglich zusammen gehörten. Den Einwurf wegen der losen Verbindung beyder beseitigt Owen theils durch Berufung auf die Beobachtungen von Sander Rang, denen gemäß die beyden lappigen Arme die Schale umfangen und tragen, theils durch Hinweisung auf die Serpulen, die in keiner festern Verbindung mit ihren Gehäusen stehen als die Argonauten.

Zuletzt giebt Owen eine neue sehr zweckmäßige systematische Anordnung der Kopffüßer. Er betrachtet sie als eigne Klasse, die er in 2 Ordnungen theilt: Tetrabranchiata und Dibranchiata. Die erstere, nach der Anzahl der Kiemen benannt, wozu noch einige andere anatomische Merkmale kommen, sondert er in 2 Familien. Nautilidae und Ammonitidae, zu jener Nautilus, Orthocera rc., zu dieser Ammonites, Baculites rc. gehörig. Alle andere Kopffüßer bilden die 2te Ordnung, Dibranchiata, welche in 2 Zünfte Decapoda und Octopoda zerfällt.

Die Dekapoden theilt Owen abermals in 4 Familien: 1) Spirulidae (Spirula), welche sich zunächst an die Vierkiemer anschließen, 2) Belemnitidae (Belemnites, Actinocamax, Pseudobelus rc.) bilden den Uebergang von den Spiruliden zu denjenigen Kopffüßern, in welchen die innerliche Schale noch kalkig ist, in der aber die Züge der kammerigen Struktur sehr undeutlich werden. So ist die Beschaffenheit 3) bey Sepiadae oder der dritten Familie, die durch die Sepia officinalis repräsentirt wird. 4) Teuthidae, deren Hauptcharakter von der hornigen Beschaffenheit der in den Mantel eingehüllten Schale hergenommen ist und abermals in 2 Gruppen sich scheidet; bey der ersten (Sepioteuthis, Loligo, Onychoteuthis, Rossia, Sepiola) artikulirt der Trichter an seiner Basis mit zwey innerlichen bauchseitlichen knorpeligen Vorragungen des Mantels, bey der zweyten (Cranchia und Loligopsis) hängt der Trichter an den bauchseitlichen Theilen seiner Basis mit dem Mantel zusammen.

Die Octopoden sind, außer der Abwesenheit der langen Arme, auch noch durch den Mangel von Mantelflossen und Trichterklappen charakterisirt. Owen theilt sie in Testacea (Argonauta, Bellerophon etc.) und Nuda (Octopus und Eledona).

10. Mémoire sur les Gerboises et les Gerbilles, par M. Fr. Cuvier. Communicated par R. Owen. (P. 131 — 148 tab. 22 — 26.).

Fr. Cuvier giebt hier einen sehr wichtigen Beytrag zur Kenntniß der Springmäuse und der Gattung Meriones, namentlich auch ihrer osteologischen Verhältnisse. Zuerst handelt er von den Springmäusen. Er zeigt, daß die Arten mit 3 Zehen an den Hinterfüßen nicht bloß durch dieses Merkmal, sondern auch durch die Beschaffenheit des Schädels und Gebisses von den fünfzehigen Arten sich unterscheiden, jenen beläßt er den Namen Di-

pus, diese faßt er unter der Benennung Alactaga zu einer besondern Gattung zusammen. Ref. ist der Meynung, daß trotz dieser wirklich bestehenden Differenzen es gleichwohl gerathener seyn möchte, letzterer nur den Werth einer Untergattung zuzugestehen, da nach Habitus und Färbung die Arten in beyden Abtheilungen auf eine merkwürdige Weise mit einander übereinstimmen. Wohin Lichtenstein's Dipus tetradactylus zu rechnen sey, muß zur Zeit noch unentschieden bleiben, da seine osteologischen Verhältnisse nicht gekannt sind. Dipus und Alactaga lassen sich aber durch folgende Merkmale unterscheiden: 1) der Mittelfuß besteht bey D. aus einem, bey A. aus 3 Knochen; 2) die obern Schneidezähne von D. haben eine Längsfurche, die von A. nicht; 3) die Falten der Backenzähne bey D. sind minder complicirt als bey A., auch findet sich bey diesen vor dem vordersten des Oberkiefers ein kleiner Lückenzahn; 4) der Schädel, obgleich im Allgemeinen bey beyden übereinkommend, ist doch im Hintertheil bey D. weit breiter, wegen der enormen Entwicklung der Paukenknochen, welche bey A. viel schwächer sind; 5) die Knochenbrücke, welche sich über das untere Augenhöhlenloch wölbt, ist bey D. ungleich breiter als bey A.

Fr. Cuvier beschreibt auch eine neue Springmaus, die er Alactaga arundinis nennt. Ihre Länge ist 5'', des Schwanzes 5'' 2 — 3''', der Ohren 1'', des Fußes von der Ferse bis zur Zehenspitze 1'' 10'''. Der Oberleib ist schön graufahl, gelblich an den Seiten und am Schwanze, welcher mit einer zweyzeiligen, anfangs braunschwarzen und am Ende weißen Spitze ausläuft. Die Wangen, der ganze Unterleib, die Innenfläche der Beine, die Seiten der Keulen und die Schneidezähne sind weiß. Die Schnurren sind lang und braun, die Ohren fast nackt. Diese Art stammt aus der Barbarey.

(Fortsetzung folgt.)

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep. etc.

(Schluß.)

Es ist uns überdieß schwer zu denken, daß diese skytischen Völker ohne eigenen nationellen Religions-Cultus südlich gezogen seyen, und daß sie ein so ausgebildetes, innigst zusammenhängendes Religionssystem, ganz dem gleich, das wir sonst aus den Schriften und Bildwerken der Hindu kennen, wenn es ihnen fremd, nicht schon länger in seinen Hauptmomenten verwandt gewesen wäre, sich so leicht hätten aneignen und auf ihren Münzen solche Beweise davon geben können. Die alte Erhebung und weite Verbreitung des Siva-Cultus, die ich a. a. O. erwähnt habe, erklärt, wie man, auch ausser der Quelle der gemeinsamen Natur der Völker, einen dem indischen so ähnlichen Natur-Cultus schon früh, in Iran und Vorderasien wie im Norden in Kasmira und im Süden in Java u. a. O. eingeführt finden konnte, wodurch zugleich das ganze innere Verhältniß vom Cultus des Mithras, der in allen seinen wesentlichen Attributen als Siva dem brahminischen Systeme angehört, zur Zarathusthrischen Lehre durch Herausbildung des Geistigen vom Innern, nicht durch äußern Ansatz verstanden und erklärt werden kann. Daß die Monumente und Inschriften im Westen Asiens, die sich auf Mithras beziehen, viel später seyen als der östliche Cultus, möchte kaum mehr zu bezweifeln seyn. Das vorderasiatische Gepräge des Mithras-Cultus ist offenbar eine spätere Mischung von Culten.

Hr. Prinsep führt noch eine Reihe von Münzen des westlichen Indien an (A. J. VI. 378), die er (IV. Pl. XLIX.) Saurashstra- oder Kutsch-Reihe nennt, weil sie in Kutsh, Surashtra (Surastrene des Ptolemäus) Kattywar und Gudsharat gefunden wurden. Sindh, das große Reich auf beyden Seiten des Indus war von alten Zeiten her eine Hauptgegend der indischen Civilisation und Colonisation. Patala (Patalene), ein Seehafen des Indus, später Minägarā (VI. 385), wird als ein Sitz des indischen Königs Ikshvāku (der auch in Ajodhjā geherrscht haben soll) des Gründers der Sonnendynastie und der heutigen Radshputen angesehen (VI. 349. 378). Die Typen dieser Münzen haben feine und genaue Züge (vrgl. Jour. Roy. As. Soc. Nr. VIII. p. 273), zeigen Sonnen- und Monds-Verehrung, Mithras und Feuer-Cultus; die Legenden darauf sind in einem alten Prākrit, in der Nagari-Schrift aus der Zeit des Asoka (vgl. Vol. VII. 347 ff. VI. 386.)

Hr. Prinsep nennt (VI. S. 383 VII. 351) eine Reihe von eilf Königen von Kutsh (Surashtra), Satrapen von Surashtra, die also in einem Zeitraume von ungefähr 200 Jahren regiert haben können. Sieben derselben kommen mit dem Namen Saha vor. (VII. 351). In Ermanglung anderer Nachrichten über ihre Zeit beruft er sich (S. 386) auf eine Stelle in Pottingers Travels in Beloochistan, nach welcher der Stamm des Königs Safi (Sahasa im Pâli genit. von Saha) über das Reich Sindh (vom Ende des 6. Jahrh. nach Chr. rückwärts) mehr als 2000 Jahre regiert haben soll (VI. 384). Aber Andere weisen ihm eine spätere Zeit an. Hr. W. H. Sykes hält für diese Herrscher des Sindh-Reiches die Jue-tshi, Tocharer (Jour. R. As. Soc. VIII. 275), deren Reich von 40 vor Chr. G. bis 20 nach Chr. G. in Indien gedauert haben soll. Vrgl. A. J. Vol. VII. 354. Auf jeden Fall waren diese Sahen oder Juetshi, Tocharer, ein vom Norden unmittelbar oder über den Westen Indiens gekommenes Volk, welches im großen Sindh-Reiche dem indischen Sonnen- und Feuercultus, wenn auch nicht in derselben Form als die Kanerki, ergeben war.

Nach allem finden wir in den sämmtlichen, von Hr. Prinsep behandelten Münzreihen wenige, die nicht offenbar wesentliche Momente des Cultus und der Mythologie der Hindu, wenn auch einigermassen iranisch oder griechisch gefärbt, darstellten. Je mehr wir aber noch die Bildwerke auf den genannten Münzen untersuchen und vergleichen, und je umfassender wir die Entwicklung des mythologischen Organismus der Hindu authentisch erkennen, desto weniger werden wir nöthig haben, fremde, abgeleitete Erklärungsmittel die für sich unzureichend sind, aus der Ferne zu nehmen, und dadurch den Gang dieser Untersuchung zu wenden und zu erschweren. Wenn wir von der Quelle des Mannigfaltigen die Ableitungen nachgewiesen haben, werden wir um so leichter und richtiger diese in jener erkennen. Nicht selten giebt Hr. Prinsep seine, aus Thatsachen gewonnene Einsicht selbst in Abweichung von Vorurtheilen und Ansichten Anderer unpartheiisch an. So sagt er von den Cutsch-Münzen: das Central-Symbol (auf ihren Reversen) habe er so oft und mit so vielen Modifikationen zu erklären gehabt, daß er in der That einsehe, es werde immer mehr zum Räthsel, je mehr davon gesagt wird. Es finde sich auf den griechischen Münzen das Pantaleon, auf der indoskytischen Münzreihe, auf der Buddhisten-Reihe von Behat, auf ähnlichen Münzen, die in Ceylon ausgegraben worden sind, und hier auf der entgegengesetzten Seite Indiens. Es sey das buddhistische Tshaitja, die mithraische Flamme, der Berg Meru, der Berg Abu. In der That sey es noch unverständlich. — Es konnte ihm nicht entgehen, daß mehrere Symbole der Art eben so mißverstanden seyen, und auch ähnliche Räthsel bieten. Aber doch scheint der scharfsinnige Forscher den zudringlichen Vorurtheilen noch zu viel einzuräumen. Noch wird daher Münzen mit offenbar indischen Cultus-Darstellungen wegen eines zweydeutigen Symbols oder einer unwesentlichen Abweichung fremde Abkunft gegeben. — Die Typen der Vol. VI. p. 463 ff. angeführten Münzen, welche Hr. Prinsep die buddhistische Münzreihe nennt, und deren Entdeckung er mit Recht für sehr wichtig hält, beweisen, daß sie dem Siva-Cultus angehören, die stehende Figur mit dem Trisûla, der Buckelochs Vrischa, u. a. Es ist kein hinlänglicher Grund einzusehen, warum daraus eine eigene buddhistische Münzreihe zu bilden sey, wie p. 465 angedeutet wird. Kaum wird man jetzt mehr behaupten, daß der Gebrauch der alten Nagari-Schrift hierfür entscheiden könne. So wesentlich und genetisch verwandt der Buddhaismus mit dem Sivaismus der Brahmanischen Religion ist, so weit entfernt ist er von der Stufe oder Seite des Sivaismus, auf welcher er mit dem Feuer-Cultus und Mithraismus zusammenfällt.

Othmar Frank.

Mit einer lithographirten Beylage des indischen Alphabetes.

Digitized by Google

I.

Nach dem Asiat. Journal of Bengal. Vol. VII. Tafel XIII.

Abänderungen des Sanskrit-Alphabets vom 6. Jahrh. vor Chr. bis 1200 nach Chr.

k. kh g gh. n tsh tshh dsh dshh n t th d dh n t th d dh n p ph b bh m j r l v h s s sh

Altgriech. Aehnlichk. — [letter forms]

I. Vor dem 3. Jahrh. v. Chr. G. Erhebung des Buddhismus — [letter forms]

II. Ungewiss. westl. Hölen-Inschrift. — [letter forms]

III. Im 3. Jahrh. vor Chr. Sanskr. Inschr. von Asoka Dshunagarh — [letter forms]

IV. 2. Jahrh. nach Chr. Gudsharat-Tafeln — [letter forms]

V. 5. Jahrh. n. Chr. Allahabad-Inschr. der Gupta Dynastie — [letter forms]

VI. 7. Jahrh. n. Chr. Tibet-Alphabet aus d. Sanskrit. — [letter forms]

VII. 9. Jahrh. n. Chr. Kutila-Inschr. von Bareilly v. J. 992 — [letter forms]

VIII. 11. Jahrh. n. Chr. Bengali-Alphabet wie jetzt modificirt — [letter forms]

IX. Neueres Daevanagari. — क ख ग घ ङ च छ ज झ ञ ट ठ ड ढ ण त थ द ध न प फ ब भ म य र ल व ह स श ष

Alt-Pâli von dem Barmes vgl. mit 200 n. Chr. — [letter forms]

Baktrische Münz-Schrift. — [letter forms]

Abänderung dieser. — [letter forms]

Für die bayer. gelehrten Anzeigen 1839.

II.

Nach dem Asiat. Journal of Bengal. Vol. VII. Tafel XV.

Abänderungen des Sanskrit-Alphabets.

Vocale.

	im Anfange												nach Vocalen		nach Consonanten												
	a	ā	i	ī	u	ū	ri	rī	ae	ai	o	au	an	ah	ka	kā	gi	ghī	tshu	tshhū	kri	dae	dhai	mo	mau	sya	sri
I. Im 5. Jahrh. vor Chr. G.																											
II. Jahrh. v. Chr.																											
III. Im 3. Jahrh. v. Chr.																											
IV. 2. Jahrh. nach Chr. (oder)																											
V. 5. Jahrh. n. Chr.																											
VI. 7. Jahrh. n. Chr.																											
VII. 9. Jahrh. n. Chr.																											
VIII. 10. Jahrh. n. Chr.																											
IX. neuere Schr.	अ	आ	इ	ई	उ	ऊ	ऋ	ॠ	ए	ऐ	ओ	औ	अं	अः	क	का	गि	घी	चु	छू	कृ	दे	धै	मो	मौ	स्य	श्री
Quadrat-Pāli.																											

Vocale der Baktr. Schr.: a, ā, i, u, e (oder), an; ka, kā, ki, ku, ke, ko

Zahlen: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 0

Abänderung.

Für die bayer. gel. Anzeigen 1830.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Transactions of the Zoological Society of London. Vol. II. Part. 2. etc.

(Fortsetzung.)

10. Mémoire sur les Gerboises et les Gerbilles, par M. Fr. Cuvier etc.

Auch der hiesigen k. Sammlung sind 2 neue Arten, den beyden Untergattungen angehörig, zugekommen. Die eine ist von Hrn. Dr. Fischer in Arabien entdeckt und vom Ref. Dipus (Alactaga) aulacotis benannt worden. Sie gehört zu den größten Arten, indem sie das Mittel hält zwischen D. decumanus und D. Jaculus. Ihre Diagnose lautet: D. cinereo-flavus, subtus albus, auriculis, partes duas tertias capitis aequantibus, angustis, intus longitudinaliter scrobiculato-costatis, metatarso abbreviato, digitis extimis terram subattingentibus.

Die andere gehört zu den kleinsten Arten und ist von Hern. Hofrath Schubert am Sinai erlangt worden. Sie steht in nächster Verwandtschaft mit D. hirtipes, ist aber kleiner, und hat dem ungeachtet einen längeren Mittelfuß, auch weit kürzere Schnurren. Referent hat ihr den Namen Dipus macrotarsus beygelegt und sie durch folgende Diagnose bestimmt: D. minimus, cinereo-flavus, subtus albus, auriculis mediocribus, pedibus posterioribus longitudine trunci, digitis subtus pilis longissimis, apice brunnescentibus, vibrissis mediocribus.

Hierauf kommt Fr. Cuvier an die Betrachtung der Nager, welche unter dem Namen Gerbillus und Meriones begriffen werden. Er sondert die altweltlichen Arten von den amerikanischen, jene mit dem Namen Gerbillus, diese als Meriones bezeichnend. In dieser Abhandlung ist nur von den ersteren die Rede.

Man hat häufig die Gerbillen mit den Springmäusen in eine Familie gestellt. Fr. Cuvier weist nun nach, (was übrigens nicht mehr neu ist), daß man sich in dieser Beziehung geirrt habe, indem die Bildung des Schädels, der Zähne, der Füße und die Gangweise nicht mit den letztgenannten Thieren, sondern mit den eigentlichen Mäusen übereinstimmt, von diesen letzteren unterscheiden sie sich wieder durch etwas längere Hinterfüße, dicht behaarten, am Ende pinselförmigen Schwanz und eine Modifikation des Gebisses. Der Verf. zählt folgende 8 Arten auf, von denen 3 neu sind: 1) G. aegyptius Desm., 2) G. pyramidum Geoffr. (Meriones robustus? Rüpp.), 3) G. pygargus. Fr. Cuv. (M. Gerbillus Rüpp.), 4) G. indicus Hardw., 5) G. afra Gray (M. Schlegelii Smuts), 6) G. brevicaudatus Fr. Cuv., 7) G. otarius Fr. Cuv., 8) G. Burtoni Fr. Cuv. Von allen Arten sind Beschreibungen und gute Abbildungen ihrer Schädel gegeben, von G. Burtoni überdieß eine kolorirte Darstellung.

11. Description of a new genus of mammiferous animals from Australia, belonging probably to the order Marsupialia. By G. R. Waterhouse (P. 149 — 154. tab. 27 — 28.).

Aus zwey Exemplaren neuholländischer Säugthiere, wovon das eine am Schwanenfluß erlegt worden war, bildet Waterhouse die neue Gattung Myrmecobius. Obschon an ihnen die Theile nicht erhalten waren, welche die Ordnung der Beutelthiere charakterisiren, so ist doch im Habitus und Schädelbau eine so nahe Verwandtschaft mit die-

sen Thieren ausgesprochen, daß die Einreihung der neuen Gattung unter die Marsupialien keinen weiteren Bedenklichkeiten unterliegen kann. Waterhouse stellt für die Gattung folgende Diagnose auf: Dentes incisores $\frac{8}{6}$, canini $\frac{1}{1}:\frac{1}{1}$, pseudo-molares $\frac{3}{3}:\frac{3}{3}$, molares $\frac{5}{5}:\frac{5}{5}$. Pedes antici 5-dactyli, digitis tribus intermediis longioribus; postici 4-dactyli, digitis duobus intermediis interiore longioribus, externo brevissimo; unguibus longis, subacutis, subfalcularibus, scelides antepedibus longiores. Caput elongatum, rhinario producto. Auriculae mediocres, ad apicem angustiores et subacutae. Corpus gracile. Cauda mediocris. Digiti liberi. Die Art nennt der Verf. M. fasciatus, die Länge ihres Körpers beträgt 10″, des Schwanzes 7″.

12) Descriptions of several new species of Insects belonging to the family of the Sacred Beetles. By J. O. Westwood (P. 155 163. tab. 29.).

Der Verf. beschreibt ausführlich 3 neue Arten Insekten aus gedachter Familie, und errichtet zugleich aus ihnen 2 neue Gattungen: Sceliages, wozu Sc. Jopas, und Anomiopsis, wozu A. Dioscoridis und sterquilinus gehört. Eine Tafel giebt bildliche Darstellungen derselben, begleitet von den nothwendigen Analysen.

Vol. II. Part. 3. (P. 165 — 248, tab. 30 — 45.)

13. Osteological contributions to the natural history of the Orang Utans. By R. Owen (P. 165 — 172, tab. 30 — 34.).

Der Hauptinhalt dieser Abhandlung, die Beschreibung eines neuen Orang-Utangs, Simia Morio, betreffend, ist schon in den Proceedings von 1837 und noch ausführlicher nebst den Maaßangaben im Lond. and. Edinb. philosoph. magaz. April 1837 mitgetheilt, daher hier als bekannt vorauszusetzen. Der Hauptwerth dieser Abhandlung liegt demnach jetzt in den wunderschönen bildlichen Darstellungen. Die erste Tafel giebt eine Profilansicht des Schädels von Simia Wurmbii im unerwachsenen, die zweyte im erwachsenen Zustande und die dritte die Ansicht der Grundfläche des letzteren. Da bereits im ersten Bande dieselben Darstellungen von Simia Crossii geliefert wurden, so ist man jetzt mit diesen Abbildungen vollkommen in Stand gesetzt, die Differenzen zwischen den beyden extremen Formen, welche durch S. Wurmbii und Crossii bezeichnet werden, zu bemessen. Ob diese indeß bloß Rassen, oder wirkliche Arten ausmachen, ist zur Zeit noch immer nicht entschieden; selbst die Abstammung des als S. Crossii charakterisirten Schädels von Sumatra ist nicht ausser allen Zweifel gesetzt. Owen sagt zwar, daß am sumatranischen Pongo, von beyden Geschlechtern, die Hautschwielen nicht gefunden werden, welche das alte Männchen des borneoschen Pongos in so hohem Maaße auszeichnen; indeß beruft er sich zur Bestätigung jenes Mangels weder auf besondere eigene Untersuchungen, noch sind sonst solche anderwärts dem Ref. bekannt geworden.

Die vierte und fünfte Tafel stellt Simia Morio von der Profil- und Grundansicht dar. Was Ref. schon früher vermuthet und Dumortier seitdem an mehreren Schädeln bestätigt hat, geht aus diesen Abbildungen mit größerer Sicherheit hervor, daß nämlich diese angebliche Art wohl nichts anders als einen jugendlichen Zustand des borneoschen Pongos bezeichnen könne.

14. A synopsis of the Fishes of Madeira, with the principal synonyms, Portuguese names and characters of the new genera and species. By R. T. Lowe. (P. 173 — 200).

Wie zu erwarten stund, sind in diesem Verzeichnisse der Fische von Madera viele neue Arten aufgeführt, auch mehrere neue Gattungen (Leiurus, Aplurus, Alepisaurus) errichtet. Die Süßwasser-Fische sind nur durch eine einzige Art vertreten: Anguilla latirostris. Eine Tabelle giebt eine, nach Familien geordnete, numerische Uebersicht über die Arten, welche Madera mit England und dem Mittelmeere gemein oder eigenthümlich hat.

15. Observations on the genus Galictis, with the description of a new species. By Thomas Bell (P. 201—206, tab. 35—37).

Bell hatte schon im Jahre 1826 den Vorschlag gemacht aus dem Grison eine neue Gattung unter dem Namen Galictis zu bilden. Seit seiner Bekanntwerdung war der Grison ein Gegenstand der Verlegenheit für die Zoologen gewesen, und gleich der Hyrare (Mustela barbara Linn.) konnte er keinen festen Platz unter den bestehenden Gattungen gewinnen. Azara verglich ihn mit den Frettchen, Schreber stellte ihn zu Viverra, Thunberg zu Ursus, Traill zu Lutra, Desmarest und Cuvier zu Gulo. Mit Bell stimmen wir überein, daß der Grison zu keiner von diesen Gattungen gerechnet werden dürfe und billigen demnach die Errichtung einer neuen, welche jedoch nicht, wie es die französischen Zoologen gethan haben, der Familie der Bären, sondern der Marder zugezählt werden muß. Zwar hat der Grison nackte Sohlen, und tritt mit diesen fast ganz auf, allein das Letztere geschieht zum Theil auch schon bey den Mardern, obgleich ihre Sohlen behaart sind, so daß der nackte oder bedeckte Zustand derselben kein so wesentlicher Moment ist, als man es bisher geltend gemacht. Abgesehen aber von der Verschiedenheit der Sohlen, kommt der Grison mit dem Iltis im äußern Habitus, Schädelbau, Zahl und Form der Zähne, sowie in der Lebensweise vollkommen überein. Mit Gray und Wiegmann stellen wir dann noch zu dieser Gattung die Mustela barbara, welche im Gebiß nur dadurch abweicht, daß der untere Reißzahn einen kleinen innern Zacken hat; sie verhält sich also in dieser Beziehung zum Grison, wie der Marder zum Iltis. Dagegen darf nach des Ref. Ermessen, der Gulo orientalis Horsf. nicht, wie es Wiegmann gethan hat, mit Galictis vereinigt werden. Letztgenannter Gelehrter geht von der Voraussetzung aus, daß der Gulo orientalis, gleich dem Grison, nur $\frac{3}{3}$ Lückenzähne habe, allein diese Annahme ist nicht richtig, da jenem $\frac{3}{4}$ Lückenzähne zukommen, auch der obere Reißzahn anders gestaltet ist. Mit Gray sieht ihn Ref. als typische Species von der neu errichteten Gattung Helictis an, von welcher er im Vorbeygehen bemerken will, daß sie mit dem von J. Geoffroy gebildeten Genus Melogale identisch ist.

(Schluß folgt).

Die Mediatisirung der deutschen Reichsstädte von G. W. Hugo, landständischem Archivar in Karlsruhe 2c.

(Schluß.)

Die Verzeichnisse Knipschilds und Mosers, die einzigen, die uns bisher zu Gebote gestanden, sind noch ungenügender und unzuverläßiger als die Reichsmatrikeln. Der Verf. hat keine Stadt in sein Verzeichniß aufgenommen, von der nicht urkundlich ihre Unmittelbarkeit nachgewiesen werden konnte; und in der That sind es ganz allein nur die Urkunden, die hierin den Ausschlag geben. Und auf diesem Wege hat denn der Verf. 133 Reichsstädte gefunden, von denen bis zum Lüneviller Frieden nur 51 sich erhalten haben. Dem Verzeichniß der unzweifelhaften Reichsstädte hat der Verf. noch zwey andere beygegeben, in deren erstem er jene Städte aufführt, deren Unmittelbarkeit urkundlich nicht erwiesen werden kann, folglich stets zweifelhaft bleiben wird; und in dem andern jene Städte zusammenstellt, die man bisher obwohl mit Unrecht als Reichsstädte angesehen hat. Man hat nämlich darin geirrt, daß man jede Stadt als eine Reichsunmittelbare angesehen, deren Einwohner in den Urkunden der römischen Könige und Kaiser als „dilecti nostri fideles" oder „Unsere und des Reichs liebe Getreue" angeredet worden sind, denn es hat sich ausgewiesen, daß dieser Ausdruck ohne Unterschied von reichsmittelbaren und unmittelbaren Städten gebraucht worden ist. Nicht weniger wurde darin gefehlt, daß man jede mittelbare Stadt, welcher die Rechte und Freyheiten einer Reichsstadt ertheilt worden sind, ebenfalls für eine solche angesehen hat. Viele Städte nämlich erhielten auf die Bitte ihrer Herren von den deutschen Königen und Kaisern die Privilegien einer bestimmten Reichsstadt, allein die Dynasten hatten gewiß nicht beabsichtigt, sie zu unmittelbaren zu erheben, und ihre Landeshoheit darüber aufzugeben. Die Rechte und Freyheiten, welche solchen Städten zu Theil geworden, betrafen nicht ihre Autonomie, und diese ist das entscheidende Merkmal einer Reichsstadt, sondern nur das Privatrecht, wodurch die Rechte ihrer Herren nicht gefährdet worden sind. Erst unlängst hat Höfling in der Geschichte der Stadt Orb, dieser die Ehre erwiesen, sie unter die Reichsstädte zu setzen, weil ihr

Kaiser Ludwig die Rechte der Reichsstadt Gelnhausen ertheilt hat. Es war endlich Zeit, diesem Irrthum ein Ende zu machen.

Es wurde schon gesagt, daß bey Ausmittlung der Reichsunmittelbarkeit einer Stadt nur Urkunden entscheiden können; allein nicht immer sprechen die Urkunden dieselbe deutlich aus; in diesem Falle nun dürften folgende Kriterien auf die Unmittelbarkeit einer Stadt schließen lassen:

1) die Erwähnung des kaiserlichen Vogts oder Schultheißen;
2) die Erlassung oder Verpfändung der Reichssteuer;
3) das Versprechen, eine Stadt nicht vom Reiche veräußern zu wollen;
4) Die Verpfändung einer Stadt durch den Kaiser oder König an eine andere Stadt, oder einen weltlichen oder geistlichen Fürsten.

Das vorzüglichste Attribut der Reichsstädte ist ihre Autonomie; diese aber hat, wie man wohl annehmen darf, keine Stadt vor dem XIII. Jahrhundert erhalten. Kaiser Friedrich II. war es, der die Autonomie der Städte begründete, wie überhaupt die Landeshoheit zum rechtlichen Daseyn brachte.

Die Reichsunmittelbarkeit der Städte gieng verloren:

1) durch Verpfändung von Seite der römischen Könige und Kaiser;
2) durch Belehnung;
3) durch freywillige Unterwerfung;
4) durch Occupation von Seite fremder Mächte oder eigener Mitstände;
5) durch Abtretung von Seite des Kaisers und Reiches;
6) durch eigenmächtige Uebereinkunft zwischen deutschen Reichsständen und einem fremden Staat.

Ob zwischen einer Freystadt und einer Reichsstadt ein Unterschied bestehe, darüber ist lange gestritten worden, bis ihn endlich Gemeiner in Bezug auf Regensburg wenigstens urkundlich nachgewiesen hat, so daß nunmehr kein Zweifel, daß die Freystädte im Range über den Reichsstädten stehen. Aber zweifelhaft ist, ob alle Vorrechte, die nach Gemeiner Regensburg zukamen, auch den übrigen Freystädten zustanden. Zwey der bedeutendsten Vorzüge waren wohl für eine jede Freystadt die Steuerfreyheit und das Vorrecht, nicht verpfändet werden zu können, von keiner Freystadt wenigstens kann nachgewiesen werden, daß sie je verpfändet worden wäre. Solche Freystädte waren: Basel, Cöln, Maynz, Regensburg, Speyer, Straßburg und Worms.

Um anschaulicher zu machen, wie der Verf. seinen Gegenstand erfaßt und behandelt hat, mag es erlaubt seyn, das was er über Augsburg mittheilt, hier ohne die Noten anzuführen:

„Augsburg am Lech, Hauptstadt des Kreises Schwaben im Königreiche Bayern. Der Ort wird zum ersten Male in einer Urkunde Otto's I. vom 7. August 952 erwähnt, welche Augustae ausgestellt ist. Während des Interregnums wollte der Bischof Hartmann zu Augsburg die Stadt seinem Stifte unterwerfen, allein die Bürger leisteten Widerstand, schlugen sein Kriegsvolk, und nöthigten ihn in einem am 9. May 1251 mit ihm geschlossenen Vertrage die Stadtthore und die Gerichtsbarkeit über alle geistlichen und weltlichen Personen und ihre Güter dem Rathe zu überlassen. Nach drey Jahren brachten die von dem Bischofe und der Stadt in ihren übrigen Streitigkeiten erwählten Schiedsrichter einen Hauptvergleich zu Stande, wornach es bey dem letzten Vertrage sein Bewenden haben, der Bischof sowohl als der Landvogt innerhalb und außerhalb der Stadt ihre hergebrachten Gerechtigkeiten auszuüben befugt, der einander zugefügte Schaden gegenseitig aufgehoben, der Bischof keinen höheren Zoll als bisher erheben, und die Stadt an Beziehung des Ungeldes nicht hindern, hingegen die Stadt demselben bis zur Zurückkunft König Konrads aus Italien jährlich hundert Pfund Augsburger Pfennig auf Johanni zahlen solle. Herzog Konradin von Schwaben nahm am 6. Februar 1264 die Stadt auf ihr Ansuchen auf drey Jahre in seinen Schutz und bestätigte ihre Freyheiten. Am 10. Jänner 1268 verpfändete er seinem Oheim, dem Herzog Ludwig von Bayern, die Vogtey der Stadt Augsburg und die Stadt Schwabeck für 2000 Mark Silbers. König Rudolf erlaubte am 9. März 1276 der Stadt Augsburg ein Statutenbuch anzulegen, und bestätigte die Steuerfreyheit der auswärts gelegenen Bürgergüter. Durch den Preßburger Frieden am 26. December 1805 kam die Stadt an Bayern, und wurde von demselben am 4. März 1806 in Besitz genommen."

Auf diese Weise, ausführlicher oder kürzer, je nach dem vorhandenen Stoffe, ist die Mediatisirung einer jeden Reichsstadt behandelt. Der Werth des Werkes wird durch eine Zugabe von 136 bisher noch ungedruckten Urkunden, die dem Verf. von mehreren Archiven Deutschlands mitgetheilt wurden, bedeutend erhöht. Das Aeußere ist lobenswerth.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Fische aus Caschmir, gesammelt und herausgegeben von Carl Freyherrn v. Hügel, beschrieben von Joh. Jak. Heckel, Inspector am k. k. Hof-Naturalien-Kabinet. Mit 12 Kupfertafeln, nebst einem Anhange, die Beschreibung und Abbildung zweyer Instrumente, zur mathematischen Bestimmung der Fisch-Profile enthaltend. Wien 1838. X. u. 112 S. 4.

Seit Cuvier seine besondere Aufmerksamkeit der Ichthyologie, welche geraume Zeit hindurch hinter den andern Theilen der Zoologie sehr zurückgebieben war, zugewendet hat, ist sie von vielen Seiten her mit Eifer und Geschick wieder bearbeitet worden. Heckel, der schon früher schätzbare Beyträge zur Ichthyologie gegeben hat, liefert hier einen neuen, der sich mit den Fischen, welche Freyherr v. Hügel in Caschmir gesammelt, befaßt. Mit Recht steht zu erwarten, daß nun die Reihe der Publicationen auch bald an die übrigen Theile der Zoologie, aus welchen, den allgemeinen Ankündigungen nach, der erwähnte Reisende reiche Sammlungen zurückgebracht hat, kommen werde. Was die vorliegende ichthyologische Arbeit von Heckel anbetrifft, so ist sie ein Muster von Genauigkeit und Vollständigkeit zu nennen, und entspricht allen Forderungen, die man an ein solches Werk stellen kann.

Die Fische, welche der Verf. zur Beschreibung erhielt, sind vom Freyherrn v. Hügel in Kaschmir selbst gesammelt worden, und stammen aus dem Fluße Tschilum, dem berühmten Hydaspes der Alten, und aus den mit ihm in Verbindung stehenden Landseen her. Jener Fluß durchströmt das fast an 6000 Fuß über der Meeresfläche liegende Thal von Kaschmir, stürzt sich dann über 30 Meilen lang durch Felsen hinab und ergießt sich endlich in der Ebene des Pensjab's in den Indus. Die Fische dieses Stromes waren bisher den Zoologen gänzlich unbekannt, denn Hamilton hat nur die des Ganges beschrieben. Wenn man nun gleich mit Grund annehmen darf, daß der Indus mit letzterem die größere Zahl Arten gemein haben wird, so hat doch schon Hamilton vermuthet, daß gegen seinen hochgelegenen Ursprung hinauf andere Species zum Vorschein kommen werden. Diese Vermuthung ist in der That durch die Sammlung des österreichischen Reisenden vollkommen bestätigt worden, indem sich lauter neue Formen daselbst vorgefunden haben. Bemerkenswerth ist es hiebey, daß, während unsere höher liegenden Gegenden und der ganze Norden von Europa, Asien und Amerika von Forellen bewohnt werden, es in Caschmir keine giebt. Cyprinen sind es hier, welche ihre Stelle vertreten, und auch ihren Habitus annehmen.

Nach der Angabe der Fischer von Caschmir halten sich in den verschiedenen Gewässern dieses Hochthales 17 Arten von Fischen auf, welche sie alle mit eigenen Namen bezeichnen. Von diesen fehlt der Hügel'schen Sammlung nur eine Species; die andern 16 sind in gut erhaltenen Exemplaren, meist mit Angabe des Landesnamens und des Maximums der Gewichte, vorhanden. Unter diesen 16 Arten gehört nur eine den Welsen an, alle übrigen den Cyprinen, und zwar der Gattung Cobitis mit 2 Barbus, Varicorhinus und Labeobarbus, jeder mit 1 Art. Aus den andern 10 Species Cyprinen hat Heckel die neue Gattung Schizothorax gebildet, welche zwar durch die Mehrzahl der Charaktere mit Barbus verwandt ist, aber durch eine Spalte

ihres Schuppenpanzers am Bauche sich unterscheidet. Zu dieser neuen Gattung ist zur Zeit kein Fisch aus andern Gewässern zu rechnen.

Am Schluße giebt der Verfasser noch eine „Beschreibung zweyer Instrumente zur mathematischen Bestimmung des Fisch-Profils, so wie auch der Lage und verhältnißmäßigen Größe aller Außentheile der Fische," wodurch man, auch ohne Abbildung, ein getreues Bild der Art aus der Beschreibung sich schaffen kann. Die Abbildungen sind zwar nicht kolorirt, aber sehr sauber gezeichnet und von den nöthigen Analysen begleitet; die letzte Tafel (Nr. 12) stellt die erwähnten zwey Instrumente dar. Die äußere Ausstattung ist sehr gefällig.

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Transactions of the Zoological Society of London. Vol. II. Part. 2. etc.

(Schluß.)

15. Observations on the genus Galictis, with the description of a new species etc.

Bell ist übrigens der Meynung, daß es zwey verschiedene Arten vom Grison gebe: die Galictis vittata, wozu er die bisher beschriebenen Thiere zählt, und die Galictis Allamandi als neue Species. Er unterscheidet beyde folgendermassen: 1) Galictis vittata vertice, collo, dorso atque cauda flavescente griseis; rostro, gula et pectore fuscescente nigris; fascia a fronte usque ad humeros flavescente albida; pilis longis laxis. 2) Galictis Allamandi vertice, collo, dorso atque cauda nigricante griseis; partibus inferioribus nigris; fascia a fronte usque ad collum utrinque alba; corpore pilis brevibus adpressis. Ref. bekennt von der spezifischen Differenz dieser beyden Grisons noch nicht überzeugt zu seyn, da die Farbenvertheilung bey ihnen dieselbe, nur bey ersterem lichter, bey letzterem dunkler ist, was durch Mittelglieder leicht vermittelt werden könnte. Beyde Arten sind in vortrefflichen kolorirten Abbildungen dargelegt, aus welchen die Iltis-Aehnlichkeit, die in der Figur von Fr. Cuvier ganz verfehlt ist, deutlich hervorgeht.

16. On a new Subgenus of Fishes, allied to Ophidium. By William Thompson (P. 207—212, tab. 38).

Ein am Strande von Carnlough in der Grafschaft Antrim aufgefundenes todtes Exemplar eines Fisches zeigte sich zwar mit Ophidium verwandt, bot aber gleichwohl solche Differenzen dar, daß Thompson wenigstens eine neue Untergattung, Echiodon, aus ihm errichtete und folgendermassen charakterisirte: Corpus valde elongatum, complanatum et lanceolatum. Caput ovale, rostrum mediocriter productum, os suboblique fissum, maxillae dentibus armatae sicut ossa palatina vomerque, dentes duo utrinque apud maxillae superioris apicem magni et praelongi; maxilla inferior utrinque dente unico cylindraceo terminata, apertura branchialis magna, operculum satis amplum. Pinnae dorsales et anales valde productae. Anus anteriora versus positus. — Die Länge ist 11."

17. Description of a new species of Antelope. By Capt. W. C. Harris, Bombay Engineers. (P. 213—215 tab. 39).

Auf einer vom Kap aus unternommenen Reise ins Innere von Afrika traf Kapitän Harris, als er während drey Monaten zwischen dem 24—26° s. B. jagte, eine kleine, aus 9 Geisen und 2 Böcken bestehende Heerde Antilopen an, von welchen es ihm gelang ein Männchen zu erlegen. Es zeigte sich, daß es einer neuen Art aus der Untergattung Aegoceros angehörte und mit A. equina in Verwandtschaft stand; Harris legte ihr den Namen Aegoceros (Antelope) niger bey. Sie zählt sich den größten Arten dieser Gattung bey; indem die Schulternhöhe 4′6″, die ganze Länge 9′, der Hörner nach der Krümmung 3′ 1″ beträgt. Der Leib ist robust, der Hals breit, der Kopf etwas zugespitzt, die Hufe kurz, die Haare dicht und glatt, am Halse länger als am Leib; vom Scheitel bis zur Mitte des Rückens eine reichliche aufgerichtete $5\frac{1}{2}$″ hohe Mähne, der Schwanz in einen Pinsel geendigt, der etwas unter die Haken herabreicht. Die Hörner sind schlank, aufwärts und rückwärts gerichtet, zu $\frac{3}{4}$ ihrer Länge geringelt. Die Farbe ist tiefglänzend schwarz, hie und da mit dunkel-

braunem Schimmer. Die untere Hälfte der Wangen, ein Längsstrich über jedem Auge bis zur Nase, Kinn, Unterhals, Unterleib, Hinterbacken und Innenseite der Dickbeine sind weiß. — Das Weibchen ist kleiner, mit kürzern, aber ähnlich gestalteten Hörnern. Seine Farbe ist tief kastanienbraun, ins Schwarze übergehend.

Diese Art ist sehr selten, kommt nur in kleinen Familien vor und bewohnt die große Gebirgskette in den mehr östlichen Theilen von Moselekatse's Gebiete.

18. Notes on the Anatomy of the Nubian Giraffe. By R. Owen (P. 217 — 248. tab. 40 — 45).

Die großen Thiergärten in London und Paris gewähren dem Naturforscher nicht bloß den Vortheil, daß er die ausländischen Thiere nach ihren äußern Formen und ihrer Lebensweise kennen lernen kann, sondern sie sind ihm auch eine erwünschte Gelegenheit, sich nach ihrem Tode mit den innern Verhältnissen derselben bekannt zu machen. Was eines der merkwürdigsten Thiere der Schöpfung, die Giraffe, anbelangt, so haben wir eine getreue Darstellung ihrer äußern Formen erst durch die in den europäischen Menagerien lebenden Individuen gewonnen, und ihr innerer Bau wird uns gegenwärtig an Exemplaren, die in den englischen Thiergärten gelebt hatten, aufgeschlossen.

Es war im Jahre 1827, als zum erstenmal lebende Giraffen nach Paris, London und Wien gebracht wurden. Von diesen drey Individuen ist nur das pariser am Leben geblieben und hat der Zoologie die ersten richtigen Abbildungen, nebst einer genauen Beschreibung der äußern Gestalt dieses seltsamen Thieres und seiner Lebensweise geliefert. Die Giraffe in Wien ist bald darauf gegangen, ohne daß durch sie der Wissenschaft eine Förderung zu Theil geworden ist; auch ist an ihrer Stelle keine andere getreten. Das nach London gebrachte Exemplar hielt ebenfalls nicht lange aus, allein sein Abgang wurde so reichlich ersetzt, daß im Jahre 1836 daselbst nicht weniger als sieben lebende Giraffen zu sehen waren. Zwey Männchen und ein Weibchen wurden für Owen der Gegenstand anatomischer Untersuchungen, deren Resultate er hier mit großer Vollständigkeit mittheilt. Wir folgen der Ordnung, in welcher er die einzelnen organischen Systeme betrachtet.

a) Verdauungsorgane. Die ungemeine Beweglichkeit und Ausdehnbarkeit der Zunge von der Giraffe hatte Everard Home (in seinen Bemerkungen über die Anatomie des zuerst nach London gebrachten Individuums) aus der Gefäßaktion abgeleitet, indem jene ein Reservoir enthalte, welches das Thier nach Belieben mit Blut füllen und dadurch die Zunge strecken könne. Owen zeigt nun aber durch eine wohl gelungene Einspritzung, daß weder ein Blutreservoir, noch ein vaskuläres erektiles Gewebe vorhanden seye, daß im Gegentheil lediglich die Muskelbeschaffenheit es ist, welche die verschiedenen Bewegungen der Zunge bedingt. Sieht man hinterwärts in die Rachenhöhle, so scheint sie so vollständig als beym Capibara geschlossen; anstatt aber, wie bey diesem, in einer trichterartigen Form sich zu einer kleinen runden Depression zu verengern, ist sie durch einen Querschlitz geendigt, aus welchem eine weiche abgerundete Klappe, vom breiten oberen Rand des Kehldeckels gebildet, hervorragt. Der Magen zeigt in jeder Beziehung die Structur, welche den gehörnten Wiederkäuern eigen ist. Die Zellen des Netzmagens sind, wie beym Rennthier, ungemein seicht. Die dünnen Därme sind 91′, die dicken 43′ 2″ und der Blinddarm 2′ 2″ lang an einem Exemplare gefunden worden. Die Leber ist klein, flach, aus einem Lappen, mit einem kleinen hintern Spigelschen Fortsatz bestehend. Da das Vorkommen einer Gallenblase die hohlhörnigen Wiederkäuer von den dichthörnigen unterscheidet, so war Owen besonders begierig auf diesen Umstand; allein seine Untersuchungen haben kein definitives Resultat geliefert und von neuem den Beweis gegeben, wie wenig es gerathen ist, aus einer einzigen Zergliederung allgemeine Resultate zu ziehen. Während er nämlich an den beyden Männchen auch nicht eine Spur von Gallenblase wahrnahm, fand er dagegen beym Weibchen eine große, und was das Sonderbarste dabey ist, eine gedoppelte, indem sie der Länge nach durch eine Scheidewand in der Mitte abgetheilt war. Uebrigens ist Owen der Meynung, daß der Mangel einer Gallenblase den normalen Zustand bezeichnen möchte. Bauchspeicheldrüse, Milz und Nieren zeigten nichts Besonderes.

b) Organe des Kreislaufs. Das Herz ist 8 1/2'' lang und an der Basis eben so breit. An dieser ist, auf der einen Seite des Ursprungs der Aorta und in den sehnigen Kreis eingelagert, welcher den Muskelfiebern des Ventrikels Anheftung giebt, ein gekrümmter 2/3'' langer Knochen. Der Bogen der Aorta giebt, nach Aussendung der Gefäße fürs Herz selber, 1) eine starke arteria innominata ab, welche sich in die rechte arteria vertebralis, in die rechte a. subclavia (oder, da den Wiederkäuern Schlüsselbeine fehlen, richtiger gleich a. brachialis genannt) und in den gemeinschaftlichen Stamm der beyden Carotiden spaltet; 2) die linke a. brachialis, und 3) die linke a. vertebralis.

c) Nervensystem. Das Gehirn der Giraffe gleicht in seiner allgemeinen Form, so wie in der Zahl, Anordnung und Höhe der Windungen, dem des Hirsches; es ist mehr niedergedrückt als bey der Antilope (A. picta) und verhältnißmäßig breiter und höher als beym Rinde; das große Hirn liegt ganz vor dem kleinen. Bey einem so langhalsigen Thiere, wie die Giraffe, ist auch die Halsportion des Rückenmarks auffallend lang; überdieß zeigt der Ursprung der Halsnerven von diesem Theile eine ungewöhnliche Erscheinung. Weil nämlich die Verlängerung desselben während der Fötus-Entwicklung durch einförmige Zwischenablagerungen bewirkt wird, so werden die Nervenwurzeln zugleich von einander getrennt, und da der unterste Wurzelfaden eines Nervens von dem höchsten des nächst untern nicht weiter entfernt wurde als dieser von dem folgenden Faden desselben Nervens, so breiten sich die Fäden, welche die Wurzel eines einzelnen Halsnervens bilden, über einen beträchtlichen Raum aus, so z. B. erhält der dritte Halsnerv seine Fäden von einer 6'' langen Strecke des Rückenmarks. Auch der rücklaufende Nerv zeigt bey der merkwürdigen Länge des Halses ein interessantes Verhalten.

d) Muskeln. Owen fand keine Eigenthümlichkeit von Wichtigkeit bey der Untersuchung der Muskeln auf. Das Nackenband, wie sich's erwarten läßt, ist ungemein stark.

e) Knochengerüste. Auch nachdem, was bisher über das Skelet der Giraffe bekannt geworden ist, weiß Owen noch viele neue Bemerkungen, besonders im Vergleiche mit andern verwandten Thieren, beyzufügen. Von besonderer Erheblichkeit sind seine Betrachtungen über das sogenannte dritte Horn, welches als ein breiter, aber kurzer Höcker in der Mitte der Stirn sitzt, und daselbst, nach Cretzschmar's und Cuvier's Angaben, durch eine Nath eingelenkt seyn soll. Owen bemerkt hierbey, daß eine Untersuchung im Frankfurter Museum ihm eine solche Sutur nicht habe wahrnehmen lassen. Ueber seine eigenen Exemplare sagt er: „An einer erwachsenen männlichen kapischen Giraffe rührt der Anschein von einer Auszeichnung des vordern Horns lediglich von einigen unregelmäßigen Gefäßgruben am Umfange seiner Basis her, aber ähnliche Gruben sind auch am weiblichen Schädel sichtlich; überdieß zeigt ein Schnitt durch die Mitte des Stirnhöckers, daß er durch die Verdickung und Erhebung der vordern Enden des Stirnbeins und der anstossenden Enden der Nasenbeine gebildet ist. Bey der männlichen nubischen Giraffe, welche fast 2/3 ihrer Größe erreicht hatte, waren die hintern Hörner, gleich andern Epiphysen, minder fest als an der ausgewachsenen kapischen Giraffe befestigt, und sie lösten sich von den Stirn- und Scheitelbeinen nach kurzer Maceration ab. Wäre nun der vordere Höcker durch eine ähnliche getrennte Verknöcherung entstanden, so müßte er unstreitig dasselbe Verhalten gezeigt haben; er bestund jedoch allein aus einer theilweisen Erhöhung der Stirn- und Nasenbeine, wie bey der kapischen Giraffe.“ Ref. fügt nach Ansicht des in der hiesigen Sammlung aufbewahrten Schädels einer jungen nubischen Giraffe von 8 1/2' Höhe die Bemerkung bey, daß auch an selbigem zwar die vordere Vorragung, aber keineswegs eine Nath vorhanden ist, so daß die Angabe einer solchen von andern Schriftstellern auf einem Irrthume zu beruhen scheint.

f) Geschlechtsorgane. Werden sehr detaillirt beschrieben und mit denen der Hirschthiere und Kameele verglichen.

Als Schlußresultat aus allen diesen Untersuchungen ergiebt sich dem Verfasser, daß die Giraffe ein modificirter Hirsch ist, die Zusammenstellung mit dem Kameel daher verfehlt. Durch diese wichtige, von 5 meisterhaften Abbildungen begleitete Abhandlung ist jetzt der innere Bau der Giraffe vollständig erörtert.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Grundzüge einer neuen Theorie der Pflanzenzeugung. Von Stephan Endlicher. Wien. Fr. Becks Universitäts-Buchhandlung. 1838. 8. 22 S.

Erster Artikel.

Seit mehr als einem Jahrhundert hält die Frage über die Sexualität der Pflanzen die Aufmerksamkeit Aller in Spannung, welche sich um die Lebensäußerungen der organischen Schöpfung überhaupt näher bekümmern. Ohne hier auf Prioritätsrechte einzugehen, ohne überhaupt im Verlaufe der nachfolgenden historischen Darstellung bestimmten Personen die Entdeckung oder den genaueren Nachweis von Thatsachen und Hypothesen zuschreiben zu wollen, läßt sich doch die Ursache angeben, warum gerade diese physiologische Frage aus dem Gebiete der Pflanzenkunde im Verhältniß zu andern gleich wichtigen aus derselben Sparte, z. B. über Ernährung, Respiration, Saftumlauf u. dgl. mit so großer Vorliebe und Leidenschaftlichkeit besprochen wurde. Der Grund liegt nämlich in der Aufstellung des Linne'schen Sexualsystems. Der lichtvolle Gedanke des großen Schweden, eine so wesentliche Eigenschaft des vegetabilischen Organismus, wie die Sexualität, zum Eintheilungsgrunde eines neuen Systems zu machen und der glänzende Erfolg des letzteren, welcher auch von den erbittertsten Gegnern nicht geläugnet werden konnte, mußte die ganze botanische gelehrte Welt im höchsten Grade aufregen, um so mehr, da sich andere Methoden, denen Scharfsinn und im Detail glückliche Kombinationen eben so wenig abzusprechen sind, bereits geltend gemacht hatten. Die Linneïsche Lehre von der Sexualität der Pflanzen erlitt in der ersten Zeit nur deßhalb so große Anfechtung auch als physiologisches Axiom rücksichtlich ihrer Wahrhaftigkeit und allgemeinen Gültigkeit, weil sie sich zugleich als leitendes Princip einer neuen Eintheilung des Pflanzenreiches hervorstellte. Die gelungenen Versuche, künstliche Befruchtungen bey Pflanzen getrennten Geschlechtes zu bewirken oder auch durch Kreuzung nahe verwandter Arten Bastardbildungen zu erzeugen, brachten zwar den größten Theil der Gegner bald zum Schweigen, aber eine geheime Opposition dauerte nichts desto weniger das ganze Jahrhundert durch fort, und wurde immer wieder lauter, je mehr man sich überzeugte, daß in der Linneïschen Schule nur der Schematismus, nicht aber der Geist des Meisters sich forterhalten habe. Man fühlte zugleich recht wohl, daß die Linneïsche Methode, so tief sie auch, auf die Sexualität der Pflanzen begründet, das innerste Leben dieser Organismen berührte, und deßhalb auch eine größere Anzahl wahrhaft natürlicher Gruppen abgränzte, als jede frühere, dennoch ausschließlich auf ein Merkmal gestützt, nicht jedem Zwange fremd war und darum manchmal die natürlichsten Combinationen zerreißen und unnatürliche verknüpfen, manchmal ihre eigene logische Consequenz verläugnen mußte, um nicht zu offen gegen die Natur zu sündigen. Trotz dem war aber das System wegen seiner Bequemlichkeit und wegen des von allen Seiten heranströmenden Materials, welches bis zu gewissen Gränzen so am leichtesten und sichersten untergebracht werden konnte, auf lange Jahre hin überwiegend und herrschend geworden. Diese Zeit des ruhigen Besitzes blieb nicht ohne Früchte, insbesondere für die Ausbildung der Terminologie, wenn gleich auch hier der unendliche Abstand zwischen Linnee (man vergleiche dessen Terminologie, in welcher seine meisten Schüler untergingen, mit seiner Philosophia botanica) und den meisten seiner Schüler lebhaft hervortritt, und später sogar

in eben dieser Ausbildung das größte Hinderniß für die richtige Erkenntniß der Pflanzenmetamorphose sich ergab. Man konnte und wollte z. B. nicht begreifen, daß, weil man einmal zum Behufe des Schematismus und zur sichern Bezeichnung es angenommen hatte, gewisse Zustände der Blattentwicklung mit eigenen Namen zu belegen und dadurch auch als verschiedene Organe hervorzuheben, dieselben doch nur Modificationen eines und desselben Grundorganes, aber bedingt durch Ort und Zeit der Entwicklung, seyn sollten. Die daraus sich ergebenden Uebelstände des Linnéischen Systemes und ihre Consequenzen wurden von den Gegnern ungerechter Weise auf die Sexualitätsfrage selbst übergetragen, daher kamen denn auch die erneuerten und zum Theil ziemlich unbeholfenen Angriffe auf die Sexualität der Pflanzen in unserm Jahrhundert, als die sogenannte natürliche Methode sich dem Linnéischen System gegenüber mit Erfolg zu begründen begann. Es war eine merkwürdige Zeit, deren Folgen wir noch zu büßen haben. Die versteinerte Terminologie setzte sich der Morphologie, der Schematismus, auf eine einzige Eigenschaft des Pflanzenlebens begründet, dem Bestreben entgegen, alle Aeußerungen der vegetabilischen Lebensthätigkeit zu Merkmalen eines wahrhaft natürlichen Systems zusammen zu fassen. Der Linnéische Genius blieb diesen Debatten fremd. Der große Meister hatte eine Klassification geschaffen, die besser war als jede vorhergehende, die er selbst aber nicht für unverbesserlich und unsterblich ausgab, obwohl sie sich als tabellarische Uebersicht bis auf den heutigen Tag noch als die brauchbarste bewähren würde, wenn sie in den letzten Jahren fortwährend gehandhabt worden wäre. Die zu Grund liegende Wahrheit der Sexualität trennte Er scharf von der Anwendung auf die Systematik, aber seine Schüler und deren Gegner verwechselten Beydes und bereiteten damit namenlose Verwirrung.

Streng genommen wurde aber auch für die Sexualitätslehre von Linné und seinen Schülern weniger geleistet, als man bey der für sie um so größeren Wichtigkeit des Gegenstandes meynen sollte. Nach Aufstellung des Princips beschränkte man sich auf die materiellsten, augenscheinlichsten Versuche und Beweise zu dessen Sicherung. Linné selbst war kein Freund mikroskopischer Untersuchungen, offenbar nicht, weil er die Wichtigkeit solcher Beobachtungen gering schätzte, sondern weil er den Instrumenten seiner Zeit mißtraute und überdieß noch genug mit unbewaffnetem Auge zu entdecken und zu ordnen fand. Er wollte und mußte solche Details sich ferne halten. Daher sind auch alle Pflanzenfamilien, welche selbst zur systematischen Begründung mikroskopische Beobachtungen voraussetzen, am meisten bey ihm verwahrlost. Seine Schüler vergaßen ohnedieß über der Form, dem Systeme und dessen technischer Ausbildung die näheren Vorgänge bey dem Zeugungsprocesse der Pflanzen, und so blieben die Struktur der dabey bethätigten Organe und derenEntwickelung von Malpighi und seinen Zeitgenossen bis auf die neueste Aera mit Ausnahme Einzelner nie zu voller Geltung gerufener monographischer Arbeiten der Wissenschaft unbekannt.

Fassen wir die Ansichten und Erfahrungen Linné's und seiner Schule über die Sexualität der Pflanzen zusammen, um die wesentlichsten Fortschritte der neuesten Zeit dagegen halten zu können.

Nach Linné's Grundansicht galt der geschlechtliche Gegensatz für alle Pflanzen. Er unterschied wohl Phanerogamen oder Gewächse mit deutlich wahrnehmbaren Sexualorganen und Cryptogamen, deren Sexualtheile man noch nicht aufgefunden habe, aber Agamen, wirklich Geschlechtslose, gestattete er eben so wenig, als eine Generatio aequivoca oder spontanea (Philos. bot. 142.) Unrichtige Deutung der sonderbaren Larvenbildungen bey den niedrigern Pflanzenorganismen und deren räthselhafte Vermehrung durch Sprossen und anderweitiges Zerfallen der Mutter-Individuen auf jeder Stufe ihrer Entwicklung in gleich organisirte Nachkommen, veranlaßte erst später die Hypothese, welche von der strengen Linneischen Schule stets unabhängig blieb. Die Staubgefäße waren die männlichen, die Pistille die weiblichen Geschlechtsorgane; durch die Vereinigung beyder in eine Blume waren Zwitterblüthige (Plantae hermaphroditae), durch ihre Sonderung in verschiedenen Blüthen, auf einem und demselben oder auf verschiedenen Individuen, Pflanzen getrennten Geschlechtes (Plantae diclines monoicae, dioicae) gegeben. Zwitterblüthige Pflanzen waren die häufigsten und galten als die entwickeltsten. Auf

die sogenannten polygamischen Blüthen, welche durch zufällige Verkümmerung eines oder des anderen Geschlechtes entstehen, legte Linnée selbst keinen Werth. Das befruchtende Excret des männlichen Organes war der Pollen, bekannt als sehr kleine einfache Bläschen, von verschiedener Gestalt und Oberfläche und mit spermatischem Inhalt; die zur Aufnahme des Pollens bestimmte Partie des weiblichen Geschlechtstheils war die warzige Oberfläche der Narbe, welche das Pollenkorn nicht allein festhielt, sondern auch seinen befruchtenden Inhalt aussaugte und sich assimilirte.

Einigen war eine noch viel weniger materielle Einwirkung der sogenannten aura seminalis genügend. Mehr als die Anwesenheit des Pollens auf der Narbe verlangte aber Niemand zur Befruchtung. Man plagte sich dagegen um so viel mehr und zum Theil mit vielem Scharfsinne darum, wie bey gewissen, scheinbar ungünstigen Anordnungen der Geschlechtstheile in einer Blüthe oder bey getrennten Geschlechtern der Pollen überhaupt auf die Narbe gelangen könne. Spätere Subtilitäten, welche den Zeugungsproceß der Pflanzen mit vornehmeren Worten, aus dem polaren Gegensatze beyder Geschlechter hervorgegangen, Vaccine, Inficirung oder gar Vergiftung nennen, haben mit der Linneischen Schule keinen Zusammenhang. Zum Beweis, wie materiell und roh die Ansichten Vieler über die Erzeugung, und wie gering die Kenntnisse der Struktur ihrer Organe waren, dient die Thatsache, daß noch in diesem Jahrhundert, bey dem neu angefachten Streite über die Sexualität der Pflanzen die Behauptung aufgestellt werden konnte, alle mechanische Reizmittel, z. B. selbst Chausseestaub reichte zur Befruchtung der Narbe hin, und wirklich auch Widerleger fand. Uebrigens erlosch dieser Kampf, so leidenschaftlich und bitter er auch geführt wurde, ohne daß nur eine einzige neue Thatsache als sein Resultat übrig geblieben wäre, und auch in ihm zeigte sich, hoffentlich zum letzten Male die Verwechselung zwischen der Sexualität und dem Sexualsystem.

Von dieser Zeit an werden nämlich die Untersuchungen über das Geschlecht der Pflanzen unabhängig von dem Linnéischen Systeme. Sie hören dadurch, daß die natürliche Methode immer mehr Haltung gewinnt, auf, Principienfrage zu seyn. Die Resultate, welche sie gewähren, treten in die Reihe anderer eben so wichtiger Merkmale aus dem Verlaufe des Pflanzenlebens, denen nun gleiche Rechte zukommen, wie z. B. Metamorphose des Blattes, Entwickelung des Eyes und Samens u. s. w. Sie erhalten überdieß einen festeren Anhaltspunct in den wesentlichen Verbesserungen des Mikroskopes und dem erweiterten und vervollkommneten Gebrauch des Instrumentes. Eine Menge nie geahnter Thatsachen, auf deren Deutung das oben genannte Werkchen hinweist, waren die glänzenden Resultate der Forschungen, welche in Beziehung auf die Struktur und Funktion beyderley Geschlechtswerkzeuge der Pflanzen beyläufig seit den letzten zwanzig Jahren angestellt wurden und welche wir nach ihrem inneren Zusammenhange ohne streng chronologische Folge im Nachstehenden aufführen.

Indem man die Entwickelung der Staubbeutel und die Entstehung des Pollens oder Blüthenstaubes in denselben mittels des Mikroskopes prüfte, gelangte man zu der Thatsache, das der letztere auf eine höchst regelmäßige Weise in den Zellen des Staubbeutels sich ausbilde. Bestimmte Zellen im Innern des zum Staubgefäße entwickelten Blattes (wir müssen hier die Metamorphose des Blattes als bekannt voraussetzen) sind im ersten Stadium der Beobachtung mit einer plastischen Flüssigkeit erfüllt, welche fast plötzlich gerinnt und nun gewöhnlich vier deutlich gesonderte und vollkommen organisirte Individuen — Pollenkörner zeigt. Kurz vor dem Aufspringen der Antheren zerreißen und verschrumpfen die einzelnen Zellenhäute, die Pollenkörner liegen frey in den größern Fächern des Beutels und werden bey dem Oeffnen der letzteren auf mannigfaltig eigenthümliche Weise ausgestreut.

Zum Theil schon früher wurde auch der Bau des ausgebildeten Pollens untersucht. Daß rücksichtlich der Anzahl, Größe, Gestalt der Pollenkörner bey verschiedenen Pflanzen Unterschiede obwalten, wußte man längst, legte aber keinen großen Werth darauf. Aber darauf war man nicht gefaßt, einen sehr complicirten selbstständigen Organismus zu treffen, wo man noch kurz zuvor ein Zerfallen des vegetativen Individuums in seine primären Bestandtheile, in einfache Zellen vorausgesetzt hatte.

Doppelte und dreyfache Umhüllungen durch abermals zellige Häute, regelmäßige Spalten und Löcher der äußern Membranen, oder eine auf gleiche Weise regelmäßig vertheilte Fähigkeit derselben, sich an bestimmten Stellen stärker auszudehnen, wodurch Protuberanzen der inneren Häute und ihres Inhalts möglich werden, und die mannigfachsten Configurationen der allgemeinen Umrisse des Organs waren die ersten Resultate der Beobachtung, in welcher eine neue Welt primärer Formen und ihrer Combinationen mit einem Male aufgieng.

Bey Berührung mit Wasser, verdünnten Säuren und andern Flüssigkeiten, zeigte sich, wenn auch nur auf krankhafte Weise, welche Entwickelungen an dem so mannigfach organisirten Pollenkorn vorgehen können. Man sah oft zugleich an verschiedenen Stellen desselben die Häute in dicke und ziemlich lange Schläuche hervortreiben, die endlich zerplatzen, die befruchtende Feuchtigkeit des Kernes, die Fovilla, entlassen und damit ein, wenn gleich nicht ganz richtiges Bild von dem Processe geben, welcher auf den Narben des Pistills zur Erreichung einer wirklichen Befruchtung statt hat.

Nachdem man sich auf solche Weise von dem complicirten Bau des Pollens überzeugt hatte, mußte natürlich auch der Befruchtungsact selbst einer weiteren Beobachtung unterworfen werden. Die oben angeführten Theorien von mechanischem Festkleben und Entleeren der Pollenkörner durch die Narben-Feuchtigkeit, wie sie unter Voraussetzung einfacher Pollenbläschen entstanden waren, konnten nicht mehr genügen. Das Resultat der Forschungen war die Entdeckung einer fortgesetzten selbstständigen Entwickelung des Pollens auf der Narbe.

Wo die Beobachtung vollständig genug gemacht werden konnte, sah man die Innenhaut der Körner theils durch Mitausdehnung der äußeren, theils durch Vortreten aus Oeffnungen der letzteren sich zu Schläuchen ausdehnen, welche auf der Narbe wurzeln, in ihr Gefüge eintreten, und im Griffel unter Mitwirkung des sogenannten leitenden Zellgewebes (Tissu conducteur) fortsetzen, bis sie im Fruchtknoten angelangt an den noch nicht geschlossenen Eyhäuten vorbey, auf dem nackten Eykerne (nucleus) oder der Keimblase ankommen. Ob dieses bey der Länge mancher Griffel und der mikroskopischen Kleinheit des Pollens manchmal unbegreifliche Sprossen des letztern lediglich seiner eigenen Entwicklung anheimfalle, oder zugleich durch eine Art von Ernährung vermittelst des Zellengewebes des Pistills bedingt werde, ändert nichts in den Folgen des Herganges. Wichtiger erscheinen die Bedenken, daß der ganze Verlauf des Sprossens der Pollenröhren bisher nur bey einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Pflanzen vollständig beobachtet worden ist, und daß nach der Meynung eines auf diesem Gebiete ausgezeichneten Forschers die Eyhäute sich öfters früher schließen sollen, als die Thätigkeit des Pollens eintritt, so daß dadurch ein direkter Contakt des letztern mit dem Eykerne unmöglich gemacht würde. So wichtig indeß diese Einreden für die allgemeine Gültigkeit des Faktums seyn mögen, so kommen sie doch bey der Betrachtung der Ansichten des Hrn. Verf. obengenannter Schrift deßhalb nicht in Betracht, weil dieselben eine unbestreitbare und allgemeine Geltung des Vorganges unmittelbar voraussetzen. Die Nachweisung, daß das Eingehen der Pollenschläuche in den Griffel und deren Fortsetzung bis zum nucleus nicht allgemein und unbedingt zur Zeugung nothwendig sey, würde natürlich an und für sich schon alle hierauf gebauten Theorien über die Befruchtung der Pflanzen wieder beseitigen.

Bevor wir aber nun die Einwirkung der Pollensprossen auf das Ey und dessen Befruchtung verfolgen, betrachten wir einen Augenblick die hievon unabhängigen Beobachtungen, welche wir der neuesten Zeit über die Entwickelungen des Pflanzen-Eyes überhaupt verdanken. Wir können dabey nicht auf die früheren Erfahrungen zurückgehen, deren Resultate ohne Deutung geblieben waren. Mehrfache in der Jugend mit Ausnahme der innersten geöffnete Eyhäute waren allerdings eben so wie Gestaltsverschiedenheiten des Pollens schon zu einer Zeit wahrgenommen worden, wo die Unvollkommenheit der Mikroskope den Werth einer solchen Beobachtung noch erhöht. Aber sie blieben ohne Erklärung, ohne Anwendung und man vergaß sie in ihrer wissenschaftlichen Würdigung häufig wieder ganz und gar.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Grundzüge einer neuen Theorie der Pflanzenzeugung. Von Stephan Endlicher.

(Schluß des ersten Artikels.)

Die Lehre von der Blattentwickelung der Pflanzen mußte auch hier erst Bahn brechen und die nöthigen Anhaltspuncte zu weiterem Forschen bieten. Man mußte überzeugt werden, daß jede Frucht nur aus eigenthümlich gebildeten Blättern besteht, aus deren Rändern oder sonstigen Oberflächen die Eyer als letzte Verzweigung der Pflanze, oder was dasselbe ist, als ihre äußersten Knospen hervortreten. Mit der Entwicklung dieser Knospen hört die Möglichkeit weiteren Sprossens des Pflanzenindividuums an der gegebenen Stelle außer in monströsen, krankhaften Fällen auf, ja diese Knospen bedürfen selbst schon zu ihrer vollkommenen Ausbildung eines außer ihrem Mutterindividuum gelegenen Impulses, der Befruchtung durch den Pollen, und werden erst durch diese selbstständige Organismen, Samen.

Die genauen Beobachtungen der neuesten Zeit zeigten, daß jedes Pflanzeney der mit einem Embryo versehenen Gewächse, auf einem längern oder kürzern Stielchen, dem Nabelstrange, hervorsproßt und am Ende dieses Stielchens als ein vollkommen geschlossenes Bläschen sitzt. Ob dieses Bläschen, der nucleus, eine einfache oder eine Anhäufung von vielen Zellen, ob es das verdickte Achsenende des letzten Pflanzentriebes, des funiculus, oder dessen letzte Blattentwickelung sey, thut vorläufig nichts zur Sache, denn der Thatbestand bleibt derselbe. In einer einzigen oder unter mehreren vorhandenen in einer besonders begünstigten Höhlung des nucleus, wird der Embryo gebildet. Wir sind ohnedieß aufgefordert, auch bey Phanerogamen manche Organe, die ihrem Gefüge nach nur Ergebnisse der Oberhaut seyn sollten, hinsichtlich ihrer Anordnung und Bedeutung für Blatt-, also Achsenbildungen gelten zu lassen (pappus der Syngenesisten, Dorne der Cacteen u. s. w.) und haben, da wir sie selbst bisher nur wenig aus Beobachtungen kennen, noch weniger Nachweise über die Gränze ihrer Entwicklungsfähigkeit. Jedenfalls ist das Eybläschen stets mit einer bey verschiedenen Pflanzen verschiedenen Anzahl häutiger Scheiden oder Schälchen, wie die Eichel von ihrem Schüsselchen, umgeben. Diese liegen concentrisch innerhalb einander und wachsen erst später so aus, daß sie das Ey völlig einschließen und dann die Samenhäute bilden. Ihre Anheftung ist natürlich am Stielchen des Eyes und sie sind als die Blattorgane dieser kleinsten Zweigare ähnlich den Knospenschuppen in andern Fällen anzusehen. Ihre gedrängte Stellung unter sich und ihr zartes Gefüge weisen diese Deutung ihrer ursprünglichen Anlage nicht zurück und wir sehen in monströsen Fällen den funiculus sich sehr verlängern, und die Häute oder Schälchen an ihm in größere Entfernung aus einander rücken und zu grünen Blättern auswachsen. Auch bey normalen Entwicklungen sehen wir das Stielchen befähigt, sowohl in seiner Richtung als in seiner Ausdehnung verschiedene Abstufungen darzustellen und daraus ergeben sich die Abtheilungen, welche man gegenwärtig rücksichtlich der Anheftung der Eyer aufgestellt hat, und nach welchen dieselben in ovula orthotropa, anatropa, campylotropa und amphitropa zerfallen. Zur Sache selbst sind diese Eigenheiten indessen eben so wenig wesentlich als der Unterschied zwischen aufrechten und überhängenden Blüthen u. s. w., da die Anheftungsstelle des Eykernes auf dem Stielchen und, wie wir

gleich sehen werden, die Richtung des Embryos in dem ersteren unverändert dieselbe bleibt.

Der Embryo wird nach der Befruchtung in dem centralen geschlossenen Bläschen des Eyes, in dem nucleus aufgefunden und entwickelt sich darin mit oder ohne Eyweißkörper bis zur Samenreife. Hat man nun das Stielchen des Eyes als die letzte Verzweigung der Mutterpflanze und die Eyhäute als dessen Blattorgane gelten lassen, und will man endlich im nucleus selbst, analog dem Fruchtknoten, den letzten in sich abgeschlossenen Blattkreis des Stielchens erblicken, der zur geschlossenen Hölung verwächst, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß durch die Befruchtung geweckt, das Stielchen auch innerhalb dieses Blattkreises noch fortsprossen, und zur eigentlichen Endknospe, dem Embryo sich ausdehnen könne. Demzufolge bildete sich auch, bald nachdem die Struktur des Eyes bis zu diesem Puncte bekannt war, die Ansicht aus, der Embryo im Samen sey die letzte Knospe der Mutterpflanze, welche durch die Befruchtung entwickelt und zum Theil (bey Bastarden) für ihre ganze Lebensdauer modificirt, sich in seinem Wurzelende eben so von dem Stielchen (funiculus) ablöse, wie das ganze Samenkorn von dem Fruchtblatte, oder die Frucht von dem Zweige, auf welchem sie erwachsen ist.

Man sah nach dieser Ansicht zwischen der Samenbildung und der Entwicklung von Bulbillen oder Knöllchen, Knospen, in den Achseln der grünen und zum Theil selbst der Blumenblätter, oder noch mehr derjenigen Körper, welche z. B. bey Crinum durch eine eigenthümliche Umbildung der Eyer im Fruchtknoten selbst entstehen, keinen Unterschied als die Nothwendigkeit einer vorausgehenden Befruchtung für den Samen und die daraus sich ergebende Correktion und Zurückführung der auf diesem Wege erzielten neuen Generation auf die ursprüngliche Form der Art mit (in der Regel eintretender) Beseitigung der zufälligen Eigenthümlichkeiten des Mutterindividuums.

Aber neue Wahrnehmungen stellten sich dieser Ansicht direkt entgegen. Man beobachtete nämlich, daß derjenige Theil des Embryos, welchen man als seine ursprüngliche Verbindungsachse mit der Mutterpflanze ansehen mußte, das Stengelchen gewöhnlich mit Unrecht Würzelchen (radicula) genannt, immer nach dem Gipfelende des Samens, also diametral von der Mutterpflanze abgewendet, die Spitze der Keimblätter dagegen, also die Spitze der jungen Knospe ihr eben so zugewendet erscheint. Alle Biegungen des Stielchens und Krümmungen des Eyes selbst haben in der Erfahrung hier nichts geändert. Bey den vier bisher angenommenen Modifikationen in der Anheftung und Wendung der Eyer steht immer das Würzelchen mehr oder minder genau dem Anheftungspuncte des Samens diametral entgegen gesetzt.

Von dieser Erfahrung wenden wir uns zurück auf die früher rücksichtlich der Thätigkeit des Pollens erhobenen Wahrnehmungen. Die Pollenröhren sprossen durch Narbe, Griffel, Fruchtknoten und Placenta fort bis sie an die Stelle des nucleus gelangen, wo derselbe noch von den Eyhäuten entblößt ist, an die sogenannte Mikropyle. Ihre Wirksamkeit an dieser Stelle wurde sehr verschieden gedeutet. Nach Einigen übten sie hier an der Außenseite des geschlossenen Eybläschens dieselbe befruchtende Thätigkeit aus, welche man früher dem Pollen überhaupt auf der Narbe zuschrieb, sie befruchteten oder inficirten die ganze Blase von außen; nach Andern durchbohrten sie dieselbe, ergossen in ihr Inneres ihre spermatische Flüssigkeit und diese gerann in der Blase und in dem hiezu geeigneten Inhalt derselben zu dem Embryo. Nach Dritten endlich stülpten sie den Scheitel der Blase einwärts, bildeten somit einen gegen die Basis derselben gekehrten Schlauch, in welchem ihre Spitze umschlossen war, und diese gestaltete sich, von dem oberen vertrocknenden Theile der Pollenröhre getrennt, zum Embryo um.

Wenden wir diese Ansichten auf die Sexualität der Pflanzen im Allgemeinen an, so ergeben sich daraus die Resultate, daß Hypothese 1 und 2 in gehöriger Weite genommen die bisherige Vertheilung der Geschlechter und die Funktion der der beyden zugewiesenen Organe immerhin anerkennen; Hypothese 3 dagegen die Funktionen geradezu umkehrt,

und das bisher als männlich gedachte Organ zum weiblichen macht, wenn wir anders hier den Satz noch gelten lassen wollen, daß das männliche Princip das aktive, bethätigende, formelle, das weibliche dagegen das passive, empfangende, materielle sey. Nach dieser Ansicht wäre das Pollenkorn selbst, wenn es aus der Anthere kommt, ein in sich abgeschlossener Pflanzenorganismus, der aber auf keinem andern Boden zu wachsen vermag als auf der Narbe. Hier angelangt treibt er seine Röhren aus, erreicht mit denselben die Eyer und an oder in diesen wird die Spitze der Röhre zum Embryo umgewandelt, der als Basis einer neuen Pflanze übrig bleibt, während der ganze Pollenkörper abstirbt. Bis zu einem gewissen Puncte ließe sich diese Entstehung des Embryo mit der Knollenbildung z. B. der Kartoffeln vergleichen, wo auch der größte Theil der Mutterpflanze abstirbt und nur wenige knollige Anschwellungen unterirdischer Zweige das Leben des Individuums forterhalten. Die unläugbare Erfahrung aber, daß jede Knollen- und Zwiebelbildung alle Eigenthümlichkeiten des Individuums beybehält, ja noch mehr fixirt, während die Samen-Erzeugung gleichsam jede Persönlichkeit (mit Ausnahme gewisser Kulturpflanzen) wieder aufhebt und auf den allgemeinen Charakter der Art zurückführt, weist uns darauf hin, daß die Fortpflanzung der Vegetabilien durch den Pollen kein solches Sprossen seyn könne. Noch mehr überzeugt uns die Entstehung hybrider Pflanzen und deren Unfähigkeit, sich weiter fortzupflanzen, analog den thierischen Bastarden, daß die Wurzelung des Pollens und deren Resultat, die Entstehung des Samens, nicht allein die Folge eines eigenthümlichen Substrates oder Bodens seyn könne, sondern aus einer Wechselwirkung beyder Geschlechte, aus einer Zeugung hervorgehen müsse. Derselben Ansicht ist auch der verehrte Hr. Verfasser oben angezeigter Schrift, indem er die Sexualität der Pflanzen keineswegs läugnet, sondern die Funktionen nur umkehrt und dabey als Thatsache annimmt, daß die Enden der Pollenröhren in dem umgestülpten Eye wirklich zurück bleiben und sich zum Embryo umgestalten. Demgemäß wäre, wie auch Hr. Endlicher annimmt, das Pollenkorn weiblicher Natur, die Anthere also der Eyerstock, wobey sich eine sehr complicirte Entwickelung des Eyes vor dessen Befruchtung in einem auffallenden Gegensatze gegen das Thierreich ergäbe. Das männliche Princip findet der verehrte Verfasser in den Drüsen der Narbe, welche nach ihm kein bloß leitendes Organ ist, und deren eigenthümliches Sekretum das Pollenkorn befähigt, in das Innere des Pistills einzudringen. Hier geschieht also die Befruchtung. Ihre Folge ergiebt sich, wie im ganzen vegetativen Leben, durch Weitersprossen und darum muß der noch undeutliche Embryo an einer Verlängerung der Achse, die ihn bisher mit dem Pollenkorn in Verbindung erhalten hat, noch fortwachsen, bis er zu dem Organ gelangt, das ihn gebären soll, zu dem Eykerne. Demgemäß wäre das leitende Zellgewebe im Griffel der Oviduktus, das bisher sogenannte Ey der Uterus. Auch ist der Verfasser nicht abgeneigt, dem ersteren eine gewisse Mitwirkung als befruchtende (ernährende?) Substanz einzuräumen.

Halten wir nach dieser Ansicht den Hergang der Zeugung bey den Phanerogamen zusammen, und bedienen wir uns dabey der deutlichen Anschauung wegen des Beyspieles einer im Linnéischen Sinne des Wortes diöcischen Pflanze, wie der Hanf. Hier trüge also das eine der zwey zur Samenerzeugung nöthigen Individuen, das bisher als männlich angenommene, die Antheren, nach des Hrn. Verfassers Sinn die Eyerstöcke und Eyer, und wäre somit nun weiblich. Das andere trüge die Pistille und somit die Organe, welche nach der neuen Ansicht zwitterig wären, indem sie den Oviductus und den Uterus einschließen, zugleich aber auch in der Narbe das männliche Geschlechtsorgan an sich tragen, welches den Eingang zu den oben genannten verschließt, und das übertragene Ey erst zum Eintritt bethätigen muß. Somit wären die Organe, welche zum weiblichen Systeme in seinem vollen Umfange gehören, an zwey völlig geschiedene Individuen vertheilt, die zusammengenommen erst ein vollständiges Pflanzenweib bildeten, und das eine dieser Individuen, das die Narbe trägt, wäre zugleich männlich, also ein unvollkommener Hermaphrodit. Bey den bisher sogenannten Zwitterpflanzen rücken die

in ihrer Deutung geänderten Geschlechtsfunctionen nur näher an einander, aber ihre Wechselwirkung und deren Zeitfolge bleibt dieselbe.

Wir gestehen, daß wir dieser Ansicht, in so ferne sie den Boden der bisherigen Beobachtungen und Erfahrungen verläßt und als Hypothese erscheint, nicht beypflichten können.

Die bisherigen Erfahrungen sprechen sich nicht weiter aus, als daß die Lage des Embryo im Eye so beschaffen sey, daß dieselbe nicht wohl als eine Fortsetzung oder Achse des Eystielchens betrachtet werden könne, und zugleich, daß die Röhren oder Triebe des Pollens mit der äußeren Wandung des Eybläschens (des nucleus) in direkte Berührung kommen.

Nun wissen wir aber, daß schon den Karpellarblättern die Fähigkeit gegeben ist, an allen Theilen des eingeschlagenen Randes und der Innenwandung Eyer zu produciren; die mannigfache Zahl, Anordnung und Richtung der Eyer bey verschiedenen Pflanzen weist dieses zur Genüge nach. Gesetzt nun, der nucleus, das Eybläschen, bestünde aber auf eine ähnliche Weise wie das ovarium aus einem einzigen Blatte oder aus einem Kreise von mehreren Blattgebilden, wie die Anwesenheit der äußeren scheidenartigen Eyhäute am Stielchen als Vorblätter nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt. Gesetzt noch mehr, es gehöre zu den weiter oben angedeuteten Blattbildungen, deren Bedeutung als solche nicht mehr aus ihren Gefüge, sondern nur mehr aus ihrer Funktion bey Phanerogamen ersehen werden kann. Wäre damit nicht die Möglichkeit gegeben, daß der Embryo aus irgend einer Stelle der Innenwandung, so wie die ovula aus den Karpellarblättern, hervorsprossen könnte, ohne daß er eine direkte Fortsetzung der Achse des Stielchens wäre, ohne daß also seine Richtung gegen diese mehr irgend einen Widerspruch begründete. Seine Entwicklung setzte jedenfalls aber die Bethätigung der Eyhaut durch den Pollen, die Befruchtung voraus und aus der Stelle, welche dieser Einwirkung entspricht, indem sie allein nicht durch die Eyhäute gegen den Pollenschlauch verwahrt ist, aus der Micropyle soll der Embryo auch hervorgehen. Er wäre also nur das von der Microphyle gegen die Basis des nucleus herabhängende Ey, ganz so, wie so viele ovula ja auch im ovarium herabhängen. Der Einwurf, daß in so vielen Fällen kein direkter Zusammenhang mit oder seine Anheftung an der innern Wandung des nucleus bisher auch in der ersten Jugend nicht nachgewiesen werden könne, trifft beyde Ansichten gleichmäßig, verliert aber schon dadurch an Stärke, daß wenigstens sein Zusammenhang am Radikularende mit dem Eyweißkörper und somit durch diesen vermittelt mit der Haut des nucleus nicht geläugnet werden kann.

Nach dieser Ansicht entstünde also der Embryo nicht aus der Spitze der Pollenröhre oder aus der in ihr enthaltenen Fovilla, sondern aus der innern Wandung des nucleus, da, wo dieselbe durch die befruchtende Kraft der Fovilla, welche aus der Röhre des Pollens auf die Außenseite des nucleus sich ergießt, zu einer solchen Entwickelung bethätigt wird, an der Micropyle und die Funktionen, welche man bisher den Sexualtheilen der Pflanzen zugeschrieben hat, blieben dabey bis auf gewisse Modificationen unverändert.

Werfen wir, bevor wir weiter gehen, einen Blick auf die wesentlichen Verschiedenheiten, welche zwischen den Vorgängen bey der animalischen und bey der vegetabilischen Zeugung statt haben. Bey den Pflanzen werden alle Theile des Geschlechts-Apparates nach jedem Befruchtungsacte ganz abgestossen und durch neu hervorgesproßte ersetzt, während bey den Thieren dieselben Organe das ganze Leben des Individuums hindurch in Function bleiben. Selbst die nur einmal blühenden Gewächse, welche in dieser Hinsicht mit den nur einer Zeugung fähigen Thieren noch die meiste Analogie haben, unterscheiden sich noch dadurch, daß sie nach dem Vertrocknen des Zeugungsapparates noch eine Zeitlang vegetiren. Ein zweyter Unterschied liegt in der Ablösung des Pollens und dem Sprossen seiner Röhren, Vorgänge, welche keine Analogie im Thierreiche finden, wir mögen dem Organe nun eine männliche oder weibliche Bedeutung beylegen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.
Nr. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Report of a Joint Committee of Physics and Meteorology referred to, by the Council of the Royal Society, for an opinion on the propriety of recommending the establishment of fixed magnetic observatories, and the equipment of a naval expedition for magnetic observations in the Antarctic Seas, to Her Majesty's Government, and to report generally an the subject: together with the Resolutions adopted on that Report, by the Council of the Royal Society.

Der Bericht, welchen Herschel Namens der physikalisch-meteorologischen Commission dem Concil der königlichen Societät in London über die Gründung fester magnetischer Observatorien und die Ausrüstung einer See-Expedition ins südliche Polarmeer erstattet hat, so wie die hierauf gefaßten Beschlüße, und die am ersten July dieses Jahres erlassene Aufforderung der königlichen Societät zur Mitwirkung bey dem großen Unternehmen, ein planmäßiges, nach einem sehr großen Maaßstab entworfenes System magnetischer Beobachtungen zu Stande zu bringen (for executing a concerted system of magnetic observations on the most extended scale), haben für das ganze naturwissenschaftliche Publikum ein so großes Interesse, daß es angemessen erscheint, den wesentlichen Inhalt jener Actenstücke auch in diesen Blättern mitzutheilen. Auch sollen einige Bemerkungen über die zweckmäßigste Art der Mitwirkung und über die dafür zu treffenden Einrichtungen beygefügt werden. Es können diese letztern vor der Hand dazu dienen, ein ausführliches Programm zu ersetzen, welches die königliche Societät nach Vereinbarung mit dem in Deutschland schon mehrere Jahre bestehenden magnetischen Vereine zu veröffentlichen beabsichtigt (a more particular programme of them will be forwarded to you as soon as the details are sufficiently matured to admit of its printing and circulation: but it may here be noticed that one essential feature of them will consist in observations to be made at each station in conformity with the system (in so far as applicable) and at the times already agreed on by the German Magnetic Association, either as they now stand or as (on communication) they shall, by mutual consent, be modified — heißt es darüber in der schon erwähnten von der königlichen Societät ergangenen Aufforderung zur Mitwirkung). Denn da die Veröffentlichung eines solchen ausführlichen Programmes durch unvermeidliche äußere Umstände leicht so lange verzögert werden kann, daß manche Theilnehmer es zu spät erhalten werden, um darnach ihre Einrichtungen zu treffen, so werden ihnen einige vorläufige Ausführungen dessen, was in obigen Actenstücken angedeutet ist, willkommen seyn. Es wird dadurch vielleicht erreicht werden, daß mancher Beobachter noch zur rechten Zeit die Beobachtungen wird beginnen können.

1) Auszug aus Herschels Bericht.

„Die Untersuchungen über den terrestrischen Magnetismus haben neuerlich sehr wichtige Fortschritte gemacht, die nicht allein wesentlichen Einfluß auf den Gesichtspunct gewonnen haben, aus welchem hinfüro dieser Gegenstand von theoretischer Seite aufgefaßt werden muß, sondern auch auf die Beobachtungsmethoden, welche anzuwenden sind,

um unsere Kenntniß von den gegenwärtig vorkommenden magnetischen Erscheinungen zu vervollkommnen und zu ergänzen, und genaue Data zu gewinnen, womit die Elemente der Theorie gefunden und geprüft werden können. Man hat lange Zeit geglaubt, daß die Veränderungen im Stande der Boussole, die man überall auf der Erde beobachtet, bestimmten periodischen Gesetzen unterworfen seyen, wornach sie einerseits einen mehrere Jahrhunderte umfassenden Kreislauf bildeten, der von unbekannten Verhältnissen, vielleicht von Bewegungen im Innern der Erde, abhinge, andererseits einen periodischen Wechsel zeigten, welcher dem Wechsel von Hitze und Kälte folgte, wie er sich aus der jährlichen und täglichen Bewegung der Sonne ergäbe. Die Entdeckung der außerordentlichen Veränderungen im Stande der Boussole zur Zeit der Nordlichter und vieler anderer kleiner und unregelmäßiger Schwankungen beweist aber hinreichend, daß die Gesetze des Erdmagnetismus nicht so einfach sind, um mit so wenig Worten zusammengefaßt werden zu können. Dazu kommt, daß auch die wichtige Entdeckung — die unseres Wissens Alexander von Humboldt zuerst ausgesprochen hat, daß nämlich die plötzlichen Veränderungen im Stande der Boussole in großen Entfernungen gleichzeitig eintreten, eine Entdeckung, die seitdem eine bewundernswürdige Bestätigung in einem weiteren ganz Europa umfassenden Kreise durch Gauß und Weber und die übrigen Mitglieder des magnetischen Vereins in Deutschland erhalten hat — genügend beweist, daß die Wirkungssphäre der Ursachen jener Veränderungen, welche man anfangs für locale zu halten geneigt ist, weit über die Grenzen hinausreicht, auf welche man diesen Ausdruck noch anzuwenden pflegt."

Hierauf wird berichtet, wie die magnetischen Beobachtungen von den Beobachtungen der Boussole allmählich über alle magnetische Elemente (Deklination, Inclination und Intensität) ausgedehnt worden sind, und wie auch die Veränderlichkeit der anderen Elemente erkannt wurde, woraus die Nothwendigkeit hervorging, alle diese Veränderungen gleichzeitig zu verfolgen.

„In der Ansicht im Allgemeinen, den Beystand des Staats im Verfolg dieser großen Untersuchung über den Erdmagnetismus anzurufen, und zwar in der doppelten Weise, welche der Commission zur Begutachtung vorliegt (nämlich durch Gründung magnetischer Observatorien auf mehreren auserwählten festen Stationen und durch Aussendung einer Schiffsexpedition ausdrücklich für solche Beobachtungen in das südliche Polarmeer) stimmt die Commission vollkommen überein. Sie glaubt, daß der Gegenstand jetzt einen solchen Grad sowohl theoretischer als practischer Wichtigkeit erreicht hat und für die Anwendung exacter Forschung ein so schönes früher nie gekanntes Ziel darbietet, daß seine Empfehlung durch die königliche Societät zur Erneuerung derjenigen National-Unterstützung, der wir die erste Declinationscharte zu verdanken haben, die unser berühmter Landsmann Halley i. J. 1701 auf den Grund der Beobachtungen construirte, welche auf einer ausdrücklich zu diesem Zwecke von der Brittischen Regierung ausgerüsteten Entdeckungsreise gesammelt wurden, vollkommen gerechtfertigt erscheint."

Hierauf folgt die Begründung der Vorschläge im Einzelnen, welche durch den folgenden Beschluß des Concils der königlichen Societät wirklich angenommen und zur Ausführung gebracht worden sind.

2. Auszug aus den Beschlüssen des Concils der königlichen Societät.

Auf diesen Bericht ist von dem Concil der k. Societät der Beschluß gefaßt worden, in tiefer Ueberzeugung von der Wichtigkeit der wissenschaftlichen Zwecke, welche durch eine Expedition in die südlichen Polarmeere und besonders durch die Gründung magnetischer Observatorien auf der Südhemisphäre zu erreichen sind, der Regierung Ihrer Majestät angelegentlich zu empfehlen, sie möge geruhen, die Ausrüstung einer solchen Expedition anzuordnen; und zugleich — in Betracht, daß die Unvollständigkeit unserer jetzigen Kenntniß von der Größe und den Veränderungen der magnetischen Elemente die Gründung fester magnetischer Observatorien auf bestimmte Zeit an verschiedenen Puncten der Erdoberfläche höchst wünschenswerth mache,

besonders in Canada, St. Helena, Van Diemen's Land, Ceylon und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung — auch die Gründung solcher Observatorien der Regierung Ihrer Majestät angelegentlich zu empfehlen.

3) Auszug aus der Aufforderung der königlichen Societät zur Mitwirkung bey Ausführung eines planmäßigen, nach einem großen Maaßstab entworfenen Systems magnetischer Beobachtungen.

„Der Secretär der königlichen Societät giebt zunächst Nachricht davon, daß in Folge der gemachten Vorstellungen die Regierung Ihrer Majestät die (nun in Ausführung gebrachte) Ausrüstung einer See-Expedition von zwey Schiffen unter Capitän James C. Roß Commando angeordnet hat, welche zum Zweck magnetischer Untersuchungen nach dem südlichen Polarmeere gehen soll; so wie auch die Gründung fester magnetischer Observatorien auf St. Helena, Montreal, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und auf Van Diemensland, zu dem Zwecke, eine Reihe von correspondirenden magnetischen Beobachtungen während eines Zeitraumes von 3 Jahren auszuführen. Auch hat das Directorium der ostindischen Compagnie auf den Wunsch und Antrag der königlichen Societät die Gründung ähnlicher Observatorien in Madras, Bombay und auf einer Station im Himalaya-Gebirge beschlossen."

„Da es nun offenbar im höchsten Interesse für die Förderung der Wissenschaft vom Erdmagnetismus ist, daß jeder Vortheil aus einer so ausgezeichnet günstigen Gelegenheit gezogen werde, um ein planmäßiges System magnetischer Beobachtungen nach einem sehr großen Maaßstab zu Stande zu bringen, so ist es der angelegentlichste Wunsch der königlichen Societät, daß correspondirende Beobachtungen überall, wo es irgend thunlich ist, ausgeführt, und deren Resultate nebst Belegen ihr zugesandt werden.

„Im Allgemeinen sind die anzustellenden Beobachtungen schon im obigen Berichte bezeichnet, jedoch soll ein besonderes Programm darüber noch erscheinen, sobald Alles im Einzelnen vorbereitet und vollendet ist, um dem Druck übergeben zu werden: inzwischen wird vorläufig bemerkt, daß ein Haupttheil in denjenigen Beobachtungen bestehen wird, die auf allen Stationen dem Systeme gemäß (so weit es Anwendung finden kann) in Terminen gemacht werden sollen, wie sie vom magnetischen Vereine in Deutschland angenommen und gehalten worden sind, entweder ganz so, wie dieselben jetzt bestehen, oder so, wie sie (nach Verabredung) mit gegenseitiger Einwilligung werden modificirt werden.

„Eine Reihe meteorologischer Beobachtungen, den magnetischen zwar untergeordnet, aber mit ihnen in Verbindung stehend, sollen auf jeder Station in ähnlicher Vollständigkeit ausgeführt werden.

Hierauf folgt das Verzeichniß der Instrumente womit jedes Observatorium ausgerüstet werden soll.

1	Declinations-Magnetometer	von Grubb in Dublin L. St.	
1	horizontales Intensitäts-Magnetometer		73 0
1	verticales Intensitäts-Magnetometer von Robinson		21 0
1	Neigungsnadel von Robinson		24 0
1	Theodolith von Simms		50 0
2	Beobachtungs-Fernröhre von Simms		6 6
2	Chronometer		100 0

„Das Declinations- und horizontale Intensität-Magnetometer sind bis auf kleine Unterschiede den von Gauß angegebenen, schon weit verbreiteten und gebrauchten Instrumenten ähnlich, so daß die mit letzteren gemachten Beobachtungen und die mit den oben genannten streng vergleichbar sind.

„Die Observatorien werden zugleich mit folgenden meteorologischen Instrumenten versehen:

1 Barometer 1 Höhenbarometer 1 Normal-Thermometer	von Newmann.
Ostler's Anemometer	
Psychrometer Maximum u. Minimum Thermometer Daniell's Hygrometer	von Adie in Liverpool.

Ein Instrument für Luftelectricität.

Bemerkungen über die zu einer erfolgreichen Mitwirkung zu ergreifenden Maaßregeln.

1) Der Zweck des gegenwärtigen Unternehmens.

Die früheren magnetischen Expeditionen hatten, wie in Herschels Berichte richtig ausgedrückt ist, den Zweck, magnetische Karten zu erhalten, wie Halley eine solche zuerst gegeben hat; die gegenwärtige Unternehmung hat dagegen den Zweck, nicht bloß die vorhandenen magnetischen Karten zu verbessern und zu vervollständigen, sondern auch dadurch eine erfahrungsmäßige Grundlage für eine genaue Berechnung der Elemente der Theorie des Erdmagnetismus, welche wir Gauß verdanken, zu gewinnen. Daher muß bey dieser Unternehmung vor allem auf diese Theorie und deren Forderungen besondere Rücksicht genommen werden. Es wird von der großen Bereicherung der Wissenschaft durch jene Theorie in diesen Blättern nächstens ausführlich Rechenschaft gegeben werden; für den vorliegenden Zweck wird es genügen, bloß anzuführen, daß sie zur genauen Berechnung ihrer Elemente und ihrer vollkommenen Prüfung und Bestätigung durch die Erfahrung genaue, für gleiche Zeiträume geltende Mittelwerthe von den drey die magnetische Kraft der Erde bestimmenden Größen (Declination, Inclination und Intensität, oder wie man sie sonst wählen mag) in absolutem Maaße an vielen von einander möglichst entfernten Orten der Erdoberfläche verlangt. Wenn diese Forderungen der Theorie nicht sogleich vollkommen befriedigt werden können, so wird vor der Hand doch schon viel durch ihre genäherte Erfüllung erreicht werden.

Es ist leicht begreiflich, daß nur in civilisirten Ländern lange Zeit fortgesetzte gleichzeitige Beobachtungen leicht und bequem ausgeführt werden können, und daß von andern Gegenden nur kurze Zeit fortgesetzte, an verschiedenen Orten (z. B. an den Orten, wo eine See-Expedition successive landet) nach einander angestellte Beobachtungen zu beschaffen sind. Jene Orte mögen Hauptstationen, diese Nebenstationen heißen. Der kleinste Zeitraum für ein vollständiges System gleichzeitiger Beobachtungen für die Hauptstationen wäre an sich ein Jahr, wenn Mittelwerthe erhalten werden sollen, welche von den von den Jahreszeiten abhängigen Anomalien frey sind. Dieser Zeitraum wird vergrößert, wenn auf die Nebenstationen Rücksicht genommen wird, für deren successiven Besuch etwa drey Jahre nöthig erscheinen. Darum ist der Plan eines dreyjährigen Systems von Beobachtungen gefaßt worden. Diese ununterbrochene dreyjährige Dauer der Beobachtungen auf allen Hauptstationen ist von großer Wichtigkeit und man soll lieber die Beobachtungen beschränken und wenige von Anfang bis Ende beharrlich durchführen, als mit vielerley Beobachtungen beginnen und in denselben später große Unterbrechungen eintreten lassen, durch welche die sämmtlichen Beobachtungen sehr an ihrem Werthe und ihrer Wichtigkeit verlieren können.

Die Brauchbarkeit der Beobachtungen für die Theorie beruht auf der Leichtigkeit, aus ihnen sichere von Tages- und Jahreszeiten unabhängige Mittelwerthe abzuleiten, was nur dann der Fall ist, wenn der Tag durch die Beobachtungen in gleiche Theile getheilt wird, z. B. in 3, 4, 5 oder 6 gleiche Theile. Ueber die letzte Zahl scheint es nicht rathsam hinauszugehen, weil sie an zu wenigen Orten sich durchführen lassen würde; auf die erste Zahl wird sich ein Beobachter beschränken müssen, der keinen Gehülfen hat. Bey Ausführung von sechs täglichen Beobachtungen wird es angemessen seyn, die Stunden so zu wählen, daß die Nachtbeobachtungen zwischen zwey Beobachtern bequem getheilt werden können, z. B. kann der eine Nachmittags um 4^h, 8^h und 12^h, der andere Früh um 4^h, 8^h und 12^h beobachten. Diese Beobachtungen brauchen nicht auf allen Stationen absolut gleichzeitig zu seyn: sie brauchen also nicht nach Göttinger mittlerer Zeit (wie die gleichzeitigen Variations-Beobachtungen in den Terminen), sondern können nach der mittleren Zeit der Station selbst geordnet werden. Jedoch erscheint es wünschenswerth, wenigstens eine (siebente) Beobachtung überall gleichzeitig zu machen, z. B. Mittags nach Göttinger mittlerer Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nr. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Report of a Joint Committee of Physics and Meteorology referred to, by the Council of the Royal Society, etc.

(Fortsetzung.)

Die größte Wichtigkeit für die Theorie hat die Vollständigkeit der Beobachtungen, die nur geringe Schwierigkeit in der Ausführung findet, wenn man von dem verticalen Elemente absieht, von welchem bey Betrachtung der Instrumente mehr die Rede seyn wird. Man könnte leicht zwey Instrumente für die beyden horizontalen Elemente in gehöriger Entfernung von einander aufstellen und beobachten, nämlich ein unifilares und ein bifilares Magnetometer. So unentbehrlich aber auch letzteres für die schnell auf einander folgenden Variations-Beobachtungen in den Terminen ist, so scheint es doch weniger geeignet zur Vergleichung der absoluten Intensitäten in größeren Zwischenzeiten von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, oder von Monat zu Monat, wegen der größeren Veränderlichkeit im Werthe seiner Scalentheile. Man braucht aber für unsern Zweck gar nicht einmal ein Bifilarmagnetometer (dessen hinreichend entfernte Aufstellung vom unifilaren an manchen Orten vielleicht auch nicht zu bewerkstelligen seyn würde), sondern kann sogar durch die Benutzung des Unifilarmagnetometers zu beyderley Zwecken etwas an Genauigkeit gewinnen. Zur Erlangung von Mittelwerthen der Intensität thut es dabey nichts, daß die einzelnen Beobachtungen nicht für einen Moment, sondern für einen Zeitraum von mehreren Stunden gelten. Man läßt dann das Unifilarmagnetometer von 0^h — 4^h schwingen und macht zu Anfang und zu Ende einen Satz Beobachtungen, aus denen die Schwingungsdauer für diesen Zeitraum, der Stand im Anfange und am Ende und der Exponent der Schwingungsabnahme folgt. Dann setzt man es von neuen in Schwingung von 4^h — 8^h u. s. w. Das Magnetometer würde dann nicht mit Dämpfer zu versehen seyn. Von großer Wichtigkeit würde es dabey seyn, durch eine Arretirung des Schiffchens die Vertauschung der Magnetnadel mit einer anderen zu erleichtern, um es möglich zu machen, in einer kurzen Zwischenzeit einen Ablenkungsversuch mit der ersteren auszuführen, wodurch alle Unsicherheit in den Beobachtungen beseitiget werden könnte. Ein besonderer Vortheil bey dieser Beobachtungsweise würde darin bestehen, daß man einen großen Reichthum von Erfahrungen über die Veränderlichkeit des Exponenten der Schwingungsabnahme gewönne.

2) Anforderungen an die magnetischen Versuche und Beobachtungen.

Das erste und wichtigste, was geschehen muß, ehe die täglichen Beobachtungen begonnen werden können, ist die Ermittelung aller Elemente zur Reduction der Beobachtungen auf absolute Werthe, wozu in den „Resultaten des magnetischen Vereins" Anleitung gegeben worden ist. Es ist zu wünschen, daß über diese Versuche genaues Protokoll geführt, und dieses so bald wie möglich eingesandt werde, damit etwaige Zweifel bey Zeiten erlediget werden können. Eben so ist es von der größten Wichtigkeit, diejenigen Reductionselemente, die nicht als absolut constant anzusehen sind, in angemessenen Zeiträumen zu erneuern. Nur wenn man der Reduktionselemente ganz sicher ist, sind die Beobachtungen zur Gewinnung genauer absoluter Mittelwerthe brauchbar.

Von geringerer Wichtigkeit für unsern gegenwärtigen Hauptzweck, als die täglichen Aufzeichnungen, sind die Variations-Beobachtungen in den Terminen, wofür die genaue Kenntniß der Reductionselemente weniger von Wichtigkeit war. Es scheint daher nicht rathsam, die Zahl dieser Termine über die schon verabredeten 4 im Jahre zu vermehren, und es wäre auch kein großer Verlust, wenn selbst diese 4 Termine an einigen sehr entlegenen Stationen wegen zu geringer Zahl von Beobachtern nicht gehalten werden könnten.

Eines der schönsten Resultate, welches sich aus den bisherigen Terminsbeobachtungen ergeben hat, ist die Unabhängigkeit der magnetischen Erscheinungen von Lokaleinflüssen im Allgemeinen, woraus sich im Besonderen auch deren Unabhängigkeit von lokalen meteorologischen Verhältnissen ergiebt. Dieses schöne Resultat läßt sich benutzen, um die Wichtigkeit der meteorologischen Beobachtungen für die magnetischen Probleme zu schätzen. Man übersieht darnach leicht, daß, wenn auch die meteorologischen Beobachtungen nicht ganz zu vernachlässigen seyn dürften, dieselben doch, wo große Anstrengung und Aufopferung mit ihrer Ausführung verbunden seyn würde, ohne großen Nachtheil für den Hauptzweck unterbleiben können. Zwar bietet das jetzige Unternehmen, auch abgesehen von den magnetischen Problemen, die günstigste Gelegenheit zur Lösung mancher meteorologischen Probleme dar; doch ist der Erfolg in letzterer Beziehung nicht so sicher, wie in ersterer; daher es denn natürlich scheint, im Concurrenzfall den magnetischen Beobachtungen die größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

3) Anforderungen an die Instrumente und deren Behandlung.

Die Anforderungen an die Magnetometer sind in den „Resultaten des magnetischen Vereins" hinreichend erörtert worden. Es geht daraus hervor, was damit geleistet werden kann, und wie sie zu behandeln sind, um jede Fehlerquelle auszuschließen. Sollte ein anderes Instrument sie ersetzen, so könnte dieß nur geschehen, wenn es nicht allein an sich eben so vollkommen, sondern auch eben so geprüft und erprobt worden wäre, wie die Magnetometer: Schon aus diesem Grunde scheint es nicht rathsam, vor der Hand von ihrer Anwendung abzugehen. Nun ist in England versucht worden, statt eines Spiegels einen sogenannten Collimator (eine Objectivlinse mit Fadenkreuz in ihrem Brennpuncte) am Magnetstab anzubringen, was in Deutschland früher schon, aber ohne daß der Erfolg bekannt geworden wäre, versucht worden ist. Wenn dieser Collimator aber auch eben so gute Dienste zur Bestimmung der absoluten Declinationsrichtung leistete und in dieser Beziehung von den englischen Physikern vollkommen erprobt wäre, so scheint doch keine genaue absolute Intensitätsmessung damit ausgeführt worden zu seyn. Der größte Vorzug des Magnetometers besteht aber eben darin, daß es für beyderley Messungen, für die absoluten Intensitäts- und Declinations-Messungen, vollkommen geeignet ist. Man darf nicht glauben, durch ein zweytes, bifilar aufgehangenes Instrument dem Mangel abhelfen zu können, weil ein solches zur Beobachtung der Intensitäts-Variationen bestimmtes Instrument zur Ausführung absoluter Messungen für sich allein weniger geeignet ist. Sollten aber auf einer Station bloß absolute Declinations-Messungen und keine absoluten Intensitäts-Messungen ausgeführt werden, oder die letzteren keinen so hohen Grad von Genauigkeit und Zuverlässigkeit wie die ersteren besitzen, so würde auch der Werth der ersteren Messungen vermindert, weil sie allein nicht den Nutzen bringen können, wie beyde zusammen, wenn sie mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt sind. So lange daher das Magnetometer das einzige Instrument ist, mit welchem beyde Messungen gleich vollkommen ausgeführt werden können (die genaue Ausführung der absoluten Intensitäts-Messung mit dem Magnetometer beruht vornehmlich auf den großen Ablenkungen, die damit sehr scharf gemessen werden können, was bey einem Collimator nicht der Fall ist), scheint es rathsam, ihm wenigstens auf allen isolirten Stationen, wo die Beobachtungen besondere Wichtigkeit haben, den Vorzug zu geben, und Versuche mit neuen Instrumenten lieber an Orten vorzunehmen, wo wegen der Nachbarschaft anderer Stationen der Verlust der Beobachtungen für

das ganze Unternehmen von geringerer Bedeutung ist. *)

Da über die Aufstellung des Magnetometers in einem dazu eingerichteten Gebäude nichts gesagt zu werden braucht, weil davon schon in den „Resultaten des magnetischen Vereins" gehandelt worden ist, so mögen nur einige Worte über dessen Aufstellung im Freyen Platz finden. Es kann nämlich der Fall vorkommen, daß es an Zeit fehlt, ein eigenes Gebäude dafür aufzuführen, oder daß die Beobachtungen vor dessen Vollendung schon begonnen werden sollen. Wird der Kasten oder das Gehäuse des Magnetometers gut verschlossen und ein vollkommenes und helles Planglas vor die Lichtöffnung gesetzt, endlich auch der Faden, an welchem das Magnetometer aufgehängt wird, in eine Röhre eingeschlossen, so findet die Aufstellung im Freyen kein wesentliches Hinderniß. Einige Rücksicht ist dann nur noch darauf zu nehmen, daß bey der absoluten Intensitäts-Messung die Ablenkungsversuche recht leicht und bequem ausgeführt werden können. Es wird dabey Vortheil gewähren, wenn ein steinernes Postament zur Aufstellung des Instruments aufgemauert wird, was senkrecht auf den Meridian eine 4 Meter hohe, 1 Meter breite, verticale Wand darbietet. Ungefähr 1 Meter über dem Fußboden, wo das Magnetometergehäus zu stehen kommen soll, kann eine Nische angebracht und darunter ein mit horizontaler Fläche vorstehender Stein eingemauert werden, worauf das Gehäuse bequem gestellt werden kann. Das Gehäuse darf zwar von Holz seyn, doch kann es zum Schutz vor dem Regen eine dünne horizontale Decke von Kupfer bekommen, welche dann (in horizontaler Lage und bey geringer Dicke) eine unmerkbare dämpfende Kraft auf die schwingende Magnetnadel ausübt und dadurch die Beobachtung der Schwingungs-Dauer nicht hindert. An dieser Kupferblechdecke kann ein Stück der den Faden schützenden Röhre befestiget seyn. Durch sie hindurch, so wie durch den Boden des Kastens gehen zwey vertikale Stäbe (oder dünne Röhren), deren Ebene der Mauer parallel (also senkrecht auf dem magnetischen Meridian) ist und den Abstand der Mitte des Magnetstabs von der Verticalen des Fadens halbirt. Symmetrisch von der Nadel aus nach oben und unten, sind an diesen Stäben Träger für den Ablenkungsstab angebracht, so daß der letztere z. B. 21 und 28 Decimeter über oder unter der Nadel aufgelegt werden kann (wenn die Nadel und der Ablenkungsstab etwa 600 Millimeter lang und 1600

*) Es scheint nicht angemessen, hier auf eine genaue Vergleichung eines Spiegel-Magnetometers mit einem Collimator-Magnetometer einzugehen, was aus obigen Gründen so lange als das letztere noch nicht allseitig erprobt ist, nicht nothwendig ist, und sogar, weil keine genaue Beschreibung und Abbildung des letzteren vorliegt, schwierig seyn würde. Indeß möge hier aufmerksam gemacht werden, daß, abgesehen von dem eigenthümlichen Vorzug des Spiegels, daß der zu messende Winkel verdoppelt wird, ferner auch in Betracht kommt, daß ein Planspiegel beym Magnetometer gebraucht wird, welcher vor dem Collimator auch aus dem Grunde den Vorzug verdient, aus welchem er sphärischen Spiegeln vorgezogen worden ist. Hiezu kommt drittens, daß der Spiegel in einem dunkeln Kasten eingeschlossen werden kann, während der Collimator erleuchtet werden muß, was Vorrichtungen nöthig macht, wodurch leicht der Hauptvortheil verloren geht, daß in die Nähe der Magnetometer gar nichts Störendes gebracht zu werden braucht. Viertens muß der Collimator selbst mit einem Glasmikrometer versehen werden, wenn man damit große Ablenkungen beobachten will (beym Magnetometer werden oft Ablenkungen von 3 bis 5 Grad nach jeder Seite gebraucht). Abgesehen davon, daß es viel schwerer ist, ein Glasmikrometer zu erhalten, wo z. B. ein Centimeter eben so genau in 1000 Unterabtheilungen getheilt ist, wie ein 1 Meter langer Maaßstab sehr leicht in 1000 Millimeter getheilt werden kann, und daß es schwer hält, jenes so zu erleuchten, daß die Unterabtheilungen und deren Bezifferung dem Auge eben so hell und deutlich, wie bey diesem, erscheint; so geht dadurch der Vortheil verloren, welcher das Magnetometer auszeichnet, daß die Beobachtungsmittel vom beobachteten Objekte möglichst geschieden sind. — Diese Bemerkungen werden dazu dienen, so viel begreiflich zu machen, daß die Verwechselung des Spiegels mit einem Collimator keineswegs bey diesem Instrumente als eine kleine und unwesentliche Modifikation (slight modification) zu betrachten ist, wie in dem Schreiben der Londoner königlichen Societät geschieht.

bis 1800 Gramme schwer sind). Die Entfernung dieser Träger von einander muß genau regulirt und die Stäbe selbst in vertikaler Richtung etwas verschiebbar seyn, um zu bewirken, daß der Ablenkungsstab genau horizontal zu liegen kommt, und daß die Ablenkung der Nadel im entsprechenden Lagen des Ablenkungsstabes darüber oder darunter, gleich ist. Die Stäbe müssen genau vertikal stehen und ein sie beyde berührendes Lineal einen rechten Winkel mit der magnetischen Axe der Nadel einschließen, was sich leicht durch den Reflex eines Spiegels prüfen läßt, der auf das Lineal aufgelegt wird.

Bey den Versuchen zur genauen Bestimmung der Reductionselemente braucht man zwey Magnetometer, um mit dem einen die Variationen zu beobachten, während man mit dem andern die Versuche macht. Zu dem Hauptmagnetometer, mit welchem die Versuche gemacht werden, sind meist 600 Millimeter lange 1600 bis 1800 Gramm schwere Nadeln angewendet, die sich im Gebrauche so bewährt haben, daß es nicht rathsam scheint, von diesen Maaßen bedeutend abzuweichen. Sollte es aber an manchen Stationen nicht thunlich seyn, zwey so große Magnetometer in gehöriger Entfernung von einander aufzustellen, so würde man sich zum Hülfsmagnetometer auch eines kleinen transportabeln Magnetometers mit Vortheil bedienen können, welches im dritten Bande der Resultate beschrieben worden ist.

Endlich mögen noch einige Worte über die Instrumente zur Messung des dritten verticalen Elements oder der Inclination gesagt werden. Wer sich practisch mit der Ausführung dieser Messung beschäftigt und insbesondere die täglichen Variationen zu beobachten versucht hat, weiß, wie wenig die besten Instrumente dem Zwecke genügen. Der Grund davon liegt in der Natur der Sache und kann nicht vermieden werden, so lange die zu messenden Kräfte zum Theil vertical sind und von der Schwerkraft geschieden werden müssen. Die dann nothwendige verticale Drehung sowohl, wie die Umkehrung der Pole durch gewaltsame bey feinen Meßapparaten nicht zuläßige Operationen sind theils gar nicht, theils sehr schwer zu vermeiden. Es ist aber im zweyten Bande der „Resultate des magnetischen

Vereines“ (für 1837) ein Mittel angegeben worden, durch Messung horizontaler Kräfte die Neigung zu ermitteln, nämlich durch das Inductions-Inclinatorium. Die in den Resultaten beschriebene Einrichtung des Inductions-Inclinatoriums läßt nur eins zu wünschen übrig, daß man nämlich die kleine Boussole, deren Ablenkung gemessen werden soll, mit einer an einem Faden aufgehangenen, mit einem Spiegel versehenen, Magnetometernadel vertauschen könnte, um feinere Messungen damit auszuführen, als möglich ist, wenn die Nadel sich auf einer Spitze dreht, und ihre Richtung an einem kleinen Gradbogen beobachtet wird. Sobald ein Inductions-Inclinatorium in dieser Weise vollendet und erprobt seyn wird, wird sich von selbst ergeben, ob es vielleicht noch auf manchen Stationen benutzt werden kann.

Außerdem wird man sich mit den Resultaten begnügen müssen, welche man mit den sehr fein ausgeführten Inclinatorien von Gambey oder Robinson erreichen kann. Die Schärfe der hiermit für das verticale Element erhaltenen Resultate läßt sich zwar nicht mit der Schärfe der mit dem Magnetometer für die horizontalen Elemente gewonnenen Resultate vergleichen; dennoch sind sie in Ermangelung schärferer von der größten Wichtigkeit. Es kommt dabey in Betracht, daß die Theorie gezeigt hat, wie man die schärferen Beobachtungen der horizontalen Elemente von den weniger scharfen Beobachtungen des verticalen Elements sondern und für sich betrachten könne, wodurch es möglich wird, die große Feinheit jener Beobachtungen vollkommen zu benutzen, weil man nicht nöthig hat, sie mit ungenaueren Beobachtungen zu combiniren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nr. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. August 1839. *)

Nachstehende Vorträge wurden gehalten:

1. Von Herrn Professor Dr. A. Wagner.

A. Bemerkungen über einen Pongo-Schädel, mit besonderer Bezugnahme auf die bisher unter den asiatischen Orang-Utangs errichteten Arten.

So sehr auch in neuerer Zeit unsere Kenntniß von dem innern Baue der asiatischen Orang-Utangs gefördert worden ist, so wenig ist man dagegen in der Festsetzung der Arten derselben zu einer definitiven Entscheidung gelangt. Giebt es nur eine, oder mehrere Arten unter den asiatischen Orang-Utangs? Dieß ist eine Frage, welche gegenwärtig sehr lebhaft unter den Zoologen verhandelt wird.

Geoffroy, Wiegmann, Blainville und Owen sind der Meynung, daß es mehrere Arten gebe; sie sind aber nicht einig hinsichtlich der Zahl und Abgränzung derselben. Während die beyden erstern anfangs nur 2 Arten annahmen, meynt Wiegmann später, daß mindestens drey, vielleicht sogar vier Species zu unterscheiden seyen. Vier Arten nimmt Blainville an, nach den im pariser Museum vorfindlichen Materialien; auf seine Unterscheidungen ist aber wenig Gewicht zu legen, da sie sehr unbestimmt angegeben sind und der große Irrthum unterläuft, daß der sumatranische Orang mit Wangenlappen, der Pongo von Borneo aber nicht damit versehen sey. Daß wenigstens für Letzteren gerade das Gegentheil gilt, ist schon seit geraumer Zeit aus Wurmb's Beschreibung sattsam bekannt.

Unter den Schriftstellern, welche für eine Mehrheit von Arten sind, hat bis jetzt nur Owen durch umständliche und genaue Beschreibungen, begleitet von meisterhaften Abbildungen, die Feststellung seiner errichteten Species zu begründen unternommen, so daß wir bey ihm zunächst zu verweilen haben. Seine 3 Arten heißen Simia Wurmbii, Simia Morio und Simia Crossii; die beyden ersten gehören Borneo an, die letzte vermuthet er von Sumatra herzustammen. Die specifischen Merkmale sind von dem Schädel hergenommen; S. Wurmbii u. Crossii sind die beyden großen Arten mit stark entwickelten Scheitel- und Hinterhauptsleisten, zwischen welchen er folgende Unterschiede aufstellt.

1) Der Schädel von Simia Wurmbii hat von vorn nach hinten einen längern Durchmesser als der von S. Crossii, auch ragt er nicht am Scheitel so hoch empor.

2) Die obern Augenhöhlenränder springen bey S. Crossii mehr hervor; die Fläche der Augenhöhlen liegt mehr senkrecht, und ihr seitlicher Durchmesser übertrifft ihren perpendikulären.

3) Wegen der mehr senkrechten Lage der Augenhöhlen bey S. Crossii ist die Profil-Linie zwischen der Stirne und den Schneidezähnen concav, während wegen der schiefern Rich-

*) Die Sitzungen der Monate May, Juny und July beschäftigten sich ausschließlich mit der Erledigung Allerhöchster Regierungsaufträge und innerer Angelegenheiten der Klasse.

tung der Augenhöhlen bey Simia Wurmbii dieselbe Linie fast gerade ist. Dieß giebt beyderley Schädeln ein höchst verschiedenes Ansehen.

4) Die Symphysis des Unterkiefers (vom Zwischenraum der mittlern Schneidezähne an bis zum Ursprung der musc. genio-hyoidei) mißt bey S. Wurmbii $3\frac{1}{3}''$ engl., bey S. Crossii nur $2\frac{1}{2}''$, ist also bey ersterem Schädel um $\frac{5}{6}''$ höher.

5) Die hintere Nath des Jochbeins, wodurch dieser Knochen mit dem Jochfortsatze des Schläfenbeins zusammenstößt, liegt bey S. Crossii mehr in der Mitte, bey S. Wurmbii mehr nach vorn; bey jener beginnt die Nath 8 Linien von dem Orbitalfortsatze des Oberkieferbeins, bey dieser nur 3 Linien davon entfernt.

Von beyden als spezifisch verschieden betrachtet Owen einen Schädel, aus dem er auf seine dritte Art, Simia Morio, schließt. Dieser Schädel scheint, wie Owen es selbst zugesteht, ein Mittelzustand zwischen der jungen und alten Simia Wurmbii zu seyn; indeß läßt er dieß nicht gelten, sondern muthmaßt auf ein altes Thier, das sich insbesondere durch den Mangel der Scheitelleiste, kleineren Maxillartheil und geringere Entwicklung der Eckzähne bey fast gleich großen Schneidezähnen von S. Wurmbii unterscheiden würde.

Zur Lösung des Streites über die Einheit oder Mehrheit der Arten vom asiatischen Orang-Utang war man mit Recht sehr gespannt auf die im vorigen Jahre hierüber erschienenen Arbeiten von Heusinger und Temminck; indeß haben beyde gerade diesen Punct ziemlich auf dem alten Fleck gelassen. Heusinger befaßt sich mit dieser Untersuchung eigentlich gar nicht, wie denn überhaupt seine von herrlichen Schädel-Abbildungen begleitete Abhandlung mehr antiquarischer Art ist. Temminck unterscheidet zwar zwischen zwey Species, indeß erwähnt er von der andern (Orang roux) weiter nichts, als daß sie ihm bloß nach einem jungen Exemplar in der pariser Sammlung bekannt sey, als dessen Heimath er, freylich ohne alle Gewähr, den indischen Kontinent vermuthet. Aus der kurzen Notiz, die Marion de Procé *) von diesem Individuum gegeben und aus dem Namen, den Temminck gewählt hat, läßt sichs vermuthen, daß die Farbe mehr ins Hellrothe fallen möchte. Zur Zeit ist diese angebliche Art, die sich wohl nicht halten wird, so unbestimmt, daß auf sie keine Rücksicht genommen werden kann, so wenig als auf eine andere, welche nach der Aussage der Dajaken von der gewöhnlichen verschieden seyn soll. Dagegen gehören, nach Temminck, die sämmtlichen Exemplare, welche aus Borneo ins Leydner Museum abgeliefert wurden, alle einer und derselben Art an, die seinen weitern Angaben nach auch auf Sumatra gefunden wurde, namentlich erwähnt er, in London ein altes Weibchen von letzterer Insel gesehen zu haben, das vollkommen mit Borneo'schen Individuen gleichen Geschlechtes und Alters übereinstimmte.

Temminck's sonst so vortreffliche Monographie hat uns also in der Entscheidung der schwebenden Streitfrage nicht vorwärts gebracht, um so weniger, da er keine Rücksicht auf die von Owen in seiner klassischen Arbeit versuchten specifischen Sonderungen genommen hat.**) So viel steht nur in gedachter Beziehung bey ihm fest, daß wir mit Sicherheit gegenwärtig bloß eine einzige Art im Systeme aufführen dürfen.

Dasselbe Resultat hat in neuester Zeit auch Dumortier gefunden und es auf ein sehr reichhaltiges, aus Borneo erlangtes Material an Schädeln, Skeleten und Fellen begründet. Ihm zu Folge giebt es nur eine Art, von der Simia Morio bloß ein mittlerer Alterszustand ist. Die nämliche Behauptung habe ich schon in meiner Monographie der Affen ***) ausgesprochen.

Auf diesen Stand steht gegenwärtig die Frage über die Einheit oder Mehrheit der Arten asiatischer Orang-Utangs. Der Schwierigkeiten zu ihrer gründ-

*) Annal. des sc. nat. 2. série. V. p. 313.

**) Temmincks Abhandlung ist zwar vom November 1835 datirt, gleichwohl erst in der Ostermesse 1838, also viel später als Owens Arbeit (von 1835) ausgegeben.

***) Schrebers Säugthiere. Supplementband S. 54.

lichen Erledigung, sind leider noch sehr erhebliche vo handen. Zunächst sind wir zu wenig mit den sumatranischen Thieren bekannt: während Temminck zwischen diesen und denen von Borneo keinen Unterschied anzugeben weiß, behauptet Owen, daß den Männchen die Wangenschwielen abgehen. Wäre dieß wirklich der Fall, so müßte man daraus allerdings auf specifische Differenz schließen; an welchem Merkmale würde man dann aber die Weibchen unterscheiden, da doch Temminck zwischen den letzteren von beyden Inseln vollkommene Uebereinstimmung gefunden hat?

Nicht minder mißlich ist es, daß man die Heimath der Thiere, von welchen die in unsern Sammlungen aufbewahrten Schädel herrühren, nicht immer mit Sicherheit kennt, oder vielleicht selbst irrig angiebt. So ist es z. B. bey Owen nur eine Vermuthung, keineswegs eine Gewißheit, daß seine Simia Crossii von Sumatra herrühre. Wüßte man letzteres sicher, so würden die erheblichen osteologischen Differenzen, die sich zwischen ihr und ächten Thieren von Borneo finden, durch die Verschiedenheit des Wohnortes nicht wenig an Bedeutung für specifische Sonderungen gewinnen.

Ein weiteres Hinderniß für Erledigung des Streitpuncts liegt darin, daß wir zu den verschiedenen Schädeln nur selten die dazu gehörigen Felle besitzen, um daraus abzunehmen, ob an die osteologischen Differenzen auch äußerliche des Habitus geknüpft seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Report of a Joint Committee of Physics and Meteorology referred to, by the Council of the Royal Society, etc.

(Schluß.)

In England hat man versucht, zur Beobachtung der täglichen Variationen des verticalen Elements, eine magnetische Waage (Vertical Force Magnetometer) einzurichten. Die damit gleichzeitig an mehreren Orten gemachten Erfahrungen werden sehr belehrend seyn, um den Grad der so erreichbaren Zuverlässigkeit der beobachteten Variationen kennen zu lernen; bey der Ungewißheit jedoch, die darüber herrscht, scheint es rathsam, nicht zu viel auf dieses Instrument zu bauen und die Mühe nicht zu scheuen, häufig absolute Messungen der Inclination mit Gambey's oder Robinson's Inclinatorium auszuführen.

Forderungen an das zur Aufstellung der Instrumente bestimmte Lokal.

Die erste Forderung an ein Lokal, worin die verlangten Beobachtungen auf eine befriedigende Weise ausgeführt werden sollen, besteht in der Entfernung lokaler magnetischer Einflüsse. Man muß darauf sehen, daß wenigstens 5 Meter weit von dem Magnetometer gar kein Eisen befindlich und bis auf 100 Meter Abstand große Anhäufungen von Eisen insbesondere von langen und weichen Eisenstäben vermieden seyen. Dabey ist zu bemerken, daß Eisen, welches nicht unverrückt an seiner Stelle bleibt, am meisten zu scheuen ist.

Am vollständigsten würde für alle Zwecke gesorgt seyn, wenn zwey Räume geschafft werden könnten, die sich beyde zu magnetischen Observatorien eigneten. Es wäre dadurch am besten für die Aufstellung der Hülfsinstrumente gesorgt, welche zu den Variations-Beobachtungen während der zur Bestimmung der Reductions-Elemente anzustellenden Versuche und während der Ausführung der absoluten Intensitäts-Messungen gebraucht werden. Dabey würden sie eine nützliche Controle des Haupt-Instrumentes geben, um sicher zu seyn, daß letzteres ohne Wissen des Beobachters in seiner Aufstellung keine Aenderung oder Störung erleiden könne (oft ist es z. B. geschehen, daß eine Spinne in den Kasten des Magnetometer gekommen, und durch Verbindungsfäden zwischen der beweglichen Nadel und den unbeweglichen Wänden den Stand und die Schwingungsdauer der Nadel beträchtlich geändert hat).

Eine praktisch wichtige Anforderung an diese Räume würde darin bestehen, daß jeder für alle Instrumente (für ein unifilares und bifilares

Magnetometer und für ein Inclinatorium Platz böte, und zwar so, daß diese Instrumente weit genug von einander und in so vortheilhafte Lage gegen einander gestellt werden könnten, daß ihr gegenseitiger Einfluß entweder ganz unmerklich oder wenigstens sehr leicht zu berücksichtigen wäre. Man könnte alsdann die Spiegel dieser Instrumente so richten, daß ein Beobachter von einem Puncte aus sie abwechselnd alle beobachten könnte. Es scheint diese Einrichtung für solche Stationen von größter Wichtigkeit, wo die Zahl der Beobachter nicht groß genug ist, daß immer mehrere von ihnen gleichzeitig beobachten können, was nöthig wäre, wenn die Apparate in verschiedenen Räumen sich befänden. Vorzüglich gilt dieß von den Termins-Beobachtungen, wo die Variationen aller Elemente von 5 zu 5 Minuten während 24 Stunden gleichzeitig verfolgt werden sollen. Am meisten würde sich zu dem Zwecke die runde Form, oder die eines regulären Polygons für den Beobachtungssaal eignen, in dessen Mitte z. B. ein Theodolith mit 3 Fernröhren auf einem steinernen Postamente zur Beobachtung aller Instrumente aufgestellt würde, während die Instrumente selbst im Kreise herum in einem Abstand von wenigstens 5 Metern vom Mittelpuncte stünden. Eine feste Mire könnte dann im Innern des Gebäudes, ohne die Säle über die durch die Stellung der Instrumente gegebenen Grenzen hinaus zu vergrößern, für beyde Säle zugleich gewonnen werden, wenn man sie beyde in der Richtung des magnetischen Meridians gegen einander stellte und durch einen Corridor mit einander in Verbindung setzte. Auch würde es thunlich seyn, solche Miren außer dem Gebäude aufzurichten und sie durch kleine Oeffnungen oder Fenster (die mit einem Glimmerblättchen verschlossen werden können) zu beobachten. Für gewöhnlich könnte auch an der Wand ein Collimator statt einer Mire fest aufgestellt und zur Prüfung der unverrückten Lage des Collimators eine Oeffnung oder Klappe angebracht werden, durch die man mit dem Theodolithen unmittelbar den Polarstern beobachten könnte. Für die Ablenkungs-Versuche zur absoluten Intensitäts-Messung könnten die Meßstangen, auf welche der Ablenkungsstab zu liegen kommt, wie oben beschrieben worden ist, senkrecht aufgestellt werden.

So groß die Vortheile eines solchen Lokals seyn würden, so wird es doch nur an wenigen Hauptstationen hergestellt werden können. An den meisten Orten, wird der Bau mehr beschränkt werden müssen. Die äußerste Beschränkung, wo sie nöthig ist, würde mit dem geringsten Verlust für den Zweck erreicht werden, wenn, wie oben beschrieben wurde, das Hauptmagnetometer an einer festen Mauer im Freyen aufgestellt und übrigens ein transportables Magnetometer nebst Inclinatorium in einem kleinen Häuschen (wie die Humboldt'schen) aufgestellt würde. Das erstere könnte dann entweder mit einem in diesem Häuschen, oder, wenn es die Bequemlichkeit forderte, in dem Wohnhause selbst aufgestellten Theodolithen beobachtet werden, nur müßte in dem letztern Falle die Entfernung des Magnetometers vom Wohnhause größer, als im erstern Falle die vom magnetischen Häuschen seyn, um den Einfluß kleiner im Wohnhause unvermeidlicher Eisenmassen unschädlich zu machen, wozu nur eine Verstärkung der optischen Hülfsmittel nöthig seyn würde. Die Scala müßte an der Außenwand befestiget werden.

Nach dem, was im dritten Bande der „Resultate des magnetischen Vereins" (für 1838) über die Leistungen eines transportabeln Magnetometers mitgetheilt worden ist, bedarf es endlich kaum noch der Bemerkung, daß an solchen Stationen, wo die Aufstellung eines größeren Magnetometers ganz unthunlich wäre, noch viel geleistet werden kann, wenn man bloß ein transportables Magnetometer in einem solchen kleinen Häuschen, wie deren auf vielen Stationen der Aufforderung Alexander von Humboldts gemäß zu magnetischen Zwecken erbaut worden sind, aufstellte und die verlangten Beobachtungen damit regelmäßig ausführte.

Diese allgemeinen Bemerkungen über Zweck, Versuche, Beobachtungen, Instrumente und Local werden genügen, bis nähere Auskunft über alle diese Gegenstände durch das von der Londoner königlichen Societät versprochene Programm erhalten werden kann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.
Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Klasse am 10. August 1839.

1. Von Herrn Professor Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

A. Bemerkungen über einen Pongo=Schädel ꝛc.

Meine Ansicht über die Aufstellung von Arten in dieser Gattung habe ich bereits an dem vorhin angeführten Orte ausgesprochen. Sie sind dort auf eigene Anschauung mehrerer Schädel, Skelete und ausgestopfter Exemplare in dem schön und reich ausgestatteten Museum Senckenbergianum zu Frankfurt, so wie auf zwey Gipsabgüsse des hiesigen anatomischen Theaters begründet worden. Seitdem hat mir in den letzten Wochen unser geehrter Collega, Hr. Professor Rudolph Wagner einen Schädel zur Ansicht zukommen zu lassen, der meine früher geäußerten Bedenklichkeiten über die Owen'schen Arten nicht wenig unterstützt und die specifische Scheidung zwischen sumatranischen und borneo'schen Pongos wohl vollständig widerlegt. Es wird mir erlaubt seyn, mit vermehrtem Materiale auf diesen wichtigen Streitpunct zurückzukommen und ihn weiter verfolgen zu dürfen.

Es ist allerdings richtig, daß es unter den ausgewachsenen Schädelformen des Orang=Utangs zwey Extreme giebt, wovon das eine durch Simia Wurmbii, das andere durch Simia Crossii bezeichnet ist. Die Frage ist aber, ob wir an diesen nur die beyden Endpuncte haben, zwischen welchen die Grundform einer und derselben Art hin und her schwanken kann, oder ob es zwey selbstständige, durch keine Mittelglieder verbundene, sogar nach dem Wohnorte getrennte Typen, also verschiedene Arten sind.

Schon der eine unserer Gipsabgüsse, *) der angeblich von dem Schädel des im pariser Museum aufbewahrten Pongo=Skelets genommen ist, giebt eine Brücke von der einen extremen Hauptform zur andern ab. Seinen Hauptmerkmalen nach gehört er zu Simia Crossii, hat die (von vorn nach hinten) schmale und dabey hochgestreckte Form selbst noch mehr als letztere, die Gesichtslinie eben so stark ausgehöhlt, die Jochbeinnath eben so weit gegen die Mitte geschoben und die obern Augenhöhlenränder ziemlich vorspringend. Dagegen weicht er von S. Crossii ab durch die größere Höhe des Körpers vom Unterkiefer, wodurch er sich an S. Wurmbii anschließt, so wie durch gleiche Heimath mit letzterem.

Aehnliches ergiebt sich aus der Betrachtung des knöchernen Schädels, dessen Ansicht ich dem genannten Freunde und Kollegen verdanke. Es rührt dieser Schädel von einem vollständig erwachsenen Thiere her, da nicht bloß die Scheitel= und Hinterhaupts=Leisten aufs stärkste entwickelt und mehrere Näthe bereits verschwunden, sondern auch sämmtliche Zähne bedeutend abgenützt sind. Seine (wenn auch in etwas geringerem Grade) schmale und hochgestreckte Form, die mehr senkrechte Lage

*) Er kommt ganz mit der Camper'schen Abbildung überein, welche Fischer (naturhistorische Fragmente Tab. 3 und 4) publicirt hat.

der Augenhöhlen mit starken obern Wulsten, die ausgehöhlte Gesichtsfläche und die nicht sonderlich hohe Symphyse des Unterkiefers stellen diesen Schädel mit Simia Crossii zusammen. Dagegen ist die erwähnte Jochbeinnath so weit vorgerückt als bey S. Wurmbii, und er theilt demnach mit ihr dieses Merkmal, auf welches doch Owen ein besonderes Gewicht legt. Die Schnautze ist bey ihm minder vorgestreckt als bey unsern beyden Abgüssen und den Owenschen Abbildungen. Was aber noch weiter hervorzuheben ist, ist der Umstand, daß dieser Schädel nicht aus Sumatra, wie man nach Owen schließen sollte, sondern aus Borneo herkommt, woher ihn Hr. Dr. Strauß mitgebracht hat.

Durch diese zwey Schädel ist es demnach erwiesen, daß auf Borneo die beyden Formen, welche Owen mit Simia Wurmbii und Crossii bezeichnet und auf die beyden genannten Inseln vertheilt, mit einander vorkommen, ferner, daß die letztere mit der ersteren in dem einen Falle durch die Höhe des Unterkiefers, in dem anderen durch die Lage der Jochbein-Schläfennath in Uebergang gebracht wird. Aus dieser Vermittlung, so wie aus dem Umstande, daß man bisher zwischen den Fellen erwachsener Thiere aus Borneo keinen merklichen Unterschied ermitteln konnte, sind wir zu der höchst wahrscheinlichen Vermuthung berechtigt, Simia Wurmbii und Crossii nur als die beyden Grenzpuncte anzunehmen, zwischen welchen der Grundtypus der Art Abänderungen gestattet. Simia Wurmbii und Crossii erscheinen mir demnach zur Zeit nur als zwey Rassen einer und derselben Art.

Noch weniger kann Owen's Simia Morio auf Arts-Rechte Anspruch machen. Der Schädel, auf welchen diese Art gestützt ist, gehört einem noch nicht erwachsenen Thiere an, das zwar bereits alle bleibenden Zähne erlangt, gleichwohl deren Wachsthum, so wie überhaupt den des Schädels noch lange nicht vollendet hat. Owen beruft sich, um den Schädel als alt ansehen zu dürfen, insbeson- auf die geringe Entwickelung der Eckzähne im Verhältniß zu den Schneidezähnen. Allein bey allen Thieren mit Fangzähnen sind es gerade die letztern, welche am spätesten ihr Wachsthum vollenden, und während die Schädel mitunter schon ziemlich ansehnlich groß geworden sind, haben jene noch nachzukommen. Aus Nichtbeachtung dieses Umstandes hat daher auch irriger Weise Fr. Cuvier im Gebiß der Brüll- und Klammeraffen darin einen Unterschied finden wollen, daß bey jenen die Eckzähne kürzer als bey diesen seyen. Das Wahre an der Sache ist aber eher das Gegentheil; an ausgewachsenen Brüllaffen sind die Eckzähne wenigstens eben so stark, als bey den Klammeraffen, wo nicht noch stärker. Die Simia Morio ist demnach nur als ein noch nicht erwachsener Zustand des alten Pongo und zwar von der Form, welche als S. Wurmbii bezeichnet wird, anzusehen.

Zuletzt sind noch einige andere Differenzen zu erwähnen, die man unter den Schädeln findet. Daß je nach Alter und Geschlecht der Jochbogen stärker oder schwächer, die Schnautze mehr oder minder vorspringend ist, läßt sich erwarten, und die beyden Hauptformen haben darin bisher keine constante Verschiedenheit wahrnehmen lassen.

An den Augenhöhlen ergiebt sich der Unterschied, daß sie bey den einen mehr rundlich oder viereckig, bey den andern mehr oval und von oben nach unten länger sind. In wie weit diese Differenzen mit den beyden Hauptformen der Orang-Schädel in Verbindung zu bringen sind, ist ein Gegenstand, der näherer Beachtung zu empfehlen ist. Nach Owen übertrifft bey S. Crossii der seitliche Durchmesser den senkrechten; dieß gilt auch für den von Strauß mitgebrachten Schädel, den ich als S. Straussii bezeichnen will, jedoch ist es bey der rechten Höhle mehr als bey der linken der Fall. Dagegen ist bey unserm vorhin besprochenen Gipsabguß des pariser Pongo, der zu S. Crossii gehört, der senkrechte Durchmesser der linken Augenhöhle größer als der quere, während an der rechten beyde fast gleich sind. Von S. Wurmbii und Morio giebt Owen den senkrechten Durchmesser länger als den queren an. Dasselbe gilt von unserm zweyten Gipsabguß, der nach einem Schädel im Besitz von Hendrikz (daher als S. Hendrikzii bezeichnet) gemacht und seiner ganzen Form nach mit S. Wurmbii übereinstimmend ist. Verhältnißmäßig sind die Höhlen hier regelmäßiger und kleiner.

Ein sehr merklicher Unterschied findet sich ferner in der Größe der Nasenbeine, die bey den asiatischen Orang-Utangs fast durchgängig in ein Stück verschmolzen sind. Owen sagt über diesen Punct nichts, giebt auch keine Ausmaaße an. An unserem einen Gipsabguß, der mit S. Crossii zusammen zu stellen ist, bilden sie ein schmales Dreyeck dessen Spitze noch weit von der Nath absteht, in welcher die Augenhöhlenfortsätze der Stirn- und Oberkieferbeine zusammenstoßen. Sie sind hier ganz von derselben Größe und Form, wie sie Fischer auf Tab. IV. dargestellt hat, also ohngefähr 8‴ lang und unten 2½‴ breit. Ungleich größer sind sie aber bey S. Hendrikzii und Straussii, also bey Schädeln, die zu den zwey extremen Hauptformen gehören, so daß dieß Merkmal zur Scheidung von Arten nicht benützt werden kann. Bey S. Straussii verschmälert sich das Nasenbein nur wenig nach oben und springt in einer zackigen Nath weit über die den Stirn- und Oberkieferbeinen gemeinschaftliche Nath hinaus; es ist hier (in der Mitte gemessen) 1″ 4‴ lang und am untern Ende 6‴ breit.

Auch in der Verbindung der Schläfen- und Stirnbeine giebt es Differenzen. Gewöhnlich hält der große Flügel des Keilbeins beyde Knochen aus einander und dieß ist auch bey S. Straussii der Fall; gleichwohl haben Owen und ich Beyspiele gefunden, wo sie zusammenstoßen, ohne daß das eine oder das andere Verhalten mit den extremen Schädelformen in Bezug stünde.

Es mag an dem bisher Vorgetragenen genügen, auf die Mannigfaltigkeit der Formabweichungen in den Schädeln der Orang-Utangs aufmerksam gemacht zu haben. Diese Veränderlichkeit wird nicht befremden, wenn man erwägt, welche gewaltige Umänderungen in der ganzen Gestalt des Schädels durch das Alter herbeygeführt werden. Hier wird nothwendig der eine Theil bald mehr oder minder als der andere in seiner Entwicklung befördert oder gehemmt werden. Wir sehen eine ähnliche Erscheinung auch an den Paviansschädeln, ja selbst bey den Rollaffen (Cebus), wo doch die Umänderung keine so enorme ist. Die Betrachtung der Schädel allein kann uns daher bey den Orang-Utangs nicht mit Sicherheit zu spezifischen Sonderungen verhelfen; erst wenn diese am äußeren Habitus erkannt sind, wird man sich an den Versuch machen können, solche am knöchernen Schädel aufzufinden. Aber nach Allem, was wir bisher von den Uebergängen der verschiedenen Formen in einander kennen, scheint es nicht, als ob streng geschiedene Differenzen sich an selbigen werden nachweisen lassen.

Zum Schluße füge ich noch die Ausmaaße von Simia Straussii bey, und gebe sie zur leichtern Vergleichung in der Ordnung, wie ich sie von mehreren andern Schädeln in meiner Monographie *) zusammengestellt habe.

Höhe des Schädels vom Scheitel bis zu den Occipital-Gelenkköpfen	4″	3‴
Länge von der hintern Fläche des Hinterhauptbeines bis zum Rande der mittlern Schneidezahnhöhlen **)	7	10
— von jener Fläche bis zur sutura fronto-nasalis	5	0
— von da bis zum Rande der Zahnhöhlen für die mittlern Schneidezähne	3	6
Enfernung dieses Randes vom untern Augenhöhlenrande ***)	2	9
Querdurchmesser, größter, des Hirnkastens an den Leisten hinterm Gehörgang .	5	6
— kleinster hinter den Augenhöhlen .	2	5
— zwischen den Außenrändern der Augenhöhlen	4	8
Interorbital-Raum	0	9
Durchmesser, querer, der rechten Augenhöhle	1	6
— querer, der linken Augenhöhle . .	1	5
— senkrechter	1	5
Vom vordern Rand des Hinterhauptes bis zum hintern Rande des knöchernen Gaumens	3	3

*) A. a. O.

**) Dieselbe Dimension ist bey S. Hendrikzii = 8″ 8‴, bey S. Pongo Paris. ohngefähr eben so viel.

***) Diese Entfernung ist bey S. Hendrikzii = 3″ 5‴, bey S. Pongo Paris = 3″ 4‴.

Länge des knöchernen Gaumens . . .	3''	3'''
Breite der obern Schneidezahnreihe . .	1	7
— des obern Eckzahnfaches	0	7
Länge der obern Backenzahnreihe jederseits	2	1
— des Unterkiefers	6	2
Höhe des aufsteigenden Astes (ohngefähr)	3	10
Größte Breite desselben	2	6
Zwischenraum zwischen beyden Winkeln .	4	3
Höhe des ganzen Schädels	7	8
Entfernung, größte, zwischen den Jochbögen	6	2

B. Ueber die Verwandtschafts-Verhältnisse der Pharaonsratte zu andern afrikanischen Mangusten.

Nicht um ein wohlbekanntes ägyptisches Thier nochmals zu beschreiben, sondern um seine Beziehungen zu andern verwandten afrikanischen Mangusten, mit denen es bald vereinigt, bald wieder specifisch von ihnen gesondert wurde, aus einander zu setzen, soll hier von selbigem die Rede seyn.

Fr. Cuvier *) hat in neuerer Zeit die Meynung ausgesprochen, daß die algierische Manguste specifisch verschieden von der ägyptischen Pharaonsratte seyn möchte und giebt folgende Differenzen zwischen beyden an. Die algierische habe erstlich einen minder gestreckten Kopf und die Schnautze sey mehr gebogen. Zweytens falle bey ihr die Färbung mehr ins Graue, indem die Haare schwarz und weiß geringelt, bey der ägyptischen dagegen schwarz und gelblich gefärbt seyen, wodurch diese den lichtgelblichen Ton erhalte, der sie charakterisire. Ein drittes Merkmal findet Fr. Cuvier in der nackten Umgebung der Augen, welche bey dem ägyptischen Thiere breiter als bey dem algierischen sey, wenn anders nicht dieß als zufällig angesehen werden müßte.

*) Mammif. 68. livr.

Von diesen drey Merkmalen reicht indeß keines zur specifischen Sonderung aus, wie mich die Vergleichung der von Hrn. Hofrath von Schubert aus Aegypten mitgebrachten ächten Pharaonsratte mit zwey Exemplaren, welche Hr. Dr. Moriz Wagner in Algier erhielt, überzeugt hat.

So finde ich, was erstlich den Unterschied in der Schädelform anbelangt, die Krümmung von der Stirne bis gegen die Schneidezähne bey beyden dieselbe, eben so die gestreckte Form; ja an dem einen algierischen Schädel ist diese Krümmung sogar geringer als an dem ägyptischen; überhaupt weichen beyde Schädel der algierischen Thiere merklich von einander ab, was zur Behutsamkeit in der Aufstellung neuer Arten mahnt.

Hinsichtlich der Färbung ist allerdings die eine von den beyden algierischen Mangusten auf dem Rücken dunkler als die ägyptische, aber an den beyden Seiten fallen die Haare gleichwohl ebenfalls ins gelbliche, wenn auch der Ton um ein Bischen dunkler ist als bey der letztern. Bey dem andern algierischen Exemplare ist dagegen der Farbenton nicht von dem des ägyptischen verschieden. Eher finde ich noch in der Färbung der Wollhaare einen etwas merklicheren Unterschied, indem sie bey den algierischen Thieren mehr ins Rostrothe, bey dem ägyptischen mehr ins Rostgelbe ziehen, was jedoch zur specifischen Sonderung ebenfalls nicht ausreicht.

Das letzte Merkmal, von der Ausdehnung der nackten Umgebung der Augen hergenommen, welches schon Fr. Cuvier als problematisch hinstellt, habe ich nicht bestätigen können.

Das Ergebniß dieser Betrachtungen ist demnach, daß eine specifische Scheidung zwischen den Pharaonsratten von Aegypten und denen von Algier unbegründet, höchstens in dem dunkleren oder lichteren Farbentone der Wollhaare eine Rassendifferenz angedeutet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nr. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. August 1839.

1. Von Herrn Professor Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

B. Ueber die Verwandtschafts-Verhältnisse der Pharaonsratte rc.

Anders ist es mit der Kaffern-Manguste (Herpestes caffer) *). Diese kommt allerdings an Größe, Gestalt, Fülle der Behaarung, in der Schwanzquaste und selbst in der ganzen Form des Schädels so sehr mit der ägyptischen Pharaonsratte überein, daß es nur ein anderer Farbenton ist, der beyde von einander trennt. Die einzelnen Haare sind nämlich auch schwarz und gelblichweiß geringelt, aber nicht bloß ist dieses letztere sehr lichte, sondern die ganze Oberseite hat einen grünlichen Anflug, was von dem Farbentone der ägyptischen und algierischen Pharaonsratte merklich absticht; auch sind die Wollhaare viel blasser als bey den beyden letzteren. Diese Kaffern-Manguste möchte ich eher für eine selbstständige Art, als für eine bloße klimatische Abänderung der nordafrikanischen Pharaonsratte ansehen. Schreber hat bey seiner Beschreibung von Viverra Ichneumon offenbar kein ägyptisches Thier vor sich gehabt, sondern einen Balg von der Kaffern-Manguste, indem er von einer „grünlich schielenden Farbe" spricht.

Als ein Junges von Herpestes caffer *) haben wir von Hrn. Ecklon in Hamburg ein vom Kap stammendes Exemplar erkauft, das keine Schwanzquaste hat, und das in manchen Sammlungen auch als Herpestes griseus aufgestellt ist. Es gehört dasselbe jedoch weder letzterer Art, wie sie Geoffroy charakterisirt, noch dem Herpestes caffer, noch ausschließlich einem jungen Thiere an; es ist eine eigenthümliche Species, der ich jetzt den Namen Herpestes pulverulentus gebe. Unser Exemplar ist ein vollkommen ausgewachsenes und überdieß altes. Dieß erweist der knöcherne Schädel. Nicht bloß sind die Zacken mehrerer Zähne an selbigem bereits abgeführt, sondern was mehr sagen will, alle Näthe sind vollständig verschwunden; es ist dieß ein Umstand, der nur bey alten Thieren eintritt. Auch an dem im Frankfurter Museum aufbewahrten Schädel des nämlichen Thieres sind keine Näthe mehr sichtlich.

Ein weiterer Beweis — wenn anders ein solcher noch nöthig seyn sollte — besteht darin, daß wir von der ächten Kaffern-Manguste einen Schädel besitzen, der, obwohl er fast ums Doppelte größer ist als der des angeblichen Jungen, gleichwohl noch im Wechseln seiner Zähne begriffen ist. Zwar ist die Zahl derselben bereits vollständig, allein die 4 bleibenden Eckzähne drängen sich eben neben den Milcheckzähnen hervor, und im Unterkiefer stößt

*) Ich verstehe hierunter das Thier, das ich unter obigem Namen in Schrebers Säugthieren tab. CXVI. E. habe abbilden lassen.

*) In meinen Abbildungen zu Schrebers Säugthieren habe ich bereits vor vier Jahren auf tab. CXVI. EE. eine Abbildung mit dem, wie ich jetzt sehe, irrthümlichen Namen Herpestes caffer juv. gegeben.

der vierte bleibende Lückenzahn seinen Milchzahn heraus. Dieser Schädel rührt demnach offenbar von keinem alten Thiere her, und ist doch beynahe ums Doppelte größer als der von unserm H. pulverulentus. Die Kleinheit dieses letztern ist also nicht ein Anzeichen der Jugend, sondern eine specifische Eigenthümlichkeit. Er hat daher auch alle Zähne des vollständigen bleibenden Gebisses, ja wie es im Alter öfters zu geschehen pflegt, ist der erste Lückenzahn des Unterkiefers zugleich mit seinem Fache bereits verschwunden. Der letzte Lückenzahn der Unterkinnlade ist deßhalb auch nicht mehr dem Reißzahn gleich geformt (d. h. vorn mit drey Zacken, hinten mit einem kleinen Höckeransatze) wie dieß noch bey dem Milchzahne des vorhin erwähnten Schädels von H. caffer der Fall ist, sondern er ist von der bekannten Form des bleibenden vierten Backenzahnes.

In der Schädelform unterscheiden sich beyde Arten dadurch, daß bey H. pulverulentus der Hirnkasten vor den hintern Orbitalfortsätzen stärker eingezogen, der Jochbogen etwas weiter abstehend und das untere Augenhöhlenloch breit oval ist, während es bey H. caffer mehr eine enge Spalte darstellt.

In der äußern Gestalt unterscheidet sich unser H. pulverulentus von H. caffer gar sehr durch viel geringere Größe und eine andere Schwanzform. Bey letzterem ist er anfangs sehr dick, spitzt sich dann zu und breitet sich zuletzt noch in eine Quaste aus. Bey H. pulverulentus bleibt er dickbuschig bis gegen das Ende, wo er sich etwas einzieht, ohne jedoch eine Quaste anzusetzen.

In der Färbung ist zwischen beyden Arten große Aehnlichkeit. Die Haare des H. pulverulentus sind ebenfalls schwarzbraun und gelblichweiß geringelt, aber sie haben keinen grünlichen Anflug und die Füße sind nicht schwarz, sondern nur dunkelbraun gefärbt. Die Wollhaare sind übrigens ebenfalls licht lehmgelblich.

Die Länge des Herpestes pulverulentus, von der Schnautze bis zur Schwanzwurzel, beträgt nach der Krümmung der Oberseite gemessen 12 1/2'', in gerader Linie 11 1/2''; bey H. caffer ist erstere Länge 1' 7 1/2'', letztere 1' 6''.

Neuerdings hat Js. Geoffroy *) eine Trennung der Mangusten vorgenommen, indem er eine Gattung Ichneumia absonderte. Da er die unterscheidenden Merkmale nicht hervorgehoben hat, so müssen wir dieß selbst thun, und ich glaube sie in folgenden von seinen Bestimmungen zu finden: Paumes et plantes en très grande partie velues. Troisième fausse molaire supérieure et quatrième inférieure à quatre tubercules obtus; tuberculeuses des deux mâchoires assez étendues. Crâne renflé dans l'intervalle et un peu en arrière des orbites; pourtour orbitaire complètement osseux; arcade zygomatique étroite et peu écartée du crâne.

Als Arten führt Hr. Geoffroy an: 1) Ichneumon albicaudis Smith, 2) Ichneumia albescens Js. Geoffr., welcher er frageweise Ehrenberg's Herpestes leucurus beyfügt, der, nach meiner Meynung, allerdings identisch mit J. albescens ist und dem wohl auch Ichneumon albicaudis als klimatische Abänderung zugezählt werden muß; 3) Herpestes gracilis von Rüppell.

Unter den vorhin angegebenen Merkmalen von der neuen Gattung sehe ich das erste an Herpestes leucurus vollkommen bestätigt, indem Fußwurzel und Mittelfuß hinten fast völlig behaart sind, was bey Herpestes Pharaonis, caffer, malaccensis und allen andern ächten Mangusten nicht der Fall ist. Noch mehr sind diese Theile bey H. penicillatus **) behaart, so daß er demnach gleichfalls zu Ichneumia gezählt werden müßte.

Dagegen kann ich das vom letzten Lückenzahne hergenommene Merkmal nicht bestätigen. Nur an dem vorhin erwähnten Wechselgebiß eines H. caffer sehe ich den letzten (den vierten) Lückenzahn des Unterkiefers mit 4 Zacken versehen, dafür ist dieß aber der Milchzahn, den der bleibende und einfachere Zahn bereits ausstößt. An dem bleibenden Zahne dagegen finde ich zwischen H. leucurus und H. Pharaonis keinen andern Unterschied, als daß im Unterkiefer der hintere Saum stärker hervorspringt. Dasselbe gilt für H. penicillatus.

*) Ann. des sc. nat. 2. série. VIII. (1837) p. 251.

**) Von mir a. a. O. tab. CXVI. D. abgebildet.

Desto begründeter ist das von der Ausdehnung der Höckerzähne hergenommene Merkmal. Dasselbe gilt insbesondere von dem hintersten des Oberkiefers und noch mehr von dem des Unterkiefers. Während dieser bey H. Pharaonis, numidicus, caffer und pulverulentus nur rudimentär ist, steht er dagegen bey H. leucurus an Größe nicht sonderlich dem Reißzahne nach und läßt sich gleich diesem, dem er auch in der Gestalt ähnelt, in eine vordere Hälfte mit drey kurzen Zacken und in eine hintere, die ebenfalls zweymal eingekerbt und innerlich noch einen kleinen Höcker hat, eintheilen. Auch bey H. penicillatus ist der untere Höckerzahn sehr entwickelt, wenn gleich nicht in demselben Maaße, wie bey H. leucurus.

Wenig Gewicht ist auf die von der Schädelform entlehnten Merkmale zu legen, noch weniger darauf, ob der Augenhöhlenring hinten geschlossen oder frey ist, da bey einer und derselben Art bald das Erstere, bald das Letztere der Fall ist. Auch ist bey H. leucurus der Jochbogen eben so breit und eben so abstehend als bey H. Pharaonis; sehr in die Höhe gekrümmt ist er bey H. penicillatus. Eher möchte in der gedrängteren Schädelform bey H. leucurus eine leichte Eigenthümlichkeit zu bezeichnen seyn.

Somit bleiben für Ichneumia nur zwey Merkmale übrig, nämlich die Behaarung des Mittelfußes und die größere Entwicklung der Höckerzähne, was jedoch höchstens zur Errichtung einer Untergattung berechtigen darf.

C. Beschreibung einiger neuer oder wenig bekannter Säugthiere, welche von Herrn Baron von Hügel in Indien gesammelt wurden.

Als ich im Laufe dieses Sommers zum Behufe wissenschaftlicher Arbeiten die reiche zoologische Sammlung zu Wien besuchte, deren Benützung mir mit der größten Liberalität gestattet wurde, erregten die von Herrn Baron Karl von Hügel in Indien gesammelten zoologischen Objecte meine besondere Aufmerksamkeit, da diese durch den Handel immer noch am schwersten zu beziehen und daher in den meisten unserer Sammlungen nicht zahlreich vorhanden sind. Mit den aus dieser Quelle herrührenden Fischen Kaschmir's hat uns der durch seine ausgezeichneten ichthyologischen Arbeiten rühmlichst bekannte Herr Inspector Heckel bereits vertraut gemacht und die übrigen Novitäten aus den andern Klassen werden in gleicher Weise an die Reihe kommen. Da ich mich seit mehreren Jahren mit der Bearbeitung der Säugthiere vorzugsweise befasse, so haben mich diese in der erwähnten Sammlung indischer Thiere natürlich am meisten interessirt, und weil mir die Bewilligung hiezu verstattet wurde, werde ich einige der neuen oder wenig bekannten Arten hier zu Publicität bringen. Ausführlicher und von den nothwendigen Abbildungen begleitet, werden alle diese Gegenstände bearbeitet werden in der zoologischen Abtheilung, welche Herr Baron von Hügel seiner Reisebeschreibung beygeben wird, mit deren Abfassung er eifrigst beschäftigt ist und von der wir die lehrreichsten Aufschlüsse über das Wunderland Indien zu erwarten haben.

1. Aegoceros (Capra) Falconeri Hügel.

Der Herr Baron von Hügel hatte während seiner Reise in dem Himalaya von zwey wilden Arten aus der Gattung Aegoceros*) reden hören: die eine von den Eingebornen als wilde Ziege, die andere als wildes Schaf bezeichnet. Ein Weibchen dieser Gattung, das in dem höchsten Theile des Himalaya gefangen worden, wurde ihm lebendig gebracht; es war ungehörnt, von der Größe einer großen gewöhnlichen Ziege, von fahler Farbe, aber so wild und unzähmbar, daß er es mußte tödten lassen. Unter den zahlreichen Verlusten an gesammelten Gegenständen, welche der Herr Baron auf seiner Reise erlitt, ist auch das Fell dieser Ziege mitbegriffen.

*) Unter diesem Namen begreife ich, nach Pallas Vorgang, die Ziegen und Schafe zusammen. Die Gründe für diese Vereinigung sind in meiner Fortsetzung von Schreber's Säugth. (Band V. S. 1276) angegeben.

Während seines Aufenthaltes in Kaschmir trug der berühmte Reisende Sorge, einen Eingebornen im Präpariren von Thierhäuten zu unterweisen und ihn zu vermögen, Reisen in die höchsten Theile des tibetanischen Himalayas zu unternehmen, um daselbst Sammlungen zu machen, die dem Besteller nachgeschickt werden sollten. Die erste Sendung von diesem gewandten Eingebornen ist vorigen Jahres glücklich in Wien eingetroffen. Unter einer beträchtlichen Anzahl von Vögeln, Pflanzen und Sämereyen befindet sich auch das Fell einer wilden, bisher unbeschriebenen Ziege. Freyherr von Hügel hat ihr den Namen Capra Falconeri beygelegt, zu Ehre seines Freundes Hugh Falconer's M. D. Direktors des botanischen Gartens zu Saharanpur, eines in jeder Hinsicht ausgezeichneten Mannes, der sich mit unermüdetem Eifer dem Studium der Naturgeschichte hingegeben und durch wichtige wissenschaftliche Arbeiten einen ehrenvollen Namen in der gelehrten Welt sich erworben hat. Indem ich die Beschreibung, die mir der Herr Baron von der erwähnten Wildziege mitgetheilt hat, im Nachfolgenden zu Grunde lege und ihr noch zufüge, was mir die eigene Anschauung des ausgestopften Thieres ergeben hat, gehe ich jetzt zur Schilderung desselben über.

Die eingesandte Ziege ist ein Männchen von der Größe des größten zahmen Bockes und durch die Form der gewaltigen Hörner ist sie von den übrigen wilden Ziegenarten, (der Bezoarziege, von der jetzt das k. k. Naturalienkabinet ein überaus großes Exemplar besitzt, ferner dem Jharal, den man neuerlich den Antilopen zuweisen will, und der Knopperziege) auffallend verschieden. Vielleicht könnte Moorcroft's Wildziege, die er von Ladak erwähnt, zu unserer Art gehören, doch läßt sich hierüber keine Auskunft geben, da der englische Reisende nicht die mindeste Charakteristik von ihr mitgetheilt hat.

Die Hörner von Capra Falconeri stehen an der Wurzel dicht aneinander, und jedes richtet sich dann bogenförmig auf- und abwärts, um einen großen in einer Fläche liegenden Halbkreis zu bilden; hierauf dreht es sich rückwärts und wendet sich endlich mit der Spitze wieder auswärts. Diese Hörner sind stark von beyden Seiten zusammengedrückt, ohne eine vordere, mit knorrigen Querleisten belegte Fläche zu bilden, sind also keine Steinbocks-, sondern ächte Ziegenhörner, mit zwey Kanten. Die innere (einander gegenseitig zugekehrte) Seite dieser Hörner ist anfangs platt und wird allmählig gegen das Ende concav. Die äußere Seite ist gewölbt und verschmächtigt sich nach hinten in die hintere scharfe Kante. Im weiteren Verlaufe wird das Horn platter. Die hintere scharfe Kante hat 10 ziemlich tiefe Quereinschnitte, die anfangs ohngefähr 3 und hernach 5 Zoll von einander abstehen; außerdem ist die ganze Oberfläche von vielen Querrunzeln durchzogen, welche indeß gegen das Ende auf der Innenseite ganz verwischt sind. Jedes Horn mißt von der Wurzel bis zur Spitze in geradem Abstande zwey Fuß, nach der Krümmung aber 3 Fuß 4 Zoll; die beyden Spitzen, wo die Divergenz der Hörner am größten ist, sind 2 Fuß 3 Zoll von einander entfernt.

Die Behaarung ist kurz, reichlich und grob. Auf dem Rücken sind die Haare länger (an 3 Zoll) und sie bilden daselbst eine Art Mähne. Ein langer Ziegenbart fällt vom Kinne herab und vermengt sich mit den (an 10 Zoll) langen Haaren, die von dem Vorderhalse und der Brust bis gegen die Kniee herabhängen. Die Ohren sind nicht besonders lang und aufgerichtet; der kurze Schwanz ist aufwärts gekrümmt; vorn am Handwurzelgelenk findet sich eine schwielige Stelle.

Die einzelnen Haare sind im Allgemeinen weißlich und werden gegen die Spitze röthlich braun. Die Hauptfarbe ist schmutzig weiß mit brauner Schattirung an vielen Stellen. Das Hervortreten des Weißen am Rumpfe mag von der Jahreszeit, in welcher das Individuum erlegt wurde, herrühren, indem an vielen Parthieen bereits die braunen Haarspitzen abgerieben waren; bey frischer Behaarung mag der röthlich braune Ton die Hauptfarbe ausmachen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nr. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. August 1839.

1. Von Herrn Professor Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

C. Beschreibung einiger neuer oder wenig bekannter Säugthiere 2c.

Die Bauchseite ist lichter als die Rückenseite. Der Raum zwischen der Stirne und der Schnautze, die lange Mähne des Vorderhalses, die Vorderbeine und die Hinterfüße sind schmutzig gelblichweiß. Die Schnautze, das Kinn, ein breiter Ring um die Vorderbeine oberhalb der Handwurzel, und die Schienbeine sind kastanienbraun; der Kinnbart fast schwarz. Die Hörner sind gleichfalls schwarz.

2. Semnopithecus jubatus nob.

Aus den südlichen Theilen Indiens hat Herr Baron von Hügel zwey Exemplare einer Art Schlankaffen mitgebracht, die ich unter obigem Namen als neu und bisher unbeschrieben aufstelle. Die ganze Gestalt ist die gewöhnliche leichte der Schlankaffen. Die Behaarung ist dicht und reichlich. Auf dem Kopfe findet sich kein Haarwirbel oder Kamm, sondern von der Stirne und den Wangen an richten sich die langen Kopfhaare gleich rück- und seitwärts und fallen lang im Nacken und an den Halsseiten herab, ziehen sich auch in rückwärts gekehrter Richtung, obgleich kürzer als am Hinterhaupt, um das Kinn herum. Diese eben beschriebene Kopfbehaarung hat eine lichtbräunlich gelbe Farbe, wobey an den Wangen und unter dem Kinn mehr der bräunliche Ton vorherrscht. Der übrige Körper ist einförmig und glänzend kohlschwarz; auch Gesicht, Ohren und Krallen sind schwarz, dagegen die Gesäßschwielen lichtgelblich. Längs der Stirne verläuft ein Querstreif starrer schwarzer, aufwärts und etwas vorwärts gewendeter Haare; auch Gesicht, Lippen und Vorderrand des Kinns haben starre schwarze Haare aufzuweisen.

Die Länge des Körpers in gerader Linie beträgt 1 Fuß 8 Zoll, des Schwanzes 2 Fuß 5 1/2 Zoll. Die Eckzähne sind sehr groß, daher das beschriebene Thier ausgewachsen und alt.

Der Semnopithecus jubatus unterscheidet sich durch die schlichthaarige und lichte Perücke so sehr von allen andern Schlankaffen, daß er mit keinem verwechselt werden kann; nur der Semnopithecus cucullatus, mit dem uns Isid. Geoffroy bekannt gemacht hat, könnte für identisch mit ihm angesehen werden, indem er auch einen lichtbräunlichen Kopf und dunkle Färbung des übrigen Körpers hat. In beyderley Beziehung ergeben sich jedoch auffallende Differenzen. Bey S. cucullatus sind (nach Geoffroys Angabe, woher mir diese Art allein bekannt ist) die Haare auf der Oberfläche des Kopfes nicht länger als die an den Gliedmassen (1 — 1 1/2″) und erst an den Ohren kommen sie fast an Länge den längsten des Leibes (die 2 — 4″ lang sind) gleich; von herabwallenden Haaren ist hier keine Rede, und der Kopf sieht daher in der Abbildung bey der Geoffroy'schen Art als wie von einer straubigen Pelzmütze bedeckt aus. Ferner sind bey S. cucullatus Leibesseiten, Lenden und Hinterbacken nur von brauner Farbe; die Mittellinie des Rückens, die Schenkel, Schienbeine und Oberarme nur schwärzlich; lediglich die Vorderarme, Hände und

der Schwanz sind ganz schwarz. Man könnte nun zwar muthmassen, daß die braune Färbung bloß den jungen Zustand bezeichne; da indeß Geoffroy in seiner Beschreibung sich auf mehrere, von verschiedenen Sammlern übersandte Exemplare beruft, so ist nicht wohl anzunehmen, daß hierunter ältere Individuen nicht vorfindlich waren, um so weniger, da der französische Zoolog die Länge noch größer (zu 1′ 10″) als an unsern Exemplaren angiebt. Hätte Geoffroy eine Angabe von der Vertheilung und Richtung der Kopfhaare beygefügt, so könnte vielleicht hieraus auch noch ein weiteres Unterscheidungsmerkmal zwischen beyden Arten sich ableiten lassen.

3. Sus cristatus nob.

Als ich vor fünf Jahren meine Monographie der Pachydermen *) niederschrieb, war ich noch der Meynung, daß sich in Indien und auf den Inseln, die sich vom indischen Meere in östlicher Richtung nach dem australischen Archipel fortziehen, nicht mehr als zwey Arten von Schweinen, nämlich das gemeine und der Babirussa, vorfinden. Zwar hatte Lesson noch eine dritte Art als Sus papuensis aufgestellt, die sich insbesondere durch die Zahnbeschaffenheit auszeichnen sollte, allein ich habe ihm schon damals nachgewiesen, daß er das Milchgebiß eines jungen Thieres für das bleibende des alten angesehen hatte, und daß sein Papu-Schwein weiter nichts als eine Rasse des gemeinen Schweines und wahrscheinlich nur ein verwilderter Zweig der chinesischen Rasse ist. Somit blieb ich für Indien und die südasiatische Inselwelt auf die beyden vorhin angeführten Arten beschränkt.

Seit dieser Zeit hat man jedoch eine weit größere Anzahl von Arten in jenen Gegenden kennen gelernt, und es sind von dorther nicht weniger als fünf neue Arten zu den beyden bekannten ältern zugefügt worden. Zuerst zählten Temminck und Schlegel zwey neue Arten von Java auf, denen sie den Namen Sus vittatus und verrucosus beylegten. Von diesen beyden verschieden führt Ersterer eine dritte Art auf Sumatra und eine vierte von Japan *) an. Wie diese beyden noch ohne systematischen Namen umhergehen, so fehlt von den vier erwähnten Arten überhaupt eine Beschreibung, so daß sie mir, da ich auch keine Originale gesehen habe, zur Zeit noch ganz unbekannt sind. Nur von einer fünften Art, die auf Borneo vorkommt und Müller **) Sus barbatus genannt hat, liegt eine Beschreibung vor.

Vom Festlande Indiens hat nun auch Freyherr von Hügel ein Exemplar eines Wildschweins dem k. k. Naturalienkabinet in Wien übergeben, das Jeder auf den ersten Anblick für gänzlich verschieden von unserm gemeinen Wildschwein erklären wird. Ehe ich mich auf eine weitere Vergleichung mit den übrigen Arten, von denen uns eine Beschreibung vorliegt, einlasse, will ich zuerst eine Schilderung desselben liefern. Es ist ein junges Thier, das noch nicht seine vollständige Größe erreicht hat. Die Gestalt ist ganz schweinsähnlich. Der ganze Körper ist spärlich mit Borsten besetzt, so daß die Haut durchschimmert; am dünnsten stehen sie am Bauche, und der Hinterbauch ist fast ganz nackt. An Füssen und Schnautze sind die Borsten kurz, und hinter den Ohren findet sich ein großer, fast nackter Fleck. Die Haare sind rückwärts gerichtet, und in der untern Hälfte der Wangen bilden sie einen Bart, wie bey Phacochoerus Aeliani. Auf der Stirne sind die Borsten lang und bringen längs des Rückens, indem sie hierbey allmählig kürzer werden, eine Art liegender Mähne hervor.

Ueber und unter den Augen, und in der Mitte der Oberlippe stehen lange schwarze Borsten. Die Ohren sind groß und breit, außen nackt, nur mit einzelnen Haaren. Innen stehen lange Haare an beyden Rändern, so wie auf drey Längsrippen, die das innere Ohr durchziehen.

Die Farbe ist licht gelblichbraun und schwarz melirt, indem die meisten Haare schwarz sind mit langer gelbbräunlicher Spitze, doch mischen sich, zumal am Widerrist, viele ganz schwarze Haare ein. Füsse und Schnautze sind mehr lichtbräunlich;

*) Schreber's Säugth. VI. Thl.

*) Ebend. S. 453.

*) Tijdschrift voor natuurl. geschieden. V. 4. (1839) p. 287.

**) Ebend. V. 1, 2. (1838) p. 149.

die Haare am Bauche schmutzig weißlich. Ueber der Handwurzel findet sich ein undeutlicher schwarzer Fleck. Der Schwanz ist fast nackt, bloß mit einzelnen Härchen besetzt; am Ende trägt er eine Quaste.

Länge in gerader Linie . . .	2'	8	1/2''
— nach der Krümmung .	3		1/2
— des Schädels bis zur Ohrwurzel	0	8	1/2
— der Schwanzrübe . .	0	6	
— der Schwanzrübe mit dem Pinsel	0	8	
— der Ohren	0	3	1/4

Es ist schon erwähnt, daß diese Beschreibung nach einem jungen Thiere entworfen ist. Nach der Mittheilung des Freyherrn von Hügel wird die Art größer, ohne jedoch die Größe unsers Wildschweins zu erreichen.

Dieses eben beschriebene indische Wildschwein kommt in der spärlichen Behaarung, der Auszeichnung eines Backenbartes, der Schwanzbildung und der lichten Färbung mit dem Sus barbatus von Borneo, wie dieses uns neuerdings durch Müller geschildert worden ist, so sehr überein, daß ich in der Beschreibung des letzteren keine andern Abweichungen finde, als daß er die Borsten an Stirne und Hinterkopf kurz, die Farbe des Rückens nur fahl ockergelb, des Bauches zum Theil schwarz und der Füsse dunkler nennt. In wie weit Uebereinstimmung oder Differenz in der Schädelform und dem Gebiße beyderley Thiere stattfindet, weiß ich nicht; dem Aeußern nach scheint jedoch die Aehnlichkeit so groß, daß beyde entweder nur einer und derselben Species angehören, oder doch wenigstens ganz nah verwandte Arten ausmachen. Zu einer definitiven Entscheidung hierüber kann man aber nur dann gelangen, wenn man beyderley Wildschweine nach ihrer äußern und innern Beschaffenheit durch unmittelbare Anschauung mit einander zu vergleichen im Stande ist. Der von mir gegebene specifische Namen soll daher nur eine provisorische Gültigkeit haben.

4. Rhinoceros javanus Cuv.

Bey Ausarbeitung meiner Beschreibung der Gattung des Nashorns hatte ich zur unmittelbaren Betrachtung nur zwey Arten vor mir: das indische Nashorn in einem alten lebenden Individuum, und eine von mir neu aufgestellte Art, das Rhinoceros cucullatus nach einem Exemplare der hiesigen Sammlung. Hinsichtlich der übrigen Species konnte ich mich nur an die vorliegenden Beschreibungen halten. Es war mir deßhalb sehr erfreulich, daß ich dießmal in Wien Gelegenheit hatte ein ausgestopftes Exemplar vom javanischen Nashorn zu sehen, das zwar nicht von der Reise des Freyherrn von Hügel, sondern aus ältern Zeiten herrührt, das ich aber gleichwohl hier nicht unerwähnt lassen will, um meine früher gegebene Beschreibung von dieser Art zu vervollständigen und so einen kleinen Beytrag zur sichern Kenntniß derselben zu liefern.

Das javanische Nashorn könnte nur mit dem indischen verwechselt werden, von dem es sich jedoch, um bloß der Hauptpuncte zu erwähnen, durch Schädelform, Faltenwurf und die Form der Höckerchen oder Schildchen, womit die Haut besetzt ist, unterscheidet.

Ueber den ersten Punct habe ich nichts weiter beyzubringen, da dieser durch meine Vorgänger bereits erledigt ist.

Was den Faltenwurf betrifft, so ist in dieser Beziehung die Beschreibung und Abbildung von Fr. Cuvier ungenügend und zum Theil unrichtig, dagegen ist Horsfield's Abbildung und die Beschreibung von Desmarest und G. Cuvier im Einklange mit dem Wiener Exemplare. An diesem verhält sich der Faltenwurf folgendermassen.

Der Oberhals hat an seinem Anfange und an seinem Ende je eine erhöhte Falte; in der Mitte einer jeden Halsseite stoßen diese beyden Falten zusammen und bilden demnach einen förmlichen, auf dem Halse aufliegenden Sattel, der beym indischen Nashorn nicht vorkommt. Nach der Vereinigung beyder Falten in eine läuft diese senkrecht am Halse gar herab. Die erwähnten Falten sind nicht vertieft, sondern bilden erhabene, mit starken Höckern zackig besetzte Rippen. Vor diesem Sattel, aber etwas tiefer anfangend, liegt dicht hinter dem Kopfe eine kleine, winkelig gebogene Falte, und hinter und unter dem Sattel eine an-

dere kleine gerade, die gegen das Ende der vom letzteren herabgehenden starken Falte verläuft.

Hierauf folgt der Schulterpanzer, der dadurch gebildet wird, daß am Anfang des Widerristes eine tiefe Rinne vor und eine andere am Ende derselben hinter dem Vorderarme herabläuft, welche beyde Längsrinnen durch eine quer über das Vorderbein verlaufende mit einander verbunden werden. Dieser Schulterpanzer ist nicht weiter durchschnitten, während beym indischen Nashorn auf selbigem von der vordern Falte aus eine andere schief rückwärts gegen das hintere Theil des Widerristes aufsteigt.

Der Leib- und Lendenpanzer wird bey beyden Arten auf ähnliche Weise gebildet. Von der Kruppe läuft vor den Schenkeln eine Hohlkehle herab, und sondert beyderley Panzerstücke. Das hintere ist durch eine Querrinne vom Hinterbeine geschieden und hat in seiner Mitte eine gegen den After verlaufende Querrippe.

Sehr abweichend sind endlich beyde Arten in der Form der Höcker oder Schildchen, mit welchen die Haut besetzt ist. Bey der indischen Art sind sie im Umfange rundlich und haben die Größe eines Thalers bis zu der eines Silberkreuzers; am größten sind sie auf dem Lendenpanzer, wo sie sich am deutlichsten als erhöhte, abgestutzt konische, in der Mitte vertiefte hornige Schildchen zeigen; kleiner sind sie am Schultergürtel und auf der Außenseite der Beine, am kleinsten aber an den Leibesseiten. — Am javanischen Nashorn sind diese Schildchen nicht rund, sondern unregelmäßig mehrseitig, meist fünf- oder sechsseitig, und haben einen deutlichen innern Saum, der parallel mit der Contur des äußern Randes verläuft. Die Haut ist dicht mit diesen kleinen, harten und stark hervorragenden Schildchen oder Höckern besetzt, die auf den Beinen am stärksten sind und ½ Zoll, manchmal auch etwas mehr, im Durchmesser haben. Nach Horsfield's Angabe hat jedes Schildchen eine vertiefte Mitte; am Wiener-Exemplar ist dieß jedoch nicht der Fall, indem die Oberfläche glatt ist, was vielleicht vom Reiben in der Gefangenschaft herrühren könnte.

5. Herpestes thysanurus nob.

Herr v. Hügel hat aus Kaschmir das Fell

einer Manguste erhalten, dem zwar der Vordertheil der Schnautze fehlt und das auch an den Beinen etwas beschädigt ist, so daß es zu einem stattlichen Kabinetsstück nicht mehr paßt, welches aber sonst übrigens in gutem Stande ist, so daß man es hinlänglich mit andern Arten vergleichen, und mit Sicherheit bestimmen kann. Das Thier, von welchem dieß Fell herrührt, war erwachsen und gehört zu den kleinern Arten der Mangusten. Es hat die gewöhnliche Form derselben, und einen langen Schwanz, der in seinen ersten zwey Dritteln buschig mit abstehenden und langen Haaren besetzt ist, im letzten Drittel aber einen Pinsel mit ziemlich langem Stiele darstellt, welcher letzterer nur dünn behaart, die Quaste dagegen mit langen Haaren dicht und voll besetzt ist. Die Ohren sind, wie gewöhnlich, kurz und abgerundet; die Krallen ziemlich stark.

Die Haare sind durchgängig braunschwarz, dagegen die Spitzen auch ins Rothbraune übergeht, und hell gelblich geringelt. An den längsten Haaren zählt man 4 dunkle und vier lichte Ringe, von welchen ein lichter die Wurzel umgiebt, und ein dunkler die mehr oder minder lange Spitze bildet. Auf dem Kopfe sind die dunkeln Ringe, statt braunschwarz, mehr rothbraun; an den Füßen dagegen, von Hand- und Fußwurzel an, mehr einfarbig dunkel braunschwarz. Die Unterseite des Leibes ist nur wenig lichter als die obere. Der Schwanz hat, so weit er die langen Haare trägt, die Färbung des Körpers; am Pinsel mit seinem Stiele sind die Haare dagegen glänzend pechschwarz. Die Krallen sind dunkel bräunlich.

Die Länge des Kopfes und Rumpfes zusammen beträgt nicht ganz 1′, der Schwanz mit dem Haarbüschel mißt 13″.

Durch Färbung und den langen Schwanzpinsel ist diese Art von allen andern asiatischen hinreichend unterschieden. Als Diagnose kann aufgestellt werden: H. minor, pilis fusco et albido-flavicante annulatis, pedibus fuscis, cauda longa penicillo magno aterrimo terminata.

(Wird fortgesetzt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.
Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 24. August.

Da das Königliche Geburts- und Namensfest in diesem Jahre auf den Sonntag fiel, wurde die öffentliche Sitzung zur Feyer desselben am vorhergegangenen Sonnabend gehalten. Hr. Geh. Rath v. Schelling, Vorstand der Akademie, eröffnete dieselbe mit folgenden Worten:

„Zur Vorfeyer des morgen bevorstehenden Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs, ihres erhabenen Beschützers, hat sich heute die Akademie öffentlich versammelt. Wenn am Tage einer solchen Feyer auch der Geringste im Volke sich als Glied der großen Familie empfindet, von welcher der König das Haupt ist, und wenn er im Freudegefühl der Bedeutung, welche auch ihm dieses Verhältniß ertheilt, alles aufbietet, den Tag zu einem Festtag zu machen, und ihn wenigstens durch stille, aufrichtig gemeynte, von Herzen kommende Gebete zu feyern bestrebt ist: so erhält eben dieser Tag für Männer wissenschaftlichen Berufes eine besondere Beziehung dadurch, daß sie in der königlichen Macht zugleich die höchste Gewährleistung und Bürgschaft aller geistigen Interessen erblicken. Denn wem könnte mehr daran gelegen seyn, daß einem Volk alle Wohlthaten geistiger Bildung in immer höherem Maß zu Theil werden, als Demjenigen, den die reichste und erhabenste Erfahrung belehrt hat, daß die menschlichen Dinge nicht durch blinde Gewalt, sondern allein durch Weisheit und hohe Intelligenz geleitet werden? Nicht wie unter barbarischen Völkern wird der christliche König durch das Schwert eingeweiht, mit dem er sich umgürtet, sondern durch die Krone, die er auf sein Haupt setzt, zum Zeichen, daß es der Geist allein ist, dem die Oberherrschaft gebührt, und der allein sie auch wirklich ausübt. Ist nun aber einem Volk ein König wie uns zu Theil geworden, dem einweihenden Blick's — um mit dem Dichter zu reden — bey der Geburt schon die Muse gelächelt; der mit allem, was die vergangene Zeit an großen geschichtlichen Erfahrungen zurückgelassen, seine Jugend genährt; der unter dem Druck einer argen Zeit nie an dem Geist und der Größe seiner Nation verzweifelt, und jene Denkmale vorbereitet hat, die sie einst und auf ewige Zeiten an alles, was in ihr sittlich- und geistig-Großes gelebt hat, erinnern werden; der,

als er zum Thron berufen ward, sein Erstes seyn ließ, der Stimme der Menschlichkeit für die letzten Reste und wenigstens für den Namen des Volkes, von dem einst alle ächt menschliche Bildung ausgegangen, Gehör und Wirkung zu verschaffen; der auch jetzt, unter den Mühen des schweren und mit Ernst erfüllten Herrscherberufes, seine Erholung in geistigen Beschäftigungen sucht; der endlich dieß alles, was ihn auszeichnet, dadurch adelt, daß er über sich einen Herrn erkennt — jenen, welcher die Macht und das Glück giebt, wem er will, dem die Reiche dieser Welt nur Gerüste sind für einen ewig bleibenden und dauernden Bau, zu dessen endlicher Verwirklichung, wollend oder nicht wollend, auch die gewaltigsten Herrscher beytragen: — ist, sage ich, einem Volk ein solcher König zu Theil geworden, ja, da dürfen Alle, die dem Geiste leben, in Ihm ein Werkzeug der Vorsehung verehren, Ihm und seinem Thun ihre herzlichste Theilnahme und ihre innigsten Wünsche zuwenden, und des Tages sich freuen, der Ihn der Welt und seinem Volke gegeben."

„Glücklich mögen die später Gebornen sich dünken, die in diese Zeit eines äußerlich tiefen Friedens gekommen sind nach einer von Vielen unter uns erlebten Vergangenheit reich an Scenen des Kriegs und der Zerstörung, wo es fester Entschlossenheit, großer Umsicht, zum Theil selbst der schmerzlichsten Opfer bedurfte, um nur die Hauptsache zu retten, den Grund, auf dem eine künftige glücklichere Zeit sich wieder aufbauen konnte. Aber eben jene Zeit hat auch Talente entwickelt, für die in einer friedlicheren kaum Raum gewesen wäre, gleichwie

Vieles ihr zu verdanken ist, dessen froh zu seyn wir noch jetzt Ursache haben. Und so dürfen wir so wohl um des gegenwärtigen Glücks mit Einsicht uns zu erfreuen, als aus der nächsten Vergangenheit für künftig Mögliches Belehrung zu schöpfen, auch der Feyer des heutigen Tages gemäß erachten, wenn ein vorzüglich dazu Berufener mit Treue und Sachkenntniß das Bild des hervorragenden und einflußreichen Mannes uns zurückruft, dessen nächste Aufgabe in jener Zeit es war, das Schiff des bayerischen Staates durch die gefahrdrohenden Klippen als weiser und erfahrner Steuermann hindurch zu leiten, der aber in dieser Arbeit dennoch Zeit und Kraft, wie in den Gesinnungen des wohlwollendsten Königs, Maximilian Josephs, die Mittel fand, zu zeigen, was er in einer Zeit des Friedens und der allgemeinen Ruhe für Bayerns inneres Wohl und Gedeihen zu leisten vermocht hätte. Die bestimmteste Aufforderung, sein Andenken zu ehren, hat unsere Akademie, weil sie durch seinen Rath und unter seiner Einwirkung die Grundlagen erhalten, auf denen sie noch jetzt beruht, und weil es ihr, die, von allen Geschäften des Staates entfernt, nur der ruhigen parteylosen Betrachtung der Dinge gewidmet ist, am ehesten zusteht, ihr Zeugniß für die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Mannes abzulegen, der, in den seinem Beruf am nächsten liegenden Kenntnissen selbst als Gelehrter hochzuachten, den Werth und die Wichtigkeit aller Wissenschaften zu erkennen, ihren Geist zu ahnden, ihre Erfindungen zu würdigen, das Genie zu unterscheiden wußte; der eben darum von uns bis an sein Ende hochverehrt auch von seiner Seite stets in einem befreundeten Verhältniß

zu uns geblieben ist. Ich lade Herrn Staatsrath Baron von Freyberg, Secretär der historischen Classe ein, dieser hohen Versammlung seine Gedächtniß-Rede auf unser vieljähriges, jetzt verewigtes Ehrenmitglied, den königlich-bayerischen Staats-Minister Grafen von Montgelas vorzutragen."

Hierauf las Freyherr von Freyberg die gedruckte und seitdem der J. G. Cotta'schen litterarisch-artistischen Anstalt in Verlag gegebene Rede zum Andenken des berühmten Staatsmannes in zweckmäßigem Auszuge vor, da für dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung die Zeit nicht gegeben war. Nach Beendigung dieses Vortrages sprach der Vorstand der Akademie folgende Worte:

„Unter den Rechten, welche der Akademie ertheilt sind, hat sie immer als eines der schätzbarsten angesehen, Personen von hohem Stande oder hohem Range, die sich durch Kenntniß und Liebe der Wissenschaft auszeichnen, von denen sie Wohlwollen, Hülfe und Unterstützung erhalten hat oder sich versprechen darf, unter dem Titel als Ehrenmitglieder mit sich vereinigen zu dürfen. Die Akademie hat indeß längere Zeit von diesem Rechte keinen Gebrauch gemacht, so viele hohe Ehrenmitglieder ihr auch in den letzten Jahren durch den Tod entrissen worden."

„Längst wünschte sie Seiner Hoheit Herzog Maximilian in Bayern diese Huldigung einer tiefgefühlten Verehrung darbringen zu dürfen. Es gereicht dem Redner zum lebhaftesten Vergnügen, der Akademie ankündigen zu können, daß Se. Hoheit die Wahl zum Ehrenmitglied auf die huldvollste Weise anzunehmen geruht haben. Auch Seine Majestät der König haben Allerhöchst Ihre Genehmigung dazu ertheilt. So möge denn in der Reihe unserer Ehrenmitglieder an der Stelle des unvergeßnen Herzogs Wilhelm in Bayern der Name seines würdigen Enkels glänzen, den unlängst ein edler Durst nach erweiterten, durch Selbstanschauung erworbenen Kenntnissen der Welt und des Menschen bis an die Ufer des Nils geführt, der glücklich heimgekehrt, durch die Erzählung seiner Reise Seinen Namen nah und fern allen denen theuer gemacht hat, die Geist und Gemüth, auf welcher Stufe der Gesellschaft sie sich finden, zu würdigen wissen."

Hierauf wurden die andern in der Sitzung am 27. July gewählten und von Sr. Maj. dem König bestätigten Ehrenmitglieder genannt.

Zuerst Seine Exc. Herr Carl von Abel, königl. Minister des Innern.

„Möge der geistvolle Minister (so äußerte sich der Redner) in dieser Wahl nicht bloß eine seiner hohen Stellung dargebrachte Huldigung sehen, möge er in derselben den würdigen Ausdruck der aufrichtigen Anerkennung seiner Verdienste um den Staat, seiner eben so wohlwollenden als einsichtsvollen Bemühungen für das Beste der wissenschaftlichen Anstalten des Landes überhaupt, und insbesondere der Akademie der Wissenschaften sehen, deren Angelegenheiten seiner obersten Leitung anvertraut sind."

Sodann wurden als erwählte Ehrenmitglieder ferner genannt:

Se. Exc. Herr Arnold Ritter von Mieg, königl. Staatsrath und Gesandter bey dem Bundestag in Frankfurt.

Herr Graf von Jenison-Wallworth, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Königs am französischen Hofe.

Herr Carl von Baur, königlicher General-Major und Chef des General-Quartiermeisterstabs.

„Reine Achtungsbezeugung für hohe wissenschaftliche Bildung (so äußerte sich der Vorsitzende) ward durch diese Wahl beabsichtigt, denn wer wüßte nicht, welchen Rang unter den intelligentesten Offizieren der bayerischen Armee, der deutschen Heere überhaupt — welchen unter den Kennern mathematischer und mechanischer Wissenschaften, der verehrte General einnimmt, den wir heute zum erstenmal als den unsern begrüßen?"

Nun folgten die Namen der neugewählten und von Sr. Maj. dem Könige bestätigten auswärtigen Mitglieder und Correspondenten. Diese sind:

In der mathematisch-physikalischen Classe:

Dr. Mirbel, Vorstand des botanischen Gartens und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris (auswärtiges Mitglied).

Dr. Wöhler, Professor der Chemie in Göttingen.

Dr. Dove, Professor in Berlin (beyde Correspondenten).

In der historischen Classe:

Dr. von Savigny, königl. preußischer geheimer Revisionsrath und Mitglied des Staats-Raths.

Dr. Eichhorn, geheimer Legationsrath und Professor in Berlin (auswärtige Mitglieder).

Dr. Warnkönig, großherzoglich badischer Hofrath und Professor in Freyburg.

Dr. Possart, Professor in Ludwigsburg.

Graf Giovanelli zu Trient (Correspondenten).

Als außerordentliches Mitglied war in der Sitzung am 27. July für die historische Classe ferner gewählt, und hierauf von Sr. Majestät bestätigt worden:

Dr. Joh. Nep. Buchinger, königl. erster Reichsarchivs-Adjunct.

In der philosophisch-philologischen Classe hatte dießmal keine Wahl stattgefunden, weil in ihr keine Stelle erledigt war.

„Wir beschließen diese Sitzung (so endigte der Redner) mit dem Rufe, der seinen Wiederhall in den Herzen aller Bayern findet:

Heil und langes Leben dem Könige! Glück und beständiges Wohl dem gesammten Königlichen Hause!"

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Empedoclis Agrigentini Carminum Reliquiae. Illustravit Simon Karsten. Amstelodami 1838. Auch mit dem Titel: Philosophorum graecorum Veterum, praesertim qui ante Platonem floruerunt, Operum Reliquiae. Vol. alterum. 556 S. 8.

Es wird nirgends, weder in der Vorrede noch anderwärts gesagt, warum Hr. Karsten auf Xenophanes und Parmenides sofort den Empedokles folgen lasse, und den Melissus und Zeno übergehe; mit diesen beyden endet ja erst die ältere Eleatische Schule. Es wäre zu bedauern, wenn H. Karsten gegen das auf dem allgemeinen Titel seiner Schrift gegebene Wort die genannten ausschließen wollte, etwa weil sie in Prosa geschrieben, oder minder nachhaltig und eindringlich gewirkt haben u. dgl. m.; denn nach solcherley Rücksichten würden auch Diogenes der Apolloniate, Demokritus, Anaxagoras u. m. a., ja selbst Empedokles kaum aufzunehmen seyn; es ist aber sehr zu wünschen, daß einmal alle erhaltenen Fragmente der griechischen Philosophen und Physiologen vor Sokrates und Plato in einer Sammlung zusammengefaßt werden, damit sich desto leichter und sicherer übersehen lasse, was von jedem derselben geleistet worden, und was jeder den beyden vorgenannten Athenäern vorgearbeitet und zubereitet habe.

Es ist wünschenswerth, daß eine solche Sammlung von einem Manne veranstaltet und durchgearbeitet werde; was nicht zuviel gefordert seyn dürfte, da ja die meisten Fragmente aus der angegebenen Zeit zum Theil mehrmals schon gesammelt und bearbeitet worden sind, in neuerer Zeit zumal von Deutschen und Holländern. Von einem Manne aber diese Aufgabe ausgeführt zu sehen, ist darum wünschenswerth, weil dergleichen Sammlungen ohne Zuziehung der alten Berichterstatter und ohne daraus gezogene Erläuterungen und Herstellung einer Art Systemes wenig Nutzen schaffen und fördern können; die verschiedenen Sammler aber, jeder einen andern Gesichtspunct und andere philosophische Ansichten und philologische und geschichtliche Principien, mitbringen, die der Leser erst zu gewahren und abzuziehen hat, ehe er ganzen Glauben und Vertrauen schenken kann. Es ist gewiß der Wunsch jedes Philologen, daß die vielen einzelnen Sammlungen der Fragmente der alten griechischen Philosophen endlich einmal in eine einzige, vollständige vereinigt werden.

Was nun den Inhalt des gegenwärtigen Bandes betrifft, so handelt der erste Abschnitt S. 1—78 De Empedoclis vita et studiis. Die ersten 10 §§. sind der Untersuchung seiner Herkunft und seiner Lebenszeit gewidmet; dürftig, voller Widersprüche und durch die dritte und vierte Hand von solchen, die mehrere Jahrhunderte später gelebt haben, an uns überliefert, wie der größte Theil dieser Nachrichten ist, wird man nicht anders erwarten, als daß der Inhalt meist in Prüfung derselben bestehe, und das endliche Ergebniß leicht auf einem Blatte Platz habe. Rec. wünschte, bey solchen Arbeiten möchte Bayle's Verfahren in seinem Dict. hist. et critique nach Möglichkeit befolgt, der sichere Gewinn im Text und Zusammenhang aufgestellt, die Erörterungen und Beweisführungen aber in den Anmerkungen untergestellt werden; die mit Fleiß, ruhiger Besonnenheit und kritischer Klarheit geführte Untersuchung und das gewonnene Resultat würden hier und überall sich nur desto bün-

diger und eindringlicher herausstellen. — Von §. 11 S. 57 bis zu E. handelt H. Karsten von des Empedokles Schriften und Studien in derselbigen Weise. Hierauf folgen die Fragmente, griechisch, mit der lateinischen Uebersetzung gegenüber, und der Angabe der Quellen und der Var. Lectt. unter dem Texte — bis S. 155. Daran schließt sich bis S. 304 der kritische und exegetische Commentar; auf diese Vorarbeiten gründet sich dann bis S. 517 die Darstellung der Philosophie und Physik des Empedokles; den Schluß machen Addenda und ein zweyfacher Index, der angeführten Schriftsteller und der griechischen Wörter nebst den wenigen Erratis — ein Vorzug der meisten ausländischen Ausgaben vor vielen deutschen.

Empedokles, ein älterer Zeitgenosse des Demokritus von Abdera und des Sokrates, war, wie alle ältern Philosophen Griechenlands, vorzugsweise Physiolog, und wird daher von Aristoteles sehr oft, nebst Demokritus und Platon's Timäus am öftesten angeführt; zufolge des beschränkten Umfanges der Kenntnisse seiner Zeit auf dem Felde der Natur ist er eigentlich mehr speculativer Physiker, als Naturforscher oder Philosoph in dem Sinne, wie diese Namen jetzo bey uns gelten; daher Magie und Sühnungen, Arzneykunde und Zauberey u. dgl. m. von seinem Bereich nicht ausgeschlossen waren. Seine Werke scheinen frühe selten geworden und schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung so gut als verschwunden zu seyn; kaum daß deren einige Theile noch der fleißige Simplicius gelesen hat. Von den Männern, die gleich nach der Wiederherstellung der Wissenschaften, die einen dieses alten Weisen Bruchstücke zu sammeln angefangen, wie H. Stephanus u. m. a., die andern in seinem Sinn und Geist die Natur insgesammt und insbesondere betrachten und erforschen gewollt, wie Campanella und Maignan, hat hinlänglich schon Sturz in seinem Empedocles Agrigentinus zu Anfang der Praef. gehandelt; seine Ausgabe erschien i. J. 1805 Lpz. bey Göschen, auf XLII. und 704 S. gr. 8.; sie scheint demnach stärker und ist es, weil Sturz die Belege für die physiologischen Lehrsätze und Ansichten des Emp. aus den griechischen Commentatoren des Aristoteles u. a. in ihrer ganzen Ausdehnung vollständig mittheilt und in seine Erörterungen einflicht; ein Verfahren, das um so lobenswerther ist, je seltner jene alten Ausleger, Philoponus, Alexander von Aphrodisias, Simplicius u. a. auch auf größeren Bibliotheken sich finden, abgesehen davon, daß dergleichen Expositionen, mit den jedesmaligen Fragmenten zusammengehalten, gewissermassen eine Geschichte nicht nur der philosophischen, sondern oft auch der grammatischen Exegese vor Augen stellen; — Rec. hält demgemäß jenen — Ueberfluß, wenn man es so nennen will — für einen Vorzug der Sturzischen Bearbeitung. Nach Sturz haben unter uns H. Ritter in Wolfs Analekten eine Darstellung der Philosophie des Emp. nach ihrem Inhalt und geschichtlichen Bezug zu anderen früheren Systemen zu geben versucht, deßgleichen Lommatzsch in dem Buch: die Weisheit des Empedokles, nach ihren Quellen philosophisch gearbeitet, nebst einer metrischen Uebersetzung Berlin 1830; dazu kommt Brandis theils im Rheinischen Museum theils in seiner Geschichte der alten Phil. Bd. I., wo die bedeutendsten Fragmente wohl alle in den Noten beygebracht sind. Mit den Leistungen dieser Vorgänger, die Hr. Karsten alle gekannt und benutzt hat, ist nun seine Arbeit kürzlich zu vergleichen und dasjenige mit wenigen Worten anzugeben, was ihr einen eigenen Werth verleiht. Im allgemeinen besteht dieses in einer klaren rein lateinischen Darstellung und einer höchst erfreulichen lobenswerthen Behutsamkeit und Enthaltsamkeit von jeder Einmischung jüngerer Lehrmeynungen und philosophischer Anfragen an die alten Fragmente, die schon zu ihrer Zeit nicht auf alles Antwort gaben, geschweige daß sie den Fragen des neueren Fürwitzes Rede stehen möchten. Hr. Karsten führt keinen Gedanken weiter als ihn Emp. selbst geführt hat, er wendet keinen auf Puncte, die nicht im Gesichtskreise des Agrigentiners lagen, und will nicht mehr finden und wiederherstellen, als soweit eben die erhaltenen Trümmer reichen; auch mischt er nicht Begriffe der neueren Philosophie ein, was bey Lommatzsch öfter begegnet; davor bewahrt schon sehr leicht die latein. Sprache und die Sorgfalt für den Ausdruck in derselben. Gleichwohl philosophirt, oder richtiger zu sagen, erörtert selbstthätiger Hr. Karsten die in den Fragmenten überliefer-

ten Gedanken, als es Sturz — geflissentlich — gethan hat; Malui etiam simpliciter narrare (sagt Sturz Praef. p. XLI), quae Empedocles philosophatus esse diceretur ab antiquis scriptoribus, quam ipse philosophari, aut narrationem meam immixtis philosophorum recentiorum commentis barbarisque vocabulis sine ulla necessitate obscurare. Nach diesen und ähnlichen Aeußerungen mehr, muß das etwas harte Urtheil Hrn. Karstens über diesen seinen Vorgänger wohl doch etwas ermäßiget werden; er sagt in der Praef.: Sturzianum opus exemplum est laboris et diligentiae, quae dotes in illo viro singulares fuere, quibus si par accessisset ingenium et judicium, haud multum sane requirendum posteris reliquisset. Sturz, durch die vollständige Sammlung aller Stellen, die von Emp. sprechen, hat wirklich wenig zu thun übrig gelassen; denn die philosophische Auffassung und Auslegung dieser Fragmente wird immer und immer nach den neuen und neuesten Systemen und ihren Hauptfragen sich etwas abändern. Herr Karsten hatte demnach hauptsächlich nur in den seit Sturz'ens Zeiten aufgefundenen Quellen, oder in den durch Benutzung alter und guter Handschriften bereicherten Ausgaben, wie namentlich der Berliner Ausgabe des Aristoteles u. m. a. nachzusehen, was für Gewinn den dort erhaltenen Fragmenten des Emp. erwachsen sey. Von der ersten Art lieferte das wichtigste Amad. Peyron in: Empedoclis et Parmenidis fragmenta e Cod. Taurin. Bibl. restituta und nachher bey Gaisford in den Poetae minores graeci Vol. III. p. 284 sq. ed. Lips. Was auf diesem Wege theils neues, so geringfügig es seyn mag, theils zur Verbesserung der Textesfragmente und ihrer Erklärung sich auffinden ließ, alle das hat Hr. Karsten aller Orten zusammengesucht (vielleicht bis auf etliche einzelne Wörter bey Schneidawin, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt), und kritisch geprüft und erläutert; und eben in der kritischen Behandlung liegt der Hauptwerth dieser neuen Ausgabe, zumal H. Karsten hier immer höchst besonnen bleibt und behutsam verfährt. Des fleißigen Sturz Sammlung zählt 426 Verse und Verstrümmer; die des H. Karsten 448, nebst einer Zugabe von Stellen, wo Empedokles gelegentlich aus dem Gedächtniß und nicht wortgetreu von einem oder dem andern Alten genannt wird; dieserley Anführungen hat Sturz meistentheils gleich in seine Auseinandersetzung des Lebens der Studien und Philosophie des Emped. verflochten. Durch Herstellung eines reineren und sichreren Textes, und gesunde philologische Erläuterung desselben, so wie durch die darauf gebaute im Ganzen erschöpfende Exposition der physiologischen Lehren und Meynungen hat Hr. Karsten jeden Leser sehr gefördert, namentlich denjenigen, der an das Quellenstudium der Geschichte der griechischen Philosophie mit unbefangenem Sinn und hellem Verstande gehen will. In der Anordnung und Aufeinanderfolge der Fragmente weichen die beyden mehr genannten Herausgeber häufigst von einander ab; darüber läßt sich mit keinem von ihnen rechten; jeder aufmerksame, und den Ideen des alten Physiologen achtsam folgende Leser wird nach seiner Ansicht combiniren, hie und da Zerstreutes verbinden, dagegen hier Beysammenstehendes trennen. Was Rec. bey Sturz und auch bey H. Karsten vermißt, das ist die Sphaera Empedoclis; — zwar ist sie dem Agrigentiner untergeschoben und aus viel späterer Zeit; allein eben zur Charakteristik des herrschenden Geistes ihrer Zeit ist sie doch auch ein kleiner Beytrag von so geringem Umfang, daß dieser um so mehr hätte beygegeben werden können, je seltener diese Sphaera gedruckt ist; Rec. wenigstens hat nie eine besondere Ausgabe derselben gesehen, er kennt sie nur in Fabricii Bibliotheca graeca.

Pr. K.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung am 28. July 1839.

I. Der Vorstand der Akademie publicirt:

1) ein allerhöchstes Rescript ddo. Rom 6. May 1839, durch welches die in der allgemeinen Sitzung der ordentlichen Mitglieder am 23. März durch Stimmenmehrheit geschehene Wahl des Hrn. Geh. Raths v. Schelling zum Vostand der Akademie auf weitere drey Jahre bestätigt wurde.

2) ein Ministerial-Reskript vom 26. May, laut dessen Seine Majestät der König die zur Wiederbesetzung der in der mathematisch-physikalischen Classe erledigten Stellen vorgenommenen Wahlen des königl. geh. Raths Hrn. Dr. v. Walther und des zweyten Conservators des botanischen Gartens, Hrn. Prof. Dr. Zuccarini zu ordentlichen Mitgliedern dieser Classe allergnädigst zu bestätigen geruht haben.

3) ein Ministerial-Rescript vom 3. May, die allerhöchste Bewilligung Sr. Majestät des Königs für Herrn Conservator und Prof. Dr. v. Martius zur Annahme des ihm von Sr. Majestät dem Könige von Schweden verliehenen Nordstern-Ordens enthaltend.

II. Wurden die von auswärtigen Mitgliedern und Correspondenten eingekommenen Dankschreiben für ihre Diplome theils erwähnt, theils mitgetheilt.

III. Wurde die Wahl von neuen Ehrenmitgliedern, auswärtigen Mitgliedern und Correspondenten, dann eines außerordentlichen Mitgliedes vorgenommen, welche noch die allerhöchste Bestätigung erwarten.

IV. Mit Vorlage des Verzeichnisses der eingekommenen Büchergeschenke wurde die Sitzung geschlossen.

Verzeichniß

der seit dem 1. Januar 1839 bey der k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(In alphabetischer Ordnung).

I. Vom Inlande.

Von gelehrten Gesellschaften.

Von dem historischen Verein für Oberbayern:

1) Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. Erster Band. Erstes Heft 1839. 8.
2) Erster Jahresbericht. Für das Jahr 1838.

Von dem historischen Verein für die Oberpfalz und Regensburg.

Verhandlungen desselben. Ersten Bandes 4tes Heft. 1839. 8.

Von dem historischen Verein für Unterfranken und Aschaffenburg:

Vereinszeitschrift. Fünften Bandes 2tes Heft.

Von dem General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern:

Programm zu dem Central-Landwirthschaftsfeste in München am 6. October 1839.

II. Vom Auslande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen derselben vom Aug. 1836 bis July 1838. Basel 1838. 8.

Von der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft:

Verhandlungen derselben bey ihrer Versammlung zu Basel den 12. 13 u. 14. Sept. 1838. 23te Versammlung. Basel 8.

Von der k. Akademie d. W. zu Berlin:

Berichte über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. 8.

Von der Academia Caes. Leopold. — Carolina naturae curiosorum Bonnae:

Nova acta. Tomus XVIII. Pars II. Vratislaviae et Bonnae. 1838. 4.

Von der Académie R. des sciences et belles-lettres de Bruxelles:

1) Annuaire, cinquième année. Bruxelles 1839. 12.
2) Bulletins, année 1838. Tome V. Bruxelles 1838. 8.
3) Nouveaux mémoires. Tome XI. Bruxelles 1838. 4.
4) Mémoires couronnés. Tome XIII. et Tome XIV. première partie. Bruxelles 1838.

Von der königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde. Kopenhagen 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte der Philosophie alter Zeit von Dr. Heinrich Ritter, zweyte verbesserte Auflage. Dritter Thl. 1837.

Franz Biese: Beytrag zur Philosophie des Aristoteles; Programm des königl. Pädagogiums zu Putbus. 1838. 4.

Herr Ritter umfaßt im zweyten und dritten Band seiner Geschichte die Glanzperiode der griechischen, und hiemit der gesammten Philosophie des Alterthums bis auf unsere Tage herab; an der Spitze derselben steht der Name Sokrates, als von welchem diese in der Geschichte aller Zeiten und Völker bisher als einzig in ihrer Art und Folge dastehende geistige Bewegung ausgegangen ist, an dessen Namen sie sich fortsetzt und mannichfaltig um- und ausbildet; und sie hört nur auf, seitdem der Geist des Sokrates gänzlich gewichen und in allen Schulen und Gemüthern erloschen war, und die Sophistik in etwas veränderter Gestalt wiederum an seine Stelle trat. Eben dieselbe Sophistik, die Sokrates in Wort und That sein Leben lang bekämpft hat, erhob sich in den jüngsten Tagen gegen jenen durch alle Jahrhunderte herab mit Recht gefeyerten Helden und suchte mit dem grimmigen Fanatismus, den sie, ihrer Natur gemäß, gegen jede Philosophie, die den Charakter und das Leben umwandelt und erhebt, hegen muß, auch den Sokrates als Revolutionär, und demnach mit Recht zum Tode verurtheilt vorzustellen. Die modernen Sophisten bedenken nicht, daß alles das, was sie mit all ihrem Grimm, mit Verdrehungen und Lügen, mit Listen und Ränken gegen den athenäischen Weisen auftreiben können, in ganz anderer Weise gegen sie selbst gekehrt werden dürfte und hundert und tausendfältig mehr gegen sie gelten würde, so nach göttlichem als natürlichem Rechte, zu geschweigen jeder positiven Gesetzesformel, die ja, sie sey wie sie wolle abgegränzt und zugespitzt, immer noch der Schikane Raum giebt und beliebig gedreht werden kann; wie erst ganz neulich der lustige Proceß des Engländers Maxwell in seiner Klage auf Brandschaden-Ersatz gezeigt hat. Und welche Athenienser waren denn die Gesetzlichen, diejenigen, die verdammten? oder diejenigen, die alsbald bereueten? und die Ankläger theils verbannten, theils dem Tode überlieferten? s. Diog. Laert. II. §. 43. ibi Menage. Themist. or. 20. p. 295. 94 Dindorf. Dieser faßt seine Schilderung des Sokrates in das allgemeine Epiphonema zusammen: ὅτι δεῖ φιλοσοφίαν οὐ λόγῳ ἀλλ' ἔργῳ ἑλέσθαι, wie eben jener Weise das Beyspiel und Vorbild gegeben habe. Herr Ritter konnte auf die neuesten Verunglimpfungen des Sokrates noch nicht weiter Rücksicht nehmen, als so weit sie in Hegels Vorlesungen über Geschichte der Philosophie schon angedeutet sind; ohne dem Rechte und der Würde des seit zwey Jahrtausenden bewunderten Weisen etwas zu vergeben, hebt er andrerseits, um seinen Gegnern, namentlich seinen Richtern nicht zu nahe zu treten, die Puncte hervor, welche im Leben und Charakter des Sokrates einigen Schein zu den wider ihn erhobenen Klagen darbieten konnten.

In der Entwickelung seiner Philosophie kommt unser Verf. nahebey mit Schleiermacher: über den Werth des Sokrates als Philosophen, überein, und folgt hauptsächlich dem Xenophon und Aristoteles; — mit Recht; nur scheint mir der erstere nach seinem philosophischen Werthe doch zu gering angesehen zu werden. In dem Versuch, die Ansichten des Sokrates zu entwickeln, wendet Hr. R. die wenigen vorliegenden Nachrichten nach allen Seiten um sie unter einander und mit der höchsten Forderung in Verbindung zu bringen; indessen so

gewendig sich seine Erwägungen ausnehmen, allgemein befriedigen werden sie schwerlich. — Gleich im Betreff der Mathematik glaubt Rec. dem Sokrates mehr zuschreiben zu dürfen, als Hr. R. thut; eben die Mathematik konnte den Sohn des Sophroniskus zur Horistik, zur Kunst das Allgemeine zu finden und zu umgränzen, vor allem andern zuvörderst leiten; eben sie nicht minder, als die Betrachtung der Natur und der sittlichen Erscheinungen ihn auf die Wege des anleitenden Beweises führen; eben von da aus, von der Mathematik gieng nachmals Plato weiter, zu der ihm eigenthümlichen Ideenlehre. Wie Sokrates die Geometrie ansehen und gebrauchen möchte, dieß erhellt aus dem Meno; Xenophon allerdings sieht auf die nächste Brauchbarkeit bey allen Wissenschaften und so auch bey der Mathematik, hierin wohl kaum dem Sokrates völlig getreu; denn dieser, wenn er gegen diese und andere Wissenschaften sich äußert, hat offenbar überall die falsche Anwendung, z. B. bey den Pythagoräern, oder das verkehrte Ziel im Auge. Wie weit oder wie enge indeß jeder den Umriß der sokratischen Philosophie ziehen mag, feststeht, abgesehen von allen religiösen und moralischen Lehren der wissenschaftliche Gewinn: δύο γάρ ἐστιν ἅ τις ἂν ἀποδώῃ Σωκράτει δικαίως, τούς τ' ἐπακτικοὺς λόγους καὶ τὸ ὁρίζεσθαι καθόλου. Arist. Metaph. M. c. 4.

Auf diesen beyden Grundpfeilern beruht noch immer und wird in Ewigkeit beruhen jede ernste Wissenschaft und Erkenntniß, während vielerley andere Methoden, die versucht worden, aufgegeben sind. Aber nicht allein der wissenschaftliche soll erhalten werden; auch der persönliche Sokrates, wie er der Nachwelt von den besten und größten Geistern geschildert und überliefert, soll unbefleckt und von Sophisten unbeschmutzt in reinem Andenken fortleben und wirken. Niemand, der Xenophon und Platon mit Verehrung und Erbauung lesen will, wird sich das von ihnen mit so viel Liebe und Hochachtung gezeichnete Bild verunstalten lassen!

Dem einen der eben genannten, dem Plato, ist der größte Theil dieses Bandes gewidmet von S. 159 — 522; die anderen sokratischen Schulen, die Kyrenaische, Megarische, Elische und Eretrische nebst der Cynischen werden von S. 90 — 156 nach den über sie erhaltenen dürftigen Nachrichten genügend und kurz abgehandelt, eben so auch die nächsten Nachfolger des Platon auf seinem Lehrstuhl.

Die Darstellung aber, die Hr. R. vom Platonischen System giebt, gedenkt Rec. bey der Anzeige von K. Fr. Hermanns Geschichte und System der Platonischen Philosophie, nebenher in Betrachtung zu ziehen. Den dritten Band bis S. 423 nehmen Aristoteles und seine Schule ein, dann die Skeptiker und Epikur S. 427 — 454 — 507, endlich die Stoiker, die älteren und die späteren, mit ihren Widersachern in der sogenannten neueren Akademie. Die letzten Lehrer in beyden Schulen sind uns zum Theil sehr wohl bekannt zumal aus Cicero; denn in den bürgerlichen Unruhen, welche die untergehende römische Republik zerrütteten, wendeten sich die meisten der sogenannten Philosophen Griechenlands nach Rom, weil sie da in den Häusern mancher römischer Großen Zutritt und gute Aufnahme fanden. Sie verbreiteten da allerdings einigen Geschmack und einige Kenntniß der Philosophie, haben aber außerdem nichts geleistet und gefördert. Daß sich aber in Folge hievon Cicero und Tacitus, um nur von den Schriftstellern ein Paar zu nennen, bilden konnten, das giebt auch jenen spätern Lehrern der Philosophie eine geschichtliche Bedeutung. Und wenn man auf die Wirkung und den Einfluß, den philosophische Principien in ihrer Verbreitung und Anwendung auf untergeordnete Gebiete geübt haben, Rücksicht nimmt, so verdient in diesem Betracht die Epikurische Philosophie vor vielen andern aufmerksam verfolgt zu werden; denn sie hat Jahrhunderte lang unter Griechen und Römern mehr als z. B. die Peripatetische, zur unbefangenen Naturbeobachtung beygetragen; unter wie mannichfaltigen Wendungen und Gestalten aber eben dieselbe von den Zeiten Gassendi's an bis auf den gegenwärtigen Tag wiedergekehrt ist, das ist hinlänglich bekannt. Ebenso dauert die stoische Philosophie fort bis auf den heutigen Tag, in der Grammatik. Hr. Ritter sagt S. 536:

„Eine andere Erweiterung der logischen Lehren

führten die grammatischen Untersuchungen herbey. Dieß muß als eine natürliche Folge davon angesehen werden, daß Platon und Aristoteles die Entwickelung der Logik an der Vergleichung der Formen der Sprache mit den Formen des Denkens eingeleitet hatten. Diese Untersuchungen wurden aber von den Stoikern viel weiter ausgebreitet, als das Bedürfniß der Logik zu führen schien. Es ist bekannt, daß die Stoiker die Begründer der spätern Grammatik sind, so wie dieselbe durch Vermittlung der Lateiner auf uns vererbt worden ist. Sie haben fast alle grammatischen Kunstwörter zur Bezeichnung der Redetheile und ihrer Abänderungen erfunden, und das meiste hievon möchte auf den Chrysippus zurückgeführt werden können, welcher überdieß auch weitläuftige Untersuchungen über die Abstammung der Wörter und ihre ursprüngliche Bedeutung anstellte."

All dieß und mehr ist durchaus wahr; gleichwohl geht Hr. Ritter auf diesen wesentlichen Hauptpunct in der stoischen Philosophie an sich und in ihrer nachhaltigen Wirkung nicht so viel ein, als seine Vorgänger, Tiedemann (im System der stoischen Philosophie Bd. I. S. 140 flg.) Bagnet u. m. gethan haben. Indem er aber diese nach seiner Meynung hier ungehörigen Entwickelungen wegschneidet und übergeht, so verlieren manche Lehren ihre volle Bedeutung, werden mehr oder minder alterirt, erscheinen nicht in ihrem vollen Lichte; vollends aber die Geschichte der Philosophie erreicht nicht die ihr vorgeschriebene Absicht, zu zeigen, was, und wie etwas aus jeglichem System in das allgemeine Wissen und Begreifen des sogenannten gesunden Menschenverstandes übergegangen sey und sich fortdauernd erhalte. Wie eben dermalen die Grammatik mit ihren allgemeinen und speciellen Untersuchungen bey uns steht, ist vollends zu bedauern, daß auf diesen Punct nicht mehr eingegangen ist; jeder Philolog, der nicht selber die Quellen aufzusuchen Lust und Zeit hat, wird die Ausführung dieser Seite des Systemes ungern vermissen.

Wie in dieser Beziehung, so noch in einer anderen hätte Rec. gewünscht, daß Hr. Ritter etwas mehr von seiner Art abgewichen wäre; daß er bemerkt und gezeigt hätte, wie die Stoiker vor allen andern griechischen Philosophen voraus das alte einheimische Religionssystem zu stützen und zu erhalten gesucht haben, bis deßfalls im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die sogenannten Neuplatoniker an ihre Stelle traten; wie eben dieselben die Untersuchungen über Schicksal und Vorsehung, Nothwendigkeit und Freyheit mit vielen anderen verwandten, wie dem Wort so der Sache nach begonnen haben, so daß hierüber die geschichtliche Forschung immer auf sie zurückgehen muß; zu geschweigen der Weissagung und des Einflusses auf die römischen Juristen.

Auf solche Puncte, die in der Gegenwart eben mannichfach erörtert werden, hätte mehr Bedacht genommen werden können, damit das Werk recht fruchtbar werde; denn der Geist jeder Zeit mit ihren neuen Verhältnissen, Zuständen, Begierden und Widerwillen, mit ihren Fragen, Bedenken, Forschungen und Leistungen fühlt sich jedesmal zurückgezogen zur Betrachtung der früheren Zeiten, und bemerkt dann die oft unscheinbaren Puncte, an denen vordem das streifende Auge abglitt, weil es ja zu jeder Art des Sehens voreingeübt seyn muß, die aber jetzt schnell bemerkt werden. Die Geschichtschreibung daher, die nicht ein Besitzthum für immer, als Quelle ihrem Inhalte oder ihrer Form nach liefert, wird dadurch immer verjüngt, daß sie nach neuen Anfragen und Gesichtspuncten mehrere Theile zu durchforschen gedrungen ist, während sie zugleich den alten Grundstock großer Persönlichkeiten und namhafter Gestalten mit allen Leistungen derselben bewahrt. Ein Beyspiel geben Spittlers und Heerns Handbücher und übrigen Werke der politischen Geschichte, für die Geschichte der Philosophie aber Tennemann und Hegel. Bemerkt der erstere achtsam diejenigen Puncte in jedem System, die sich zu Untersuchungen des Erkenntniß-Vermögens anlassen, so sieht dagegen der andere vornämlich auf das Princip und auf die Methode, und hat jedweder unstreitig manches vordem unbeachtete mit Recht hervorgehoben.

(Schluß folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung am 28. July 1839.

Verzeichniß
der seit dem 1. Januar 1839 bey der k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

II. Vom Auslande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

(Fortsetzung.)

Von der English Historical Society of London:

Venerabilis Bedae Historia ecclesiastica gentis Anglorum. Londini 1838. 8.

Von der Astronomical Society of London:

Memoirs. Vol. X. London. 1838. 4.

Von der Zoological Society of London:

1) Proceedings. Part. V. London 1837. 8.

2) Transactions. Vol. II. Part 2 et 3. London 1838 et 1839. 4.

Von der Société R. des sciences, lettres, arts et agriculture de Nancy:

1) Précis des travaux pendant les années de 1813 à 1832. V. Volumes. Nancy 1817 — 1833. 8.

2) Mémoires de 1833 — 1837. IV. Volumes. Nancy 1835 — 1838. 8.

Von der Académie des Sciences morales et politiques in Paris:

Mémoires. Tom. II. 2e série.

Von der Académie Imp. des sciences de St. Pétersburg:

1) Recueil des actes de la Séance publique le 29. Dec. 1837. St. Pétersb. 1838. 4.

2) Mémoires. VIme Série. Sciences mathémat. phys. et naturelles. Tome troisième. Sciences mathémat. et physiques. Tome I. 5. et 6me Livraisons. St. Pétersbourg 1837 — 1838. 4.

3) Mémoires. VIme Série. Sciences mathémat. phys. et naturelles. Tome quatrième. Sciences mathemat. et phys. Tome II. 1 et 2 Livraisons. St. Pétersb. 4.

4) Mémoires. VIme Série. Sciences, mathémat. phys. et naturelles. Tome quatrième. Seconde partie. sciences naturelles. Tome second. 4. 5 et 6me Livraisons. St. Pétersbourg. 1838. 4.

Von der Academia Petropolitana Imp. medico-chirurgica:

1) Tabulae anatomico - chirurgicae, operationes ligandarum arteriarum majorum exponentes. Petersb. 1828. fol. max.

2) Tabulae medico - chirurgicae, operationes herniarum explanantes. Petersb. 1835. fol. max.

Von der R. Accademia delle Scienze di Torino:

Memorie. Tomo XL. Torino 1838. 4.

Von der Deputazione Reggia sovra gli studi di Storia patria di Torino.

Historiae patriae monumenta. — Scriptores. — Augustae Taurinorum. 1839. fol.

Von dem Verein für Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen St. Wendel und Ottweiler, durch den k. Preuß. Regierungs- und Landrath Herrn Engelmann zu St. Wendel:

Erster Bericht des Vereins. Zweybrücken 1838. 8.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Herrn Cavaliere Amadeo Avogadro:

Fisica de' corpi ponderabili. Tomo I. Torino 1837. 8.

Von Hrn. Chamerot, libraire de Paris:

Catalogue général. 1838 — 39.

Von Herrn Anatole de Démidoff:

Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée etc. Livraisons 1 — 7. 8. et 1 Livraison in Folio. Paris 1839.

Von Herrn Demonville:

Résumé de la Physique de la Création. Troisième Partie. Du vrai système du monde. s. l. eta. 8.

Von Herrn Professor Elice:

Istruzione sui Parafulmini etc. Genova 1839. 8.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte der Philosophie alter Zeit von Dr. Heinrich Ritter, ꝛc.

Franz Biese: Beytrag zur Philosophie des Aristoteles; ꝛc.

(Schluß.)

Für Hrn. Ritters Werk ist es meines Ermessens ein Nachtheil, daß er keinen besondern Gesichtspunct gewählt hat, daß er nicht wenigstens hin und wieder von seiner sonst meistentheils lobenswerthen Behandlungsweise in etwas abgewichen ist. Dieser Umstand fiel dem Rec. insbesondere auf in der Art und Weise, wie Hr. Ritter die Aristotelische Philosophie darlegt. Der Stagirite erörtert keinen metaphysischen Begriff selbständig, rein aus seinem eigenen Vermögen heraus; bey jedem hat er die ganze Fülle von Bemerkungen und Ansichten vor Augen, die seine Vorgänger über denselben ausgesprochen. Es herrscht demnach in diesen seinen Abhandlungen eine Art Dialog, aber durchaus ein historisch polemischer Dialog; und dieser bringt mehr der Geschichte der Philosophie erfreuliche Früchte, als daß er für die Klarheit des dem Aristoteles nach Form und Gehalt Eigenthümlichen ersprießlich wäre.

Begreiflicherweise mußte Hr. Ritter und jeder andere Geschichtschreiber diese historischen Ausgangs- und Anknüpfungspuncte der Aristotelischen Speculation, als in der voraufgegangenen Geschichte bereits erlediget und abgethan, beyseite lassen. Diese geschichtlichen Anlässe und Rücksichten modificiren aber jedesmal in etwas den Begriff, den Arist. eben zu bestimmen hat; und es ist nicht Ein Blatt, wo nicht dergleichen historische Rück- und Seitenblicke namentlich oder versteckterweise vorkommen. Daher läßt sich schwer der reine vollständige Begriff herausfinden, dann zumal nicht, wenn man eben ein Werk vorliegen hat, aus dem eine Reihe von Sätzen ausgehoben werden, wie sie da bestimmt werden und auf einander folgen, wenn man aber dabey nicht auf die seitlichen Verknüpfungen sieht, die anderer Orten hervortreten, und dann leicht den Anschein geben, als widersprächen sie früheren Stellen oder als wollten sie sich mit ihnen nicht gerne vereinigen lassen. Dem zu entgehen ist nothwendig, daß man alle Stellen, wo der Philosoph von einem Begriff handelt, gegenwärtig habe, und sie unter einander vergleiche, damit ein solcher Begriff aus seiner historischen und dialektischen Verhüllung und Umgebung, rein, klar und vollständig hervortrete. Daher kommt es, daß Hr. Ritter nicht selten in ein fast breites Hin- und Herreden über diesen und jenen Punct hineingeräth, wodurch gleichwohl weder dieser selbst erhellt noch auch der nächste Anlaß angegeben wird, dem zufolge derselbe in der nächsten Wendung und Fortschritt der geschichtlichen Philosophie aufgegeben, oder umgewandelt wurde. So genau und richtig daher dasjenige ist, was aus des Aristoteles Schriften ausgehoben wird, so treffend das Zusammengehörige allenfalls zusammengestellt seyn mag: so genügt dieses dem Kenner der Aristotelischen Schriften nicht, kaum dem Kenner der ältern und neuern geschichtlichen Darstellungen seines Systemes; weil er die Gedanken des selbenals solche kennt; denn gegen Tennemanns Werk gehalten, findet der Leser hier nicht wesentlich neues; in den eingestreuten Andeutungen über den schwankenden und vielfachen Sinn mancher Schlagwörter des Aristoteles findet sich der anfängliche Leser desselben von Tennemann besser eingeleitet, als von Hrn. Ritter; es verlieren die

Begriffs-Bestimmungen und Gedanken in der Entkleidung von ihrem historischen und empirischen Anstoß, der sie zu Tage gefördert, nothwendig sehr vieles von der Schärfe und Schneide, mit der sie blinken und treffen, von der Spitze, die sie ins Herz drückt.

In diesem Betracht hat Hr. Biese einen entschiedenen Vorzug, wenn anders der Werth eines Buches nicht allein nach dem baaren und unmittelbaren Gewinn, den es bringt, angeschlagen, sondern zugleich darauf gesehen wird, wie viel und eindringlich es zum eigenen Forschen und Nachdenken reizt und stachelt und zur Einsprache aufruft; — und darauf kommt doch wahrlich nicht weniger an, als auf jenen ersterwähnten Vortheil. Der erste Band der „Philosophie des Aristoteles" von Fr. Biese ist bereits im Jahre 1835 erschienen und im dritten Band dieser Gel. Anz. ausführlich beurtheilt worden. So wenig sich damals und jetzt Rec. mit der Art und Auffassung des Hrn. Biese einverstanden erklären konnte: eben so gern gestand er dessen Werke seine große Bedeutung, Frische und Lebendigkeit zu, ja er wünscht, daß von jedem, namentlich auch dem Platonischen System, eine ähnliche Umarbeitung aus einem frischen Guß und nach solcherley Ideen vorhanden seyn möchte. Daß der zweyte Band des eben erwähnten Werkes des Hrn. Biese bisher nicht erschienen ist, rührt daher, daß er von Berlin an das Gymnasium nach Putbus versetzt worden, wo sein amtlicher Beruf und der Abgang mancher Hülfsmittel das Begonnene unterbrochen, das er aber nun mit neuem Muth und Kraft fortsetzen und weiter fördern wird, wie das vorliegende Programm zeigt, das vorläufig einen Abschnitt aus dem zweyten Buch zu unserer Kenntniß bringt. Dieser Abschnitt erörtert „die Ansicht des Aristoteles über das Wesen der besonderen Wissenschaften und über die Eintheilung derselben in theoretische und praktische Wissenschaften" — von S. 1 — 21, dann S. 22 — 26 „die Grundzüge der Aristotelischen Naturwissenschaft." Auch in dieser Probe des zweyten Bandes wehet derselbige frische und lebendige Geist der Auffassung und Darstellung, der dem ersten Anziehungskraft verleiht. Gewiß liegt ein Hauptreiz in dem besondern Umstand, daß der neue Darsteller sehr merkbar und sichtlich neben dem alten Meister herläuft, und dennoch beynahe auf keinem Punct mit ihm zusammen trifft. Schreibt Aristoteles bündig, gedrungen, abgebrochen kurz; führt ihn sein Gang immer an die Sache und in sie hinein, sey's nach ihrer Vorstellung, sey's nach ihrem Daseyn: so zielen alle nebenläufigen Kunstsprünge des jungen Deutschen nicht auf die Sache als solche, sondern auf die rasche Entfaltung der Denk- und Redegewendigkeit; diese zieht eine freye und leichte schlängelnde Wellenlinie zu der geraden des Aristoteles, so daß sie sich dieser immer nahe hält, ohne je mit ihr in einer weitern Strecke überein zu gehen. Dieses wird jedermann erproben, wenn er versucht, diesen deutschen Aristoteles ins Griechische zurück zu übersetzen: ein Mittel, das überall zur Aufhellung abstruser und unverständlicher Gedanken und Vorstellungsweisen nicht genug empfohlen werden kann. An solchen Gedanken ist sicherlich nicht sehr viel, die sich in einer gebildeten Sprache wie die griechische und lateinische der klassischen Zeit waren, nicht wörtlich genau wiedergeben, oder durch ausführliche Umschreibung klar machen lassen; die reine gebildete Sprache stößt alles Nebelige und Dunstige zurück, oder nöthigt, den Kern heraus zu schälen. Die römische Sprache der klassischen zwey Jahrhunderte eignet sich zu diesem Behufe noch viel besser als selbst die griechische, wenigstens in manchen Puncten und Beziehungen.

Wenn man nun, sey's an Ritters, sey's an Biese's Werk, diesen Versuch machen will: so wird man bald bemerken, daß sich z. B. der deutsche Aristoteles nicht füglich in den griechischen zurückversetzen will: soll die Uebersetzung die Manier und Kunst des Hrn. Biese verrathen und abspiegeln, so wird statt des Aristotelischen Tones, Ausdruckes und seiner Gedankenwendung überall mehr oder minder die Phraseologie und Methode der spätern Neuplatoniker ausdringen; — ein indirecter aber gleichwohl ganz sicherer Beweis, daß der Ton des Arist. nicht getroffen, daß er in seinem Wesen alterirt worden. Eine ähnliche Erfahrung wird auf einem andern Felde derjenige machen, der unseres Joh. v. Müllers Geschichtsbücher in des Tacitus Styl übertragen möchte; er

wird es nicht vermögen, wenn er sie nicht innerlich und wesentlich umgestaltet, nicht allein der Satzform nach, sondern im Kern der Fassung. Demnach fühlt jeder Kenner des Aristoteles gleich hier bey dem ersten Satze sich mit sich selbst in Zwiespalt, wie er genau Aristotelisch fassen soll was der Verf. sagt:

„Um das Wesen der Wissenschaft zu entwickeln, ist es wichtig, das Verhältniß des Besondern zum Allgemeinen, des Realen zum Ideellen näher zu bestimmen. Es ist vom Verfasser im ersten Bande seiner Philosophie des Arist. bereits nachgewiesen worden, wie in der Aristotelischen Philosophie die Idee sich als ein Concretes bewährt, durch deren Wirksamkeit die Gegensätze der natürlichen und geistigen Welt zusammengehalten und zu einem in sich bestimmten individuellen Daseyn gestaltet werden, so daß weder der ewige Wechsel der Dinge, noch die ewig ruhende, von allem bewegten Daseyn ausgeschiedene Idee die Wahrheit ist, sondern das Allgemeine, welches sich in dem Besondern als die gestaltende Thätigkeit offenbart und als die übergreifende Einheit sich verwirklicht.“

Indessen so wenig sich Rec. mit dieser unhistorischen obzwar lebendigen Darstellung der Aristotelischen Philosophie befriedigen mag, so sehr wünscht er, daß Hr. Biese im Stande seyn möge, bald sein zeitgemäßes Werk durch die Lieferung des zweyten Bandes zum Schlusse zu führen; es kann neben Ritter's und anderer Darstellungen nur dem Aristoteles zu Gute kommen, wenn er auch in dieser Art und Weise von diesem Gesichtspuncte aus vorgeführt wird; ja Rec. wünscht noch weiter, es möchte die Platonische und zumal Peripatetische Philosophie auch in ihrer synthetischen Gestalt ausgearbeitet werden. Beyde Philosophen und zumal Aristoteles sind mehr damit beschäftiget, die obersten Principien alles Seyns und Erkennens aufzusuchen, als von diesen aus zu erklären und abzuleiten, nur in der Reihe der naturwissenschaftlichen Schriften hat Aristoteles den Gang vom Allgemeinen und Ganzen zu dem mehr und mehr Besonderen eingehalten, aber auch da nicht deducirt, wie man es in neuerer Zeit etwa verlangen würde. Auf dem synthetischen Wege würde es deutlicher in die Augen fallen, — was sich jetzt meistentheils versteckt, — theils wie die einzelnen Lehren zusammenhängen und auf einander hinweisen; theils wo und warum sich Lücken und Ungemessenheiten hervorthun; es würde recht auffallen, daß Aristoteles nur speculirt hat, einerseits um die Sophisten und Sophistik abzuwehren, andererseits nur so weit es nöthig war, um die Natur in ihrem Vollbestand und stätem Wechsel zu begreifen und nach seiner Art zu erklären.

Pr. K.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung am 28. July 1839.

Verzeichniß

der seit dem 1. Januar 1839 bey der k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

II. Vom Auslande.

(Schluß.)

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. Dr. E. G. Graff, K. Preuß. Regierungsrath und Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin und in München:

Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache. Berlin 1834 — 1837. 3 Bände. 4.

Von Hrn. Präsidenten de Gregoy in Paris:

Notice historique sur Griselda.

(Eine kleine Druckschrift von 4 Octavseiten.)

Von Hrn. Prof. Joh. Aug. Grunert zu Greifswald:

Elemente der analytischen Geometrie. Leipzig 1839. 8.

Von Hrn. Dr. Häser in Jena:

Historisch-pathologische Untersuchungen. Erster Theil.

Von Hrn. Prof. Van der Höven in Leyden:

Recherches sur l'histoire naturelle des limules. Leyden 1838. fol.

Von ebendemselben und Hrn. Prof. W. H. de Briese in Amsterdam:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. V. Deel 4. en 5. Stuck, en VI. Deel, 1 en 2. Stuck. Leyden 1839. 8.

Von Hrn. Joh. Kachler, Samenhändler in Wien:

Alphabetisches Samenverzeichniß. Wien 1838. 8.

Von Hrn. Ant. Edlen von Kraus:

Geist der österreichischen Gesetzgebung ꝛc. Wien. 1838. 8.

Von den Herren Carlo Kreil e Pietro della Vedova:

Osservazioni sull' intensità e sulla direzione della forza magnetica etc. Milano 1839. 8.

Von Hrn. A. T. Kupfer, membre de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersburg:

Observations météorologiques et magnetiques etc. 2 Voll. St. Pétersburg. 1837. 4.

Von Hrn. Leneveu, libraire de Paris:

Magasin de Livres sur l'art militaire, la marine, les ponts et chaussées, les mines, la metallurgie. (Prospectus.)

Von Hrn. Gustav Leonhard:

Mineralogisch-geognostische Beschreibung der Umgegend von Schriesheim ꝛc. Stuttgart 1839. 8.

Von Hrn. John Lindley:

The genera and species of orchidaceous plants. Part. V. Ophrydeae. London 1839. 8.

Von Hrn. Dr. Gius. Meneghini:

Cenni sulla organografia delle alghe. Padova. 1838. 4.

Von Hrn. C. Morgenstern:

Commentatio de numismate Basilii Tschernigoviae nuper effosso. Dorpati 1838. fol.

Von Hrn. Benedict Pillwein, Official der K. K. Hauptbuchhaltung in Linz:

Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns ꝛc. Fünfter Theil: der Salzburgerkreis. Linz 1839. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. P. A. Ferd. Konst. Possart.

Das Leben des Fürsten Milosch und seine Kriege. Stuttg. 1838. 8.

Von Hrn. Marquis de Rezende:

1) Elogio historico de Sua Magestade Imp. O Senhor D. Pedro, Duque de Bragança. Lisboa 1837. 8.

2) Eclaircissemens historiques sur mes negotiations relatives aux affaires de Portugal. Paris 1832. 8.

Von Herrn Engelbert Schweikart:

Das mathematische System der höheren Geometrie. Maynz 1838. 8.

Von Herrn Caspar Frederic Wegener D.

De aula attalica literarum artiumque fautrice libri Sex. Vol. I. Havniae 1836. 8.

Von Herrn Dr. W. R. Weitenweber, praktischem Arzte in Prag:

Beyträge zur gesammten Natur- und Heilwissenschaft. Vierten Bandes erstes Heft. Prag 1839. 8.

Von Hrn. Horace Hayman Wilson:

Historical Sketch of the Kingdom of Pandya etc. Lond. 1836. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.
Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

China: its state and prospects by W. H. Medhurst of the London Missionary Society. London 1838. 8.

Sind die verschiedenen Werke über China, die wir in den letzten fünf Jahren erhalten haben, in der That das, wofür sie sich ausgeben, nämlich Beschreibungen des chinesischen Reiches? Finden wir darin eine geographisch-statistische Darstellung des eigentlichen Chinas, der Insel Tai wan oder Formosa, der Lieou-Kieou, und der Masse anderer an den südlichen und östlichen Küsten des Landes gelegener Eilande? Finden wir in diesen Werken eine Schilderung Koreas, welches zu China gerechnet werden muß? Wird uns hier eine Beschreibung der Gebiete Asiens geboten, welche sich einerseits von Leao tong bis hin zum Amur und andererseits vom Meerbusen von Ochotzk bis zum Ononflusse erstrecken, eine Darstellung des östlichen Turkestans, des Landes der Dschongaren, der Chalkas und der andern unter China stehenden Mongolen, so wie Tibets? Nein, alle diese dem Mittelreiche unterworfenen Stämme, Länder und Reiche werden in diesen neuen Werken kaum erwähnt; sie schildern uns China nur im engern Sinne des Wortes. Diese Werke sind deßhalb eben so wenig Beschreibungen des chinesischen Reiches, wie eine Beschreibung des Erzherzogthums Oesterreich eine Beschreibung des österreichischen Kaiserstaates seyn würde. Warum haben nun aber Pauthier (Chine, par Pauthier. Erster Band Asiens, in dem Univers pittoresque.), Medhurst, Davis (The Chinese. London 1836, 2 Bde. 8.) und die Edinburger (Historical and descriptive Account of China. Edinburgh 1836, 3 Bde. 8. In der Edinburgh Cabinet Library.) — Gutzlaff (China opened. London 1838, 2 Bde. 8.) macht hievon eine rühmliche Ausnahme — sich sämmtlich auf China im engeren Sinne des Wortes beschränkt? Warum haben sie die Nebenländer und die den Chinesen tributpflichtigen Staaten übergangen oder ihnen nur wenige Worte gewidmet? Durch welchen sonderbaren Zufall leiden sie sämmtlich an gleicher Armuth und erfreuen sich dann im Gegentheile bey China selbst nicht selten eines überschwänglichen Reichthums? Dieses Räthsel ist für denjenigen, welcher die frühere historisch-ethnographische Literatur des östlichen Asiens kennt, leicht aufzulösen. Alle diese Beschreibungen Chinas sind, obgleich theilweise von tüchtigen Sinologen verfaßt, doch keine Originalwerke, d. h. sie sind nicht aus dem Studium der neuern einheimischen Quellen hervorgegangen; sondern bloße Kompilationen aus den bereits vorhandenen Werken und einzelnen Abhandlungen der ältern Missionare und der europäischen Sinologen, wie du Halde, Grosier u. s. w. Wir finden es deßhalb nicht angemessen, ihnen ausführliche Anzeigen zu widmen; wir werden nur auf die Eigenthümlichkeiten aufmerksam machen, welche diese verschiedenen neuern Werke über China von einander unterscheiden, und das Wichtigste hervorheben, das sie enthalten mögen.

Die Arbeit des Herrn Medhurst ist nicht sowohl wegen der skizzirten Darstellung der Alterthümer und der jetzigen Zustände des chinesischen Reiches merkwürdig, als wegen der mannigfachen Erfahrungen und Erlebnisse des Verfassers, die er uns treu und offenherzig beschreibt.

Hr. Medhurst hatte im Sinne, ein ausführliches Werk über China zu schreiben, wozu die ersten Abschnitte seines Buches den Anfang bildeten; er fand aber im Laufe der Arbeit den Stoff zu umfassend,

und brach mitten darin ab, um dem Leser den Inhalt der auf seinen vieljährigen Reisen niedergeschriebenen Tagebücher mitzutheilen. Sein Werk zerfällt demnach in zwey, sowohl dem Inhalte als der Form nach, wesentlich verschiedene Theile. Wir glauben, daß sich der ehrenwerthe Missionar auf die Mittheilung seiner Tagebücher hätte beschränken sollen. Wir haben uns von der Arbeit eines der chinesischen Sprache und Literatur so kundigen Mannes viele Belehrungen und eine Menge neuer Thatsachen versprochen; es thut uns leid, hinzufügen zu müssen, daß unsere Erwartungen durch das Werk selbst nicht erfüllt wurden. Man sieht ihm leider die Flüchtigkeit an, mit welcher es zusammengeschrieben und zum Drucke befördert wurde. M. entschuldigt sich deßhalb vergebens in der Vorrede. Wer hätte ihn dazu zwingen können, das, was er heute geschrieben, morgen dem Drucke zu übergeben? Er müsse, sagt er in der Vorrede, um die Nachsicht des Publikums bitten, und hoffe, daß die Umstände, unter welchen der Stoff zu diesem Werke gesammelt und öffentlich mitgetheilt wurde — der Missionar verließ nämlich im Sommer des Jahres 1838 nochmals England, um wieder nach Java zurückzukehren — eine hinlängliche Entschuldigung gewahren für das viele Ungehörige, welches das Werk enthalten möchte. Wäre es denn aber überhaupt nöthig gewesen, eine neue Kompilation über China zu schreiben? Wir haben deren in den neuesten Zeiten nur zu viele erhalten. Die Aufschlüsse, welche uns durch dieses Werk über die chinesischen Porzellangefäße mitgetheilt werden, die in den neuesten Zeiten in den ägyptischen Gräbern gefunden wurden und zu den abentheuerlichsten Spekulationen Veranlassung gaben, sind wohl das Interessanteste der ganzen ersten Abtheilung des vorliegenden Werkes. Um nun hier mit einem Male alle Hypothesen über den Zusammenhang Chinas mit Aegypten zu beseitigen, müssen wir bis auf deren Urheber zurückkehren.

Deguignes, der Verfasser der Geschichte der Hunnen, unstreitig der größte Kenner der chinesischen Sprache und Literatur in Europa, kam in einer unglücklichen Stunde auf den Gedanken, daß die Chinesen eine Kolonie der Aegypter seyen. Von diesem Momente an schien er nur einzig und allein für diesen Gedanken oder besser Einfall zu leben. Alle die mannigfachen, während seines langen, arbeitsamen Lebens erworbenen Kenntnisse wurden dazu angewendet, um dieß Unerweisliche zu erweisen. Bevor dieser Einfall seinen klaren Sinn trübte, war Deguignes der ruhigste, der wahrheitliebendste, der besonnenste, von aller Systemsucht entfernte Forscher. Er hatte zwar auch früher neue unhaltbare Meynungen aufgestellt, wie daß die tungusischen Jeou jen des nordwestlichen Asiens, von ihm Geougen genannt, die Avaren wären des Abendlandes; er hatte die von andern Gelehrten ausgesprochenen Behauptungen verfochten, wie die von Gaubil und Visdelou aufgestellte, daß die Hiong nu des Ostens die Hunnen seyen des Westens — was auch in der That trotz der Widersprüche von Rößler und Klaproth der Fall ist —; niemals suchte er aber deßhalb irgend eine Thatsache zu verdrehen, oder gar gegen besseres Wissen, ganze Perioden der Geschichte falsch darzustellen. Leider können wir dies seinen Arbeiten, seit dem Jahre 1758, wo er zuerst mit dieser neuen unerhörten Behauptung hervorgetreten ist; daß nämlich die Chinesen eine verhaltnißmäßig ziemlich späte Kolonie Aegyptens, daß die chinesischen Charactere Monogramme ägyptischer und phönicischer Buchstaben, und daß endlich die ersten sogenannten Kaiser Chinas die alten Könige Thebens seyen, nicht mehr nachrühmen. Die Weltgeschichte sollte sich nun nach Herrn Deguignes umgestalten. Die Chinesen mußten viel jünger seyn, als sie in der That sind; erst im Jahre 841 oder noch später beginne ihre beglaubigte Geschichte, während doch Deguignes selbst, in seiner Geschichte der Hunnen, einen chronologischen Abriß der chinesischen Geschichte, seit dem zwey und zwanzigsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, mittheilt. Sollte doch das älteste geographische Document der Weltgeschichte, die Beschreibung des chinesischen Reiches zu den Zeiten der Ju (Ju kong) sich nicht auf China beziehen, sondern auf Aegypten! Und so ward Alles aufgeboten, um die in ihrer äußerlichen Gestalt, in Sprache und Schrift, in Religion und Staatsverfassung ganz eigenthümlichen, von den Aegyptern durchaus verschiedenen Chinesen in eine ägyptische Kolonie

zu verwandeln. Die Chinesen kannten niemals die Beschneidung, — dieß allein hätte Deguignes von seinem Irrthume zurückbringen sollen. Man lese nur die vortreffliche, jetzt noch sehr lehrreiche Widerlegung Deguignes, von Parrenin in den Lettres édifiantes. Recueil 24. Paris 1739.

Die gelehrte Welt hatte der Hypothese des französischen Sinologen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie längst vergessen. Siehe da werden vor einigen Jahren mehrere chinesische Porzellanvasen in Aegypten gefunden; selbst in alten ägyptischen Gräbern, die seit den Tagen der Pharaonen nicht geöffnet wurden, so erzählte man nämlich, sollten dergleichen nach der Aussage unverdächtiger Zeugen gefunden worden seyn (Rossellini II. 2. 337. Wilkinsons Manners and Customs of the ancient Egyptians. London 1837 III. 117.) Nun tauchte mit einem Male die alte verschollene Meynung des französischen Akademikers wieder auf. Man beschrieb diese Vasen in das kleinste Detail, ließ eine derselben abbilden und glaubte, daß die in Aegypten gefundenen chinesischen Porzellangeschirre Stoff zu endlosen Untersuchungen darbieten möchten (Davis, The Chinese II. 263.) Dem ist aber keineswegs so. Es wird zuvörderst bestimmt widersprochen, daß diese porzellanenen Riechfläschchen in alten Gräbern, die wenigstens bis zu den Zeiten Psammetichs hinaufreichen, gefunden worden seyen. Ein reisender Engländer kaufte sie zu Koptos von einem Fellah. (Davis a. a. O. Medhurst China 158). Wäre dieß aber auch nicht mit Sicherheit hergestellt; so könnten wir doch sowohl aus dem Inhalte der Inschrift, die sich auf einer dieser Vasen befindet, als auch aus der Form der Schrift selbst, in welcher die Inschrift geschrieben ist, die Unmöglichkeit dieses hohen Alterthums der Gefäße nachweisen. Die Charaktere sind nämlich in der Tsao oder Grasschrift, die von dreyen Gelehrten, Tschang tschi, Tu su und Tschui juen zu den Zeiten der Han Dynastie erdacht wurden und erst unter den Tzin, im dritten und vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, in allgemeinen Gebrauch gekommen sind. Die Gefäße können also über diese Zeit nicht hinaufreichen. Bekannte Stellen der heiligen Schriften, liebliche sinnreiche Sätze der Dichter und Geschichtschreiber werden in China, wie in allen civilisirten Ländern der Erde zu Inschriften an öffentlichen Gebäuden, an Thüren und Wänden, am Hausgeräthe und Gefäßen verwendet. Der Kundige wird deshalb mit leichter Mühe solche Inschriften verstehen und ihre Quellen, woraus sie geschöpft sind, nachweisen können.

Medhurst erhielt zu Kanton ein Facsimile der Inschrift, welche sich auf einem der in Aegypten gefundenen Porzellangefäße befindet, und erkannte alsbald, daß ein Theil derselben aus einem von Su tong po verbesserten oder richtiger verdorbenen Distichon eines berühmten Staatsmannes, Gelehrten und Dichters zu den Zeiten der großen Song Dynastie bestünde. Wang ngan schi, so hieß dieser in vielfacher Beziehung ausgezeichnete Mann, war eine Zeit lang allgewaltiger Minister unter dem Kaiser Schin tsong (regierte von 1067 — 1085). Er suchte durch weise Anordnungen dem gemeinen Wesen aufzuhelfen, und so der Hab- und Herrschsucht der Großen entgegen zu arbeiten. Deßhalb zerfiel er mit den meisten Gelehrten und einflußreichen Männern seiner Zeit, ward durch ihre Intriguen abgesetzt und starb in der Verbannung. Die Geschichte der Song wurde von seinen Feinden, den orthodoxen Gelehrten, geschrieben und sie haben Alles aufgeboten, um das Andenken dieses trefflichen Staatsmannes bey der Nachwelt anzuschwärzen. Aber die Thatsachen, welche sie selbst von Wang berichten, sprechen deutlich für diesen verfolgten Neuerer.

Unter den vermischten Gedichten des Wang ngan schi befindet sich ein Distichon, worin von dem Vogel Ming jue und dem Wurm Wang kiuen es heißt:

Ming jue song kien kiao,
Wang kiuen hoa sin schui.

Ming jue singt zwischen den Tannen,
Wang kiuen schläft im Herz der Blume.

Su tong po, ein Literator und Kritiker, der einige Jahrzehnte nach Wang ngan schi blühete, wußte nicht, daß Ming jue (Leuchtender Mond) und Wang kiuen (Königlicher Hund) eigene Namen sind; er faßte die Worte dem Sinne nach auf und konnte demnach natürlich nicht begreifen, wie „der leuchtende Mond zwischen den Tan-

nen singen und der Königliche Hund im Herzen der Blume schlafen könne.“ Su tong po war von seinen Kenntnissen und seiner Einsicht so sehr überzeugt, daß er sicher glaubte, etwas was er nicht verstünde, könnte überhaupt keinen Sinn haben. Der Kritiker half nun auf seine Weise dem Dichter nach und schrieb bloß mit Veränderung zweyer Charaktere, die, so dachte er, höchst wahrscheinlich von einem Abschreiber oder Holzschneider — der stereotype Holzdruck war ja schon seit einem Jahrhundert allgemein im Gebrauche —, herrühren möchten.

Ming jue song tschong kiao,
Wang kiuen hoa jin schui.

Der leuchtende Mond scheint zwischen den Tannen,
Der königliche Hund schläft im Schatten der Blume.

Nachdem der Kritiker diese sinnreichen Emendationen vorgenommen hatte, bereiste er die südlichen Provinzen des Reiches und erfuhr zu seinem Verdruße, daß es hier Vögel gebe, die Ming jue, und Würmer, die Wang kiuen heißen. Su tong po war redlich genug zu gestehen, daß er sich geirrt habe; doch war sein Irrthum nicht mehr gut zu machen. Schon hatte ein Porcellanfabrikant das so emendirte Distichon auf Riech- und Tabakflaschen eingebrannt, die auf der großen Handelsstraße zwischen Indien, dem rothen Meere und Kairo bereits ihren Weg nach Aegypten gefunden hatten. Denn wir lesen auf dem einen in Koptos angekauften Gefäße nicht, wie der Dichter schrieb:

Ming jue song kien kiao
Ming jue singt zwischen den Tannen

sondern wie der Kritiker in seiner vermeyntlichen Weisheit es verbesserte:

Ming jue song tshong Kiao.
Der leuchtende Mond scheint zwischen den Tannen.

Es ist wohl möglich, daß sich selbst in Europa noch aus den Zeiten des Mittelalters her, namentlich in Venedig, Genua und Florenz Gefäße dieser Art mit denselben Inschriften vorfinden. Die Araber, welche seit den Zeiten des achten Jahrhunderts einen bedeutenden Handel mit China betrieben — in Kanton war schon im neunten Jahrhundert eine sehr zahlreiche muselmännische Gemeinde —, haben neben andern chinesischen Waaren auch viel Porcellan nach Aegypten gebracht, was der sogenannte Nubische Geograph Edrisi, der im zwölften Jahrhundert blühete, ausdrücklich bemerkt. Es traf sich hie und da auch, daß die Chinesen selbst, sowohl Porcellan als andere natürliche und künstliche Erzeugnisse ihres Landes, bis hin nach Aegypten verführten. Dieß geschah namentlich nach einer Nachricht des Macrizi (Quatremère Mém. geogr. et histor. sur l'Egypte. Paris 1811 II, 291) im Jahre 1431. In diesem Jahre kamen mehrere Dschonken von China nach den Küsten Indiens, um daselbst Handel zu treiben; zwey derselben, welche Porzellan, Seide, Moschus und andere kostbare Gegenstände führten, segelten nach Aden oder Adana, dem berühmten Emporium an der Südwestküste Arabiens. Da sie aber hier, wegen der vielfachen Wirren, die damals in der Landschaft Yemen statt fanden, ihre Waaren nicht verkaufen konnten; so wendete sich der Befehlshaber der chinesischen Schiffe an den Emir von Mecca und an den Hafenaufseher von Dschiddah, um Erlaubniß bittend, dorthin segeln zu dürfen. Der Sultan von Aegypten gab alsbald den Befehl, daß die Chinesen mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen werden sollen. Man hoffte, es würden in Zukunft mehrere Schiffe des Mittelreiches nach Dschiddah kommen, wodurch dann die Hafenzölle eine bedeutende Vermehrung erfahren könnten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nr. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Sparkassen in Europa. Darstellung der statutenmäßigen Einrichtungen der großen Mehrzahl von solchen in Europa mit einer (m) Nachweise des Betrages der in denselben aufgesammelten Ersparnisse. Nebst Ansichten über die sach- und zweckmäßige Bildung der Einrichtungen für die Verwaltung solcher Anstalten. Von C. A. Freyherr von Malchus, K. Würt. Finanz-Präsidenten außer Dienst, Commandeur ꝛc. Heidelb. 1838. 8.

Bey der Wichtigkeit der Sparkassen für das Gedeihen der minderbemittelten Volksklassen in allen Ländern und der immer weiter gehenden Verbreitung derselben ist es von Nutzen, möglichst viele Erfahrungen über die Einrichtung und Benützung derselben beysammen zu haben. Fruchtbare Belehrung bietet sich hieraus für diejenigen dar, welche bey der Begründung neuer oder der Verbesserung bestehender Anstalten der Art mitzuwirken haben; und wo man die Sache noch weniger beachtete, da muß das Gewahrwerden des bedeutenden Vorsprungs, den hier einzelne Staaten und Orte bereits voraus haben, zur Nacheiferung ermuntern.

In solcher Absicht sind denn in der angezeigten Schrift auf 412 Seiten Auszüge und wörtliche Abdrücke von Sparkasse-Statuten nebst statistischen Notizen über die Wirksamkeit von Sparkassen in Oestreich, Würtemberg, Baden, beyden Hessen, Bayern, Sachsen, Thüringen, Hannover, den freyen Städten, Mecklenburg, Preußen, Schweiz, Frankreich, im britischen Reich, Toscana und Rom mitgetheilt und ihnen in einer Einleitung „Andeutungen in Betreff der organischen und Verwaltungs-Anordnungen und Einrichtungen der Sparkassen" vorausgeschickt. Jene Zusammenstellung enthält nun allerdings ein sehr reichhaltiges Material über die Einrichtung der Sparkassen; allein es ist zu bedauern, daß dasselbe nicht besser gesichtet und geordnet worden, daß einzelne oft nutzlos verwickelte, ja fehlerhafte Einrichtungen so weitläufig, andere wichtigere und wohlbesorgte nur kurz angeführt und hiebey in der Behandlung der einzelnen Länder so ungleich verfahren ist; sowie daß ganz gleichartige Einrichtungen, bey denen eine kurze Hindeutung auf früher angeführte Anstalten genügte, dutzendmal wiederholt sind. Vornehmlich gilt das Gesagte von den Sparkassen in Baden, Würtemberg und im Großherzogthum Hessen. Denn bey Bayern und Sachsen findet sich eine mehr übersichtliche und daher auch belehrendere Behandlung, und von Preußen sind die Sparkasse-Statuten meist nur in ganz kurzen Auszügen angeführt. So nimmt z. B. die Darstellung der ersten östreichischen Sparkasse im Text 11 Seiten, im Anhang 23 Seiten, und sogar die Sparkassen von Stubersheim im Würtembergischen Oberamte Geislingen 6 Seiten ein, während dem Gesetze über die englischen Sparkassen nur acht Seiten gewidmet und von keiner dortigen Anstalt eigentliche Statuten angeführt sind. Freylich ist auch bey diesen die Anordnung vom Jahr 1833 nur in wenigen Zeilen berührt, wonach die Sparkassen ermächtigt sind, ihren Einlegern mit den Spargeldern Leibrenten bis zu 20 Lst. jährlich bey der Staatskasse zu kaufen; eine Verfügung, die wegen ihrer Zweckmäßigkeit zur Armenversorgung und der Ermunterung des Sparens, die sie enthält, genauer gekannt und an recht vielen Orten

auch bey uns eingeführt zu werden verdiente. Dagegen wurden bey der Wiener Sparkasse die Statuten der dortigen Allgemeinen Versorgungs-Anstalt mit angeführt, die doch ihrem Wesen nach eine Tontine ist mit Verzichtleistung der Mitglieder auf einen Theil ihres zusammengeschossenen Kapitals, und die in so ferne sie allmählichen Verbrauch bereits vorhandener Kapitale herbeyführt, gerade das Gegentheil einer Sparkasse ist. Daß sie nicht hieher gehört, scheint der Herr Verf. selbst eingesehen zu haben, da er die ganz ähnlichen Rentenanstalten zu Stuttgart und Carlsruhe übergeht. Uebrigens wäre es gut gewesen, den Werth dieser Wiener Versorgungsanstalt etwas näher zu beleuchten, da die übertriebenen und aller Wahrscheinlichkeits-Rechnung widersprechenden Aussichten, die sie ihren Theilnehmern eröffnete, Viele irregeleitet haben, was neuerlich bey der Stuttgarter Rentenkasse gerechte Beschwerde der Getäuschten veranlaßt hat. Indeß wollen wir mit dem Hrn. Verf. nicht darüber rechten, was er hätte geben sollen, sondern den Werth des durch ihn zusammengestellten Materials für Alle, die sich mit dem Gegenstande näher beschäftigen, gebührend anerkennen. Dagegen veranlaßt mich die Einleitung an einigen Stellen zu etwas näherer Prüfung, insbesondere wo dieselbe auf eine Abhandlung *) hinweist, die ich früher über denselben Gegenstand geschrieben.

Ueber diesen harmlosen Aufsatz, der bloß zum Zwecke hatte, einer officiellen Uebersicht der Resultate unserer Sparkassen zur Einleitung zu dienen, und der drey Jahre vor der Schrift des Hrn. Verf. gedruckt worden, ist Hr. v. Malchus sehr erboßt. Denn nie nennt er ihn, wo er mit ihm übereinstimmt und etwas aus ihm lernt, sondern nur, wo er anderer Meynung ist, und da dieß bey einer so einfachen, rein auf Erfahrung sich beziehenden Sache selten vorkommen kann, so verdreht er hier und da den klaren Sinn meiner Worte und tadelt mich über Dinge, die ich gar nicht behauptet habe; an andern Orten wo der Vorgang einer in praktischen Dingen gewiß einsichtigen Regierung wie die englische und auch französische Anordnungen für mich sprechen, werde ich mit so possirlich-schulmeisterndem Tone abgekanzelt, daß mein verehrter Hr. Collega in der Redaction des Archivs für politische Oeconomie mir es nicht übel nehmen wird, wenn ich ihn hier in seine Schranken zurückweise. Wer vor hat, ein dickes Buch zu schreiben, dem mag es ärgerlich seyn, zu finden, daß ein Anderer das Wesentliche bereits in ganz kleinem Raume gesagt hat; aber wer nicht ausgelacht seyn will, läßt sich solchen Aerger nicht merken.

Ich werde im Folgenden alle die Stellen durchgehen, in denen Hr. v. Malchus meine Abhandlung anführt.

1. Herr von Malchus stellt (S. VII.) die Frage auf, ob und in wie fern Zwang irgend einer Art mit der Natur und dem Wesen der Sparkassen vereinbar seyn könne? Statt aber, wie man erwarten sollte, diesen wichtigen Gegenstand gehörig zu prüfen, geht er mit ein paar nichtssagenden Bemerkungen darüber hinweg und führt in der Note meinen Aufsatz an, als welcher Gründe für die unbedingte Statthaftigkeit eines solchen Zwanges geltend mache, mit denen sich Hr. von M. nicht befreunden könne. Die Beyspiele meynt er, die ich anführe, beweisen nur die Möglichkeit und Unschädlichkeit eines solchen Zwanges in gegebenen Fällen, nicht aber seine unbedingte Statthaftigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Jahrgang 1835 Nr. 58. dieser Zeitschrift: Ueber Sparanstalten im Allgemeinen, insbesondere über Sparkassen, mit Rücksicht auf die in Bayern bestehenden Anstalten der Art. Mit einem tabellarischen Vermögens-Ausweise der Sparkassen des Königreichs Bayern für 1833/34, wovon auf Befehl des damaligen Kön. Ministers des Innern einige Exemplare besonders abgedruckt wurden, die aber nicht in den Buchhandel gekommen. Ich erwähne dieß, weil Hr. v. M.: Hermann, über Sparanstalten im Allgemeinen ꝛc. München 1835 anführt, wie wenn dieß ein selbständiges Werk wäre.

China: its state and prospects by W. B. Medhurst of the London Missionary Society. London 1838. 8.

(Schluß.)

Das Porzellan war aber im fünfzehnten Jahrhundert in Aegypten so häufig, daß die Gebieter dieses Landes nicht selten porzellanene Gefäße den europäischen Fürsten zum Geschenke machten. So sandte ein Sultan an den berühmten Mediceer Lorenzo unter andern Geschenken auch so schöne porzellanene Gefäße, wie man deren in Italien früher nicht gesehen hatte (Fabbroni Vita Laur. Med. 337. Diese Gesandtschaft des Sultans malte Andrea del Sarto. Vasari Vit. de Pittor. Roma 1760. 4. II. 232 not.) Man nannte diese seltenen Geschirre Porzellan, weil man nicht wußte, daß sie aus einer Art Thon bestünden; sondern glaubte, sie würden aus Schaalen der Conchylien, welche man in Italien Porcelletas nannte, verfertigt. (Baldelli Boni, Storia del Milione di Marco Polo. Firenze 1827. I. 146. Ulisses Aldrovrandi Museum Metallicum. Bon 1643 in fol. p. 230 u. 231 schreibt: A nonnullis porcellana appellatur, aut fortassis quoniam aliqui arbitrati sunt, vasa porcellanica non ex aliqua argillae specie, sed ex corticibus illorum maris conchyliorum parari, quae vulgus porcellettas indicat.) Eine Stelle in der Reisebeschreibung des Marco Polo soll nach Baldelli diesen Irrthum veranlaßt haben. (Il Milione di Marco Polo dal Conte Baldelli Boni. Fir. 1827. I. 111 Martini bey Thevenot III. 108.) Doch sagt ja Marco Polo, an einem andern Orte selbst (Il Milione II. 355.), daß die Chinesen es verstehen, diesen Gefäßen allerley Farben zu geben, ohne dabey im entferntesten der Conchylien-Schaalen zu erwähnen. Nach andern Angaben nannte man diese Geschirre deßhalb Porzellan, weil man wähnte, sie erhielten bloß ihren Glanz durch die Conchylien-Schaalen, oder auch weil sie wie diese glänzen. (Marsden zu Marco Polo 428.) Es ist dieß aber dieselbe Gattung der Conchylien, welche in Indien, namentlich auf den Maldiven, ehemals auch in China, als Scheidemünze diente; sie heißt in Indien Kori und in China Pei (Storia del Milione di Marco Polo I. 138). In Europa ward sie deßhalb Porcellana oder Porcelleta genannt, weil sie gekrümmt ist, gleich wie der Rücken eines jungen Schweines (Porcella). Die Chinesen nennen das Porcellan Tsse-ki, das heißt Thon- oder Steingeschirre — der Charakter Tsse wird bald mit dem Zeichen Thon, bald mit Stein zur Seite geschrieben —, und berichten, daß man hiesigen Landes seit den Zeiten der Han Dynastie Porzellan verfertigt habe. Doch scheint dem nicht so zu seyn; denn der älteste Lexicograph China's Hiu schin, der zu den Zeiten dieser Dynastie sein Werk verfaßte, unterscheidet noch nicht zwischen Porzellan- und Thongeschirre überhaupt. (Kanghi unter Tsse XIV. 56v.) Der Name Tsse ki erscheint erst zu den Zeiten der Tang Dynastie und mit dem Namen bekommen wir auch zugleich Kunde von der Sache selbst. Der erste Brenn- und Schmelzofen ward zu Nan tschang nicht Tschang nan, wie Morrison und Medhurst schreiben, (Morrison English-Chinese dictionary 326. Medhurst China 115.) in der Provinz Kiang si errichtet, und von hier aus ward zur Zeit des zweyten Kaisers der Tang Dynastie gegen das Jahr 630 unserer Zeitrechnung das erste Porzellan als Abgabe an den Hof gesandt. Damit kein Unterschleif statt fände, waren hier immer zwey kaiserliche Beamte anwesend, welche die Aufsicht hatten und die Arbeiten controllirten. In dem trefflichen Berichte über das chinesische Porzellan des französischen Jesuiten P. d'Entrecolles, der am 2. July 1741, im 79ten Jahre seines Alters zu Peking gestorben ist, heißt es irrthümlicher Weise, es wären bereits im Jahre 442 Porzellan-Geschirre an den Hof gesandt worden —, ein Versehen, das seitdem unzählige Mal wiederholt wurde (Lettres édifiantes XII. 258.). Die berühmtesten Porzellan-Manufacturen befinden sich heutigen Tags zu King te Tschin, oder in dem Orte Glänzender Tugend, dreyßig chinesische Li, d. i. zwey starke Stunden in südwestlicher Richtung von der

Stadt dritten Ranges Feou leang entfernt, welche zum zweyten Bezirk Jao tscheou des Kreises Kiang si gehört. Dieser Flecken ward während der Regierung des Tschin Tsong (reg. 997 — 1022), östlich des lieblichen Sees Po jang in den Jahren 1004 — 1008 angelegt. In Korea wird, nach chinesischen Angaben, beynahe eben so gutes Porzellan fabricirt als in King te Tschin. King te Tschin hatte zu den Zeiten des P. d'Entrecolles eine Bevölkerung von einer Million Seelen, die großentheils bey den Manufakturen beschäftigt sind; denn man kann sich leicht denken, welch eine Masse Porzellan daselbst fabricirt werden muß, indem von hier aus der größte Theil des Reiches und die meisten Länder und Inseln Asiens mit Geschirren versehen werden.

Es giebt zwar in den andern Theilen des Reiches, namentlich in Kuang ong und und Fo kien andere Porzellan Manufakturen; ihre Waare steht aber hinter der von King te Tschin weit zurück. Die beste Erde wird in Hoei tscheou des Kreises Kiang nan gewonnen; sie ist von schwärzlichen Streifen durchzogen. Sie wird vermittelst des klaren Wassers der Bergströme rein gewaschen und in Backstein-Form gebracht. In diesem Zustande heißt sie Pe tun tze, d. h. weiße Porzellanerde. Dieß ist gemeinhin auch der allgemeine Name für alle Gattungen von Erden, aus welchen Porzellan fabricirt wird. Es giebt deren aber mehrere Gattungen in dem Bezirke von Jao tscheou, welche noch besondere Namen führen, wie Kao ling (hohe Bergkette), von dem Bergrücken bey King te Tschin, wo sie gewonnen wird, so genannt; Ju hong (kostbares Roth); Tsien tan (schnelles Flüßchen) u. s. w. Man bereitet diese Erden ganz so zu, wie das Pe tun; sie werden aber entweder nur zur Mischung mit Petun tze oder allein zur Verfertigung groben Geschirres gebraucht. Die mineralogische Bestimmung dieser verschiedenen Stein- und Erdarten müssen wir den Kundigen des Faches überlassen; obgleich uns ein ausführliches chinesisches Werk über die Fabricirung des Porcellans zu King te Tschin zu Gebote steht, mit zwanzig Holzschnitten versehen, welche das ganze Verfahren vom Anfang bis zu Ende darstellen. Dieses Werk ist enthalten in der auf Befehl des Kaisers Kien long unternommenen Sammlung von Werken, welche den geschraubten Titel führt: Long wei pi schu, d. h. Geheimnißvolle Werke seiner kaiserlichen Majestät.

Es giebt Alterthumsforscher, welche annehmen, daß die murrhinischen Gefäße der Alten aus chinesischem Porzellan bestanden; andere glauben, daß die ächten aus anderem Stoffe waren; nur die falschen murrhinischen Gefäße, welche von dem Verfasser des Periplus des erythräischen Meeres erwähnt werden, seyen von Porzellan gewesen. Ehe man aber hierüber überhaupt eine Untersuchung anstellt und Meynungen ausspricht, müßte man erst nachweisen, daß die Erfindung des Porzellans bey den Chinesen wirklich so hoch hinaufreiche, was, wie wir gesehen haben, sowohl nach P. d'Entrecolles als nach unsern chinesischen Quellen nicht der Fall ist. Marco Polo ist der erste Europäer, welcher nicht bloß das chinesische Porzellan erwähnt, sondern auch die Art und Weise, wie es zu seiner Zeit fabricirt wurde, genau beschreibt. Die Orientalen, so wie heutigen Tags noch die Russen, nennen es Fakfuri oder Forfor, nach dem Titel des Beherrschers des Mittelreichs, welcher, wie an einem andern Orte nachgewiesen wurde, eine wörtliche Uebersetzung ist des chinesischen Tien tse, und Himmelssohn bedeutet (Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I. 395. Wir fügen jetzt noch hinzu, daß auch der König der Chasanen Bak d. h. Gottheit genannt wurde. d'Ohsson Des Peuples du Caucase. Paris 1828. 34.) Bereits in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hatte man in Florenz unter dem Großherzog Franz von Toscana das Geheimniß gefunden, ziemlich gutes Porzellan zu machen. Vrgl. die Urkunden, die Baldelli in der Einleitung zu Marco Polo, I. 144 aus den Handschriften mitgetheilt hat.

C. F. Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Sparkassen in Europa. Darstellung der statutenmäßigen Einrichtungen der großen Mehrzahl von solchen in Europa ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hieraus sollte man nun glauben, ich hätte verlangt, Jedermann ohne weiteres zur Einlegung in Sparkassen zu zwingen. Statt dessen führe ich wohl die allgemeinen Gründe an, welche diesen Zwang bey der unbemittelten Klasse rechtfertigen; allein keineswegs, um sofort Verfügungen darauf-hin vorzuschlagen. Vielmehr zeige ich, daß unter den Arbeitern der gemeinen Handwerke ein solcher Zwang darum unnöthig ist, weil die eigenthümliche Vertheilung des Gesammtverdienstes unter die Lehrlinge, Gesellen und Meister, die dem Letztern bey weitem den größten Antheil zuwendet, hier ohnehin für den größeren Bedarf des Familienvaters vorsorgt, und daß Zwang nur da als räthlich erscheint, wo der Lohn sich bloß nach der augenblicklichen Leistung richtet, also der junge und kräftige Arbeiter in die Hand bekommt und verzehren kann, was er eigentlich für spätere Bedürfnisse aufsparen sollte, wie es bey den Fabrikarbeitern der Fall ist.

Indem ich nun nachweise, daß ähnliche Garantien der Arbeiter bereits seit ältester Zeit im deutschen Bergwesen bestanden, verlange ich nichts weiter, als daß „an jeder Fabrik wenigstens für die jungen und unverheuratheten Arbeiter die Errichtung einer Sparkasse vorgeschrieben werde, um in ihr den noch entbehrlichen Theil des Lohnes für spätere Bedürfnisse aufzubewahren.“ Wo ist denn hierin von unbedingter Statthaftigkeit eines Zwangs zur Theilnahme an Sparkassen die Rede?

2. In England hat man die manchfaltigen Einrichtungen der Sparkassen im Jahre 1828 auf übereinstimmende Hauptpuncte zurückgeführt, von denen man gefunden, daß sie die Einleger am besten sichern, die Verwaltung und Aufsicht erleichtern und eine Zusammenstellung der statistisch-wichtigen Resultate der Sparkassen möglich machen würden. Dabey ist dort nicht alles Einzelne der Verwaltung gesetzlich vorgeschrieben, sondern jede Sparkasse richtet ihre Statuten nach diesen allgemeinen gesetzlichen Normen so ein, wie es die gleichzeitige Rücksicht auf die Oertlichkeit erheischt. Gegenüber von dieser Anordnung sah ich bey uns, in Bayern, eine ziemliche Anzahl von Sparkassen von Ortsbehörden oder Privaten ohne genügende Kenntniß der zweckmäßigsten Einrichtungen der Art begonnen, die auf der einen Seite die Einleger nicht recht sicher stellten, auf der andern die Oberaufsicht erschwerten und nicht einmal die statistisch-wichtigen Resultate der Sparkassen in befriedigender Weise erheben ließen. Es schien mir daher „die Aufstellung bestimmter allgemeiner Grundsätze für die Einrichtung aller Sparkassen des Landes nothwendig.“

Auch in Frankreich hat man seitdem dasselbe Bedürfniß gefühlt und in dem Gesetz vom 5. Juny 1835 sind mehrere der wesentlicheren Puncte in der Verwaltung der Sparkassen übereinstimmend geregelt. Weil aber ich solche allgemeine Anordnungen für erwünscht halte, so schulmeistert mich Hr. v. Malchus drey Seiten lang aufs allerlangweiligste mit Gegenreden, die gar nicht auf meine Behauptung passen. Denn da ich blos von „allgemeinen Grundsätzen“ spreche, wie kann Hr. v. M. mir vorwerfen, daß ich locale Bedürfnisse bey der Einrichtung der Sparkassen unberück-

sichtigt lasse? Und wenn, wie er selbst zugiebt, die Statuten aller Sparkassen der Revision und Abänderung der Oberbehörden unterliegen müssen, wonach soll wohl die „Abänderung unzweckmäßiger oder solcher Anordnungen, welche das Interesse der Theilnehmer oder das Bestehen der Anstalten gefährden könnten," geschehen, als nach den allgemeinen Grundsätzen, welche die Staatsregierung für die besten erkannt und hierüber festgestellt hat? Was dann Hr. v. M. vom hohen Pferd herab über den Werth gleichförmiger statistischer Notizen von den Sparkassen vorbringt, gehört gar nicht zur Sache. Denn ich spreche nirgends von einer Statistik des Armenwesens und dem was zur Beurtheilung des ökonomischen Zustandes der untern Volksklassen nöthig ist, sondern lediglich davon, daß nach gleichförmigen Anordnungen eingerichtete statistische Zusammenstellungen mehr Werth für den Statistiker haben als zufällig und nach verschiedenartigen Gesichtspuncten gemachte, und daß hierüber allgemeine Anordnungen nöthig sind. Wer dieß läugnen wollte, würde zeigen, daß er von Statistik gar nichts versteht.

Wo in aller Welt habe ich wohl je behauptet, daß „zur Untersuchung der Ursachen des Pauperismus und der Mittel zu seiner Verminderung" nichts anderes gehöre als die Gleichförmigkeit der Verwaltungs-Normen der Sparkassen? Und doch sollte man meynen, es sey dieß meine Ansicht, da der Hr. v. M. mich in folgender Weise belehrt:

> „Es kann jedoch kaum der Erwähnung bedürfen, daß eine solche Vergleichung" (der Sparkasse-Resultate behufs der Untersuchung des Armenwesens H.) „ganz andere Elemente als diejenigen bedingt, welche die postulirte Gleichheit der Verwaltungs-Normen darbieten kann. Bloß beyspielsweise werden aus der Anzahl von solchen die nachstehenden ausgehoben, nämlich: das Verhältniß der handarbeitenden, überhaupt derjenigen Volksklassen, welche in Betreff der Sicherstellung ihrer Subsistenz auf ihren täglichen oder wöchentlichen Erwerb durch ihre Handarbeiten und Dienstleistungen angewiesen sind, zu der gesammten Volksmasse; jenes welches zwischen der Größe dieses Erwerbes und den Preisen der nothwendigen Lebensmittel und ihren sonstigen Bedürfnissen besteht; die größere oder geringere Leichtigkeit des Erwerbs durch den Einfluß des Verhaltens zwischen Angebot und Bedarf von Arbeit und Dienstleistung und der Anzahl solcher, welche dergleichen suchen oder anbieten" (Hr. v. M. statuirt also ein Angebot und einen Bedarf, die unabhängig von der Anzahl derer bestehen, die anbieten und bedürfen!). „Die durch klimatische Verhältnisse oder durch Sitte und Gewohnheit bedingte Ernährungsweise und das größere oder kleinere Maß und die Art von Subsistenz-Mittel(n) welche sie erfordert, ohne so mancher anderer nicht minder erheblicher Momente zu gedenken, welche für den angedeuteten Zweck und zur Gewinnung einer richtigen Ansicht von dem Einfluße, welchen die Sparkassen auf die ökonomische Lage der bezeichneten Klassen haben können, wesentlich sind."*)

Wer gewohnt ist, mit seinen Gedanken bey der Sache zu bleiben, der wird nicht recht wissen, was er mit dieser Stelle machen soll. Ist der Hr. Verf. der Meynung, daß jene anderweitigen statistischen Notizen, die er anführt, auch von den Sparkasse-Verwaltungen erhoben werden sollen, dann war dieß alles hier am rechten Orte; indeß möchten ihm wohl nur Wenige hierin beystimmen: meynt er aber, mit Andern, die etwas von diesen Dingen verstehen, daß zur Beurtheilung des ökonomischen Zustandes der untern Volksklassen außer den Daten, welche die Sparkassen liefern, noch Vieles andere zu wissen noth thut, so hat er mir à propos de bottes eine Belehrung ertheilt, die ich wahrlich nicht bedurfte.

3. Als ich meinen Aufsatz schrieb, veranlaßten mich nachtheilige Erfahrungen an einer und der andern bayerischen Sparkasse zu folgender Aeußerung:

> „Was zur Befestigung des Zutrauens der Einleger gehört, sollte pünktlich geschehen: man muß es daher tadeln, wenn irgendwo die Einlagebücher nicht sogleich beym Empfang quittirt zurückgegeben, sondern einige Tage auf dem Büreau behalten werden, bis die Beamten Muße finden, sie zu unterschreiben;"

und ich fügte hinzu, was übrigens für den billigen und vernünftigen Leser kaum nöthig war:

---

*) Ich habe diese Stelle zugleich als Muster der Darstellung dieser Schrift ganz hergesetzt.

„Die Zeit der Annahme von Einlagen kann nach Maßgabe des Andrangs zur Kasse verschieden seyn."

Der Hr. Verf., um mich tadeln zu können, läßt diesen Zusatz weg und führt die erste Stelle mit folgender Bemerkung an:

„Von bloßer Bequemlichkeit der Beamten kann wohl nicht die Rede seyn, sondern nur von dem, was in einer gegebenen Zeit geleistet werden kann, mithin praktisch ausführbar oder aber es nicht ist."

Allein, habe ich denn nicht je nach dem Andrang der Kasse verschiedene Zeit verlangt? Und wenn irgendwo bey genügender Zeit die Bequemlichkeit der Beamten die Einleger wirklich in die Gefahr eines Verlustes setzt, warum soll nicht davon die Rede seyn können? —

Gewichtiger, fährt er fort, sey das Zeugniß der Pariser Sparkasse-Verwaltung, daß man dort mit Nutzen für die bis zum nächsten Einlagetag zurückbehaltenen Sparbücher einfache bulletins de depôt abgebe, gegen welche dann das quittirte Sparbuch abgeholt werden könne. Allein hiebey muß der Einleger zwey Gänge machen und für die Beamten geht die ganze Zeit verloren, welche das Ausstellen und Abgeben jener Interimsscheine erfordert, so daß es trotz jenes „gewichtigeren Zeugnisses" noch immer weit zweckmäßiger erscheint, nicht bloß wochentlich zwey Einlagetage, wie in Paris, sondern so viele festzusetzen als nöthig sind, um sogleich in den Sparbüchern abquittiren zu können.

4. In Bezug auf die Anlegung der deponirten Ersparnisse hat mein Aufsatz folgende Stelle:

„Im Allgemeinen geben zwar Darlehen an Private etwas höhere Procente, die Kasse hat sie aber nicht disponibel, wann sie dieselben gerade braucht; besser ist daher die Anlegnug der Spargelder bey Gemeinden und bey Leihkassen. Indeß muß in diesem Falle der Staat wohl darauf sehen, daß nicht die Sparkasse zu Gunsten der Gemeinde- und Leihkasse mißbraucht wird, und zu wenig Zins empfängt. Am besten bleibt immer die Anlegung bey der Staatsschuldentilgungskasse, wenn, wie bey uns, die eingelegten Gelder auf Verlangen sogleich zurückgegeben werden."

Hierauf erwiedert nun Hr. v. Malchus, (denn getadelt muß ich werden):

„es möchte wohl nur wenig Gewicht auf den Grund der größern Disponibilität der in der Staatskasse deponirten Fonds in Fällen eines Bedarfs zu legen seyn, weil dieser Vortheil auch bey der Anlegung auf Hypothek durch geeignete Maßregeln erreicht werden kann."

Und in der Note fügt er hinzu:

„Ueber die obstehend erwähnte Mittel, s. m. den folgenden Abschnitt."

Allein in diesem sieht man sich vergeblich nach den Mitteln um, welche auf Hypotheken ausgeliehene Kapitale eben so leicht disponibel machen, wie auf Conto corrent beym Staat hinterlegte Gelder; wie es denn auch rein unmöglich ist, dergleichen Mittel zu finden. Was dort noch ferner gegen den Zwang gesagt ist, alle Sparkassengelder beym Staat anzulegen, geht mich gar nicht an, denn nirgends habe ich einen solchen Zwang vorgeschlagen; daß aber ein Theil derselben zweckmäßig in solcher Art nutzbar gemacht werde, sagt er selbst.

5. Am lächerlichsten stellt sich die Tadelsucht des Herrn Präs. von Malchus in folgender Stelle (S. 92) heraus:

„Hermann bezeichnet Bayern als denjenigen Staat auf dem Continent, welcher die Mitwirkung der Staats-Schuldentilgungs-Kasse für die Zwecke der Sparkasse zuerst angeboten habe. In Frankreich war dieses jedoch bereits früher, nämlich durch ein Gesetz vom 17. Aug. 1822 geschehen. Zwar war in dem erstern Staate in der Verordnung vom 22. Jul. 1819 das Schuldenwesen des Reichs betreffend der Staats-Schuldentilgungsanstalt die Befugniß vorbehalten, „durch zweckmäßige Spar- und Renten-Anstalten sich selbst bereite Mittel, den Darleihern aber Gelegenheit zur vortheilhaften Anlegung ihrer Gelder zu verschaffen." Es hat dieselbe jedoch, (wie auch Hermann anführt) von dieser Befugniß keinen Gebrauch gemacht."

Aber ist es denn darum unwahr, daß bereits 1819 die bayer. Regierung jene Mitwirkung angeboten? Ist das Anerbieten der französischen Regierung vom Jahre 1822 darum ein früheres, weil es früher benützt wurde?

6. Seite VIII. der Einleitung läßt mich der Herr Präs. v. Malchus die Ansicht aussprechen, daß:

„Sparkassen vorzüglich nur in größern Städten, in welchen viel Handel getrieben wird, und viele Personen leben, die ihre Ersparnisse gar nicht anders als durch Ausleihen nützen können, und wo die Dienstboten hohen Geldlohn haben, nicht aber da gedeihen können, wo die Städte klein sind, der Landbau vorherrscht, weil der selbständige Landwirth seine Ersparnisse meist vortheilhafter auf den Landbau verwendet."

Und er fügt hinzu:

„Es mögte dieser Ansicht, ohne anderer Gründe, welche gegen dieselbe geltend gemacht werden können" (es ist Schade, daß Hr. v. M. immer seine besten Gründe bey sich behält, denn dieses Hinweggehen über „andere Gründe" ist seine stehende Gewohnheit), „zu gedenken, die Thatsache des blühenden Gedeihens solcher Cassen, welche in kleinen Städten und auf dem platten Lande bestehen, siegend entgegen treten."

Doch scheint's ihm mit diesem Siege nicht unbedingt richtig zu seyn, denn er fügt hinzu, dieses Gedeihen setze voraus:

„a) Die Vereinigung einer größern Anzahl von Gemeinden in einem deßfallsigen Verband, weil ihre solide Begründung, überhaupt ihr Bestand, eine größere Anzahl von Theilnehmern erfordert, sodann

b) Die Zulassung auch wohlhabender Gemeindeglieder mit ihren größeren Ersparnissen, endlich

c) die Verbindung von Leihkassen mit denselben."

Hierauf könnte ich erwiedern, daß auch Decandolle derselben Meynung ist; daß in der That überall weit weniger Sparkassen vergleichungsweise in kleinen Städten und vollends gar auf dem platten Lande bestehen als in größern Orten; daß die Vereinigung mehrerer Gemeinden schwierig und die Sicherung der Gelder in Leihkassen nicht unbedenklich sey; daß der Verf. selbst voraussetze, bey gewöhnlichen Sparkassen werde der selbstständige oder wohlhabendere Landwirth nicht zugelassen, da er hier die Beyziehung seiner größern Ersparnisse besonders bedinge; endlich, daß derjenige Landwirth ein schlechter Rechner wäre, der 100 fl. zu 3 1/2 Proc. in eine Sparkasse legte, die ihm auf Verbesserung seiner Felder und seines Viehstandes gewendet, vielleicht 20 — 25 0/0 eintrüge.

Allein ich bedarf diese Vertheidigung gar nicht, da ich nirgend geäußert habe, was Hr. v. M. mich

sagen läßt. Er hat dieß nur auf seine Weise zusammengestellt, die es, wie ich bereits gezeigt habe, mit der Wahrheit so genau nicht nimmt.

Ich spreche nämlich S. 29 u. 30 meines Aufsatzes gar nicht im Allgemeinen von den Bedingungen, unter denen Sparkassen gedeihen, sondern bloß von den Ursachen der ungleichen Vertheilung der Sparkassen in den einzelnen Kreisen von Bayern. Hier ist es denn eine Thatsache (die übrigens auch außerhalb Bayern so ziemlich überall sich wiederholt), daß „im Allgemeinen weniger Theilnahme" für die Sparkassen in den Kreisen sich findet, wo die Städte klein sind und Landbau vorherrscht, und die Ursache schien und scheint mir noch darin zu liegen, daß der selbstständige Landwirth meist seine Ersparnisse vortheilhafter zur Verbesserung seiner Wirthschaft verwendet, als in Sparkassen der bisherigen Art einlegt, ebendaher auch wenig Interesse für deren Errichtung hat. Hr. v. M. kann weder jene Thatsache läugnen, noch hat er sie anders und besser erklärt. Eine andere Thatsache ist es, daß in volkreichen Städten Bayerns (denn nur von Bayern ist die Rede) die Sparkassen mehr Theilnahme gefunden haben und besser gediehen sind. Hätte ich nun gar nichts weiter als diese Facta angeführt, so mußte der gesunde Menschenverstand den Hrn. v. M. abhalten, mir die Behauptung unterzuschieben:

„Sparkassen könnten überhaupt nicht gedeihen, wo die Städte klein sind und der Landbau vorherrscht."

Allein es ist gar keine Gelegenheit zu schiefer Deutung vorhanden, da ich von jener Nachrede geradezu das Gegentheil mit klaren Worten ausspreche. Denn für's Erste erwarte ich vom selbstständigen Landwirth mehr Theilnahme, wenn die Sparkassen Einrichtungen erhalten, welche sie seinen Interessen näher stellen; wie ich denn eine wesentliche Erweiterung derselben, die hieher gehört, Seite 50 — 54 bespreche.

(Schluß folgt)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nr. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Sparkassen in Europa. Darstellung der statutenmäßigen Einrichtungen der großen Mehrzahl von solchen in Europa ꝛc.

(Schluß.)

Zweytens anerkenne ich die Wichtigkeit auch der jetzigen ausdrücklich für Dienstboten und minderbemittelte Landleute. Drittens erwähne ich als eines Hindernisses ihrer Verbreitung die Meynung der Aufsichtsbehörden, „Sparkassen seyen nicht allenthalben von gedeihlicher Wirkung, oder doch nur da zweckmäßig, wo sie den Gemeinden ihre Anlehen zu niedrigen Zinsen verschafften," woraus denn doch wohl ersichtlich, daß es nicht meine Meynung ist, sie könnten auf dem Lande nicht gedeihen; endlich viertens erwähne ich, die englische Einrichtung der Filial-Klassen fehle bey uns und füge hinzu:

„Indeß wissen wir, daß es die Absicht des Kgl. Staats-Ministeriums des Innern ist, in Zukunft jeder Gemeinde durch einen Agenten die Theilnahme an einer Sparkasse möglich zu machen. Geschieht dieß, so ist in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig."

Wie es sich unter diesen Umständen mit der Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe verträgt, mir die Behauptung unterzuschieben, daß

„Sparkassen vorzüglich nur in großen Städten, nicht aber da gedeihen können, wo die Städte klein sind und der Landbau vorherrscht,"

überlasse ich dem eigenen Ermessen des Hrn. Präsidenten a. D. Frhr. v. Malchus.

Ich bin mit Eckel an die Widerlegung dieser Jämmerlichkeiten gegangen. Aber solches Zeug ist für gewisse Leute ansteckend, und bereits hat sich ein Geistesverwandter gefunden, der was bey Hrn. v. Malchus nur Verdrehung und Unwahrheit ist, durch weitere lügenhafte Zusätze zu eigentlicher literarischer Verläumdung steigert. Es ist dieß der Recensent dieser Schrift des Hrn. v. M. in Stück 87 und 88 der Götting. Gel. Anzeigen v. J. 1839. Dieser versichert zuerst,

„daß Hr. v. M. die Prämienkassen und Privat-Sparvereine im Besonderen hervorhebe" —; „beyde Modificationen würdige er zwar ganz kurz aber gründlich gegen die Ansichten Anderer, worunter besonders Hermann in München vielfach angeführt und widerlegt wird."

Dieß ist nun die erste Lüge. Denn in meiner Abhandlung steht auch nicht ein Wort von Privatsparvereinen und eigentlichen Prämienkassen. Bloß im Vorbeygehen bemerke ich

„Daß man aus den Ueberschüssen der Sparkassen Prämien für diejenigen Individuen aus der Arbeiterklasse auswerfen könnte, welche bis zu ihrer Ansässigmachung am meisten erspart hätten,"

was Hr. v. M. nicht einmal anführt, viel weniger widerlegt. Der Recensent fährt fort:

„Man erkennt an den Darstellungen, daß Hermann sehr in den Hintergrund gedrängt und von dem Verf. weit übersehen wird."

Dieß wäre kein Verdienst bey einem später geschriebenen Buche von zehnfach so großem Umfang; aber wer sich die Mühe giebt, nicht wie der Recensent „aus den Darstellungen" einer Partey zu richten, sondern meinen Aufsatz zu lesen, wird bey Hrn. v. M. sehr wenig Neues, und bey mir Manches finden, was Hr. v. M. gar nicht berührt. *) —. Der Recensent fährt fort:

*) So schreibt es z. B. der Recensent Hrn. v. M. zu, das Verdienst der Priorität in der Errichtung

„Unter andern Ansichten bemüht sich Hermann zu beweisen, daß Sparkassen vorzüglich nur in großen Städten, nicht aber da gedeihen können, wo die Städte klein sind, der Landbau vorherrscht ꝛc." — „Der Verf. begegnet dem Unhaltbaren der Ansichten Hermann's mit Humanität und Scharfsinn und bietet dem Leser sehr viel Stoff zum eigenen Nachdenken dar."

Erzählt eine alte Frau Base: „das Kindlein hat eine Warze," so vergrößert eine andere sie gleich zu einem faustgroßen Gewächs. Sieht man näher zu, so war schon die Warze eine Lüge. So der Recensent. Ohne im mindesten (wie man hier abermals sieht) meinen Aufsatz zu kennen, ist er mit der unwahren Nachrede des Hrn. v. M. nicht zufrieden, sondern lügt auf's frechste: ich bemühe mich zu beweisen, was ich nicht bloß gar nicht sage, sondern wovon ich gerade die entgegengesetzte Ueberzeugung ausspreche, wie oben unter 6 dargethan worden. Daß es besondere Humanität verräth, die Ansichten Anderer erst zu verdrehen; und sie dann vornehm zu tadeln, wird außer dem Göttinger Recensenten Niemand behaupten; wie es aber mit dem Scharfsinne des Hrn. v. M. beschaffen, davon habe ich oben ein paar Proben gegeben.

Indeß unser Mann fährt fort:

„Viele Sparkassen sind von Privatvereinen, noch mehr von Magistraten und nur wenige von Regierungen oder von speculirenden Privatunternehmern gegründet. Die letzte Gründungsart scheint die geringste Empfehlung oder Begünstigung zu verdienen wegen der möglichen Gefährdung der Theilnehmer wie namentlich Hermann erörtert; jedoch werden manche Bemerkungen, als ungegründet und unhaltbar nachgewiesen und wird dabey gezeigt, daß auf manche Rügen kein besonderes Gewicht zu legen ist, woraus wiederholt hervorgeht, daß Hermann seinen Gegenstand weder gründlich erwogen noch umfassend beurtheilt, sondern häufig nur oberflächlich behandelt hat." —

---

von Sparkassen Deutschland vindicirt zu haben. Allein in meiner Abhandlung könnte er finden, daß bereits Ray als die ersten die Sparkassen von Oldenburg und Bern anführt, und ich habe auf die noch ältere Hamburger von 1778 zuerst aufmerksam gemacht.

In diesem Geschwätze zeigt der Recensent nicht bloß wiederholt, daß er meine Abhandlung nicht kennt, sondern daß er nicht einmal die Einleitung des Hrn. v. M. ordentlich gelesen hat. Denn erstlich ist es unwahr, daß ich die Begründung der Sparkassen durch speculirende Privatunternehmer „erörtere," da ich bloß den einzigen Satz darüber geschrieben:

„als reine Privatsache sind sie nirgend zu dulden, da Betrug allzu leicht möglich ist."

Zweytens ist es aber auch unwahr, daß Hr. v. Malchus so gedankenlos wäre, sich gegen diesen Satz zu erklären. Der ganze so unverschämte Ausfall ruht daher rein auf Erdichtung. Daß übrigens der Rec. das von ihm angezeigte Buch selbst nicht kennt, sondern nur lobhudelnd darüber hin und herredet, zeigt er insbesondere S. 866, wo er versichert, die Einleitung des Hrn. v. M. „verschaffe der Theorie, in staatswirthschaftlicher und finanzieller Beziehung, einen wesentlichen Vorschub", während doch im ganzen Buche von finanziellen Theorien keine Rede ist.

Es würde genügen, dieses eine Ohr des Göttinger Löwen aufzuzeigen, um ihn richtig zu charakterisiren. Es ist aber schon das zweyte Mal, daß er sich mit ähnlicher Anmaßung an mir versucht; ich muß ihn daher auch noch beym andern nehmen. Bereits im Jgg. 1838. St. 12. S. 111 der G. g. A. findet sich bey Gelegenheit der Recension einer Schrift, die meine staatswirthschaftlichen Untersuchungen, München, 1832, hier und da anführt, ein ähnlicher Ausfall auf mich, den ich wörtlich hersetze:

„Ueber die Aufnahme der Dinge als wirthschaftliche Güter sind bekanntlich die Schriftsteller getheilt: so will unter andern ein gewisser Hermann in München die körperlichen Güter unter die wirthschaftlichen aufgenommen haben, weil sie Werth hätten, ein Gegenwerth für sie gegeben werde, die Producenten derselben als Stände der Gesellschaft daständen und sich durch freyen Verkehr den Erwerb verschafften. Gründlich weist der Verf. nach, daß alles dieses noch keine genügenden Merkmale der wirthschaftlichen Natur seyen, indem man z. B. an der Leistung eines Freudenmädchens alle diese Eigenschaften ebenfalls finde und doch es gewiß noch Niemand eingefallen sey, sie in das Register der wirthschaftlichen Güter zu

setzen. Ref. hätte noch manche ähnliche Bemerkung über das Unstatthafte der Hermannschen Meynung beyzufügen, wenn die angeführte nicht hinreichend wäre, zu beweisen und zu versinnlichen, wie viel den Kenntnissen Hermann's noch fehlt."

Hier ist es denn vor Allem zu bedauern, daß der erfahrene Recensent, die böse Methode des Hrn. v. Malchus anwendet, immer das Beste für sich zu behalten. Die Wissenschaft hätte gewiß an Hülfsmitteln der Versinnlichung gewonnen (wenn auch auf meine Kosten) durch die Mittheilung der „ähnlichen Bemerkungen." Zugleich hätten wir dann vielleicht Neues erfahren. Denn der Einwurf von der Hure, oder wie der von dem Rec. angezeigte Verf., ein ehemaliger Dichter, sagt, vom „Freudenmädchen," ist leider schon alt. Franzosen sind dem Verf. hierin zuvor gekommen und am Ende kommen sie auch noch auf die ähnlichen Bemerkungen, womit der Rec. dießmal meine Unwissenheit noch nicht versinnlicht und schnappen ihm die Priorität weg. Bereits Ferrier hat nämlich jene Bemerkung gegen J. B. Say gemacht, der indeß, meines Wissens, diesem nicht antwortete. Ich bemerkte dagegen S. 33 meiner Untersuchungen ganz kurz, „daß sowohl in den Gewerben (die materielle Producte liefern) als bey den Diensten Leistungen möglich sind, die der Unsittlichkeit der Begehrer fröhnen." Das heißt, legt man den Maßstab der Moral an die ökonomischen Vorgänge, so befindet man sich auf einem ganz fremden Gebiete und man muß dann nicht bloß gelohnte Dienste, sondern auch alle körperlichen oder sachlichen Güter, die Tauschwerth haben, von dem Kreise der wirthschaftlichen Objecte ausschließen, sobald sie unsittlichen Zwecken dienen, und so wären z. B. geistige Getränke nur so weit wirthschaftliche Güter, als sich keiner darin berauschte, Kleider und Wohnhäuser nur so weit als darin rechtliche und ehrbare Geschäfte getrieben würden. In der That schreitet die Polizey gegen öffentlich getriebene Völlerey eben-so ein, wie gegen andere Unsittlichkeiten. Jener Einwurf gegen die Aufnahme der Dienstleistungen unter die Objecte der Wirthschaft zerfällt daher in nichts, da er körperliche Güter gleicherweise trifft. Say erfuhr schon 1816 von Dupont de Nemours denselben Angriff; seine Antwort ist p. 70 der Melanges et correspondance etc. publié par Charles Comte. 1833, bekannt geworden, woraus der Rec. ersehen kann, daß seine Meynung, als habe noch Niemand solche Einfälle gehabt, bloß grobe Unkunde der Literatur verräth. Dieß würde bey einem Anfänger, wie der Recensent offenbar ist *), so viel nicht zu sagen haben. Aber was soll man davon denken, daß der gute Mann nicht einmal merkt, daß in der aus der recensirten Schrift entnommenen Stelle ein Druckfehler ist; daß der Verfasser gar nicht von körperlichen Gütern, sondern, wie der Zusammenhang und das schmutzige Beyspiel selbst lehrt, von Dienstleistungen oder im Allgemeinen von unkörperlichen Gütern spricht; daß bey körperlichen Gütern zwischen dem Verf. und mir kein Gegensatz herrscht, indem er unbedenklich die letztern, wenn sie Tauschwerth haben, als wirthschaftliche Güter anerkennt, was der Rec. S. 113 selbst richtig findet; und daß der Rec. meine Staatsw. Untersuchg. gar nicht kennt, wenn er meynt, die angeführte Behauptung von körperlichen Gütern finde sich in derselben! Da ich Say's Ansicht zugethan bin, so erwähne ich die letztern nur als die eine Art und stelle immaterielle Güter neben sie, nicht weil sondern wenn sie im freyen Verkehre Tauschwerth finden. Gegen diese Aufnahme der un-

*) Es erhellet dieß daraus, daß er aufs naivste aus zweyter Hand den Ausdruck „wirthschaftliche Güter" aufnimmt und gebraucht, ohne zu wissen, daß ihn der Schriftsteller zuerst in die Wissenschaft eingeführt hat, den er als „einen gewissen Hermann" bezeichnet.

körperlichen Güter mußte sich der Verf. in jener Stelle richten, wenn er nicht seine eigene später vom Recens. gutgeheißene Ansicht von den körperlichen Gütern bekämpfen wollte, und er thut es auch, wie der Zusammenhang lehrt, um den sich freylich unser Criticus nichts kümmert. Aber würde auch in der mir fälschlich zugeschriebenen Meynung, „unkörperlich“ statt körperlich gesetzt, so fände sie sich doch nirgend in meinen Untersuchungen. Sie enthält nämlich einen baaren Unsinn, der dem leichthin arbeitenden Verfasser entschlüpfte, und den der Rec., der bloß gedankenlos abschreibt, natürlich noch weniger wahrnahm. Kein vernünftiger Mensch wird nämlich von körperlichen oder unkörperlichen Gütern sagen, sie seyen wirthschaftliche, weil sie Gebrauchs- und Tauschwerth haben, da es ja eine Menge Güter von beyden Arten giebt, denen wohl Gebrauchs- aber nicht Tauschwerth zukommt. Ist aber der vernünftige Sinn des Satzes, conform mit Say's Ansicht, hergestellt, indem man statt „körperlich:“ „unkörperlich,“ statt „weil:“ „wenn“ setzt, so geräth man erst recht in Verwunderung über die Unbesonnenheit des trefflichen Kritikers: denn da er S. 113 u. 117 d. G. g. A. sich selbst für „die Aufnahme der immateriellen Güter in die Nationalökonomie“ erklärt, so ist nun die geschmähte Meynung ganz seine eigene und indem er jenen Hieb nach mir thut, trifft er sich selbst! — Felo de se! — Hätte ich den gewaltigen Mann nicht oben schon als Löwen charakterisirt, so würde mich dieser tragische Ausgang seiner Kritik an Lichtwer's Fabel von der Schlange erinnern. — Aus alle dem sieht man, daß der Recensent

1) meine Staatswirthschaftlichen Untersuchungen eben so wenig kennt, als oben die Abhandlung über Sparanstalten;

2) daß er nicht einmal seinen Autor versteht, sondern Druckfehler und Unsinn von diesem blindlings abschreibt, und als „gründliche Nachweisung“ fremden Irrthums belobt, was gegen ihn, den Recensenten, selbst geht und

3) daß er durchaus keine Kenntniß der Literatur, ja nicht einmal die ersten Begriffe des Faches besitzt, in welchem er einen so anmaßlichen Kritikus spielt.

Kein namhafter Schriftsteller im Fache der politischen Oeconomie hat diese Schmähungen geschrieben, sondern ein anonymer Lückenbüßer, dem man erlaubt haben mag, die ehemaligen gediegenen Arbeiten würdiger Gelehrten dieses Faches in den Göttingischen Gel. Anzeigen einstweilen, so gut es gehen mag, zu surrogiren und dessen seichte und gehudelte Aufsätze die Redaction wohl ebendeßhalb wenig beachtete. Ich würde zu dieser wiederholten literarischen Verläumdung geschwiegen haben, eingedenk des bekannten Wortes: „Si des injures sont vomies dans un écrit anonyme, un honnête homme n'y prend garde et les méprise.“ Da aber die Göttingischen Gelehrten Anzeigen

„unter Aufsicht der Kön. Gesellschaft der Wissenschaften“

herauskommen und die Gründlichkeit anderer Arbeiten in denselben bey Unkundigen ein günstiges Vorurtheil für die schlechten Aufsätze des Herrn π. ρ. begründen könnte, so glaubte ich es der Achtung gegen diese Societät schuldig zu seyn, nachzuweisen, welcher Unfug unter ihrer Firma getrieben wird.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nr. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Specimen observationum in Theophrasti Oeconomicum et Philodemi librum IX de virtutibus et vitiis scripsit Georg. Frid. Schoemann. Gryphiswaldiae, impensis C. A. Koch. MDCCCXXXIX. 4.

Unter diesem Buche des Theophrastus, zu welchem Hr. Schömann Bemerkungen mittheilt, ist die sogenannte erste Oekonomik des Aristoteles zu verstehen, von welcher der Epikureer Philodemus in einer in den Herkulanischen Rollen enthaltenen Schrift unter dem Namen des Theophrastes mehrfache Erwähnung giebt, ja vielmehr eine vollständige Recension liefert. Darüber haben die gel. Anzeigen (1838. VII. S. 1001 — 11) im Allgemeinen Auskunft ertheilt, und es ist erfreulich, daß ein um griechische Alterthumskunde vielfach verdienter Gelehrter sich, wenn auch nur nebenbey, mit einem Zweige, der eben so viel anziehendes als abstossendes hat, beschäftigt. Diese Papyrus Rollen, welche nebst den Inschriften zu den ältesten Ueberresten der griechischen Schrift gehören und die ältesten Handschriften bilden, sind für Kritik von nicht unerheblichem Werthe; da alles in großen und deutlichen Buchstaben gegeben ist und nirgends eine Abbreviatur erscheint, so hat sich die sichere Ergänzung des fehlenden stets nach der Größe des Raumes der Lücke zu richten; denn Lücken unterbrechen nur zu oft den Zusammenhang und fordern alle Aufmerksamkeit, diesen herzustellen, und den Autor nicht etwas ihm fremdartiges sagen zu lassen. Von Hrn. Schömanns Scharfsinn und Sorgfalt ist vorzügliches zu erwarten, und wir finden auch hier Beweise genug; wenn gleichwohl der Verf. nicht immer genügt und wir an mehreren Stellen uns gegen ihn zu erklären Grund finden, so ist die Schuld allein darin gelegen, daß ihm nur die Ausgabe Göttlings, der einen höchst unzuverläßigen, vielfach interpolirten Abdruck von diesem Buche des Philodemus seiner Bearbeitung der Aristotelischen Oekonomik beygefügt hat, zu Gebot gestanden und die eigentliche Ausgabe, welche die Rollen in Kupfer gestochen enthält, nie zu Gesicht gekommen ist; gleichwohl ist nur mit Hülfe dieser etwas durchgreifendes und bedeutendes zu leisten. Wenn es aber für den Verfasser auch schwer hielt, den Neapolitanischen Abdruck zu erlangen, und er über den Mangel dessen nicht mit Unrecht sein Bedauern ausdrückt, so wundern wir uns doch, wie ihm selbst die gewiß leicht zugängliche in England erschienene Ausgabe (Herculanensium Voluminum pars prima. Oxonii 1824. pars secunda 1825), in deren ersten Bande S. 83 — 105 dieses Buch des Philodemus enthalten ist und durch deren Benutzung er alle Mißgriffe vermeiden konnte, gänzlich unbekannt geblieben ist. Das sind freylich nur flüchtige und nachläßig gemachte Copien, aber sie werden durch einen besondern Umstand wichtig und für die kritische Bearbeitung des Textes selbst unentbehrlich. Diese Abschriften wurden nämlich sogleich nach der Oeffnung der Rollen noch vor der Zeit der französischen Invasion in Neapel verfertigt, während die italienischen Abdrücke erst kurz vor der Herausgabe besorgt wurden, und so kommt es, daß an manchen Stellen dort ein Buchstabe oder ein Wort noch vollständig erhalten ist, während man hier, da das leicht gebrechliche Material seit jener Zeit manchen Stoß erlitten hat, nichts als unangenehme Lücken findet; wir werden auch in der Prüfung der wenigen Stellen, um welche es sich hier handelt, mit dem einen oder andern Beyspiele einen recht deutlichen Beweis davon liefern. Am auf-

fallendsten aber ist, daß der italienische Herausgeber, dem der englische Abdruck doch nicht unbekannt geblieben seyn kann, diesen gänzlich ignorirt und lieber falsches und ungriechisches erfindet, als das vollständige von dorther ergänzt.

Philodemus Buch, so fern es noch lesbar erhalten ist, zerfällt in eine Kritik des Xenophontischen, dann des Theophrastischen Oekonomikus, zuletzt bietet der Epikureer seine eignen Ansichten, das heißt die seiner Schule, über diesen Gegenstand an, und dieses ist der umfassendste Theil des vorhandenen. H. Schömann, (der ganz richtig den Werth mit wenigen Worten bezeichnet: commentatio non admodum illa quidem vel disserendi subtilitate vel orationis elegantia commendabilis, verum tamen in tanta aliorum de hoc argumento scriptorum jactura haudquaquam sane contemnenda) übergeht den ersten Theil ganz, von dem dritten berührt er nur einiges; was aber über Theophrastus gesagt wird, ist einer genauen und sorgfältigen Prüfung unterworfen. Daß Rec., der seit längerer Zeit auch auf diese herkulanischen Rollen achtete, nicht selten mit Hrn. Sch. überstimmt, kann nicht auffallen, vielmehr müßte dieses der Fall seyn, wenn keine Uebereinstimmung sich zeigte; daß zwey von einander unabhängige Bearbeitungen dieser Art sich möglichst gleich sehen, muß als ein Prüfstein der richtigen Herstellung betrachtet werden; auch sind der Lücken zu viele, als daß je zu erwarten stände, einer oder zwey würden alles vollständig ausbeuten; darum ist jede Theilnahme, welche Einsicht mit Vorsicht verbindet, willkommen; Göttling hat ungeachtet der flüchtigen Behandlung doch einzelnes treffliche was nicht leicht ein anderer gefunden hätte, z. B. VI, 2 ἠθοποιούμενος. XXIV. 40. ἀναλόγως XXVII. 36 πιθανώτερος. 48. ἀλλ' ὁλοσχεριστέρων. hätte er nur den Text nicht fortlaufend gegeben, sondern die Zeilen der Columnen hergestellt, so würde er durch diese Aehnlichkeit dem Leser die Behandlung des einzelnen sehr erleichtert haben. Wir gehen zur Betrachtung der Stellen, welche Hr. Sch. gewählt hat.

Theophrastus beginnt mit dem Unterschiede der Oekonomik und Politik, sowohl etymologisch, von οἰκία u. πόλις, als ihrem innern Zustande nach: ἡ οἰκονομικὴ καὶ πολιτικὴ διαφέρει οὐ μόνον τοσοῦτον ὅσον οἰκία καὶ πόλις· ταῦτα μὲν γὰρ αὐτοῖς τὰ ὑποκείμενα· ἀλλ' ὅτι καὶ ἡ μὲν πολιτικὴ ἐκ πολλῶν ἀρχόντων ἐστίν, ἡ οἰκονομικὴ δὲ μοναρχία. Philodemus weist dieses und anderes was bey Theophrastus folgt, durch die Bemerkung zurück, daß wenn es auch richtig wäre, doch zur Oekonomie nichts beytrage, also unnöthig sey; man sieht schon hierin das materielle Streben des Epikureers. περίεργα τοίνυν ἃ προέθηκεν· οὐδὲν γὰρ εἰς οἰκονομικὴν τὸ διαφέρειν τῆς πολειτικῆς, κἂν εἰ ψεῦδός ἐστι τὸ τὴν πολειτικὴν πάντως μὴ μοναρχίαν εἶναι, καὶ τὸ τὴν οἰκονομικὴν πάντως μολαυχίαν καὶ μήποτε ἀναλογοῦντ' εἶναι περὶ ἑκατέραν. Da diesen griechischen Worten der Zusammenhang des Gedankens fehlt, so verbessert Hr. Sch. καὶ ἔτι ψεῦδος, und überdieß ist jene Vergleichung falsch; oder wenn κἂν εἰ deutlich im Texte geschrieben sey, so müsse der Satz negativ gelesen werden, κἂν εἰ μὴ ψεῦδός ἐστι, doch sey letzteres nicht wahrscheinlich, da Phil. mit dieser Erklärung des Theoph. keineswegs einverstanden, sondern sie vielmehr deutlich mißbilligt.

Die Unzulänglichkeit des griechischen Textes kann nicht geleugnet werden; da aber dort deutlich ΚΑΝΕΙΨΕΤΔΟΣ in der italienischen wie in der englischen Ausgabe steht, so fällt erstere Vermuthung von selbst, und nur die zweyte bleibt übrig, daß die Negation ausgefallen sey; dieß hatten auch wir, da sonst keine Aushülfe erscheint, uns angemerkt; Schömann's Einwurf ist ungegründet, mit κἂν εἰ μὴ ψεῦδός ἐστι ist keineswegs das Zugeständniß ausgesprochen, vielmehr das Gegentheil angedeutet und die Ausführung übergangen. Wohl aber muß man sich wundern, daß in diesen Büchern, die sorgfältig revidirt sind, nirgends eine Spur des fehlenden Wortes sichtbar ist.

Die richtige Erklärung der Worte des Theophrastus ὥστε δῆλον ὅτι πρότερον γενέσει ἡ οἰκονομικὴ πολιτικῆς ἐστί. καὶ γὰρ τὸ ἔργον, μόριον γὰρ οἰκία πόλεώς ἐστι. an welchen Göttling Anstoß genommen hat, und worüber Hr. Sch. p. 9. mehreres anzugeben für nöthig erachtet, hat bereits Muretus III. p. 478, dessen Bemerkungen

zu diesem Buche den Herausgebern unbekannt geblieben sind, mit hinreichenden Beyspielen belegt. Aber γινίσει, das in den meisten Handschriften fehlt, ist kaum ächt; Philodomus würde das Wort nicht übergangen haben.

Im Anfange des zweyten Capitels sagt Theophr.: Theile des Hauswesens sind Person und Sache; da man um das Wesen von irgend etwas zu erkennen, dieses in seinem einfachsten Zustande betrachten muß, so ist in Beziehung auf das Hauswesen, nach Hesiodus Lehre, zuerst nothwendig οἶκος u. γυνή, folglich über beydes näherer Aufschluß erforderlich: μέρη δ' οἰκίας ἄνθρωπός τε καὶ κτῆσίς ἐστιν· ἐπεὶ δὲ πρῶτον ἐν τοῖς ἐλαχίστοις ἡ φύσις ἑκάστου θεωρεῖται, καὶ περὶ οἰκίας ἂν ὁμοίως ἔχοι· ὥστε καθ' Ἡσίοδον δέοι ἂν ὑπάρχειν

οἶκον μὲν πρώτιστα γυναῖκά τε βοῦν τ' ἀροτῆρα

τὸ μὲν γὰρ τῆς τροφῆς πρῶτον, τὸ δὲ τῶν ἐλευθέρων· ὥστε δέοι ἂν τὰ περὶ τὴν τῆς γυναικὸς ὁμιλίαν οἰκονομήσασθαι καλῶς, τοῦτο δέ ἐστι τὸ ποίαν τινὰ δεῖ ταύτην εἶναι παρασκευάσαι. Hier ist auffallend, daß aus Hesiodus drey Gegenstände erwähnt, von Theophrast aber nur zwey erklärt werden; diesem hilft Philodemus ab, der diese Worte wörtlich anführt und βοῦν τ' ἀροτῆρα stillschweigend übergeht; er hat sie also in seinen Handschriften noch nicht gelesen; mit vollem Rechte, denn οἶκος vertritt die Stelle der κτῆσις, γυνή die des ἄνθρωπος, später wurde der bekannte Vers wie zu erwarten stand, vollständig ausgeschrieben, und wir wundern uns, daß Hr. Sch. gegen die hier zuverläßige Autorität des Philod. den Vers in seiner Integrität beybehalten wissen will. Die Aenderung die Hr. Sch. in den letzten Worten vorschlägt τοῦτο δέ ἐστιν ὁποίαν τινὰ δεῖ, ist zwar der attischen Sprache angemessen, bey den spätern aber, die so häufig das Fragewort statt des Relativums gebrauchen, unnöthig, darum ist auch die p. 29 zu Philodemus τὸ πορίζειν πολλὰ χρήματα καὶ φυλάττειν πῶς διαμενεῖ gemachte Verbesserung ὅπως διαμενεῖ zurückweisen; weit nothwendiger erachten wir in den folgenden Worten des Theophrastus wo mit vier Gründen erwiesen wird, daß Feldbau die erste und wichtigste κτῆσις sey, eine Aenderung: ἔτι τε καὶ τῶν κατὰ φύσιν· φύσει γὰρ ἀπὸ τῆς μητρὸς ἡ τροφὴ πᾶσιν ἐστιν, ὥστε καὶ τοῖς ἀνθρώποις ἀπὸ τῆς γῆς. irren wir nicht, so hat der Verf. hier ein bekanntes Gleichniß angewendet, und παισίν ἐστιν geschrieben, erst dadurch erscheint das folgende τοῖς ἀνθρώποις passend.

Philodemus hat den Zusammenhang der Theophrastischen Stelle nicht verstanden, wenn er diese in folgende Fragen, welche seine Einwürfe bilden, auflöst: τῶν δ' ὑπὲρ τῆς οἰκονομικῆς ἴδιον τὸ μέρη λέγειν τῆς οἰκίας ἄνθρωπον καὶ κτῆσιν, ἴδιον δὲ καὶ τὸ τὴν ἑκάστου φύσιν ἐν τοῖς ἐλαχίστοις θεωρεῖσθαι, διὸ καὶ τῆς οἰ[κονομικῆς]. καὶ ἄξιον ἐπιζητεῖν [πῶ]ς [ἐπὶ]ζευκται τοῦτό [γε], ὥστε καθ' Ἡσίοδον δέοι ἂν ὑπάρχειν οἶκον μὲν πρώτιστα γυναῖκά τε. τὸ μὲν γὰρ της τροφῆς πρῶτον, τὸ δὲ τῶν ἐλευθέρων· εἰ μὴ κτῆσις, ὡς γ[ε κα]ὶ τροφή, γαμετὴ καὶ ταῦ[τα μὲ]ν οἰκονομοῦσα. καὶ πῶ[ς τὸ μὲν τῆ]ς τροφῆς πρῶτο[ν] κα[ὶ πῶς γ]υνὴ τῶν ἐλευθέρω[ν μόν]ον; ihm ist nicht klar, wie der Hesiodische Vers dem vorhergehendem allgemeinen Satze folge, aber deutlich ist, wie oben bemerkt worden, daß οἶκος der κτῆσις, γυνή dem ἄνθρωπος entspricht; daß unter ἄνθρωπος alle freyen zu verstehen, nicht etwa wie einige glaubten, bloß der der Herr, bedarf keiner Erinnerung, ob aber auch die Sklaven, was Hr. Sch. wahrscheinlich zu machen sucht, ist wohl noch manchem Zweifel unterworfen; wenigstens beweist die angeführte Stelle des Callicratidas περὶ οἴκων εὐδαιμονίας bey Stobäus III. p. 179 Gaisf. nichts dafür, wohl aber dagegen: τῶν δὲ μέρεων αὐτοῦ (τοῦ οἴκου) δύο πρᾶτα καὶ μέγιστα, ἄνθρωπος καὶ κτᾶσις . . . τῶν δὲ συμπλαρούντων τὸν οἶκον ἀνθρώπων τοὶ μὲν συγγενέες τοὶ δὲ οἰκῆοι denn hier sind, wie die nähere Erklärung dort zeigt, jene οἰκεῖοι, nicht οἰκέται, sondern freye Leute und zwar die affines im Gegensatze der consanquinei, und cap. 5. wird der δοῦλος zwar als ἄνθρωπος, aber zugleich als πρῶτον καὶ ἀναγκαιότατον τῶν κτημάτων betrachtet, also wie auch sonst bey den Alten zur κτῆσις gezählt. In den

Worten findet Schömann manches zu ändern und sie bedürfen allerdings großer Reinigung. In der Meynung, daß Philod. die ersten Gedanken billige und erst gegen das spätere seine Einwendungen vorbringe, verbindet er, *διὸ καὶ τῆς οἰκονομικῆς, καὶ ἄξιον ἐπιζητεῖν, πῶς δ' ἐπίζευκται τούτοις*, mit der Erklärung: darum gehört dieses zur Oekonomie und verdient Beachtung. Hier wurde der Verf. zuerst durch Göttling verführt, der *οἰ[κονομικῆς]* geschrieben hat, wo die Lücke nur *οἰκίας* duldet, was um so sicherer ist, als dieses wie der ganze Satz aus Theophrastus genommen ist, man also gar nicht sieht, wie Göttling zu jenem *οἰκονομικῆς* gekommen ist; ferner ist das Wort *ἴδιον* wie der Zusammenhang lehrt, unrichtig gedeutet; Philodemus lobt nichts an der ganzen Darstellung, sondern verfolgt seine eigene Eintheilung; zuerst die Einleitung des Theophrastus, die er als ungehörig verwirft: *περίεργα τοίνυν ἃ προέθηκεν, οὐδὲν γὰρ εἰς οἰκονομικήν*, dann folgt was zur Oekonomie gehört und dieß wird eingetheilt in das dem Philosophen eigenthümliche *ἴδιον*, und das andern gemeinsame, *κοινά*, pag. 45, 25 *τῶν δ' ὑπὲρ τῆς οἰκονομικῆς ἴδιον τὸ μέρη λέγειν . . ἴδιον δὲ καὶ τὸ . .* bis pag. 37, 11 wo der Uebergang statt findet: *κοινὰ δὲ καὶ οὐκ ἴδια φιλοσόφου τὰ περὶ ἔργου καὶ τροφῆς καὶ κολάσεως [καὶ] ὑπὸ τῶν μετριωτέρων φυλαττόμενα.* Daraus folgt, (abgesehen davon, daß für die Partikel *δ'* kein Raum vorhanden ist) daß die Verbindung ganz richtig ist: *διὸ καὶ τῆς οἰκίας· καὶ ἄξιον ἐπιζητῆσαι πῶς ἐπίζευκται τοῦτο[ις]* das letzte hat Hr. Sch. richtig hergestellt; derselbe vermuthet *καὶ ταῦ[τα συ]νοικονομοῦσα*, wir hatten *καὶ ταῦ[τ' οἶκο]ν οἰκονομοῦσα* geschrieben, der Raum spricht mehr für Sch. als für unsere Verbesserung. Ueberdieß bleibt noch *ὡςγ[ε κα]ὶ τροφὴ ΩΣΓ . . . Ι ΤΡΟΦΗ*, was nichts anders als *ὥσ[περ ἡ] τροφή* ist; nicht minder falsch ist im folgenden *καὶ πῶ[ς τὸ μὲν τῆ]ς*, (denn was soll *τὸ μέν*?) für *καὶ πῶ[ς οἶκος τῆ]ς τροφῆς πρῶτον*, und am Schlusse *καὶ πῶς γυνὴ τῶν ἐλευθέρω[ν μόν]ον* was die Lücke keineswegs deckt, wo der Gedanke wiederum fordert *ἐλευθέρω[ν πρῶτ]ον*.

In den ersten Worten des dritten Kapitels: *τῶν δὲ περὶ τοὺς ἀνθρώπους ἢ κατὰ γυναῖκα πρώτη ἐπιμέλεια* konnte bemerkt werden, daß Philodemus anders gelesen hatte, nämlich *περὶ ἀνθρώπους ἢ περὶ γυναῖκα* was der gewöhnlichen Sprache mehr angemessen ist.

In der Lehre wie der Mann seine Frau bilden soll cap. 4., wo Göttling aus einer Handschrift gegeben hatte: *περὶ δὲ ὁμιλίας μήθ' ὥστε δεῖσθαι ἴσως παρόντος, μηθ' ὡς ἀπόντος ἀδυνατεῖν ἡσυχάζειν, ἀλλ' οὕτως ἐθίζειν ὥστε ἱκανῶς ἔχειν παρόντος καὶ μὴ παρόντος·* während alle andern *ἴσως παρόντος* auslassen, hat Hr. Sch. richtig nur die Conjectur eines Lesers erkannt wie schon *ἴσως* andeutet, der im ersten Satze das Verbum vermißte; derselbe aber glaubt zur Vervollständigung des Gegensatzes *μήθ' ὥστε δεῖσθαι μηθὲν, μήθ'* schreiben zu müssen, in der Bedeutung non requirere, non desiderare. Diese Aenderung scheint uns nicht nothwendig und selbst gegen den Gedanken des Autors; da nämlich *ἱκανῶς ἔχειν* nichts anders, als *ἡσυχάζειν* ist, so muß es heissen, *μήθ' ὥστε δεῖσθαι*, und darin gerade liegt die *σωφροσύνη* der Frau. Die Concinnität aber fordert *ὥστ' ἀπόντος*.

Kap. 5. wo Theophrastus von den Sklaven redet, ist eine bedeutende Abweichung des Textes zu bemerken: *τῶν δὲ κτημάτων πρῶτον μὲν καὶ ἀναγκαιότατον τὸ βέλτιστον καὶ ἡγεμονικώτατον· τοῦτο δὲ ἦν ἄνθρωπος, διὸ δεῖ πρῶτον δούλους παρασκευάζειν σπουδαίους*, was soll *ἡγεμονικώτατον* in diesem Zusammenhange bedeuten? Philodemus, der mit nichts zufrieden ist und nichts zu verstehen vorgiebt, wiederholt jenen Gedanken in folgender Frage: *καὶ πῶς τῶν κτημάτων πρῶτον καὶ ἀναγκαιότατον πρὸς οἰκονομίαν τὸ βέλτιστον καὶ οἰκονομικώτατον ὥστ' ἄνθρωπος;* von den *κτήματα* ist das was das erste und nothwendigste ist, auch das beste und zur Oekonomie geeignetste, und dieß ist der Mensch. Dieß ist klar; Hr. Sch. kannte diese Variante nicht, da die Worte *καὶ οἰκονομικώτατον* in Göttlings Ausgabe durch Versehen ausgefallen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Specimen observationum in Theophrasti Oeconomicum et Philodemi librum IX de virtutibus et vitiis etc.

(Fortsetzung.)

Die nächsten Worte des Theophrastus über die Sklaven: *ἐπεὶ δὲ ὁρῶμεν ὅτι αἱ παιδεῖαι ποιούς τινας ποιοῦσι τοὺς νέους, ἀναγκαῖον καὶ παρασκευασάμενον τρέφειν οἷς τὰ ἐλευθέρια τῶν ἔργων προστακτέον, ὁμιλίαν δὲ πρὸς δούλους ὡς μήτε ὑβρίζειν ἐᾶν μήτε ἀνιέναι, καὶ τοῖς μὲν ἐλευθεριωτέροις τιμῆς μεταδιδόναι, τοῖς δ' ἐργάταις τροφῆς πλῆθος*, werden von Philodemus auf folgende Art wiederholt: *καὶ διὰ τί παῖδας κελεύει παρασκευασάμενον τρέφειν καὶ παιδεύειν οἷς τὰ ἐλευθέρια τῶν ἔργων προστακτέον μᾶλλον ἢ πεπαιδευμένους ὑπ' ἄλλων ἠγμένους; τὸ δὲ μηθ' ὑβρίζειν ἐᾶν τοὺς δού-λ[ους μή]τε [πι]έζειν καὶ τοῖ[ς μὲν ἀ]ληθινωτέροις τιμῆς μεταδιδόναι, τοῖς δ' ἐργάταις τροφῆς πλείονος, ἀνεκτῶς εἴρηται* es ist ungewiß ob Philodemus die Worte *καὶ παιδεύειν* im Texte des Theophrastus gefunden oder von selbst zur Erklärung, wie vorher *πρὸς οἰκονομίαν*, hinzugesetzt hat, sicher ist, daß *ἀνιέναι* nicht das bedeutet was der Gedanke erfordert: die Sklaven zu strenge behandeln, und daß Phil. ein ganz anderes Wort vorgefunden hatte; zwar ist die Columne gebrochen, aber das ächte doch leicht zu finden: *Δ. Τ* || . . . . . . *TE . . EZEIN*, der englische Abdruck hat *TEΠ . ZEIN*, an der Richtigkeit der Ergänzung des italienischen Herausgebers Javaroni *δούλους, μήτε πιέζειν* ist demnach gar nicht zu zweifeln und es zeigt von der größten Sorglosigkeit Göttlings, der in den Raum der zwey fehlenden Buchstaben das Wort *μήτε [μαλακι]ζειν* hineingezwungen hat; daraus folgt zugleich, daß auch Hr. Sch. übrigens scharfsinnige Vermuthung, Theophrastus habe für *ἀνιέναι*, *ἀνιᾶν* und Philod. *ἀνιάζειν* geschrieben, wenigstens für letztern nicht annnehmbar ist; Phil. ändert sonst nicht die Worte seines Autors, außer daß er, nicht ohne Absicht, *γαμετή* statt *γυνή* sagt, und so ist uns immer noch wahrscheinlicher auch Theophr. habe *πιέζειν* geschrieben. Hr. Sch. verwirft ferner *ἀληθινωτέροις* was Phil. statt des gewöhnlichen *ἐλευθερωτέροις* giebt; wir finden darin die Bedeutung, Sklaven auf die man sich mehr verlassen kann, die zuverlässiger sind, da die meisten den Herrn nur zu hintergehen suchen, aber was soll *ἐλευθεριωτέροις*? Dieses Wort wird häufig von Sachen gebraucht, von Personen aber gewöhnlich nur in der Bedeutung von liberal, freygebig. Auch *τροφῆς πλείονος* halten wir für vorzüglicher als *τροφῆς πλῆθος*, nicht des Verbums sondern der Sache wegen; man muß ihnen mehr als andern und als sonst gewöhnlich geben, nicht aber eine Menge, Fülle. In den vorhergehenden Worten des Philodemus liest Hr. Sch. *ὑπ' ἄλλων ἠγορασμένους* statt *ἠγμένους*, das wie er meynt, ex male intellecto scripturae compendio entstanden sey; solche Compendien finden sich in diesen Schriften durchaus nicht und er wird seine Vermuthung aufgeben, wenn er sieht daß dort sehr deutlich *HΓMENOΥC* geschrieben steht.

Was Theophrastus noch überdieß bemerkt, wie man sich gegen die Sklaven benehmen soll, ist einfach, und nur im Ausdrucke das eine oder andere ungewöhnlich, z. B. *ἆθλα ἀρετῆς καὶ κακίας* oder *διανέμειν τε καὶ ἀνιέναι κατ' ἀξίαν ἕκαστα*, dagegen trägt Philodemus Sprache in diesem Theile der Recension, obschon durch wenige Lücken entstellt, manches was auf ein Verderbniß hinweist;

Hr. Sch. übergeht darum diese Stelle absichtlich, p. 16: ceterum in Philodemi censura horum praeceptorum sunt quidem aliquot satis graves corruptelae, sed has quoniam probabilis emendatio in praesens non suppetit, praetermittemus. An die obigen Worte *ἀνέκτως εἴρηται* knüpft sich folgendes: *Σκληρῶς μὲν τάττειν τοῦ ο[ἴ]νου πόσιν κοιν[ῶς] ἀ[πέχεσθαι ὅτ]ι τοῦ πλείονος καὶ τοὺς ἐλευθέρους ὑβριστὰς ποιεῖν, διὸ παρὰ πολλοῖς ἔθνεσιν ἀπέχεσθαι, καὶ τούτοις φανερὸν λέγειν ὅτι δεῖ δούλοις ἢ μηδὲν ἢ ὀλιγάκις μεταδιδόναι, φανεροῦ μᾶλλον ὄντος ὡς ἡ ποσὴ δύναμίν τ' ἐμποιεῖ τῇ εὐθυμίᾳ καὶ χορηγεῖται παρὰ τοῖς ἐργαστικωτέροις·* hier ist vieles ungriechisch, was man einem auch noch so ungebildeten Epikureer doch nicht zutrauen kann; *σκληρῶς* als Adverbium für *σκληρόν ἐστι*, *μὲν* ganz unpassend, ohne folgendes *δὲ*, während die ganze Recension nur einen großen Satz bildet, in welchem alle Glieder durch *δὲ* angereiht sind, ferner *τάττειν*, welches Wort sonst nicht gebraucht wird, das Fehlen des Artikels *τὴν* (vergl. Göttling. p. 218) u. a. Um darüber urtheilen zu können, ist nothwendig, das Original zu sehen, in welchem nach der italienischen Ausgabe so geschrieben ist:

ANE
KTC . . ΕΙΡΗΤΑΙCΚΛΗΡΩC MEN
ΤΟΥ
ΤΑΤΤΕΙΝΟ . ΝΟΥΠΟCΙΝ ΚΟΙΝ . .
Α . . . . ΙΤΟΥΠΛΕΙΟΝΟCΚΑΙ

Die englische Ausgabe hat für *τάττειν τοῦ*
Τ
οἴνου nur . . . . . *ΝC* . *ΝΟΥ*, schwerlich steht also *ΤΑΤΤΕΙΝ* sicher und deutlich in der Rolle; denn hier gerade finde ich den Fehler, welchen ich auf folgende Art entfernen zu müssen und damit die ganze Stelle in Ordnung zu bringen glaube. *ἀνίκτως εἴρηται, σκληρῶς μέντοι τὴν τοῦ οἴνου πόσιν κοινῶς, ἀ[λλ' οὐ τὴ]ν τοῦ πλείονος καὶ τους ἐλευθέρους ὑβριστὰς ποιεῖν.* Auch das nachfolgende kann nicht unverdorben seyn: *τὸ δ' ἀλόγῳ κολάσει μὴ χρῆσθαι καὶ ὁμοίως λόγῳ καὶ ἔργῳ προσῆκον μὲν, ἀλλ' εἰ παραληπτίον, ἦν ἐνταῦθα περὶ οἰκετῶν χρήσεως· ἢ διὰ τί τοῦτο μόνον;* soll hier Sinn in die Worte kommen, so muß *ΕΙ* in *ΟΥ* verwandelt werden, *ἀλλ' οὐ παραληπτίον ἦν ἐνταῦθα*, sed non nunc erat his locus. Der letzte Satz endlich *τὸ δ' ἐξομηρεύειν ταῖς τεκνοποιΐαις εἰρηκέναι κοινῶς χεῖρον εἶναι δοκεῖ τοῦ παρὰ Ξενοφῶντι κελεύειν τρέφειν ἐκ τῶν ἀγαθῶν, οὐκ ἐκ τῶν πονηρῶν κελεύοντι, καὶ τὸ τὰς εὐθυσίας δὲ καὶ τὰς ἀπολαύσεις ποιεῖσθαι τῶν δούλων ἕνεκα μᾶλλον ἢ τῶν ἐλευθέρων, βιαιότερον ἅμα τῇ πίστει διότι πλέον [ἔχ]ουσι[ν], οὗ χάριν τὰ το[ι]α[ῦτ' ἂν] νομισθ[εί]η*, hat an sich nichts auffallendes, als die unangenehme Wiederholung des Wortes *κελεύειν*, ersteres könnte weit besser entbehrt werden, und die sonderbare Variante *εὐθυσίας* für *θυσίας*; die Schlußworte haben nur die Herausgeber verdorben, Philod. schrieb was im Theophrastus steht, *τοιαῦτ' ἐνομίσθη.*

Die Eintheilung des Theophrastus, daß es vier Dinge gebe, auf welche der *οἰκόνομος* vorzüglich zu achten habe, das *κτητικόν, φυλακτικόν, κοσμητικόν, χρηστικόν*, tadelt Philodemus, weil das *κοσμητικὸν* keineswegs nothwendig sey, und in keinem Verhältnisse zu den übrigen dreyen stehe; die Worte sind zu sehr verstümmelt um das sichere zu errathen und Hr. Sch. hat nur einen Ausdruck mit Zuverlässigkeit hergestellt: *τοῦ συ[ν]ήθω[ς ο]ἰκο[νόμου . . . . . .]ορευομένου*, nämlich *προσαγορευομένου*, nach einer dem Philodemus üblichen Redensart, die wir noch an einer andern Stelle kennen lernen werden; so weit waren auch wir gekommen, das übrige ist von den Herausgebern unverständlich ergänzt, Schömanns Versuch gewährt einen Sinn und ist der Sprache nicht entgegen, aber es bedarf nur eines Blickes in das Original, um sich von der Unvereinbarkeit beyder zu überzeugen; schon die ersten Worte können nicht richtig seyn *καὶ [μὴ]ν τ[ὸ] τ[έττα]ρα* da nur für einen Buchstaben Raum ist: *ΚΑΙ . Ν* ‾ . ||
Τ . . . . ΡΑ, also wahrscheinlich *καὶ [ἐ]ν τ[ῷ] τέτταρα.* Desto glücklicher war der Verfasser im folgenden; gegen die Lehre des Theophrastus *διῃρῆσθαι δὲ δεῖ τῶν κτημάτων ἕκαστον καὶ πλείω τὰ κάρπιμα εἶναι τῶν ἀκάρπων καὶ τὰς ἐργασίας οὕτω νενεμῆσθαι, ὅπως μὴ ἅμα κιν-*

συνεύσωσιν ἅπασι· bemerkt Philodemus φιλοχρημάτου δὲ τὸ παραινεῖν τῶν ὑπαρχόντων πλείω τὰ κάρπιμα τῶν ἀκάρπων, εἴ γε τὰ προσοδικὰ καὶ ἀπρόσοδα ταῦτ᾽ ἔλεγεν· εἰ γὰρ τὰ χρήσιμα καὶ ἄχρηστα κοινῶς· πάν[τα γὰρ] δεῖ χρήσιμα κελεύειν καὶ μηδὲν ἄχρηστον. Javaroni ergänzte ungriechisch πάν[τες] δεῖ, der Gedanke ist, wenn Th. unter κάρπιμα und ἄκαρπα nicht προσοδικὰ und ἀπρόσοδα verstanden hat, sondern χρήσιμα und ἄχρηστα, so mußte er lehren, daß überhaupt κοινῶς (ἁπλῶς) alles χρήσιμα, nichts aber ἄχρηστον sein müsse; demnach verbessert Hr. Sch. vollkommen richtig κοινῶς πάντα ἔδει, nur mußte er da der Hiatus möglichst vermieden wird, πάντ᾽ ἔδει schreiben; wir bemerken, daß der italienische Abdruck ΠΑΝΤ. || ΔΕ. ΧΡΗCΙΜΑ hat, während der englische I, 88 deutlich enthält ΠΑΝΤΕ || ΔΕΙΧΡΗCΙΜΑ, ein Beyspiel, wie unerläßlich die Vergleichung beyder Ausgaben für die Kritik bleibt. Auch der nächste Satz enthält einen von den Herausgebern dem Philodemus aufgedrungenen, von Hrn. Sch. nicht beobachteten Fehler: τὸ μέντοι τὰς ἐργασίας οὕτω νενεμῆσθαι προσήκειν, ὅπως μὴ κινδυνεύῃ πᾶσιν, ἰδιώτῃ μὲν παραινούμενον λόγον ἔχει, φιλόσοφος δ᾽ οὔτ᾽ ἐργάζεται, κυρίως εἰπεῖν, οὔτ᾽ ἂν ἐργάσηταί ποτε, πᾶσι μαίνεται κινδυνεύειν, ὥστε παρακελεύσεως τοῦ μὴ ποιεῖν [φ]είσι[σθα]ι das letzte Wort ist unverständlich, im Texte steht. ΕΙCΕ. Ι das ist ΔΕΙCΘΑΙ, δεῖσθαι, ein Wort das den Gedanken herstellt, und den Raum ausfüllt.

Nachdem Hr. Sch. den Inhalt der sogenannten aristotelischen Oekonomik dargelegt und die dunkeln Stellen derselben erläutert hat, spricht er p. 21 — 28 über den Verfasser derselben; die Aechtheit hat, unsers Erinnerns, früher niemand bezweifelt, bis Philodemus Schrift, worin nicht von Aristoteles, sondern von Theophrastus gesprochen wird 1827 von den Neapolitanern herausgegeben wurde; darnach hat letzteres anzuerkennen, Javaroni, Niebuhr, Brandis kein Bedenken getragen; Göttling sammelte verschiedene Gründe, aus welchen er den Aristoteles als Verfasser, das vorhandene aber als einen Auszug von Theophrastus darzustellen suchte; viele der vorgebrachten Beweise sind gänzlich unhaltbar, doch schien auch uns Sprache, Form und die Aehnlichkeit mit der Politik für Aristoteles, nicht für Theophrastus zu sprechen; daß wir hier keine ausführliche Darstellung, sondern nur kurze Andeutungen, ein ὑπομνηματικόν, haben, zeigt der erste Anblick. Hr. Sch. giebt eine Widerlegung aller von Göttling vorgebrachten Zeugnisse und erklärt sich entschieden für Theophrastus. Nach ihm würde Aristoteles, wie in der Politik I, 2 wo er den Umfang der οἰκονομικὴ in drey Verhältnisse scheidet, δεσπότης καὶ δοῦλος, πόσις καὶ ἄλοχος, πατὴρ καὶ τέκνα, dieser Eintheilung auch hier gefolgt seyn, nun fehlt aber der dritte Theil, das Verhältniß der Aeltern zu den Kindern ganz, und daß dieser nicht einst gegeben war, in unsern Exemplaren aber ausgefallen sey, beweist Philodemus, der nicht mehr und nicht weniger als wir haben, von diesem Buche anführt. Dem ist allerdings so, aber wir bemerken, daß Aristoteles auch in der Politik, nachdem er das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven aus einander gesetzt hat, I, 5 von den beyden andern zwar sagt, περὶ δ᾽ ἀνδρὸς καὶ γυναικὸς καὶ τέκνων καὶ πατρὸς, τῆς τε περὶ ἕκαστον αὐτῶν ἀρετῆς καὶ τῆς πρὸς σφᾶς αὐτοὺς ὁμιλίας, τί τὸ καλῶς καὶ μὴ καλῶς ἐστὶ καὶ πῶς δεῖ τὸ μὲν εὖ διώκειν, τὸ δὲ κακῶς φεύγειν, ἐν τοῖς περὶ τὰς πολιτείας ἀναγκαῖον ἐπελθεῖν, jedoch nirgends, bey keiner Staatsform, davon spricht, man müßte nur annehmen, er habe περὶ τῆς πολιτείας geschrieben und die ἀρίστη πολιτεία verstanden, wornach jene Untersuchungen in den verloren gegangenen Büchern gestanden hätten. Wichtiger scheint der Vorwurf der summa exilitas, diese läßt sich in einem gewissen Grade nicht läugnen, erklärt sich aber hinreichend dadurch, daß wir nur eine Skizze, einen kurzen Abriß, nicht die Ausführung vor uns liegen haben. Sprache und Form ist ganz die dem Aristoteles eigene, ebenso die logische Strenge z. B. cap. 5. ὄντων δὲ τριῶν ἔργου καὶ κολάσεως καὶ τροφῆς, τὸ μὲν μήτε κολάζεσθαι μήτ᾽ ἐργάζεσθαι, τροφὴν δ᾽ ἔχειν, ὕβριν ἐμποιεῖ· τὸ δὲ ἔργα μὲν ἔχειν καὶ κολάσεις, τροφὴν δὲ μὴ βίαιον καὶ ἀδυναμίαν ποιεῖ· λείπεται δὴ ἔργα παρέχειν καὶ τροφὴν ἱκανήν· ἀμίσθων γὰρ οὐχ οἷόν τε

ἄρχειν, δούλῳ δὲ μισθὸς τροφή. Dieses Verfahren einen Gedanken aufzufinden, das wenn irgend etwas, auf Aristoteles unmittelbar hinweist, verbunden mit der eigenen Berufung auf ein anderes Werk: τῶν δὲ περὶ τοὺς ἀνθρώπους ἡ κατὰ γυναῖκα πρώτη ἐπιμέλεια· κοινωνία γὰρ φύσει τῷ θήλει καὶ ἄῤῥενι μάλιστά ἐστιν· ὑπόκειται γὰρ ἡμῖν ἐν ἄλλοις ὅτι πολλὰ τοιαῦτα ἡ φύσις ἐφίεται ἀπεργάζεσθαι, ὥσπερ καὶ τῶν ζώων ἕκαστον· welche Worte eine unverkennbare Beziehung auf den Anfang der Politik enthalten, machen uns noch immer geneigt, die frühere Ueberlieferung nicht ganz fahren zu lassen. Was würde Theophrastus, wenn er wie Hr. Sch. will p. 28, dasselbe gesagt hätte, anders gethan, als seinen Lehrer wörtlich abgeschrieben und fremdes sich zugeeignet haben? An Beweise wie daß Polit. VII, 10 τίνα δὲ δεῖ τρόπον χρῆσθαι δούλοις καὶ διότι βέλτιον πᾶσι τοῖς δούλοις ἆθλον προκεῖσθαι τὴν ἐλευθερίαν, ὕστερον ἐροῦμεν, die Oekonomik cap. 6. verstanden sey, haben wir nie geglaubt; unmöglich kann damit ein anderes Werk als die Politik selbst — in den fehlenden Büchern derselben — gemeynt seyn. Dem ungeachtet ist die Autorität des Philodemus, welcher das Buch nicht als ein Werk des Aristoteles, sondern nur des Theophrastus kennt, so bedeutend, daß man entgegen wieder billig Bedenken trägt, dem Lehrer zuzuschreiben was als Eigenthum des Schülers angegeben wird, zumal Aristoteles die gemeinsame Quelle seiner ganzen Schule geblieben ist und die Peripatetiker weit weniger von ihm, als die Akademiker von Plato sich entfernt haben, dem eigentlichen Autor also dadurch keineswegs das seinige völlig entzogen wird. Daß aber der Epikureer nur Theophrastus als Verfasser anerkennt, hat Hr. Sch. wie zu erwarten stand, gegen Göttling mit denselben Gründen wie wir, doch ohne unsere Bemerkungen zu kennen, nachgewiesen. Die Behandlung jener lückenhaften Stelle ist durch ihn in so fern weiter gebracht worden, als wir die Ergänzung κεκεφαλαιωμένα, (statt κεκεφαλαιωμένοι) wornach Phil. den Inhalt des Theophrastischen Buches der Hauptsache nach aus Xenophons Oekonomikus entnommen hält, für richtig halten. Da die völlige Herstellung höchst wünschenswerth ist und Hr. Sch. besonders hier bedauert, daß er das Original nicht einsehen konnte, so wollen wir den ganzen Satz nach der Neapol. Ausgabe übertragen, vielleicht findet sein oder eines andern Lesers Scharfsinn, was dem Rec. zu finden nicht gelungen ist:

Col. VII, v. 37 — 40.

. ΗΛΟΝΔΗΔΙΟΤΙΚΑΙΠΡΟΣ
ΣΤΑΤΩΝΘΕΟΦΡΑΣΤΟΝ
ΜΕΘΑΤΑΙΣΔΤΝΑΜΕ
. . . ΕΚΕΙΘΕΝΚΕΚΕΦΑΛΑΙ . ΜΕ
. . . ΑΛΛΟΝ ΔΕ ΚΑΙ ΤΑΤΩΝΑΛ
. . . ΑΠΑΝΤΕΣ ΓΑΡΩΣ ΤΠΕΡ
ΜΕΤΗΛΛΕΤΚΑΣΙΝ ΟΠΟΤΕ
ΘΕΟΦΡΑΣΤΟΣ ΑΠΟΨΟΜΕ
ΟΙΣ ΔΙΑΛΛΑΤΤΕΙ ΠΕΡΙΕΡ
. . . ΟΙΝΤΝ . ΠΡΟΕΘΗΚ . ΝΟΤ
. . ΝΙ'ΑΡΕΙΣΟΙ ΚΟΙ . ΟΜΙΚΗΝ

davon enthält die englische Ausgabe folgende Abweichungen die zu bemerken sind, v. 38 zeigt sich gegen Anfang der Buchstabe π vor den Worten πρὸς [τὰ πλεῖ]στα, v. 39. ΓΜΕΘΑ, ist dieses zuverläßig, so sind wir auf ein Perfectum hingewiesen, v. 45. ΝΟ.Σ statt ΟΙΣ , in beyden ist deutlich μετηλλεύκασιν u. ἀποψομε zu lesen, wodurch Hrn. Sch's. Vermuthung ἅπαντες γὰρ ὥσπερ [οὐδὲν] μετηλλ[άχ]ασιν, ὁπότε καὶ Θεόφραστος ἀπ'[αὐτου] ἐ[ν ὀλίγ]οις διαλλάττει, von selbst verschwindet; ἀποψομέν[ῳ ὀλίγ] οις hatten auch wir uns angemerkt; doch liegt gewiß anderes verborgen; die fehlenden, aber sicher zu ergänzenden Buchstaben haben wir durch Puncte angedeutet, um auch bey dem Ungewissen, da der Anfang der Zeilen eine gerade abwärts gehende Linie bildet, die Zahl dieser und dadurch vielleicht das vollständige Wort zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Specimen observationum in Theophrasti Oeconomicum et Philodemi librum IX de virtutibus et vitiis etc.

(Fortsetzung.)

Der letzte Theil der Abhandlung p. 29—37 enthält die Ansichten des Philodemus über Oekonomik; er versteht darunter, wie man sich im Erwerb und Erhaltung des Vermögens zu benehmen habe und kündigt sogleich im Eingange den Unterschied von den übrigen, welche darüber geschrieben haben, an: *διαλεξόμεθα τοίνυν οὐχ ὡς ἐν οἴκῳ καλῶς ἔστιν βιοῦν, ἀλλ' ὡς ἵστασθαι δεῖ περὶ χρημάτων κτήσεώς τε καὶ φυλακῆς, περὶ ἃ τὴν οἰκονομίαν καὶ τὸν οἰκονομικὸν ἰδίως νομίζεσθαι συμβέβηκεν.* Auch diese Columnen, im einzelnen sehr verstümmelt, stehen im Zusammenhange und bilden ein ganzes, während der Anfang in welchem die Kritik über Xenophon enthalten ist, nur halbe Columnen bietet und darum unersetzlich bleibt. Hr. Sch. erwähnt den Gang der Untersuchung des Philodemus mehr im Allgemeinem, als daß er wie in vorhergehendem, jedes einzelne in Verbindung prüft; doch fehlt es auch hier nicht an Stellen welche, von den Vorgängern falsch verstanden und ergänzt, von ihm berichtiget werden. Nach der Epikureischen Lehre darf der Weise, *σοφός*, auch für Reichthümer sorgen, obschon nicht jede Art diese zu erwerben gebilligt wird, p. 49, 20 Göttl. *φιλοσόφῳ δ' ἐστὶ πλούτου μ[ικρ]ὸν ὃ παριδώκαμεν [εὐκαίρ]ως τοῖς καθηγι[μόσιν] ἐν τοῖς περὶ πλούτου [λόγ]οις, ὥστε τὴν οἰκονομίαν τῆς τε τούτου κτήσεως καὶ τῆς τούτου φυλακῆς παραδίδοσθαι.* Da jenes *μικρὸν* eben so der Sprache entgegen ist, wie dem Gedanken, so verbessert Hr. Sch. *μ[ελητέ]ον*, denn erst so werde der nächste Folgesatz recht verständlich. Diese Aenderung gewährt allerdings einen Sinn, steht jedoch außer dem Zusammenhange, und schon der Zwischensatz *ὃ παριδώκαμεν* deutet auf ein vorausgegangenes Substantivum, keineswegs aber auf ein Verbum, endlich ist der Raum nicht größer, als daß er zwey oder höchstens 3 Buchstaben faßt *M . . . ON*. Jenes Substantivum aber ist kein anderes als *μ[έτρ]ον*; auch das vorausgehende, was Hr. Sch. übergangen hat, ist falsch ergänzt und der Zusammenhang des Satzes nicht richtig aufgefaßt; die Verbindung ist folgende: *διαλεξόμεθα τοίνυν οὐχ ὡς ἐν οἴκῳ ἔστιν βιοῦν, ἀλλ' ὡς ἵστασθαι δεῖ περὶ χρηάτων κτήσεώς τε καὶ φυλακῆς . . . καὶ περὶ τῆς φιλοσόφῳ δεούσης κτήσεως, [αὐ]τῆς ο[ὕτ]ω [δή]ποτε.* wo die letzten drey Worte, man weiß nicht wie, zu den übrigen gestellt sind; das richtige ist *κτήσεως [καὶ] τῆς ὁ[τ]ω[δή]ποτε.* wir werden über den Besitz sowohl des Philosophen, als überhaupt eines jeden Menschen sprechen; der Philosoph hat nicht wie andere, unbegrenzten Gütererwerb, sondern ein bestimmtes Maaß, über das er nicht hinausgehen darf; dieses haben wir in unsern Büchern *περὶ πλούτου* nach den Lehren unserer Schule nachgewiesen. Seine eigene Schrift, nicht die der frühern Epikureer, wie Hr. Sch. glaubt, versteht Philodemus, dieses fordert die grammatische Construction des Satzes, auch nennt der Catalog der Herkulanischen Rollen im ersten Bande der Oxforder Ausgabe Nro. 163. *ΦΙΛΟΔΗΜΟΥ ΠΕΡΙ ΠΛΟΥΤΟΥ Α.* pp. 28. Nro. 200 paginae 5 (fortasse Philodemi *περὶ πλούτου*). Richtiger ergänzt Hr. Sch. jenes *[εὐκαίρ]ως* (wofür Göttling *[πάντα καθ]ὼς* schrieb und dann ein eigenes Verbum einsetzte *καθηγε[μόσι δοκεῖ]*) in *[ἀκολούθ]ως*, auch wir hatten uns angemerkt: *ὁμοίως, παραπλη-*

σίως, ἑπομένως, ἀκολούθως, das letzte füllt den leeren Raum am besten. Unbezweifelt aber ist die nächste Verbesserung, wo Philodemus sagt, Metrodorus habe in seinem Buche *περὶ πλούτου* über die Kyniker gesprochen, *πρὸς τοὺς ἐροῦντας ἴσως, ὅτι πολὺ κουφοτάτην καὶ ῥᾴστην οἱ Κυνικοὶ διαγωγὴν [ποιοῦν] ται, πᾶν αὐτῶν περι[αι-ροῦν]τες εἰς τὸ δυνατὸν* für *περι[έλκον]τες* was der italienische, oder *περι[φέρον]τες* was der deutsche Herausgeber gesetzt hat; wir rathen überdieß, da [*ποιοῦν*]*ται* ein zu langes Wort für die Lücke ist, [*ἄγον*] *ται* zu schreiben.

Die nachfolgende Untersuchung des Philodemus über die Vortheile und Nachtheile des Reichthums, das Uebergewicht jener über diese, daß also der Weise auch darnach streben dürfe und wie er sich dabey zu benehmen habe p. 49 — 59, übergeht Hr. Sch. für jetzt, (nunc quidem praetermittemus, wir wünschen, daß das hier versäumte bey anderer Gelegenheit baldigst nachgetragen werde!) und berichtiget einiges aus dem nächsten wo von den verschiedenen Arten des Erwerbes gesprochen wird; p. 59, 6 *Ἡμεῖς δὲ λέγωμεν ἀκολουθοῦντε[ς δεῖν] μὲν [ν]ο[μίζεσ]θαι πορισμὸν ἀ[ρείω]ν εἶναι τὸν δορίκτητον, κα[ὶ χρῆσ]ιν οἵαν ἐποιήσατο [Γέ]λλίας ὁ Σικελιώτης καὶ Σκόπας ὁ Θετταλὸς καὶ Κίμων καὶ Νικίας οἱ Ἀθηναῖοι, δοξοκόπων ἀνθρώπων, εἶναι κατὰ σοφίαν οὐδετέραν, ὡς κἂν αὐτοὶ μαρτυρήσαιεν οἱ βίοι τῶν τὰ τοιαῦτα γραφόντων*, für deren unverständlichen Anfang vorgeschlagen wird: *ἡμεῖς δὲ λέγωμεν ἀκολουθοῦντε[ς οἷς ἔφα]μεν ο[ὐ φαίνεσ[θαι πορισμὸν ἀ[γαθὸ]ν εἶναι τὸν δορίκτητον*. Der Gedanke ist errathen und der Sprache gemäß ausgedrückt, die Worte selbst konnte Sch. nicht finden, weil er Göttling folgte, der sich hier wie fast überall, unglaubliche Willkühr erlaubte; in solchen Fällen ist es, um den fehlenden Raum kennen zu lernen, immer gut, dem Italienischen Herausgeber zu trauen. Das Original lautet wie folgt:

ΗΜΕ . . ΔΕ . ΕΓΩΜΕΝ ΑΚΟΛΟΥ
ΘΟΥΝΤΕ . . . ΜΕΝΟ . . . . ΘΑΙ
ΠΟΡΙΣΜΟΝΑΙ)Ν ΕΙΝΑΙΤΟΝ
ΔΟΡΙΚΤΗΤΟΝΚΑ . . . . . . ΙΝΟΙ

woraus sich die Ergänzung von selbst ergiebt *ἀκολουθοῦντε[ς τὸ] μὲν ο[ἴεσ]θαι πορισμὸν αἱ[ρε-τὸ]ν εἶναι*. Das Verbum *οἴεσθαι* steht auch bereits in der Italienischen Ausgabe, nur Göttling konnte *νομίζεσθαι* heraus- und hineinbringen; im vierten Verse hat der englische Abdruck wieder mehr und das fehlende Wort vollständig: *Κ . . CΡΗ-ΣΙΝΟΙ καὶ χρῆσιν οἵαν*. Außer dieser Art des Erwerbs, welche Philodemus verwirft, werden noch andere zurückgewiesen: *γελοιότατον δὲ καὶ τὸ πορίζειν ἀφ' ἱππικῆς καλὸν οἴεσθαι· τὸ διὰ πο . . . . ικῆς δούλων ἐργαζομένων οὐκ [ε]ὔκληρον, τὸ δ' ἐξ ἀμφοτέρων αὐτὸν ἐνεργοῦντα μανικόν, ταλαίπωρον δὲ καὶ τὸ γεωργοῦντ' αὐτὸν οὕτως ὥστε αὐτουργεῖν, τὸ δ' ἄλλων ἔχοντα γῆν κατὰ σπουδαῖον*. Javaroni ergänzte *ποριστικῆς*, Göttling vermuthet *πωλητικῆς*; schon die Sprache lehrt, daß *τὸ δ' ἀπὸ* was Hr. Sch. will, zu schreiben sey; wenn die italienische Ausgabe *ΔΙΑΠC* giebt, so scheint jenes ein Bruch im Material zu seyn, welcher wenn gerade, *Ι* wenn rund, *Ο* bildet, die englische Ausgabe hat deutlich *ΔΑΠΟ*. Das Wort, in welchem die eigene Erwerbsart enthalten ist, selbst zu finden, hält Hr. Sch. für sehr schwer und überläßt es in tam infinita conjectandi materia andern. Hätte er das Original einsehen können, er würde nicht gezweifelt und das richtige sogleich erkannt haben; der italienische Abdruck hat *ΔΙΑΠC*. C womit die Zeile schließt und wo nur ein Buchstabe fehlen kann, dann am Anfange der folgenden *Ι ΙΚΗΣ*, der englische *ΔΑΠΟΜΕ* . || *ΑΙΚΗΣ* das wahre ist wie die nächsten Worte lehren, *τὸ δ' ἀπὸ [δ]ο[υ]λικῆς*, verstanden wird ein Erwerbszweig der aus Isokrates und Demosthenes Leben bekannt ist; im folgenden hat der englische Abdruck wieder deutlich *ΟΥΚΕΥΚΛΗΡΟΝ*; unnöthig aber ist die Aenderung Göttlings, welcher Hr. Sch. beystimmt *τὸ δὲ δι' ἄλλων*, da aus dem Gegensatze *ἄλλων ἐργαζομένων* oder *ἐνεργούντων, γεωργούντων* von selbst hervorgeht; weit mehr könnte man an den Schlußworten *κατὰ σπουδαῖον* Bedenken tragen.

Das vorgetragene begründet Philodemus auf folgende Weise: *ἥκιστα γὰρ ἐπιπλοκὰς ἔχει πρὸς ἀνθρώπους, ἐξ ὧν ἀηδίαι πολλαὶ παρακολου-*

θαῦσι, καὶ διαγωγὴν ἐπιτερπῆ καὶ μετὰ φίλων ἀναχώρησιν εὔσχολον καὶ παρὰ τοῖς [εὐσχήμοσι]ν εὐσχημονεστάτην πρόσοδον· ο[ἱ γὰρ εὐ]σχ[ή]μον[ες ο]ὐδὲ ἀπὸ συνοικίας καὶ δο[ύλω]ν ἐμπειρίας ἢ καὶ τέχνας ἐχόντων μηδαμῶς ἀπρεπεῖς. Diese Stelle glaubt Hr. Sch. obschon sie lückenhaft ist, sicher ergänzt zu haben; für [εὐσχήμοσι]ν das Göttling gegeben hat und wohl von Sachen, nicht aber von Personen gesagt wird, vermuthet er höchst wahrscheinlich [ἐπιεικέσι]ν, das übrige ändert er ο[ὐ μὴν ἀ]σχ[ή]μον[ες ο]ὐδ' αἱ ἀπὸ συνοικίας καὶ δι' οἰ[κετῶ]ν· er ist dem erforderlichen Gedanken nahe gekommen und würde wenn er den Zustand der Schrift hätte einsehen können, völlig genügt haben:

Π. ΟΣΟΔΟΝΟ . . . Σ< .
ΜΟΝ . . ΤΔΕ ΑΠΟ ΣΤΝΟΙΚΙΑΣ
ΚΑΙ ΔΟΙ . . Ν ΕΜΠΕΙΡΙΑΣ ΗΚΑΙ

Daraus folgt, daß die Aenderung δι' οἰ[κετῶ]ν dem Raume nach unmöglich und darum unzuläßig ist; richtig hat Javaroni δούλων geschrieben; das vorhergehende aber ist zu schreiben ο[ὐκ ἄ]σχ[η]μον [δ' ο]ὐδὲ ἀπό. Daß diese δουλικὴ hier wiederkehrt, ist nicht im Widerspruche mit dem vorhergehenden, sie ist zwar nicht εὔκληρον, aber auch keineswegs ἄσχημον. Aber dieser Erwerb ist die dritte Art, jener aus Landbau die zweyte, das erste und ehrenvollste ist ihm was man nicht erwartet, und wovon Hr. Sch. die Anwendung auf unsere Zeiten zu machen nicht versäumt: jam vero quale genus quaestus primarium ei et honestissimus videatur, non sine voluptate cognoscent quicunque bonis artibus aluntur, ii praesertim quibus lauta discentium honoraria publici stipendii tenuitatem compensant; ἀλλὰ ταῦτα δεύτερα καὶ τρίτα, πρῶτον δὲ καὶ κάλλιστον ἀπὸ λόγων φιλοσόφων ἀνδράσιν δεκτικοῖς μεταδιδόμενον ἀντιμεταλαμβάνειν εὐχαριστό[τατ' οἷ]α μετὰ σεβασμοῦ παντελῶς ἐγένετ' Ἐπικούρῳ· λογῶν δὲ ἀληθινῶν καὶ ἀφιλονείκων καὶ συλλήβδην εἰπεῖν ἀταράχων· ὡ[ς] τό γε διὰ σοφιστικῶν καὶ ἀγωνιστικῶν οὐδέν ἐστι βέλτιον τοῦ διὰ δημοκοπικῶν καὶ συκοφαντικῶν. Also Erwerb aus philosophischen Studien, vorzüglich solcher, welche den Menschen frey von Leidenschaften sehen und ihm die Epikureische ἀταραξία gewähren, im Gegensatze von anderen philosophischen und rhetorischen Schulen, ist ihm die ehrenvollste Art, im Leben fortzukommen. Richtig hat Hr. Sch. εὐχαριστό[τατ' οἷ]α geschrieben zumal *Α* vorhanden ist, was sichtbar auf *ΟΑ* οἷα hinweist, aber unnütz ist seine Aenderung von ὡς in ἐπεὶ, da die Handschrift deutlich *Ω ΤΟ* hat; außerdem schien uns die grammatische Struktion μεταδιδομέν[ων] zu fordern, doch ist für diese zwey Buchstaben nicht Raum genug *ΜΕΤΑΔΙΔΟΜΕΝϹ Ι* und so muß man sich wohl mit der gewöhnlichen Ergänzung μεταδιδόμενον behelfen.

Die Fortsetzung lehrt, wie man das bestehende erhalten kann; hier folgt der Gedanke aus dem Zusammenhange, daß Einschränkung der Begierden und Leidenschaften das meiste vermögen; die Worte aber in dieser sehr lückenhaften Stelle zu finden, ist uns nicht gelungen; Hr. Sch. der von seiner Ergänzung mit Zuversicht spricht, hat sich selbst in dem was sicher und unbestritten ist, geirrt; in der Göttlingischen Ausgabe finden wir ὧν δ' ἐπιτηδευτέον εἰς πρόσοδον καὶ τήρησιν ταύτης καὶ τῶν προϋπαρχόντων· τὸ μὲν συνε[τ]ὸν ἡγητέον ἐν τῇ τῶν ἐπιθυμιῶν εὐσταλείᾳ καὶ τῶν ὀ[ργ]ῶν· οὐδὲν γὰρ ἐκχεῖν καὶ ἀνατρέπειν ει . . . . ι λαμπροτατ . . . . ουσ . . . . κις [π]ολυτέλ[εια τῆς] δι[αί]της κα[ὶ λαγν[εία . . . . . ἡ πε]ριβλέψε[ια κα . . . . . α . . σμοῖς καὶ τὰ τούτοις ὁμοιότροπα, καὶ πάλιν ἐκστατικὴ φρίκη θεῶν καὶ θανάτου καὶ ἀλγηδόνων καὶ τῶν ταύτας παρασκευάζειν δοξαζομένων, ὥστε ἂν ζῆλον ἀζήλων καὶ φόβον ἀφόβων ἐφ' ὅσον ἐνδέχεται, περιαιρῇ τις αὐτοῦ, καὶ ποριστικὸς ἔσται καὶ φυλακτικὸς ὡς προσήκει. Hr. Sch. hält die Aenderung τὸ μὲν σύν[ολ]ον, dann καὶ τῶν [δ]ο[ξ]ῶν für unbezweifelt, das übrige gewinnt durch ihn folgende Gestalt: οὐδὲν γὰρ ἐκχεῖν καὶ ἀνατρέπειν εἰ[κὸς ὡς α]ἱ λαμπρόταται[αι κακίαι ποι]οῦσ[ι πολλά] κις [π]ολυτέλ[εια τῆς] δι[αί]της κα[ὶ λαγν[εία, ἔτι δὲ πε[ριβλέψε]ια[κα]ὶ τῦφος] ἄ[κο]σμος καὶ τὰ τούτοις ὁμοιότροπα. Wenn ihm einst die Benutzung des Originals zu Gebote steht

und er durch wiederholte Lektüre die Sprache des Philodemus kennen gelernt hat, wird er sich von der Unhaltbarkeit dieses Versuches überzeugen. *TO MEN ΣTNE . ON* ist zwar nicht *συνετόν*, aber eben so wenig *σύνολον*, sondern der den spätern geläufige Ausdruck *τὸ μὲν συνί[χ]ον*, das hauptsächlichste; *ὀ[ργ]ῶν* hat Göttling sonderbar genug aus *. OI · ΩN* gemacht, schon Javaroni hat das richtige *[φ]ό[β]ων* hergestellt. Was sollen hier die *δόξαι* zu den *ἐπιθυμίαι*, wo der Gegensatz von diesen gefordert wird, den die Epikurische Lehre eben so sehr als die *ἐπιθυμίαι* flieht? und was ist das anders, als *φόβοι*? nam qui cupiet, metuet quoque, porro qui metuens vivet, liber mihi non erit unquam. Und wiederholt nicht Philodemus selbst den Inhalt und diesen Gegensatz mit denselben Worten *ζῆλος ἀζήλων καὶ φόβος ἀφόβων*? Darnach bedarf es fast kaum noch der Bemerkung, daß in dem englischen Abdrucke deutlich *. OBΩN* zu lesen ist; es ist dieses nicht die einzige Stelle, wo die deutschen Gelehrten, wenn sie scharfsinniger als die italienischen seyn wollen, in bedeutendem Nachtheile stehen. *λαμπροτατα* (so hat die englische Ausgabe) gehört nicht zu *κακίαι*, sondern zu einem Worte wie *περιουσία*, wodurch angedeutet wird, daß auch die glänzendsten Vermögensumstände durch die *ἐπιθυμίαι*, vernichtet werden. *περιβλέψεια* ist ein von den Herausgebern selbst gemachtes Wort, wofür Philodemus gewiß nur das gewöhnliche *περίβλεψις* gemacht hat. Nothwendige und richtige Verbesserungen aber von Hr. Sch. sind *ἐφ' ὅσον* statt *ἐφ' ὅν* und *προσήκει* für *προσῆκε*.

Noch folgen fünf Columnen, XXIV — XXVIII an welchen manches anders zu stellen wäre, Hr. Sch. erwähnt nur eine Stelle daraus, p. 63, 25, welcher er folgende Gestalt giebt. *Φίλων μὲν τοίνυν ὑπαρχόντων, φειστίον μᾶλλον, ἵν' [εὐπορῶσι]ν καὶ τελευτήσαντος [φιλ]ο[υ], κα[ὶ] οἷα τ[ί]κνα θετίον· οὐχ ὑπαρχόντων δὲ καὶ τῆς ἀκριβεστέρας οἰκονομίας [ἀμ]ε[λητί]ον οὐχ ὅτι τῆς φειδοῦς.* Den Gedanken hat er auch hier gefunden, mehr konnte er nicht leisten; *εὐπορῶσιν* ist aber eine überflüssige Aenderung für das was Javaroni und Göttling geben, *[ἔχωσι]ν*, die englische Ausgabe hat sogar noch das Wort fast vollständig *E . ΩΣIN*. sehr zweifelhaft dagen ist was man unangetastet ließ, *φίλου*; die italienische Ausgabe hat *C . O .* || Da das Wort am Ende der Zeile steht, dort aber eine Lücke sich findet; so läßt sich nicht bestimmen, ob ein oder mehrere Buchstaben fehlen; die englische *ЄI . C* ohne Zeichen einer Lücke; auch in *KA . . OIA* ist ein größerer Raum, daß man vermuthen könnte, es habe *καὶ γὰρ οἷα* gestanden. *ἀμελητίον*, hat Sch. weil es der Sinn gebietet, für das was Göttling gegeben, *[μ]ε[λητί]ον*, verbessert; der geringe Raum (Neapol. *OIKONOMIAΣ . . Є .* || *ON.* Oxon. *OIKONOMIAΣ . . IЄ* || *ON*) lehrt, daß ein weit kürzeres Wort, etwa wie *ἀφετίον*, geschrieben war.

Hiemit haben wir sämmtliche Stellen, welche Hr. Schömann aus dem Buche des Theophrastus und Philodemus behandelt hat, angezeigt und über diese unsere Meynung ausgesprochen, der Verfasser wird daraus eingesehen haben, daß eine kritische Bearbeitung des letztern, ohne mit den dazu erforderlichen Hülfsmitteln der italienischen und englischen Ausgabe ausgestattet zu seyn, fast außerhalb dem Bereiche der Möglichkeit liegt; man kann den Gedankengang darlegen und daraus nachweisen, was der Autor im ganzen sagen mußte, die eigenen Worte des Schriftstellers aufzufinden, wird mehr durch Zufall gelingen. Referent hat vor einigen Jahren sich mit diesen herkulanischen Entdeckungen beschäftigt, und mehr Zeit dazu verwendet als ihm zu sagen erlaubt ist; darum war ihm Hr. Schömann's Abhandlung eine willkommene Erscheinung, welche ihm frühere Arbeiten ins Gedächtniß zurückrief und eine Vergleichung beyderseitiger Leistungen veranlaßte; wohl mögen nur wenige schon der Seltenheit des Buches wegen, sich an diesen Rollen versucht haben, und darunter gerade zumeist solche, welchen am wenigsten daran gelegen, ihre Arbeiten andern zur Schau zu bieten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. I — V. Band. Leipzig und Darmstadt 1837 — 38. 8. Mit fünf Titelvignetten.

Von den fünfzig Lebensbildern moslimischer Fürsten, die uns der Verf. in der Vorrede zum ersten Bande verspricht, sind bereits fünf und vierzig mit allem Reichthum morgenländischer Farbenpracht in fünf Reihen vor den Beurtheiler hingestellt. Und nach kurzer Frist, deß darf man sicher seyn, werden auch die fünf übrigen folgen, da jene ingenii celeritas animique incredibilis motus, von welcher Archia's Vertheidiger spricht, vielleicht keinem der jetzt lebenden Gelehrten in gleichem Maaße, wie Hrn. v. Hammer eigen ist. Nicht zufrieden mit seinem Ruhme als Kritiker, Philolog, Reisebeschreiber, Schöngeist, Redner und Geschichtschreiber, will er auch noch die Palme der Biographie erringen und gleichsam als Plutarch mohammedanischer Herrscher glänzen. Oder sind etwa die zehn großen Bände osmanischer Geschichten *) mit ihrem unermeßlichen Reichthum neuer Ideen und Dinge nicht allein schon hinreichend ein langes Leben auszufüllen und den glühendsten Durst nach Unsterblichkeit des Namens zu stillen? Wie kann man nach Aufstellung eines solchen Colosses noch Geduld, Kraft und Muth für neue Schöpfungen finden? Hr. v. H. bringt im genannten Werke so viel Ungekanntes, zerstört eine solche Unzahl eingewurzelter und erblich fortgepflanzter Irrthümer, verbreitet eine solche Masse Licht über eine der größten politischen Erscheinungen der Menschengeschichte, daß man ihm nicht weniger in seinem eigenen Interesse, als in dem der Wissenschaft rathen möchte, den Rest von Kraft und Leben auf Sichtung und Politur jener riesenhaften Schöpfung zu verwenden. Hr. v. H. will aber, wie es scheint, der künftigen Generation gar nichts mehr über moslimische Reiche zu lernen und zu ergründen übrig lassen. Noch ist der Bildersaal nicht geschlossen, und ein großes Werk über die weltstürmenden Mongolen ist schon angekündet, während nebenher die Reihe kritischer Artikel, die anderswo als Bücher gelten dürften, ohne Unterbrechung in den „Jahrbüchern" fortfließt.

*) Zusammen 6946 enggedruckte Seiten.

Zu rechter Zeit im Laufe einzuhalten, das Eroberte auf sichere Grundlagen zu stellen und gegen feindlichen Angriff dauerhaft zu befestigen, ist die Kunst, welche große Kriegsfürsten eben so selten als große Gelehrte verstehen. Hr. v. H. weiß vielleicht besser als viele andere, wie sich gegen ungewöhnliche Energie und unersättliche Eroberungssucht auf dem Felde der Gelehrsamkeit eben so gut als der Politik die minder Mächtigen zu gemeinsamem Widerstand verbinden, und alle Dolche der Critik gleichsam von selbst ihre Richtung gegen das Herz des Diktators nehmen. Unduldsamkeit und Neid der Gelehrten sind um so zügelloser, da sie sich natürlich unter der Hülle von Eifer für Wahrheit und Licht verbergen. Unstreitig ist Hr. v. H. an Reichthum und Umfang des Wissens der größte jetzt lebende Orientalist, nicht etwa nur in Deutschland, sondern per orbem terrarum. Und die Morgenländer, deren geistiges und politisches Leben er mit solcher Beharrlichkeit ergründet, sind in ihren eigenen Angelegenheiten nicht weniger Hammer's Schüler als die Europäer, die sich an der Flamme

seiner Gelehrsamkeit erwärmen, um ihn zu bekämpfen. Wollte jedermann aufrichtig eingestehen, wie viel er aus den Büchern dieses großen Meisters gelernt habe, wie er durch ihr Studium geistig angeregt, befruchtet und gestärkt worden sey, so würde man, was hie und da mangelhaft, billiger beurtheilen, und kleiner Unrichtigkeiten wegen nicht hochmüthig über literarische Erzeugnisse absprechen, die außer Hrn. v. H. niemand hervorzubringen vermöchte. Wo hatte man vorher in Europa eine vollständige, kritisch dokumentirte, aus den Quellen gezogene Geschichte des türkischen Reichs? Nur von Einem Manne hing es ab und diese furchtbare Monarchie hätte die Welt erschreckt, hätte geblüht und sich wieder in Trümmer aufgelöst, ohne in ihrem Wesen erkannt zu seyn.

Als Vorhalle und Peristyl zu diesem unvergänglichen Bau soll nun der Eingangs genannte Gemäldesaal fünfzig moslimischer Lebensbeschreibungen gelten. Sie gehen durch die sieben ersten Jahrhunderte der Hidschret, von Mohammed bis in die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung herab, wo die politische Kraft Arabistan's völlig erlosch, Mongolen und Osmanli dagegen den Schirm des Islam gegen die steigende Macht der Christenheit übernahmen. Gezogen sind sie aus zwanzig Dynastien, die mit verschiedenem Erfolge ihr Spiel auf der weiten Strecke vom Ganges bis an den Tajo, und von den Steppen der Kirgisen bis an die Wasserfälle des Nils getrieben haben.

An Biographien lobt man entweder den Styl, d. i. die kunstvolle und fruchtbare Anordnung allgemein bekannter Thatsachen, oder ihr Werth beruht ausschließlich auf Neuheit des Inhalts, auf Mehrung des historischen Grundstoffes. Und will Hr. v. Hammer, wie er es in der Vorrede selbst bemerkt, als Stylist mit den europäischen Gelehrten nicht in die Schranken treten, so muß er Neues bringen oder gewärtig seyn, daß man seine fünf Bände Lebensbeschreibungen als nutzlosen Quark auf die Seite schiebt. Wie kann man über Mohammed und Ssalaheddin nach Gagnier und Schultens' Arbeiten noch Besseres und Vollständigeres aufbringen? Was wird man uns von Sultan Mahmud dem Ghasneviden, was von Sengi und Nureddin erzählen nach allen in Leyden und Paris bereits übersetzten Originalquellen? Seite X — XII der Vorrede antwortet der Verf. auf diese Bedenklichkeiten durch Aufzählung von zehn in Europa gar nicht gekannten und benützten großen Originalwerken, zum Theil aus mehreren Folianten bestehend, in arabischer, türkischer und persischer Sprache, aus welchen er „die Lebensfluth dieser lebenbeschreibenden Gemälde moslimitischer Herrscher geschöpft.“ Dieser Umstand giebt ihm freylich über seine Gegner gewonnenes Spiel. Er benützt aber auch seine günstige Stellung, besonders in diesem Werke unbarmherzig und giebt mit Wucher den Tadel zurück, den man zum Theil mit so viel Bitterkeit nnd Kleinigkeitssinn gegen ihn gerichtet hat. Und weil Hr. v. H. alles kennt und alles, was in Europa über diese Materie erschienen ist, geprüft und gelesen hat, Niemand verschont und nichts verzeiht, so sind der Schlachtopfer seines kritischen Zornes diesesmal eine große Zahl. Neben einer bemerkenswerthen Reihe byzantinischer Stellen, die er gründlich und siegreich erläutert und verbessert, werden besonders Rampoldi, Rutschmann und Castiglioni mit auffallender Schärfe behandelt, aber auch Gagnier, Sacy, Wilkinson, Quatremère, Burkhardt, Marigny, Guthrie, Reiske, Mannert, Erpenius, Freytag, Conde, Aschbach, Voltäre, Cardonne, Jenisch, Diez, Ritter und Briggs bald sanfter, bald herber angelassen, Engländer und Russen aber noch in Massa verdammt, weil die einen Childschi für Cholodsch, die andern aber Ssaghanak für Ssighnak sprechen. Letztlich corrigirt der gelehrte Verfasser auch noch sich selbst (V. 179), bürdet aber zu gleicher Zeit die Schuld seines Irrthums dem armen Reiske auf.

Wollte jemand aus diesem Werke nur die Verbesserungen in Chronologie, Erdbeschreibung und Topographie des Orients, in Rechtschreibung und Aussprache arabischer und türkischer Eigennamen zusammenstellen, so müßte diese schöne Summe für sich schon den Werth des Unternehmens über allen Zweifel erheben. Orientalische Eigennamen mit Sicherheit schreiben und lesen hat unsere Zeit erst durch Herrn von Hammer gelernt. Alles dahin Einschlä-

gige darf man in den meisten europäischen Compendien ausstreichen und neu sagen.

Was die Diction betrifft, ist es ungewiß, ob man sie loben oder tadeln soll. Jedenfalls ist sie in den drey ersten Bänden in vielen Stellen beynahe mehr arabisch als deutsch, nicht etwa nur in Uebertragung von Originalstellen, sondern überhaupt in der ganzen Anlage, in Bild und Wesen. Hr. von Hammer denkt und fühlt arabisch und schreibt unwillkührlich, wie ein anderer Ibn el-Hamid oder Ibn eß-Ssabi, gar zu oft in gereimter Prosa — „Prophetenthum und Gottgesandtenruhm," — oder wendet Metaphern an, die der nüchterne Occident nur ungerne duldet. So ist ihm z. B. der grausame Hedschadsch, Statthalter von Kufa, nicht etwa nach unserer Art zu reden, ein kräftiges, unbarmherziges Werkzeug seines Gebieters, sondern „der blutgefärbte eiserne Reif der Tonne der Herrschaft."

(Fortsetzung folgt.)

Specimen observationum in Theophrasti Oeconomicum et Philodemi librum IX de virtutibus et vitiis etc.

(Schluß.)

So haben wir von Brandis vernommen, daß er, Niebuhr und Classen den dritten Band der in Neapel 1827 erschienenen Herkulanischen Rollen, in welchem auch diese Schrift des Philodemus enthalten ist, mitsammen gelesen haben und daß den vereinigten Kräften dieser drey ausgezeichneten Männer vieles gelungen seyn wird, was wir, einzeln, vergebens versucht haben, bedarf keiner Erinnerung. Wer nun eine Ausgabe liefern wollte, die den Namen einer solchen verdiente, könnte billig eine Vergleichung der Leistungen dieser mit den seinigen nicht übergehen. Auch wir wurden nur durch Schömann's Versuch uns zu erklären gereizt und widersprechen dem Gerüchte, als sollte von uns eine Bearbeitung der gesammten Volumina Herculanensia ausgehen; dieß ist eine Aufgabe, welche unsere geringen Kräfte weit übersteigt; höchstens könnten wir uns veranlaßt fühlen, dem einen oder anderen Buche, das jetzt noch ganz verborgen liegt, eine größere Würdigung zu verschaffen. Da großentheils die Columnen nur halb erhalten sind, so scheitert jeder Versuch einer möglichen und vernünftigen Ergänzung; darum wird auch bey den erhaltenen die größte Vorsicht nothwendig und nur zu leicht dringt sich ein Irrthum auf; wir geben zum Beweise davon, zugleich als Beyspiel der Verschiedenheit unserer Bearbeitung von der des Italienischen und deutschen Herausgebers, die erste Columne; Philodemus spricht von der Xenophontischen Definition der Oekonomie:

. . . .
ΠΙΤΑΙ ΝΤΑ
ΟΤΙ . . ΣΣΤΝΙ
ΟΙΚΟΝ . . ΙΑΣΟ ΕΡΓΟ.
ΤΟ . ΤΟΙΚΕΙΝ Τ . . . ΔΙΟΝΟΙΚΟΝ
ΚΑΙ ΤΟ. ΟΙΕΙΝ ΤΟΝ ΑΛΛΟΤΡΙΟΝ
ΕΤΟΙΚ... ΘΑΙ ΛΑΜΒΑΝΟΜΕΝΟΤ
ΟΤΕ. ΤΟΤ ΜΕΓΑΛΛΠΣΤΙCΤΜ
ΦΕΡΟΝΤ . Σ ΚΑΙ ΜΑΚΑΡΙΩΣ ΑΛ
ΛΑ ΤΟ . ΠΟΡΙΖΕΙΝ ΠΟΛΛΑ ΧΡΗ
ΜΑΤΑ ΚΑΙ ΦΤΛΑΤΤΕΙΝ ΠΩΣ ΔΙ
ΑΜΕΝΕΙ Τ . ΠΟΡΙΣΘΕΝΤΑ ΚΑΙ
Ω
ΠΡΟΤΠΑΡ . ΟΝΤΑ ΚΑΙ ΚΑ . . ΤΟΤ
. Ο ΤΟΕΤ . ΙΚΕΙΝ ΤΟΝ ΙΔΙΟΝ ΟΙ
ΚΟΝ ΚΑΙ Π. CΙΝ ΟΙΚΕΙΣΘΑΙ ΤΟΝ
ΑΛΛΟΤΡΙ . . . . ΤΕΣΤΝΗΘΕΣΗΝ
ΤΙΘΕΝΑΙ C . . . Η ΚΑΙΝ . Ι ΕΣ
ΤΙΝ ΟΤΚ ΑΝ ΦΘΟΝΗΣΑΙ ΤΙΣΕ . . Ε
ΚΑΤΑ ΤΟΝ ΠΡΟΔΕ . ΘΕΝ . . . ΟΤ
ΚΑΝΣΤ . ΧΩΡ
ΓΑΡΚΑΙ
ΔΙΑΦΟΡ
ΝΟΟΤΜΕ
ΚΟΝΟΜ
. . . ΑΤ
. . ΟΤΤ

. . *ΑΔ*
. *ΝΟΙΣ*
. . .
ΝΟΜC
. ΘC
. . *Α*
ΣΚΕΙΝ Θ
ΦΗΤΕΡ

hier fehlt nicht nur der Anfang, sondern da jede Columne aus 45 — 48 Zeilen besteht, auch am Ende eine Zahl von 11 — 14 Zeilen. Was hilft es nun zu bemerken, v. 23. habe nach der dem Philodemus gewöhnlichen Sprache *συνήθως νοούμενος* in Verbindung mit *οἰκονόμος* oder *οἰκονομία* wiederkehren, welche Worte v. 24 und v. 30 gestanden, oder v. 33 sey *διδάσκειν*, v. 34 *ἔφη τέρπεσθαι* gewesen, da selbst das vollständige, außer allen Zusammenhang gestellt, Schwierigkeiten genug darbietet? Göttling hat folgende Ergänzung dieser Stelle gegeben:

. . . .
[εἰ γὰρ μὴ εἶπε τῆς] οἰκον[ομίας] ὅ[τι πρῶτον] ἔργον τὸ εὖ οἰκεῖν τ[ὸν ἴ]διον οἶκον καὶ τὸ [π]οιεῖν τὸν ἀλλότριον εὖ οἰκε[ῖσ]θαι, λαμβανομένου που ἐκ τοῦ μεγαλωστὶ συμφέροντος καὶ μακαρίως, ἀλλὰ τὸ πορίζειν πολλὰ χρήματα καὶ φυλάττειν; πῶς διαμένει τ[ὰ] ποριςθέντα καὶ προϋπάρχοντα καὶ κα[τὰ] τοῦ[τ]ο τὸ εὖ οἰκεῖν τὸν ἴδιον οἶκον καὶ π[οι]εῖν οἰκεῖσθαι τὸν ἀλλότρι[ο]ν, [ὅ]τε σύνηθες ἦν τιθέναι [οὔτε δ]ὴ καιν[ὸν] ἐστιν· οὐκ ἂν φθονῆσαί τις ε[ἶχ]ε κατὰ τοῦ προλε[χ]θέν[τος ἀλλ'] οὐκ ἂν συ[γ]χωρ[ήσαιμεν] . . . .

Philodemus gehört nicht zu den durch Vorzüge des Stils hervorragenden Schriftstellern, doch weiß er seine Gedanken überall klar und deutlich auszudrücken; aber obige Sprache zu verstehen und in ihr eine richtige Gliederung dessen was gesagt werden soll, zu finden, ist uns nicht gelungen. Man sieht, daß über die Bestimmung der Oekonomie nach der Xenophontischen Erklärung, sie sey *τὸ εὖ οἰκεῖν τὸν ἴδιον οἶκον καὶ ποιεῖν τὸν ἀλλότριον εὖ οἰκεῖσθαι*, gesprochen wird; wenn Xenophon mit diesen Worten nicht das was den glückseligen Zustand der Menschen herbeyführt, *τὸ μεγαλωστὶ συμφέρον καὶ μακαρίως*, sondern nach dem zu Xenophons und Philodemus Zeit nicht ungewöhnlichen Sprachgebrauche, nur das erwerben und erhalten von Gütern und Vermögen bezeichnet haben will, so ist damit nichts vorzügliches gesagt, noch was man so leichthin als Begriff der Oekonomie gelten lassen könnte. Diesen Gedanken ohne eine geringe Aenderung herzustellen, finden wir nicht möglich; v. 8 nämlich muß Є nicht ε[ὖ] seyn was man wünschte, sondern da die Negation nicht früher vorangestellt seyn konnte, *Οὐ*. Wir haben darnach einst folgenden Versuch gemacht, an welchem wir auch jetzt nichts zu ändern glauben:

. . . . [ἐ-
πὶ τὰ κατα . . .
ὅτι [τῆ]ς συν[ήθως νοουμένης
οἰκον[ομ]ίας ο[ἰκεῖον]ἔργον
τὸ εὖ οἰκεῖν τ[ὸν ἴ]διον οἶκον
καὶ τὸ [π]οιεῖν τὸν ἀλλότριον
εὖ οἰκ[εῖσ]θαι, λαμβανομένου
πού [οὐ] τοῦ μεγαλωστὶ συμ-
φέροντος καὶ μακαρίως, ἀλ-
λὰ το[ῦ] πορίζειν πολλὰ χρή-
ματα καὶ φυλάττειν πῶς δι-
αμένει τὰ ποριςθέντα καὶ
προϋπάρ[χ]οντα (καὶ κα[τὰ] τοῦ
το τὸ εὖ [ο]ἰκεῖν τὸν ἴδιον οἶ-
κον καὶ π[ο]ιεῖν οἰκεῖσθαι τὸν
ἀλλότρι[ον, τό]τε σύνηθες ἦν
τιθέναι [καὶ δ]ὴ καὶ ν[ῦν] ἐσ-
τίν) οὐκ ἂν φθονῆσαί τις ε[ἶχ]ε
κατὰ τοῦ προλε[χ]θέν[τος κ]ού-
κ ἂν συ[γ]χωρ[ήσειε . . .

Spengel.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dem Vorwurf der Unklarheit und häufiger Wiederholung einer und derselben Sache mit denselben Worten in demselben Abschnitte wäre der der Verf. eben so leicht als gewissen andern Nachlässigkeiten und Gedächtnißfehlern entgangen, wenn er sein Werk vor dem Drucke auch selbst gelesen hätte. Für den letzten Punct wird man an Ort und Stelle ein Paar auffallende Belege hervorheben, hier aber nur vorläufig fragen, ob der I, 176 stehende Satz ganz klar sey: „Mikjas, der Sohn Ssababe's, war ein Abtrünniger, der am Tage der Eroberung Wein trank und ihn in seinem Tode durch die Blutschuld eines Mordes büßte." — Und liegt Fostat (Alt-Kairo) wirklich sechs Stunden unter der Spaltung des Niles in den östlichen und westlichen Arm, wie es I, 287 heißt, oder vielmehr eben so weit oberhalb? Dachte der Verfasser, der die lateinischen Classiker auswendig weiß, vielleicht an Georgic. I, 240:

> Mundus ut ad Scythiam, Riphaeasque arduus arces
> Consurgit, premitur Libyae devexus in Austros.

Eben so werden in der Chorasanischen Stadt Merw durch Tulichan 250,000 Einwohner erschlagen, welche Summe sich einige Seiten später auf 100,000 reducirt. Uebersehen dieser Art hat man eine Anzahl in den fünf Bänden gesammelt. Hr. von Hammer ist eben wie der Sultan Sindschar, der nach Mirchuand „zwar das Detail der Regierungsgeschäfte vernachlässigte, aber wie das Schicksal selbst erschien, so oft es die Entscheidung großer Dinge galt." Dieser Fehler, — denn es ist einer —, macht Hs. unermeßliche Gelehrsamkeit für andere weniger drückend, nährt die Kritik und drückt ihn selbst nicht selten von seiner Wolkenhöhe zum Niveau der Nebenbuhler herab. —

Band I. enthält die Biographien Mohammeds und der vier unmittelbaren Nachfolger Ebubekr, Omar, Osman und Ali, der Chalifen Raschidin, d. i. der Rechtmäßigen, der Geraden, der vier Säulen des Herrscherthrons des Islam. Mit der größten Vorliebe, — der gelehrte Verf. wird es gerne zugestehen —, wird der Gründer des Islam behandelt, und wüßte man nicht, daß Hr. von Hammer ein eifriger Bekenner des Christenthums ist, könnte man ihn nach Durchlesung der Prophetenbiographie beynahe für einen Moslim halten. Von den 349 Seiten des Bandes nimmt diese allein 237 weg. Als Mensch, als Eroberer und Herrscher ist ihm Mohammed kein großer Mann, aber als Prophet, als Religionsstifter, als Gesetzgeber, besonders aber als Dichter kann er ihm seine ungetheilte Bewunderung nicht versagen. Das Leben dieses von Verbrechen zwar nach unsern Begriffen nicht reinen, aber dennoch „gottbegeisterten Mannes" ist ihm unter allen Propheten das anziehendste und lehrreichste, weil man es allein bis ins Einzelne kennt, Thaten und Schicksale der übrigen Gottesgesandten aber in unentwirrbares Dunkel vergraben oder gänzlich vergessen sind.

Es ist unmöglich hier Alles anzudeuten, was über des Propheten Vaterland, über Arabiens Boden, Bewohner und deren Sitten, theils ganz neu, theils lebendiger und belehrender als anderswo mit-

eingeflochten ist. In gleicher Weise muß man auch die geistvolle Analyse des Korans, mit Wort- und Reimtreuer Uebertragung der Originalstellen, unberührt lassen. Wir begnügen uns summarisch ein Paar wesentliche Puncte hervorzuheben, die frühern Bearbeitern des Gegenstandes nicht bekannt waren. Dahin gehört vor allem die Nachricht über Werka, den Sohn Naufils, einen Vetter von Mohammeds erster Gemahlin Chadidsche, und für die Prophetengeschichte höchst merkwürdigen Mann. Bisher suchten die Biographen die aus dem Koran erhellende genaue Bekanntschaft Mohammeds mit der Bibel aus der zweymaligen Reise nach Syrien und dem kurzen Aufenthalte im Kloster zu Boßra bey den Vorstehern desselben, Bahira und Nestor, zu erklären; von dem christlichen Priester Werka, Ben Naufil aber, der während der ersten achtzehn Jahre der Ehe Mohammeds im vertrautesten Umgang mit demselben lebte, haben sie keine Kunde. Werka Ben Naufil, der Vetter Chadidsches, war nicht nur Christ, sondern auch Priester, und hatte das alte und neue Testament aus dem Hebräischen ins Arabische übersetzt. Ihm hatte Chadidsche die erste Offenbarung ihres Gemahls mitgetheilt, und der Greis Werka wünschte dazu Glück, daß Mohammed wie Moses durch Gabriel himmlische Sendung empfangen. Chadidsche und ihr Vetter Werka waren also die beyden ersten Bekenner des Islams, und des letzten arabische Uebersetzung der heiligen Schriften giebt die genügendste Auskunft über die großen Plagiate des Korans aus denselben. Mohammed betrauerte seinen Tod ungemein, und soll, nach der Ueberlieferung, gesagt haben: „Ich habe einen Priester im Paradiese gesehen, mit grünem Kleide angethan, denn es war ein Gläubiger, und es war kein anderer als Werka.“ Werka verdient also ausgezeichnete Erwähnung, nicht nur als Mohammeds Hausfreund und Religionslehrer, sondern auch als erster bekannter Uebersetzer der Bibel ins Arabische.

Noch anziehender als die Notiz über den Sohn Naufils ist das S. 223 ff. mit Sorgfalt entworfene Gemälde über Mohammeds täglichen Lebenswandel und Hausbrauch, wovon man bisher in Europa die wenigsten Züge kannte. Man liest hier umständlich von seiner Kleidung, seinem Essen und Trinken, seinen Reisen, seiner Behandlung der Frauen, seinem Benehmen in Gesellschaft, seinem Gehen und Reiten, seinem Schlafengehen und Aufwachen, seinen guten Manieren, seinen Loosen und Schwüren, und endlich seiner Toilette und Personalbeschreibung. Bis zu welchem Grade der Vollkommenheit die arabischen Biographen in den vorgenannten sechs Puncten das Leben ihres Helden ausmalen, kann man daraus entnehmen, daß sie die geheimsten Scenen des Harems, über die man sonst überall den undurchdringlichsten Schleyer wirft, bis in das kleinste Detail auseinandersetzen.

Mohammeds Nachsicht und Schwäche für die Frauen ist bekannt. Eines der tiefsten und die größte Kenntniß weiblichen Herzens verrathenden Worte ist, nach Hrn. v. Hammer, folgender, aus der Ueberlieferung gezogener Spruch, des Propheten: „Behandelt die Frauen mit Nachsicht! Sie sind aus der krummen Rippe (Adams) erschaffen; die Rippe ist ein krummes Bein; wollt ihr es mit Gewalt gerade machen, so werdet ihr es brechen. Behandelt die Frauen mit Nachsicht!“ Ihm verdanken sie aber auch die Abschaffung einer grausamen Sitte, da es vor seiner Gesetzgebung in Arabien jedem Familienvater erlaubt war, sich der neugebornen Mägdlein unmittelbar zu entledigen. Gewöhnlich begrub man sie gleich nach der Geburt lebendig, entweder aus Verachtung oder aus Besorgniß sie nicht ernähren oder vor Ausschweifungen und Familienschande bewahren zu können. Dasselbe Loos hatten und haben, wie man erzählt, bey vielen Beduinenstämmen bis auf heutigen Tag die gefallenen Töchter des Landes, ohne daß ein solches Uebermaaß von Strenge das Laster sonderlich entkräftiget hätte. Denn Arabien ist nach dem Ausspruche der Talmudisten das ausschweifendste Land des Erdbodens. „Wenn zehn Scheffel voll Hurerey,“ sagen sie, „auf die Welt herabgekommen sind, so hat Arabien für sich neun hingenommen, und die ganze übrige Welt nur einen.“ *)

Auch hier war Mohammed Vorbild und Re-

*) Kidduschin S. 49, nach Wahls Anmerkung zu Sure 81.

präsentant seines Vaterlandes. Allein trotz der Verirrung seiner Sinnlichkeit, trotz der Verbrechen, zu denen ihn seine Leidenschaftlichkeit und besonders die Rache seiner durch Satyre und Spott gekränkten Ehre hinriß, und trotz der gegentheiligen, von berühmten Geschichtschreibern und Orientalisten ausgesprochenen Ansicht, daß Mohammed rein nur Lügner und Betrüger aus Herrschsucht gewesen, beharret Hr. v. Hammer auf der schon anderswo ausgesprochenen Ansicht, „daß er nicht nur von der großen Idee, sein Volk aus den Irrwegen der Abgötterey zum geraden Pfade der Anbetung des alleinigen Gottes zurückzuführen, ausgieng, sondern daß er, mit großen poetischen Gaben und lebendigem, religiösen Gefühle ausgestattet, von seiner göttlichen Sendung in Stunden der Begeisterung selbst überzeugt, sich wie andere Propheten, seine Vorgänger, als das Organ des Himmels zur Leitung seines Volkes ansah; Stifter einer der drey Religionen, die aus Aegypten, Syrien und Arabien sich über die ganze Erde verbreitet haben, der Propheten Siegel und Schlußstein.“

Im Vergleiche mit der langen und con amore geschriebenen Abhandlung über Mohammed sind die Lebensbeschreibungen seiner vier unmittelbaren Nachfolger nur kurze Skizzen. Sie läutern und berichtigen aber der Kürze ungeachtet viele fabelhaften Angaben unserer Druckschriften, sind gedrängt, lebendig und voll Interesse, besonders Omars, des zweyten Chalifen und eigentlichen Begründers des islamitischen Weltreichs. Omar, oder richtiger Omer, nach des Verf. Meynung derselbe Name wie das griechische Homer, der eifrigste Bekenner und Vertheidiger der neuen Lehre, von colossalem Wuchs, tapfer, heftig, ein Mann von eiserner Festigkeit und Consequenz, dabey aber voll Melancholie, Demuth, Gerechtigkeitssinn und unerbittlicher Strenge gegen sich und Andere, an Nahrung, Kleidung und Lebensweise ein ägyptischer Einsiedler, dachte nur an das letzte Gericht und die Ewigkeit, während die Throne des Aufgangs und Niedergangs unter seinem eisernen Tritt zusammenbrachen. „Als Prediger genügt der Tod,“ war die Aufschrift seines Siegelrings, und seine Regierungsmaxime folgender Spruch: „Der beste der Segen ist Gotteswort, die beste der Leitungen die Mohammeds, die schlimmsten der Geschäfte sind die neu in Vorschein gebrachten; Alles was neu in Vorschein gebracht wird, ist Neuerung, und alle Neuerung ist Irrthum.“ Seiner Vorstellung nach ist mit dem Koran alles vollendet und giebt es von nun an in der Welt nichts mehr zu lernen, nichts mehr zu erfinden und zu verbessern. Mit härenem Bußkleide angethan und das fürchterliche Schwert Chaleds in der Hand, predigte er Stillstand der Gedanken und gab den Siegern wie den Besiegten ein einziges Thema, die Nichtigkeit der irdischen Dinge und das allen bevorstehende Gericht zu beherzigen. Manchmal hob er einen Halm Stroh von der Erde auf und sagte: „O wäre ich doch dieser Halm Stroh! o wäre ich nicht erschaffen worden! o wäre ich vergessen!“ Seinen eigenen Sohn, der Wein getrunken, ließ er zu Tode geisseln, untersagte seinen Statthaltern alle Ueppigkeit in Tafel, Kleidung und Wohnung, und versuchte es, die Welt in eine weite Buß- und Betanstalt zu verwandeln.

Weiche ohne Schwäche, Festigkeit ohne Härte, Großmuth ohne Verschwendung, und Sparsamkeit ohne Geiz erklärte er für die vier unerläßlichsten Eigenschaften eines Herrschers. Omar, der erste Großinquisitor des Orients, errichtete der Erste einen Kerker und führte die Hiebe mit geflochtenem Stricke als Strafe ein, um die Sünde im Innern zu züchtigen. Hr. v. Hammer, scheint uns, macht der Erste auf das entschiedene Verwaltungstalent aufmerksam, mit welchem Omar die eroberten Provinzen im Geist der neuen Lehre politisch organisirte; er regelte das Steuersystem, schuf die Finanz-Controle und den Staatshaushalt, gliederte die Beamten-Hierarchie und brachte in alle Zweige des öffentlichen Dienstes Ordnung und consequentes Ineinandergreifen. Omar hat eigentlich das Chalifenthum geschaffen und für Erweiterung seiner Gränzen und Befestigung seiner Macht verhältnißmäßig mehr gewirkt als die andern zusammengenommen. Sechs und dreyßig tausend Städte, Schlösser und Flecken sollen während der zehn Jahre seines Chalifates erobert, vierzehntausend Kirchen verwüstet und zu Moscheen eingeweiht, neunzehnhundert Gebetkanzeln errichtet worden seyn. Daß ein Mann wie Omar, der nicht zufrieden mit sich

selbst gerecht und ohne Schwäche zu seyn, auch die übrige Welt zu gleicher Vollkommenheit und Verläugnung jeder menschlichen Gebrechlichkeit zwingen wollte, in diesem Kampfe untergieng und zuletzt durch die Hand eines Meuchelmörders fiel, ist weniger zu verwundern, als wenn man ihm gestattet hätte seine Lebensbahn in Ruhe zu vollenden.

Dasselbe Loos, aber aus entgegengesetzten Gründen, traf auch die beyden folgenden Chalifen, Osman und Ali, des Propheten Schwiegersöhne. Nepotismus und Willkühr führte unter Osman den Aufruhr des Heeres und den Aufstand der Länder, und zuletzt seine Ermordung durch die Meuterer in seinem eigenen Hause zu Medina herbey. Ali, dessen Staatsklugheit eben so schwach, als sein Löwenmuth stark, ein Held, aber kein Politiker, ein Poet, aber kein Staatsmann, konnte unter Verwirrung und Partheywuth der Thronnebenbuhler schon nicht mehr zum Besitze des ganzen islamitischen Reiches gelangen und mußte nach fünfjährigem Blutvergiessen — zu leichterer Herstellung des Friedens — gleichfalls dem Mordstahle erliegen. Sein und seiner beyden Söhne tragisches Ende, so wie die Verdrängung der Propheten-Familie vom Herrscherthron, zerrissen das politisch-religiöse System des Islam in die zwey bis auf den heutigen Tag fortlebenden und sich unversöhnlich hassenden Partheyen der Schiiten und Sunniten, von welchen erstere die Majestätsrechte des Hauses Ali, letztere aber die Legitimität der Thronbesteigung des syrischen Statthalters Moawia aus dem Hause Omeje als Trennungssymbol vertheidigen.

Mit Moawia beginnt ein neues Stadium des arabischen Lebens. Die Regierung wurde gleichsam säcularisirt, und die Residenz von der heiligen Stadt Medina in das paradiesische Damaskus verlegt. Moawia war nicht mehr ausschließlich priesterlicher Lenker einer sittlichen, von Gott selbst, wie sie glaubten, ausgegangenen Weltreform, nach dem Beyspiele seiner vier unmittelbaren Vorgeher. Vor allem nahm er die irdischen Interessen wahr und sann auf Mittel die ganze Ausbeute des islamitischen Weltsturms zum Vortheil seines Hauses zu confisciren. Daß es ihm an Talent hiezu nicht gebrach, hat er schon während seiner neunzehnjährigen Statthalterschaft, aber noch viel glänzender während des eben so langen Chalifats bewiesen. Minder auf Vergrößerung der Herrschaft nach Aussen durch Eroberungen, als auf Befestigung derselben von Innen durch erhaltende Maaßregeln bedacht, schloß er den Abgrund der Bürgerkriege durch das große Heilmittel erblicher Thronfolge, die seinen Vorfahren und selbst dem Propheten nie in den Sinn gekommen waren. Durch beharrliche Klugheit und unermüdete Sorge gelang es ihm, noch bey seinen Lebzeiten dem Sohne die Huldigung als Nachfolger im Chalifate zu verschaffen, und also der Erste ein erbliches Reich zu gründen. Wenn Omars Kraft eigentlich die Herrschaft des Islams gegründet, so gründete Moawia's Politik das Reich desselben. Er schuf die erste Dynastie und die eigentliche Legitimität des Islams, obgleich er im Gegensatze der Chulefa er-Raschidin, d. i. der rechtmäßigen Chalifen, eigentlich als der Eindringling erscheint, der das Chalifat der Wahl der Gemeine und der Familie Mohammeds entriß.

Mit diesem merkwürdigen Manne beginnt der Verf. den II. Band seiner moslimischen Biographie, den man bis zum Ende mit immer wachsendem Interesse liest. Das Gestirn des Islams ist fortwährend im Aufsteigen; neue Siege, neue Schätze, neueroberte Länder erhöhen Macht und Glanz des Emir ol-Muminin, des Fürsten der Rechtgläubigen. Man gründet Städte, baut Moscheen und Paläste mit einer bis dahin in Asien noch nicht gesehenen Pracht. Die Künste des Friedens entfalten sich in herrlichster Blüthe, und das Leben wird schöner und genußreicher ohne Nachtheil für Energie und Nervenkraft. Eigentlich Neues wird man zwar in diesem Theile nicht viel finden; der Verf. weiß aber das Bekannte in einer Weise zu ordnen und auszumalen, daß die bestochene Einbildungskraft des Lesers stets auf noch nie betretenem Pfade zu wandeln scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nr. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret ꝛc.

(Fortsetzung.)

Trefflich kommt ihm freylich der Umstand zu Statten, daß er, seinem Vorhaben gemäß, mit Umgehung alles Unscheinbaren überall nur die Lichtpuncte hervorhebt, und mit Beseitigung des gemeinen Troßes moslimischer Gewalthaber nur die Sterne erster Größe in ihrem Glanze über die Bühne führt. Als Folie steht dem ganzen, dramatisch in einander gefügten Gemälde beständig Sieg und politische Uebermacht zur Seite. So erbärmlich schwach ist ja der Mensch, daß er siegreiche und glänzende Fürsten allzeit mehr als friedliche und gerechte bewundert.

Moawia, Jesid, Merwan, Abdolmelik und Welid wurden unter den Omejadischen Chalifen allein für würdig befunden in diesem Gemäldesaal zu prunken. Diesen gegenüber reiht sich eine gleiche Anzahl aus dem Hause der Abbasiden, welche in einer blutgedüngten Umwälzung das Chalifenthum wieder auf die Familie des Propheten zurückbrachten. Von den fünf Namen Ebul-Abbas, Manßur, Harun, Mamun und Moteaaßim sind die drey mittleren als Erbauer und Verschönerer Bagdads, des Hauses des Friedens, der Gartenstadt, des dritten und prachtvollsten Sitzes des Chalifenthums, jedermann bekannt. Durch seinen Schatz morgenländischer Handschriften vermag der Verf. über die Erbauung Bagdads, diese historisch und geographisch merkwürdigste, für Kunst, Wissenschaft und Handel, für Cultur und Völkerverkehr wichtigste That Manßurs, noch ausführlicher und besser als seine Vorgänger zu berichten.

In der Biographie Haruns, des Helden der Tausend und Einen Nacht, noch mehr aber in der seines Sohnes Mamun bemerkt der Leser zuerst Herrn von Hammers Vorliebe und Geschmack für orientalische Poesie und zugleich seine bewunderungswürdige Leichtigkeit, die verschiedenen Versmaße persischer und arabischer Dichter in vollkommen entsprechende deutsche Reimstrophen zu übertragen. Anekdoten aus dem Privatleben, Personalbeschreibung, Witze und Verse aus dem Stegreife ist das wesentlich neue über die drey großen Abbasiden-Fürsten Manßur, Harun und Mamun. Moteaaßim, am Schlusse des Buches, obwohl noch Gönner und Schirmer der Gelehrten, erregt im Herzen des Lesers dennoch ein peinliches Gefühl, weil mit seiner Regierung (J. 837 — 846 n. Chr.) der Verfall des Chalifats beginnt, kaum zweyhundert Jahre nach Mohammeds Tod. Unter Mamun auf dem höchsten Puncte des Flores angekommen, erhielt es sich auf demselben noch unter der achtjährigen Herrschaft Moteaaßims gleichsam schwebend, aber —

> difficilis in perfecto mora est; naturaliterque, quod procedere non potest, recedit. —

Als sichtbaren Grund zum Rückschritte gibt man die Errichtung der türkischen Leibwachen an, die unter Moteaaßims Regierung Statt fand. Gekaufte Sklaven aus Turkistan, und von der arabisch-persischen Bevölkerung Bagdads in Sitte, Sprache und Lebensweise verschieden, rissen mit der Huth des Palastes und der Person des Monarchen in kurzer Zeit auch alle Macht an sich, und vergaben bald, als wahre Prätorianer des Chalifats, den Thron nach Gutdünken, während mächtige und

treulose Statthalter die Provinzen desselben abrissen, und sich der Majestätsrechte des Kanzelgebetes und der Münze als unabhängige Fürsten anmaßten. Um einerseits der fainéantise und dem Seraileben, das zum Theil mit Moteaaßim begann, ungestört zu fröhnen; anderseits aber den beständigen Zänkereyen zwischen den Bürgern der Hauptstadt und den übermüthigen Leibwachen zu entrinnen, verließ der Chalife Bagdad und baute für sich und seine Sklaven in der Nachbarschaft eine neue prachtvolle Residenzstadt mit Palästen und Casernen für 50,000 Mann. Serr men rei, d. i. freut sich, wer es sieht, hieß der neue Bau, der unter Moteaaßims beyden Söhnen und Nachfolgern nach und nach zu acht Parasangen in die Länge und einer Parasange in die Breite erwuchs.

Die Folgen dieses falschen Schrittes zeigten sich freylich nicht augenblicklich, und der Verf. hat gar nicht Unrecht, Moteaaßim noch in der Reihe der großen Abbasidenfürsten aufzustellen. Er stritt mit Glück gegen Byzanz und gegen Aufrührer im Innern, hatte königliche Gesinnungen in Milde und Gerechtigkeit, war aber schwach gegen seine Türkensklaven und der letzte Fürst der Rechtgläubigen, der im ganzen Umfange des Reichs noch als —

Rex Anius, rex idem hominum Phoebique sacerdos

galt.

Wenn das Interesse dieses Werkes mit Band III. zu sinken anfängt, so liegt die Schuld nicht am Verfasser, dessen Geist, Witz und Gelehrsamkeit sich auf gleicher Höhe behaupten, und wo möglich noch mannichfaltiger und umfassender als in den vorangehenden erscheinen, sondern im Gegenstande selbst. Das arabische Weltreich geht in Trümmer, und aus dem Gewirre glücklicher Rebellen, Theilfürsten und Schwärmer sollen noch fünf und dreyßig große Herrscher genannt und beschrieben werden, um die vorgesetzte fünfzig voll zu machen. Die Schwierigkeit wird um so drückender, da einmal der Begriff fürstlicher Größe an und für sich zu schwankend, und anderseits bey der fast gleichzeitigen Erhebung und Blüthe dieser Häuptlinge die Gefahr mehrfacher und langweiliger Wiederholung einer und derselben Begebenheit von nun an beynahe unvermeidlich ist.

Den Reigen eröffnet in diesem Bande Seifeddewlet aus dem Hause der Beni-Hamdan; dann folgen Omejadenfürsten im moslimischen Spanien, denen sich zwey wüthende Fanatiker, aber große Generale aus Mauritanien beygesellen. Den Schluß machen zwey Prinzen aus dem in Aegypten thronenden Hause der Fatimiten.

Die politische Seite Seifeddewlets, dessen Familie bey der allgemeinen Auflösung Mesopotamien und Syrien an sich gebracht hatte, ist nur Stückwerk isolirter, wenig hervorleuchtender Thatsachen, ohne entschiedenen Charakter, ohne Einfluß auf die Gegenwart, wie ohne Wirkung auf die Zukunft. Sein Hof war aber (um 940 n. Chr.) der Sammelplatz von Dichtern und Schöngeistern, unter welchen Motenebbi als der größte und glänzendste, als Fürst und Meister aller arabischen Dichterhelden hervorleuchtet. Bekanntlich hat Hr. v. Hammer die Werke desselben ins Deutsche übersetzt; und nicht nur über Werth und Genauigkeit der Uebertragung, sondern beynahe mehr noch über schulgerechte Aussprache des Namens Motenebbi mit den europäischen Orientalisten bittere Fehden zu bestehen gehabt. Bey dieser Veranlassung rächt sich aber der Verf. an seinen Gegnern, indem er zahlreiche und lange Bruchstücke aus Motenebbi's Kasideten einrückt und mehr eine poetische Blumenlese als eine eigentliche Lebensbeschreibung liefert. Motenebbi war aber, was nicht immer der Fall, eben so tapfer im Kriege, als glatt am Hofe und geistvoll im Gedichte.

Mich kennt das Roß, die Nacht, das Schlachtrevier,
Der Schlag, der Stoß, die Feder, das Papier.

Motenebbi hatte aber auch Feinde und Neider, vor deren Tücken ihn sein Patron, wie es scheint, nicht schützen konnte oder wollte. Er verließ ihn und besang in Kairo als Hofpoet den Fürsten Kjafur, gegen den als Seifeddewlets politischen Nebenbuhler er vorher mit Schwert und Wort lange gestritten hatte. —

Fruchtbarer in jeder Beziehung als die Rhapsodie über Seifeddewlet sind die Lebensbilder der fünf Omejadenfürsten, deren Haus in ungefähr

dreyhundertjähriger Herrschaft (755 — 1037) Glanz und Segen über Spanien ergoß, und auch auf die Kultur des übrigen Europa's nachhaltiger und kräftiger als selbst die Kreuzzüge einwirkte. Freylich gebührt das Verdienst nicht dem Geiste der mohammedanischen Gesetze und Institutionen, der aller Gesittung im christlichen Sinne geradezu feindlich entgegensteht, sondern dem mildern Genius des arabischen Fürstengeschlechts und ihrem Streben, den Diktaten des Korans eine menschlichere Auslegung unterzustellen. Ist aber dagegen das reiche und blühende Spanien nach Austreibung der Araber auf einen Grad der Verödung, der Armuth, der Unwissenheit und politischen Nichtigkeit herabgesunken, den sich während des Chalifates in Cordova selbst die trübsinnigste Phantasie nicht möglich dachte, so klage man umgekehrt nicht den Geist der christlichen Lehre an, sondern die Verkehrtheit der Menschen und ihren unwiderstehlichen Hang in allen Dingen das Gegentheil ihrer Feinde zu thun.

Spanien, heute so elend und in vielen Strecken ohne Wasser, ohne Baum und ohne Menschen, war damals eines der bevölkertsten Länder der Erde. Südlich vom Duero, wo heute kaum neun Millionen Menschen wohnen, saßen damals nicht weniger als fünf und zwanzig Millionen. Außer den sechs Hauptstädten ersten Ranges: Cordova, Toledo, Saragossa, Valencia, Murcia und Sevilla, zählte man in Spanien zu jener Zeit achtzig Städte erster Größe, dreyhundert vom zweyten und dritten Rang und unzählige Kassaben und Aldeen, d. i. Flecken und Dörfer; im Districte Gualquivir sollen deren allein an zwölftausend gewesen seyn. Cordova erstreckte sich fünf Stunden längs des Flusses; ein und zwanzig Vorstädte waren gepflastert und Nachts mit Lampen erleuchtet; ausser vielen großen Plätzen und Gärten füllten diesen Raum ein und zwanzigtausend zweyhundert Häuser, worunter fünftausend Moscheen, fünfzig Spitäler, fünfzig Schulanstalten und neunhundert Bäder.

Der Ruhm Cordova's und das Meisterstück arabischer Baukunst in Spanien war aber die große Moschee, deren Bau Abderrahman I., der Gründer der spanischen Omejaden-Dynastie, begann und Hakem sein Enkel, vollendete. Sie maß sechshundert Fuß in die Länge, zweyhundert in die Breite; die acht und dreißig Schiffe der Länge und neunzehn der Breite waren mit tausend drey und neunzig marmornen Säulen geschmückt. Auf dem höchsten Gipfel prangten drey goldene Kugeln, die einen Granatapfel von gediegenem Golde trugen. Neunzehn große Thore öffneten sich an der Front, und eben so viele Reihen von Säulen des vielfarbigsten Marmors liefen in gerader Richtung der Weltgegend von Mekka zu, wohin sich der Moslem beym Gebet richtet. Diese neunzehn Säulenreihen waren von acht und dreyßig durchkreuzt, und neun Thore auf jeder der beyden Seitenwände standen sich gegenüber. Der Thurm soll dritthalb hundert Fuß hoch gewesen seyn. Dieser prachtvolle Bau wetteiferte mit der berühmten Moschee in Damaskus, wodurch Abderrahmans Großoheim Welid jene Residenz verherrlicht hatte. Beyde stehen heute noch, nach mehr als tausend Jahren, als bleibende Denkmale des hohen Unternehmungsgeistes ihrer Gründer. Der Landbau blühte; Gold- und Silberbergwerke wurden durch Kriegsgefangene bearbeitet; Seide, Wolle, roh oder verarbeitet, Oel, Zucker, Quecksilber, Eisen, Korallen und Perlen, Rubine von Malaga und Beja, Amethyste von Carthagena und Waffen aller Art waren die vornehmsten Handels-Artikel für das Ausland. Von dem Reichthum Spaniens in jenem glücklichen Zeitalter kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man das Verzeichniß der Geschenke liest, welche zwey spanische Emire nach ihrer Beförderung im Staatsdienste Abderrahman III. machten. Um vom kostbarsten Rauchwerke, Aloe und Ambra in ungeheurer Quantität, von Gold- und Silberstoffen, Marderpelzen, Teppichen, Pferden und Geschirr, Waffen und Rüstungen gar nichts zu melden, gaben sie viermalhunderttausend Dukaten geprägten, und vierhundert Pfund ungeprägten Goldes, und Silberstangen im Werthe von viermalhundert zwanzigtausend Drachmen.

Geschmack an Wissenschaften war bey den Fürsten dieses Hauses erblich; mehrere aus ihnen trieben die Dichtkunst mit Erfolg. Hakem II. aber, der größte Gönner der Gelehrten, war ein in allen Zweigen damaligen Wissens vollkommen ausgebil-

deter Herr, dessen vorzüglichste Sorge auf Hebung des Volksunterrichts, auf Pflege der Akademien und auf Mehrung der Büchersammlungen und Bildungsmittel gerichtet war. Die fünfzigjährige glanzvolle Regierung seines Vaters Abderrahman III., dann die fünfzehn Jahre seiner eigenen mit der schon schwankenden und wechselvollen seines Sohnes Hischam II. bilden das goldene Zeitalter der arabischen Literatur in Spanien. Die spanischen Araber waren polirt, reich und gelehrt; die Christenheit dagegen arm, schmutzig und unwissend, aber voll Tapferkeit und kriegerischen Ungestüms.

Mit sichtbarer Vorliebe verweilt der Verf. bey der Schilderung dieses großen Protektors der Gelehrsamkeit, und säumt nicht anzumerken, daß nach dem Beyspiele des Fürsten auch seine Richter, Statthalter und Emire Wissenschaften und wissenschaftlich gebildete Leute geehrt und geschirmt haben. Vor allen aber habe sich Ahmed Ben Said von Toledo ausgezeichnet, welcher im Winter vierzig gelehrte Männer seiner Provinz bey sich im Palaste versammelte. Diese Wintersitzungen der vierzig von Toledo wurden mit Bequemlichkeit und Luxus gehalten. Der Fußboden des Versammlungssaales war mit Teppichen von Wolle und Seide bedeckt; in der Mitte des Saales erhob sich ein mit brennenden Kohlen gefüllter Cylinder, um den sich die vierzig setzten. Es wurde eine Abhandlung des Korans gelesen und darüber disputirt. Die Versammlung wurde mit Rauchwerk von Moschus durchduftet und mit Rosenwasser besprengt (denn Wohlgerüche sind ein Hauptmerkmal morgenländischer Bildung und feinen Sitte). Den Schluß jeder gelehrten Sitzung habe ein akademisches Abendessen gemacht, wobey den Gelehrten Hammelfleisch, junge Böckchen, geschäumte Milch, Obst, Datteln und Süßigkeiten aufgetischt wurden. In diesen Versammlungen und ihrem akademischen Essen erblickt Hr. v. Hammer ein arabisches Vorspiel englischer gelehrter Clubs und der französischen Akademie der Vierzig.

Eine der glücklichsten Wahlen im ganzen Werke ist ohne Zweifel Jusuf Ben Taschfin, der große Herrscher der Morabithin in Mauritanien. Obwohl er seine politische Rolle erst mit dem drey und sechzigsten Lebensjahre begann, dauerte sie dennoch volle sieben und dreyßig Jahre, während welcher dieser merkwürdige Mann ein großes blühendes Reich in einer Weltgegend schuf, die unserer Kunde, geographischer Nähe ungeachtet, so ferne liegt. Geboren im Jahre 400 der Hidschret starb er im Jahre 500, im Alter von 100 vollen Lebensjahren, eine in der Weltgeschichte einzige Erscheinung. Der Verf. kommt hier auf ein schon früher besprochenes historisches Vorurtheil der Mohammedaner zurück, dem zu Folge mit dem Beginne eines jeden Jahrhunderts der große Mann geboren werde, welcher demselben „seinen Namen an die Stirn prägt, und es bey den Stirnhaaren der Unsterblichkeit zuführt.“ Jusuf der Sohn Taschfins ist für die Moslimen eines der merkwürdigsten und schlagendsten Exempel für die Richtigkeit dieser Behauptung.

Der Kern seiner Macht waren die Lemtunen, Wüstenbewohner des westlichen Afrikas, die unter dem Titel der Morabithin, d. i. die frommen Clausner, oder gränzbewachenden Männer, oder Robother im heiligen Kampfe, anfangs als Eiferer für reinen Islamglauben und bald als politische Eroberer, gegen die Mitte des eilfen Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung plötzlich auf die Bühne traten. Der Anfang ihrer Macht war gering. Ein Gottesgelehrter Mann, der als Volksprediger und Sittenverbesserer auftrat, fand erst nur wenig Eingang bey diesen Lemtunen; wie er aber, von einigen Jüngern begleitet, in die Wüste zog, um dort in einer Hütte (Rabitha) als Robother des Herrn (Morabith) zu leben, strömten Tausende zu ihm hinaus, und gelobten als Morabithin die Befolgung seiner Lehren. *) Nun fühlte sich der Glaubensbote stark genug, seine Doktrin mit dem Schwert auszubreiten.

*) Aus Morabith machen die Europäer Marabut.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nr. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret 2c.

(Fortsetzung.)

An der Spitze von 3000 Morabithin hatte das Bekehrungsgeschäft raschen Fortgang, ganz Ssahra wurde erobert und siegreich alles Land um den Atlas bis ans Meer unterjocht, bis endlich der feurige Bekehrer in einem siegreichen Treffen den Untergang fand. Jusuf, der Sohn Taschfins, trat nun in seinem drey und sechzigsten Jahre als Herr und Emir der Morabithin an die Spitze dieser mauritanischen Schwertritter. Von mittlerer Statur, braun, hager, schwarzaugig, adlernasig, mit spärlichen Haaren ums Kinn, zusammengewachsenen Augenbraunen und krausen Haaren, war er tapfer, freygebig, großmüthig, beredt und vor allem strenge und mäßig; trug Kleider von Wolle, lebte von Gerstenbrod, Fleisch und Milch der Kamele. Seine Verwaltung war gerecht, sein Umgang liebreich und leutselig, besonders aber ehrte und achtete er die Gesetz- und Rechtsgelehrten, in deren Umgang und Berathung er sich wohlgefiel. Erobern und Einrichten hielten gleichen Schritt. Die erste Sorge war die Erbauung der Stadt Marokko, die bis auf den heutigen Tag Hauptsitz aller Regierungen jener Landschaften blieb. Vier und zwanzig Jahre hatte er nöthig, um Afrika von Algier bis Tanger und von dort bis ans goldene Gebirg im Lande der Schwarzen zu bezwingen und zu ordnen.

Die größte und merkwürdigste That seines Lebens aber ist der Feldzug nach Spanien, wohin er von den uneinigen Emiren und Theilfürsten gegen die siegreichen Fortschritte der Christen zu Hülfe gerufen wurde. Mit einem streng disciplinirten Heere, dessen Stärke arabische Schriftsteller über 400,000 Mann vergrößern, setzte der achtzigjährige Emir über die Meerenge nach Europa über, und schlug im October 1086 n. Chr. in der ewig denkwürdigen Schlacht von Salakka unweit Badajos das christliche Heer unter Alphonso VI. aufs Haupt. Die Zahl der gebliebenen und gefangenen Christen wird von den Arabern zur ausschweifenden Zahl von hundert achtzig tausend übertrieben. Zwanzig tausend abgeschnittene Christenköpfe ließ Jusuf auf dem Schlachtfelde zu einem Thurm aufschichten, vor welchem das Gebet des Islams ausgerufen ward. Nach Sevilla, Cordova, Valencia, Saragossa und Murcia sollen fünfzigtausend Köpfe (in jede Stadt zehntausend), vierzigtausend aber zur Vertheilung in die afrikanischen Städte als Trophäen dieses Sieges gesendet worden seyn, um überall durch Schädelpyramiden Denkmale des glänzenden Sieges zu setzen.

Die Folgen waren aber im Ganzen genommen den spanischen Emiren verderblicher als den Christen, da es die Morabithin bald bequemer fanden, die schönen aber uneinigen Fürstenthümer ihrer Glaubensbrüder zu konfisciren, als den Guerillaskrieg in das rauhe und von Felsenburgen strotzende Christenland zu tragen. Am meisten beklagt der Verf. das Geschick des edlen Fürsten Ibn Ibad von Sevilla, der selbst Verse machte und die seiner Hofdichter königlich belohnte. Als er vor der Schlacht von Salakka durch seine Astrologen die Gestirne beobachten ließ und die Zeichen günstig fand, sandte er diese Kunde dem Sohne Taschfins durch folgenden, im eigentlichsten Sinne des Wortes aus dem Stegreif gedichteten Vierverse:

Durch deine Schwerter sendet Gott
Dem Christenland Ruin;
Die Sterne an dem Himmel künden
Den Sieg der Moslimin.

Er wurde dessen ungeachtet als Gefangener nach Afrika gebracht, wo er unter Entbehrungen aller Art im Gefängnisse starb. Die ungerechte und harte Behandlung dieses vortrefflichen Fürsten und tapfern Verfechters des Islam's ist allerdings ein Flecken im Ruhme Jusufs, dessen Reich nach Unterdrückung sämmtlicher Emire Spaniens, von Lissabon und dem Ebro bis nach Sudan im Innern Afrika's reichte. Jedoch zerfiel es, kaum vierzig Jahre nach Jusufs Tode, durch dieselben Mittel, durch welche es ursprünglich gegründet war.

Das Exempel der Morabithin, welche durch religiöse Entflammung eines einzelnen Nomadenstammes und durch die Herrschertalente eines Führers, wie Jusuf-Ben Taschfin, in kurzer Frist ein großes Reich geschaffen und eine prachtvolle Hauptstadt erbaut hatten, war für die übrigen Völkerschaften Mauritaniens nicht verloren. Und sonderbar genug, war es der Zorn eines Gelehrten, der das Ungewitter über den Thron der stolzen Morabithin herabzog. Imam Ghasali, der berühmteste Literat seiner Zeit, hielt zu Bagdad mit glänzendem Erfolge Vorträge über Philosophie und Religionswissenschaft. Die Zahl seiner Werke beträgt über hundert, worunter viele von mehreren Bänden und dickleibigen Folianten, wie das der Wiedererweckung der Wissenschaften, über welches das Urtheil ausgesprochen ward, daß, wenn heute der Islam mit allen seinen Werken, dieses ausgenommen, vertilgt würde, er aus demselben allein wieder in seiner ganzen Vollkommenheit hergestellt werden könnte. Jedoch fand das günstige Urtheil der Asiaten über dieses große dogmatische, ethische und philosophische Opus zu des Verfassers Lebzeiten in Spanien keinen Eingang; es wurde im Gegentheile von der Akademie zu Cordova als ketzerisch und neuernd verdammt, und sogar dem Scheiterhaufen übergeben.

Ibn Tumert, ein marokkanischer Student und Augenzeuge des islamitischen Auto-da-fe, kam in der Folge nach Bagdad, um Ghasali zu hören, und erzählte in der Lektion auf die Frage des Magisters, „was man in Cordova von seinem großen Werke halte," die Kunde von der Verbrennung. Ghasali hob die Hände zum Himmel und betete: „O mein Gott! vernichte die Herrschaft der Morabithin, wie sie mein Buch vernichtet haben!" — „O Imam," sagte der Student, „bitte Gott, daß dein Wunsch durch mich erfüllt werde." Ghasali sagt es zu, und mit solchem Segen und solchen Entwürfen kam Ibn Tumert nach Afrika, wo er in Aegypten zuerst seine Bußpredigten begann, aber aus mehreren Orten verbannt, zuletzt an einer verfallenen Moschee im Gebiete von Tunis als Volkslehrer und Eiferer wider Verletzung der Islams-Satzungen, wider das Weintrinken und die Vernachlässigung des Gebetes auftrat. In der Kabala wohlbewandert, hatte er, wie heutzutage die St. Simonisten, das vollkommene Weib, seit mehreren Jahren den Jüngling gesucht, den ihm die Berechnungen des mystischen Buches Dschefr als das Ideal des vollkommenen Herzens, oder richtiger als das beste Werkzeug zur Ausführung seiner Absichten darstellten. Endlich fand er ihn im jungen Abdolmumin, dem Sohne eines Mannes aus dem Mittelstande im Dorfe Tadschwert, dem großen Stamme der Maßmude gehörig. Abdolmumin war vollkommen schön, gewandt, voll Anstand und Würde, dabey seiner Sprache mächtig und wohlberedt. Mit diesem gieng Ibn Tumert nach Marokko, wo Jusuf ben Taschfin's Sohn regierte. An einem Freytage, als die Gläubigen zum Gebet versammelt waren, schritt der Eiferer kühn durch die gedrängten Reihen derselben, setzte sich auf den Platz des Herrschers, und antwortete dem Küster, der ihm solche Keckheit verwies, mit dem Text des Korans: „Denn die Betorte sind Gottes! rufet also keinen an außer Gott!" Als der König erschien, stand er ihm zwar der erste auf und begrüßte ihn, ermahnte ihn aber am Schluße des Grußes, den Ungerechtigkeiten ein Ende zu machen, denn Gott werde ihm Rechenschaft abfordern über alle seine Völker. Der Monarch, der nur einen strengen Morabith vor sich zu sehen glaubte, gab ihm Beweise von Achtung und verlangte, daß er seine Wünsche nennen, damit denselben Erfüllung werde; aber Ibn Tumert antwortete stolz: seine

Angelegenheiten seyen nicht von dieser Welt, als in so weit es sich um Verbesserung des Sittenverderbnisses handle.

Die Klügeren im Divan, wo der König die Sache prüfen ließ, stellten den Sittenprediger in dem wahren Lichte eines staatsgefährlichen, ehrgeizigen Neuerers und Volksaufwieglers dar, und riethen dem Fürsten, ein eisernes Gefängniß errichten zu lassen, wenn er nicht wolle, daß ihm die Vernachläßigung dieser Vorsicht seinen goldenen Palast koste, und ihm klirrende Ketten an die Füße zu legen, damit nicht die Trommeln des Aufruhres im Felde erschallen möchten. Leider achtete man mehr auf das Votum des Wesires, der solche Besorgnisse für eitel und unter der Würde des Königs erklärte. Der Volksleiter zog ungehindert nach Fes, wo er vier Jahre predigte, und dann wieder nach Marokko kam. Stets von seinem jungen Wesir Abdolmumin begleitet, zog er von Moschee zu Moschee und predigte wider Laster und Ausschweifungen, jedermann strenge Sitte und Gebet empfehlend. Wie vor ihm der Apostel der Morabithin baute er sich zwischen den Gräbern eine Hütte, und predigte wider das Sittenverderbniß der Morabithin, ihre Gleichgültigkeit gegen die Religion mit lebhaften Farben schildernd. Auf den Befehl des Königs sich zu entfernen, antwortete er: „ich lebe bereits unter den Todten, denke nur an das ewige Leben und verachte die Ketzer.“ Zu Tinmal in der Landschaft Sus, wohin er sich zurückzog, warf er endlich die Maske ab, ließ sich von zehn seiner nächsten Jünger huldigen, und rief die Männer der Stadt von der Kanzel auf, ihm als dem wahren Mehdi, d. i. Führer zu Gott, unter seiner Fahne zu folgen gegen die Ketzer. Seine zehn Minister umgaben ihn mit gezogenen Schwertern. Von allen Seiten strömten die Berbern des Stammes Maßmude unter seine Fahnen, mehr als 20,000 Mann. Statt der schwarzen Fahnen, wie die der Morabithin, gab er weiße, und die rebellirende Sekte selbst nannte er Mowahidin, d. i. Einheitler, Einheitsbekenner, im Gegensatze der frommen Clausner, der Morabithin*) Der Anstoß war gegeben, und der Aufruhr wälzte sich siegreich bis vor die neue Hauptstadt Marokko. Die Morabithenherrschaft war aber selbst noch zu frisch und zu fest begründet, um dem ersten Anfall der rebellischen Stämme zu erliegen. Der Kampf dauerte fünf und zwanzig volle Jahre unter drey Fürsten mit wechselndem Erfolge. Die erste Belagerung Marokko's endete für die Insurgenten sogar höchst verderblich, da sie in einem allgemeinen Treffen das ganze Heer bis auf 400 Reiter verloren. Bey der Kunde dieser großen Niederlage fragte Ibn Tumert ruhig und kalt: ob Abdolmumin am Leben, und auf die bejahende Antwort sprach er eben so gelassen: „Wenn dieser noch lebt, wird unsere Herrschaft fortbestehen,“ ein prophetisches Wort, das nach dem fünf Jahr später erfolgten Tod Ibn Tumerts vollkommen in Erfüllung ging.

*) J. 1121 n. Chr.

Man kann dem Verf. nicht durch das Labyrinth eines langjährigen, erbitterten, mit marokkanischer Wildheit geführten Kampfes folgen, in welchem Abdolmumin, der Bauernjunge, die Eigenschaften eines vollendeten Feldherrn und selbst Schöpfers in der Taktik entwickelte. Den Schluß der Tragödie machte die grausenvolle, durch Hunger und Verrath erfolgte Einnahme der Hauptstadt, wo man sich in der Noth lange durch Menschenfleisch nährte, und so an die 200,000 Einwohner verlor. Der Rest, etwa 70,000 Menschen, wurde sammt der regierenden Familie in einem mehrere Tage dauernden Gemetzel erwürgt als Sühnopfer für die verbrannten Folianten des Philosophen Ghasali. Die Stadt erhob sich aber durch Abdolmumin's Genie mit der Schnelligkeit tropischen Pflanzenlebens zu erhöhter Blüthe. Der neue Gebieter, als Gesetzgeber, Volksbildner und bürgerlicher Verwalter gleich groß wie als Taktiker, legte Paläste und Zaubergärten an, in deren feenartiger Beschreibung wir dem Verf. auch nicht folgen dürfen; er gründete Schulen und Akademien, nicht nur zur Bildung von Gelehrten, sondern auch von Feldherrn, während Eroberungen in Afrika und Spanien ununterbrochen aufeinander folgten. Eingedenk, daß der Sturz der Morabithin sich von der Verbrennung der Werke Ghasali's herschrieb, verbot er strenge das Verbrennen der Bücher und namentlich der Ritterromane und Mährchensammlun-

gen. Einer der größten Fürsten der Moslimen beherrschte er eines der ausgebreitetsten Reiche. Um seine Staaten von Osten nach Westen zu durchreisen, brauchten Karavanen vier Monate, und fünfzig Tagreisen in der Richtung von Nord gegen Süd, d. i. von Cordova in Andalus bis Sedschelmesa in der Ssahra.

Warum können aber in diesen glühenden Zonen selbst die genialsten Menschen nichts Bleibendes schaffen? Kaum hundert Jahre konnten sich Abdolmumins Schöpfungen und die Größe der Mowahidin erhalten. Es scheint beynahe, das Gesetz: Schnell Entstandenes muß schnell vergehen, — sey auf Afrikanischem Boden unerbittlich. —

immodicis brevis est aetas, nec longa senecta. Martial.

Von den beyden Fatimiten, oder besser Fatimiun, Moiseddin und Hakim, die den Band schließen, ist wenig zu bemerken, da sich von zwey auf historischem Felde sattsam bekannten Erscheinungen handelt. Jederman weiß, daß diese Herrscherfamilie in der zweyten Hälfte des zehnten Jahrhunderts aus Kairevan im Tunesischen ausgezogen, Aegypten vom Bagdadischen Chalifate abgerissen, Kairo erbaut, eine berühmte Akademie gestiftet, einige vortreffliche Regenten, aber dagegen sehr viele schlechte, und aus diesen den verruchtesten und aberwitzigsten aller mohammedanischen Tyrannen in der Person Hakims hervorgebracht, und überhaupt mit Erfolg am Nilstrom die Rolle gespielt habe, die in unsern Tagen der Albanese Mohammed-Ali mit Hülfe europäischer Künste durchzuführen übernimmt.

Der Verf. trachtet hier selbst nach löblicher Kürze, und würzet die Erzählung durch Einstreuung arabischer Gelegenheits-Gedichtchen und Inschriften, von denen wir nur als Probe einen Vierverš anführen, welchen Hani auf die Einnahme der Hauptstadt Aegyptens sang:

Aegypten ist erobert, schrey'n die Ben' Abbas;
Sag ihnen: die Vollziehung des Befehls ist das:
Bey Alexandrien vorüber ging Dschewher,
Zur Seit' ihm Freudenkund', Erob'rung vor ihm her.

Diese Reime mahnen unwillkührlich an eine Stelle im „romantischen Oedipus“:

Das Herz des liebenden Diagoras' war's!
Was, fragte wüthend sie der König, was war's?

In der Biographie des wahnsinnigen Hakim, dessen närrisch-grausames Regiment in der syrisch geschriebenen Chronik des Abulfaradsch vielleicht vollständiger geschildert wird, ist jedoch die Stiftung des Hauses der Weisheit in Kairo, d. i. einer vollständigen Universität mit Bibliothek und Unterricht in allen Fächern der Wissenschaft, als eine besondere Merkwürdigkeit verdienter Weise herausgehoben. Es gab Doktoren in sieben Disciplinen mit öffentlichen Disputir-Uebungen, wie später auf den Akademien des Abendlandes, deren Einrichtung während des Mittelalters sich ganz nach dem Muster von Kairo gemodelt haben soll. Früher schon bestand in Kairo das Haus der Wissenschaft, Dar ol Ilm, welches dem Aeußern nach eine Missionsanstalt zur Verbreitung der Majestätsrechte des Hauses Fatima, in der That aber eine Werkstätte verderblicher Lehren des Unglaubens und der Gottlosigkeit war. Es war dieß eine vom Staate autorisirte geheime Verbindung nach Art der Tempelritter oder vielmehr des Freymaurerordens, mit einem Großmeister, verschiedenen Rangstufen und neun Graden der Einweihung, über die der Verfasser umständliche, und so viel wir wissen, nirgendwo so klar gestellte Nachweisung giebt. Den Adepten des letzten Grades wurde geprediget, daß alle positive Lehre nur allegorisch, alle Handlungen gleichgültig, nichts zu glauben, und nichts unerlaubt sey.

Magie, geheime Gesellschaften, Freydenkerey, Universitätswesen, bildende Kunst, Liturgie, Priesterthum, Gottheiten und Dogmenlehre sind aus Aegypten nach Europa gewandert.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nr. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret rc.

(Schluß.)

Aus Afrika und Spanien, wo sämmtliche Helden des dritten Bandes das Theater ihrer Wirksamkeit aufgeschlagen hatten, kehrt der Verfasser Band IV. wieder nach Asien zurück. Jedoch gleich das erste Bild, Abdallah ben Tahir, zeigt, daß fünfzig große Herrscher, nach abendländischen Begriffen, in den ersten sieben Jahrhunderten der Hidschret schwerer aufzustellen sind, als man bey dem schnellen Auftauchen und Verschwinden der islamitischen Dynastien glauben möchte. Will man aber in diese Categorie alles aufnehmen, was mit den fünf ersten Namen des IV. Bandes auf gleicher Stufe steht, so kann man den Verf. vielleicht mit Recht der Partheylichkeit anklagen, diese in seinen Gemäldesaal eingeführt, andere aber ausgeschlossen zu haben. Wenn wir unsere Meynung unumwunden aussprechen dürfen, sind die ersten fünf Biographien dieses Bandes eitel politisches Flickwerk, wo nicht gar langweiliges Bedientengezänk ohne Würde und Zusammenhang aus der ersten Verfallzeit des Chalifates. Zum Unglück sind diese fünf Kandidaten der Herrschergröße beynahe insgesammt auch noch Zeitgenossen und Nebenbuhler, die sich abwechselnd auf derselben Bühne die Trümmer des Chalifates entreissen. Iran und das zehnte Jahrhundert umschließt dieses unfruchtbare und nicht selten unerquickliche Jagen und Treiben nach Macht. Für Kultur-, Kunst- und Literärgeschichte bringt der geistreiche Verfasser allerdings einige schöne Beyträge, stellt auch die Bedeutung der orientalischen Ausdrücke Sultan, Dewlet, Melik rc. mit gewohnter Schärfe fest, muß aber den Mangel wichtiger und historisch begründeter Thatsachen häufig durch endlose Kaßideten ersetzen, was den Leser zuletzt der Reimfertigkeit ungeachtet dennoch ermüdet. Warum hat er diese zwar gelehrten, aber meistens harten und geizigen Herrn und Dränger der Völker nicht lieber ganz weggelassen?

Dankbarer ist freylich das Lebensgemälde Mahmuds, des großen Sultans von Ghasna, der den Mohammedanern den Weg zur Eroberung und Bekehrung Vorder-Indiens gebahnt, und in vierzehn Feldzügen aus diesem Lande eine so reiche Beute weggeschleppt hat, daß Ghasna zwey Jahrhunderte lang vielleicht die prachtvollste Residenz des Orients war. Man erstaunt über die Masse edler Metalle und Steine, die er zusammengerafft, über die feenartige Pracht der Paläste und Gärten, der Seidenstoffe, der Schwelgereyen in sinnlichen und geistigen Genüssen, deren Sammelplatz und Theater Ghasna war, zu einer Zeit, wo Rohheit, Armuth, Hunger und Schmutz über Europa lag. Daß es am Hofe zu Ghasna üppig herging und insbesondere das Gold nicht fehlte, beweisen am besten vierhundert zünftig eingetheilte Dichter, welche gegen Jahresgehalte und andern Ehrensold Mahmuds Regierung, Weisheit und Siege durch ihren Gesang verherrlichten. Zunftmeister war Anssari; Ferdusi dagegen, der das Schahname geschrieben, nur als gemeiner Mann eingereihet, was auch ganz natürlich, da ihn ein gehässiger Günstling des Sultans als Freygeist verklagte, weil er sonst nichts wußte.

Statt aller weitern Bemerkung über den geizigen, häßlichen und eiteln, aber kriegerischen Mahmud wollen wir lieber auf die Eile aufmerksam machen, mit welcher bisweilen der berühmte und

gelehrte Verfasser sein Tagwerk verrichtet. S. 124 sagt er, die Provinz Ghur liege zugleich mit Tocharistan, Bedachschan u. s. w. auf der Nordseite des Hindukusch zwischen Chorasan und Klein-Tibet. Gleich auf der nächsten Seite läßt er aber richtig dasselbe Land Ghur — nach Ibn Haukal — mit der Südseite an Sistan gränzen, was er S. 135 wiederholt, und S. 162 noch deutlicher das zwischen Herat und Ghasna gelegene, schluchtendurchrissene Gebirgsland als Ghur, und Kandahar als Hauptort desselben bezeichnet. Nun fragen wir, ob Sistan, Kandahar und Ghasna auf der Nordseite des Hindukusch gegen Klein-Tibet liegen? So wenig als Kabul und überhaupt das jetzt so viel besprochene Afghanenland, von welchem Ghur den Kern bildet.

Die älteste Meldung dieser Landschaft findet man in Arrian's Expedit. Alexandri, lib. IV. cap. 23. unter dem Ausdrucke: Γουραίων χώρα. In der Gegend des heutigen Kabul theilte sich das von der Nordseite des Hindukusch herüber gekommene Heer in zwey Haufen, von welchen der eine durch das Kabulthal zum Indus hinabzog, der andere aber unter Alexanders persönlicher Führung in das rauhe Gebirgsland der Ghuräer eindrang, ὀρεινήν τε ὁδὸν καὶ τραχεῖαν. Weil Hr. von Hammer sich nicht die Zeit nimmt, die Dinge genauer anzusehen, verwechselt er hier nach dem Beyspiele Mannerts das Afghanen-Ghur mit einer zweyten, aber weniger bekannten Landschaft dieses Namens, die wirklich in den Schluchten des Hindukusch liegt, ihr Wasser schon nordwärts in den Oxus hinabsendet, und von den morgenländischen Geographen zu Turkestan gerechnet wird.

In einem früheren Jahrgang dieser Blätter (Band III. 232) hat man über Alexanders Heerzug nach dem Afghanischen Ghur weitläufiger gesprochen und, ohne es zu ahnen, die Empfindlichkeit des berühmten Geographen Ritter aufgeregt, der einem „neuern Erklärer" nicht verzeihen will, in diesem Puncte anders und wahrscheinlich besser zu sehen, als der Verfasser der vorliegenden Erdkunde in Berlin. *) Obwohl im macedonischen Tagebuch die Landschaft Ghur und die Stadt Ghasna (bey den Griechen Nysa) ausdrücklich genannt werden, verlegt Hr. Ritter dennoch die ganze Scene nordwärts in die Schluchten des Hindukusch und bleibt, trotz aller Gegengründe, bey seiner Meynung, bloß weil er sie schon vorher in einer akademischen Abhandlung aufgestellt hatte. Der große Chalife Omar trug kein Bedenken öffentlich vom Katheder herab einzugestehen, daß er sich in einer Stelle des Gesetzbuches geirrt habe; von einem deutschen Gelehrten wäre ein solches Bekenntniß um keinen Preis zu erlangen.

*) Asien, Band VII.

Von den vier übrigen Helden des IV. Bandes, Kutbeddin Ibek, Alaeddin, Firuf Toghluk und Ahmed Ibn Taulun, wollen wir lieber ganz schweigen, da ihre Biographien zu dürftig, zu unerquicklich und verworren sind, um viel Stoff zur Kritik zu bieten. Besonders Eckel erregt, der meisterhaften Behandlung ungeachtet, das Leben des Cholodschen-Sultans Alaeddin von Delhi durch ein grausenhaftes Gemisch von Hochmuth, Sieg, Wahnsinn, Aufruhr, Baupracht, Blutvergiessen, Plünderung, Hofschranzen-Niederträchtigkeit, Verfolgung, Poetenschmeicheley und Gelehrtenschutz. Uebrigens findet man in den drey Delhischen Lebensbildern dennoch viele merkwürdige Notizen über geistiges und sittliches Leben des Orients, z. B. über die grausame Justizpflege Indiens, über persische Prosa u. s. w. Wie unerträglich europäischen Lesern solche Lectüre seyn müsse, läßt sich aus einem S. 175 ff. in extenso gegebenen Muster erkennen. Nicht genug, daß oft die Hälfte einer geschichtlichen Abhandlung aus eingestreuten Versen besteht, wird der Rest noch so unerträglich schwülstig ausgesponnen, daß z. B. der Satz: „Gwalior ergab sich nach zweyjähriger Belagerung," eine Paraphrase von mehr als acht Blättern füllt.

Dagegen hat der Verf. seinen eigenen Styl im Laufe der Arbeit merklich gereiniget und der in Europa üblichen Schreibeform näher gebracht, so daß sich die beyden letzten Bände in diesem Puncte von den drey vorhergegangenen wesentlich zu ihrem Vortheile unterscheiden. Glaubte man früher, das Buch irgend eines gelehrten Wesirs aus Bagdad

oder Samarkand vor sich zu haben, erkennt man jetzt deutlich den elegant und fließend redenden Abendländer. Wollte der Verf. auch in andern Dingen auf die billigen Wünsche seiner zahlreichen Leser und Verehrer Rücksicht nehmen, und seine Erzeugnisse nicht gar so fabrikmäßig in das Publikum senden, so wissen wir nicht, wie man diesem großen Gelehrten das Präsidium in seiner Wissenschaft streitig machen könnte. Er zieht es aber vor, die Nebenbuhler mehr durch die Masse seiner Produkte, als durch Sorgfalt und innere Vollendung zu überwinden; d. h. Hr. v. Hammer hat in seinem nicht intermittirenden Bücherschreibungsfieber keine Zeit, Tiefe und Reichthum seiner Gelehrsamkeit überall vollständig und nüchtern zu benützen —

assidua rapitur vertigine . . .

Ein merkwürdiges Beyspiel dieser Uebereilung steht Band V. 228, wo der türkische Satz: köfre awratümi satschlerunden tutub goturijorler folgender Weise übersetzt wird: „die Ungläubigen sind auf dem Puncte, uns Frauen bey den Haaren fortzuschleppen.“ Gewiß wird sich jedermann zweymal besinnen, Hrn. v. H. im Türkischen zu corrigiren, hier aber ist das Uebersehen so flagrant, daß vielleicht auch ein minder türkisch gelehrter die Phrase sprachrichtiger zu übertragen vermag. Denn nach den gewöhnlichen Regeln der Grammatik heißt obige Stelle: Die Ungläubigen sind auf dem Puncte meine Frau bey den Haaren anzufassen und hervorzuschleppen.“ Awrat ist die Frau, awratüm meine Frau, awratümi meine Frau, im Accusativ, wie es auch aus dem Context unmittelbar hervorgeht. Abhad, der neunzehnjährige Chalife von Aegypten, durch ein hierosolymitanisches Christenheer in Kairo eingeschlossen, hatte nämlich in seiner Bedrängniß Boten mit der inständigsten Bitte um Hülfe an den Fürsten Nureddin nach Damaskus gesandt, und zum Zeichen höchster Noth und tiefster Erniedrigung Frauenhaare aus seinem Harem dem Bittschreiben beygelegt. Nach Hrn. v. Hs. Uebersetzung wäre der Brief von den Frauen, nicht vom Chalifen ausgegangen. In diesem Sinne müßte aber im Texte zu lesen seyn: köfre bisi awralleri u. s. w. — S. 233 wird das arabische تلّ صافي, Tell-ssafi, mit „neuer Hügel“ übersetzt, was auch nicht richtig ist, da ssafi „rein, lauter, hell“ bedeutet und von den Franken in Palästina schon damals durch blanche-garde gegeben wurde. Weissenberg, Hellersberg würde sprachgemäßer seyn, wie es der Verf. natürlich besser als jeder andere wissen muß. Auch ist es nicht klar, warum der Verf. in einem der frühern Bände (II. 120) die Bewohner der groß-armenischen Provinz Daik'h, (das heutige Aghaltziche), immer Saiken nennt und gleichwohl Saint-Martin's Denkwürdigkeiten Armeniens citirt. Hat ihn vielleicht die Form des armenischen Buchstaben D verführt, da er im Original ganz wie S aussieht, oder liegt der Fehler bey dem arabischen Scribenten Ibn Kesir, aus welchem er geschöpft? — Streng genommen heißt auch (II. 6) „die Sklavin des Herrn der Oriente“ im Arabischen nicht Ommet, sondern Emet rebbil-mescharik. Ommet bedeutet das Volk. Freylich ist im Original أمة und أمّة leicht verwechseln. —

Den historischen Inhalt des Bandes V können wir seiner Wichtigkeit und seines Reichthums ungeachtet nur oberflächlich berühren, da alles nähere Eingehen zu weit führen müßte. Von den zehn Lebensbeschreibungen schildern fünf den ersten großen Einbruch der Türken-Race in die asiatischen Landschaften zwischen dem Oxus und dem Hellespont, mit Gründung und Auflösung des großen Seldschuken-Reiches unter Toghrul, Alparslan, Melekschah, Berkjarok und Sindschar von der Mitte des eilften bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. Die fünf andern dagegen, Ridh-

wan, Taghtigin, Amadeddin Sengi, Nureddin und Melik Ssalih, sind syrisch mesopotamische Theilfürsten der aufgelösten großen Seldschuken-Monarchie, hatten ihren Sitz zu Haleb oder Damaskus und hielten den furchtbaren Stoß der vier ersten Kreuzzüge aus. Ridhwan soll eigentlich mit großen Herrschern nicht in Linie stehen, er war ein ganz schlechter, treuloser Fürst und ganz gemeiner Dieb. Auch Taghtigin von Damaskus verdient diese Ehre nicht. Unter allen Biographien des Werkes ist die seinige am meisten aphoristisch; das zehnmal Gesagte wird aus Mangel eigenthümlicher Verdienste und Thaten zu geringem Vergnügen des Lesers noch einmal wiederholt. Aber Sengi und Nureddin, die Ueberwinder der Christen, die Restauratoren des Morgenlandes, sind allen Lesern der Kreuzzüge als wahrhaft große Männer bekannt. Wenn ein Fürst weise, tapfer, menschlich, gerecht und glücklich ist, und zugleich in einer verhängnißvollen Zeit mit Macht auf die Bühne tritt, wird es einem reichbegabten Schreibekünstler nicht schwer fallen, vorausgegangener Versuche ungeachtet, noch neu und belehrend zu seyn. Sengi's, noch mehr aber des edeln, heldenmüthigen Nureddin's Bilder athmen warmes, frisches Leben wie Damaskus, das Paradiesduftende, mit seinen hunderttausend Gärten und seinen sprudelnden Brunnen und Bächlein in der dichtbelaubten Obstwald-Oase.

Aber auch in den unfruchtbaren Partien des Buches weiß der Verf. Hülfsquellen zu öffnen, die nicht selten den Mangel alles wahren Gehaltes der Hauptperson verdecken. Dahin rechnen wir besonders die mit Klarheit und wohlthuender Vollständigkeit zusammengestellte geographische Uebersicht der türkischen Fürstenthümer Syriens und Mesopotamiens in Ridhwans Lebensskizze. Auch der Unterschied zwischen den Türkenstämmen der Osmanen und Seldschucken, welch letztere mit Oghusen, Ghusen, Usen, Turkmanen, Polowzern und Kunen ein und dasselbe Volk sind, wird in diesem Buche wissenschaftlich und für immer festgestellt und überhaupt eine reiche Fundgrube für Kunde türkischen Wesens aufgethan.

Seit acht Jahrhunderten sitzt nun dieses rohe, Knoblauch als größten Leckerbissen essende, und aller höhern Kultur unzugängliche Nomadenvolk der Turkmanen in der neu errungenen Heimath zwischen dem caspischen und jonischen Meere, und hat sie, nach siegreicher Abwehr der gesammten Christenheit, in Sitte, Sprache und Lebensweise dergestalt verwandelt, daß nicht mehr Turkestan, sondern das einst von Macedoniern und Byzantinern gräcisirte Asien als Urland erscheint. Von hier aus sandte es seine Vettern, die Osmanen, gegen Konstantinopel und ganz Europa, welches vierhundert Jahre lang dem Genie seiner Feldherrn und dem wilden Muthe ihrer mönchisch disciplinirten Ortas erlag. Der Eindruck, den die alte Tapferkeit und der grausame Sinn dieses Volkes auf die Abendländer hervorbrachte, war bey den gemüthvollen Deutschen so tief und so bleibend, daß sich deutsche Heere bis auf die Tage unserer Väter herab, selbst mit Hülfe aller neuern Kunst, der talentlos geführten und alles kriegerischen Geistes baren Türkenhaufen nur mit Noth zu erwehren vermochten. Man glaubte noch immer, den Janitscharen von Nikopoli, Warna, Mohacz und Ofen gegenüber zu stehen. Bleibende Eroberungen über die Türkey zu machen, hat Europa erst von den Moskowiten gelernt, denen es ohne Zweifel beschieden ist, diese Barbaren für ihre alten Frevel an der Christenheit zu züchtigen.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Commentationum de reliquiis comoediae Atticae antiquae libri duo. Scripsit Theodorus Bergk philosophiae Dr. scholae Latinae Halensis Collaborator. Lipsiae sumptu Francisci Koehleri. MDCCCXXXVIII.

Ein sehr günstiges Urtheil über dieses Werk hat kürzlich A. Meineke ausgesprochen in seiner Historia critica comicorum Graecorum. 1839. p. VIII. „Quibus quidem scriptionibus" (d. h. die Quaestiones scenicae) „illud certe mihi consequuntus esse videor; ut nostratium studia ad hanc fructuosissimam, sed fere neglectam et senescentem graecae antiquitatis partem converterim, meoque exemplo excitati complures in eodem argumento sibi elaborandum esse decreverint, vario illi quidem successu, neque omnes ita, ut operae praetium fecisse existimandi sint. At magna cum laude commemorandus mihi est Theodorus Bergkius, cujus doctissimae commentationes de reliquiis comoediae atticae antiquae, quamquam haud pauca habent in quibus mihi dissentiendum esse video a viro carissimo, plurimas tamen observationes continent ad explicandum antiquae comoediae rationem utilissimas." Wir wollten diese Worte des competentesten Kenners der Gr. Komödie vorausschicken, da sie zuverläßiger, als wir im Stande sind, den Werth des Buches bestimmen. Um nun zu detailliren, was darin geleistet worden, wird vor allem der Reichthum an schönen Emendationen zu nennen seyn, bey welchen dem Verfasser seine Belesenheit in den griechischen Grammatikern und Lexikographen sehr zu Statten kam. Dann die Sammlung von historischen Notizen über die Personen, welche in den Fragmenten der Komiker und bey Aristophanes vorkommen, ein schätzbarer Beytrag zu einer aristophanischen Prosopographie, wie denn überhaupt dieß Werk zur Exegese und Kritik des genannten Dichters viel Gutes enthält; weniger beträchtlich scheinen die Resultate für die Literaturgeschichte zu seyn. Das erste Buch p. 3 — 265 behandelt in 8 Capiteln den Kratinus, das zweyte „quaedam ex iis, quae de ceteris poetis commentatus eram, quae quidem non poteram absolvere, ne justum modum hoc volumen excederet." Diese Ungleichheit mußte Hr. Bergk vermeiden, und konnte es, wenn er verstanden hätte, sich kürzer zu fassen, dem Leser lange Deklamationen (wie p. 73, 132, 137, 181) zu ersparen, in der Mittheilung der Beweisstellen mit einer gewissen Discretion zu Werk zu gehen, und nicht Alles in extenso abzuschreiben, endlich der vielen Abschweifungen sich zu enthalten, die unwillkührlich an das erinnern, was Aristoteles von den Lobreden des Gorgias sagt, Rhet. III. 17, 11. Das Buch ist auf diese Weise zu sehr in der Form von Collektaneen geblieben, und ermangelt häufig der nöthigen Uebersichtlichkeit und Klarheit. Durch eine bessere Einrichtung wäre auch für die übrigen Dichter, welche dem Kratinus nicht nachstanden, Platz gewonnen worden, namentlich für Krates, Pherekrates, Eupolis und Plato, die nun ziemlich fragmentarisch abgethan werden. Aber halten wir uns an das Gegebene.

Wie es scheint, hat der Verf. seine Vorliebe für Kratinus zu weit geführt, wenn er das erste Kapitel mit den Worten eröffnet: „Cratinus, Atheniensis, antiquae comoediae facile princeps, jure meritoque viam ab aequalibus poetis tritam reliquit et novis incrementis conquisitis comi-

cam poesin in tantum fastigium extulit, quantum vix exspectari poterat: nam cum esset magno ingenio et eximia morum gravitate, aegerrime tulit rempublicam praeceps in perniciem ruere, omnem igitur operam atque omne studium eo contulit, ut imagine ipsius vitae (!) ante oculos posita omnes et res humanae et divinae emendarentur hominumque animi ad honestatem colendam incenderentur: hoc sibi primus et proposuit Cratinus et propositum strenue persecutus est;" Denn was die Vorgänger desselben geleistet haben, Chionides, Ekphantides, Magnes, besonders der letztere, war schwerlich von seinen Komödien generisch verschieden, vrgl. Aristophan. Equ. 520., er führte weiter aus, was sie begonnen hatten; durch den persönlichen scharf angreifenden Spott (*ἡ ἰαμβικὴ ἰδέα*) glänzte er hervor in der Reihe der attischen Komiker, darum muß er nicht der erste gewesen seyn, der in seine Stücke eine politisch-moralische Bedeutung legte. Dieß fühlte auch der Verfasser, und beschränkt daher seinen Ausspruch sogleich mit den Worten: nec tamen existimandum est, Cratinum plane inusitatum iter indagavisse, fecerunt idem alii multo ante, sed fecerunt nescii et obscuro quodam sensu ducti: Cratinus ratione et intelligentia etc." Aber woher können wir das noch wissen? Uebrigens sieht Herr Bergk in Kratinus durchaus nur einen tugendhaften Dichter, der einzig nur allein auf sittliche Veredlung seiner Mitbürger bedacht gewesen sey. Ohne eine solche Tendenz ganz abläugnen zu wollen, scheint uns doch dadurch das Wesen der alten Komödie, die immer eine politische Opposition bildete, schief aufgefaßt zu seyn, wenn man nämlich nicht beachtet, daß viele Invectiven nur in dem Partheyhaß ihren Grund hatten; was besonders von Kratinus gilt, den Freund des Cimon und Feind des Perikles. Die Charakteristik desselben konnte füglich an die Worte des Platonius XXVII. angeknüpft werden: dort sind die Vorzüge wie die Mängel des Dichters in kurzen und klaren Worten angegeben. Sie lauten so: *Κρατῖνος ὁ τῆς παλαιᾶς κωμῳδίας ποιητὴς ἅτε δὴ κατὰ τὰς Ἀρχιλόχου ζητήσεις αὐστηρὸς μὲν ταῖς λοιδορίαις ἐστίν. οὐ γὰρ ὥσπερ ὁ Ἀριστοφάνης ἐπιτρέχειν τὴν χάριν, τοῖς σκώμμασι ποιεῖ, τὸ φορτικὸν τῆς ἐπιτιμήσεως διὰ ταύτης ἀναιρῶν, ἀλλ' ἁπλῶς καὶ κατὰ τὴν παροιμίαν γυμνῇ τῇ κεφαλῇ τίθησιν τὰς βλασφημίας κατὰ τῶν ἁμαρτανόντων. πολλῆς δὲ καὶ τῆς τροπῆς τυγχάνει. εὔστοχος δὲ ὢν ἐνάταις ἐπιβολαῖς τῶν δραμάτων καὶ διασκευαῖς, εἶτα προϊὼν καὶ διασπῶν τὰς ὑποθέσεις οὐκ ἀκολούθως πληροῖ τὰ δράματα.* Das verdorbene *ζητήσεις*, wird am wenigsten in *ἐξηγήσεις* nach Bergk's Vorschlag zu verändern seyn, in dem Sinne: secundum praecepta Archilochi, secutus auctoritatem Archilochi, wie derselbe erklärt, denn der Plural ist unstatthaft, und es müßte auch eher *ἐξηγησαμένου Ἀρχιλόχου* heißen. Hemsterhuys (Geel. Bibl. crit. nov. IV. 8.) emendirte *ἅτε δὴ καὶ τὰ Ἀρχιλόχου ζηλώσας*, sehr annehmlich, nur ist die Aenderung etwas zu stark, und *καὶ* überflüßig. Herr Schneidewin sagt im Anfang p. 439: „mihi Hemsterhusii ratio ita placet, ut certiorem tamen medelam circumspiciam? Sollte nicht *νουθετήσεις* das Rechte seyn. Wir erinnern an Ar. Vesp. 252, *εἰ, νὴ Δί' αὖθις κονδύλοις νουθετήσεθ' ἡμᾶς*, und Philostrat V. A. VIII. 22, 365 *τοὺς ξυγγενομένους αὐτῶν* (l. *αὐτοῖς*) *ἐνουθέτει πικρότερον*. Die Zurechtweisungen des Archilochus waren bitter und derb, die des Kratinus deßgleichen; er scheint den Archilochus häufig nachgeahmt, ja oft dessen eigene Worte wiederholt zu haben. Dieß wird vorzüglich in den *Ἀρχίλοχοι* geschehen seyn. Ueber den eigentlichen Inhalt dieses Drama's gewinnen wir aus den Fragmenten keine bestimmte Vorstellung. Die Zeit der Aufführung erhellt aus den von Plut. Cim. 10. geretteten Worten: Ol. 82, 3 (450). Daher befremdet die Annahme, daß der Dichter den Plur. *Ἀρχίλοχοι* nach dem Vorgang des Sophisten Gorgias gewählt habe, da dieser Dichter erst Ol. 88, 2 in Athen erschien, und wegen der Neuheit seines oratorischen Styles angestaunt wurde (vgl. Diod. Sic. XII. 53. Plat. Hipp. mai. 288 b.) Der Chor, ein *σμῆνος σοφιστῶν* war vermuthlich aus alten Dichtern (Diog. L. pr. 12) zusammengesetzt, die aus der Unterwelt zurückgekehrt, den Verfall der guten Sitten mit Archilochischer Strenge rügten. Bey dem Worte *σμῆνος* wird man sich der gewöhnlichen Vergleichung von Dichtern mit Bienen erinnern. Die von Hephästio p. 84. citirten Verse *χαῖρ' ὦ μέγ' ἀχρειόγελως* u. s. w. wahrscheinlich

eine Anrede an die Athener, scheinen eben so wenig die Bestimmung gehabt zu haben, denselben etwas Schmeichelhaftes zu sagen, als die ganz ironischen Worte des Aristophanes in den Fröschen v. 1109. εἰ δὲ τοῦτο καταφοβεῖσθον, μή τις ἀμαθία προσῇ τοῖς θεωμένοις - ἐστρατευμένοι γάρ εἰσι, wo dieser sich über die nach der Schlacht bey den Arginusen neu-creirten Bürger lustig macht, vrgl. v. 704 mit Schol. Mit vieler Wahrscheinlichkeit weist Hr. Bergk die Spottreden über den Günstling des Perikles Metiochus den Ἀρχίλοχοι zu, weil Kratinus, wie schon oben bemerkt wurde, hier viele Nachbildungen der Archilochischen Muse anbrachte, und in den von Plutarch (praecept. polit. pag. 811. 2) citirten Worten offenbar die gegen Leophilos gerichteten Spottverse vor Augen hatte, siehe Herodian π. σχημ. ed. Dindf. 57. Ueber den Metiochus, der bey Perikles viel galt, Strateg, Aufseher der Straßen (ὁδοποιός) und öffentlichen Bauten, auch Marktmeister (ἀγορανόμος u. σιτοφύλαξ) war, verbreitet sich der Verf. in einem schönen Exkurse. Zu den Citaten über das von M. erbaute Μητιχεῖον, tragen wir nach Alciphr. III. 29 ἠγνόουν δὲ ὅτι δεινὸς εἶ ῥήτωρ ὑπὲρ τοὐξὲν Μιλιαίῳ τῶν ἀλλοτρίων ἕνεκεν ἀδικομαχοῦντας. wo Bergler ἐν Μητιχείῳ, Bast noch treffender ἐν Μητίχου καλλίῳ besserte, vrgl. Lettre critique p. 121. Die bey dieser Gelegenheit gemachte Versetzung zweyer Hemistichien in Ar. Vesp. 1107, so daß es v. 1109 hieße: οἱ δὲ παρὰ τοὺς ἕνδεκα ξυμβεβυσμένοι mit Anspielung auf das Παράβυστον (Paus. I. 28, 8, Harpocr. 146 ed. B.) ist sinnreich, aber unnöthig, weil in der ganzen Stelle über die große Masse der Athenischen Richter, welche Bienenschwärmen vergleichbar sich überall zusammendrängen müssen, gescherzt wird. Die von Schol. Ar. 999. angeführten Worte des Phrynichus über den Astronomen Meton verbessert Hr. B. so: α τίς δ'ἐστιν ὁ μετὰ ταῦτα φροντίζων. β. Μέτων ὁ Λευκονοεύς. einfacher wäre noch: τίς δ'ἐστιν ὁ τὰ τοιαῦτα φρ. In den Archilochen wurde auch des ältern Kallias gedacht, zufolge der schätzbaren Notiz des Schol. ad Luc. Jov. Tragoed. v. 48., der jedoch den Enkel und Großvater amalgamirt, wenn er sagt: πασχητιῶν καὶ ὑπὸ πορνιδίων διαφορούμενος καὶ κόλακας τρέφων. Auf den Aeltern geht: εἰς δὲ στιγματίαν αὐτὸν Κρατῖνος κωμῳδεῖ. Andere Einzelnheiten, die am Ende dieses Kapitels vorkommen, übergehen wir.

C. II. Ueber die Βουκόλοι ist noch weniger bekannt. Die wichtigste aber corrupte Stelle darüber hat Hesychius v. πυρπερίγχει. Κρατῖνοι, ἀπὸ διθυράμβου ἐν Βουκόλοις ἀρξάμενος, ἐπειδὴ Χορὸν οὐκ ἔλαβεν πὲ τοῦ ἄρχοντός ἐστιν οὗ ᾔτηρει. Das soll folgendermaßen verbessert werden: πῦρ πυρὶ ἔγχει (warum nicht πυρὶ πῦρ ἔγχει?) Κρατῖνος ά. δ. ἐ. Β. α. ἐ. χ. ο. ε. παρὰ τοῦ ἄρχοντος παρ' οὗ ᾔτηκει. Feuer auf Feuer gießen, ähnlich unserm Sprichworte „Oel in's Feuer" hat die Bedeutung: ein Uebel noch durch ein anderes vermehren; nicht aber, wie behauptet wird: Böses mit Bösem vergelten; der gewöhnliche Ausdruck daher ist πῦρ ἐπὶ πυρί. Demnach scheint hinter der Corruptel etwas Anderes zu stecken, da die letzten Worte auch zu gewaltsam geändert sind. In demselben Abschnitt werden auch die Δηλιάδες besprochen. Sie sind, nach des Verf. Hypothese Ol. 88, 3 (428) gegeben worden, also nicht lange vor der Πυτίνη der letzten Komödie des hochbejahrten Greises, und hatten die Bestimmung, die Leerheit des Ceremoniendienstes, wo er sich nicht auf religiöse Gefühle gründet, zu zeigen. Diese Absicht stützt sich auf die Erzählung des Thucydides von der Pest II. 52. 53. und auf das von Schol. Ar. 1294 erhaltene Fragment: τούτοισι δ'ὄπισθεν ἴτω φέρων Λυκοῦργος ἔχων καλάσιριν (vielleicht: τ. δ'ὄπισθε φέρων δίφρον Λυκόοργος, mit Auslassung des Ἴτω und absichtlich beybehaltenen Jonismus). Lykurgus gehörte dem Geschlechte der Eteobutaden an, und bildete sich viel auf seine ägyptische Abstammung ein. Der Thallophoren, der Hyperborischen sacra und anderer Gegenstände der Art geschah in dieser Komödie ebenfalls Erwähnung.

C. III. Der Chor der Δραπετίδες bestand aus weichlichen und üppigen Jünglingen, die deßhalb auch weibliche Kleidung und Namen hatten. Der Schauplatz des Drama's war Thurii, wohin Perikles zweymal Colonisten schickte, die sich in dem herrlichen Lande nur zu gut befanden und bald einer sybaritischen Lebensart sich hingaben. Jene Absendungen leitete unter andern der

Digitized by Google

Wahrsager Lampon (darauf geht das *Θουριομάντεις* bey Ar. Nub. 333), der hier als habsüchtig *ἀγερσικύβηλις* Etym. Magn. v. s. und gefräßig geschildert wurde (Ath. VIII, 344, c) Perikles hatte wohl eine bessere Meynung von dem Werthe des Mannes, (Plut. Pericl. 6.) und auch nach seinem Tode bedienten sich die Athener desselben in Staatsgeschäften (Thucydid. V. 19). Bey dem ersten Zug nach Thurii Ol. 83, 2 (446) vermuthet Hr. Bgk. sey auch Thucydides der Sohn des Melesias zugegen gewesen, worauf er die Worte des Plutarch Pericl. 16. *μετὰ δὲ τὴν Θουκυδίδου κατάλυσιν καὶ τὸν ὀστρακισμὸν* deutet, so daß Thucydides erst seinen politischen Einfluß verloren habe, indem ihn Perikles durch den Auftrag die Colonie zu organisiren, aus Athen entfernte, und später der Ostracismus erfolgt sey, als er von Thurii nach Athen zurückgekehrt war. So genau möchten wir die Worte des Schriftstellers nicht nehmen, vielmehr darin eine dem Plutarch und andern Spätern gewöhnliche Tautologie erkennen. Wie die Stelle zu fassen sey, zeigt genügend der Schluß des 14. Capitels derselben Biographie. So bleibt für die Meynung des Verf. nur der Anonym. Vit. Thucydid. übrig, eine sehr trübe Quelle, die wegen vieler groben Mißgriffe und Verwechslungen nicht als Autorität angeführt werden darf.

C. IV. Zu voreilig wird aus zwey verdorbenen Stellen Schol. Ar. Equ. 527 und Joann. Alexandr. de acc. p. 79. ed. Dindf. geschlossen, daß eine Komödie des Kratinus unter dem Titel *Εὐμενίδες* existirt habe. Von welcher Art soll dieser komische Furienchor gewesen seyn? An den l. c. muß, wie z. Th. schon Fabricius erkannte, *Εὐνειδῶν* und *Εὐνείδαις*, gelesen werden; dazu paßt ganz gut der von Aristophanes selbst angeführte Anfang eines Liedes: *τέκτονες εὐπαλάμων ὕμνων*. Die Euniden waren, nach Harpocr. s. v. ein heiliges Geschlecht, welches bey Processionen und andern religiösen Feyerlichkeiten für die musikalischen Aufführungen sorgte. Möglich, daß zu demselben auch der alte Konnus — vom Kratinus spöttisch *Κοννᾶς* genannt — gehörte. Nach Ath. VIII. 688, d. waren diese Euniden des Kratinus reich an Parodien älterer, besonders epischer Gedichte.

Die *Θρᾷτται* komödirten den damals neuen Kultus der Thrakischen Göttin Bendis, vgl. Hes. v. *δίλογχον* u. *Συρβηνεύς*. Die Einführung dieser Religion in den Piräus und Athen geschah, zufolge Plat. Rep. init. im Ol. 83,4 (445), die Aufführung des Stückes selbst muß bald nach der Entfernung des Thucydides (Plut. Pericl. 13, wo die bekannten Verse *ὁ σχινοκέφαλος - παροίχεται* stehen) erfolgt seyn. Deßhalb scheint uns nicht sehr wahrscheinlich, daß Euathlus, der in den Acharnern als junger Mann angeführt wird, schon in der Komödie des Kratinus genannt worden sey, wie der Scholiast zu den Wespen v. 590 berichtet. Hr. Bergk macht zwar den Protagoras der um diese Zeit in Athen zuerst auftrat, sogleich zum Lehrer jenes Sykophanten und schenkt den Erzählungen von dem Prozeß des Euathlus mit Protagoras, und daß sich ersterer mit Pythodorus zur Anklage gegen ihn verbunden habe, Glauben, aber, wie es scheint, mit Unrecht. Man vergleiche hierüber unsere Auseinandersetzung im Philost. vit. Soph. p. 200. — Aehnlichen Inhalts waren die *Ἐμπιπράμενοι*, oder *Ἰδαῖοι*, wie aus der Vergleichung von Cl. Alex. VI. 628. mit Schol. Thesmoph. 215. sich ergiebt. Fritzsche fiel auf die Vermuthung, daß im Schol. Eccl. 1089. *Ἰδαίοις*, und nicht *Ἰδαίοις* statt des verdorbenen *Ἰδίοις* gelesen werden müsse. (Thesmoph. p. 71) Um darüber entscheiden zu können, müßte jenes Scholion erst kritisch hergestellt seyn. Den Chor des Stückes bildeten die Priester der magna Mater.

C. V. Die *Κλεοβουλῖναι*, benannt nach der Eumetis, jener weisen Tochter des Kleobulus von Lindos, welche in dem Plutarcheischen Symposium als Erfinderin sinnreicher Räthsel gepriesen wird, bezieht der Verf. auf das Verderbniß der Tragödie, insbesondere auf die Sucht des Achäus, Euripides u. a. mit Räthseln zu spielen. Möglich, daß darauf auch die Worte Schol. Av. 31, und der von Hephästion p. 17. citirte Vers geht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Commentationum de reliquiis comoediae Atticae antiquae libri duo etc.

(Schluß.)

Nur sollte die sogenannte grammatische Tragödie des Kallias, nachdem Welker eine so treffliche Erklärung davon gegeben hat, nicht mehr als ein Vorbild des Euripides und Sophokles betrachtet werden. Dieses ABC Buch mag immerhin das Alphabet bereichert haben, wie konnte es aber jene Meister über Metrik und Rythmik und über die tragische Diktion belehren? Daß zur Abfassung des Büchleins Protagoras seinen Schüler veranlaßt habe, ist wo nicht undenkbar, doch nicht bezeugt. In den *Μαλθακοὶ* hat der Dichter den Luxus seiner Zeit angegriffen, das beträchtlichste Fragment daraus, welches Ath. XV. 685, b steht, ist aus der Parabase genommen; die der mit Blumen aller Art reichbekränzte Coryphäus sprach. Den 6. Vers ergänzt Bergk mit sehr glücklicher Combination aus Pollux VI. 106.

C. VI. Dieser Abschnitt beginnt mit einer Untersuchung über die Pluralischen Titel der meisten Dramen, welche der alten Komödie angehören; sie sind gewöhnlich Namen des Chor's. Dieser Erklärung fügen sich die meisten Fälle mit Ausnahme von den *Κραπάταλοι* des Pherekrates, der *Νουμηνίαι* des Eupolis, der *Δράματα* des Aristophanes, (B. vergleicht Letzteres mit dem Shakespearischen Sommernachtstraum). Auch die *Νόμοι* des Kratinus gewähren keine rechte Vorstellung von dem Chor. Wir erfahren nur, daß in dieser Komödie Solon erschien um die Verschlimmerung der Sitten, wie sie namentlich durch die Beschränkung des Areopagus eingerissen war, anzugreifen, über die scenische Anlage des Stückes erhalten wir keinen Aufschluß.

Die *Ὀδυσσεῖς* fallen wahrscheinlich in die Zeit des Archon Morysides, in welcher durch ein aristokratisches Psephisma die Kühnheit der Komödie bedeutend gehemmt wurde. Vier Jahre lang mußte sie sich aller persönlichen Angriffe (mit Nennung von Namen) enthalten; was in jener zahmen Epoche scenischer Kunst geschah, lehrt z. Th. Inscr. I. 229. bey Böckh, über welche der Verf. einige scharfsinnige Erklärungen und Conjecturen vorbringt. Unter andern schrieb Lysippus seine *Βάκχαι*. Auch Kratinus war nicht geneigt, seiner Muse Stillschweigen aufzuerlegen, lieber ließ er ein Drama in einer neuen Gestalt *νεοχμόν τι παρῆχθαι ἄθυρμα* (Suid. v. *ἄθυρμα*) erscheinen, in dem, wie späterhin in der mittleren Komödie, die Parodie den wesentlichsten Bestandtheil ausmachte. Vrgl. Ath. III. 99. Schol. Ar. Vesp. 708. Poll. VI. 26. An leisen Anspielungen auf die Gegenwart ließ es der Dichter bey diesen homerischen Travestien gewiß nicht fehlen, vielleicht hat sich noch etwas dergleichen in dem *σικυὸς μέγιστος* bey Ath. II. 68 erhalten. Diese nothgedrungene Aenderung, kann Veranlassung gegeben haben, daß die Attischen Komiker auf den Sicilier Epicharmus aufmerksam wurden, wenigstens ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Freund des Aeschylus auch anderen Landsleuten des Letzteren bekannt wurde. Bergk stellt sich auch den Epicharmus zu didaktisch vor, seine Absicht meynt er, sey gewesen, in dem Volk reinere Ideen über die Gottheit und die Natur der Dinge zu verbreiten. Das Wahre hat schon Jamblichus eingesehen (V. P. 36). Er erkannte in dem sicilischen Komiker die philosophische Ironie, welche den Plato bewog, ihn als den ersten Meister seiner Kunst dem Homer als größtem Tragiker an die Seite zu stellen. (Theaet. 152 e.) Freylich konnte Epicharmus nur durch tiefes Durchdringen des Pythagorismus sich zu einer humoristischen Auf-

fassung desselben befähigen. Ein anderes Mißverständniß begegnet dem Verf. bey der Erklärung von Hor. Ep. II. 1, 58. Plautus (dicitur) ad exemplum Siculi properare Epicharmi, welche Worte auf die Flüchtigkeit und Unregelmäßigkeit des Versbaues gehen sollen, so daß Plautus mit dem Beyspiel des Epicharmus entschuldigt werde." Hier ist übersehen, daß die Kritiker, welche dieß Urtheil fällten, keinen Tadel und keine Entschuldigung, sondern ein Lob aussprechen wollten, properare demnach nicht Eilfertigkeit, sondern Gedankenfülle und Gewandtheit bedeuten muß.

Die *Πανόπται* lernen wir am besten aus dem Scholion zu Ar. Nub. 96 kennen, dort wird erzählt, daß Hippo, auf den es Kratinus in dieser Komödie abgesehen haben soll, dieselbe Vorstellung vom Himmel als *πνιγεύς*, wie der Aristophanische Sokrates hatte. Es bedurfte keiner so weitläufigen Ausführung, um darzuthun, daß der Dichter keinen Zeitgenossen des Thales verspottet habe; was also p. 165 — 180 über Hippo, Diagoras und Demokritus gesammelt ist, dürfen wir übergehen, und berühren nur einiges auf die Komödie unmittelbar bezügliche. In dem Verhalten gegen die Philosophen machten die Komiker oft gemeine Sache mit dem Demos, doch scheint ihnen der fromme Eifer des Diopeithes und Kleon lächerlich gewesen zu seyn. Vrgl. Plut. Pericl. 32. Diog. L. II. 13. die *ψηφίσματα τῶν θεῶν* bey Ar. Vesp. 373. gehen darauf; ein feiner Doppelsinn liegt in dem Genitiv. Wenn ebenda v. 380 Philokleon von seinen Genossen aufgefordert wird, sich mit dem Geiste des Diopeithes zu erfüllen, im Augenblicke als er an einem Stricke sich vom obern Stockwerke herablassen will, muß man an die Aehnlichkeit des Lautes *διοπετής* und *Διοπείθης* denken, wie v. 247. *που λίθων* und *πολιτῶν* (Eur. Phoen. 91). Der Vers des Amipsias, in welchem Diopeithes als halbnärrisch und Orakelsüchtig geschildert wird, kann so geheißen haben:

ὥστε ποιοῦντες χρησμοὺς οὗτοι διδόασ'
ᾄδειν Διοπείθει
τῷ παραμαινομένῳ . . . .

Auch Diagoras erfuhr die Strenge der Athenischen Obrigkeit, welche ein Talent auf sein todtes, und zwey auf sein lebendes Haupt setzte, er hatte nämlich die Mysterien ausgeplaudert. (Das war der *Ἴακχος ὅνπερ Διαγόρας ᾄδει* Ran. 320.) Seine *ἀποπυργίζοντες λόγοι* aber hatten diese Benennung schwerlich davon, daß er die Götter von dem Olymp herunterstürzte, sondern sie enthielten eine Vertheidigung oder Befestigung seines theologischen System's, welches von der herkömmlichen Denkweise über die Götter sich sehr entfernte: *ἔκπτωσιν ἔχοντες τῆς περὶ τῶν θεῶν δόξης.* (Suid. s. v. *Διαγόρας*) Suidas verwechselt übrigens den Diagoras mit dem Protagoras, seinem Gewährsmann Hesychius Illustris folgend, wenn er dem Diagoras den Demokritus zum Lehrer gibt. Dieß Versehen hat B. nicht bemerkt. Die Aenderung des *κ. δισσὰ φορεῖν*, bey Hephaest. p. 18 ist überflüssig, auch Ar. Vesp. 1010, welche Stelle bey Gelegenheit jenes Fragments behandelt wird, können wir, da *μυριάδες ἀναρίθμητοι* durch Plato de leg. VII. 804 e. gesichert ist und die Wiederholung des *νῦν* 1012 und 1015 absichtlich zu seyn scheint, nicht für gelungen halten. Endlich darf aus der Erwähnung des Cinäden Aristodemus Schol. Vindob. Luc. Alex. 4. *οὗτος δ' Ἀριστόδημος ὡς ἀσχημονῶν ἐν τοῖς κιμωνείοις ἀνὴρ ἐρειπίοις* (l. [illegible] *ἐρειπίοις*) keineswegs gefolgert werden, daß Hippo eines solchen Lasters von Kratinus bezüchtigt worden sey, und auch der von Sch. Vesp. 1021. angeführte Vers läßt keine solche Annahme zu. Die Worte lauten bey Suid. v. *παιδικά*: *μισεῖς γὰρ τὰς γυναῖκας, πρὸς παιδικὰ δὲ τρέπῃ νῦν.* Daraus machten Aeltere, wie Portus und Küster einen Senar: *μισεῖς γυναῖκας πρὸς δὲ παιδικὰ τρέπῃ νῦν* Bergk einen Choriamben, wie er es nennt, *μ. δὲ τὰς γ. πρὸς παιδικὰ γὰρ τρέπεις νοῦν.* Belege dieser Choriambischen Form werden sich schwerlich finden, die von ihm selbst angeführten sind anderer Art. Vielleicht schrieb Kratinus zwey jamb. dim. cat. *μισῶν δὲ τὰς γυναῖκας πρὸς παιδικὰ τρέπῃ νῦν.*

C. VII. Die *Πλοῦτοι* des Kr. geben wieder dem Verf. zu großen Diatriben Anlaß über das goldene Zeitalter, wie es Hesiodus, Empedokles, Pindar und die Attischen Komiker aufgefaßt haben. Wahrscheinlich stellte der Cimonisch gesinnte Dichter die Zeit, in der jener aristokratische und lakonisi-

rende Staatsmann an der Spitze Athens stand, als eine Saturnische dar, vrgl. Plut. Cim. 10. Zu Anfang des Kapitels ist B. bemüht, dem Kratinus einige Jahre mehr zu geben, in der Voraussetzung, Aristophanes könne Pac. 697. nicht ernstlich vom Tode desselben sprechen, da er mit den Worten ὅϑ' οἱ Λάκωνες ἐσέβαλον sich auf den ersten Einfall der Spartaner in Attika beziehe, welcher lange vor den Tod des Kratinus zu setzen sey; aber hier geht er wie gewöhnlich, zu sehr historisch zu Werke. Einen Zug der Spartaner konnte Aristophanes eben so gut fingiren, wie die Hauptsache, daß jener vor Gram über die zerbrochenen Weinkrüge gestorben sey. Wunder muß es ferner jeden nehmen, wie der Verf. Ach. 840 u. 1116, wo der Scholiast in dem dort genannten Kratinus einen jungen Lyriker erkennt, durchaus darauf besteht, daß dieser ἀεὶ κεκαρμένος μοιχὸν μιᾷ μαχαίρᾳ unser damals 90jähriger Komiker sey. Für diese Mißgriffe werden wir aber doch durch eine vorzügliche Combination zweyer Fragmente des Aristophanes entschuldigt, indem er das bey Schol. Plat. Clark. p. 330. ed. Bekk. und bey Dio Chr. LII. so zusammenstellt:

> χρῶμαι γὰρ αὐτοῦ τοῦ στόματος τῷ στρογγύλῳ, τοὺς νοῦς δ' ἀγοραίους ἧττον ἢ κεῖνος ποιῶ. ὁ δ' αὖ Σοφοκλέους τοῦ μέλιτι κεχρισμένου ὥσπερ καδίσκου περιέλειχε τὸ στόμα.

Von Euripides ist die Rede, und Aristophanes bekennt sich aufrichtig zu seinem Nachahmer, weßhalb ihn auch Kratinus ὑπολεπτολόγος γνωμιδιώκτης εὐριπιδαριστοφανίζων nennt. Dieß that er in der πυτίνη, seinem letzten Werke, das darthun sollte, wie unrecht Aristophanes gehabt habe, von einer Abnahme seiner komischen Kraft zu sprechen. Vrgl. Schol. Equ. 524. An die Bemerkungen über die Fragmente aus der Πυτίνη schließt sich eine interessante Erörterung an über Philopemus, den Sohn des Eryxias, einen Cinäden und argen Gastronomen, welcher häufig mit dem bekannten Dichter Philoxenus von Cythere verwechselt wurde. Zuletzt kommen noch einige Fragmente aus dem Τροφώνιος zur Sprache.

C. VIII. Am längsten hält sich der Verf. bey den χείρωνες auf. Kratinus benutzte dabey das alte Gedicht, welches den Namen Χείρωνος ὑποϑῆκαι (Sch. Pind. Pyth. VI. 19) führte, und dem Hesiodus selbst beygelegt wurde. Die Zeit, in der diese vortrefflichste seiner Komödien, wie er selbst urtheilte, zur Aufführung kam, kann im allgemeinen nach der Aspasia bestimmt werden, die darin als Tochter der Καταπυγοσύνη (so verbessert Emperius und Bergk den Text des Plutarch. Pericl. 24. καὶ καταπυγοσύνην) erschiene; Perikles hieß der Sohn der Στάσις und des Κρόνος (nach Bgk's Emendation statt χρόνος) als Ὀλύμπιος, als μέγιστος τύραννος κεφαληγερέτας. vrgl. Plut. Pericl. 3. wo die Verse auf diese Weise abzutheilen sind:

> Στάσις δὲ καὶ πρεσβυγένης Κρόνος ἀλλήλοισι μιγέντε μέγιστον
> τίκτετον τύραννον
> ὃν δὴ κεφαληγερέταν ϑεοὶ καλοῦσιν.

Der erste besteht aus jambischer Dipodie, Hexameter und Ithyphallikus; der zweyte aus einem daktylischen Dimeter mit Anakrusis, und Ithyphallikus. Die Beziehung auf das Gedicht des Hesiodus zeigt auch der von Hephästio p. 17. erhaltene Anfang der daktylischen Parabase. Solon wurde hier (wie in den Νόμοι, und später von Eupolis in den Δῆμοι) aus der Unterwelt citirt, vrgl. Diog. L. I. 62. und kann die Worte gesprochen haben: καὶ πρῶτα μὲν οὖν παρὰ ναυτοδικῶν (sc. δικαστήριον) ἀπάγω τρία κνώδαλ' ἀναιδῆ Πισίαν Ὀσφύωνα Διτρέφη. Die Einfalt die Väter wurde gepriesen, z. B. in den Versen bey Ath. 553 e. ἁπαλὸν δὲ σισύμβριον ἢ ῥόδον ἢ κρίνον παρ' οὖς ἐϑάκει παρὰ χερσὶ δὲ μῆλον ἔχων σκίπωνα τ' ἠγόραζεν (der zweyte Vers lautete vielleicht so: δειπνοῦντος παρὰ χερσὶ δὲ μῆλον σκίπωνα τ' ἔχων ἐβάδιζεν) die Worte Κλειταγόρας ᾄδειν ὅτ' ἂν Ἀδμήτου μέλος αὐλῇ veranlassen Hrn. B. zu einer weitschweifigen Discussion über das Verderbniß der Musik, ein Thema, in dem er sich gerne bewegt, dießmal zur Unzeit, denn Kratinus wollte nur die veränderte Richtung des Zeitgeistes andeuten, welche Lieder von politischem Inhalt den alten Scolien vor-

zog, die einfache Sittenlehre enthielt. Gab der Flötenspieler die Melodie zu diesem an, so wurde er gleich durch ein neues überschrieen, und mußte sich nach der Mehrzahl, die dem Geschmack der Mode huldigte, bequemen. B. meynt, der Auletus habe die eine Melodie vorgetragen, der Sänger die andere. Dazu hätten aber türkische Ohren gehört. Wäre die Sache nicht schon an und für sich klar, so könnte das von ihm selbst angeführte Fragment aus den *Πελαργοί* des Ar. *ὁ μὲν ᾖδεν Ἀδμήτου λόγον πρὸς μυῤῥίνην, ὁ δ' αὐτὸν ἠνάγκαζεν Ἁρμοδίου μέλος* zur Genüge bewiesen, daß durch den einfallenden dißharmonirenden Gesang der Flötenspieler wider Willen genöthigt wurde, dem Belieben der Sänger sich zu fügen.

Das Ende dieses Capitels enthält mehrere Bemerkungen über die Bruchstücke, welche unter keinen Titel gebracht werden können, insbesondere auch einer Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die dem Kratinus eigenthümlich sind.

Das zweyte Buch besteht ebenfalls aus acht Capiteln. 1. de Cratete. 2. de Pherecrate. 3. de Hermippo. 4. de Eupolide. 5. de Phrynicho et Archippo. 6. de Platone. 7. de Theopompo. 8. de Amipsia, Metagene, Nicephonte, Aristonymo, Philyllio, Diocle, Sannyrione, Epilyco. Wir könnten uns ohne zu sehr ins Einzelne zu gehen, nicht auf eine Beurtheilung dieses Theiles einlassen, da meistens nur Fragmente behandelt werden, und Erörterungen über den Inhalt der verlornen Komödien und die Charakteristiken ihrer Verfasser seltener sind; überdieß finden die Freunde dieser Litteratur bey Meineke die gediegenste Erledigung der hier angeregten Untersuchungen. —

Dr. Kayser.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Sieben Bände, 1820 — 1839. Bd. I — III. Frankfurt a. M. in der Andräischen Buchhandlung, Bd. IV — VII. Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 8.

Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, welche, wie bekannt, im Jahre 1819 zu Frankfurt a. M. ins Leben trat, und deren Centraldirection auch jetzt noch dortselbst ihren Sitz hat, begann die Lösung der als alleinigen Zweckes ihrer Constituirung über sich genommenen Aufgabe „einer vollständigen und berichtigten Sammlung geschriebener Quellen der deutschen Geschichte“ durch die in den Jahren 1826, 1829, 1835 und 1837 unter dem Titel: „Monumenta Germaniae historica“ erschienenen von dem k. hannöv. Archivrath und Bibliothekar Pertz als gewähltem Hauptorgan der Gesellschaft herausgegebenen vier Folianten auf eine für sie selbst wie für ganz Deutschland höchst ehrenvolle Weise. Der fünfte Band der Monumenta ist gegenwärtig unter der Presse, und es steht mit Zuversicht zu erwarten, daß dieses wahrhaft vaterländische Unternehmen, welches sich an Großartigkeit der Anlage, wie an Gediegenheit der Ausführung mit jedem ähnlichen des Auslandes messen darf, kräftigen und ungestörten Fortgang nehmen werde. Bey der regen Theilnahme und allgemeinen Anerkennung, deren es sich unter den Freunden deutscher Geschichtsforschung allenthalben zu erfreuen hat, kann denn auch die neueste Fortsetzung (Bd. VI. Heft 5. 6. und Bd. VII.) der von der Frankfurter Gesellschaft gleichzeitig mit ihrer eigenen Constituirung begründeten Zeitschrift des freundlichsten Willkommens gewiß seyn, und dieß um so mehr, als seit dem Erscheinen der ersten vier Hefte des sechsten Bandes bis zu den erwähnten zwey Schlußheften dieses Bandes nicht weniger als sieben volle Jahre verflossen sind, und diese so lange Zwischenpause hie und da zu zweydeutigen Urtheilen über den Bestand und die Wirksamkeit der Gesellschaft als solcher Anlaß gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nr. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Rede des heiligen Basilius des Grossen an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller, übersetzt und erläutert von Friedr. Aug. Nüßlin. Mannheim. Verlag von Tob. Löffler. 1839. 8.

Obgleich es ein anerkannter Grundsatz ist, daß man die Schriften des Alterthums nicht nach modernen Ansichten, sondern im Geiste des Zeitalters und ihrer Verfasser würdigen müsse, so findet man doch nicht selten, daß die Erklärer antiker Geisteserzeugnisse, jenes Grundsatzes vergessend, in der Beurtheilung derselben nur immer ihr eigenes Ich suchen, beklagend, daß der Schriftsteller, welchen sie behandeln, nicht in ihrem Sinne gedacht und geschrieben habe.

Dieß begegnete auch dem Verf. der vorliegenden Uebersetzung. Nachdem er in der Einleitung S. V. f. sein Bedauern ausgedrückt, daß der die Urschrift beseelende Hauch der Schönheit in jeder Uebertragung grossentheils verloren gehe, äußert er sich so: „Ja selbst die verheisene (verheißene) Belehrung gewährt uns diese Rede nur zum Theile: wir finden darin kaum ein Wort von dem mächtigen und vielseitigen Einflusse der klassischen Studien auf die Bildung des Geschmackes, auf die Entwickelung, Erleuchtung und Belebung aller geistigen Anlagen; nur ihre sittlich veredelnde Kraft und auch diese nur in sofern sie an guten Lehren und Beyspielen eine zweckmäßige und schöne Vorübung für die christliche Lehre gewähren, hebt Basilius mit sichtbarer Liebe hervor. Allein gerade dieser Gesichtspunct war der wichtigste in einer Zeit, worin sich die unselige Meynung, als müsse die Beschäftigung mit den heidnischen Schriftstellern für die Sitten und den Glauben der christlichen Jugend in den gelehrten Schulen gefährlich werden, zum ersten Male laut aussprach, in einer Zeit ferner, worin die zahlreich sich verbreitenden Mönche den klassischen Schriftstellern einen unversöhnlichen Haß geschworen hatten. Gegen diese ungerechten Angriffe mußte der heilige Basilius das köstlichste Kleinod menschlicher Bildung, nächst unsern heiligen Schriften, mit welchen sie ihre einzige Gefahr, die des Mißbrauches (,) gemein haben, zu vertheidigen und zu schirmen suchen.“

Hätte Herr Nüßlin sich gehörig in den Geist jenes Zeitalters und den des von ihm behandelten Schriftstellers versetzt, so würde er die Sache ganz anders gefaßt haben. Wenn man nämlich erwägt, wie die Grammatiker und Sophisten, welche damals den gelehrten Unterricht besorgten, nicht bloß in heidnischen Schulen, welche häufig auch von christlichen Jünglingen besucht wurden, sondern auch in christlichen, in der Behandlung der klassischen Schriftsteller des hellenischen Alterthums verfuhren, sich nicht scheuend, ihre Schüler mit den Riesenkämpfen, den Feindschaften, Zänkereyen, Liebeshändeln und andern unanständigen Auftritten der Götter im Hesiodos und Homeros *) bekannt zu

*) Schon Platon (Polit. II. S. 377 f. u. 383 C.) rügte diese lügenhaften Sagen an diesen beyden Dichtern streng, und verbot den künftigen Hütern seines Staates, die Jugend damit bekannt zu machen. Sehr schön sagt er am Schluße des erwähnten Buches: Ὅταν τις τοιαῦτα λέγῃ περὶ θεῶν, χαλεπανοῦμέν τε καὶ χορὸν οὐ δώσομεν, οὐδὲ τοὺς διδασκάλους ἐάσομεν ἐπὶ παιδείᾳ χρῆσθαι τῶν νέων, εἰ μέλλουσιν ἡμῖν οἱ φύλακες θεοσεβεῖς τε καὶ θεῖοι γίγνεσθαι, καθ' ὅσον ἀνθρω-

machen, und wie der ganze Unterricht nicht selten auf eine sehr scurrile, nur auf Eitelkeit und Gewinnsucht abzielende Weise *) betrieben wurde, so darf es nicht befremden, wenn ein Mann, wie Basilius, welchem die Wahrheit, d. i. das Christenthum, als das Höchste galt, seine geliebten Neffen vor allem auf den streng moralischen und religiösen Standpunct hinwies, von welchem sie bey dem Betriebe ihrer Studien ausgehen sollten. Zu einer Zeit, wo die berühmtesten heidnischen Sophisten dem sinkenden Glauben an die Götter des alten Hellas durch den Zauber ihrer Allegorien eine Stütze zu verschaffen suchten, war nicht ohne Grund zu befürchten, daß jugendliche Gemüther, von den Täuschungen solcher Redekünstler hingerissen, die Grenzen streng christlicher Gesittung und Religiosität überschreiten möchten. Solche starke Seelen, wie **Basilius** und **Gregorius** von Nazianzus, welche, während sie zu Athen, dem glänzendsten Sitze der alten Musen, studirten, Alles darein setzten, das Palladium des christlichen Glaubens zu wahren, gehörten zu den Seltenheiten. „Wir kannten nur zwey Wege," sagt **Gregorius** in seiner Leichenrede auf Basilius (Bd. I. S. 786 D. der Benedictiner Ausg.); der erste und vorzüglichere führte uns in die christlichen Tempel und zu den dortigen Lehrern; der andere, von geringerer Bedeutung, zu den heidnischen Lehrern. Festlichkeiten, Schauspiele, zahlreiche Versammlungen und Gastgelage überließen wir Andern." Ferner (S. 787. A.): „Verderblich zwar für die Uebrigen ist Athen in Absicht auf das Heil der Seele (nicht ohne Grund glauben dieß die Frömmern); denn es ist reich an bösem Reichthum, an Götzenbildern, mehr als das übrige Hellas, und schwer ist es, nicht gemeinschaftlich fortgerissen zu werden mit den Lobpreisern und Verfechtern derselben; uns jedoch, die wir fester Gesinnung und geschirmt waren, erwuchs daraus kein Unheil." Als Julianus der Abtrünnige zur Herrschaft gelangt war und mit Allgewalt das Heidenthum zurückzuführen strebte, ja die Christen von den öffentlichen Lehrämtern der Grammatik und Rhetorik ausschloß, damit die wißbegierigern christlichen Jünglinge gezwungen würden, die heidnischen Schulen zu besuchen, und alle Mittel anwandte, um recht viele Christen zum Uebertritte zu bewegen, drohte der christlichen Jugend die größte Gefahr, durch Versprechungen von Vortheilen aller Art zum Abfalle verleitet zu werden. Kein Wunder also, wenn bey solcher Aufregung der Gemüther der gemeine Hause unter den Christen sich dem Wahne hingab, daß die Beschäftigung mit äußerer (d. i. heidnischer) Gelehrsamkeit Gefahr und Verderben bringe, und von Gott abwende (s. **Greg.** von Naz. in der erwähnten Rede S. 778. A.).

Wie sehr das Lehramt eines Rhetors, nach damaligen Begriffen, mit der strengen Erfüllung christlicher Pflichten im Widerspruche zu stehen schien, ersicht man aus Br. 43 und 63 des nämlichen **Gregorius** von Naz. Wenn Herr R. glaubt, daß diese Meynung in diesem Zeitalter zum Erstenmale sich laut ausgesprochen habe, so irrt er sehr. Schon **Tertullianus** über den Götzendienst c. 10. sagt: „Immo non dubitandum affines illos (nämlich ludimagistros et ceteros professores litterarum) esse multimodae idololatriae. Primum

---

γῳ ἐπὶ πλεῖστον οἷόν τε. **Minucius Felix**, welcher nach Einigen im zweyten Jahrhundert n. Chr., nach andern im dritten fast gleichzeitig mit Tertullianus lebte, äußert sich in seinem Octavius Cap. 22. hierüber so: „Has fabulas et errores et ab imperitis parentibus discimus et, quod est gravius, ipsis studiis et disciplinis elaboramus, carminibus praecipue poëtarum, qui plurimum quantum veritati ipsi sua auctoritate nocuere; et Plato ideo praeclare Homerum illum inclytum laudatum et coronatum de civitate, quam in sermone instituebat, eiecit." Und weiter unten: „His atque huiusmodi figmentis et mendaciis dulcioribus corrumpuntur ingenia puerorum, et isdem fabulis inhaerentibus adusque summae aetatis robur adolescunt, et in isdem opinionibus miseri consenescunt, cum sit veritas obvia sed requirentibus." Daß man auch im vierten Jahrhundert noch außer Homeros die Theogonie des Hesiodos in den Schulen erklärte, und von den anstößigen Stellen nicht Umgang nahm, davon zeugen **Themist.** Red. XXXII. S. 363. A., **Basil.** in der vorliegenden Rede K. VI. §. 22. und **Greg.** v. Naz. Red. IV. S. 141. B. in d. Bened. Ausg.

*) S. Pet. Erasm. **Müllers** Comment. histor. de genio, moribus et luxu aevi Theodosiani. Part. I. p. 55. sq.

quibus necesse est deos nationum praedicare; nomina, genealogias, fabulas, ornamenta honorifica quaeque eorum enuntiare; tum sollemnia festaque eorundem observare; ut quibus vectigalia sua suppetant," u. s. w.

Eine eigentliche Vertheidigung aber der klassischen Bildung, wie man etwa im Sinne des Hrn. N. zu glauben versucht werden möchte, kann diese Schrift des Basilius nicht genannt werden; denn Basilius betrachtet, sich kurz fassend, und fern von aller Polemik, das Studium der heidnischen Schriftsteller als Vorübung für das höhere Studium der heiligen Schriften, welche auf geheimnißvolle Weise unterrichten, und die weltliche Weisheit als Zierde und Dienerin der höheren. Der nämlichen Ansicht, wie Basilius, ist auch Gregorius v. Naz. ad Seleuc. Jambic. III. Tom. II. p. 193. D.

Des Basilius vortreffliche und mit wahrhaft Attischer Eleganz geschriebene Rede wurde bald nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien von Leonardo Bruni von Arezzo (bekannter unter dem Namen Leonardus Aretinus) in das Lateinische übertragen. Daß diese Uebersetzung durch häufige Abschriften im fünfzehnten Jahrhundert sehr verbreitet war, davon zeugen die in den meisten Bibliotheken aufbewahrten Handschriften derselben. Bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde sie durch den Druck noch mehr verbreitet. Panzer Annal. typogr. T. V. p. 78. u. T. 10. p. 141 zählt sechzehn Drucke aus dem 15. Jahrh. auf, und zwölf, welche von 1500 bis 1526 erschienen.*) Die erste Griechische Ausgabe wurde gemeinschaftlich mit Kebes Gemälde, Plutarchus über die Erziehung und Xenophons Hieron zu Anfang des 16. Jahrh. zu Venedig oder Rom mit Zachar. Calliergi's Typen, nach der Vermuthung Maittaire's (Annal. typogr. Tom. IV. p. 752) und Jac. Morelli's (Catalog. Biblioth. Pinell. T. III. p. 234. Nr. 7157), ohne Ort und Jahr in Octav gedruckt. Ein Exemplar dieser sehr seltenen, von keinem der bisherigen Herausgeber und Uebersetzer des Basilius gekannten, Ausgabe befindet sich in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München; ein zweytes in der Bibliotheca Laurentiana zu Florenz (s. Bandini Catalog. Codd. MSS. Biblioth. Laurent. T. II. p. 423).

(Fortsetzung folgt.)

*) Um so mehr befremdet Dübner's Bemerkung in Seebode's neuem Archiv für Philologie und Pädagog. IV. Jhrg. 1829. S. 138.: „In einer Handschrift der Gothaischen Gymnasialbibliothek steht eine bisher unbekannte, sehr schöne Lateinische Uebersetzung der vielgelesenen Paränese des Basilius Magnus an die Jünglinge: quantum ex gentilium scriptis proficiant. Sie ist von dem berühmten Lateiner Leonardus Aretinus, den man den Laktanz seiner Zeit nannte; um so auffallender, daß sie so ganz unbekannt geblieben; wenigstens ist im Harlesischen Fabricius (Vol. IX.) keine Spur davon zu finden." Hätte der Verf. in dem genannten Bande der Bibl. Gr. des Fabricius p. 31. nachzusehen die Mühe sich nehmen wollen, so würde er in den Harlesischen Anmerkungen hinreichende Auskunft gefunden haben.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 2c.

(Fortsetzung.)

Die ursprüngliche Bestimmung dieser Vereinszeitschrift ist nach den Vereinsstatuten: „Verständigung und öffentliche Besprechung über die Vorfragen und Vorarbeiten in Bezug auf die Erreichung des Gesellschaftszweckes," Rechenschaftsablage und Berichtserstattung über die Arbeiten und Leistungen der Centraldirection und der Gesellschaftsmitglieder, über Benützung und Verwendung der gegebenen literarischen und pecuniären Hülfsmittel, und über sonstige Sach- und Personal-Verhältnisse der Gesellschaft. Dieser Bestimmung entsprachen die bisher erschienenen Bände dieser Zeitschrift auf alle Weise, namentlich in den zuerst genannten wissenschaftlichen Betreffen. Die drey ersten Bände, jeder zu sechs Heften, erschienen im Laufe der ersten drey Vereinsjahre 1819, 1820, 1821 zu Frankfurt a. M., redigirt von dem damaligen beständigen Sekretär der Gesellschaft, dem großherzogl. bad. Legationsrath Büchler, und dem damals zum Redacteur der Gesammtausgabe ernannten großh. bad. General-Landesarchivrathe Dr.

Dümge. Der vierte Band, redigirt von Fichard, erschien ebenda im J. 1822 in zwey Abtheilungen. Vom fünften Bande an, welcher während der Jahre 1824 und 1825 erschien, trat Hr. Archivrath Pertz in Hannover als Herausgeber sowohl des Archivs als auch des Hauptwerkes, und die Hahn'sche Hofbuchhandlung als Verlagshandlung des Gesammtunternehmens ein. Die ersten vier Hefte des fünften Bandes enthalten des Hrn. Pertz italienische Reise, welche unter letzterem Titel auch besonders ausgegeben wurde. Die ersten vier Hefte des sechsten Bandes erschienen im Jahre 1831, das fünfte und sechste Heft desselben Bandes, wie bereits erwähnt, i. J. 1838, der siebente Band endlich im Jahre 1839. Jeder dieser sieben Bände ist reich an interessanten Nachrichten, an Entdeckungen und völlig neuen Aufschlüssen im Literaturgebiete der deutschen Geschichte; der gelehrte Briefwechsel der Gesellschafts-Mitglieder mit der Central-Direction, welchem eine ständige Rubrik gewidmet ist, enthält ungeachtet seines Details und speziellen Bezuges eine Fülle belehrender Winke, Nachweisungen und literarische Notizen. Von bedeutender Wichtigkeit für die Kritik unserer Geschichtsquellen sind namentlich eine Reihe größerer literarhistorischer Aufsätze und Abhandlungen. Wir nennen nur beyspielshalber: Ebert, über Presbyter Sifrids Chronik, (I. 115.) Docen, über die Chronik Heinrichs von Diessenhoven, (II. 26.) über Gottfried von Viterbo (IV. 352.) Mone, über Walter von Aquitanien (II. 92.) Pertz, über Regino (V. 759.) Stenzel, über Marianus Scotus (V. 768) Engelhard, über Albertus Argentinensis (VI. 425,) Lappenberg, über Albertus Stadensis, über die Annales Albiani, über die Repgowische und Lüneburger Chronik ꝛc. (VI. 326 — 418.)

Was aber diesem Journale einen ganz ausgezeichneten und bleibenden Werth sichert, das sind die Auszüge aus den Handschriften-Verzeichnissen der meisten deutschen und der vorzüglichsten ausländischen Bibliotheken, welche theils die Mitglieder und Mitarbeiter der Gesellschaft, vor allem aber jene Gelehrten, welche auf Kosten der Gesellschaft wissenschaftliche Reisen unternahmen, (Dümge, Mone, Pertz, Böhmer ꝛc. für die Zwecke der Gesellschaft anfertigten und hier abdrucken ließen. Bey der Schwierigkeit, welcher die Bekanntmachung vollständiger und wissenschaftlich genügender Handschriftenkataloge von Seite der Bibliotheken selbst unterliegt, bey dem Mangel einer nähern literarischen Verbindung und eines passenden Mittheilungsorganes zwischen den Bibliothekaren der einzelnen deutschen Staaten unter sich und mit jenen des Auslandes, ist doch vor der Hand durch die erwähnten Auszüge in vorliegender Zeischrift wenigstens in Bezug auf die Geschichtsquellen unsers deutschen Vaterlandes eine gemeinsame und annäherungsweise vollständige Aufzeichnung der auf unsere Tage geretteten dahin einschlägigen handschriftlichen Denkmäler zur Ausführung gelangt.

Was nun insbesondere den Inhalt der neuesten Fortsetzungen dieser Vereinszeitschrift anbelangt, mit deren Anzeige wir die vorstehende Notiz über die frühern Theile derselben verbinden zu müssen glaubten, so besteht denn das fünfte und sechste Heft des sechsten Bandes aus einem Berichte des Herrn Herausgebers Pertz über den dritten und vierten Band der Monumenta (Legum tom I. et. II.) und aus kritisch-literarhistorischen Beyträgen von zwey Gesellschafts-Mitgliedern, dem Hrn. Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg (dem rühmlichst bekannten Verfasser der Geschichte Englands,) und dem Hrn. Dr. Waitz in Hannover. Der Bericht des Hrn. Pertz (S. 700 — 739) verbreitet sich umständlich über den Inhalt der genannten zwey Monumentenbände, ist jedoch nur ein Abdruck aus den Göttinger Gelehrten Anzeigen Jahrg. 1835 St. 163. 164. und Jahrg. 1837. St. 190 — 192. Wir verweisen daher um so mehr bloß auf letztere Zeitschrift, als eine ähnliche beurtheilende Anzeige der fraglichen Bände der Monumenta in unsern eignen Blättern (Jahrg. 1836. Bd. II, Nr. 129 — 130 u. 1838 Bd. VI. Nr. 1 — 4) gegeben ist.

Die Aufsätze des Hrn. Archivars Lappenberg, sämmtlich von dem gründlichsten und umfassendsten Quellenstudium dieses Geschichtsforschers zeugend, sind folgende: 1) Fortsetzung und Ergänzung des Verzeichnisses der für den Zweck der Gesellschaft geeigneten Handschriften in der Hamburger Bibliothek. (S. 623 — 635). 2) Ueber das Chronicon Quedlinburgense. Es wird nachgewiesen aus welchen Quellen der Chronist, wahrscheinlich ein am Schluße des X. Jahrhunderts lebender Geistlicher, geschöpft. (S. 635 — 646.) 3) Ueber das Verhältniß des Chronographus Saxo zur Quedlinburger Chronik. Die aus dieser in das Werk des ersteren übergangenen Stellen werden angezeigt. (S. 647 — 653.) 4) Historia de duce Heinrico Leone et de Heinrico episcopo Lubecensi. Dieses in einer Wolfenbüttler Handschrift vorkommende Stück erweiset sich bey näherer Untersuchung als ein wörtlicher Auszug aus Helmolds und Arnolds von Lübeck Chronik, und bezieht sich, was den Herzog Heinrich betrifft, nur auf dessen Reise nach dem gelobten Lande, und auf die von ihm mitgebrachte Reliquie. (S. 653 — 662.) 5) Ueber den Catalogus pontificum in Alberts von Stade Chronik, Nachweisungen über dessen Quellen enthaltend. (S. 741 — 750.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nr. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Rede des heiligen Basilius des Grossen an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller ꝛc.

(Fortsetzung.)

Im 16. Jahrh. wurde die genannte Rede von Jan. Cornar und Andern, später von Hugo Grotius in das Lateinische übersetzt. Die erste Verdeutschung derselben lieferte H. Schweickhart, Graf zu Helfenstein, in seiner Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Basilius. Ingolst. 1591. in Fol.; die zweyte Jos. v. Wendel in Basilius Predigten und sämmtlichen Schriften. Wien, 1777 Bd. III. S. 535 ff. Die dritte, ganz vortrefflich gearbeitete, verdanken wir Herrn Fried. Gottlob Uhlemann. Sie ist in den historisch-theolog. Abhandlungen. II. Denkschr. der histor.-theolog. Gesellschaft zu Leipzig, herausgegeben von Christian Fried. Illgen. Leipz. 1819 S. 88. ff. mit schätzbaren Anmerkungen von dem Herausgeber abgedruckt. Die vierte gab ein Ungenannter in Benkerts Religionsfreund. Jhrg. VI. Bd. I. Heft 3. Nr. 21 u. 22. Diese ist zwar weniger treu, als die Uhlemannische; doch ist sie nicht ohne Verdienste. Hr. N. ist sonach der fünfte; nicht, wie er meynt, der erste deutsche Uebersetzer dieser Rede.

Eben so wenig, als die bisherigen Uebersetzungen, war dem Hrn. N. die zu Paris 1819 bey Brunot-Labbe erschienene Ausgabe dieser Rede bekannt, welche den Titel führt: Discours de S. Basile le Grand addressé aux jeunes gens sur l'utilité qu'ils peuvent retirer de la lecture des livres paiens, traduit en Français; texte en regard etc. Par C. A. F. Frémion, und um so interessanter ist, da der wackere Herausgeber den Text nach zwanzig Pariser Handschriften verbesserte und sehr gute erklärende Anmerkungen nebst genauer Angabe der benutzten Handschriften und der Varianten derselben beyfügte.

Was die Uebersetzung des Hrn. N. selbst anlangt, so fand Rec. nach genauer Vergleichung derselben mit der Urschrift und mit der Bearbeitung des Herrn Uhlemann, daß Hr. N. seinen Vorgänger weder von Seite der richtigen Auffassung des Originals, noch von Seite der reinen und gefälligen Ausdrucksweise erreicht, noch viel weniger übertroffen habe, und er mußte sich sehr wundern, wie einige Recensenten, welche diese Uebersetzung in gelehrten Blättern anzeigten, sie in jeder Hinsicht als musterhaft rühmen konnten.

Um sein hier im Allgemeinen ausgesprochenes Urtheil zu begründen, geht nun Rec. zur näheren Prüfung des Einzelnen über.

K. III. §. 9. ed. Sturz: *Τοσοῦτόν γε μὴν εἰπών, ἱκανῶς ἂν ἴσως ὑμῖν ἐνδειξαίμην*) „Mit dem einzigen Worte jedoch möchte ich Euch eine genügende Vorstellung davon geben.“ *Ἴσως* ist hier von unserm Uebersetzer gar nicht berücksichtigt worden. Weit gefälliger gab übrigens Uhlemann so: „Nur so viel will ich anführen, was euch als Beweis vielleicht schon genügen wird.“

K. IV. §. 12.; *ἐπὶ τὴν τούτου* (d. i. *τοῦ πάντων ἀγώνων μεγίστου*) *παρασκευήν*) „Für diese Vorbereitung,“ statt „für die Vorbereitung zu demselben.“

K. V. §. 14. *τις οἰκειότης* ist nicht wirklich eine Verwandtschaft, sondern irgend eine Verwandtschaft. — *προὔργου ἂν ἡμῖν αὐτῶν ἡ γνῶσις γίνοιτο* heißt: so dürfte uns ihre Kenntniß nützlich seyn, nicht aber, wie unser Uebersetzer gab: so muß ihre Kenntniß nützlich seyn. Die Worte §. 15: *Τίνι*

μέντοι καὶ παρεικάσας τῶν παιδεύσεων ἑκατέραν, τῆς εἰκόνος ἂν τύχοις sind so gegeben: „Durch welche Vergleichung möchten wir nun wohl ein richtiges Bild von der einen Erziehung gewinnen?“ Der Ausdruck ἑκατέραν aber ist ganz unrichtig gefaßt. Basilius meynt nämlich beyde Lehrweisen, die christliche und die heidnische, wie aus dem Folgenden erhellt. Richtig und gefälliger Uhlemann: „Durch welches Gleichniß ließe sich aber wohl jede der beyden Lehrweisen bildlich darstellen?“ — Das folgende Gleichniß ist ganz verworren ausgedrückt: „Traun, es verhält sich damit wohl wie mit der Pflanze, deren eigenthümliche Bestimmung es ist, mit reifer Frucht zu prangen; dennoch trägt sie als Schmuck auch Blätter, welche ihre Zweige umrauschen: so auch die Seele, obgleich sie vorzugsweise die Wahrheit als Frucht erzielt, so ist es doch nimmer unerfreulich, wenn sie sich mit dem Schmucke der äußern Weisheit umkleidet und so für die Frucht gleichsam einen Schirm von Blättern und eine jugendlich schöne Erscheinung gewinnt.“ Das veraltete und nur in der Dichtersprache noch gangbare traun paßt nicht wohl für diese Art des Vortrags. Περισειόμενα ist durch: welche — umrauschen, zu stark ausgedrückt. Die Structur: so auch die Seele, obgleich sie — erzielt, so ist es doch, ist ganz unverständlich und verstößt gegen allen Wohlklang. Im Griechischen heißt es nämlich: οὕτω δὴ καὶ ψυχῇ, προηγουμένως μὲν καρπὸς ἡ ἀλήθεια. Das Komma nach ψυχῇ muß man sich wegdenken. Ψυχῇ nämlich steht hier für ψυχῆς, welches vier Pariser Handschriften bey Frémion und die Münchner 535. bieten. Der Sinn dieser Worte ist also: so nämlich ist auch vorzugsweise die Wahrheit der Seele Frucht. Sehr unpassend sind die unten stehenden Worte: καὶ ὄψιν οὐκ ἄωρον παρεχόμενα, und keinen unlieblichen Anblick gewährend, durch: eine jugendlich schöne Erscheinung gewinnt, ausgedrückt.

K. VI. §. 18. ἀγαπᾷν τε καὶ ζηλοῦν ist nicht bewundern und preisen. — §. 21. Οὐ τοίνυν ἐπαινεσόμεθα τοὺς ποιητὰς) „Wir werden also die Dichter nicht billigen.“ Vielmehr: — den Dichtern nicht unsern Beyfall schenken. — §. 22. πάντων δὲ ἥκιστα περὶ θεῶν τι διαλεγομένοις προσέξομεν u. s. w.) Daß diese Stelle eine Anspielung auf Hesiodos Theogonie enthalte, welche nächst Homeros im vierten Jahrhundert sowohl in heidnischen, als in christlichen Schulen gelesen wurde, wie Muetzell de emendat. Theogoniae Hesiodeae S. 316 f., mit Bezugnahme auch auf diese Stelle, trefflich gezeigt hat, hätte in den Anmerkungen angedeutet werden sollen. — §. 23. Μοιχείας δὲ θεῶν καὶ ἔρωτας καὶ μίξεις ἀναφανδὸν — — τοῖς ἐπὶ σκηνῆς καταλείψομεν) „Ihre Vergehungen in der Ehe, ihre Liebesereignisse und öffentlichen Verbindungen — — wollen wir den Männern auf der Bühne überlassen.“ Warum nicht ganz einfach so: Die Ehebrüche der Götter aber, ihre Liebeshändel und öffentlichen Vermischungen — — wollen wir den Schauspielern überlassen? — Ueber die Lascivität der damaligen Schauspiele verdient P. E. Muller Commentat. histor. de genio, moribus et luxu aevi Theodos. P. II. p. 97. sqq. nachgesehen zu werden. Sehr charakteristisch ist folgende Stelle aus Minucius Felix c. 37.: In scenicis etiam non minor furor, turpitudo prolixior. Nunc enim mimus vel exponit adulteria, vel monstrat: nunc enervis histrio amorem dum fingit, infligit. Idem deos vestros, induendo stupra, suspiria, odia, dedecorat: idem simulatis doloribus lacrymas vestras vanis gestibus et nutibus provocat.

K. VII. §. 24. Οὔτε γὰρ ἐν δικαστηρίοις, οὔτ᾽ ἐν ταῖς ἄλλαις πράξεσιν ἐπιτήδειον ἡμῖν τὸ ψεῦδος.) Diese Stelle ist sehr unpassend so gegeben: „Denn weder vor Gericht (,) noch in unsern andern Angelegenheiten kann uns die Lüge taugen.“ Vielmehr sollte es heißen: — ist es für uns schicklich zu lügen. Die folgenden Worte: οἷς τὸ μὴ δικάζεσθαι νόμῳ προστεταγμένον, da uns das Gesetz gebietet, keinen Rechtsstreit zu führen, faßte der Uebersetzer fälschlich so: „da uns obliegt, mit dem Gesetze nicht zu hadern,“ ungeachtet Sturz sie richtig durch: qui lege jussi sumus litem non agere, nec subire judicium, erklärt, mit Hinweisung auf Matth. 5, 40. — §. 25.

εἰς τὴν ψυχὴν ἀποθέσθαι) „in der Seele niederlegen" ist undeutsch. — §. 26. Κατὰ πᾶσαν δὴ οὖν τῶν μελιττῶν τὴν εἰκόνα τῶν λόγων ὑμῖν μεθεκτέον) Hr. N. übersetzte: „Möget Ihr Euch also nach dem vollen Sinne des Bildes von den Bienen mit jenen Schriften beschäftigen." Statt ὑμῖν muß hier mit den Pariser Handschriften 482. u. 500. und mit der Münchn. 535., mit welchen Brunelli's, *) Fichets, **) Patusa's ***) und Mai's Ausgg. übereinstimmen, ἡμῖν geschrieben werden. So las auch Herr Uhlemann, welcher diesen Satz vortrefflich so gab: „Ganz nach dem Beyspiele der Bienen also müssen wir diese Schriften benutzen." Für die Richtigkeit dieser Lesart bürgt unten der vergleichende Gegensatz: ἐκεῖναί τε (d. i. αἱ μέλιτται) — ἡμεῖς τε. Nach dem vollen Sinne des Bildes von den Bienen ist widrig und schleppend. Vielmehr: Ganz nach Art der Bienen; denn εἰκόνα steht hier in der Bedeutung von δίκην, instar. Des Gleichnisses von den Bienen bedient sich eben so Greg. v. Naz. Red. XLIII. S. 779. D. u. in dem Gedichte an Seleuk. Bd. II. S. 190. C. Außer dem, was Wyttenbach z. Plutarch. Bd. I. S. 209. ed. Lips. gesammelt hat, kann auch Boissonade z. Theophylakt. S. 214. nachgesehen werden. Unten ist τὸ λοιπὸν χαίρειν ἀφῆκαν durch: lassen sie das Uebrige unversehrt (st. unberührt) gegeben. — §. 28. συναρμόζειν τῷ τέλει, mit ihrem Endzwecke in Uebereinstimmung zu bringen, ist verfehlt. Es soll heißen mit unserm Zwecke. S. 7. Z. 1. v. u. hätte vielfach wegbleiben können.

K. VIII. §. 30. Ἢ τί ποτε) Richtiger schrieb Frémion Ἦ. So auch K. XIX. §. 81. Statt: Welchen andern Zweck dürfen wir aber dem Hesiodos — unterlegen, soll es also heißen: Fürwahr, welchen andern Zweck, dürfen wir wohl rc. Bey Dichtung klingt widrig. „Die Jugend (warum nicht die Jünglinge, da in der Urschrift τοὺς νέους steht?) zur Tugend zu begeistern," hätte vermieden werden sollen. Das Folgende: „Daß nämlich rauh zuerst und schwer zu wandeln, voll reichen Schweißes, voll Mühe (καὶ ἱδρῶτος συχνοῦ καὶ πόνου πλήρης) und steil der Weg zur Tugend sey," ist höchst schwerfällig. Ferner soll zunächst gelingt, sucht, kann für gelinge, suche, könne gesetzt seyn.

*) In SS. Patrum Oratt. selectt. Vol. I. Romae. 1594. 12.

**) In dem Favus Patrum. Lugd. 1617. 12.

***) In seiner ἐγκυκλοπαιδεία φιλολογική. Venedig 1710. 8. Bd. III.

K. IX. §. 33. πᾶσα μὲν ἡ ποίησις τῷ Ὁμήρῳ ἀρετῆς ἐστιν ἔπαινος, καὶ πάντα αὐτῷ πρὸς τοῦτο φέρει, ὅτι μὴ πάρεργον) „So ist die ganze Dichtung des Homeros ein fortlaufender Lobgesang auf die Tugend; Alles zielt bey ihm auf sie, was nicht Nebensache ist." Fortlaufender hätte füglich wegbleiben können, und πρὸς τοῦτο nicht auf ἀρετή, sondern auf ἀρετῆς ἔπαινος bezogen werden sollen. Daß der Grieche aus dem männlichen oder weiblichen Geschlechte in pronominibus demonstrativis oft in das ungewisse übergeht, haben außer Matthiä griech. Gramm. §. 439. Jacob z. Lukian. Tox. S. 136, und Jacobs z. Achill. Tat. S. 543. u. z. Aelian. S. 467 u. 373. gezeigt. Rec. hätte demnach lieber so gegeben: und darauf zielt bey ihm Alles ab, Nebendinge ausgenommen. Im Folgenden hätte nicht Kephalenier st. Kephallener geschrieben werden sollen. — §. 34. πρῶτον μὲν αἰδέσαι τὴν βασιλίδα φανέντα μόνον, τοσούτου δεῖν αἰσχύνην ὀφλῆσαι γυμνὸν ὀφθέντα μόνον, ἐπειδήπερ αὐτὸν ἀρετῇ ἀντὶ ἱματίων κεκοσμημένον ἐποίησε) Statt des ungereimten αἰδέσαι lese man mit der Ed. pr. αἰδεσθῆναι. Das nach ὀφθέντα stehende μόνον ist offenbar zu streichen, wenn es auch die meisten Handschriften und Ausgaben anerkennen; in einer Pariser Handschrift ist es mit Puncten bezeichnet. Auch in den Münchner Handschriften 357. und 535. kommt es nicht vor. Frémion hat es daher mit Recht weggelassen; denn es ist eine unangenehme Wiederholung. Der Verf. hätte nämlich Odyss. VI. 135 f.: Ὣς Ὀδυσεὺς κούρῃσιν ἐϋπλοκάμοισιν ἔμελλεν Μίξεσθαι, γυμνός περ ἐών vor Augen. Statt des für ἀρετῇ von Sturz aus der Leipz. Ausg. aufgenommenen ἀρετῇ las unser Uebersetzer richtig ἀρετῇ, welches die einzige Münchner Handschrift 535. bestätigt. Die erste Ausgabe hat fälschlich ἀρετὴν,

was Brunelli, welcher ἀρετή in den Text nahm, am Rande ganz gewiß aus ihr anführt. Ferner ergänzte Hr. N. zu ἐποίησε (wofür ἐποίησεν zu schreiben ist) treffend ὁ ποιητής. Seine Uebersetzung lautet so: „Zuerst gewinne er, (nämlich der Feldherr der Kephallener) durch sein Erscheinen allein die Achtung der Königin: so wenig habe er sich seiner Einsamkeit und Blösse zu schämen gehabt, da ihn der Dichter, statt mit Kleidern, in dem Schmucke der Tugend darstelle. Rec. würde so übertragen: Zuerst habe er die Achtung der Königstochter gewonnen; dann sich seiner Blösse und darstellte setzen. Im Folgenden: Darauf sey er auch — achtungswerth erschienen st. Darauf erscheine er ꝛc. — §. 37. In den Solonischen Versen

Ἀλλ' ἡμεῖς αὐτοῖς οὐ διαμειψόμεθα
Τῆς ἀρετῆς τὸν πλοῦτον u. s. w.

ist der Pentameter unvollständig so gegeben:

Tauschten mit ihnen wir nie.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

6) Historia de fundatione monasterii Rastedensis und Chronicon Rastedense. Ein werthvolles Manuscript der Chronik des Klosters Rastede wird ausführlich beschrieben. Durch Benützung derselben wird sich die von Hrn. Lappenberg für die Monumenta zu besorgende Ausgabe dieses Geschichtswerkes von dem fehlerhaften Abdruck bey Meibom sehr vortheilhaft auszeichnen. (S. 761 — 765.) 7) Von den Quellen, Handschriften und Bearbeitungen des Adam von Bremen. Eine höchst schätzbare Abhandlung, welche die bereits vorhandenen Nachrichten und literarhistorischen Monographien über diesen für Kenntniß und Geschichte des germanischen Nordens so wichtigen Schriftstellers von Mader, von Seelen, Asmussen ꝛc. wesentlich und erschöpfend ergänzt, und als eine in jeder Hinsicht treffliche Vorarbeit für die von Hrn. Lappenberg beabsichtigte neue Ausgabe in den Monumentis betrachtet werden muß. 8) Presbyteri Bremensis chronicon Holsatiae. (S. 892 — 917.) Nach einer Einleitung über das muthmaßliche Vaterland, über die Quellen und Handschriften dieses Chronisten wird nachgewiesen, daß nicht der vorhandene deutsche (niedersächsische) Text, wie namentlich Westphalen (Mon. ined. III.) annimmt, sondern der lateinische das Original dieser Chronik enthalte, und daß ersterer nichts weiter als eine erst nach der Reformation abgefaßte Uebersetzung sey. Beygegeben sind einige ungedruckte Urkunden aus dem Schleswig-Holsteinischen Archive zu Kopenhagen, welche die Glaubwürdigkeit einiger angestrittenen Stellen des presbyter Bremensis darthun, und insbesondere auf die Lebensverhältnisse des Grafen Heinrich des Eisernen von Holstein ein neues Licht werfen.

Hr. Dr. Waitz in Hannover, Verfasser der Geschichte Heinrichs I., seit einigen Jahren von Hrn. Archivrath Pertz bey der Redaction der Monumenta vorzugsweise beygezogen, beurkundet durch die hier niedergelegten Elaborate sein Talent für Gegenstände dieser Art. Seine Abhandlung, betitelt: Hersfelder Annalen (S. 663 — 699) bezielt die von überwiegenden Gründen unterstützte Darlegung, daß die s. g. Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses, Weissenburgenses und des Lambertus Aschaffnaburgensis hinsichtlich eines großen Theils ihrer Aufzeichnungen auf das Kloster Hersfeld als ihre gemeinsame älteste Heimath hinweisen: es werden ferner die Verwandtschaftsverhältnisse dieser Annalen zu den Annales Fuldenses, Lobienses, Monasterienses und zu Marianus Scotus, in einem Anhange endlich die Annales Quedlinburgenses als Quelle des Thietmar von Merseburg erörtert. S. 739 — 741 weiset Hr. Dr. W. nach, daß die von Mone (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1836 S. 5.) aus einer Handschrift von Boulogne sur mer bekannt gemachten Annales Sithienses (von der Heimath des Codex Sithiu benannt) durchaus nichts seyen, als ein Auszug aus Enhards Fuldischen Annalen mit theilweiser Benützung der Annales Laurissenses und Eginhardi. — In dem Aufsatze: Ueber das Verhältniß des Hermannus Kornerus zum Henricus de Hervordia (S. 761 — 765) liefert Hr. Dr. W. den Beweis, daß die Chronik des ersteren (Eccard. corp. hist. II. 431.) lediglich nur eine äußerst nachläßig gepflogene von Unrichtigkeiten wimmelnde Compilation aus der noch ungedruckten Chronik des Henricus de Hervordia, sohin als ganz unzuverläßig aus der Reihe der Geschichtsquellen fortzuweisen sey.

Zusätze und Berichtigungen zu den Lappenbergischen Abhandlungen, und ein Namen- und Sachregister zum sechsten Bande schließen das vorstehende Doppelheft.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Rede des heiligen Basilius des Grossen an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller ꝛc.

(Fortsetzung.)

K. X. §. 38. *Καὶ μὴν καὶ ὁ Κεῖός που σοφιστὴς τῶν ἑαυτοῦ συγγραμμάτων ἀδελφὰ τούτοις εἰς ἀρετὴν καὶ κακίαν ἐφιλοσόφησεν*]. „Ja auch der Weise von Keos hat in seinen Schriften wohl diesem Verwandtes auf Tugend und Schlechtigkeit gedichtet.“ Daß Hr. N. *σοφιστὴς* (nämlich Prodikos) hier in der Bedeutung als Weiser nahm, läßt sich nicht billigen. *Που* ist nicht wohl, sondern irgendwo in seinen Schriften, quodam in loco scriptorum suorum, wie Sturz ganz richtig bemerkte. Der Ausdruck gedichtet scheint dem Rec. nicht passend. — §. 40. *ἀπὸ τοῦ σχήματος*) „durch ihr äußeres Erscheinen.“ Warum nicht ganz einfach: „durch ihr Aeußeres?“

K. XI. §. 45. *ἀλλ' ἡ γλῶττα μὲν ὀμώμοκεν, ἡ δὲ φρὴν ἀνώμοτος κατ' Εὐριπίδην ἐρεῖ, καὶ τὸ δοκεῖν ἀγαθὸς πρὸ τοῦ εἶναι διώξεται.*) Hr. N.: „Es hätte zwar unsere Zunge geschworen, das Herz aber dürfte, nach Euripides, schwurlos reden, und wir wollten uns um den Schein des guten Mannes, statt um das Seyn bemühen?“ Da im Vorhergehenden steht: *αὐτὸς δέ τις ἕκαστος διαστάσει πρὸς ἑαυτὸν, καὶ οὐχὶ τοῖς λόγοις ὁμολογοῦντα τὸν βίον παρέξεται*, und diese Worte mit dem Obigen nach Sturz durch ein Komma (Andere setzen unschicklich ein Fragezeichen) verbunden sind, so hätte so übersetzt werden sollen: „Ein jeder wird mit sich selbst im Widerspruche stehen und ein Leben führen, das mit seinen Reden nicht übereinstimmt, sondern, die Zunge, wird er mit Euripides sagen, hat zwar geschworen, das Herz aber weiß nichts vom Schwure, und er wird sich bestreben, lieber gut zu scheinen, als zu seyn.“ Das nach *διώξεται* von Hrn. N. gesetzte Fragezeichen muß in einen Punct verwandelt werden. Daß die letzten Worte eine Nachahmung des vielgerühmten Verses des Aeschylos in d. Sieben geg. Theb. 592. sind, hätte in den Anmerkungen angedeutet werden sollen.

K. XII. §. 47. *ἐλοιδόρει τὸν Περικλέα τῶν ἐξ ἀγορᾶς τις ἀνθρώπων· ὁ δὲ οὐ προσεῖχε, καὶ εἰς πᾶσαν διήρκεσε τὴν ἡμέραν, ὁ μὲν ἀφειδῶς πλύνων αὐτὸν τοῖς ὀνείδεσιν, ὁ δὲ οὐ μέλων αὐτῷ.*) Hier ist vor allem der Text zu berichtigen. Statt *διήρκεσε*, (Frémion gab nach fünfzehn Pariser Handschriften *διήρκεσεν*, was allerdings kräftiger ist, als die gewöhnliche Lesart; denn daß das *νῦ ἐφελκυστικὸν* vor einem Consonanten Nachdrucks halber im Laufe der Rede gesetzt wird, ist bekannt) möchte Rec. mit drey Pariser Handschriften und einer Münchner *διήρκεσαν* lesen, wofür auch Boissonade (Anecd. Gr. Vol. V. p. 455) stimmt. Nach *ὁ δὲ* ist mit Boissonade a. a. O. ein Semikolon zu setzen (man ergänze nämlich *οὐ προσέχων τὸν νοῦν* in Gedanken), und statt *μέλων* nach sechs Pariser Codd., mit Boissonades Zustimmung, *μέλον* zu schreiben. Hr. N. übersetzte: „So dauerte es den ganzen Tag: jener überschüttete ihn schonungslos mit bösen Worten, dieser aber kümmerte sich nicht um ihn,“ die sonderbare Bemerkung beyfügend: „Wir nehmen hier das griechische Wort *διήρκεσε*, im Gegensatze mit Combesis und Garnier, unpersönlich und be-

ziehen es auf den ganzen Satz zurück." Dieß widerstreitet aber schlechthin aller Grammatik; denn worauf soll ὁ μὲν — πλύνων bezogen werden? Der Sinn ist: und so fuhren sie den ganzen Tag fort, jener schonungslos ihn mit Schmähungen zu überschütten, dieser nicht darauf zu achten, da ihm nicht daran lag. — Zur Erläuterung der Worte: ὅπως αὐτῷ μὴ διαφθαρείη τὸ πρὸς φιλοσοφίαν γυμνάσιον, dient eine Stelle aus Joh. Chrysostom. in Epist. I. ad Cor. Homil. XXVI. Tom. X. p. 239. D. ed. Montfauc., wo es heißt, daß Sokrates äußerte, er habe an der Xanthippe zu Hause γυμνάσιον καὶ παλαίστραν φιλοσοφίας. Aus Basilius schöpfte, wie Boissonade (Anecd. Gr. Vol. V. p. 449) bemerkt, Gregorius der Mönch in seiner Lobrede auf den Kardinal Bessarion. Eben so sagt Basilius in der Homilie gegen die Zornigen Bd. II. S. 88. B.: γυμνάσιόν σοι πρὸς φιλοσοφίαν ἔστω τὰ ῥήματα. — §. 49. ἐπ' ἐχθροὺς θυμὸς ὁπλίζει χέρα) „Gegen den Feind waffne (vielmehr waffnet) Entrüstung die Hand."

K. XIII. §. 50. Ἐπαναγάγωμεν δὲ τὸν λόγον αὖθις πρὸς τὰ τῶν σπουδαίων πράξεων παραδείγματα.] „Doch wir wollen diese Vorschrift wieder auf Beyspiele edler Handlungen zurückführen." Statt: diese Vorschrift, soll es heißen: die Rede. Denn τὸν λόγον ἐπανάγειν, die Rede zurückführen, ist eine bekannte Ausdrucksweise, bey welcher die Rede als etwas Personificirtes gedacht wird. Aehnlich sagt Basilius über das Fasten Bd. II. S. 4. A.: Ἀλλ' ἐπὶ τὴν ἱστορίαν βαδιζέτω ὁ λόγος. Synes. über das Königthum. S. 12. B.: Ὁ δὲ λόγος βαδίζων ἐξάγει τὸν βασιλέα τῶν βασιλείων, und S. 29. B.: Καί μοι πάλιν ὁ λόγος ἐπὶ τὰ μικρῷ πρόσθεν ἀνακάμπτει. Plat. Phileb. S. 20. C.: προϊὼν δ' ὁ λόγος ἔτι σαφέστερον δείξει. Cicero de divinat. I. 49.: Sed unde huc digressa est, eodem redeat oratio. Vrgl. Jacobs z. Aelian. S. 449. — §. 51. — ἄλλο μὲν οὐδὲν ὁ Σωκράτης ποιῆσαι, ἐπιγράψαι δὲ τῷ μετώπῳ λέγεται] „— habe Sokrates bloß auf seine Stirne — die Worte geschrieben." Warum nicht: soll — geschrieben haben? Unterhalb ist τοὺς τηλικούτους durch junge Leute statt durch Jünglinge solchen Alters gegeben. Im Folgenden: τοῦτο μὲν γὰρ τοῦ Σωκράτους ἀδελφὸν ἐκείνῳ τῷ παραγγέλματι, ὅτι τῷ τύπτοντι κατὰ τῆς σιαγόνος καὶ τὴν ἑτέραν παρέχειν προσῆκε, τοσοῦτον δεῖν ἀπαμύνασθαι, übersetzte Herr N., die indirecte Rede in die directe umwandelnd: „Denn gerade diese Handlung des Sokrates entspricht ja jenem Gebote: „So dir jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, so biete ihm den andern auch dar:" So wenig sollen wir uns rächen. — §. 52. τὸ δὲ τοῦ Περικλέους ἢ τὸ Εὐκλείδου τῷ τοὺς διώκοντας ὑπομένειν, καὶ πρᾴως αὐτῶν τῆς ὀργῆς ἀνέχεσθαι, καὶ τῷ τοῖς ἐχθροῖς εὔχεσθαι, ἀλλὰ μὴ ἐπαρᾶσθαι.] Daß der Uebersetzer über diese genau an das Vorhergehende sich anschließende Stelle mit sich nicht im Klaren war, davon zeugt seine Uebertragung, welche so lautet: „So auch das Beyspiel des Perikles in geduldiger Ertragung seines Widersachers und in der sanftmüthigen Stimmung gegen dessen Zorn, oder des Eukleides, der seine Feinde segnet, statt ihnen zu fluchen." Hätte er zu τὸ δὲ und ἢ τὸ aus dem Vorhergehenden ἀδελφὸν, und zu den zwey folgenden τῷ jedesmal παραγγέλματι supplirt, und das Erste auf Matth. 5, 40. f., das Zweyte auf Matth. 5, 44. bezogen, so würde ihm der Sinn dieser Stelle deutlich geworden seyn. Trefflich Uhlemann: „Das Benehmen aber des Perikles und Euklides stimmt mit der Lehre überein, daß wir diejenigen, die uns verfolgen, dulden und ihren Zorn mit Sanftmuth ertragen, so wie damit, daß wir unsere Feinde segnen, nicht aber ihnen fluchen sollen." — §. 54. Τὸ δὲ τοῦ Κλεινίου — χαλεπὸν πιστεῦσαι u. s. w.) „Ja und vollends bey jenem Benehmen des Kleinias — wird es uns schwer zu glauben." Solche Einschiebsel, wie ja und vollends, sind nicht zu billigen.

K. XV. §. 68. Ἀλλ' ὥσπερ ἐν τοῖς γυμνικοῖς ἀγῶσιν· εἰ δὲ βούλει, τῆς μουσικῆς, ἐκείνων εἰσὶ τῶν ἀγώνων αἱ μελέται, ὧνπερ οἱ στέφανοι.] Sechs Pariser Handschriften, eine Münchner, die Ed. pr. und Patusas lesen τοῦ

μουσικοῖς, die übrigen Codd. und Ausgaben τῆς μουσικῆς. Plat. in d. Gesetz. S. 828. C. hat zwar καὶ ἀγῶνας μουσικούς, τοὺς δὲ γυμνικούς. Daß aber die Attiker vielmehr ἀγὼν μουσικῆς, als ἀγὼν μουσικὸς gebrauchten, zeigte, nach Hemsterhuys zu Aristoph. Plut. v. 1163. f. Morus z. Isokrat. Paneg. K. 42. Daher möchte Rec. in der vorliegenden Stelle τοῖς (nämlich ἀγῶσι) μουσικῆς schreiben, um so mehr, als μουσική, ποιητική, ῥητορική und andere dergleichen Kunstnamen ohne Artikel gesetzt werden, wie Schäfer Melet. crit. S. 4 f., und nach ihm Boissonade zu Marin. Leben des Prokl. S. 87 gezeigt haben. Nach οἱ στέφανοι fügte Garnier aus drey seiner Handschriften πρόκεινται ein, welches jedoch füglicher weggelassen wird, so wie es auch vierzehn Pariser Codd., darunter sechs sehr alte, und alle Münchner, nebst der ersten Ausgabe, mit welcher auch die Maische, Sturzische und Fremionische übereinstimmen, nicht anerkennen. Wie aber Hr. N. übersetzen konnte: „Allein wie in den körperlichen, und wenn man will, auch in den geistigen Wettkämpfen," ist auffallend, zumal da sich sogleich die Worte: καὶ οὐδεὶς γε πάλην ἀσκῶν ἢ παγκράτιον, εἶτα κιθαρίζειν ἢ αὐλεῖν μελετᾷ, anschließen. Οἱ στέφανοι würde Rec. durch Kronen oder Siegeskränze, nicht durch Preise gegeben haben. Das Folgende: Οὔκουν ὁ Πολυδάμας γε· ἀλλ' ἐκεῖνος πρὸ τοῦ ἀγῶνος τοῦ Ὀλυμπιάσι τὰ ἅρματα ἵστη τρέχοντα, καὶ διὰ τούτων τὴν ἰσχὺν ἐκράτυνε, drückte der Uebersetzer sonderbar genug so aus: „wenigstens Polydamas nicht, der vielmehr vor den Spielen in Olympia einen Wagen im Laufe aufhielt und für diese Probe von Stärke den Sieg gewann. Im Griechischen steht nicht ἅρμα, sondern τὰ ἅρματα. Der Sinn der Schlußworte aber ist: und stärkte dadurch seine Körperkraft. — §. 60. τὰ Μαρσύου καὶ τὰ Ὀλύμπου τῶν Φρυγῶν] Τῶν Φρυγῶν ist in der Uebersetzung nicht berücksichtigt worden. Unten gab Hr. N. die Worte: τάχυ γ' ἂν στεφάνων ἢ δόξης ἔτυχον, ἢ διέφυγον τὸ μὴ καταγέλαστοι εἶναι κατὰ τὸ σῶμα; ganz richtig, mehr aber einem dunklen Gefühle folgend, als nach streng grammatischen Grundsätzen verfahrend, wie man aus der beygefügten Anmerkung S. 45 ersieht, wo er sich so vernehmen läßt: „wörtlich, sie hätten bald, oder vielleicht wohl Kränze erlangt, oder hätten sich wenigstens von Seiten des Körpers nicht lächerlich gemacht. In diesem Sinne müßte Basilius, im Gegensatze zu der antiken Denkungsart, jede, auch die ruhmwürdigste körperliche Auszeichnung für eine lächerliche Sache erklären und zugleich bey beyden Athleten grosse dichterische und musikalische Anlagen voraussetzen, was sich weder geschichtlich (,) noch psychologisch, bey solchen Riesenschultern und Nerven, rechtfertigen ließe. Dagegen giebt der auch in neuern Sprachen gebräuchliche ironische Sinn des Wortes „bald" für „nie" den richtigen Gedanken: sie hätten durch Vorübungen, welche mit ihren natürlichen Anlagen im Widerspruche standen, ihre wahre Bestimmung verfehlt." Offenbar wurde der Verfasser durch die Sturzische Ausgabe, welche nach σῶμα statt des Fragezeichens einen Punct setzt, irregeführt. Hätte er Garniers Ausgabe, welche er zwar erst nach dem Abdrucke der Uebersetzung, für die Anmerkungen aber noch frühe genug zu benutzen Gelegenheit hatte, gehörig verglichen, so würde er gefunden haben, daß sie nach σῶμα ein Fragezeichen hat. Wollte man aber einen Punct setzen, so müßte οὐ ταχὺ γ' ἂν gelesen werden, was die Pariser Handschrift 1773. und die damit stimmende Ed. pr. haben. Und in diesem Sinne übersetzte Hr. N.: so hätten sie schwerlich Kränze oder Ruhm erlangt, und wären kaum der Gefahr entgangen, sich von Seiten des Körpers lächerlich zu machen." Die Pariser Handschrift 3021. giebt σχολῇ γ' ἄν. Σχολῇ aber steht auf radirter Stelle, und ist unstreitig ein Glossem. Der Münchner Codex 131. hat lückenhaft ταχ γ στεφ. Die übrigen Münchner und Pariser bieten einstimmig ταχύ. Combefis schwankte zwischen ταχὺ und τάχα, welches Letztere allerdings einen trefflichen Sinn giebt, aber von keiner Handschrift bestätigt wird.

(Schluß folgt).

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der siebente Band hat einen bey weitem grösseren Umfang als die früheren Bände, (er zählt 67 Druckbogen) und zeichnet sich durch besondere Reichhaltigkeit aus. Sein Erscheinen ist aber um so erfreulicher, als er nicht nur von der Thätigkeit der Gesellschaft und namentlich der Gesellschaftsvorstände ein rühmliches Zeugniß gibt, sondern auch gewissermassen Ergänzungen zu den bereits erschienenen Bänden der Monumenta liefert, in deren viertem Bande namentlich an mehreren Stellen auf diesen neuesten Band des Archivs bereits verwiesen ist.

Derselbe zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste enthält „Berichte über einige in den Jahren 1826 bis 1837 für die Monumenta unternommene Reisen" (S. 1 — 226); der zweyte besteht aus „Bemerkungen über einzelne Handschriften und Urkunden" (S. 227 — 1022).

Die für den Zweck der Gesellschaft unternommenen wissenschaftlichen Reisen sind folgende: I. Reise nach den südlichen Niederlanden, Paris und England vom 16. Oktober 1826 bis 3. November 1827, von Hrn. Archivrath Pertz. II. Reise nach Franken und Bayern vom 24. July bis 29. August 1833, von demselben. III. Reise nach den Niederlanden im August und September 1835, von demselben. IV. Reise nach England und Irland im Sommer 1836, von Hrn. Archivar Dr. Lappenberg zu Hamburg. V. Reise nach Kopenhagen im Herbste 1836, von Hrn. Dr. Waitz zu Hannover. VI. Reise nach der Schweiz und Savoyen im August und September 1837 von Hrn. Archivrath Pertz. VII. Reise nach dem südlichen Frankreich vom August bis November 1837, von Hrn. Dr. Waitz.

Jedem dieser Reiseberichte sind die Verzeichnisse der in den besuchten Bibliotheken vorfindlichen in den Bereich der Monumenta einschlagenden Handschriften beygegeben. Da die nächste Aufgabe dieser Reisen nur darin bestand, eine möglichst vollständige Uebersicht der vorhandenen den Gesellschaftszweck berührenden handschriftlichen Geschichtsquellen zu ermitteln, und die wirkliche Benützung derselben entweder blos vorzubereiten, oder doch nur in so weit sogleich an Ort und Stelle vorzunehmen, als es die dem Reisenden zu Gebote stehende Zeitfrist möglich machte, so darf an diese sämmtlichen Handschriften-Verzeichnisse nicht der Maßstab mit Musse und mit bibliographischer Umständlichkeit ausgearbeiteter kritischer oder raisonnirender Cataloge angelegt werden. Sie tragen beynahe ohne Ausnahme das Gepräge an sich, daß sie ohne weitere Ueberarbeitung geradezu abgedruckt wurden, wie sie aus der Reise-Mappe kamen; diese ihre unvollkommene Gestalt läßt sich aber um so mehr rechtfertigen, als sie in der Regel nur Auszüge aus den dargebotenen Handschriften-Verzeichnissen der betreffenden Bibliotheken selbst sind, die größere oder mindere Vollständigkeit und Brauchbarkeit derselben sohin nicht den Reisenden, sondern nur dem jeweiligen Stande der respectiven Bibliothek-Cataloge, den verschiedenen Graden von Liberalität auf Seite der Bibliothekbeamten, und einer Menge anderer äußerer Umstände angerechnet werden muß. Uebrigens ist ja eben durch die Bekanntmachung der vorliegenden Auszüge Gelegenheit und Veranlassung, ja gewissermassen eine öffentliche Aufforderung gegeben, dieselben nach Möglichkeit zu ergänzen und zu berichtigen. Solcher nachträglicher Vervollständigung und Berichtigung bedürften namentlich die von Herrn Archivrath Pertz während seines nur zwölftägigen Aufenthalts in München (i. J. 1833.) gefertigten Auszüge aus den zum Theil antiquirten Handschriften-Catalogen der hiesigen Hof- und Staats-Bibliothek, wozu die seit jener Zeit unausgesetzt fortgeführte Handschriften-Consignation des eigens hiefür verwendeten rühmlichst bekannten Bibliothekcustos Schmeller die trefflichsten Mittel an die Hand geben wird.

Die den zweyten Abschnitt bildenden Bemerkungen über einzelne Handschriften und Urkunden sind theils das Ergebniß der von den genannten Reisenden vorgenommenen näheren Untersuchungen in obigen Verzeichnissen nur kurz angedeuteter Manuscripte, theils aus den Mittheilungen der übrigen Gesellschaftsmitglieder, und der literarischen Correspondenz der Central-Direction hervorgegangen. Die auf diese Weise gewonnene ungeheure Masse von Notizen ist auf dieselbe zweckmäßige Art, wie bereits im fünften Bande des Archivs mit den Erfolgen der italienischen Reise des Hrn. Archivraths Pertz geschehen, nach den fünf Sectionen vertheilt, in welchen die Monumenta selbst im Drucke erscheinen, nämlich I. Geschichtschreiber, II. Gesetze, III. Urkunden, IV. Briefe. V. Alterthümer.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Julii Sillig Quaestionum Plinianarum Specimen primum. Dresdae. 1839. 30 S.

So klein diese Schrift, die als Osterprogramm des Gymnasiums zu Dresden erschien, ihrem äußern Umfange nach ist, so ist sie doch für die Kritik des Plinius bedeutend genug, um die Aufmerksamkeit aller, welchen die Fortschritte jener nicht gleichgültig sind, auf sich zu ziehen, und Ref. hält es daher für seine Pflicht, da er die bey Täubner erschienenen Ausgaben des Plinius von demselben Verfasser in diesen Blättern (1836. Nr. 164 — 169.) angezeigt hat, auch dieses Werkchen hier mit einigen Worten zu besprechen, welches mit jener Ausgabe in engem Zusammenhange steht.

Während nämlich Hr. Sillig dort den handschriftlichen Apparat, so weit er in den frühern Ausgaben zerstreut vorlag, gesammelt hat, giebt uns diese Schrift einen Beweis von seinen weiteren Bemühungen für die in Auftrag der Gesellschaft deutscher Naturforscher von ihm zu veranstaltende große Ausgabe des Plinus, über deren Fortgang Ref. bereits an einem andern Orte (vgl. Verhandl. d. ersten Versamml. deutscher Philol. u. Schulm. S. 23.) nach Hrn. Silligs eigenen Mittheilungen berichtet hat.

Nach jenen Mittheilungen glaubte Hr. S., gewiß mit Recht, die Vorarbeiten zu der großen Ausgabe nicht mit der Sammlung jenes verhältnißmäßig unbedeutenden Apparates als abgeschlossen betrachten zu dürfen; sondern, bevor er zu der Verarbeitung der ihm durch hohe Gönner des Unternehmens zu Theil gewordenen neuen kritischen Hülfsmittel schritte, erst den ganzen Kreis der noch übrigen Schriftsteller, aus denen Plinius schöpfte, so wie derjenigen, welche wiederum ihre Bücher mit dem von ihm gesammelten Materiale füllten, durchmessen zu müssen, eine Aufgabe, die sich in der That einer herculischen Arbeit vergleichen läßt. In jenem Berichte wurde auch schon ein für die Kritik des Plinius höchst wichtiges Anecdoton erwähnt, dessen Abschrift sich Hr. S. von Paris verschafft habe. Ueber dieses erhalten wir nun in diesem Werkchen genauere Notizen, sowie den Nachweis des aus demselben für die Kritik der Naturalis Historia hervorgehenden Nutzens, und zwar zunächst für zwey Bücher, das 19te und 20te.

Es ist aber dieses Anecdoton ein dem Appulejus Madaurensis beygelegtes Werk de remediis salutaribus, welches Salmasius in seinen Exercitatt. Plinian. mehrfach mit Glück zur Herstellung verdorbener Stellen des Plinius benützt hat, ohne jedoch zu bemerken, woher er dieses Werk hatte. Es ist daher nur einem glücklichen Zufalle zuzuschreiben, daß Hr. S. bey seinem frühern Aufenthalte in Paris in eben der Handschrift, die es enthält, mehrere Epigramme und das pervigilium Veneris verglich, und in Folge dessen, wenn er gleich damals sich nicht um den übrigen Inhalt derselben bekümmerte, doch durch die Angaben des Salmasius auf die Vermuthung gebracht wurde, daß dieses Werkchen in dieser durch ihr Alter ausgezeichneten Handschrift zu finden seyn möchte. Herr Bibliothekar Hase, an den er sich deßhalb wandte, bewährte auch hier die nie ermüdende Gefälligkeit und Zuvorkommenheit, mit der er die Forschungen deutscher Gelehrten zu unterstützen pflegt; und erfreute Hrn. Sillig mit der Bestätigung seiner Vermuthung, wie mit einigen genaueren Angaben über die Beschaffenheit der Handschrift. Hr. Fr. Dübner erwies darauf Hr. Sillig den großen Freundschaftsdienst, das ganze Anecdoton für ihn abzuschreiben, und so sah er sich unvermuthet schnell

im Besitze des längst gewünschten Werkes, das bey genauerer Betrachtung die Hoffnungen, die er davon hegte, keineswegs täuschte, da der Verf. desselben eine Handschrift vor Augen hatte, die zwar vielfältig verdorben, aber, gleich der trefflichen Bamberger, vollständiger war, als die, von denen die andern jetzt bekannten Handschriften herstammen. So groß nun der Dienst ist, den der Verf. dieses medicinischen Werkchens der Kritik des Plinius erwiesen hat, so gering ist sein Verdienst an sich. Er ist bloßer Compilator, und zwar, nach der vorhandenen Handschrift zu urtheilen, dessen, was er schrieb, ganz unkundig; weßhalb Hr. S. gewiß mit Recht annimmt, daß er sich den Namen des Appulejus Madaurensis nur fälschlich beylegte. Wahrscheinlich excerpirte er die Bücher 19 — 32 des Plinius; jetzt ist aber nicht mehr das Ganze vorhanden, indem 5 — 6 Blätter fehlen.

Nach genauer Beschreibung dieser Handschrift, sieht sich Hr. S. durch den Umstand, daß in vielen Fällen, wo griechische Wörter in den bisherigen Ausgaben mit lateinischen Buchstaben geschrieben erscheinen, in dieser aber theils griechische Schrift, theils unverkennbare Spuren derselben zu finden sind, veranlaßt, auf die Frage einzugehen, welche Schreibart vorzuziehen sey, worin er vor dem allzueifrigen Streben nach Gleichförmigkeit warnt, und dagegen die Entscheidung billiger Weise den besten Handschriften anheim stellt. Bey dieser Gelegenheit wird eine nicht unbedeutende Zahl von Stellen verbessert. Darauf folgen dann noch siebzehn, an denen bisher meist unbemerkte Lücken ausgefüllt werden.

Nur ungerne versagt sich Ref. die einzelnen Stellen mit ihren Verbesserungen hier aufzuführen; doch verbietet es der Raum. Von ganzem Herzen stimmt er dem Lobe bey, welches Zumpt in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (April Nr. 78 f.) dem Hrn. Verf. gespendet hat; er kann aber auch nicht umhin, auf eine Ausstellung, die dort bereits gemacht worden ist, einzugehen. Es fragt sich nämlich, ob nicht Hr. S. der Regel, die er selbst aufgestellt hat, daß man bey Aufnahme des Einzuschaltenden wohl auf der Hut seyn solle, daß man nicht Worte des Compilators unter die des Autors aufnähme, zuwider gehandelt hat, indem er 19 §. 159 (f. 47) in der Stelle: Mentae nomen suavitas odoris apud Graecos mutavit, cum alioqui mintha vocaretur, unde nostri nomen declinaverunt, vorgeschlagen hat, nach dem Pseudo-Appulejus für alioqui zu schreiben ante, und am Schlusse hinzuzusetzen nunc autem coepit dici ηδυοσμον. An der Richtigkeit des Namens ist eben so wenig zu zweifeln, als daran, daß Plinius ihn kannte, was aus seinen Worten hervorgeht; es kommt aber darauf an, ob er für nöthig erachtete, diesen Namen hier zu nennen, und ihn nicht vielmehr als bekannt voraussetzte. Gegen die Art wie er hier genannt wird, haben wir aber mancherley einzuwenden. Daß es ηδυοσμος heißen müßte, ist schon von Zumpt bemerkt worden; statt dici fordert der Sprachgebrauch des Plinius vocari, vrgl. 16. f. 83. cum coepit Ilium vocari u. dgl.; mit dem Vorhergehenden paßt ferner autem nicht zusammen; und es läßt sich nicht nachweisen, wie die Lücke in den Handschriften entstanden sey, was doch nöthig ist, wenn man mit gleicher Gewißheit, als es bey den aus der Bamberger Handschrift ergänzten Stellen, so wie bey denen der Fall ist, die Ref. in diesen Blättern und a. a. O. zusammengestellt hat; denen sich in dieser Abhandlung folgende Stelle anreiht: 19. §. 61. (f. 21.) sed cucumis cartilagine et carne constat: cucurbita cortice et cartilagine; auch möchte ante wohl dem Compilator angehören. Nach unserer Ansicht konnte Plinius nur etwa so schreiben: Mentae nomen suavitas odoris apud Graecos mutavit, coepit enim ηδυοσμος vocari, cum alioqui μινθα vocaretur, und mit alioqui, was den Sinn hätte: nomine non mutato, ließe sich etwa vergleichen: 11. f. 115. Quaedam innocua alioqui, venenatis pasta noxia fiunt et ipsa; doch würden wir den Vorwurf der Interpolation befürchten, wenn wir es in den Text eingesetzt wissen wollten.

(Schluß folgt.)

Rede des heiligen Basilius des Grossen an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller ꝛc.

(Schluß.)

K. XV. §. 62. *Ταύτῃ τοι καὶ Ἀλεξάνδρῳ ποτὲ τὸ Φρύγιον ἐπαυλήσαντα ἐξαναστῆσαι αὐτὸν ἐπὶ τὰ ὅπλα λέγεται μεταξὺ δειπνοῦντα.*] „So soll er den Alexander einst durch sein begleitendes Flötenspiel in phrygischer Tonweise während des Mahles zu (zur) Ergreifung der Waffen begeistert haben.“ Passender Uhlemann: — durch die phrygische Weise, die er ihm vorgeblasen. — Außer Dion Chrysost. Or. I. de regn. z. A. und Plutarch. de fort. Alex. 2, 4, welche der Uebersetzer anführt, erwähnt dieser Anekdote auch Suidas v. *Ἀλέξανδρος*, v. *Ὀρθιασμάτων* und v. *Τιμόθεος*.

K. XVII. §. 72. *Ὥστε καλλωπιστὴν εἶναι καὶ ὀνομάζεσθαι ὁμοίως αἰσχρὸν ἡγεῖσθαί φημι δεῖν τοὺς τοιούτους* u. s. w.] „Darum müssen solche Leute das Amt und den Namen eines Putzsüchtigen für eben so ungeziemend halten“ ꝛc. Rec. würde so übersetzen: „Daher, sage ich, müssen Solche es für ebenso schändlich halten, putzsüchtig zu seyn und zu heißen.“ *Εἶναι* und *ὀνομάζεσθαι* oder *λέγεσθαι* werden nicht selten mit einander verbunden. S. Greg. v. Naz. Red. XLIII. S. 786. E. Themist. Red. XXIII. S. 289. D. und Synes. Br. IV. S. 161. B. So auch *εἶναι* und *προσαγορεύεσθαι* von Synes. im Dion. S. 48. B.; vrgl. Boissonade z. Eunap. S. 549 und Anecd. Gr. Vol. I. p. 319. *Φημὶ* ist von dem Uebersetzer unbeachtet geblieben. — §. 73. *πρὸς ἄλλο τι τῶν παθῶν ἀγεννῶς διακεῖσθαι* ist nicht: irgend einer andern unedlen Leidenschaft verfallen seyn, sondern: irgend einer andern Leidenschaft fröhnen. — §. 74. *τοῦ σοφοῦ παραγγέλματος, ὅτι οὐ τὸ ὁρώμενόν ἐστιν ὁ ἄνθρωπος*] Die Platonischen Stellen hat Hr. N. gehörig nachgewiesen. Ausführlicher drückt Basilius diesen Gedanken in der dritten Homilie B. II. S. 18. C. aus, wo es heißt: *ἄλλο γάρ ἐσμεν ἡμεῖς αὐτοί, καὶ ἄλλο τὰ ἡμέτερα, καὶ ἄλλο τὰ περὶ ἡμᾶς. Ἡμεῖς μὲν οὖν ἐσμὲν ἡ ψυχὴ καὶ ὁ νοῦς, καθ᾽ ὃ κατ᾽ εἰκόνα τοῦ κτίσαντος γεγενήμεθα· ἡμέτερον δὲ τὸ σῶμα, καὶ αἱ δι᾽ αὐτοῦ αἰσθήσεις· περὶ ἡμᾶς δὲ χρήματα, τέχναι, καὶ ἡ λοιπὴ τοῦ βίου κατασκευή.* Mehreres hierüber hat Segaar z. Klem. von Alex.: Quis dives salutem consequi possit p. 290. sq. und 295. gesammelt. Im Folgenden sind die Worte *ὅστις ποτέ ἐστιν* in der Uebersetzung ausgefallen. — §. 75. *μὴ διὰ τῶν ὤτων διεφθαρμένην μελῳδίαν τῶν ψυχῶν καταχεῖν*] Hr. N.: „daß man auch nicht durch das Gehör die Wirkungen einer sittenverderbenden Dicht- und Tonkunst in die Seele aufnimmt.“ Ein wahres quid pro quo! *Διεφθαρμένη μελῳδία*, wofür Basilius unten §. 78. *μοχθηρὰ μελῳδία* gebraucht, ist nichts anders, als *διεφθορότα ᾄσματα* bey Lukian. Bd. I. S. 55. ed. Bip. oder *ᾠδαὶ ἀνειμέναι* hier oben Kap. VI. §. 21., oder *τὰ ᾄσματα τὰ πορνικὰ* Homil. XIV. 1. S. 123. C. und *ᾄσματα αἰσχρὰ* S. 129. C. Statt *καταχεῖν* hat die Sturzische Ausgabe fälschlich *κατασχεῖν*. Basilius mochte Plat. Polit. S. 411. A.: *ὅταν — τις μουσικῇ παρέχῃ καταυλεῖν καὶ καταχεῖν τῆς ψυχῆς διὰ τῶν ὤτων* vor Augen gehabt haben. Vrgl. van Heusde Specim. crit. in Platon. p. 127. sq. Die nachstehenden Worte *ἀνελευθερίας — καὶ ταπεινότητος ἔκγονα πάθη* sind durch unfreye und unedle Leidenschaften gegeben. Warum nicht durch unedle und niedrige Leidenschaften?

K. XVIII. §. 80. *Ἑνὶ δὲ λόγῳ, παντὸς ὑπεροπτέον τοῦ σώματος*] Statt *παντὸς* vermuthete Boissonade (s. Frémion Not. p. 135.) *πάντως*. Auch Hr. N. übersetzte überhaupt. Doch findet man keine Bemerkung hierüber.

K. XIX. §. 82. *Πᾶν μὲν οὖν τοὐναντίον κολάζειν αὐτὸ* (d. i. *τὸ σῶμα*) u. s. w.] Die Quelle, woraus Basilius geschöpft, hat der Uebersetzer richtig angezeigt. Hätte er aber mit seinem Schriftsteller eine vertrautere Bekanntschaft gemacht, so würde er gefunden haben, daß Basilius als eifriger Nachahmer Platons dieser Ver-

gleichungen sich öfter bedient, nämlich oben S. 179. A., Homil. III. S. 21. A. (vrgl. die Herausgeber z. Greg. v. Nyss. über die Seele und die Auferstehung S. 166 f. und 370) und S. 23. A., Homil. VIII. S. 62. B — C., Homil. XIV. S. 129. B. — §. 83. *Οὐ παύσῃ χαλεπώτερον σεαυτῷ κατασκευάζων τὸ δεσμωτήριον*] Daß die Pythagoreer und Platoniker, nach dem Vorgange der Orphiker (s. Plat. Kratyl. S. 400. C.), den Körper das Gefängniß der Seele nannten (s. Plat. Phädon S. 62. B. und Ast's Anm. Bd. XI. S. 519., und S. 67. D.), hätte füglich bemerkt werden sollen. Ueber das Folgende: *τὸ νοσῶδες χωρίον τῆς Ἀττικῆς τὴν Ἀκαδημίαν καταλαβεῖν ἐξεπίτηδες* ist außer dem, was Sturz anführt, Aeneas v. Gaz. S. 21. f. und K. Barths und Boissonade's Anmerk. daselbst S. 210. f. nachzusehen. — §. 84. *Ἐγὼ δὲ καὶ σφαλερὰν εἶναι τὴν ἐπ' ἄκρον εὐεξίαν ἰατρῶν ἤκουσα*] Daß Basilius Hippokrat. Aphorism. I. 3, wo es heißt: *ἐν τοῖς γυμναστικοῖσι αἱ ἐπ' ἄκρον εὐεξίαι σφαλεραὶ* vor Augen gehabt habe, erinnerte unter den Herausgebern dieser Schrift unseres Kirchenvaters bloß J. H. Mai. Unlängst machte auch der gelehrte Boissonade (Anecd. Gr. Vol. I. p. 4. u. z. Theophylakt. Simok. S. 252.) darauf aufmerksam, ergänzend, was der neueste französische Herausgeber versäumt hatte. Uebrigens spielt Basilius nicht bloß hier, sondern auch Homil. I. S. 7. C. und Homil. II. S. 14. E. auf die erwähnte Hippokratische Stelle an.

K. XXI. §. 92. *τὴν ἀνθρωπείαν ἀρετὴν οὐκ ἐξαρκεῖν ἑαυτῇ πρὸς κόσμον*] Sturz, welcher, ungeachtet Garnier das Richtige bot, öfter schlechte oder falsche Lesarten aufnahm, hat *καθ' ἑαυτὴν*, wie die Lyoner, die erste Pariser und die Maische Ausgabe nebst der des Joh. Patusas, gegen das Ansehen aller Handschriften. Im Münchner Cod. 141. und in der ersten Baseler Ausgabe steht *ἑαυτὴν* ohne Präposition. Unser Uebersetzer zog mit Recht *ἑαυτῇ*, welches siebzehn Pariser und drey Münchner Handschriften bieten, und schon Garnier, und nach ihm Frémion aufnahm, vor.

K. XXII. §. 100. *ὅτι δεῖ βίον μὲν ἄριστον αὐτὸν ἕκαστον προαιρεῖσθαι*] Die Ausgaben vor Garnier, mit Ausnahme der Ed. pr., lesen *αὐτῶν*, was auch die Sturzische hat, obgleich Garnier nach sechs Handschriften *αὐτὸν* hergestellt hatte. Letzteres, welches Hr. N. befolgte, bestätigen neunzehn Pariser und drey Münchner Codd.

K. XXIII. §. 35. *Ἐγὼ μὲν οὖν, ἃ κράτιστα εἶναι κρίνω, τὰ μὲν νῦν εἴρηκα*] „So hätte ich Euch denn theils jetzt schon gesagt, was ich für das Beste halte." Diese Uebersetzung ist einerseits unrichtig (wozu hätte statt habe?), anderer Seits schwerfällig. Was die nachstehenden Worte: *παρὰ πάντα τὸν βίον* betrifft, so hätte sich der Uebersetzer durch die Sturzische Ausgabe, welche, wie die zweyte Baseler, die erste Pariser und die Maische, gegen das Ansehen aller Handschriften *παρὰ τὸν βίον* hat, nicht irre führen lassen sollen, von dem Garnierschen Texte abzugehen. — *Ὑμεῖς δὲ τριῶν ἀρρωστημάτων μὴ τῷ ἀνιάτῳ προσεοικέναι δόξητε*] Nach *ἀρρωστημάτων* fügen die erste Pariser, die Maische, Garniersche und Sturzische Ausgabe *ὄντων* ein, was weder die Handschriften, noch die älteren Ausgaben anerkennen. Paraphrasirend übersetzte Hr. N. diese Worte so: „Ihr aber erwecket nicht den Verdacht, als wäret Ihr unter drey möglichen Krankheiten gerade in die unheilbare verfallen." Die Schlußworte: *Ὅ μὴ πάθητε νῦν ὑμεῖς, τοὺς ὀρθῶς ἔχοντας τῶν λογισμῶν ἀποφεύγοντες*, ermangeln in der Uebersetzung, welche so lautet: „Dieses darf Euch jetzt nicht begegnen; Ihr werdet Euch weisem Rathe nicht entziehen," alles Nachdrucks. Rec. würde sich so ausgedrückt haben: „Hütet Euch, daß dieses jetzt nicht bey Euch zutreffe, wenn Ihr die vernünftig Denkenden meidet."

Durch diese Bemerkungen glaubt Rec. zur Genüge gezeigt zu haben, daß der Verfasser dieser Uebersetzung zu eilfertig zu Werke gegangen, und daß es seiner Arbeit gar sehr an der grammatischen und kritischen *ἀκρίβεια* gebricht. In den Anmerkungen hätte er sich hie und da weit kürzer fassen können.

Das Aeußere könnte gefällig genannt werden, wären nicht die Einleitung, der Text der Rede des Basilius und die Anmerkungen ohne Abstufung in den Lettern aus einerley Schrift gesetzt worden.

J. G. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Dialektik. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von L. Jonas. Berlin 1839. XVIII. und 610 S.

Dieses Werk erscheint selbständig; aber in der Reihe des literarischen Nachlasses zur Philosophie des verewigten Schleiermachers macht es des zweyten Bandes zweyte Abtheilung. Es ist sehr lobenswerth, daß es auch einzeln als für sich bestehendes Werk ausgegeben wird; denn wer wird, möge er sich gegen andere Schriften Schleiermachers auch gleichgültig verhalten, nicht wenigstens nach seiner Dialektik begierig greifen? Wer hat ihn nicht als den größesten Dialektiker rühmen gehört? wer hat, wenn er auch nur ein und das andere von diesem Manne zur Hand nahm, in dieses Lob, mindestens theilweise, nicht einstimmen müssen? Es ist wohl nicht zu läugnen, die Gewendigkeit seines Denkens und Redens, wie es ihm zu Gebot stand, überrascht und setzt in Verwunderung; selten jedoch, wenn Rec. seine Empfindung aufrichtig sagen, und von ihr anf andere schließen darf, macht sie den großartigen tiefen Eindruck, der zur Bewunderung nicht allein des ausgebildeten Talentes, sondern auch des gleichsam eigenthümlich und persönlich allgemeinen Grundgedankens und der durchleuchtenden Grundanschauung hinreißt, erhebt, und Sinn und Gemüth und das natürliche Talent des Lesers gleichsam steigert, wohl erst erweckt. Wie große Hochachtung, ja sogar gewissermassen Vorliebe für den Charakter dieses Mannes Rec. auch immer hegt, so will er doch nicht bergen, daß ihm der Schriftsteller zu viel an den Bey- und Außenwerken haftet, zu viele Umwege nimmt, daß man darüber nicht selten in Aerger zu gerathen in Gefahr steht; und daß er nicht festen Schrittes, unverrückt das Ziel im Auge, auf dieses losgeht. Dieser unverwandte Blick und unverrückte Gang hat allerdings in vielen Fällen große Bedenken gegen sich, und der kürzeste Weg ist nicht immer der sicherste, zum Ziele zu führen; aber die Umwege, wenn sie auch das Ziel nicht aus den Augen verlieren, wenn es gleich auch auf ihnen erreicht wird, sie bringen den Gänger müde und matt ans Ziel und vereiteln ihm die Freude und Lust an demselben. Behutsamkeit ist überall löblich und es bleibt wahr: matrem timidi flere non solere; allein sie artet leicht in Aengstlichkeit aus und bringt um die besten und entscheidendsten Erfolge. Nirgend mehr als in einigen Theilen der Philosophie bewährt sich der Spruch, daß allzuscharf macht schartig; — dergleichen Theile sind aber alle, wo eine Transscendenz nöthig wird, wo der Fortgang des reinen Denkens zu Ende kommt, und nur wieder in Bewegung kommen und vorrücken kann durch irgend eine absolute Position; — freylich eine solche, die etwas Erkleckliches setzt. Dieß fehlte nach des Rec. Ermessen bey dem Verewigten; es fehlte ihm bey allen den ausgezeichneten Gaben, deren er sich erfreute, die erhebende Zuversicht, die ein neuer eigenthümlicher und durchdringender Grundgedanke seinem Entdecker zu geben pflegt, und zunächst ihn selbst, dann aber jeden Theilnehmer höher und weiter führt. Wenigstens ist Schleiermachers Grundgedanke kein kräftig durchleuchtender, sondern bricht aus dem unbegreiflichen und unfaßbaren, aus dem Dunkel hervor, heller und heller sich lichtend und herrlich funkelnd und glänzend, aber auch nie seinen Ursprung ganz verläugnend und besiegend.

Dieses Urtheil des Rec. besagt nicht mehr, und will nicht mehr besagen, als daß der selige

Schl. nach seiner Meynung kein — philosophisches — Genie war; — deren lassen sich freylich in der ganzen Weltgeschichte von den alten Griechen bis bis zu den heutigen Deutschen nur sehr wenige, wenn es hoch kommt, vielleicht ein Duzend, zählen. Dagegen aber zeichnet Schleiermachern ein philosophisches Talent aus, das in dem Grade, als er es besaß, nicht um viel minder selten erscheint als jenes; und dieses Talent erstreckte sich nicht weniger auf den Gehalt, als auf die Form, in welcher er als Meister anerkannt ist. Dieses allgemeine Urtheil hat sich dem Rec. bestätigt auch bey dem Studium der Dialektik. Wie sie hier vorliegt, ist sie ein äußerlich mannichfach zusammengesetztes Werk, und geschöpft theils aus Papieren, die Schl. mit eigener Hand zum Behuf seiner Vorlesungen niedergeschrieben hatte, theils aus nachgeschriebenen Collegienheften.

Die ersterwähnten Papiere enthalten theils die Entwürfe zum Vortrag über diese Wissenschaft, theils bestehen sie aus nachträglichen Zusätzen, Abänderungen und Umstellungen, aus Randbemerkungen, die in Folge des mehrmaligen Vortrages der Dialektik begreiflicherweise sich nothwendig oder zweckdienlich ergaben; sie sind nach den nachweisbaren Jahren in 6 Abtheilungen untergebracht, und hinter dem ausführlichsten Entwurf vom Jahre 1814 als Beylagen beygegeben, und mit A — E bezeichnet. Die letzte Beylage F. giebt den Anfang der Einleitung, wie Schl. kurz vor seinem Tode dieses Werk für den Druck auszuarbeiten begonnen hatte. Aus mehreren in verschiedenen Jahren nachgeschriebenen Heften sind beträchtliche Auszüge zumal zu dem Grundentwurf mitgetheilt, unter dem Text stehend; sie führen das in diesem nur kurz angedeutete oft sehr gut und erhellend aus; hier hat auch der Herausgeber manchmal eine Bemerkung oder Berichtigung zwischen eingeschoben. Was dieser für ein schwieriges und mühseliges Geschäft bey solchem Stand der Papiere übernommen, leuchtet aus dem Angedeuteten ein, und das Publikum muß ihm für die Art, wie er sich des ehrenvollen von dem sel. Schl. in ihn gesetzten Vertrauens und Auftrages entlediget hat, den größesten Dank wissen.

Auch in dieser unvollkommenen Gestalt ist das vorliegende Werk die höchst beachtungs- und dankenswerthe Verlassenschaft eines reichen und vielgeprüften Geistes; und was, und wie er es hier giebt, ist gewissermassen eine neue Wissenschaft, sie ist nicht die herkömmliche Logik, weder die formale, noch die transscendentale Kants; sie hat von beyden aber auch mehreres als beyde; sie sucht Erkenntnißlehre zu werden, indem sie auf den Inhalt seiner Gewinnung und Bearbeitung fast noch mehr als auf die Form Rücksicht nimmt.

Plato zuerst, so viel wir wissen, brauchte den Namen Dialektik als philosophischen, für die Kunst, aus der Einheit, dem Princip, sachgemäß abzuleiten, einzutheilen, zu entwickeln, zur Vielheit fortzuschreiten; — hinwiederum aber auch aus der Vielheit und Mannichfaltigkeit der Dinge und ihrem Unbestand, zur Einheit, zum Anfang aufzusteigen, von dem Aeußern zum Innern zu dringen, im Wechsel und Wandel der Dinge um uns her das unwandelbare Seyn und Wesen derselben zu ergreifen und liebend und entzückt festzuhalten; — Liebe und Entzückung, — über die Sinnenwelt hinausgerückt, in das übersinnliche ewige Reich der Ideen und Ideale emporgehoben seyn — sind wesentliche und nothwendige Folgen der philosophischen Anschauung und Weihe, die nach Plato z. B. im Theätet aus der Liebe zur Weisheit, ausgehend von der Verwunderung, ersprießen.

In den spätern Schulen wechselte die Bedeutung dieses Wortes, so daß es dem Aristoteles die Kunst, die Geister in Ansehung ihres philosophischen Talentes zu prüfen, Andern soviel als Logik, oder auch als Rhetorik oder als beyde zumal bezeichnete. Hiebey blieb es nahe bey zwey Jahrtausenden, bis unser Kant dies Wort wie manche andere wieder erweckte, aber mit einem bestimmteren Begriff, als es bis dahin gehabt hatte, da es mit Logik für einerley gegolten; ja Kant unterlegte ihm eine ganz neue bis auf ihn ganz ungewöhnliche fremde Bedeutung: Logik des Scheines; — nicht der Wahrscheinlichkeit; denn diese ist Wahrheit, (sagt Kant Kr. d. V. 2te Abtheilung der transsc. Logik. S. 349) aber durch unzureichende Gründe erkannt; sondern des Scheines, welcher, seinen Grundsätzen zufolge, aus der subjectiven Einrichtung der

theoretischen sowohl als der praktischen Vernunft selbst a priori entspringet.

Die Auseinandersetzung dieses naturnothwendigen transsc. Scheines, zur Verhütung transscendenter Urtheile ist im kritischen Systeme die Aufgabe der transsc. Dialektik. Von dieser ist die Speculation nach Kant in Deutschland ausgegangen um die harten Zumuthungen und widerwärtigen Ergebnisse des Kriticismus auf die eine oder andere Weise zu beseitigen. Hier ist es vornämlich gewesen, wo Spinoza in die neue Richtung der Speculation einwirkte, auf den eben damals durch Jakobi die Aufmerksamkeit gerichtet worden war; Leibnitz und Plato hätten dieselbe Einwirkung in etwas anderer Richtung haben können, wären sie nur damals eben so am Tage gewesen; vielleicht wäre dieß ersprießlicher gewesen. Genug, Fichte fand gewissermassen durch Spinoza den Ausweg aus den kritischen Wirren und Bedrängnissen; der Zeit Fichte's und ihrer Richtung gehört auch Schleiermacher an; er hat den Spinoza fleißig und eifrig gelesen und durchdacht, natürlich nicht ohne Nachwirkung; daß man ihn aber darum einen Spinozisten genannt hat, gesteht Rec. nicht zu begreifen; käme es auf Namen an, so könnte man ihn mit eben so viel Fug und Recht Platoniker oder Jakobi's Anhänger nennen, so wenig er auch weder das eine noch das andere ist; wohl aber ein selbstkräftiger eigenthümlicher origineller Geist von gleichtüchtigem mannhaften Charakter; er steht immer auf seinen eigenen Füßen mit vollem Bewußtseyn, wenn er auch nicht so tief, als einige Hochbegabte, so ist er doch immer scharfsinnig und von seinen Prämissen und Grundansichten aus folgerichtig.

(Fortsetzung folgt.)

Julii Sillig Quaestionum Plinianarum Specimen primum. Dresdae. 1839. 30 S.

(Schluß.)

Auf ähnliche Weise wird 19. §. 144. (f. 41), wo Hr. S. nach dem Pseudo-Appulejus das sinnlose trium foliorum ganz trefflich in triumpho verbessert hat, von Zumpt die Einsetzung des Namens lapsana nach den Worten: olus quoque silvestre est beanstandet. Es scheint demnach fast, als habe sich der Epitomator erlaubt, Worte, oder ganze Sätze zur Erklärung einzusetzen, doch läßt sich darüber erst nach Bekanntmachung des Ganzen ein sicheres Urtheil fällen.

Außerdem können wir uns in Betreff der Anordnung einer andern Stelle mit der Ansicht des Hrn. S. nicht befreunden, nämlich: 20 §. 64. (f. 26). Peculiares earum (lactucarum sativarum) vires partim jam dictae sunt, somnum faciendi, veneremque inhibendi, aestum refrigerandi, stomachum purgandi, sanguinem augendi. Non paucae restant, quoniam et inflationes discutiunt, ructusque lenes faciunt, wo Ref. (vrgl. a. a. O. S. 281.) die Worte concoctiones adjuvant, cruditatem ipsae nequaquam faciunt, die in den Ausgaben vor Harduin standen, und zu denen Lesarten aus verschiedenen Handschriften angeführt werden, wieder aufgenommen wissen wollte. Hr. S. stimmt im Ganzen damit überein, zumal da diese Worte in der Pariser Handschrift ganz stehen, glaubt aber, da er in seinem Anecdoton las: sanguinem augendi cum coctionem adiubanti, schreiben zu müssen: sanguinem augendi, concoctionem adjuvandi. Non paucae restant . . faciunt, cruditatem nunquam faciunt. Gegen das handschriftlich begründete nunquam ist nichts einzuwenden; wohl aber gegen die Auslassung von ipsae, was freylich nur neben concoctionem (sc. aliarum rerum) adjuvant, Sinn hat, und gegen die Stellung der Worte concoctionem adjuvandi; denn, abgesehen davon, daß ein Ausfall an einer Stelle leichter möglich war, als an zweyen, so beweist die von Hrn. S. angeführten Stelle: 19. §. 127. stomacho fastidium auferunt cibique appetentiam faciunt, nicht, daß das concoctionem adjuvare den schon früher erwähnten Wirkungen beygezählt werden muß, da jene Worte eher hier durch stomachum purgandi repräsentirt seyn möchten. Wir vermuthen daher, daß der Epitomator diese Stelle (und wohl noch manche andere;

vielleicht ist dahin auch die Stelle 20. §. 257 (S. 96.) zu rechnen, wo Hr. S. Venerem stimulant einsetzen will,) da sich doch auch das Uebergangene auf die Verdauung bezieht, ins Kurze zusammengezogen habe, was auch zur Vorsicht bey der Benützung seiner Worte führen muß.

Um aber an dieser Schrift, die als ein Beweis der ernsten und erfolgreichen Studien des Hrn. S. für die der Nachhülfe noch so sehr bedürftige Naturgeschichte des Plinius, den Ref. mit wahrer Freude erfüllt hat, nicht bloß Ausstellungen zu machen, erlauben wir uns noch eine Stelle zu berühren, 20. §. 25. (S. 13.) Salutares et contra fungorum aut hyoscyami venena aeque, ut Nicander tradit, wo wir die Aenderung des Hrn. S.: salutaris est (raphanus) et contra . . venena atque, ut Nicander tradit, et contra sanguinem tauri unterstützen zu können glauben. Hr. S. sah sich nämlich, wie es darauf ankam, nachzuweisen, daß bey Nicander der Rettig wirklich unter den Gegenmitteln gegen das Stierblut vorkäme, genöthigt zu erklären, daß zwar dieses nicht der Fall wäre, daß aber die Worte v. 330. *καὶ σπίραδος κραμβῆεν ἅλις μεμορυγμένον ὄξει* hieher bezogen werden könnten, da Plinius sehr oft raphanus (griech. *ῥαφανίς*) und *ῥάφανος*, was bey den Attikern nur für *κράμβη*, brassica, Kohl gebraucht wurde, mit einander verwechselte. Ein umgekehrter Fall dieser Verwechslung scheint aber nach der Lesart der Handschriften (außer der in der Sillig'schen Ausgabe angeführten: Ricc prapandion. Reg. d. prapadion, Mon. rhapadion) 27. §. 96. (S. 42.) Statt zu finden, wo in den Worten: Leontopetalon, alii rhapeion vocant, folio brassicae, Hermolaus Barbarus, wie er sagt, nach einer vetus lectio, wahrscheinlich aber nur nach Dioscorides, den er auch anführt (cf. III, 110.), rhapeion für ropadion geschrieben hat, während die Handschriften für raphanidion sprechen, was zwar auch von *ῥάφανος* kommen könnte, aber doch zunächst auf *ῥαφανίς* führt. — Daß in solchen Fällen, wo der Schriftsteller einen Irrthum begangen hat, diesen wieder zurückzuführen, wenn er durch bloße Conjectur weggeschafft ist, die Pflicht des Kritikers ist, hat Hr. Sillig S. 17. richtig anerkannt. Es ist aber kein Zweifel, daß die Zahl solcher Irrthümer bey genauer Vergleichung der Handschriften, namentlich in der Botanik, nicht ganz unbedeutend erscheinen wird. Wir führen hier nur ein Beyspiel an: 21. §. 67. (S. 39.), wo statt et crocum in utroque genere, unum hebes, alterum odoratum die Handschrift Reg. d. hat et crocum et orsinum, utraque genera, unum u. s. w. Ricc. et orsimin, im Uebrigen eben so. Vergleicht man damit die von Harduin angeführte Theophrastische Stelle (Hist. plant. VI. 7.) *καὶ ὁ κρόκος ὅτι ὀρεινὸς εὐόσμος καὶ ὁ ἥμερος*, so wird klar, daß Plinius für *ΟΡΕΙΝΟΣ* las *ΟΡΣΙΝΟΣ*, dieses für einen Pflanzennamen hielt, und, um in *ἥμερος* einen Gegensatz zum Vorhergehenden zu erhalten, dieses mit hebes wiedergab.

Wer übrigens diese kleine Schrift mit Aufmerksamkeit liest, wird sich eines Theils überzeugen, daß dieses Anecdoton den Apparat zum Plinius um ein Bedeutendes vermehrt, und andern Theils, daß Hr. Sillig, wenn es ihm auch noch nicht vergönnt ist, die Resultate seiner Arbeiten dem Publikum im Ganzen vorzulegen, doch, ohne zu rasten, trotz seiner Berufsgeschäfte und anderer ihm in den Weg tretender Hindernisse, rüstig und mit Glück sein schweres Werk fördert, und wird in den Wunsch mit einstimmen, daß ihm eine dauerhafte Gesundheit und die nöthige Muße zu Theil werde, um dasselbe in gleicher Weise fortzusetzen und glücklich zu vollenden.

L. v. J.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nr. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Dialektik. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse rc.

(Fortsetzung.)

Die Dialektik nun erhält bey ihm eine andere Bedeutung als bey Kant, und gewiß eine sprach- und sachgemäßere: S. 563 „Dialektik ist Darlegung der Grundsätze für die kunstmäßige Gesprächführung im Gebiet des reinen Denkens.“ Diese Erklärung wird sofort erläutert, dadurch daß das reine Denken von dem geschäftlichen und von dem künstlerischen Denken unterschieden wird, indem es nicht um eines anderen willen da ist, wie das geschäftliche, welches in dem Anderswerden von Etwas oder in der Erreichung eines Zweckes sein Ende findet; auch kommt es nicht, wie das künstlerische, in dem Moment des Wohlgefallens zur Ruhe, noch stellt es wie dieses, auf bestimmte Weise zeitlich erfüllt, nur das lebendigste und wohlgefälligste davon nach außen dar, sondern es will, in sich selbst bleibend, Wissen werden und sich zur Allgemeinheit und Unveränderlichkeit steigern. Das reine Denken vollbringt sich um des Wissens willen, und will dieses werden; das reine Denken ist demnach auch vom Wissen oder Wissenwollen nicht getrennt. Die Gesprächführung aber auf dem Gebiete des reinen Denkens setzt voraus und geht aus von dem Zweifel und Streit über das Wissen überhaupt und was immer sein Gegenstand sey; sie strebt nach einem gleichmäßigen gewissen Denken von beyden und allen Seiten; sie fordert nicht nothwendig einen Mitunterredner, es genügt die besonnene Ueberlegung des Einzelnen je bey ihm selbst.

Sehr gut und wahr wird gleich hier an die Abhängigkeit des reinen Denkens rc. von der Sprache erinnert, demnach die Dialektik sich nicht in einer und derselben Gestalt allgemein geltend machen kann, sondern muß zunächst nur aufgestellt werden für einen bestimmten Sprachkreis, und sie wird in verschiedenem Maaß anders gestellt werden müßen für jeden andern. Solcher Sprachkreise im weitesten Sinne werden in den Erläuterungen Beyspielsweise zweye namentlich aufgeführt: der der westeuropäischen Völker, die sich an der lateinischen Sprache entwickelt haben; und der der morgenländischen Völker, deren Entwickelungsgang bis in die kleinsten Kreise hinein von dem der erstern abweicht. An der Sprache entwickelt sich wie das geschäftliche und künstlerische, so auch das reine Denken; sie dienet mit einerley Mitteln allen dreyen, und diese drey sind selber schon immer mehr oder minder in und neben einander, in jedem Einzelnen und im ganzen Menschengeschlecht, und wälzen sich von Geschlecht zu Geschlecht fort in sprachlicher Ueberlieferung.

Der Zweifel und Streit aber in der Gesprächführung oder Ueberlegung setzt die Anerkennung der Selbigkeit eines Gegenstandes voraus, mithin überhaupt die Beziehung des Denkens auf das Seyn; das Ende desselben ist da, sobald dasjenige, was vorher von mehreren verschieden gedacht wurde, nun von denselben einerley gedacht wird. So lange das Denken nur rein in sich bleibt, giebt es nur Verschiedenheit; — Streit erst, wenn das Denken auf das Seyende bezogen wird. Das reine Denken und Wissen kann sich nicht aus schlechthin neuen Anfängen entwickeln; dazu müßte es sich eine neue, darum aber ganz unverständliche Sprache schaffen; — eben so wenig aber kann es aus dem vorhandenen aber streitigen reinen Denken einzelne beliebige Sätze als streitfreye herausheben und an die Spitze stellen wollen;

wir müssen uns mit den willkührlichen Anfängen in allen Gebieten des Wissens begnügen; eine Anleitung daher, von jedem Punct aus, auf welchem wir uns im reinen Denken finden, den Streit aufzulösen, mithin das Wissenwollen seinem Ziele zuzuführen, kann nur mit dem Versuch beginnen, wie aus dem Gehalt jeder reinen Denkfähigkeit ein außer dem Streit liegendes Denken entwickelt und gesondert werden kann. Der Streit aber betrifft, wie gesagt, die Beziehung des Denkens auf das Seyn.

„Die Abneigung dieses zuzugestehen, und die Trennung dessen, was man im engern Sinn Logik nannte, von dem, was Metaphysik hieß, ist wesentlich eines und dasselbe. Die Logik in diesen Schranken folgerecht gehalten kann nur solche Regeln zum Verfahren im Denken hervorbringen, welche zu irgend welchem Inhalt desselben gar kein Verhältniß haben. Solche können dann nur die Form betreffen, und daher auch höchstens nur Mißverständnisse aufdecken, die auch von selbst leicht zum Vorschein kommen; sie sind aber so weit entfernt, zur Auflösung des eigentlichen Streites beyzutragen, daß sie nicht einmal die Entstehung neuen Streitstoffes zu verhindern vermögen." — S. 601. „Die Kunst, den Streit auf dem Gebiet des reinen Denkens zu beendigen, und die, streitfreyes Denken zu entwickeln, sind nur eine und dieselbe, mithin ist die Dialektik auch die Anweisung zur letzteren." — S. 610.

Dieß ungefähr sind die Hauptgedanken, welche in der Beylage F. S. 568 — 610 enthalten sind, d. i. in der Einleitung zur Dialektik, wie diese Schl. für das Publikum auszuarbeiten Willens war; sie werden da nach allen Seiten mit scrupulöser, fast peinlicher Behutsamkeit gewendet und ausgeführt, immer in Thätigkeit erhaltend und übend, wenn auch nicht jedermann überzeugend. Die Hauptsache ist, daß in diesen Sätzen sich schon sehr klar der Unterschied der Dialektik wie von der Logik so von der ältern und neuern Metaphysik zu erkennen giebt; zugleich aber kündigt sich darin an, wie beyde hier bis zu einem gewissen Puncte vereinigt sind. Die Dialektik zerfällt in einen transscendentalen, und in einen technischen oder formalen Theil; jener behandelt die Metaphysik des Wissens oder dasjenige, was jeder, der das Wissen will, in Bezug auf das Denken voraussetzen muß; ihre Hauptaufgabe ist, ein ursprüngliches gemeinsames Wissen zu finden, von welchem man zu jedem streitigen Puncte kommen kann. Das zweyte ist, eine gleichmäßige Methode der Fortschreitung zu finden; diese darf aber nicht bloß Ableitungsform einer Vorstellung von der andern seyn, sondern vom ersten Gemeinsamen aus brauchen wir schon Methode der Theilung oder nach Gestalt der Sachen, der Verknüpfung. Das ursprüngliche gemeinsame Wissen muß demnach zugleich irgendwie die Methode der Theilung und Verknüpfung seyn, und diese irgendwie vor allem empirischen Bewußtseyn hergehen, und um dieses Inhalts willen, der jenseits des empirischen Bewußtseyns liegt, heißt sie transscendental.

Vor allem voraus kommt sonach das Denken und Wissen in Betracht. Jedes Wissen ist ein Denken, aber nicht jedes Denken ein Wissen. S. 43 §. 87. „Dasjenige Denken ist ein Wissen, welches a) vorgestellt wird mit der Nothwendigkeit, daß es von allen denkensfähigen auf dieselbe Weise producirt werde, und welches b) vorgestellt wird als einem Seyn, dem darin gedachten, entsprechend." Die nothwendige Gleichmäßigkeit der Production ergiebt, daß das Resultat allgemein gültig seyn muß. Auch in der Kunst wird eine Allgemeingültigkeit des Resultates angestrebt; allein anstatt der Gleichmäßigkeit der Production kehrt sich die Sache hier vielmehr um, indem der Betrachtende aus der Darstellung die Idee gewinnt, der Producirende aber umgekehrt. Es empfiehlt sich die Dialektik Schleiermachers vor allen und jeden ähnlichen Werken dadurch insbesondere zu ihrem Vortheil, daß auf das früher erwähnte künstlerische Denken und Produciren, auf seine Art und Weise sehr viel Rücksicht genommen ist, und für die Aesthetik eine schöne Ausbeute hier zu gewinnen ist. Auf dasjenige Denken, welches Schl. das geschäftliche nennt, wird seltener geblickt; auch haben schon die gemeinen Logiker z. B. Fischer, es nicht ohne Vortheil beygezogen; dagegen gesteht Schl. auch dem nationalen und individualen Denken seine Rechte und Ansprüche an das Wissen zu, S. 70 flg. Jedes Denken ist nach §. 92 ein gemeinschaftliches Product der Vernunft und der Organisation des Denkenden, folglich

giebt es keinen Denkact ohne intellectuelle, keinen ohne organische Function; — ein Hauptsatz für die hier zu Grund liegende Ansicht und die Art und Weise, wie sie ausgeführt worden. Darnach theilt der §. 115 alles Denken in drey Gebiete, „das eigentliche Denken mit überwiegender Vernunftthätigkeit und anhangender organischer, das Wahrnehmen mit überwiegender organischer und anhangender rationaler, und das Anschauen mit dem Gleichgewicht beyder." Diese Art Anschauung ist nicht die intellectuelle, von welcher Platon im Phädrus S. 247. 248 redet; überhaupt entfernt sich Schleiermacher durchhin von Plato mehr, als man von ihm, dem gründlichen Uebersetzer dieses Genius, erwarten durfte; so nahe er diesem seinem Vorbild an dialectischer Kunst und Gewandtheit kommt, an Anschauungskraft und Durchsichtigkeit steht er ihm weit nach, wie, von Anderem zu geschweigen, bald in §. 126 sich verräth, wo das mathematische Wissen als ein solches angesprochen wird, das so wenig als jedes andere kein reines Wissen gebe; es bedarf keiner Sprache, sagt er, S. 69, aber es existirt dafür nur in persönlichen Combinationen und wird auf diese Art (?) relativ! Nach den alten und den neuern mathematischen Methoden seyen zwar die Resultate dieselben, aber das Wissen, sey (nach §. 86 S. 41) nicht im Resultat, sondern im Vollziehen des Denkens. — Es braucht nicht weitläuftig auseinander gesetzt zu werden, wie weit diese Ansicht von der Platonischen abweicht, und daß die Relativität, als Act, wie wir uns der Verhältnisse bewußt werden und zur Erkenntniß gelangen, nur auf unsere Seite fällt, die geometrischen Diagrammen und Sätze aber in ihrem Seyn und Bestand gar nicht berührt. Desgleichen soll auch das transscendentale Wissen, repräsentirt durch die Idee des absoluten Seyns = Gottheit, durch die Sprache relativirt werden, sobald es als bestimmtes Denken hervortritt.

In alle dem und mehreren anderen verräth Schleiermacher viel mehr Skepticismus, als die meisten alten oder neueren Philosophen, wiewohl er den Skepticismus als durchgängige Denkart und Sinnesweise, als angebliches System, kräftig und siegreich zurückweist. Sein Skepticismus, oder besser, um jeden Mißverstand, der jenem Sectennamen sich anhängen könnte, vorzubeugen, seine Sorglichkeit und Bedenklichkeit weilt vornehmlich und mit Recht bey den allerersten Setzungen, Annahmen und Bestimmungen und bringt es wohl zu einer Art Nöthigung, dieselben sich gefallen zu lassen, nicht aber zur vollen frischen Ueberzeugung, zur lebendigen treibenden Kraft; dann das letzte und höchste, bis wohin sein Scharfsinn vordringt, ist nicht sowohl ein leuchtender Stern, vielmehr ein dunkler Punct, an dem das Denken und Wissen anstoßt und darüber es nicht hinauszukommen vermag.

(Schluß folgt.)

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde rc.

(Fortsetzung.)

Einzelne in den vorausgehenden Bänden des Archivs begonnene oder angedeutete Forschungen werden hier weiter geführt, andere ganz neu begonnen, noch andere so weit abgeschlossen, als es zur Vorbereitung der nächsten Bände der Monumenta und namentlich des demnächst erscheinenden fünften Bandes derselben erforderlich und mit den vorliegenden Hülfsmitteln ausführbar war. Begreiflicherweise sind die Abtheilungen der Geschichtsschreiber, — sie enthalten Notizen über 194 verschiedene Schriftsteller und Geschichtswerke, — und jene der Gesetze die umfangreichsten. Bey der Ueberfülle des Stoffes können wir uns hier nur darauf beschränken, einige derjenigen Artikel hervorzuheben, welche sich durch Ausführlichkeit der Behandlung oder durch Neuheit und Interesse des Gegenstandes besonders auszeichnen. Hieher gehört denn aus der ersten Abtheilung vor allem die von Hrn. Bethmann in Hannover gegebene kritische Uebersicht der Handschriften und Ausgaben von des Paulus Diakonus Geschichte der Langobarden. (S. 274 — 358). Es werden zuerst 25 Handschriften, welche bereits für die neue Ausgabe dieses wichtigen Schriftstellers theils ganz theils stückweise verglichen und benutzt sind, mit einer musterhaften Genauigkeit und mit ungemeinem immer nur auf das Wesentliche gerichteten Scharfblicke nach ihrem Bestande, nach ihren innern Eigenthümlichkeiten und ihren gegenseitigen Verwandtschaftsverhältnissen, nach ihren spätern Ueberarbeitungen und Interpolationen rc. beschrieben und

erörtert, wonach sich ergiebt, daß unter allen diesen Handschriften der von Pirsner verglichene Wiener-Codex cat. hist. prof. 680 aus dem IX. Jahrhundert die älteste und bedeutendste und von so ursprünglichem Ansehen sey, daß ihr Text unbedenklich der neuen Ausgabe zum Grunde gelegt werden konnte. Es werden hierauf diejenigen Handschriften, 51 an der Zahl, nach ihren Bibliothek-Consignationen aufgeführt, welche bey den Untersuchungen für die Monumenta ebenfalls aufgefunden wurden, aber bisher für die neue Ausgabe noch nicht benutzt sind, und zugleich die Stellen angezeigt, in denen entweder alle bisher verglichenen Handschriften Spuren von Corruption zeigen, oder doch die rechte Lesart zweifelhaft bleibt, von welchen es daher wünschenswerth wäre, auch die Lesart der übrigen noch unbenutzten Handschriften kennen zu lernen, und dieß um so mehr, als die meisten jener Stellen zugleich der Art sind, daß sich aus ihnen auch die Charakteristik jeder Handschrift und der Platz erkennen ließe, der ihr im Verhältnisse zu den andern anzuweisen sey. Hinsichtlich der Ausgaben des Paulus Diakonus weiset Hr. Bethmann nach, daß zu den bisher vorhandenen elf Editionen nur sehr wenige Handschriften, und gerade die ältesten und besten nicht benutzt seyen, und daß nur drey derselben, nämlich die editio princeps (Ascensiana 1514), die Peutinger'sche, und die erste Lindenbrog'sche (1595. 8.) als selbstständig und auf Handschriften beruhend für die neue Ausgabe, bey deren Bearbeitung sich vor allem möglichste Herstellung des durch die gegenwärtige (Lindenbrog'sche) Vulgata verdrängten älteren und ursprünglichen Textes zum Ziel gesetzt wurde, berücksichtigt zu werden verdienen, der Text der andern Ausgaben aber, als nichts Neues oder genugsam Verbürgtes gebend, gar nicht zu Hülfe genommen werden könne. Durch vorliegende ganz vorzügliche obgleich nur als Vorarbeit hingestellte Abhandlung hat Hr. Bethmann zur Genüge dargethan, daß die kritische Bearbeitung dieses Geschichtsschreibers keinen bessern Händen anvertraut werden konnte als den seinigen, und daß die von ihm besorgte Ausgabe eine wahre Zierde der Monumenta seyn werde.

Liudprandi historia. Von Hrn. Archivrath Pertz. (S. 391 — 404.) Hr. Pertz fand sich veranlaßt, die Münchner Handschrift des Liudprand (Cimel. II. 2. d. Frising. 188. S. X.), obschon dieselbe bereits durch ein hiesiges Gesellschaftsmitglied, den nun verstorbenen Appellationsrath von Delling, für die Monumenta verglichen worden war, einer nochmaligen und autoptischen Untersuchung zu unterwerfen, und machte bey dieser Gelegenheit die wichtige Entdeckung, daß wir nach unverkennbaren Kriterien in der bezeichneten Münchnerhandschrift Liudprands Original besitzen, und zwar die Reinschrift seines Concepts der ersten 5 Bücher, wahrscheinlich von einem Diener oder Begleiter auf seiner Flucht nach Deutschland unter den Augen des Verfassers gearbeitet, der die Fehler und Auslassungen verbesserte und nachtrug, und den Schluß des fünften und das ganze sechste Buch, dann einige Jahre nachher auch die historia Ottonis eigenhändig hinzufügte. Mit dieser Annahme stimmt denn auch die Eigenthümlichkeit, Correktheit und innere Vollendung der Handschrift vollkommen überein; es erweiset sich sohin der Münchner Codex als die unmittelbare und letzte Quelle aller übrigen Handschriften und Ausgaben dieses Geschichtswerkes.

Ekkehardi Uraugiensis opera. Von demselben. (S. 469 — 509.) Die von Eckehard, erstem Abte des Klosters Urach an der fränkischen Saale, hinterlassenen zum Theil noch ungedruckten historischen Werke sind ihrem wesentlichen Inhalte nach nur Wiederholungen eines und desselben Werkes in verschiedenen Formen und mit geringen Abänderungen und Zusätzen. Es werden hier die Handschriften aufgezählt, welche von den einzelnen Werken Eckehards vorhanden sind. Hr. Pertz weiset nach, daß Eckehard sein Hauptwerk, die in ihrer echten Gestalt noch ungedruckte doch schon im zwölften Jahrhunderte durch Otto von Freysing, Chronographus Saxo und andere Chronisten benutzte und fortgesetzte Weltchronik, in den Jahren 1098 — 1106 zu Bamberg im St. Michaelskloster unter Benutzung dortiger Handschriften, namentlich der Geschichte Richer's, ausgearbeitet habe. Die Grundlage der neuen Ausgabe bildet die ehemals Bamberger jetzt Jenaische Handschrift; ihre Lücken werden mit Hülfe der übrigen Handschriften ergänzt, die Abweichungen der drey verschiedenen Umarbeitungen der Weltchronik so wie die der Kaiserchronik dem ältern Texte beygedruckt und die Fortsetzungen bis 1125 hinzugefügt werden.

Gesta Trevirorum (S. 509 — 523.) Die in den Monumentis erscheinende Ausgabe wird sich von der durch Wyttenbach und Müller zum Theil aus den von der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ihnen übermittelten Handschriften, Collationen und Notizen besonders in Druck gegebenen vorzüglich dadurch unterscheiden, daß die ältesten bis zum Jahre 1101 reichenden Handschriften und diejenigen, welche aus ihnen zunächst geflossen sind, dem Texte zum Grunde gelegt, die in den übrigen Handschriften vom 12. bis zum 15. Jahrhunderte vorkommenden weitern Umwandlungen und Fortsetzungen aber in gesonderter Darstellung zum Vortrage kommen werden. Hr. Dr. Waitz giebt eine Uebersicht der sämmtlichen bisher bekannten Handschriften, und scheidet dieselben in drey dem Bestande und der Abfassungszeit nach verschiedene Recensionen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.
Nr. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Dialektik. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse ꝛc.

(Schluß.)

Dieß tritt ganz offen entgegen überall, wo Schl. an die Gränzen irgend eines Wissens und an die obersten Gränzbegriffe kommt, z. B. S. 75 §. 132. flg.:

„Da die Vernunftthätigkeit gegründet ist im Idealen, die organische aber als abhängig von den Einwirkungen der Gegenstände im Realen: so ist das Seyn auf ideale Weise eben so gesetzt wie auf reale, und Ideales und Reales laufen parallel neben einander fort als modi des Seyns.“ — „Die Annahme dieses höchsten Gegensatzes beruht uns, und hier lediglich darauf, daß beyde Elemente im Denken als unabhängig gesetzt werden, und dieß ist, weil es nur auf der Ansicht des Bewußtseyns beruht, zuletzt Sache der Gesinnung.“

In einer Vorlesung sagte er: eben diese Einheit des nur in beyden modis seyenden Seyns ist das transscendente, d. h. dasjenige was wir niemals unmittelbar anschauen, sondern dessen wir uns nur als eines nothwendig anzunehmenden bewußt werden können, so daß uns die allgemeine Einheit des Seyns hier völlig hinter dem Vorhang bleibt. Angeben können wir sie, aber nicht erklären, und wollten wir sie erklären, so würden wir von unserem Wege abgehen und entweder Poetisches oder Rhetorisches aufstellen; denn wir können sie weder denken, noch wahrnehmen, am wenigsten also anschauen. Wir können sie demzufolge auch nicht wissen, sondern wir setzen die Identität jener höchsten Differenz nur voraus zum Behuf des Wissens; wir glauben sie nur und müssen sie glauben um des Wissens willen; — kurz, der Grund des Wissens und Seyns liegt hinter dem Wissen und Seyn, aber wir können ihn weder in Gedanken fassen, noch das im Wissen dargestellte Seyn aus ihm ableiten. s. §. 133. flg. S. 77 flg. vrgl. mit S. 394 — 401.

Hier also ein Knoten, den das Denken und Wissen nicht durchdringt, von dem, als einem dunklen Puncte es sich wieder zurückwendet. Die Gränze ist hier eine Nöthigung; und freudigeres und helleres, als diese Nöthigung ist, kommt aber auch im Verfolg nicht zum Vorschein, z. B. nicht §. 183. S. 113 flg. wenn gesagt wird, daß dem Gegensatz des Allgemeinen und Besonderen im Begriff, im Seyn der Gegensatz von Kraft und Erscheinung entspreche; daß aber die den Begriffsgränzen im Seyn entsprechenden: höchste Kraft und chaotische Materie oder materielles Chaos, die erstere nicht die Gottheit, letztere nicht die auf- und absteigenden Evolutionen von Kraft und Erscheinung seyen, und daß aus diesen Endpuncten und dem, was ihnen entspricht, die Welt nicht construirt werden könne, wie die gemeine Vorstellung ist. S. 118. Auch nicht S. 134 §. 200. flg., wo das den Urtheilsgränzen im Seyn entsprechende als höchste Ursache und chaotische Materie bezeichnet wird, die erstere aber wiederum nicht die Gottheit, die letztere aber als Vorstellung von einem gestaltlosen Stoff bloße Abstraction, zwischen beyden aber das Wissen und Seyn eingeschlossen ist. S. 141. „Es kann uns nur ein Seyn zwischen diesen Puncten gegeben seyn, und wir können nur um ein Seyn zwischen diesen Puncten wissen, da wir schon diese selbst nicht mehr wissen.“

So weit auch die Gränzen, welche Schleiermacher überall dem Denken und Wissen steckt, von

denjenigen abweichen, die Kant in seinen Kritiken gezogen hat, so ist er doch gerade auf diesem Puncte weit mehr Kantianer, oder wenn man lieber will, weit mehr kritischer Philosoph, als irgend einer der Namhaften nach Kant. Die Begränzung aber, wie auch immer umschrieben, scheint so wenig im Sinne des Zeitgeistes zu liegen, daß in diesem Puncte kaum ein und der andere der zahlreichen und unmittelbaren Schüler des gefeyerten Lehrers an seinem Worte und Systeme festhalten, wohl Hr. Ritter, der berühmte Geschichtschreiber der Philosophie, am meisten. Dagegen Hr. Prof. Braniß in Breslau wird wohl auch zu den Schülern und Anhängern Schleiermachers gezählt, entfernt sich aber hier und in anderen nicht unbedeutenden Puncten in dem Maße von seinem Freunde und Lehrer, als er sich der Hegelischen Methode und Entwickelung nähert; da aber Schl. sein metaphysisches System nirgend ausgeführt, wiewohl an vielen Orten die Elemente und Grundlagen desselben erörtert und höchst mannichfaltig angewandt und nach allen Seiten hin und her gekehrt hat, wie gleich an vielen Stellen der vorliegenden Schrift: so verdient das System der Metaphysik von Braniß bey den Freunden und Verehrern Schl's., deren dieser unermüdlich arbeitende scharfsinnige Geist gewiß in allen deutschen Landen viele zählt, und in der Zukunft zweifelsohne immer noch mehrere zählen wird, um so mehr Beachtung, als es sich durch eigenthümliche Vorzüge auszeichnet, und unbeschadet derselben dennoch die Grundansicht Schl's. erkennen läßt; denn diese verläugnet nirgend, daß ihr Vater Theolog und Ethiker ist; und nach diesen beyden Richtungen hat Braniß die Metaphysik geistreich und neu durchgeführt, so daß sie den Unterschied ihres Inhaltes und ihrer Abzweckung, gegen andere alte und neue Systeme gehalten, Jedermann klar vor Augen legte; Theologie und Ethikologie bilden in ihr den Anfang und das Ende, den Eingang und Ausgang, und die Natur, vielmehr die Schöpfung liegt da zwischen beyden inne, und zu einer Naturphilosophie kommt es nicht, während die meisten neuern Systeme, nach Schelling, nur auf diese hinarbeiten. Darum hält es Rec. nicht für nothwendig, bey der transscendentalen Dialektik länger zu verweilen, doch darf er nicht verhehlen, daß eben hier Braniß am augenfälligsten sich von Schl. trennt. Denn wie vorhin so kommt Schl. auch hier nicht über die Gränzen hinaus, wo sich ihm §. 211. S. 147 flg. der Umfang des empirischen Wissens in das Gebiet des physischen und das des ethischen Wissens theilt, jenes entsteht aus denjenigen Actionen, wo das Bewußtseyn nur leidend, dieses aus denen, worin es thätig erscheint. Vortrefflich wird die Parallele zwischen Wissen und Wollen geführt und gezeigt, daß wir eben so gut eines transscendentalen Grundes für unsere Gewißheit im Wollen, als für die im Wissen bedürfen, und daß beyde nicht verschieden seyn können. Dieser transscendentale Grund — Gott — wird uns aber auch hier nur in der relativen Identität des Denkens und Wollens kund, nämlich im Gefühl. Ueber dieses und seine Bedeutung für die Religion ist sich Schl. gleich geblieben von seinem ersten Auftreten in den Reden über Religion bis zu seinem Heimgang; es war und blieb die Gränze, über welche seine Speculation und sein Glauben nicht hinauskam, vielleicht weil sein Auge mehr mikroskopisch als teleskopisch war, und es ihm wegen der bewundernswerthen Gewendigkeit seines Denkens an dem vollkommenen festen Vertrauen zu demselben fehlte; denn es kam nie zu völliger Ruhe, beynahe in keinem Puncte. Sehr wahr sagt er S. 151.

„Der Glaube an Gott ruht bey den meisten Menschen weit mehr auf der Gewißheit des Gewissens, als auf der Gewißheit des Verstandes. Wenn sie inne werden, daß sie auf dieser Seite können zur Skepsis gebracht werden, recurriren sie zwar auf Gott, aber selten geht der Glaube ursprünglich von dieser Seite aus, weil dazu schon eine spekulative Richtung gehört."

Dieß gilt gewiß nicht leicht von Jemand mehr, als von Schl. selbst; mit allem Aufwand von Scharfsinn und Speculation kommt er nicht weiter, als ihn das unmittelbare Gefühl im Gewissen belehrt hat; dieß liegt hier augenscheinlich vor, sowohl in demjenigen, was er im Entwurf als in den Nachträgen und in den Vorlesungen geschrieben und gesagt hat; zu einem Positiven und hiemit zu einem Wendepunct der ganzen speculativen Richtung kommt es bey alle dem nicht und nirgend. §. 216. S. 154.

„Wir wissen nur um das Seyn Gottes in uns und in den Dingen, gar nicht aber um ein Seyn Gottes außer der Welt, oder an sich." — §. 217 S. 159. — „Wir können daher zusammenstimmen mit allen inadäquaten, bildlichen Vorstellungen, welche das religiöse Gefühl repräsentiren, nur daß wir uns der Gränzen ihrer Geltung bewußt sind." §. 223, 224. S. 165. „Von der Idee der Welt ist uns eben so wenig das Seyn an sich, und das Seyn im Gegensatze gegen Gott gegeben, sondern nur das Seyn in uns und das Seyn in den Dingen. — Wir sind nicht befugt, ein anderes Verhältniß zwischen Gott und der Welt zu setzen, als das des Zusammenseyns beyder." u. s. w.

Es gehörte eine starke Natur dazu, diesen herben unerträglichen Zwiespalt zwischen Gefühl und Verstand zu ertragen, ohne eines dem andern aufzuopfern, da sie doch nie ausgeglichen wurden. Es verlohnt der Mühe, in dieser Rücksicht Eduard Schmidts Umrisse zur Geschichte der Philosophie mit ihren Ergebnissen mit den Ansichten Schleiermachers zu vergleichen und prüfend zu durchdenken; wenige werden zweifelhaft bleiben, wohin sie sich wenden wollen, wenn Schleiermachers Philosophie sie überzeugt.

Uebrigens werden Begriff und Urtheil als die einzigen Formen des Denkens angesehen, und der Schluß hier, wie auch in anderen neueren Werken etwas geringschätzig angesehen; je mehr er vordem Jahrhunderte lang überschätzt worden ist; — aber er läßt sich nicht ganz beseitigen, und ist hier im technischen oder formalen Theile unter dem Namen Inductionsprozeß und Deduductionsprozeß sehr gründlich und lehrreich abgehandelt; eigentlich sind nur die allerdings nichtsnutzigen syllogistischen Figuren und Modi verschwunden; denn die Absicht der Dialektik geht nicht auf ein formales Wissen, sey es in Begriffen, oder sey's in Urtheilen, sondern auf die Erzeugung und Findung derselben, auf Heuristik und Topik: diese wurden als Kunstlehren oft versucht, sie wollten aber in dem wissenschaftlichen Bereich nie recht bekleiben und gedeihen; es steht dahin, ob es ihnen in dieser neuen Gestalt und unter dem jetzt so sehr beliebten Namen der Dialektik besser gelingen wird. So viel aber jeder Paragraph mit seinen Zugaben Anregendes und Förderliches enthält, so hat Rec. doch nur die Hauptpuncte des transscendentalen Theiles herausgehoben und bey ihnen etwas verweilt, denn sie sind das wichtigste, bilden den Grund und Kern von Schl's. System; die übrigen Puncte und den zweyten formalen Theil läßt er unbesprochen, weil er glaubt, daß Hr. Ritters Abriß der philosophischen Logik den meisten Lesern bekannt ist; diese in der 2ten gänzlich umgearbeiteten Auflage v. Jahre 1829 schließt sich dem Schleiermacher'schen Systeme der Dialektik, zumal der technischen in den meisten wesentlichen Puncten sehr getreu und doch selbstständig an, und hat den Vorzug durchhin gleichmäßig ausgearbeitet zu seyn; Jünglingen zumal ist sie als Einleitung zur Philosophie vor vielen ähnlichen Schriften zu empfehlen.

◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇◇

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Besondere Beachtung nehmen ferner nachfolgende Aufsätze in Anspruch: S. 228 Prosperi chronicon. Von Hrn. Dr. Waitz. S. 252 Fredegarius. Von Hrn. Pertz. S. 364 Einhardi vita Caroli M. Von demselben S. 421 Thietmari chronicon. S. 448 und 675. Adami Bremensis hist. archiepiscop. Brem. (zu vergleichen mit Archiv VI. 369 und 847.) S. 463 Anselmi ep. Luc. vita auct. Rangerio. S. 525 Hugonis Horiacensis opera. S. 533. Sigeberti Gemblacensis chronicon. S. 559 Godefridi Viterbiensis opera. S. 598 Chronicon Stederburgense. S. 638 Ottonis scabini Nussiae chronicon und Chronica regia S. Pantaleonis. S. 655 Martini Poloni chronica etc.

Die Bemerkungen über Handschriften der zweyten Abtheilung, der Gesetze nämlich, betreffen A. die Gesetze der einzelnen deutschen Stämme und Gaue, die sogenannten Volksrechte. B. Die Reichsgesetze. C. Die Formelsammlungen. D. Deutsche und andere neuere Rechtsbücher. E. Canonisches Recht. Bey den Volksrechten sind sämmtliche Handschriften, welche für deren neue Ausgabe in den Monumentis bisher benutzt wurden, aufgeführt, und nach den verschiedenen aus ihrer gemeinsamen Vergleichung sich herausstellenden Textes-Recensionen ausgeschieden. Ein überraschendes Resultat gewährt dieses Verfahren insbesondere bey den von Hrn. Archivrath Pertz gegebenen Uebersichten der Handschrif-

ten der Lex Salica, Ripuariorum und Alamannorum. Bey allen dreyen ist eine merowingische und karolingische Ausgabe (Recension) nachgewiesen, deren jede wieder in verschiedene Unterklassen zerfällt. S. 764 — 766 sind die bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften der Lex Baiuwariorum und ihrer Additamente verzeichnet, und diejenigen, von denen die Gesellschaft bereits die Textes-Collation besitzt, angegeben; es sind dieß folgende achtzehn: Vier Pariser und zwey Wolfenbüttler Handschriften, die Kruft'sche Handschrift zu St. Paul, die Wiener (aus Gottweih), die Gothaische (aus Mainz? vrgl. Würdtwein Bibl. Mogunt. p. 10. n. 6.), die Leydener (aus der Vossius'schen Sammlung). Dann die acht Handschriften zu München, und zwar die Ingolstädter (Gewoldische) in der hiesigen Universitäts-Bibliothek, und die zwey Tegernseer, die Benediktbeurer, Chiemseer, Augsburger, Oberaltaicher und Aldersbacher in der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Noch nicht verglichen sind: der Codex Estensis zu Modena, der wichtige Codex zu Admont, und eine neuerdings aufgefundene Handschrift zu Paris; dann der in vorliegendem Verzeichniß übergangene aber bereits Arch. III. 441 aufgeführte Codex Bodleianus zu Oxford und das Fragment der L. B. in dem Cod. Bamberg. P. I. 9. Arch. VII. 822.

Es ist auffallend, daß die Anzahl der inländischen Handschriften dieses ältesten Gesetzbuches unseres Landes verhältnißmäßig so gering ist, und daß sich namentlich unter den Bibliothekresten der altbaiuwarischen Cathedralen Freysing, Salzburg, Passau, Regensburg keine einzige Handschrift desselben findet. Daß Exemplare bey jeder derselben wirklich vorhanden waren, unterliegt gar keinem Zweifel. Hinsichtlich Passau's ist es nachgewiesen. (Vrgl. Lang, b. Jahrbücher S. 341. Wiener Jahrbücher der Lit. Bd. 40. Anz. Bl. S. 8. Mon. Boic. Vol. 28. P. II. p. 201.) Auch das Kloster Wessobrunn besaß noch im Jahre 1248 eine Handschrift des „Jus Noricorum.“ Wir haben übrigens bey dem Verluste so schätzbarer Denkmäler unserer vaterländischen Vorzeit sicherlich weniger die Ungunst der Zeiten als die Perfidie der Menschen zu beklagen, und mancher der obengenannten ausländischen Codices möchte die Kennzeichen der Abstammung aus dem Lande seiner ehemaligen gesetzlichen Geltung noch an sich tragen.

Unter der Rubrik Reichsgesetze (S. 788—798) werden einige Nachträge zu den beyden ersten Bänden der Leges (Monum. III. et IV.) geliefert. Die von dem Bibliotheksekretär Föringer aus einem Codex des hiesigen Reichsarchivs mitgetheilte Zusammenstellung der Beschlüsse der fünf Reichssynoden des Jahres 813 ist höchst wahrscheinlich ein Ergebniß der officiellen Vorberathungen des im September des genannten Jahres gehaltenen Reichstages zu Aachen, und der von Einhard (Annal. Monum. Germ. I. 200) mit Bestimmtheit ausgesprochenen „constitutionum, quae in singulis (huius anni conciliis) factae sunt, collatio in illo conventu habita —“; steht sohin in unmittelbarem Zusammenhange mit dem aus eben demselben Codex im 2. Bde. der Leges p. 551 abgedruckten deßfallsigen Commissionsberichte der Bischöfe, durch dessen Inhalt übrigens dargethan seyn dürfte, daß der vollständige Text des nach der ausdrücklichen Erwähnung des chronicon Moissiacense auf obigem Reichstage gegebenen „Capitulare XLVI capitulorum“ bisher noch nicht aufgefunden sey.

Hinsichtlich des gleichfalls von dem Bibliotheksekretär Föringer aus einer Handschrift der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek S. 797 mitgetheilten bisher unbekannten Landfriedens, der erst bey Gelegenheit der Schmeller'schen Handschriften-Beschreibung zum Vorschein kam, ist es sehr zu bedauern, daß dieses interessante Rechts-Denkmal in die chronologische Reihe der ältesten Reichsgesetze, welche zum erstenmal in dem eben genannten Bande der Monumenta in solcher Vollständigkeit gesammelt erschienen, nicht mehr aufgenommen werden konnte. Da der vorhandene Text desselben leider weder eine Zeit- noch Ortsbestimmung seiner Abfassung in sich trägt, so schwankt die Wahl zwischen den von den Geschichtschreibern erwähnten aber bisher vergebens gesuchten Landfrieden Heinrichs III. vom Jahre 1043, Heinrichs V. vom Jahre 1105 und 1122 und Lothars vom Jahre 1126. Hr. Pertz entscheidet sich für den Speyerer Frieden von 1122. Der Umstand aber, daß der fragliche Codex nach einer zuverlässigen Notiz auf Befehl des Freysingischen Bischofs Abraham (975 — 994) geschrieben wurde, und der ganz gleichzeitig scheinende Schriftcharakter des Landfriedens möchte auf eine frühere Zeit deuten. Die Stelle des handschriftlichen Textes: Sicut iuratores nostri aliqnem de supradictis causis reum insequentur etc. dürfte übrigens in si coniuratores etc. zu verbessern seyn.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

F. Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Erste Hälfte. Breslau. Verlag von Ferd. Hirt. 1839. 8.

Franz Passow verdankt seinen ausgebreiteten literarischen Ruf in der gegenwärtigen Zeit vielleicht hauptsächlich seinem griechischen Wörterbuche, welches seit fast 20 Jahren die früher gebräuchlichen Werke dieser Art vielfach aus dem Gebrauch, besonders in den Gelehrtenschulen verdrängt hat. Wie nun die Lexicographie bekanntlich zu den trockensten Zweigen der wissenschaftlichen Thätigkeit gehört, zwar ungemein viel Gelehrsamkeit und Fleiß, aber, wie man insgemein glaubt, desto weniger eigentlichen Geist erfordert, so liegt die Versuchung nahe, von der Wahl und Bearbeitung eines solchen Gegenstandes auch auf das Naturell des Verfassers zurückzuschliessen. Zwar hatte sich Passow zuerst durch Arbeiten anderer Art in die literarische Welt eingeführt, durch Uebersetzung des Persius, des Johannes Secundus, des Musäus und des Longus, hatte auch durch einzelne Aufsätze in Zeitschriften ganz heterogene Fähigkeiten und Interessen beurkundet. Allein diese Aufsätze, ästhetischen Inhaltes, sind, wie es zu geschehen pflegt, nur in einem kleinen Kreise bekannt geworden, und auch jene Uebersetzungen, soviel sie gerechte Anerkennung vor 30 Jahren fanden, sind doch schwerlich im Stande, die Vorstellung, welche man sich nach seinen späteren Haupt-Beschäftigungen von ihm machen möchte, gehörig zu modifiziren.

Ein desto verschiedeneres, aber richtigeres Bild von seiner interessanten und liebenswürdigen Persönlichkeit giebt die vorliegende Briefsammlung. Man erkennt aus ihr deutlich, in welchem Grade vielmehr das poetische Element in Passows Natur das entschieden herrschende war, wie der Kunstsinn und das Interesse für das Schöne den rein wissenschaftlichen Sinn in ihm wo nicht überwog, doch demselben das Gleichgewicht hielt, und wie die natürliche Richtung seines Geistes fast in grellem Widerspruch mit seiner wissenschaftlichen Hauptleistung stand.

Dieß war zwar seiner Umgebung, seinen zahlreichen Freunden und Schülern wohl bekannt, aber es ist erwünscht und der Mühe werth, daß dieses wahre Bild auch im größern Kreise bekannt werde, und auf die Nachwelt komme. Zudem ist, abgesehen von dem Interesse an seiner Persönlichkeit, diese Briefsammlung so reich an den feinsten Bemerkungen über die vaterländische Literatur, deren Gang Passow mit nicht geringerer Aufmerksamkeit und Theilnahme verfolgte, als den seiner speciellen Berufswissenschaft, so reich an Reflexionen und Herzens-Ergiessungen über alle Verhältnisse des Gemüthslebens, daß man weder Freund noch Zunftgenosse des Briefstellers zu seyn braucht, um die mannigfaltigste Belehrung und die wohlthätigste Anregung aus diesen Briefen zu schöpfen.

Die vorliegende erste Hälfte der Sammlung reicht bis zum Beginn von Passows akademischer Laufbahn im Jahr 1826 und enthält ausser seinen Briefen auch eine kurze Autobiographie. Man erfährt aus beyden, daß Passow den 20. September 1786 zu Ludwigslust in Mecklenburg geboren war, seine Gymnasialstudien auf dem gymnasio illustri in Gotha machte, besonders unter Fr. Jakobs, dem er sein Leben lang mit inniger Pietät anhieng; dann im Jahre 1804 nach Leipzig gieng, um theologische Collegia zu hören, aber bald sowohl die

Theologie als die Collegia überhaupt aufgab, mit Ausnahme derjenigen von G. Hermann, um sich ganz dem Privatstudium der Philologie hinzugeben; wie er denn von einer Sehnsucht nach Kunstbildung und Kunstanschauungen getrieben seinen Aufenthalt in Leipzig mit Dresden vertauschte; wie er bald darauf im J. 1807 durch Göthe's unmittelbaren Betrieb als Professor an das weimarische Gymnasium berufen wurde; nach 3 Jahren einem Antrag als Mitdirektor des Conradinums zu Jenkau bey Danzig folgte; wie er später, als diese Schule durch die Kriegsunruhen und die darauf folgenden politischen Veränderungen aufgelöst wurde, seine unfreywillige Mussezeit zu einer Reise durch Deutschland und die Schweiz benützte, dann in Berlin wieder als quasi-Student zu Fr. A. Wolfs Füssen zu sitzen kein Bedenken trug — bis die preußische Regierung den bewährten Lehrer und Gelehrten reaktivirte, indem sie ihm die in Breslau erledigte Professur der Philologie übertrug.

Dieser Lebenslauf ist in 4 Perioden geschieden; jeder derselben geht der betreffende Theil der Autobiographie voraus, dann folgen Passows Briefe aus dieser Periode; von den Briefen seiner Freunde an ihn ist keiner mitgetheilt, ohne Zweifel aus den achtungswürdigsten Gründen, so dankbar der Leser auch die Einwebung der Briefe von Jakobs, Heinrich Voß rc. theils um ihrer selbst willen, theils zur Erläuterung von Passows Antwortschreiben aufgenommen haben würde.

Die erste Periode: Erste Jugendzeit bis zur Universität, enthält ausser einem interessanten Berichte über Passows erste Geistesentwicklung von dem Präpositus Breem, seinem Informator, nur 9 Briefe an seine Mutter (keinen einzigen an seinen damals noch lebenden Vater) von Gotha aus datirt, voll kindlichen Gemüthes und reger Theilnahme an allem geistigen Leben, nicht ohne Spuren von Frühreife und Aeußerungen, die in dem Munde eines sechzehnjährigen Schülers bisweilen einen gemischten Eindruck machen; wie wenn er S. 25 schreibt:

> „Wie ich die natürliche Tochter las, hielt ich sie für das höchste, was die deutsche Sprache hervorbringen könne. Ohne ihr nur das geringste von ihrer hohen Schönheit zu rauben, bin ich doch eines andern inne geworden."

Nämlich durch Zach. Werners Söhne des Thales. Es ist gewiß keine häufige Erscheinung, einen Gymnasiasten von Göthe's Eugenie begeistert zu finden; eine Erscheinung, welche entweder auf einen nicht ganz natürlichen Bildungsgang oder auf eine ungewöhnliche Empfänglichkeit für die reine Form eines Kunstwerkes schließen läßt. Oder S. 21.

> „Ich muß aber zugleich gestehen, daß das Frauenzimmer hier in Gotha das einzige ist, was unter meiner Erwartung geblieben. Jedes Frauenzimmer besucht wöchentlich zwey Gesellschaften, die ausserordentlichen abgerechnet. Wie kann damit die höchste Zierde des Weibes, die Häuslichkeit bestehen! Wie viel Zeit muß nicht allein der Putz wegnehmen?"

Das lautet allerdings etwas altklug. Um so auffallender und erfreulicher ist es, in seiner weitern Entwicklung von dieser leidigen und lästigen Eigenschaft keine Spur mehr zu finden, zwar überall mehr Neigung und Fähigkeit zu Reflexionen als zu objektiver Auffassung dessen, was ihn umgab, aber in den Reflexionen eine mit den Jahren wachsende Frische und Jugendlichkeit des Urtheils.

Die zweite Periode, Leben auf der Universität, wird durch Briefe an seinen Freund, den jetzigen Senator Hudtwalker in Hamburg und an seinen Lehrer Jakobs und Breem erläutert. Sein zur Schwärmerei geneigtes Gemüth fühlt sich sehr unbefriedigt. Von Leipzig S. 31 an Jakobs:

> „Alles ist hier ganz anders wie dort (in Gotha) und kann nur Einem Zwecke, dem einer weitern wissenschaftlichen Bildung genügen. Das, was ich hier für schönere Seelenkräfte gewinnen mag, werde ich Leipzig nie danken, denn hier ist nichts was ich mit Liebe umfassen könnte, und ich habe doch darnach gesucht! Ich kann mich noch immer nicht überzeugen, daß ich schon am Grabe des Alters der Ideale stehe."

Die Theologie wird ihm (wie es scheint, besonders durch Becks exegetische Vorträge) verleidet. Mit um so feurigerem Enthusiasmus spricht er von Hermann, bald in studentischen Kraftausdrücken, als von „einem göttlichen Kerl", bald mit wohlbemessener Anerkennung; obgleich er später fühlt, daß er mit ihm „in der Hauptansicht unserer Wissenschaft gar nicht harmonire." S. 117.

Folgende Reflexionen aus dieser Periode geben einen Begriff von seiner geistigen Entwicklung,

von der liebenswürdig-jugendlichen Excentrizität seines ganzen Wesens. S. 38 an Hudtwalker:

„Schreib mir doch einmal: bist du Schlegelianer oder Antischlegelianer? Ich bitte dich nur um Gotteswillen, schreib mir nichts von jener aurea mediocritas; die hasse ich tödtlich und alle, die auf ihr wandeln, sind geschlechtslose Amphibien.“

Und S. 39:

„Darum will ich auch, daß die Frauen Philosophie und die Männer Poesie treiben. Denn die Frauen sind selbst Poesie, ein Gedicht, d. h. die vollendete sichtbare Form des Schönen. Wir aber sind nichts weniger als poetische Geschöpfe; darum sollen wir aber eben durch die Gegensätze das zu ergänzen suchen, was uns von Natur fehlt.“

Und S. 70. an seine Mutter:

„Ich sehe das Leben als ein Kunstwerk an, das mit heiligem Ernst und rastlosem Streben und Bemühen in der Werkstatt der Seele soll gebildet werden. Aber gleichwie ein Gemälde oder Gedicht je sorgfältiger es ausgearbeitet ist, um so weniger Spuren von der Anstrengung des Künstlers tragen darf, eben so wenig darf, was in mir schafft und wirkt und bildet, es darf nur sein Resultat — Heiterkeit, ins Menschenleben hervortreten. So scheine ich das Leben leicht und spielend zu nehmen, aber ich nehme es nicht so.“

Nach den hier ausgesprochenen Ansichten sollte man Passow fast für einen Humoristen halten; allein der eigentliche Humor war, so hoch er ihn auch in der Theorie hielt, doch seinem Wesen fremd; die überwiegende Sentimentalität (natürlich im edelsten Sinne des Worts) ließ ihn nicht aufkommen. Die zunächst folgenden Worte:

„Ich bin sehr glücklich so ungestört in mich versinken zu können, indem ich nicht vergesse der Welt zu geben, was der Welt ist, eine Tugend nämlich die mir leider zu lange fremd geblieben ist, Duldung. In meiner ersten Heftigkeit gefiel ich mir darin alles was mir mißfiel zertrümmern zu wollen. Ich freue mich, daß die Periode überstanden und vor dem Genius der Liebe oder Menschheit oder wie der tausendnamige Engel sonst noch heißt, gewichen ist. Es ist doch schöner recht viele Menschen und endlich alle zu lieben, als sich in manchen Stücken über manche erhaben zu fühlen“ —

sind gewiß geeignet, manchen, die ihm sein keckes Auftreten und seine schonungslose Polemik selbst gegen seine ehemaligen Lehrer verargt hatten, mit Passows Gemüth zu versöhnen, und was in dieser Hinsicht wirklich von ihm zu viel geschehen seyn mag, mehr auf Rechnung verlängerter Flegeljahre als eines habituellen Charakterzuges zu schieben. Die folgenden Briefe zeigen von Jahr zu Jahr mehr, wie bey aller Leidenschaftlichkeit doch Milde und Liebe ein Grundzug seines Charakters war.

Am Ende dieser Periode sehen wir Passow mit der alten Kunst beschäftigt. Er schreibt an Jacobs S. 72:

„Sie finden gewiß nichts lächerliches oder überspanntes darin, wie ich glaube, daß wir den griechischen Geist nie klar erblicken werden, so lange wir uneingeweiht sind in die Werke ihrer bildenden Künstler. Wer es fühlt, daß die Kunst in allen ihren Zweigen nur Eins ist, nur in verschiedenen Organen redet, der wird gewiß nicht bey der Poesie stehen bleiben“

und an Hudtwalker S. 75:

„Das Studium der plastischen Kunst erhellte meine Ansichten über die Poesie, indem ich das Gebiet beyder, das sich so leicht in einander verliert, unterscheiden lernte, und ich schreite nun beherzter und sicherer auf dem mir von der Natur angewiesenen Pfade fort; denn ich fühle seitdem einen göttlichen Beruf in mir das Reich der Sprache mir zu erobern, Dichter und Philolog eins durch das andere zu seyn.“

Von diesen archäologischen Studien ist freylich nichts ans Licht getreten, Passow hat sie wohl auch nicht einmal fortzusetzen Gelegenheit gehabt, seit er Dresden verlassen; aber ihre Wirkung ist in seiner ganzen übrigen Lebensthätigkeit, und zwar besonders in seinem Lehramt unschwer zu erkennen.

Der dritte Abschnitt enthält sein Leben in Weimar, mit Briefen an Jakobs, Hudtwalker, Bremen, Frau von Voigt, besonders aber an seinen Amtsvorgänger Heinrich Voß in Heidelberg, mit welchem er in allen geistigen Interessen sympathisirte und, ohne ihn persönlich zu kennen, eine so vertraute Freundschaft schloß, als durch bloß brieflichen Verkehr nur immer möglich ist. Hier in Weimar wurde Passow mit Leib und Seele Schulmann, ohne sich von dem schwungreichen Leben der Stadt, durch Göthe's, Wieland's, Knebel's u.

A. Nähe, durch den Verkehr mit geistreichen Damenzirkeln, durch die Freuden des Theaters für seinen nächsten Amtsberuf abkühlen zu lassen, aber eben so wenig sich von diesen Genüssen und Bildungsmitteln zurückzuziehen; außer daß die Folgen einer Klatscherey oder Verläumdung ihn längere Zeit von Göthe trennten. Vrgl. S. 111.

(Schluß folgt.)

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Notizen über aufgefundene Handschriften von Formelsammlungen und deutschen Rechtsbüchern (S. 798 -- 806) sind nicht von großem Belange; um desto Wichtigeres bietet die nachfolgende Abtheilung: „Canonisches Recht." Wir beschränken uns darauf, auf zwey Mittheilungen des Hrn. Dr. Knust S. 806 und 826, die Auffindung zweyer bisher unbekannter bayerischer Concilien des IX. und X. Jahrhunderts betreffend, aufmerksam zu machen. Es fehlt zwar dem einen derselben die Angabe des Ortes, wo es gehalten worden, und dem andern die Zeitbestimmung, und keines gewährt, wie dieß z. B. bey der Aschenheimer und Neuchinger Synode der Fall ist, eine Ausbeute für das weltliche Recht; jedoch sind beyde für die bayerische Kirchengeschichte nicht unwichtig. Ersteres, auf dem letzten Blatte eines Freysinger Codex eingeschrieben, und des Schlußes entbehrend, beginnt so: „Anno nat. domini DCCCV indictione XIIII mense mai convenit sanctam synodum episcoporum atque abbatum ceterorumque ecclesiasticorum virorum de provincia baiuariorum de orationibus vel aelimosinis pro defunctis agendis etc. und enthält mit einigen Modificationen eine Erneuerung des von dem bayerischen Clerus auf der Dingolfinger Synode von 772 eingegangenen Bündnisses zur Gedächtnißfeyer verstorbener Priester. Aehnlichen „Collaudationibus pro defunctis" begegnet man im Mittelalter allenthalben. (Vrgl. Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache Bd. II. H. 1. S. 61. Labbé, Concil. T. VIII. p. 1702. Rhein-Museum für Jurisprudenz Bd. VII. H. 3. S. 265). Eine ähnliche sich auch auf Gebete für Lebende erstreckende Uebereinkunft auf Seite des bayerischen Clerus scheint das in den Monum. Germ. T. IV. C. II. p. 171. aus einer Wiener Handschrift bekanntgemachte Ergebniß einer wahrscheinlich zwischen 944 und 966 gehaltenen Regensburger Synode zu seyn.

Der Text des zweyten von Hrn. Dr. Knust aufgefundenen bayerischen Concils steht in dem obenerwähnten Bamberger Codex. Es hat die Ueberschrift: De sinodo ad Dingolvingen, und behandelt die Feyer der Kirchenfeste. Da in demselben einige Beschlüsse des Mainzer Concils von 813 wörtlich aufgenommen sind, und in dem bey Hansiz Germ. S. II. 146 und in Mon. Germ. T. IV. P. II. p. 171 abgedruckten Eingang der Dingolfinger Synode von 932 auf die Eingangsverordnung des neu aufgefundenen Concils hingewiesen wird, so fällt die Zeit der Abhaltung desselben zwischen die genannten beyden Jahre, wenn es vielleicht nicht mit der Dingolfinger Synode von 932 selbst identisch ist. (Vrgl. Hansiz a. a. O.)

Die dritte Abtheilung der Monumenta befaßt sich zunächst nur mit denjenigen Urkunden, welche von deutschen Kaisern und Königen ausgestellt worden sind. Da der Sekretär der Gesellschaft, Hr. Bibliothekar Dr. Böhmer zu Frankfurt, über die Erfolge seiner dafür unternommenen Reise einen besondern Bericht erstatten, und in der neuen Ausgabe der Kaiser-Regesten von 919 — 1313 die neuesten Bereicherungen an den betreffenden Orten aufführen wird, ferner die von ihm besorgte Regestensammlung aus der Zeit Ludwig des Bayers eben aus der Presse getreten ist, so werden in der einschlägigen Abtheilung des vorliegenden Archivbandes S. 833 — 846 nur die Sammlungen für die ältere Zeit in Kürze bezeichnet. — Sehr schätzenswerthe Mittheilungen enthält die vierte Abtheilung: „Briefe" (S. 847 — 990). Eine durchgreifende Behandlung haben insbesondere die Handschriften der zur Wiederherstellung der Staatsschriften und Briefe Friedrichs II. so wichtigen Briefe (dictamina) des Petrus de Vinea erhalten.

Schluß folgt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

F. Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler.

(Schluß.)

Von seiner Wirksamkeit als Lehrer im Verein mit Johann Schulze geben seine Schüler ein enthusiastisches Zeugniß. „In stürmische Begeisterung wußte uns dieser kräftige Geist durch sein Feuer, seine gediegene klare glänzende Gelehrsamkeit, seinen schönen geschmackvollen präcisen Vortrag, durch die Frische, die Beseeltheit, den Adel seines ganzen Wesens zu versetzen, und die innigste Anhänglichkeit, die reinste Achtung, der strengste Respect gegen ihn war von den ersten Wochen seiner Thätigkeit an in unserer Mitte begründet.“ Vrgl. S. 121 aus der allgemeinen Schulzeitung 1831. Ref., dem damals Passow noch völlig fremd war, darf bezeugen, daß diese begeisterte Stimmung unter seinen Schülern eine allgemeine war. Ein besonderes pädagogisches Interesse hat ein Brief an Jacobs S. 91 über die Einrichtung einer Selecta, welche nur von denjenigen Schülern besucht wird, welche ein eigentlich wissenschaftliches Streben haben, während die übrigen ohne Präjudiz gleich von Prima auf die Academie übergehen.

Ref. will nur noch einige Urtheile des zwei- und zwanzigjährigen Mannes über damalige und ältere Celebritäten mittheilen, z. B. S. 89 über Z. Werner:

> Er hat mir entsetzlich missfallen, weil ich ihn nicht einmal wie das anderemal gesehen habe, und dieser Wechsel entsprang nicht etwa aus einem leichten reizbaren Temperamente, sondern aus dem unangenehmen Bestreben, überall zu gefallen. Es hing also von Jedem ab, ob er ihn frivol bis zur tiefsten Gemeinheit oder andächtig bis zur modernsten Sublimation haben wollte. So sind auch alle seine Trauerspiele gewissermassen nur Gelegenheitsgedichte, die freilich unendlich schöne Einzelheiten haben. Mehr kann aber auch ein so zerstücktes Herz nicht geben.

An Voß S. 99 über Calderon:

> Ich weiß nicht ob ich irre, aber bei unerreichbaren einzelnen Schönheiten fand ich doch im Ganzen viel Monotonie in der Idee der kaum angedeuteten Charaktere, in der Verwicklung besonders der Lustspiele, und in den Bildern und Gleichnissen, die immer wiederkehren.

An Jakobs S. 106 über Theognis:

> Nirgends wüßte ich auch die hellenische Welt und Lebensansicht so unmittelbar und so zusammenhängend ausgesprochen als in diesen ältesten subjektiven Poesien, denen noch die ganze gesunde Menschennatur in ihrem ungetrübten und ungefärbten Zustande poetisch erschien, ohne erst wie die späteren von Antimachos an zur Einseitigkeit individueller Stimmung oder Leidenschaft die Zuflucht nehmen zu müssen.

Passow spricht selbst den Vorsatz aus, den Theognis herauszugeben, aber dieß wie vieles ähnliche war ein vorübergehender Gedanke, wie er überhaupt velox ingenio war, und immer ganz von dem voll, was ihn eben mit Liebe beschäftigte.

Der vierte und größte Abschnitt zeigt uns ihn in seiner Wirksamkeit als Gymnasialdirektor in Jenkau. Er fühlt sich hier natürlich so abgeschieden von dem geistigen Treiben Deutschlands wie er eben vorher in Weimar fast im Mittelpunkte desselben gesessen hatte. Doch läßt er seinen Verkehr möglichst wenig darunter leiden und sein Interesse gar nicht. Dieß zeigen die langen Briefe an Ja-

kobs, Voß, Frau von Voigt und seinen Schüler Göttling. Passow fühlt sich in seinem neuen Berufe so glücklich wie in seinem vorigen in Weimar und später in seinem akademischen zu Breslau. Keiner seiner Briefe enthält eigentlich Klagen, aber alle enthalten Hoffnungen, daß und wie es noch besser werden soll.

Er nahm seinen Weg über Franzensbrunn, um dort das Bad noch zu gebrauchen. Von dort schreibt er an Frau von Voigt:

Die Gespräche, die man hört und mitführen kann, scheinen für die Brunnendiät ganz passend; sie sind so nüchtern, wie in der Welt möglich, nnd spannen keine Geisteskraft an, weil sie wirklich ganz mechanisch geführt werden können. Meine gänzliche Ungeschicklichkeit, über nichts etwas zu sagen, wird mir in solcher Atmosphäre erst recht fühlbar, und habe ich mitunter rechtes Mitleid mit mir selbst.

Dort oder in Eger sah er auch den „gewaltigen, blitzenden und donnernden" Fr. A. Wolf wieder, über den er S. 141 an H. Voß schreibt:

„Man sage von Wolf was man will; mir erscheint er nur als ein ächt patriotischer, ächt humaner Geist, der allenfalls die Kraft hätte, einen Welttheil in Gährung und Flammen zu setzen, von dem ich mir aber nicht zu sagen getraue, daß er eben so viel zu bauen als zu zerstören vermag"

womit seine früheren und späteren Urtheile S. 54 und 207 zu vergleichen sind; dann auf der Weiterreise in Berlin andere:

Buttmann durchaus kraftvoll, bieder, so recht zum Zermalmen der härtesten Begriffe geneigt .. Bernhardi mitunter kraus und scheinbar verwirrt, aber sprühend von Genialität, Kraft und origineller Laune; so etwas von Mephistopheles; eine durchaus seltene Natur.

Ueber seine Stellung und Thätigkeit in Jenkau, wo er als wissenschaftlicher Direktor des Conradinums seine pädagogischen Ideen ungestörter zu realisiren vermochte, als bisher als Professor in Weimar, schreibt er an Voß S. 138:

Durch kein überlästiges und unkundiges Consistorium so wie durch kein überkluges Publikum an der Ausführung dessen gehindert, was auch Jachmann (der ältere Direktor) längst als das rechte erkannt, aber noch nicht durchzusetzen gewagt hatte, weil er sich zu allein und zu schlecht unterstützt fand von unsern zahlreichen Mitarbeitern, war das erste, daß wir das leidige so nutzbar scheinende, in der That aber ganz verderbliche scientifische System aufhoben und das alte gediegene strenge Klassensystem, durch das unsere Altvordern solche Männer geworden sind, an seine Stelle setzten .. demnach gieng es an eine genaue Musterung der Lehrgegenstände, unter denen sich ziemliche Contrebande befand z. B. Chemie, Papparbeiten, Technologie, alle mögliche philosophische Scienzien und die ganze angewandte Mathematik ꝛc.

Das humanistische Prinzip wird sofort mit Consequenz durchgeführt; nichts gelassen als Alterthumsstudium (mit Präponderanz der griechischen Literatur, bis an die Gränze der Gräcomanie) nebst Religion, reiner Mathematik nebst den nöthigsten historischen und naturwissenschaftlichen „Hülfsklassen" (?Hülfskenntnissen?) und eine recht vielseitige Behandlung der Muttersprache. Diese Entschiedenheit in der Beschränkung des Unterrichts hindert ihn jedoch nicht S. 153 zu bekennen:

„Ich fühle es nämlich ganz bestimmt, daß der Sprachunterricht einer Art von Gegengewicht bedarf, der (des?) einer sinnvollen, von bisheriger dicker Empirie und allerneuester Verrücktheit gleich entfernten Einleitung in die Naturgaben (sic!) und ich fühle es recht schmerzlich, daß mir so eine Hälfte des Lebens abgeht, die mir nun nicht mehr nachwachsen wird.

Passow machte hier das Experiment, den klassischen Sprachunterricht mit dem Griechischen statt mit dem Latein zu beginnen, was unter anderen schon Hamann mit seinem Sohne versucht hatte. Die Theorie rechtfertigt Passow in einem eigenen Aufsatze in seinem und Jachmanns pädagogischen Archiv auf geistreiche Weise; was faktisch dabei herausgekommen, hat Verf. nicht in Erfahrung bringen können. Was Passow's Seele besonders erfüllte und hob, war das Gefühl, daß die Jugendbildung, als Nationalbildung aufgefaßt und behandelt, dienen würde und müsse, um früher oder später das auf Deutschland lastende Joch der französischen Herrschaft abzuschütteln, ein Gefühl, welches damals den ganzen gebildeten Norden durchwehte und belebte. Als

der Befreyungskrieg ausbrach, er selbst seine geliebte Gattin durch den Tod verlor *) und selbst seine amtliche Thätigkeit sistirt war, stand in ihm der Entschluß fest als freywilliger Jäger an dem Kampfe thätigen Theil zu nehmen. Aber der Pariser Friede kam ihm zuvor. Die Briefe aus dieser Zeit sind voll des glühendsten Patriotismus, ohne viel Worte zu machen und ohne sein Interesse an den Friedenskünsten zu verringern. Nur wird man bey dem Enthusiasten und dem Privatmann keine politischen Aufschlüsse und Blicke über Gegenwart und Zukunft der damaligen Zeit suchen, wie sie in Niebuhrs neuerdings veröffentlichten Briefen über die nämliche Zeit sich zahlreich vorfinden. Je mehr Passow auch den Jahren nach in das reife Mannesalter trat, desto reifer und von Hyperthaumasie befreyter und interressanter werden natürlich auch seine Urtheile über Menschen, Bücher und Welt. Von seiner Rheinreise aus Coblenz schreibt er S. 190 an H. Voß:

„Dennoch würde ich mir diese reichen Gauen nie zum Wohnsitz wählen, denn dem Nordländer sagen diese leichten beweglichen zuthulichen Menschen doch nimmermehr zu. So sang heute in St. Castor ein Halbkreis der zierlichsten Mädchen wie die Engel einen Chorgesang von der Orgel herab; kaum aber fiel der Priester ein, so war Gesang und St. Castor vergessen und sie schwazten und lachten auf das lustigste durcheinander, bis sie die Stimme wieder aufzunehmen hatten. Dieser Sinn wiederholt sich in allen Erscheinungen des Lebens; ich weiß recht gut was sich dafür sagen läßt aber unserer Schwerfälligkeit wird es nie gefallen, und zwar mit Recht."

Ueber Niebuhr S. 204:

„Daß er unter allen unseren Zeitgenossen an Tiefe und Umfang des Wissens, mit dem schärfsten Urtheil die lebendigste Ansicht und die gediegenste Willenskraft vereinigt, kann man wohl ohne Uebertreibung von ihm sagen. Wie herrlich ist dabei die Milde seines ganzen Wesens, die nur dann in leidenschaftliche Strenge übergeht, wenn es eine sittliche Idee zu verfechten gilt."

Und S. 202 über Hoffmann:

„Von den Phantasiestücken in Callots Manier kenne ich nur den dritten Band, der mich ungemein angezogen durch die reine gediegene Mischung rührender und komischer Kraft und durch die anschaulichste Darstellungsgabe. Ist eine nahe Geistesverwandtschaft mit Jean Paul schon nicht zu verkennen, so erscheint mir doch bei Hoffmann alles inniger, voller, reicher, sein gesammter Styl — Ausdruck, Anlage, Erfindung — reiner und einiger in sich."

Seinem neuen Beruf, dem academischen Katheder, geht Passow nicht mit der Freudigkeit entgegen, mit der er ihm später obgelegen. Er äußert sich S. 201 gegen eine Freundin, ohne Zweifel an Fr. v. Voigt:

„Wahrscheinlich noch in diesem Monat (März 1815) gehe ich als Professor an die Universität nach Breslau. Ist mir auch jeder Ort so ziemlich gleichgültig, so ist mir eine academische Laufbahn fast eben so unerwünscht als unerwartet."

Und 207 an Jacobs:

„Ganz erwünscht ist mir diese Anstellung nicht, weil meine Neigung seit lange für das Schulleben entschieden ist, und bei mir die Ueberzeugung fest steht, daß in dieser Sphäre unsäglich viel, auf unsern Universitäten, wie sie nun einmal sind, unverhältnißmäßig wenig gewirkt werden kann.

Der zweyte Band, dessen Erscheinung wir mit Verlangen entgegensehen, wird ohne Zweifel eine Palinodie enthalten.

Die Redaktion des Briefwechsels, von Passow's Schwiegervater, dem berühmten Historiker Wachler begonnen, und von dessen Sohn vollendet, läßt nichts zu wünschen übrig. Niemand wird sich über indiscrete Mittheilungen und Entweihung des Briefgeheimnisses zu beklagen haben. Vielleicht würde Passow selbst, wenn er vertraute Mittheilungen wie S. 31 und S. 76, so wie das eine und andere rasche, in augenblicklicher Stimmung oder Verstimmung ausgesprochene Urtheil gedruckt sähe, erröthen, ohne sich jedoch des Gesagten schämen zu müssen. Die Herausgeber verdienen Dank, daß sie wie ein redlicher Biograph dergleichen nicht unterdrückt haben, und, hony soit qui mal y pense!

L. D.

*) Man lese darüber die seelenvollen an Frau von Voigt gerichteten Briefe, S. 184 und 187.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Schluß.)

Die Abtheilung der Alterthümer (S. 991 — 1022) umfaßt folgende 12 Rubriken: Geschichtliche Bruchstücke, Nekrologien, Inschriften, Urkundliches, Dichterisches, Geographisches, Liturgisches, Sprachliches, Bücherverzeichnisse, Runen, Beschwörungen, Visionen. — Zusätze und Berichtigungen und ein zweckmäßig gearbeitetes Register schließt den vorliegenden Band. Es ist gewiß ein in allgemeinem Interesse geäußerter Wunsch, daß diese für den literarischen Apparat und für gründliches Quellenstudium der deutschen Geschichte so fruchtbringende Gesellschaftsschrift recht bald einer weitern Fortsetzung sich erfreuen möge. *)

*) Für einige unserer Leser ist vielleicht nachstehende Uebersicht der in den sieben Bänden des Archivs zerstreut vorkommenden Handschriften-Verzeichnisse nach den Orten der betreffenden Bibliotheken nicht unerwünscht: Admont Bd. VI. S. 162 und folg. Avignon VII. 208. Augsburg I. 135. Bamberg VI. 40. Basel VII. 174. Berlin II. 75. Bern II. 385. V. 482. Breslau, Univ. Bibl. III. 451. Centralbibl. IV. 93. VI. 93. Brüssel VII. 34. Cambridge III. 431. VII. 84. Carlsruhe II. 149. 390. Carpentras VII. 207. Cassel I. 325. VI. 203. Chalons VII. 220. Chambery VII. 178. Dijon VII. 214. Dresden, k. Bibl. I. 111. Bibl. des Geh. Arch. VI. 222. Durham VII. Einsiedeln VII. 180. Engelberg VII. 178. Erlangen VII. 111. Frankfurt a. M. Stadtbibliothek I. 322. St. Bartholom. Bibl. II. 197. Fulda I. 327. St. Gallen V. 501. VI. 476. Genf VII. 176. VI. 80. Göttingen VI. 200. Göttweih VI. 190. Haag VII. 130. Halle VI. 476. Hamburg VI. 229. 625. Hannover I. 466. II. 163. Heidelberg I. 430. Jena III. 266. Kopenhagen VII. 150. Kremsmünster VI. 196. Hl. Kreuz VI. 182. Leipzig, Rathsbibl. VI. 207. Univ. Bibl. VI. 214. Leyden VII. 133. Lilienfeld VI. 185. London, britt. Mus. II. 380. VII. 72. Bibl. des Erzb. v. Canterbury VII. 82. Lübeck III. 447. Lyon VII. 211. Middlehill VII. 95. Mölk VI. 192. Montpellier VII. 206. München, k. Hof- und Staatsbibliothek (hier was die ersten 6 Bände anbelangt, einschlüßlich der Nachrichten auch über einzelne Handschriften) I. 194 — 199. 419 — 429. II. 19 — 32. 79 — 91. 187 — 196. III. 1 — 21. 125 — 141. 341 — 351. 539 — 565. IV. 260 — 263. 352 — 368. 511 — 515. 548 — 554. V. 516 — 519. 559 — 566. 655 — 660. VI. 419 — 423. 498 — 503. VII. 113 — 128. Univ. Bibl. VII. 112. Münster IV. 515. Nordkirchen VI. 35. Nürnberg VII. 112. Oxford III. 431. VII. 87. Paris I. 293. VII. 36. St. Paul I. 280. Pesth, Jankovich'sche Bibl. VI. 140. Petersburg, Romanzow'sche Bibl. VI. 249. Rheinau VII. 181. Rom, Barberinische Bibl. IV. 535. Chigi'sche Bibl. IV. 528. Vatikan. Bibl. III. 414. Vatikan. Arch. VII. 19. Seitenstetten VI. 194. Stuttgart V. 527. Trier VII. 138. Troyes VII. 217. Utrecht VII. 132. Venedig, St. Markus-Bibl. IV. 139. Wien, Hofbibl. I. 317. II. Heft 5. 6. III. 391. Bibl. des kais. geh. Arch. VI. 100. Wolfenbüttel VI. 1. VII. 221. Würzburg VII. 108. Zürich VII. 181. — Hinsichtlich der in vorstehender Uebersicht nicht genannten italienischen Bibliotheken ist des Hrn. Pertz italienische Reise, Bd. V. Heft 1 — 4. wo die einzelnen Handschriften nach dem Eintheilungs-Systeme der Monumenta (Geschichtschreiber, Gesetze, Urkunden, Briefe, Alterthümer,) aufgeführt werden, so wie auch Bluhme's ital. Reise Bd. V. S. 575 vervollständigt in dessen Bibl. libr. mss. it. Gött. 1814. zu vergleichen. Eine selbstständige Zusammenstellung bilden auch die adnotationes de codicibus mss. historicis et anecdotis in itinere brevi Alemannico repertis, welche Dümge und Mone als Resultat ihrer durch einen Theil des vordern Schwabens und der Schweiz aus Auftrag der Gesellschaft unternommenen Reise Bd. I. S. 143. 226. 375. III. 209. IV. 285. mittheilten. Hieher gehört auch das Verzeichniß von Handschriften in englischen und irländischen Bibliotheken, welche unter einem speciellen Ortsbetreffe nicht aufgeführt sind, Band VII. S. 102 — 105. Vrgl. VII. 142. Als selbständige Ergänzung mehrerer der vorstehenden Handschriften-Verzeichnisse ist zu benutzen: Hänel catalogi libror. mss. qui in bibliothecis Galliae, Helv., Belg., Britt. M., Hisp., Lusit. asservantur Lips. 1830. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nr. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 22. Juny 1839.

Ein neuer bedeutsamer Fund von antikem Erz am Passe Lueg, auf dem Straßenzug von Salzburg in's norische Gebirg, bestätigt das hohe Alter dieses Wehr- und Sperrpunktes.

Referent gab vor einigen Jahren in den bayerischen Annalen Nachricht über die geographische und strategische Lage des aus der vorrömischen Zeit Noricums stammenden Castells Cuculle, wohin, von Passau aus, St. Severin durch den Atergau früher als nach Juvavum gekommen war, um auch da den zum Theil schon christlichen, aber von den nordischen Barbaren sehr bedrängten, Einwohnern Trost und Belehrung zu bringen; — und von der da im frühern Mittelalter bestandenen Grafschaft Kuchel, welche einst von den Thoren Salzburgs bis zum Passe Lueg reichte, die reichen Salzlager Halleins und Berchtesgadens umschloß, und sodann ein Bestandtheil des Erzbisthums Salzburgs wurde. Noch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts haben Zweifel bestanden, ob die römische Heerstraße zwischen Virunum (heute Klagenfurt,) und Aelia Hadriana (Salzburg), wirklich längs der Salzach, und den sogenannten Oefen, durch den furchtbaren tiefen Schlund am Passe Lueg geführt; oder ob sie nicht vielmehr hinter Golling eine Ausbeugung gegen das zugänglichere Thal der Lammer, durch die Schöffau und Abbenau (Abbanova insula) gemacht, und so zwischen Hüttau und Gastag wieder eingelenkt habe?

Daß der Burgflecken Golling selbst (Cholinga, vielleicht vom nahen Göhl, Gulich, Gebirg?) noch an dieser Heerstraße lag, und mit dem Castell Cuculle in nächster Verbindung stand, dafür spricht nicht nur das frühe Vorkommen dieser Ortschaft, auch mit der Bezeichnung: Purch, schon im Indiculo Arnonis; sondern dafür sprechen auch mehrere Meilensäulen, die, zwar mehr oder weniger verstümmelt oder abgemeisselt, doch deutlich genug auf Septimius Severus und auf Constantin zurückweisend, in Golling selbst und längs der Heidenstraße gegen Abnet hinab gefunden wurden. Das Lammerthal kannten die Römer zwar auch recht gut, der Wallingwinkel in demselben verräth namentlich noch einen ihrer längern Schlupfwinkel daselbst, als die Gegend um Kuchel schon von fremdem Volk überschwemmt war, und St. Severin war eben aus dem Atergau durch das Lammerthal in das Castell Cuculle gelangt; vielleicht rührt die geheimnißvolle Gründung eines uralten Kirchleins daselbst, später St. Ulrich in der Schöffau genannt, gleichfalls aus dieser Zeit her. Aber, wie Ref. bereits anderwärts nachgewiesen hat, die Römer waren keinen Augenblick in der Verlegenheit, auch hier geradeaus zu gehen, und an en himmelhohen Kalkwänden des Tännengebirgs, bey Stegenwald, zwischen Golling und Werfen, (Vaecorium,) eine schon von den Tauriskern wenigstens für Lastthiere gebahnte und, wie es nun auch der jüngste Fund bezeugt, wohlbewachte Strasse noch mehr zu erweitern und zu befestigen. So, wie diese Thatsache durch die ausdrücklichen Angaben auf den Milliarien aus Kärnthen, über Lungau und durch das Pongau her, „restauravit vias et pontes vetustate collapsos" nämlich der Imperator, und der eine oder andere Legat auf kaiserlichen Befehl, außer Zweifel gesetzt wird; so kom-

men diesen Angaben wieder die ersten Notizen des Mittelalters, die aus dem VIII. Jahrhundert im Indiculo Arnonis, über diese Gegend bestätigend entgegen, indem sie von der Wanderung St. Ruperts an der Salzache hinein „per vias et pontes“ und von seiner Gründung der Maximilianszelle im Pongau, (heute Bischofshofen,) auf dem Territorium einer adelichen Familie von Oberalben, (genealogia Albina), und von den einträglichen Goldwäscherenen in jenen Gegenden erzählen.

Die zu den Heilquellen in der Gastein wandernden, oder die Straße nach Triest über die Tauern verfolgenden Reisenden werden sich nun mittels dieser Hindeutung leicht orientiren.

Es darf jedoch nicht übergangen werden, daß jene römische und vorrömische Heerstraße durch den Paß Lueg, nicht, wie heute, unten im tiefen Einschnitte der Kalkwände, unmittelbar an der Salzache, (einst Ivarus, Igonta, Hochwasser,) hinzog, sondern ungefähr 50 Klafter höher, zwischen dem Marienkirchlein Brunneck und der Taferne Stegenwald, und zwar über einen noch ganz wohl bemerkbaren zum Theil mit Gebüsch bewachsenen Felsenrücken. Wie heute wieder ein neugebauter massiver Wehrthurm, für schweres Geschütz eingerichtet, diesen Felsenrücken krönt und sperrt, wie derselbe eben so im Kriege von 1809 durch ein Blockhaus vertheidigt wurde, und wohl zu allen Zeiten bewahrt und vertheidigt worden ist, daher die Warthe auf dieser Höhe es ist, die eigentlich dem Namen Lueg oder Specula entspricht, so muß dieser Ein- und Uebergang auch schon als ein kriegerisches Attribut der Taurisker, dann Noriker, aus der grauesten Vorzeit anerkannt werden.

Die heutige von Brunneck und den dortigen Quellen, die auf dieser lebhaft begangenen und befahrenen Straße Menschen und Thieren so willkommen sind, in die Tiefe sich senkende Bahn durch den Lueg ward erst in der zweyten Hälfte des XI. Jahrhunderts, unter dem Fürst-Erzbischofe Gebhart, (einem Grafen von Helfenstein: 1060 — 1088) und zwar mit Hülfe der Gewerke im Pongau und der Großhändler dieß- und jenseits der Alpen, gebrochen; da wahrscheinlich die durch Lavinen und andere Ereignisse völlig ungangbar gewordene Strasse aber zur weitern Herstellung und Innehaltung allzu kostspielig geworden wäre. Es lag auch überhaupt im Gang der Bevölkerung und Cultur, allgemach die Ortschaften und Straßenzüge von den Gebirgen, wovon auch die Noricums (s. z. B. „die Tauern“) so merkwürdige Denkmäler zeigen, mehr und mehr herab in die entwässerten und wirthbareren Thäler zu verlegen.

Wie überhaupt im Gefolge des Krieges von 1809 alle Boll- und Festungswerke an den Eingängen der bayerischen und salzburgischen Alpen mit großem Aufwand gesprengt und zerstört werden mußten, so geschah das auch dort an den Pässen Strub und Lustenstein, gegen Tyrol und Pinzgau, und hier am Passe Lueg. Aber mit noch größerem Aufwande an Geld, Menschen und Materialien, und nach den Regeln der neuesten Kriegsbaukunst hat Oesterreich, (z. B. um Brichsen!) die Zukunft wahrnehmend, wie im Tyrol, so auch hier diese Wehren wieder aufgerichtet. Sie beginnen am Passe Lueg hochoben auf der Einsattlung des Gebirges als schuß- und bombenfeste Thürme und Wehrgänge, und senken sich stufenweise herab zur großen Strassenpforte, und steigen jenseits der Salzach wieder die prallige Wand hinauf zur Croatenhöhle, von der die Urkunden des XIII. Jahrhunderts unter der Bezeichnung: in antro, sprechen, und die nun für sich, von ferne wie ein Cyclopenauge des Riesengebirgs anzuschauen, ein uneinnehmbares Castell bildet.

Im Gefolge dieser Bauten wurden nun vor zwey Jahren rechts der Salzach, auf der ältesten Straßenlinie des Luegs, am obersten Wehrthurm, unter dünnem Moose und von leichtem Steingerölle bedeckt folgende eherne Waffenstücke und Klumpen gefunden:

a) ein Helm oder Pickelhaube;
b) der dazu gehörige linke Wangen- oder Backenschild;
c) der rechte Backenschild eines zweyten solchen Helms;

d) eine Fahnen- oder Standartenspitze:
e) wieder eine solche;
f) ein Spaltkeil zum Steinbruch;
g) ein großer Klumpen von geschmolzenem Erz;
h) ein kleinerer.

Alle diese Stücke sind von grünem edlen Rost bedeckt, zeigen aber im Bruche, oder mit der Feile angegangen, einen goldgelben hellstrahlenden Glanz, und bestehen nach den damit vorgekehrten Schmelzungen aus vier Fünftel feinem Kupfer, wie es die nahen Gruben von Großarl liefern, und aus einem Fünftel Fahl- oder Gallmeyerz, das urkundliche Cadmium in den Alpen, also aus einer Mischung, worin die Archäologen jenes berühmte norische Erz, das νόροπα χάλκον erkennen, wovon schon die Iliade spricht. Nebenbey zeigen diese Metallstücke, gleich jenen vom Dürnberg ob Hallein, die Ref. vor 3 Jahren beschrieb, den Strich zu 18 Carat, und erklingen angeschlagen in einem F Ton.

Aber der Fundort und die Formen neben der Substanz sind es auch hier wieder, welche diese Kunsterzeugnisse in das graueste Alterthum hinauf weisen.

Die Sturm- oder Pickelhaube, 1 Pfund und 24 Loth wiegend, bildet eine halbe Kugel, ist im Lichte 8 Zoll lang, und 7 Zoll breit und tief, und war einst inwendig mit Leder oder Wolle gefüttert. Die Metall-Substanz ist ein 2 Linien dickes gegossenes und gehämmertes Blech in 2 Abtheilungen, die durch Niethen und Häckeln aneinander befestigt sind. Diese Halbkugel bedeckte den Kopf des Kriegers von den Augenbraunen bis zurück an das Hinterwandbein, und endet da ohne Nackenschild und Scheibe, lediglich mit einer kleinen auswärts gebogenen Leiste. Obenauf findet sich auch keine Schneide, kein Kamm und Buschträger; sondern die Oberfläche zeigt vielmehr ein sogenanntes von vorn nach hinten gestelltes ägyptisches Kreutz, und stellenweise mittels Bunzenstempeln von innen nach außen getriebene Linien, Kreise und Felder. Ziemlich ähnliche Helme, 20 an der Zahl und aus gleichem Erze, sind zu Stangelberg in der Steyermark, im Marburgerkreise i. J. 1812 aufgefunden, und i. J. 1826 im VII. Hefte der steyermärkischen Zeitschrift beschrieben worden. An zweyen jener Helme glaubte man aber auch eine etruskische Inschrift entdeckt zu haben. Jedenfalls sprechen diese Funde zugleich für das hohe Alter und den Reichthum der Metallgruben, und der norischen Waffenschmiede an der Salzach, an der Enns und Mur, und ihres weiten Verkehrs.

Der jener Pickelhaube zugehörige linke Wangenschild, einst gleichfalls gefüttert, ist 5 1/2 Zoll lang, 3 1/4 Zoll breit, 3 Loth schwer und von gleichem dünnen punktirten Metall; er hieng mittels 2 Löcher in 2 Löchern des Helmes, und ward am Kinn wieder durchlöchert mit dem rechten Backenschild durch einen Riemen verbunden.

Der einzelne vorgefundene rechte Wangenschild, ganz von gleicher Form und Substanz, mußte den Löchern nach zu schließen, einem andern Helme angehört haben.

Die eine der Fahnenspitzen, (sie möchten allenfalls auch Fußbeschläge für Lanzen oder Standarten gewesen seyn;) ist 7 Zoll lang, 2 Zoll breit, inwendig hohl; 1 Pfund 16 Loth schwer, oben auf 3 Seiten mit einer Ringleiste geziert, während die 4te Seite, die an einer Querstange, und mittels Verniethungen das Vexillum oder Pilum bedeckte, ohne Leiste und so den französischen Adlern Napoleons ähnlich ist.

Die andere Fahnenspitze, auch noch 1 Pfund 16 Loth schwer, ist gewaltsam abgebrochen oder

abgesägt, sie mißt nur noch 4 Zoll in der Länge, und 2 Zoll in der Breite.

Der Spaltkeil oder Steinmeissel vom Lueg, der Substanz und Form nach ganz so antik wie dergleichen bey den Marmor= und Salzgruben, auf dem Dürnberg bey Hallein, in der Gallmeygrube am Rockstein, am Kalkbruch zu Kleinwies bey Buch u. s. w. gefunden und beschrieben wurden, ist abgebrochen; einst 9 Zoll lang wiegt er noch 1 Pfund, und zeigt in der Mitte einen Falz, worin ein hölzerner Stiel eingeniethet war; oben eine Zunge, unten die Schneide auswärts gebogen ꝛc.

Von den beyden rohen Klumpen norischen Metalls wiegt der größere 20 Loth, der kleinere 4 L.; — allem Anscheine nach Ueberreste von Kunstproducten oder Waffenstücken, die an Ort und Stelle durch einen Brand umgeschmolzen worden waren. Möglich wäre es, daß hier einst eine hölzerne Warte von einem paar ins Innere verschlossenen Kriegern bewacht, gestanden und durch feindlichen Ueberfall plötzlich angesteckt in Staub und Asche niedergesunken wäre. Denn von menschlichen Gebeinen hatte sich auch nichts vorgefunden. Uebrigens hatte man i. J. 1837 ungleich größere Klumpen von solchem Metall, so schön, als ob es eben aus dem Schmelzofen gekommen, 10 Meilen weiter auf= und rückwärts in den Geschieben der Salzache, im Pinzgau, bey Lachsenbach und Grims, neben Spaltkeilen und Hebelmeisseln gefunden, aus einer Zeit, wo von Waffen und Werkzeugen von Eisen und Stahl nicht, und selbst von den Eisengewerken des innern Noreia noch nicht die Rede war. Schwerter von gleichem antiken Erze sind vor kurzem auch unweit Salzburg zu Muntigel (monticulus) zu Senham, (im weiten Gau: Lucineis,) und anderwärts ausgegraben worden.

Das Wesentliche dieser Nachrichten verdankt Ref. dem k. k. jubilirten Hrn. Pfleger Seethaler, der, seit einem halben Jahrhundert als unermüdlicher Forscher in jenen Gegenden an der Salzach und Mattich, am Inn= und Haunsberg ꝛc. thätig, durch ein Schreiben vom 8. Juny d. J. zur Beschauung der getreuen Abbildungen von diesen Antiken einlud.

Bemerkenswerth möchte es seyn, daß man nun wieder von der Auffindung antiken Geschmeides und solcher Waffenstücke hört, während fast durch 30 Jahre, wenigstens im südlichen Deutschland, davon wenig oder nichts, wohl aber viel von römischen Grundmauern, Paramenten und Musivböden verlautete. Diese Erscheinung dürfte sich auf dieselbe Weise erklären lassen, die Ref. schon bey mehreren Anlässen nachwies.

Die im offenen, platten Lande wohnenden Noriker und Römer sahen nämlich die nahende Gefahr frühzeitig und räumten daselbst auf. Erst längs den Flußübergängen und in den Gebirgspässen kam es zu ernstlichern Kämpfen; da, in den Felsenklüften, in den Salz= und Erzgruben, und in den Flüssen selbst findet sich nun namhafte Ausbeute aus ältester Zeit, da scheint also die Völkergeschichte erforscht werden zu müssen.

v. Koch Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nr. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

De la Cosmogonie de Moïse, comparée aux faits géologiques, par Marcel de Serres, Conseiller et Professeur de Minéralogie et de Géologie à la Faculté des sciences de Montpellier. Paris 1838. 8. 392 S.

Auf Buckland's berühmtes Buch: Geology and Mineralogy, considered with reference to natural Theology, das in seinem ersten Theile die Uebereinstimmung der in der heiligen Schrift geschilderten Schöpfungsgeschichte mit den durch die Geognosie gefundenen Thatsachen nachweist, folgt ein französisches Werk, das sich an demselben Gegenstande versucht. Ein Vorbericht der Herausgeber benachrichtigt den Leser, daß das Manuscript schon seit mehreren Jahren ausgearbeitet vorgelegen, und daß dem Verfasser das Erscheinen des eben erwähnten Buckland'schen Buches zur nicht geringer Beruhigung gereicht habe, indem er seine Arbeit in durchgängiger Uebereinstimmung mit der des englischen Gelehrten gefunden hätte. Diese Uebereinstimmung „ist selbst so groß, daß man meynen sollte, sie hätten sich ihre Gedanken mitgetheilt."

Beym nähern Durchgehen der französischen Arbeit wird man es übrigens bald bestätigt finden, daß obgleich sie fast durchgängig auf dieselben Resultate als die englische kommt, sie keineswegs ein bloßes Nachbild derselben ist, sondern auf ihrem eigenen Wege selbstständig sich Bahn gebrochen hat. Daß Bucklands Werk auf die letzte Umarbeitung des französischen Manuscriptes Einfluß geübt, leuchtet allerdings hervor, kann aber der Arbeit von Marcel de Serres deßhalb ihren Werth nicht verkümmern. Mit besonderer Ausführlichkeit hat dieser sich auf sprachliche Untersuchungen gelegt, und eine möglichst genaue Uebersetzung der mosaischen Schöpfungsgeschichte versucht. In wie weit solches dem Verfasser gelungen, muß Ref. der Beurtheilung Derer überlassen, welche die hebräische Sprache zu ihrem besonderen Studium gemacht haben.

Im Eingang sucht der Verfasser zuerst die ängstlichen Gemüther zu beruhigen, welche von dem Studium der Naturwissenschaften befürchten, daß es auf Consequenzen führen möchte, welche der Offenbarung zuwider seyen. Er bemerkt, daß wenn diese die Wahrheit sey, so könne die ächte Wissenschaft nicht mit ihr in Widerspruch kommen, sondern müsse ihr im Gegentheil zur Bestätigung dienen.

Alsdann hebt er hervor, daß er mit aller Unpartheylichkeit, im rein wissenschaftlichen Interesse, die Prüfung und Vergleichung des mosaischen Berichtes mit den naturwissenschaftlichen Erfahrungen vorgenommen habe.

„So von jeder vorgefaßten Meynung frey, wurde es uns leicht, zu erkennen, mit welcher Unaufrichtigkeit, ja mit welcher Unwissenheit gewisse Philosophen des vergangenen Jahrhunderts über ein Buch urtheilten, das sie niemals gehörig verstanden haben, und das sie auch nicht verstehen konnten, indem die Wissenschaft noch nicht genug vorgeschritten war. Hier wie allenthalben bestätigt es sich, daß wenig Einsicht nur zum Irrthume führt, die Wahrheit aber viele Einsicht erheischt. Daher haben wir uns bestrebt, alle Aufschlüsse, welche die Naturwissenschaften seit Kurzem über die Natur-Erscheinungen geliefert haben, zu benützen, und im Glanze dieser Leuchte haben wir den Bericht, den Moses von der Schöpfung liefert, mit den neuen Ansichten verglichen, welche uns über diesen Gegenstand aus der Kenntniß der Struktur unsers Erdkörpers hervorgegangen sind. Das Resultat dieser Prüfung hat uns, wir müssen es gestehen,

in nicht geringes Erstaunen versetzt, denn es hat uns gezeigt, daß dieser des Lächerlichen und Unzusammenhängenden angeschuldigte Bericht, doch in besserer Uebereinstimmung mit den bewährtesten geognostischen Thatsachen war, als die von den glänzendsten Genies ausgedachten Systeme."

Der Verfasser weist nun auf die Uebereinstimmung hin, die zwischen der Geologie und der mosaischen Kosmogonie besteht, indem beyde lehren, daß die Schöpfung nicht auf einmal, sondern in Perioden erfolgt sey. Er macht sich deßhalb an die Beantwortung der Frage, welche Dauer man den sechs biblischen Schöpfungstagen einräumen müsse, und ist, wie Buckland, der Meynung, daß unter diesen Tagen Zeiträume zu verstehen seyen, deren Länge und Dauer man zwar nicht bestimmen könne, die man aber gleichwohl als Perioden von größerer Länge als unsere jetzigen Tage anzusehen habe. Zugleich sucht er den Nachweis zu liefern, daß diese Deutung dem hebräischen Texte ganz angemessen, auch von älteren Auslegern schon in Anwendung gebracht worden sey.

Indem der Verfasser jetzt an die Erklärung der Schöpfungstage selbst kommt, erinnert er zuerst, daß Moses zwey Arten der Schöpfung unterscheide: eine allgemeine und primitive, welche im Anfange der Zeiten Statt hatte, und eine besondere für unseren Erdtheil, welche sich auf neuere Zeiten beziehe. Der erste Vers der Genesis befasse sich mit der Schöpfung des Universums, mit der primitiven Erschaffung der Materie, aus welcher später die himmlischen und planetarischen Körper gebildet wurden; die folgenden Verse bezögen sich hauptsächlich auf unsere Erde. Man vergleiche hierüber, was wir schon in der Anzeige von Bucklands Werke in diesen Blättern (Band IV. S. 405 ff.) über den fraglichen Punkt gesagt haben.

Erste Periode oder erster Tag. Der Verfasser übersetzt den 2ten Vers der Genesis: „Ce qui est la terre, était une matière informe et dans le chaos. Les ténèbres couvraient l'abime, et les vents agitaient la surface des eaux." Vollkommen richtig im geognostischen Sinne giebt hier der Verfasser das Wort tohu durch ungeformt (gestaltlos), indem er mit ältern Auslegern diesen Zustand näher bezeichnet, als res informis, apta ad recipiendam omnem formam. Diesen ursprünglichen Zustand der Erde betrachtet er als einen gasförmigen, in welchem alle festen Stoffe, aus welchen sie jetzt besteht, in einem viel ausgedehnteren Raume als den, welchen sie gegenwärtig einnehmen, zerstreut waren, und wo keine bestimmte Form unterschieden werden konnte. Eine noch bestimmtere und tiefere wissenschaftliche Einsicht in den Urzustand der Erde würde Marcel de Serres erlangt haben, wenn ihm Oberbergrath Fuchs Abhandlung über den „Amorphismus fester Körper", und die weitere Anwendung in dessen „Theorien der Erde" bekannt geworden wäre. Indem der erwähnte Gelehrte in dem Amorphismus fester Körper nachgewiesen hat, daß nicht bloß flüssige, sondern auch amorphe (gestaltlose) feste Körper unmittelbar krystallisiren (d. h. Gestaltung annehmen) können, hat er die Einsprüche beseitigt, welche chemischer Seite gegen die Annahme, daß alle Gebirge uranfänglich im flüssigen Zustande (gleichviel ob im tropfbaren oder elastischen) sich befunden hätten, erhoben werden müssen.

Zweyte Periode oder zweyter Tag. An diesem Tage wird die Veste oder das Firmament, wie die Uebersetzungen das hebräische Wort Rakia geben, geschaffen und das Wasser unter der Veste von dem Wasser ober der Veste geschieden. Der Verfasser erinnert, daß Rakia keineswegs etwas Hartes und Solides, sondern eigentlich expansum oder expansio bedeute, daß es aber im weiteren Sinne, weil kein Ausgedehntes als absolut leer angesehen werden könne, auch eine subtile, ungemein leichte und dünne Materie anzeige, also bezüglich auf die Materien oder Körper sey, welche diese Ausdehnung einschließe. Bezöge sich daher jenes Wort auf die Erde, so verstehe es die Atmosphäre darunter, welche diese umgiebt; fasse sie im Gegentheil das Ganze der Himmelskörper zusammen, so bezeichne sie alsdann die ätherische Materie, in welcher diese sich bewegen. Wolle Moses von den Beziehungen der Veste zu den Dingen der Erde sprechen, so wende er einzig das Wort Veste an; so z. B. sage er in der zweyten Periode, wo er sich mit der Erde und der Trennung der Massen befaßt, daß die Veste oder die Atmosphäre in der Mitte der Wasser gemacht sey. Wenn aber im Gegentheile Mo-

ses die ätherische Materie, welche die himmlischen Körper umgiebt, bezeichnen wolle, so sage er nicht mehr Veste, sondern Veste des Himmels.

Dritte Periode oder dritter Tag. Wasser und Land werden geschieden, und die Pflanzenwelt geschaffen. Diese geht also der Thierwelt in der Altersfolge voran, denn von dieser letzteren ist in der biblischen Schöpfungsgeschichte erst am fünften und sechsten Tage die Rede. Wie verhalten sich nun mit dieser Angabe die geologischen Erfahrungen? Der Verfasser gesteht selbst zu, daß diese im Widerspruche zu stehen scheinen:

„In der That zeigen sich die ältesten Meeresthiere in denselben Uebergangsgebirgs-Schichten begraben, in welchen man auch die ersten Vegetabilien findet, so daß nach den geognostischen Thatsachen die Entstehung der Pflanzen und der Thiere aus der nämlichen Epoche sich datiren würde.“

Um diesen Widerspruch zu heben, fährt der Verfasser folgendermassen fort:

„Es ist jedoch nicht völlig so, wenn wir das Verhältniß vergleichen, welches zwischen den ersten Landpflanzen und den ältesten Thieren mit Luftathmung besteht; alsdann allein erkennt man den großen Unterschied in der Proportion zwischen den beiden Reichen. Nur nach den sorgfältigsten Untersuchungen ist man dahin gelangt, im Uebergangs- und Steinkohlengebirge einige Insekten mit Luftathmung zu entdecken, als die einzigen Thiere, welche anzeigen, daß in jenen frühen Epochen bereits trocknes und freyes Land existirte. Dagegen sind die Landpflanzen die häufigsten in diesen beyden Formationen, zumal im Steinkohlengebirge. Kann man nun daraus mit der Genesis nicht folgern, daß die Landpflanzen wirklich den Thieren, welche denselben Wohnort haben, vorangegangen sind, in Betracht der außerordentlichen Seltenheit der einen und dem merkwürdigen Ueberfluße der andern? — Sollte es nicht eben dieses Uebergewicht seyn, auf welches die h. Schrift anspielt, wenn sie die Erschaffung der Pflanzen für früher als die der Thiere ansieht? Es ist zum wenigsten wahrscheinlich, daß sie hier nicht einige isolirte Individuen dieser letzten im Auge hat, sondern die große Allgemeinheit der Landpflanzen aus dieser Epoche im Vergleich zu der kleinen Zahl von Thieren, welche gleiche Art des Aufenthaltes und des Wohnortes haben.“

Wir gestehen gerne, daß uns diese Erklärung nicht im mindesten befriedigt hat, sondern, daß sie im direkten Widerspruche mit der Schrift bleibt. Nach dieser erfolgt die Schöpfung der Thiere nicht eher als am fünften und sechsten Tage; am dritten ist lediglich von der der Pflanzen die Rede. Nun aber zeigen die ältesten, organische Ueberreste enthaltenden Gebirgsformationen, daß in ihnen nicht bloß ein großer Reichthum von Pflanzen angehäuft ist, sondern auch eine ungemeine Mannigfaltigkeit von Thieren. Kommen die letzteren auch an Zahl den erstern nicht gleich, so ist ihrer doch immer eine solche beträchtliche Menge, daß sie ein wesentliches Moment in jener Epoche ausmachen, und mit ihnen hätte in der dritten Periode in der That und wirklich die Thierschöpfung begonnen. Somit wäre denn die Geologie auf ein Resultat gekommen, des mit dem mosaischen Berichte nicht im Einklang sich befände.

Auf welcher Seite liegt nun wohl der Irrthum? Die einfache Antwort ist: auf Seite von Marcel de Serres. Referent hat sich über diesen Punkt schon ausführlich in der Anzeige des Buckland'schen Werkes ausgesprochen, woraus er nur das Wichtigste hier in der Kürze wiederholen will. Die organischen Wesen, deren Ueberreste wir in der Uebergangs- und Flözzeit vorfinden, gehören einer Periode an, welche mit dem dritten Tage, wo das feste Land mit seinen Hochgebirgen vom Wasser sich scheidet, abschließt. Als die chaotische Masse durch das Wort des Schöpfers erregt, sich zu differenziren begann, entstand zugleich mit der Mannigfaltigkeit unorganischer Bildungen ein buntes Gewimmel organischer Formen, deren Zeit ablief, als die unorganische Masse in der Formation, aus deren Schooße sie hervorgiengen, überwiegend wurde und in Schichten sich ablagerte. Am dritten Schöpfungstage, wo das feste Land seine Bildung vollendet hat, erlischt auch die Existenz jener Pflanzen- und Thierwelt, um einer neuen Platz zu machen, welcher allein der Segen der Forterhaltung zu Gute kommt. Nur von dieser ist vom dritten Tage an die Rede, was auch der 20. Vers erweist, wo Gott am fünften Tage spricht: „es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren,“ ein Zeichen, daß keine mehr vorhanden, sondern erloschen waren. Von dieser alten Thier-

und Pflanzenwelt ist aber wohl deßhalb in der h. Schrift keine Rede, weil jene nicht zur Forterhaltung bestimmt war und deßhalb in keiner Beziehung zu dem späteren Menschengeschlechte stand. Die Bibel beschränkt sich in ihrem Berichte aber durchgängig nur auf die unmittelbaren Beziehungen, in welchen der Mensch zu Gott und der Welt steht, mit Hinweglassung Alles, was in dieser Hinsicht nicht wesentlich und nothwendig ist. Während sie daher bey der ältesten Weltperiode, wo das Menschengeschlecht noch nicht existirte, nur mit wenigen Worten verweilt, schildert sie dagegen die unmittelbar seinem Auftreten vorhergehende Erschaffung der Pflanzen- und Thierwelt mit großer Detaillirung, denn diese ist zur bleibenden Verbindung mit ihm bestimmt.

Der Verfasser macht schon bey dieser Periode darauf aufmerksam, daß das Studium der fossilen organischen Ueberreste eine im Laufe der Zeiten fortschreitende Vervollkommnung der Pflanzen wie der Thiere nachweise, so daß die am höchsten ausgebildeten immer die zuletzt entstandenen sind. Er verschweigt es jedoch bey dieser Gelegenheit nicht, daß man Thatsachen aufgeführt habe, welche jenem Gesetze zu widersprechen scheinen; es seyen Fährten von vierfüssigen Thieren und Vögeln in sehr alten Formationen, im bunten Sandsteine, und Reste von Fleischfressern in Juraschichten gefunden worden, während der Ordnung nach die warmblütigen Thiere nicht eher als in dem tertiären Gebiete sich einstellen sollten. Diese Einwendungen beseitigt der Verfasser, indem er die sogenannten Fährten im bunten Sandsteine von Hildburghausen für Pflanzenabdrücke ansieht, die Vogel-Fußtritte, von welchen Hitchcock viel Lärm gemacht, als solche nicht anerkennt, und die Schiefer von Stonesfield, in welchen Ueberreste von Beutelthieren angeführt werden, mit Prevost für eine regenerirte Bildung erklärt, die in eine Aushöhlung des oolithischen Bodens, und später als dieser, abgelagert wurde. Als wahre Fußtritte im bunten Sandsteine gelten ihm nur die, welche man Schildkröten zuschreibt, also einer Klasse, die allerdings durch Knochenüberreste in den ältern Bildungen unverkennbar repräsentirt ist. Mit diesen Bemerkungen bekennt sich Ref. vollkommen einverstanden, ja er geht sogar um einen Schritt weiter, indem er selbst die Deutung der Schildkrötfährten beanstandet, da diese Eindrücke denselben Ursprung haben können, wie die der angeblichen Fußtritte von Beutelthieren und Vögeln.

Auch die von Greßly aus dem Portlandkalke von Solothurn aufgeführten Ueberreste von Landsäugthieren können, wie Marcel de Serres bemerkt, zur Aufhebung jenes Gesetzes nicht benützt werden. Denn abgesehen davon, daß man die Frage aufwerfen kann, ob die Bestimmung der wenigen Ueberreste vollkommen verlässig ist, weiß man, daß die Schichten, welche jene Versteinerungen einschliessen, bloß von Diluvialbildungen bedeckt sind, so daß es also wohl möglich ist, daß genannte Schichten in der Tertiärzeit sich regenerirt haben und auf solche Weise die Ueberreste aus dieser Periode sich mit den aus der sekundären vermischten, was um so wahrscheinlicher sey, als Greßly selbst anführe, daß häufig Sandablagerungen sich zwischen den verschiedenen Schichten fänden.

Vierte Periode oder vierter Tag. Wie Buckland ist Marcel de Serres der Meynung, daß Sonne, Mond und Sterne an diesem Tage nicht erst neu geschaffen wurden, sondern nur an diesem ihre Bestimmung in Bezug auf die Erde erhielten. Referent hat schon in der Bucklandschen Anzeige hervorgehoben, daß man recht wohl auch bey der ersteren Annahme bleiben könne, und daß diese überdieß dem wörtlichen Sinne des Textes angemessener sey.

Fünfte Periode oder fünfter Tag. Auf das Geheiß Gottes erregt sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren und mit Gevögel, das auf Erden unter der Veste des Himmels fliegt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nr. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Plato's Staat. Uebersetzt von K. Schneider. Breslau, bey G. Schletter, 1839. 8. S. IV. u. 316 Seiten.

Mit besonderer Freude zeigen wir dieses ausgezeichnete Product deutschen Uebersetzerfleißes in unsern Blättern an. Der würdige Verfasser dieser Uebersetzung hat sich schon durch seine in den Jahren 1830 — 33 bey Teubner in Leipzig besorgte kritische Ausgabe der Werke Platons, wovon jedoch bis jetzt nur drey Bände erschienen sind, welche die Politeia enthalten, als einen sehr gründlichen Kenner der Platonischen Schriften beurkundet und durch die Uebertragung des vollendetsten Werkes des göttlichen Weisen ein neues Verdienst um die philologische Literatur erworben. Ungeachtet Friedrich Carl Wolff, ein Schüler des Joh. Heinr. Voß, als dieser noch der Eutinischen Schule vorstand, bey Hammerich in Altona 1799 eine schätzbare Uebersetzung dieses Werkes geliefert, und der um Platon hochverdiente Schleiermacher in des dritten Theiles erstem Bande von Platons Werken, nach langer Unterbrechung, im Jahre 1828 endlich die zehn Bücher vom Staate mit einer sehr gehaltreichen Einleitung und vortrefflichen Anmerkungen hatte folgen lassen, so ist doch die vorliegende Uebersetzung nichts weniger, als überflüßig; denn seit der Erscheinung der Wolffischen Bearbeitung hat der Text dieser Platonischen Schrift in kritischer Hinsicht durch Bekkers ruhmvolle Bemühungen eine ganz andere Gestalt gewonnen, was Schleiermachern sehr vortheilhaft zu Statten kam. Daß aber selbst nach Bekkers so verdienstvollen Vorarbeiten in kritischer Hinsicht in diesem Werke Platons noch Werthvolles geleistet werden könne, hat Hr. S. durch seine Ausgabe sattsam bewiesen. Ihm gebührt das Verdienst, den schätzbaren Lobkowitzischen oder Raudnitzer Codex, welchen er in quibusdam dialogis praestantissimum, in multis bonum, in nullo contemnendum nennt, zu dieser Platonischen Schrift zuerst und zwar mit musterhafter Genauigkeit verglichen zu haben. Ferner benutzte er vier Wiener Handschriften, deren eine bereits Bekker verglichen hatte. Hr. S. hatte aber dessen ungeachtet noch eine sehr bedeutende Nachlese gefunden. Dazu kamen noch zwey, schon früher, aber minder genau verglichene, Münchner Codd. Außer diesen handschriftlichen Hülfsmitteln untersuchte er sorgfältig die Werke der Griechischen Grammatiker und anderer Schriftsteller aus späterer Zeit, welche hie und da Stellen aus Platons Staat anführen, oder ihn vor Augen hatten. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, seinen Schriftsteller vielfältig zu verbessern und einen von den Recensionen seiner Vorgänger abweichenden Text zu liefern. Der Gewinn, welcher aus dieser Vorarbeit ersprießte, ging auch auf seine Uebersetzung über, welche weit richtiger und überdieß treuer, als die Wolffische und Schleiermacherische ausgefallen ist.

„Der Grundsatz der älteren," sagt er in der Vorrede, „scheint hier gewesen zu seyn alle Eigenhei-

ten der griechischen Sprache zu vermeiden und so viel wie möglich deutsch zu schreiben; Schleiermacher dagegen ist mehr bemüht den Leser merken zu lassen, daß er eine Uebersetzung und zwar aus dem Griechischen vor sich habe. Ich habe das letztere nur da vorgezogen, wo durch größere Berücksichtigung des deutschen Sprachgebrauchs dem Gedanken etwas entzogen oder zugesetzt oder dem Ausdrucke das eigenthümliche Gepräge, welches er auch für den Athenischen Leser haben mußte, genommen zu werden schien, überall aber das ungewöhnliche diesseits des unverständlichen zu halten gesucht.“

Rec. muß gestehen, daß Hr. S. diese höchst schwierige Aufgabe auf eine unvergleichliche Weise gelöst hat; denn in seiner Uebersetzung spiegelt sich die musterhafte Einfachheit und Klarheit der Urschrift auf das Getreueste ab, und selbst jenes mimische und dramatische Leben, welches dem Platonischen Dialoge ganz eigen ist, ist in der Uebertragung keinesweges verloren gegangen, so daß man sich bey der Lesung derselben wunderbar ergriffen fühlt.

Um zu zeigen, wie sich Schneiders Arbeit zur Schleiermacherischen verhält, wählen wir folgende Stelle aus dem ersten Buche S. 328. B. f., welche sich durch ihre bewunderungswürdige Einfachheit und Anmuth ganz besonders auszeichnet und die gutmüthige Redseligkeit des alten Kephalos vortrefflich charakterisirt:

„Ἦν δ' ἔνδον καὶ ὁ πατὴρ, ὁ τοῦ Πολεμάρχου, Κέφαλος, καὶ μάλα πρεσβύτης μοι ἔδοξεν εἶναι· διὰ χρόνου γὰρ καὶ ἑωράκειν αὐτόν· καθῆστο δὲ ἐστεφανωμένος ἐπί τινος προσκεφαλαίου τε καὶ δίφρου· τεθυκὼς γὰρ ἐτύγχανεν ἐν τῇ αὐλῇ· ἐκαθεζόμεθα οὖν παρ' αὐτόν· ἔκειντο γὰρ δίφροι τινὲς αὐτόθι κύκλῳ. Εὐθὺς οὖν με ἰδὼν ὁ Κέφαλος ἠσπάζετό τε καὶ εἶπεν· ὦ Σώκρατες, οὐδὲ θαμίζεις ἡμῖν καταβαίνων εἰς τὸν Πειραιᾶ· χρῆν μέντοι. εἰ μὲν γὰρ ἐγὼ ἔτι ἐν δυνάμει ἦν τοῦ ῥᾳδίως πορεύεσθαι πρὸς τὸ ἄστυ, οὐδὲν ἂν σε ἔδει δεῦρο ἰέναι, ἀλλ' ἡμεῖς ἂν παρὰ σὲ ᾖμεν· νῦν δέ σε χρὴ πυκνότερον δεῦρο ἰέναι. ὡς εὖ ἴσθι, ὅτι ἔμοιγε ὅσον αἱ ἄλλαι αἱ κατὰ τὸ σῶμα ἡδοναὶ ἀπομαραίνονται, τοσοῦτον αὔξονται αἱ πρὸς τοὺς λόγους ἐπιθυμίαι τε καὶ ἡδοναί. μὴ οὖν ἄλλως ποίει, ἀλλὰ τοῖσδέ τε τοῖς νεανίαις ξύνισθι καὶ δεῦρο παρ' ἡμᾶς φοίτα, ὡς παρὰ φίλους τε καὶ πάνυ οἰκείους. Καὶ μὴν, ἦν δ' ἐγὼ, ὦ Κέφαλε, χαίρω γε διαλεγόμενος τοῖς σφόδρα πρεσβύταις. δοκεῖ γάρ μοι χρῆναι παρ' αὐτῶν πυνθάνεσθαι, ὥσπερ τινὰ ὁδὸν προεληλυθότων, ἣν καὶ ἡμᾶς ἴσως δεήσει πορεύεσθαι, ποία τίς ἐστι, τραχεῖα καὶ χαλεπή, ἢ ῥᾳδία καὶ εὔπορος. καὶ δὴ καὶ σοῦ ἡδέως ἂν πυθοίμην, ὅτι σοι φαίνεται τοῦτο, ἐπειδὴ ἐνταῦθα ἤδη εἶ τῆς ἡλικίας, ὃ δὴ ἐπὶ γήραος οὐδῷ φασὶν εἶναι οἱ ποιηταί, πότερον χαλεπὸν τοῦ βίου, ἢ πῶς σὺ αὐτὸ ἐξαγγέλλεις κ. τ. λ.

* * *

Schleiermacher.

Es war aber auch des Polemarchos Vater Kephalos darinnen, der mir sehr alt vorkam, wie ich ihn denn auch seit langem nicht gesehn hatte. Er saß aber bekränzt in einem großen Sessel mit einem Kopfkissen, denn er hatte im Hofe geopfert. Wir setzten uns also zu ihm, denn es standen dort mehrere Sessel im Kreise herum. — Gleich nun wie mich Kephalos sah, begrüßte er mich und sagte, O Sokrates, du kommst auch gar nicht fleißig zu

* * *

Schneider.

Auch der Vater des Polemarchos, Kephalos, war drinnen, und er kam mir sehr alt vor; denn es war auch lange her, daß ich ihn gesehen hatte. Bekränzt saß er auf einem Kissen im Sessel, denn er hatte eben im Hofe geopfert, und wir setzten uns zu ihm, denn es standen einige Sessel dort im Kreise. So wie mich nun Kephalos erblickte, grüßte er mich und sprach: O Sokrates, du kommst auch nicht oft zu uns herunter in den

uns herunter in den Peiraieus. Du solltest aber doch. Denn wenn ich noch genug bey Kräften wäre, um leicht nach der Stadt zu gehn: so hättest du nicht nöthig hieher zu kommen, sondern wir kämen zu dir. Nun aber solltest du häufiger hieher kommen. Denn wisse nur, je mehr die andern Vergnügungen, die vom Leibe herrühren, für mich welk werden, um desto mehr wachsen mir Freude und Lust an Reden. Also thue es nicht anders, und halte nicht nur mit diesen jungen Leuten hier zusammen, sondern besuche auch uns fleißig als gute Freunde und die dir sehr zugethan sind. — Auch ich, sprach ich, o Kephalos, pflege sehr gern Gespräch mit Alten. Denn mich dünkt, da sie ja einen Weg vorausgegangen sind, den auch wir vielleicht werden zu gehen haben, müssen wir von ihnen erforschen, wie er doch beschaffen ist, ob rauh und beschwerlich, oder leicht und bequem. Und so hörte ich auch von dir gern, wie dir wohl dieses erscheint, da du doch jetzt in den Jahren bist, von denen die Dichter das an der Schwelle des Alters brauchen, ob auch schwer zu leben oder was du darüber aussagest.

Peiräeus, und solltest es doch. Denn wenn ich noch bey Kräften wäre, daß es mir leicht würde in die Stadt zu gehn, so brauchtest du nicht hieher zu kommen, sondern wir kämen zu dir. So aber mußt du öfter hieher kommen. Denn ich muß dir sagen, je mehr ich den andern sinnlichen Freuden absterbe, desto lebhafter wird meine Lust, und Freude an Reden. Thue also, was ich dich bitte, laß diese jungen Leute ferner deines Umganges genießen, und komm fleißig hieher zu uns als zu Freunden und recht guten Bekannten. Und wie gern, o Kephalos, sagte ich, unterrede ich mich mit denen, die hoch in Jahren sind. Denn ich meyne, daß man bey ihnen, als die einen Weg voraus gemacht haben, den wir vielleicht auch werden gehen müssen, sich zu erkundigen habe, wie er beschaffen ist, rauh und beschwerlich, oder leicht und bequem. Und so möchte ich mich auch bey dir gern erkundigen, weil deine Jahre nun bis dahin gestiegen sind, was die Dichter auf der Schwelle des Alters nennen, ob du dieses für einen beschwerlichen Theil des Lebens hältst, oder was für Auskunft du darüber giebst.

* * *

Aus der Vergleichung beyder Uebersetzungen mit der Urschrift wird man sich überzeugen, daß Hr. Schneider sich weit genauer, natürlicher, anmuthiger und fließender ausdrückte, als sein Vorgänger; und Rec. kann den Wunsch nicht bergen, daß es Hrn. Schneider gefallen möchte, die sämmtlichen Werke Platon's zu übersetzen. Eine solche Uebertragung wäre eine wahre Bereicherung unserer Literatur und für den Leser der Urschrift der beste Commentar.

Um der Mehrzahl der Leser das Verständniß der Schrift zu erleichtern, dienen die beygefügten sächlichen Anmerkungen.

Zum bequemeren Aufsuchen der Stellen in der Urschrift sind am Ende der Zeilen Sternchen angebracht, welche sich auf die oben eingeklammerten Seitenzahlen des zweyten Bandes der Stephanischen Ausgabe beziehen.

Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

J. G. K.

De la Cosmogonie de Moïse, comparée aux faits géologiques, par Marcel de Serres, Conseiller et Professeur etc.

(Schluß.)

Indem der Verfasser die Ueberreste dieser Thiere in den ältern Gebirgsformationen aufsucht, muß es ihn nothwendig befremden, daß während die Fische in selbigen so ungemein häufig sind, die fliegenden Thiere dagegen so außerordentlich selten sind. Für uns, die wir die Ueberreste der in der Bibel angeführten organischen Schöpfung nicht in den allgemeinen und alten Gebirgsformationen aufsuchen, sondern erst in den lokalen und neuen Bildungen der Tertiär- oder noch mehr Quaternärzeit, fällt jenes Befremden weg, da wir in diesen Zeitperioden mit den Fischen zugleich die Insekten und Vögel in ziemlicher Anzahl vorfinden.

Sechste Periode oder sechster Tag. Die Thierschöpfung wird beendigt und am Schluße erscheint der Mensch als letztes und jüngstes Glied. Indem der Verfasser bemerkt, daß die größte Anzahl der Pflanzenfamilien der ersten und ältesten Reihe und mehrere der zweyten gänzlich in der tertiären Periode verschwinden, fügt er hinzu:

„Die neueste Vegetation der geologischen Zeiten, deren Ueberreste in den quaternären Schichten existiren, ist unserer gegenwärtigen Vegetation fast ähnlich. Sie zeigt also eine Ordnung der Dinge, wenig verschieden von der festgesetzten Ordnung an; daher konnte sie auch allein dem Menschen die nothwendige Nahrung liefern. Auf sie und nicht auf die alte Vegetation bezieht sich deßhalb die Genesis, wenn sie sagt, daß Gott dem Menschen alle Pflanzen, welche die Erde bedeckten, gab, um ihm zur Nahrung zu dienen, denn dieß könnten nicht die Arten der Uebergangsgebirge, noch die der sekundären und tertiären seyn; selbige hatten lange vor dem Auftreten der Menschen zu leben aufgehört.“

Somit kommt also der Verfasser, wenn gleich auf einem Umwege, auf dasselbe Resultat, das wir schon früher ausgesprochen hatten. Mit Nachdruck hebt er hervor, daß die Geologie nicht minder als die Bibel den Ausspruch thue, daß die Schöpfung des Menschen die letzte gewesen ist.

Siebente Periode oder siebenter Tag. Der Verf. dehnt diese Periode bis zum Ende der Sündfluth aus und zeigt ausführlich, daß die Kunde von dieser großen Katastrophe nicht bloß bey den verschiedensten Völkern existire, sondern mit der größten Evidenz ebenfalls von der Geologie nachgewiesen werde.

Gegenwärtige oder historische Periode. Voraus schickt der Verf. seine eigene Uebersetzung des hebräischen Textes von der Schöpfungsgeschichte und läßt mit ihr parallel die Uebersetzung von de Sacy gehen. Alsdann macht er sich an die Untersuchung, ob die Betrachtung der verschiedenen physikalischen Veränderungen, welche seit den historischen Zeiten auf der Erdoberfläche sich ereigneten, oder die Zeugnisse der Geschichte, oder die verschiedenen Variationen, welche das Menschengeschlecht selbst erfahren hat, diesem letzteren ein höheres Alter beylegen lassen, als es der mosaische Bericht angiebt. Das Schlußresultat dieser Untersuchungen ist nach Marcel de Serres die völlige Uebereinstimmung mit den Angaben der Bibel.

Zum Schluße folgt noch ein Anhang über die neuerdings aufgefundenen fossilen Affenreste und eine weitläufige Auseinandersetzung der Hypothese über den ursprünglichen und künftigen Zustand der Erde, wobey dem Feuer ein Einfluß zugeschrieben wird, den wir ihm nicht beymessen können. Beygegeben ist noch eine tabellarische Uebersicht über die hauptsächlichsten historischen Epochen, die seit dem Erscheinen des Menschen bis auf die gegenwärtige Zeit abgelaufen sind. Die Arbeit von Marcel de Serres wäre einer deutschen Uebersetzung werth.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Umrisse zur Geschichte der Philosophie. Entworfen von Dr. Eduard Schmidt, außerordentlichem Professor der Philosophie zu Rostock. 1839. Berlin. 334 S. 8.

Manche Schriften haben das Glück, viel gelesen und weithin bekannt zu werden; andere verdienten dieses Glück, finden es aber nicht, meistentheils durch Schuld des Publikums. Dieses hat etwas von der Natur einiger geselliger Thiere, die einen Führer haben müssen, ihm aber dann durch Dick und Dünn folgen.

Auf dem Felde der Poesie und schönen Litteratur sehen wir oft, wie zu allen Zeiten nichtige oder zweydeutige Talente eine längere oder kürzere Periode hindurch bey vielen Lesern und Nachahmern ein Ansehen gewannen, das die nächsten Generationen schon unbegreiflich finden, weil es mit den Leistungen und deren dauerndem Werth in gar keinem Verhältniß steht. Auf dem Gebiete aber der Philosophie sollte man die gleiche Erscheinung desto weniger erwarten, je größer und lauter hier die Anmaßung herrscht, daß nur das Denken und nur das Selbstdenken Werth und Gültigkeit habe. Allein weit gefehlt, daß die letzte Behauptung nach ihrer Wahrheit anerkannt und geübt würde, so thut hier, wie anderwärts, die Partheysucht alles mögliche, eben die Selbstdenkenden zu ignoriren, oder doch in ihrem Verdienste zu beeinträchtigen; denn es kann nicht fehlen, daß wer selber denkt, und je kräftiger er selbst denkt, desto mehr von den Meynungen und Gedanken anderer abweiche, sey es auch nur in der Fassung und Beziehung derselben. Um Zeugnisse hiefür zu finden, sehe man nur auf die Schulen der Philosophen von Plato bis Kant. Aristoteles, Theophrast, Zeno, Posidonius u. a. m. stellten neue Systeme auf, oder änderten doch in dem überlieferten und zumeist zusagenden so vieles, als sie nach ihrem Wissen und Gewissen nöthig fanden, als sie eben durch Selbstdenken sich überzeugt hatten. —

Freylich, ob jeder selbst denken soll? Diese Frage, sagt Lichtenberg, läßt sich mit einer andern beantworten: Soll jeder sich selbst rasiren? Wenn er's kann, ist's gut; will er es aber erst lernen, so fange er ja nicht an der Kehle an; wenn aber doch, so setzt er sein Leben in Gefahr, wie dort sein höchstes und bestes Theil;' seine sittlichen und religiösen Ueberzeugungen, falls er an das Absolute gehen will, bevor er durch all sein Wissen und Denken unwiderstehlich zu jenem Puncte hingetrieben worden. Aber gerade von diesem Punct hebt die neuere Philosophie an, zumal seit Fichte, und kommt daher alsbald einerseits mit der Religion und den kirchlichen Dogmen und Einrichtungen, andrerseits mit dem Rechte und den Anordnungen und Satzungen des Staates in Conflict. Dieser Widerstreit zwischen Philosophie und Religion und Politik zieht sich von den Zeiten Athens durch alle Perioden der nachgefolgten europ. Geschichte, mit wechselnden Erfolgen und stets mißlungenen Ausgleichungsversuchen.

Zu den letzteren gehört die vorliegende Schrift; sie nennt sich zwar Umrisse zur Geschichte der Philosophie; allein daß sie nicht diese in ihrem ganzen Verlauf bezwecke, zeigt sich gar bald, und auch darin vornehmlich, daß das ganze Mittelalter übergangen, daß vom Skepticismus der Griechen — denn auch die späteren Griechen und der Neuplatonismus kommen in keinen Betracht — sofort S. 191 fgg. zur neueren Philosophie vor Kant

übergesprungen und diese, so wie die neueste Philosophie, jedwede auf 60 — 70 S. abgehandelt wird. Der eigentliche Zweck dieser Umrisse liegt klar zu Tag am Ende §. 148. S. 332. 33 in dem Resultate, welches ein durchaus anderes ist, als zu welchem die Hegelsche Schule die Geschichte gelangt zu sehen meynt.

„Die Philosophie wird nicht glauben, wie jene es thun, als wenn sie der Hauptsache nach schon fertig sey, denn sie sieht sich gerade erst am Anfange stehen, (nach §. 145); noch viel weniger aber wird sie glauben, als hätte die Menschheit (wenigstens die Auserwählten in ihr) in dieser fertigen Philosophie jetzt überhaupt das höchste Ziel erreicht, wozu sie bestimmt sey, und in dessen Besitz sie ausruhen könnte, oder nur noch (durch vollständigere Ausbildung und allgemeinere Mittheilung der Philosophie an alle) es sich etwas bequemer zu machen brauchte. Im Gegentheil schließt die rechtverstandene bisherige Philosophie mit der Einsicht, daß sie selbst uns die höchsten Güter und Zielpuncte menschlichen Strebens nicht geben kann, wie sie gemeynt hat, keine Identität mit Gott, keine höchste Seligkeit, — sondern daß es etwas höheres im Menschen geben muß; daß, wenn uns in der Philosophie auch der Weg zum absoluten Wissen gewiesen ist, und wir dieses in ihr haben können, so doch weder alle, noch auch insbesondere die höchsten Güter: daß, so wenig wie das Wissen uns Essen und Trinken, Kleider und Schuh' u. dgl. geben kann, so wenig auch Glauben, Gerechtigkeit, Gottseligkeit und ewiges Leben; und daß, so wie es etwas niedrigeres als die Philosophie außer ihr und unabhängig von ihr giebt, ohne daß dessen Daseyn der Absolutheit der Philosophie Abbruch thut, es auch so etwas Höheres, unabhängig von ihr, geben, und sie doch absolutes und unendliches Wissen seyn kann. Diese Einsicht wird eine Wendung des gegenwärtigen Zeitgeistes unterstützen und dazu beytragen, daß die jetzige mehr religiöse Richtung der Zeit mehr und mehr die allgemeine werde. Und so wie im Alterthum nach der Zeit der Griechen, denen die Philosophie für das Höchste galt, was von den Göttern den Menschen beschieden sey, das Christenthum eintrat, dem der Friede Gottes höher ist als alle Vernunft, und welches der Verzweiflung damaliger Zeit, der alle griechische Philosophie nicht abzuhelfen vermochte, Trost brachte: so wird es auch unserer Zeit geschehen, daß, nachdem die Herrschaft der Philosophie in der Weise, daß man von ihr das höchste Heil der Menschheit erwartet, lange genug gedauert, und eine große Trostlosigkeit und Leerheit erzeugt hat, — daß nun die mühseligen und beladenen Gemüther, wie sie es zu thun anfangen, allgemeiner ihre Erquickung und Seligkeit in der Religion, im Glauben suchen werden."

In diesem Resultat liegt der Kern dieses Werkes; die Umrisse zur Geschichte der Philosophie sind nur die Schale desselben. Zwar ist der Grundgedanke schon oftmals und von vielen Seiten her vielfältig ausgesprochen, meines Wissens aber nirgend mit dieser ruhigen und nach beyden Seiten wohlbemessenen Haltung, mit diesem gründlichen Studium auf der einen, und der vollen Zuversicht und Innigkeit des Glaubens auf der andern Seite. Darum wünscht Rec., wie Eingangs gesagt worden, dem kleinen Buche das Glück, weit umher und viel gelesen zu werden; denn wenn auch dadurch der altverjährte Streit von beyden Seiten nicht aufgehoben, nicht völlig versöhnt werden wird, wie man dermalen immer zu sagen pflegt: so kann es doch nicht fehlen, daß jeder bedachtsame Leser zum Nachdenken über die hier angeregten Hauptpuncte und zur reiflichen Erwägung des hier verhandelten Gegenstandes gereizt werde; und darin besteht ja doch das beste, was eine Schrift und Rede wirken kann. Jedenfalls ist es schon ein Verdienst, mit so viel Ruhe und Klarheit und Besonnenheit, als in diesem Werke herrscht, eine hochwichtige, durchgreifende Streitfrage aufgenommen, und von dem gewonnenen Gesichtspunct aus zur Entscheidung gebracht und abgeurtheilt zu sehen, — wenigstens für einen nicht geringen Theil derjenigen, die bisher schwankten und bey sich selber nicht ins Klare kommen konnten; für die andern aber von verschiedener Denkweise und Gemüthsart findet sich Anlaß und Stoff genug, eben dieses Problem unter ihren Augpunkt zu stellen und zu entscheiden. Denn es kommt hier alles darauf an, unter welchem Gesichtspunct jeder Theil die Aufgabe hinstellt, was jeder für einen Begriff von der Philosophie und Religion zu Grund legt, was jeder für den Gegenstand und Inhalt je der beyden ansieht, wie er endlich den geschichtlichen Verlauf und den darin statt gehabten Fortschritt und Gewinn anschlägt und berechnet.

Dieß hat der Verf. wohl erkannt, und handelt daher in der Einleitung bis S. 30 von Art und Weise der Geschichtschreibung. Von dieser wird gefordert, daß sie der Geschichte den Charakter der Wissenschaft im eigentlichen Sinne mittheile;

„die Geschichte soll philosophisch behandelt werden, d. h. als eine nothwendige Einheit, aus welcher auch die einzelnen Theile oder Erscheinungen als nothwendige begriffen oder verstanden, und so nicht bloß als in einem innern Zusammenhange, sondern auch in einer nothwendigen Gliederung bestehend erkannt und begriffen werden. — Alles Erklären und Begreifen geschieht dadurch, daß der zu erklärende Gegenstand auf irgend eine Allgemeinheit eines Begriffes und Gesetzes zurückgeführt wird; in der Geschichte der Philosophie also durch die Zurückführung der Erscheinungen auf die allgemeinen Begriffe und Gesetze der Philosophie, und ihrer Arten oder Aeußerungsweisen.“ —

Im Fortgang sucht der Verf. diese Methode der Construction der Geschichte a priori näher zu beschränken und zu rechtfertigen, hauptsächlich gegen die dadurch veranlaßten Mißbräuche, und gegen die Widersacher dieser Construction, gegen Brandis und H. Ritter. Gegen die letzteren wird gezeigt, daß schlechterdings kein Forschen, wie auch kein Handeln statt finden könne, es sey denn, daß der zu suchende Begriff und Gedanke, der zu erreichende Zweck klarer oder dunkler schon vorschwebe; gesetzt auch, daß der endlich gefundene in wie vielen Punkten und Bestimmungen von dem ersten Entwurf abweiche; daß auch der Geschichtschreibung der vorgenannten Männer ein bestimmter Begriff der Philosophie zum Grunde liege, demnach sie die Sätze und Entwickelungen auswählen, u. s. w. Gegen den Mißbrauch aber sucht der Verf. dadurch vorzubeugen, daß er behauptet, der Mensch mit all seinem reinen Denken und Construiren a priori sey durchaus gar nichts von der Wirklichkeit zu erkennen im Stande; demnach könne eine richtig verstandene Construction a priori nicht glauben, daß sie die empirische Geschichtskenntniß überflüssig oder unnütz mache. Der Einwand, daß die Construction und das Construirte Nothwendigkeit haben sollen, daß sie demnach mit der Wirklichkeit coincidire, soll durch die Unterscheidung von logischer und realer Nothwendigkeit beseitigt werden; eben hiedurch wird auch ein anderer sehr gewöhnlicher Einwurf gegen die construirende Methode abgefertigt, welcher in der Forderung besteht, auch die Geschichte der Zukunft zu construiren, u. a. dgl. m. —

Man sieht wohl, es kommt hier auf das Verhältniß des Empirismus und Rationalismus an, die sich von jeher bestritten haben; jedoch nur in den Schulen; außerhalb derselben hat man beyde zu allen Zeiten am besten in Eintracht gefunden: ita utrumque per se indigens, alterum alterius auxilio eget. Wie dieser Widerstreit jetzo auf dem Gebiete der Philosophie und ihrer Geschichte sehr laut ist, so sonst auf dem der Naturwissenschaft, und es wird nicht überflüssig seyn, an die allgemein gültige Entscheidung desselben zu erinnern, welche schon im Schlußjahr des vorigen Jahrhunderts Schelling in der Einleitung zu seinem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie S. 12 gegeben hat:

„Der Satz: Die Naturwissenschaft müsse alle ihre Sätze a priori ableiten können, ist zum Theil so verstanden worden: die Naturwissenschaft — (überhaupt was immer für eine Wissenschaft) — müsse der Erfahrung ganz und gar entbehren, und ohne alle Vermittlung der Erfahrung ihre Sätze aus sich selbst herausspinnen können; welcher Satz so ungereimt ist, daß selbst Einwürfe dagegen Mitleid verdienen. — Wir wissen nicht nur dieß oder jenes, sondern wir wissen ursprünglich überhaupt nichts als durch Erfahrung und mittelst der Erfahrung, und in sofern besteht unser ganzes Wissen aus Erfahrungssätzen. Zu Sätzen a priori werden diese Sätze nur dadurch, daß man sich ihrer als nothwendiger bewußt wird; und so kann jeder Satz, sein Inhalt sey übrigens, welcher er wolle, zu jener Dignität erhoben werden, da der Unterschied zwischen Sätzen a priori und a posteriori nicht etwa, wie mancher sich eingebildet haben mag, ein ursprünglich an den Sätzen selbst haftender Unterschied, sondern ein Unterschied ist, der

bloß in Absicht auf unser Wissen und die Art unsers Wissens von diesen Sätzen gemacht wird, so daß jeder Satz, der für mich bloß historisch ist, ein Erfahrungssatz, derselbe aber, sobald ich unmittelbar oder mittelbar die Einsicht in seine innere Nothwendigkeit erlange, ein Satz a priori wird." u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

I. Hälfte. Januar — Juny.

John Martin, A bibliographical catalogue of books privately printed. London 1834. 8.

Index librorum prohibitorum juxta exemplar romanum jussu sanctissimi domini nostri editum anno 1835; accesserunt suis locis nomina eorum qui usque ad hunc diem damnati fuerunt. Mechliniae 1838. 8.

L. A. Constantin, Bibliothéconomie. Instructions sur la l'arrangement, la conservation et l'administration des bibliothèques. Paris 1839. 8.

Ch. S. Liebius, Diatribe de pseudonymia Jo. Calvini. Amstelod. 1723. 8.

J. M. Quérard, La France littéraire, ou dictionnaire bibliographique des savants, historiens et gens de lettres de la France ainsi que des littérateurs étrangers qui ont écrit en français, plus particulièrement pendant les XVIII. et XIX. siècles. T. IX. livr. 1. Paris 1838. 8.

— — — La littérature française contemporaine 1827 — 1838.

Continuation de la France littéraire. T. I. livr. 1. Paris 1839. 8.

Lownde's British Librarian or book-collector's guide to the formation of a library in all branches of literature, science and art, arranged in classes, with prices, critical notes, references and an index of authors and subjects. Part. 1. 2. Class. I. Religion and its history. London 1839. 8.

R. David Oppenheimer, Collectio Davidis, i. e. catalogus bibliothecae Hebraeae. Hamburgi 1826. 8.

Catalogus Codicum Manuscriptorum Orientalium qui in Museo Britannico asservantur.

P. I., Codices Syriacos et Carshunicos amplectens. Lond. 1838 f.

Lexicon literaturae academico-juridicae. Vol. II. N — Z. Lips. 1838. 8.

C. A. Saint-Beuve, Nouveaux portraits et critiques littéraires. T. 1 — 3. Bruxelles 1836. 8.

N. G. van Kampen, Beknopte Geschiedenis der Letteren en Wetenschappen in de Nederlanden. Deel 1 — 3. Gravenhage 1821 — 26. 8.

V. A. Huber, die englischen Universitäten. Bd. 1. Cassel 1839. 8.

Histoire littéraire de la France. T. 19. Suite du treizième siècle, années 1256 — 1285. Paris 1838. 4.

Fr. Jakobs und F. A. Ukert, Beyträge zur älteren Literatur. Bd. II. 1. 2. Leipzig 1836. 8.

Jahrbuch der Literatur. I. Jahrgang. Hamburg 1839. 8.

L. Hain, Repertorium Bibliographicum in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum 1800 typis expressi . . . recensentur. Vol. II. p. 2. Stuttg. 1838.

Archives des découvertes et des inventions nouvelles, faites dans les sciences, les arts et les manufactures, tant en France que dans les pays étrangers pendant l'année 1836. Paris 1839. 8.

Abhandlungen der K. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Bd. 4. Von den Jahren 1833—36.

„ 5. Von dem Jahre 1836. Prag. 1837. 8.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. Troisième et quatrième année. Bruxelles 1836—38. 8.

Bulletin scientifique. Vol. 1. 2. 3.

Bulletin de la société impériale des Naturalistes de Moscou.

Année 1837. Nr. 1—8 Moscou 1838. 8.

„ 1838. Nr. 1—3 „ „ „

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nr. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Umrisse zur Geschichte der Philosophie. Entworfen von Dr. Eduard Schmidt, rc.

(Fortsetzung.)

Es ist zuträglich und unerläßlich, genau zu unterscheiden, aber verderblich, scharf zu trennen und auseinanderzureissen, was nur zusammen sich findet; wenn z. B. der Philosoph als Philosoph, der Mathematiker als Mathematiker u. s. f. von seinem übrigen Menschseyn nicht bloß unterschieden, sondern, da doch eine Abtrennung und Zerschneidung beyder auch nicht angeht, die vermeyntlichen Functionen gleichsam so unterbunden werden, daß eben keine Function mehr vor sich gehen kann, so wenig als bey einem leiblichen fest unterbundenen Gliede; daß eben beyderseits jede Thätigkeit nicht anders als absterben muß. Diesem Mißgriff und Unheilverfahren sind gerade die strengen Logiker am ersten ausgesetzt; als guten Logiker und feinen besonnenen Denker hat sich der Verf. schon gezeigt in einer älteren Schrift: Ueber Begriff und Möglichkeit der Philosophie; Andeutungen zu einer Kritik des Erkennens und Denkens. Parchim 1835; auf sie beruft sich der Verf. hier öfter, die dort ausgesprochenen Ansichten und Resultate werden auch hier in Kürze wiederholt und zu Grunde gelegt. Eine andere Schrift unsers Verf., auf welche er sich gleichfalls einigemale bezieht, (Ueber das Absolute. Parchim 1833) ist dem Rec. nie zu Gesicht gekommen.

Herr Schmidt erörtert hier S. 31 — 38 den Begriff der Philosophie; sie sey Wissenschaft einer höheren übersinnlichen Wahrheit.

„Es ist ein erhebender, man kann wohl sagen, heiliger Glaube des Menschen, (heißt es da, S. 32 — 33) der Glaube der Vernunft an sich selbst, daß es ein höheres Wissen, überhaupt etwas mehr für den Gedanken giebt, als das bloß sinnliche, daß der Gedanke von diesem nicht abhängig ist, sondern daß ihm ein Wissen muß erreichbar seyn, was da ein freyes Werk des Gedankens, nur durch dessen Gesetze und Formen bestimmt, eine reine Vernunftwissenschaft, frey sey von allen den Unvollkommenheiten und Mängeln der niedern, sinnlichen Erkenntniß. Dieser Idee entsprechen denn auch nicht die übrigens noch so erhabenen Gaben der Religion, denn sie sind etwas gegebenes, den Menschen abhängig machendes; die speculative Vernunft aber will nichts wissen von Abhängigkeitsgefühl oder Gnade Gottes: „selbst ist der Mann“ heißt es in der Philosophie, sie will nur freyes Thun und eigenen Erwerb des Gedankens, muß sie sich dann freylich auch den Namen der Weltweisheit, im Gegensatz gegen die göttliche Weisheit, gefallen lassen.“

Aus dieser trefflichen Stelle erhellt, hoffe ich, daß der Hr. Verf. nicht minder Sinn für die Philosophie, als Gefühl der Religion habe; weiter erhellt aber auch schon vorläufig, was er für den Begriff der Philosophie halte; — Allgemeinheit, Nothwendigkeit, Einheit werden als dessen Merkmale hervorgehoben; vor allem sucht sie eine Nothwendigkeit des Grundes, warum das Einzelne da ist, zuletzt aber eines obersten absoluten Grundes von Allem. Diese Bestimmungen sind jedoch noch allgemein, und lassen sowohl eine realistische, als auch eine idealistische Deutung zu. Jene ist die natürlichere und zumal im Alterthum weitaus vorherrschende und geht dahin, daß das zu erkennende Allgemeine, Ewige und Nothwendige nicht in unseren Gedanken zu suchen sey, sondern im Seyn; die Philosophie demnach strebe nach Wahrheit, d. i. Uebereinstimmung mit einem Seyn; nach einem all-

gemeinen nothwendigen Grunde, d. h. nach dem Grunde und den Gründen des Seyns und der Dinge, wie sie in ihrem Wesen, in den allgemeinen Ideen (Begriffen) enthalten seyen; demnach das Absolute nichts anders sey, als die oberste Ursache der Dinge, möge man sie Gott, oder Substanz, oder Geist oder sonst wie nennen. Dagegen hat, wie der Verf. behauptet, der Fortschritt der neuen Zeit die Philosophie mehr und mehr der idealistischen Ansicht zugeführt; —

„d. h. sie sucht ihre Wahrheit nicht darin, eine Erkenntniß des realen, des Seyns zu seyn, sondern in sich selber findet der Gedanke das Maaß des Wahren, in seiner Form, und darin, daß er dieser Form gemäß einen Inhalt sich bildet, wie die Gesetze seiner Natur ihn nothwendig machen, ein System von Begriffen, das freylich an sich selbst keine Erkenntniß des Seyenden giebt, aber für die aus der Erfahrung hinzukommende reale Erkenntniß ein Fachwerk darbietet, in welches diese aufgenommen wird, welches ihr die Ordnung, Klarheit und Uebersichtlichkeit des Gedankens mittheilt, und worin dieselbe begriffen, verstanden wird." —

Durch all das entspricht der Gedanke den erst erwähnten Anforderungen und gewinnt jene Freyheit und Selbstständigkeit, welche das höchste Ziel, die höchste Idee der speculativen Wissenschaft ist; während die Religion das Volle, lauter wirkliche, lebendige, persönliche, Gott und Einzelwesen suche, verehre und sich ihnen unterordne.

Zu diesen großentheils so viel möglich mit den eigenen Worten des würdigen Verf. gegebenen Erörterungen füge ich gleich hier noch den Schluß desselben hinzu, betreffend das Verhältniß, in welchem künftighin Philosophie und Religion stehen sollen S. 333:

„Dagegen aber werden es auch Religion und Kirche, wenn sie wieder als die ersten anerkannt seyn werden, nie wieder als ihr Interesse achten, Vernunft und Wissenschaft zu unterdrücken und zu beschränken, so lange die Wissenschaft eine in der (s. oben) angegebenen Weise mit der Religion versöhnte seyn wird; sie werden im Gegentheil die Wissenschaft als eine der edelsten Perlen in der Krone der Menschheit, als eine der schönsten Aufgaben, welche von dem Schöpfer dem menschlichen Streben gestellt sind, betrachten, und im eigenen religiösen Interesse sie pflegen." —

In dem bisher vorgetragenem liegen die Grundgedanken, um deren willen dann die geschichtlichen Umrisse der Philosophie bey den Griechen und bey den Neueren zur Bestätigung einfach und klar gezeichnet werden; auch vollständig, so weit es eben der angegebene Zweck erheischt; denn der Zweck bestimmt bey jeder geschichtlichen Untersuchung, was auszuwählen, wie zusammenzustellen und zu verbinden sey. Ueber manche Auffassungen und Ansichten eines ganzen Systemes, so wie über einzelne Puncte desselben könnte man wohl mit dem auch von dieser Seite hochachtbaren Verf. rechten; da aber einzelne Ausstellungen und Einreden gegen die historischen Belege seines Grundgedankens wenig entscheiden und fruchten können: so läßt Rec. dieß hier beyseit, und begnügt sich mit einigen Anmerkungen, zu denen ihm die Schrift Veranlassung gegeben.

Es ist offenbar, daß Hr. Schmidt das Wort Philosophie in engerm Sinne nimmt; für speculative Philosophie, Metaphysik, Ontologie, Transscendentalphilosophie, oder welchen andern Namen für diesen Theil die einen oder andern genehm gefunden haben.

„Alles Denken und Raisonniren über Gott und Welt, (behauptet der Verf. S. 39,) über menschliche und göttliche Dinge, Weltansichten und Lebensansichten, und mögen sie noch so tief gedacht und allumfassend, noch so wahr und gut, noch so fromm und gottselig seyn, alles das ist darum noch nicht Philosophie; weder Physik noch Ethik, noch Dialektik an und für sich sind Philosophie, sofern sie nicht aus dem Interesse an der Form und deren Nothwendigkeit hervorgehen; —"

eben so wenig die feinste und ausgedehnteste Psychologie, oder praktische Weisheit u. s. w. Dem ursprünglichen geschichtlichen Begriff der Philosophie bey den Griechen widerspricht diese Behauptung ohne Widerrede; in Hellas bezeichnete sie Jahrhunderte hindurch die gesammte höhere geistige Ausbildung des Geistes nicht allein nach seinen erkennenden, sondern auch, ja vornehmlich nach seinen handelnden und strebenden Vermögen; ja mehrere, und nicht die gehaltlosesten und unbedeutendsten Systeme haben eben die Vollkommenheit der Charakterbildung zum letzten Augenmerk der Philosophie gesetzt;

alles Denken und Forschen und Erkennen galt nur als Mittel zu diesem Zweck, zur ὁμοίωσις θεῷ, zur μελέτη θανάτου, zum τῇ φύσει ὁμολογουμένως ζῆν, zur αὐταρκεία, ἀπαθεία und ἀταραξία, und mit was sonst für Namen mehr der letzte Endzweck bezeichnet werden mochte, immer blieb das Endziel, die Uebung das letzte und höchste, so daß eher ein logischer Verstoß als ein Abfall von den Lebensvorschriften der Weisheit den angeblichen Schülern und Anhängern einer Schule nachgesehen wurde. Das hat sich in der neuern Philosophie allerdings geändert; eben durch das Christenthum; denn jene vorgenannten Endzwecke, welche bey den Griechen die Philosophie zu erfüllen übernommen, hat bey den christlichen Völkern die Religion durch gemeinsame gleichmäßige Lehre und Erziehung für alle und jeden zugänglich und erreichbar gemacht. Seitdem ist allerdings, eben in der neueren christlichen Zeit, die Philosophie mehr und mehr Weltweisheit geworden, als solche bald mehr von der psychologischen Seite, bald mehr von der physikalischen ausgehend. Als Ausgangspunkt ist der eine so zuläßig, als der andere; das Resultat aber in beyderley Richtungen hängt ab, außerdem was die Gemüthsart beyträgt, theils von der Schärfe und Kraft des Denkens, theils von dem Umfang und der Tiefe der Erfahrung, ohne die wir schlechterdings nichts wissen, wie die vorhin angeführte Stelle bey Schelling sagt, weder von dieser Welt, noch von jener, weder von der Natur noch von Gott.

Diejenigen, die von der psychologischen Betrachtung ausgingen, richteten meistentheils ihren Blick auf die Niederungen des Seelenlebens, auf seine Oberfläche, und stießen auch da schon oft genug auf verborgene Sandbänke und Riffe, auf Untiefen, über die sie nicht weg konnten; nur wenige gingen auf die hohe See und versuchten auch in die Tiefen hinunter zu tauchen. Sie brachten von da begreiflicherweise viel Ungesehenes, Fremdes und Seltsames herauf und wurden, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, verschrieen als Mystiker; zumal wenn sie der Aufmerksamkeit der Forscher auch noch eine andere Richtung auf minder beachtete, unter dem Niveau des geläufigen Bewußtseyns liegende, Erscheinungen geben wollten, wenn sie nicht bloß von den Erkenntnißkräften, sondern auch den Kräften nicht minder als den Gebrechen der Seele und ihrem gesammten Thun, Leiden, Wirken und Streben sprachen; wenn sie nicht bloß auf das Denken und seine Consequenz und Consistenz, sondern auch auf das Fühlen und Wollen und Ahnden und seine Inconsequenz und Inconsistenz reflectirten, und nirgends eine feste und sichere Stätte fanden, als da, wohin der zunächst allgemein eingeschlagene Weg unmittelbar nicht führte.

(Schluß folgt).

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Commentationes latinae tertiae classis instituti Regii Belgici. Vol. 6. Amstelod. 1836. 4.

Kongl. Vetenskaps-Akademiens Handlingar för ar 1836. Stockholm 1838. 8.

Jahrbücher des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. 3ter Jahrgang. Schwerin 1838. 8.

Mémoires de l'académie Royale des sciences morales et politiques de l'institut de France. 2. Série. Tom. I. Paris 1837. 4.

Mémoires couronnés par l'academie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. T. 13. 14. p. 1. Bruxelles 1838. 4.

Mémoires de l'académie impériale des sciences de Saint-Petersbourg. VIme Série. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. T. 3. 4.
Seconde partie: Sciences mathématiques, physiques et naturelles. T. I. liv. 4 — 6. T. II. liv. 1 — 5. St. Petersbourg 1834 — 1838. 8.
Première partie: Sciences mathématiques et physiques. T. II. liv. 1. 2. St. Petersbourg. 1834. 4.

Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères, publiés par la société royale des antiquaires de France.
Nouvelle Série. T. 14. Paris 1838. 8.

Memoirs of the royal astronomical society. Vol. IX. London 1836 4.

Memorias da Academia R. das sciencias de Lisboa. T. XII. p. 1. Lisboa 1837. 4.

Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi et autres bibliothèques. Vol. 13. Paris 1838. 4.

Proceedings of the Zoological society of London. Part. III. 1835. London. 8.

Nordisk Tidsskrift für Oldkyndighed, udgivet af det Kongelige Nordiske Oldskrift-Felskab. Bd. 1. 2. 3. Kiobenhavn 1832—36. 8.

Transactions of the Royal Society of literature of the united Kingdom. Vol. III. p. 1. London 1837. 4.

Transactions philosophical of the Royal Society of London. 1836. P. 2. 1837. P. 1. 2. 1838. P. 1. London. 4.

The transactions of the Linnean Society of London. Vol. XII. p. 4. Lond. 1837. 4.

Naturkundige Verhandelingen von de Hollandsche Maatschappy der Wetenschappen te Haarlem. Vol. 13—23. Haarlem 1824—36. 8.

Nieuwe Vorhandelingen der eerste Klasse van het Koninkligk-Nederlandsche Institut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten te Amsterdam. Deel 1—7. Amsterd. 1827. 4.

Giuseppe Baretti, Opere. Vol. 2. 3. Milano 1838—39. 8.

Melchiore Gioja, Opere principali. Vol. 11—15. Lugano 1838. 8.

Dr. K. M. Rapp, Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwickelung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen Bd. 2. Stuttgart 1839. 8.

Lesicon Románescu - Latinescu - Unguresen - Vemtescu, seu lexicon Valachico-Latino-Hungarico-Germanicum. Budae 1825. 8.

George Cornewall Lewis, An essay on the origin and formation of the Romance languages. Containing an examination of M. Raynuard's theory on the relation of the Italian, Spanish, Provencal and French to the Latin. Oxford 1835. 8.

Dr. Robert Drummond, Illustrations of the grammatical parts of the Guzerattee, Mahratta et English languages. Bombay 1808. f.

Pânini's acht Bücher geometrischer Regeln. Herausgeg. und erläutert von Dr. O. Böhtlingk.

Bd. 1. Pânini's Sûtra's mit Indischen Schollen. Bonn 1839. (Sanscrit)

J. E. J. F. Boinvilliers, Dictionnaire universel des Synonymes de la langue française. Par. 1826. 8.

Cinonio, Osservazioni della lingua Italiana. Venezia 1835. 8.

Giuseppe Boerio, Dizionario del dialetto Veneziano. Venezia 1829. 4.

José de Fonseca, Diccionario de synonymos Portuguezes. Paris 1833. 8.

Konrad Schwenk, Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. 3te Aufl. Frankf. 1838. 8.

J. Bosworth, The origin of the germanic and Scandinavian languages and nations: with a sketch of their literature and short chronological specimens of the An lo-Saxon, Friesic, Flemish, Dutch, the German from the Moeso-Goths to the present time, the Icelandic, Danish, Norwegian and Swedish. London 1836. 4.

C. C. Mrongovius, Dokladny Niemiécko-Polski Slownik. Königsberg 1837. 4.

J. K. Trojanski, Ausführlich polnisch-deutsches Handwörterbuch. Th. 1. 2. Posen 1835—36. 8.

M. A. Champollion, Paléographie des classiques latins d'après les plus beaux manuscrits de la bibliothèque Royale de Paris. Paris 1837. 4.

Natalis de Wailly, Eléments de Paléographie. Pour servir a l'étude des documents inédits sur l'histoire de France. Vol. 2. Paris 1838 f.

Fragmenta Comicorum Graecorum. Collegit et disposuit Aug. Meineke.

Vol. I. Historiam criticam Comicorum Graecorum continens. Berolini 1839. 8.

M. Verrii Flacci Fragmenta, ed. A. E. Egger Paris. 1838. 8.

Futawa Alemgiri; a collection of opinions and precepts of Mohammedan law. Compiled by Sheikh Nizam, and other learned men, by command of the Emperor Aurungzeb Alemgir. Vol. 1—6. Calcutta 1828. 4.

Y-King, antiquissimus Sinarum liber quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque ex soc. Jesu P.P. edidit Julius Mohl. Vol. I. Stuttg. 1834. 8.

Locmani fabulae quae circumferuntur annotationibus criticis et glossario explanatae ab Aemilio Roedigero. Halis Saxonum 1837. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.
Nr. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Umrisse zur Geschichte der Philosophie. Entworfen von Dr. Eduard Schmidt, ꝛc.

(Schluß.)

Will der würdige Verf. diese ganze Klasse der Entdecker von der Zahl der Philosophen ausschließen? Er will und muß es, zufolge des Begriffes, den er von der Philosophie festgesetzt hat. Es wäre vergeblich, hierüber zu rechten, denn jeder steckt sich die Gränzen der Bedeutung des weiten und umfassenden Wortes beliebig ab, jeder mit seinem guten Rechte. Für den Rec. wird alles zur Philosophie was nach obigem Ausdruck Schellings a priori mit Nothwendigkeit eingesehen wird; ja noch mehr; er dehnt den Worfgebrauch so weit aus, daß er mit Jacobi Bd. IV. Abth. I. S. 72. sagt: Daseyn zu enthüllen sey die erste Aufgabe des Forschers, gleichviel ob erklärlich oder unerklärlich. Nicht nur Wie and Warum etwas sey, sondern vor allem voraus hat sich der Philosoph zu vergewissern, daß etwas und was es sey: — ἐστὶ τοῦ φιλοσόφου, οὐ μόνον τὸ ὅτι ἀλλὰ καὶ τὸ διότι ἐπιζητεῖν; nnd demgemäß sagt Aristoteles sehr richtig π. ζ. γεν. III. 10. S. 262. 63. von der Zeugung der Bienen redend, er habe sie aus den bisherigen Erfahrungen erklärt; allein diese seyen noch nicht hinlänglich und vollständig gesammelt; ἀλλ' ἐάν ποτε ληφθῇ, τότε τῇ αἰσθήσει μᾶλλον ἢ τῷ λόγῳ πιστευτέον· καὶ τοῖς λόγοις (πιστευτέον), ἐὰν ὁμολογούμενα δεικνύωσι τοῖς φαινομένοις; deßgleichen Eud. I. 6. a. E. sagt er: ὅτι προσέχειν οὐ δεῖ πάντα τοῖς διὰ τῶν λόγων, ἀλλὰ πολλάκις μᾶλλον τοῖς φαινομένοις; er anerkennt ferner, daß es Dinge gebe, über die wir ein besseres als das erkärende und beweisende Wissen haben, ἀκρ. φυσ. VIII. 3. S. 152. 153: ἀλλὰ τὸ μὲν περὶ τούτων σκοπεῖν καὶ ζητεῖν λόγον, ὧν βέλτιον ἔχομεν ἢ λόγου δεῖσθαι, κακῶς κρίνειν ἐστὶ τὸ βέλτιον καὶ τὸ χεῖρον καὶ τὸ πιστὸν καὶ τὸ μὴ πιστὸν, καὶ ἀρχὴν καὶ μὴ ἀρχήν; vrgl. ebd. II. 1, 6. S. 25 π. γεν. χ φϑ I. 8 fgg. Wer den größten und besten Reichthum an Erfahrung jeder Art besitzt, der ist — ceteris paribus — der beste Philosoph; οἱ δὲ ἐκ τῶν πολλῶν λόγων ἀθεώρητοι τῶν ὑπαρχόντων ὄντες, πρὸς ὀλίγα ἐπιβλέψαντες ἀποφαίνονται ῥᾷον; ἴδοι δ' ἄν τις καὶ ἐκ τούτων ὅσον διαφέρουσιν οἱ φυσικῶς καὶ οἱ λογικῶς σκοποῦντες = Wortfuchser und Sachkenner. Die Geschichte bestätigt es ferner, daß alle Epoche machenden Philosophen πολυμαθέστατοι gewesen sind, von den griechischen Weisen bis zu Kant; Plato setzt als Vorbedingung der philosophischen Bildung bey jedem Zögling Philomathie bis zur Philomythie sogar. Unterscheiden demnach darf man wohl, was aus der Erfahrung und Ueberlieferung stammt, und was Zuthat des Denkens ist; aber Sinn und Verstand trennen, die doch unzertrennlich verbunden sind, und ohne einander nicht bestehen können, dieß kann nur irre führen; vollends die beengte Philosophie noch weiter auf einen Idealismus einschränken, wie oben vom Verf. geschehen, würde sie ziemlich um allen Werth und alle Bedeutung bringen; wie denn mit diesem Versuch einer Ausgleichung weder die Philosophen noch die Religiosen, befürcht' ich, zufrieden gestellt seyn werden.

Eine Religionsphilosophie scheint der Hr. Verf. nicht anzuerkennen; er hat ja das ganze Mittelalter ausgeschlossen; gleichwohl kann die Philosophie eben so gut Weltweisheit werden und seyn, als Theosophie, Gottesgelahrtheit. Abgesehen von dem

christlichen Mittelalter, so haben auch Inder, Perser, Juden und Moslemen Philosophie gehabt, und werden deßhalb mit Recht in den Geschichten nach Maßgabe der Kenntniß, die uns bis jetzt offen steht, mehr oder minder ausführlich abgehandelt; ihre Philosophie hat aber von vorne herein die Richtung weniger auf die Welt nach ihrem physischen Gesetz, als auf den Mittelpunct der Welt, auf den Menschen, und zwar zur Abhülfe der drey ihn belastenden Hauptübel, des physischen Leidens, der Unwissenheit und der Unseligkeit in Folge der Sünde und der Entfremdung von Gott; — gegen das letztere Uebel nun ist dort die ganze Philosophie gerichtet — in anderer Weise als bey den Griechen: diese suchten vor allem Festigkeit und Selbstständigkeit des Mannes, seines Charakters; dort verschwindet diese häufig und zerfließt in der Hingebung an das erkannte Höchste. Dieß beyseit gelassen, so zeigt sich hier der obenerwähnte psychologische Ausgangspunct der Philosophie in einer Wendung, wie sie bey den Europäern immer nur die Mystiker und was ihnen verwandt war, von den ältesten Scholastikern bis zu Hamann herab, genommen haben; eine Wendung, der die Philosophie in unserer Zeit immer mehr sich zuneigen wird, je mehr sie nicht bloßer Idealismus, sondern Intellectualismus oder Pneumatismus wird, je tiefer sie die Natur und das Wesen der Seele und des Geistes in ihrem ganzen Umfang und in aller ihrer Tiefe untersucht; je mehr sie auf alle Thatsachen achtet und sie sammelt. Werden beyde auch zerrütteter gefunden, als sie gemeinhin vorausgesetzt werden (ἀλλά πως ἡμεῖς πολὺ μετέχοντες τοῦ προστυχόντος τε καὶ εἰκῇ ταύτῃ πῃ καὶ λέγομεν Plato Tim. p. 34 f. coll. p. 41 sqq.), so sind auch die Heilmittel bereit. „Gott schuf (sagt Richard de Sto Victoro, um von einem Scholastiker für obige Behauptung einen Beleg zu geben: bey Tennemann Gesch. d. Phil. 8, 248 fg.) die vernünftigen Wesen, um ihnen seine Seligkeit mitzutheilen, nach seinem Bilde — in der Vernunft; und nach seiner Aehnlichkeit — in der Liebe und Neigung ihn zu erkennen und zu lieben, durch beydes ihn zu besitzen, und dadurch selig zu werden. — Dazu gab Gott Unsterblichkeit des Körpers. — Diese drey ursprünglichen Güter sind verderbt durch drey Uebel, durch Unwissenheit des Guten, Lust zu dem Bösen, und Schwäche des menschlichen Körpers. Dagegen giebt es drey Heilmittel, Weisheit gegen die Unwissenheit, Tugend gegen die unsittliche Lust (vitium, Gebrechen) und Kunst (necessitas) gegen die Schwäche (necessitas est, sine qua vivere non possumus, sed felicius viveremus, vrgl. B. Alberti Magni Trinum perfectissimum; De Conditione Creaturae rationalis etc. Dialogi VI.; u. Colebrooke Essais sur la Philosophie des Hindous p. 12. 13 u. p. 103 fg. und Lassen zum Gymnosophista p. 17. fg.)

Bisher liefen beyderley Richtungen, die physikalische der Weltweisheit, und (da kein passenderer Name bekannt ist) die psychologische der Theosophie nebeneinander her; wie nahe ihre Gränzen auf vielen Puncten zusammenstoßen, dieß beweisen die alten Streitigkeiten zwischen beyden. Daß beyde ein Reich bilden sollten, das hat unter den Alten Plato am tiefsten erahndet; die Vereinigung haben mehrere neuere versucht, unter anderen Mallebranche und Leibnitz. So wie die Sachen dermalen im Großen, und da wo am lautesten gesprochen wird, gemeinhingültig, stehen, ist aber andrerseits nicht zu läugnen, daß beyde Anschauungs- und Denkweisen weit auseinander laufen, selten zusammen treffen und daß die philosophische und religiöse Betrachtung und Sinnesart nicht in Kraft der Wissenschaft, welche eine nachweisliche für alle überzeugende Lehrkunst seyn will, sondern nur zufällig in Folge der eigenthümlichen Gemüths- und Geisteskraft einzelner wenigen vereinigt und wahrhaft ausgesöhnt sind. Der Zwiespalt beyder kommt an vielen Stellen zu Tag; die Philosophie z. B. soll speculative dialektische Erkenntniß seyn; die Religion will anschauende Erkenntniß haben; ein anschauender Verstand ist manchen Philosophen, z. B. Herbarten, ein spöttlicher Unsinn, ungeachtet ein solcher dem tiefen Denker Kant überall vorschwebte; freylich weiß er sehr wohl und ausdrücklich, daß der menschliche Verstand ein intuitiver nicht ist. — Die Philosophie hebt von der Verwunderung zwar an, soll aber enden mit dem Nil admirari. Die Religion dagegen bleibt fortdauernd in Bewunderung und Verehrung. (Plat. Theaet. p. 155.

D. Arist. Metaph. A. 2. Wyttenbach ad Plutarch de recta aud. rat. p. 381. Oxon. Plato Eutyphron.) Die erstere ringt nach Selbstbestimmung, die andere dringt auf Unterwerfung, Demuth und Anbetung. Die eine sucht ihre Beglaubigungsgründe allein im Denken, die andere vor allem in der innern Erfahrung, in der Praxis, in der ganzen Seelenstimmung. Wo die eine zu Ende gekommen zu seyn vermeynt, da sieht die andere noch kaum erst einen Anfang zum Ende; und was die eine lehrt und behauptet, das läßt die andere wohl in seinem Theile gelten, hat aber daneben noch ein ganz anderes und weites Feld im Hinterhalt; — z. B. nur gleich im Betreff eines Hauptpunctes, der Causalität; sieht die eine auf die immanenten Wirkursachen, und erklärt sie aus Gesetzen des Mechanismus, so hat die andere vorzugsweise die Endabsichten im Auge und bezieht alle Erscheinungen, und Veränderungen auf einen transscendenten Grund und Urheber, s. Plutarch im Leben des Perikles Kap. 6. vrgl. Platon im Phädo S. 97. 98; in dem Mechanismus der einen hat, scheint es, das Gebet keine Statt, das der andern doch für eine der wirksamsten Kräfte gilt, nicht allein auf dem psychischen Gebiet, sondern sogar auf dem Gebiet und Felde der Weltweisheit. Was die eine begründet oder ergründlich zu seyn wähnt, das findet die andere unergründlich u. s. w. Denn solcherley Unterschiede und Gegensätze lassen sich noch viel mehrere aufzählen; wenn man auch nur in der Periode der griechischen Philosophie stehen bleibt und von der christlichen Zeit noch gänzlich wegsieht; sie sind hier um der Frage willen erwähnt worden: ob die Philosophie und wo sie den Punct angebe, wo der Uebergang von der Philosophie zur Religion geschehe? d. h. von der Erkenntniß zur That? oder wie soll man sonst die Umwandlung nennen, die von dem Menschen gefordert wird? Denn an vielen Orten erinnert und wiederholt Aristoteles, *ὅτι τὸ τῇ φύσει καὶ λόγῳ πρότερον τῇ γενέσει ὕστερον*; und daß dasjenige, was in der Erkenntniß das Letzte und Höchste ist, in der Ausübung und That das erste und unterste wird; *τῶν γὰρ κινήσεων καὶ γενέσεων ἡ μὲν νόησις καλεῖται, ἡ δὲ ποίησις· ἡ μὲν ἀπὸ τῆς ἀρχῆς καὶ τοῦ εἴδους, νόησις, ἡ δὲ ἀπὸ τοῦ τελευταίου τῆς νοήσεως, ποίησις*; Ar. Metaph. Z. 6. p, 113 vrgl. m. *Λ* 7 p. 202 fg. Eth. Nicom. III. 3. p. 41. 42. π. ζ. κιν. c.c. 6 — 8. p. 153 fgg. *Πῶς δὲ νοῶν ὁτὲ μὲν πράττει ὁτὲ δὲ οὐ πράττει, καὶ κινεῖται, ὁτὲ δὲ οὐ κινεῖται; — ὅτι μὲν οὖν ἡ πρᾶξις τὸ συμπέρασμα, φανερόν. αἱ δὲ προτάσεις αἱ ποιητικαὶ διὰ δύο εἰδῶν γίνονται, διά τε τοῦ ἀγαθοῦ καὶ διὰ τοῦ δυνατοῦ* sqq. Mehreres andere, was hieher gehört, wird jeder Leser sich selber sagen; die beyden Hauptpuncte scheinen aber die erwähnten zu seyn, nämlich: ist es möglich, und wie ist es möglich, daß man durch das philosophische Denken von der Erkenntniß des Möglichen Allgemeinen und Nothwendigen (als des überall nicht und in nichts nicht zu Denkenden, negativen, wie Schelling Vorr. zu Cousin üb. franz. und deutsche Phil. S. XVI. sagt) zu der Erkenntniß des positiven, zu der hypostasirenden Erkenntniß des Wirklichen, Realen u. s. w. gelange, die in allen Religionen herrscht. Und dann zweytens, wo und wie kehren sich die Pole so um, daß das Oberste zum Untersten wird, daß der Stolz und Trotz der eigenen Kraft und Macht umschlage in Ergebung, Vertrauen und Liebe, das Denken in Fühlen; wo der Gedanke in That übergeht, und zwar zu eben solch einer That, wo mit einem Wort übersinnliche göttliche Anschauung, Trieb und Leben herrschet. Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß unter allen Systemen das Platonische — und nach diesem das Stoische — die meisten Elemente in sich trägt, die berührten Puncte zu beantworten, und zur Religion überzuleiten, wie die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte dieses auch bestätigt und sich in den Bestrebungen der spätern sogenannten Neuplatoniker noch zeigt, von Plutarchus, Plotinus, Porphyrius und Jamblichus bis zu Syrianus, Proklus und Damascius; diese alle haben mehr oder minder den theosophischen Charakter, und mit ihnen eine große Anzahl ihrer mitphilosophirenden Zeitgenossen; sie alle waren von Plato ergriffen, von dem, was er im Timäus, im Philebus, Phädrus und Phädon und im Staat u. a. OO. sagt. Wie er aber nicht allein für Philosophen sondern für die Staatsgemeinde die Religion

als Grundlage angesehen, von ihr aus und zu ihr hin die bürgerliche Ordnung eingerichtet wissen wollte, dieß erhellt am besten aus den Gesetzen, zumal dem 10. Buche. Auch die Stoiker dürfen deßfalls nicht gering angeschlagen werden; auch sie halten sich in dieser Rücksicht dem Sokratismus ziemlich nahe; und wenn das Ideal ihres Weisen in den meisten Schilderungen etwas Pomphaftes und Hochmüthiges an sich trägt: so ist nicht zu vergessen, daß es da, wo es in der Wirklichkeit durchscheint, eine ganz andere Gestalt der Ergebung und des Ringens annimmt, wie aus Epiktets Geschichte und Diatriben und aus Antonins, des Kaisers, Betrachtungen über sich selbst erhellet. Wenn man sich demnach auch nur auf dem Gebiet der alten Philosophie aufhellt, so viel sieht man auch da wenigstens schon zum voraus, daß die Frage nach der Einheit oder Verschiedenheit der Philosophie und Religion nach ihrem beyderseitigen Inhalt, Form und Wirksamkeit u. s. w. nur durch eine Untersuchung, — Kritik — aber nicht des bloßen Erkenntnißvermögens, sondern aller übrigen zumal, des gesammten Gemüths und Geistes, gelöset werden können. Möchte der würdige Verf. sein hier begonnenes Thema doch in der größesten Ausdehnung nochmal aufnehmen und mit der gleichen lobenswerthen Besonnenheit und Unpartheylichkeit durchführen; er ist vor vielen anderen befähiget und berufen, der gegenwärtigen Zeit diesen hochwichtigen Dienst zu leisten, gründlich zu belehren und durch gleiche Theilnahme an beyderley Richtungen zu Wahrheit zu versöhnen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

The exposition of the Védánta philosophy, by H. T. Colebrooke, Esq., vindicated; being a refutation of certain published remarks of Colonel Vans Kennedy. By Sir Graver C. Haughton. London 1835. 8.

Collection Orientale. Manuscrits inédits de la bibliothèque Royale, traduits et publiés par ordre du Roi.

Le Livre des Rois par Aboûkasim Firdousi, publié, traduit et commenté par M. Jules Mohl. T. I. Paris 1838. fol.

Ibn Chalikani vitae illustrium virorum, ed. Ferd. Wüstenfeld.

Fasc. VI. quo continentur vitae 531 — 617. Gottingae 1838. 4.

J. Gildemeister, Scriptorum Arabum de rebus Indicis loci et opuscula inedita. Fasc. I. Bonnae 1838.

The Mahávanso in roman characters, with the translation subjoined and an introductory essay on Páli Buddhistical literature. By the Hon. George Turnour. Vol. I. Ceylon 1837. 4.

Dr. Joh. Aug. Vullers, Vitae poetarum Persicarum ex Dauletschahi historia poetarum excerptae. Persice et latine.

Fasc. I. Hâfizi Schirâzensis vitam tenens. Gissae 1839. 8.

A. Asher, Bibliographical essay on the collection of voyages and travels, edited and published by Levinus Hulsius. London 1839. 4.

Henri Ternaux, Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique. Paris 1837 — 38. 8.

T. I. Narration du premier voyage de Nicolas Federmann, le jeune, d'Ulm. Haguenau. — 1557.

T. II. Histoire de la province de Sancta-Cruz, par Pero de Magalhanes de Gandova. Lisbonne. — 1576.

T. III. Histoire d'un pays situé dans le nouveau monde, nommé Amérique, par Hans Staden, de Homberg, en Hesse. Marbourg. — 1557.

T. IV. Relation véridique de la conquête du Pérou et de la province du Cuzco, nommée Nouvelle-Castille, par François Xéres. Salamanque. — 1547.

T. V. Histoire véritable d'un voyage curieux, fait par Ulrich Schmidel de Straubing. Nuremberg. — 1599.

T. VI. Commentaries d'Alvar Nunnez Cabeça de Vaca, adelantade et gouverneur du Rio de la Plata. Valladolid. — 1555.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Letters on Egypt, Edom and the holy Land, by Lord Lindsay. (Third edition) In two Volumes. London 1839.

Dieses Werk hat die Schnellpresse des Buchhändler Henry Colburn in der großen Marlborough Straße zu London in ganz besondere Geschäftigkeit gesetzt; denn kaum war die erste Auflage erschienen, da war sie auch schon vergriffen; die zweyte wurde gedruckt und ausgegeben, aber auch sie konnte die allgemeine Nachfrage nicht befriedigen; zum dritten Male mußte sich die Presse in eilige Bewegung setzen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir hier noch nicht die letzte der seit weniger denn Jahresfrist aus ihr hervorgegangenen Ausgaben des beliebten Buches vor Augen haben. Wen diese große Theilnahme an einem Werke befremdet, dessen Inhalt in neuester Zeit in England so oft und vielfältig abgehandelt worden, der darf nur einen Blick in das Buch selber werfen, welches allerdings seinem größern Theile nach nur eine Beschreibung des Reiseweges giebt, der schon von mehr den zehnmal zehn Reisenden beschrieben ist, dieses jedoch auf eine Weise thut, in welcher es nur selten geschehen. Wer horcht nicht mit Theilnahme zu, wenn auch irgend ein bekanntes Lied von einer ganz besonders schönen Stimme gesungen wird, oder verweilt nicht aufmerksam bey der Betrachtung eines Porträts, das ein großer Meister von einem schon oft gemalten und gezeichneten, wohlbekannten Menschen entwarf? Das was die Reisebeschreibung des Lord Lindsay vor der Schaar vieler andern, die den gleichen Gegenstand behandeln, auszeichnet, ist nicht nur die seltene Gabe zum Erzählen, sondern Tiefe und Wahrheit der Empfindung, Reinheit und Ernst der Gesinnung, Feinheit und Klarheit der Beobachtung. Hierzu kommt noch, daß der Weg, den unser Reisender wenigstens zum Theil nahm, kein von Europäern oft betretener, sondern ein minder bekannter; deßhalb allerdings interessanterer, war. Wir heben vorzugsweise aus jenem Theil der Reisebeschreibung, welcher diese noch nicht so oft besuchten Gegenden betrifft, einige Züge aus; indem wir den Weg durch die bekannteren Gebiete nur kurz andeuten.

Lord Lindsay kam am 25. November 1836 in jene Stadt, in welcher sich der fränkische Hut am häufigsten neben dem Turban erhebt; die Sitte des Occidents am meisten und nächsten sich mit jener des Orients vermischt ohne deshalb Herrscherin des Landes zu seyn: nach Alexandria. Seine Nilfahrt nach Kairo war nicht sonderlich vom Winde begünstigt; sie dauerte volle 6 Tage. Auch er hatte Gelegenheit, durch den Brittischen Generalconsul, Colonel Campbell, die persönliche Bekanntschaft des Alleinbesitzers von Aegypten, des Mehemed Ali zu machen; „jenes Lichtes, dessen Erscheinen, wie die noch einmal mächtiger aufflackernde Flamme eines im Brande stehenden Hauses nur ein Vorbote des nahen Zusammenstürzens und Verlöschens des unglücklichen Bauwerkes ist.“ Von diesem kostspieligen Feuerwerk der jetzigen Völkergeschichte, auf welches die Augen des Westens wie des Ostens gerichtet sind, wendet sich der Verf. bald hinweg, zur Betrachtung des Wracks eines ungleich mächtigeren, früheren; der Ueberreste des alten Aegyptens. Nach einem von ihm in Schutz genommenen System der Chronologie waren die großen Pyramiden ein Bauwerk der Hirtenkönige (Hyksos) zu Abrahams Zeit. In jenen, „schon vor Josephs Ankunft in Aegypten“ ausgetriebenen Hirten sieht er nicht bloß die Stammväter der Philister, sondern auch der noch jetzt in Indien fortbestehenden im

höchsten Grade verachteten Bheels oder Palis von Malwah. Der Name Palischan oder Palästina sey nicht hebräisch sondern sanscretanisch und bedeute Land der Hirten, eben so wie das Land Gosen als Goschayana, Aufenthaltsort der Hirten. Die Nilfahrt unsers Reisenden hinaufwärts bis zu den oberen Katarakten war vom Winde begünstigt; dagegen traf ihn am 26ten Januar 1837 bey der Hinabfahrt ein Unfall, welcher nicht nur die Ladung des Bootes sondern die ganze in diesem fahrende Gesellschaft in größeste Gefahr setzte; das Fahrzeug stieß an derselben Stelle des Wasserfalls auf einem unter dem Wasser verborgenen Felsen auf, an welchem wenige Jahre vorher ein Schiff des Ibrahim Pascha gescheitert war. Mitten unter den Blitzen und Donnern eines eben sich entladenden Gewitters sahen sich die der Todesgefahr Entronnenen auf einem nahe bey der verderblichen Klippe hervorragenden Felsen, von dem vorbeystürzenden Wasser des Wasserfalls umrauscht, in einer noch immer höchst mißlichen Lage, als ihnen ein Boot aus Philä zu Hülfe kam und sie alle mit ihren wichtigsten Effekten aufnahm; selbst das Fahrzeug wurde wieder zu der Heimfahrt brauchbar gemacht.

Am 6ten März verließ Lord Lindsay Kairo, um die Reise nach Edom und dem heiligen Lande anzutreten. Die Karavanenstraße, die er nach Suez einschlug, wohin er am vierten Tage gelangte, war die gewöhnliche der Mekkapilgrime, welche bey Makarieh vorbeyführt. Er hatte das Glück, in Suez mit jenem Beduinenscheikh Hussein zusammen zu treffen, welcher zehn Jahre früher der Begleiter des berühmten Laborde durch die Wüste gewesen war, und sich sehr bald geneigt finden ließ, auch unsern Reisenden mit seiner Gesellschaft weiter zu führen.

Unter der Leitung dieses ortskundigen Mannes gelang es Lindsay, das nur von wenigen Reisenden betretene Thal der Katarakten (Wadi Schellal) zu sehen, an dessen Felsenwänden mehrere der oft beschriebenen alten Inschriften gefunden werden. Die Karavane nahm indeß den für Kamele gangbaren gewöhnlichen Weg durch Wadi Mokkateb nach Wadi Feiran, von welchem letzteren Thale unser Reisender eine wahrhaft reizende Schilderung giebt. Schon am 16. März, zehn Tage nach der Abreise aus Kairo, erreichten die Reisenden den lieblichen Ausruheort des St. Katharinenklosters, von welchem sie am 23. aufbrachen zur Reise nach Akaba. Ein Unfall, widerlicher noch und hemmender als der Schiffbruch in den Katarakten des Nils, trieb sie noch einmal zum Kloster zurück und hielt sie dort bis über die Mitte des Aprils auf. Abdallah, der Dragoman, hatte durch eine aus Unvorsichtigkeit losgehende Pistole einen Schuß in den Schenkel bekommen und war hierdurch zur Weiterreise unfähig geworden. Die Beduinen, merkwürdiger Weise von demselben Aberglauben ergriffen, der sich auch seit uralter Zeit bey unserem Volke findet, schrieben diesen Unfall dem Umstande zu, daß ein Hase über den Weg gelaufen war; und dießmal hatten sie nicht ganz unrecht; denn der Hase war wirklich die unschuldige Veranlassung zu der Verletzung gewesen, indem Abdallah auf ihn schießen wollte, und, da das Thier schnell sich dem Gesicht entzog, vergessen hatte den Hahn wieder abzuspannen. Ein Arzt und zugleich ein anderer Dragoman mußten aus Kairo geholt werden; um die Weiterreise zu beschleunigen wurde beschlossen das Reisegeräth auf geradem Wege nach Jerusalem zu senden und den Umweg über Akaba und Petra auf Dromedaren zu machen. Eine Strecke, zu welcher ein gewöhnliches Lastkamel 17 Stunden gebraucht, wird von einem Dromedar bequem in 9 Stunden zurückgelegt. Die Reise vom Sinai nach Akaba konnte auf diese Weise in weniger denn 3 Tagen abgethan werden. Die Towara Beduinen, zu deren Stamm der oben erwähnte Scheikh Hussein gehörte, waren damals eben in eine Fehde mit den Mezeine Beduinen verwickelt, welche am Ailanitischen Meerbusen ihren Sitz haben. Dennoch widerfuhr den Reisenden auf dem Wege durch das Gebiet des feindlichen Stammes nichts Uebles.

Desto mehr konnte sie in Akaba selber, mitten im Schutze der Festungsmauern, das Gefühl anwandeln, als fänden sie sich in den Händen der Feinde. Der dortige türkische Gouverneur behandelte sie anfangs mit einer so hochmüthigen Geringschätzung, daß er sie weder einer Antwort noch eines Blickes würdigte; während es in diesen Ländern zu den gewöhnlichsten, gemeinsten Höflichkeitsbezeugungen gehört, dem ankommenden Gast eine

Pfeife anzubieten, versäumte man selbst dieses. Da forderten unsere Engländer selber das gebührende Gastrecht, nahmen jedoch die Pfeifen, als man sie ihnen brachte, nicht für sich an, sondern reichten sie ihren Beduinen, und benahmen sich nun ihrerseits auch so, als sey der Gouverneur gar nicht vorhanden, indem sie miteinander sprachen und scherzten, ohne den hochmüthigen Mann nur anzusehen. Noch an demselben Abend nahmen die guten Beduinen, welche die Reisenden hieher gebracht hatten, von diesen Abschied: die vom Stamm der Aluinen sollten sie jetzt weiter führen. Man hatte den Fremden ein Zimmer zum Nachtlager angewiesen, das ganz von blutsaugenden Insekten angefüllt war; Lindsay zog es vor, die Nacht lieber aufsitzend mit Lesen zuzubringen, als im vergeblichen Kampf mit den Ruhestörern auf dem Lager zu wachen. Das gleichgültige Benehmen gegen den Gouverneur hatte übrigens seine gute Wirkung gehabt; dieser bemerkte, daß er hier mit Leuten zu thun habe, deren Auge nicht an seinen Mienen hieng oder vor seinem Zorn sich fürchtete; er war am andern Tage ganz überaus freundlich und zuvorkommend. Freylich kam noch bald genug an den Tag was er mit dieser Freundlichkeit beabsichtigte: nämlich Geld und immer nur Geld. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir denn auch, was die Veranlassung zu den übertriebenen Forderungen gewesen war, welche das Raubgesindel in Akaba, im Bunde mit den Aluin Beduinen bisher an jeden Reisenden stellte, der unter ihrem Geleite von Akaba über Petra nach Hebron gehen wollte. Ein reicher Engländer hatte, um die Beduinen für künftige Reisende seiner Nation günstig zu stimmen, diesen freywillig für das Geleite auf dieser Reise 15,000 Piaster (1800 fl. rheinisch) geboten und bezahlt; ein anderer hatte die Großmuth noch weiter getrieben: er hatte sich bereitwillig erklärt so viel zu bezahlen, als man verlangen würde, und ging dann wirklich auf die absurd übertriebene Forderung seiner Führer ein, ja er that nicht bloß dieses, sondern er hielt sie auch unterwegs mit allem frey was sie von ihm begehrten, er schenkte ihnen sogar noch in Hebron sein Zelt, seine Doppelflinte, seine (orientalische) Kleidung, sein ganzes Reisegeräthe u. s. w. Diese wahrhaft englische Großmuth hatte die Söhne der Wüste und die türkischen Raubvögel in Akaba, welche die Beute mit ihnen theilen, so verwöhnt, daß sie das, was freywillige Gaben der Großmuth gewesen, als einen pflichtschuldigen Tribut betrachteten, den jeder durch ihr Land reisende Fremdling entrichten müsse. Als daher die beyden Scheikhs der Aluinen, welche die Führung übernommen hatten, Salem und Hussein, nach Akaba gekommen waren und befragt wurden, was sie für das Geleite von vier Personen, die sonst gar kein Gepäck bey sich führten, verlangten, da gaben sie den Bescheid: man brauche für diese Herren und für die Leute, die man ihnen als Schützer beygeben wolle, 23 Kamele, für diese seyen 15000 Piaster zu bezahlen. Unsere Reisenden bedurften nicht jener Zahl der Kamele: sie boten 4000; die Andern giengen auf zehn dann auf achttausend herunter; als aber die Fremden auf ihrem Gebot bestunden, stellten sie sich als wollten sie wieder abziehen und ließen nur vor dem Abschied fragen, ob man ihnen noch ein Wort zu sagen habe. Man hatte ihnen nichts zu sagen; da entschlossen sie sich selber noch mit einem Worte nachzukommen, und man ward einig, daß für die Fortschaffung der Fremden 4000, dann in Hebron als Bagschisch (Trinkgeld) noch 500 Piaster bezahlt werden sollten. Die Kamele stunden schon vor dem Thore, Alles war zum Aufbruch fertig; da entstund eine neue Schwierigkeit. Auch der Commandant wollte die fremden Vögel rupfen; er begehrte ein ansehnliches Geschenk für seine Soldaten; man erklärte ihm, daß man so eben im Begriffe gewesen sey, ihm freywillig eine Summe für seine „Zimmer" zu geben, welche der reichlichen Hälfte seiner Foderung entsprach, mehr aber werde ihm nicht gereicht werden; da entfernte sich jener, die Thore wurden geschlossen, unsere Engländer waren Gefangene. Vergeblich baten der Scheikh und der arabische Bediente, die den Zorn des schlimmen Mannes fürchteten, für dießmal der Foderung nachzugeben; die Engländer blieben unbeweglich; sie drohten mit einer Klage beym Habib Effendi (dem Minister) in Cairo, wenn man nicht augenblicklich die Thore öffne. Da macht sich der Topgi oder Oberkanonier, der zweyte im Range nach dem Gouverneur, herzu, ein Mann, den auch andere Reisende so wie Lindsay als einen schmutzigen, kriechenden, hinter-

listigen Schelm kennen lernten, und will auch vermittelnd darein reden. Der Begleiter unsers Reisenden, Herr Clarke *), ruft ihm zu, er solle das Maul halten. Darüber geräth der Mann in unmäßigen Zorn. „Wie," sagt er, „soll man die Franken hier zurückhalten, um mich zu insultiren? man öffne die Thore und lasse sie hinaus" und gleich darauf naht er sich wie ein schmeichelnder Hund dem Herrn Clarke; denn der scheinbare Zorn hatte ja nur mit guter Manier das zugeben sollen, was nicht zu hindern schien, und zugleich war es damit noch auf ein kleines Geschenk abgesehen, was man denn auch gab. Unsere Reisenden zwar sahen sich nun in Freyheit, dagegen hatte man, indem man die Thore noch einmal schloß, den Scheikh Hussein zurückbehalten und ihn nicht eher frey gelassen, bis er von dem für das Geleite der Fremden voraus empfangenen Gelde 500 Piaster an den Commandanten abgegeben hatte. Hussein kam gegen Abend nach; trank jedoch mit größter Gemüthsruhe im Kreise der Seinigen den Kaffee, denn dergleichen Erpressungen der türkischen Gewalthaber sind etwas zu Gewöhnliches als daß sie die Gemüthsruhe eines Beduinenscheikhs stören könnten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Sohn des berühmten Reisenden.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Henri Ternaux Voyages, etc.

T. VII. Relation et naufrages D'Alvar Nunnez Cabeça de Vaca. Valladolid. — 1555.

T. VIII. Cruautés horribles des conquérants du Mexique. Mémoire de Don Fernando D'Alva Ixtlilxochitl. Mexico. — 1829.

T. IX. Relation du voyage de Cibola, entrepris en 1540, par Pédro de Castannela de Nagera. Inédit.

T. X. Recueil de pièces relatives à la conquête du Mexique. Inédit.

Edward Giffard, A short visit to the Jonian islands, Athens and the Morea. Paris 1838. 8.

Edmund Spencer, Travels in the Western Caucasus, including a tour through Imeritia, Mingrelia, Turkey, Moldavia, Galicia, Silesia and Moravia in 1836. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Ferd. Frhr. von Augustin, Reise nach Malta und in das südliche Spanien im Jahre 1830. Wien 1839. 8.

Jos. Burkart, Aufenthalt und Reisen in Mexiko in den Jahren 1825—1834. Bd. 1.2. Stuttg. 1836. 8.

Frédéric Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, en Colchide, en Géorgie, en Arménie et en Crimée. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Avec un Atlas géographique, pittoresque, archéologique, géologique etc. in fol.

Lord Lindsay, Letters on Egypt, Edom and the Holy Land. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

Vere Monro, A summer ramble in Syria, with a tartar trip from Aleppo to Stamboul. Vol. 1. 2. London 1835. 8.

Victor Jacquemont, Voyage dans l'Inde, pendant les années 1828 à 1832. Livr. 20. Paris 1838. 4.

Léon de Laborde, Voyage en Orient. Livr. 9. 10. Paris 1838. fol.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nord-Amerika. Heft 1 — 5. Coblenz 1838. 4.

Alcide D. D'Orbigny, Voyage dans l'Amérique Méridionale, exécuté dans le cours des années 1826 — 1833. Livr. 36 — 39. Paris 1837. 4.

Dr. Ed. Rüppell, Reise in Abyssinien. Bd. 1. Frankfurt 1838. 8. Atlas in Fol. Lief. 1.

Voyage dans la Russie Méridionale et la Crimée, par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie. Exécuté en 1837, sous la direction de M. Anatole de Démidoff par M. M. de Samson, Le Play, Hust, Léveillé, de Nordmann, Rousseau et du Ponceau. Livr. I. Paris 1839. fol.

J. Le Roux, Recueil de la Noblesse Bourgogne, Limbourg, Luxembourg, Gueldres, Flandres, Artois, Haynau, Hollande, Zeelande, Namur, Malines. Lille 1715. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nr. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Letters on Egypt etc.

(Fortsetzung.)

Gleich im ersten Nachtlager suchten die Beduinen unsere Reisenden, wie sie auch Andern dieß thaten, in Furcht und Schrecken zu setzen; zwey von ihnen, mit gezogenen Schwertern, gingen, als wollten sie gegenseitig sich ermorden, mit wildem Geschrey auf einander los; nur mit Mühe konnten ihre Freunde den Grimm der beyden besänftigen und die blutigen Thaten verhindern. Das Schauspiel jedoch, denn weiter sollte es vermuthlich nichts seyn, verfehlte seine Wirkung; die fremden Zuschauer blieben sehr kaltblütig dabey.

Auf diese Scene des Krieges folgten bald die anmuthigeren des Friedens, als die Reisenden am andern Tag zu den Zeltenhütten des Scheikhs im Dorf der Araba gelangten. In der That, um diese Söhne der Wüste lieb zu gewinnen und mit menschlich warmer Theilnahme bey ihnen einheimisch zu werden, muß man sie in der Mitte der Ihrigen, in den Wohnungen der alten patriarchalischen Einfalt und Ruhe sehen. Gastfreundliche Milde kommt da dem Fremdling auf jedem Schritte entgegen; unter sich selber verknüpft die einzelnen Glieder des beysammenlebenden Stammes ein Band der Familiengemeinschaft und brüderlichen Liebe, das durch Achtung vor der väterlichen Würde des Alters und von Sitte und Recht zusammengehalten wird. Das was zur Erhaltung des wenig bedürfenden Lebens der Wüste gehört, hat Jeder; alle Einzelnen genießen als Stammgenossen der gleichen Rechte; die Achtung Aller hat der Scheikh und in dessen Abwesenheit der kleine zehn bis zwölfjährige Sohn desselben. Keiner beneidet den Andern und noch weniger die alt hergebrachte Ehre des Scheikhs. Wie der Lauf der Sonne über den meist ungetrübten Himmel der Wüste, so geht das fast immer gesunde, heitere Leben dieser Hirten und Hirtinnen der Wüste in der Ruhe ihres Zeltendorfes hin. Was ist Reichthum in der Welt? nur die Genügsamkeit; dieses Erbtheil der Väter findet sich in gleichem Maaße in jeder der Hütten; die Beduinen der Araba sind reicher als wir, weil sie genügsamer sind.

Lindsay und seine Gefährten blieben nur einen Nachmittag und eine Nacht in dem Zeltendorfe der Araba; sie verließen dasselbe schon am nächsten Morgen. Das breite Thal steigt gegen Petra hin sanft bergan. Nach vier Stunden Dromedars Schritt zeigte sich schon der Dschebel Haroun oder Hor in seiner ganzen Majestät, anderthalb Stunden weiter hin wendete sich der Weg, vorüber an dem Eingang des Wady Sabra, gegen Osten, zwischen die Vorberge des Dschebel Schera oder des Gebirges Seir. Das Engthal, welches nach Petra führt, dicht mit Oleandergebüsch bewachsen, kontrastirte angenehm mit der dürren Wüste; eine Stunde aufwärts in jenem, da wo das steile Ansteigen beginnt, wurde das Nachtlager aufgeschlagen. Die Beduinen waren am andern Morgen ungewöhnlich früh bereit zum Aufbruch, und trieben, gegen ihre Gewohnheit, auch die Fremden zur Eile an; denn, wie sie bereits gegen den arabischen Knecht sich hatten verlauten lassen: ihre Absicht war, nur eine Stunde in Petra zu verweilen, weil sie die ihnen feindseligen Fellahs von Wady Musa fürchteten. Diese Furcht wurde indeß durch eine andere, daß ihnen die versprochene, in Hebron auszahlbare Belohnung entgehen möchte, so weit aufgewogen, daß der Scheikh, obwohl in einer offenbar peinlichen Unruhe, so lange blieb, bis seine Reisenden zur

Genüge in der alten „Felsenstadt“ sich umgesehen hatten. Sie konnten dieses ungestört; die Feinde, wie man dieß später erfuhr, fanden sich in demselben Augenblick mit einem Ueberfall des Zeltendorfes des Scheikh Hussein beschäftigt, in welchem dieser hier bey Petra in ihr Gebiet eingedrungen war.

Unsere Reisenden hatten sich nicht vorher durch das Besteigen des Hor Gipfels ermüdet; sie konnten mit frischer Kraft in Begleitung zweyer ihrer Beduinen in der wundervollen Felsenspalte des Wady Musa vorwärts dringen, bis nahe zu ihrem Ausgange; sahen zuerst, in der Nähe des römischen Amphitheaters das Khasne, oder Schatzhaus des Pharao, das man in der Glut der rothen Farbe seines Felsengesteins ein Haus der Rosen nennen könnte; dann den Bogen, der sich kühn über die Wände des Thales hinüber spannt, und die Spitzsäulen aus Fels. Erst nach dem Mittagessen fand man, nach einer andern Richtung hin, in einer Entfernung von etwa 3/4 Stunden von der Lagerstätte, jene große, ausgehauene Felsengrotte auf, welche die Beduinen El Deir, das Convent nennen. Der Abend war jetzt gekommen; zum Aufbruch war es zu spät, doch versprachen die Reisenden ihren Führern, daß sie morgen früh dazu bereit seyn wollten.

Wo könnte das äußere Schweigen der Nacht beredter seyn für das innere Ohr als hier in Petra? Eine doppelte Felsengrotte, in deren einer Halle der Scheikh und seine Beduinen um ein hellaufloderndes Feuer saßen, war das Obdach; außen leuchteten die Sterne, im tiefen, klaren Blau des arabischen Himmels.

Am andern Morgen kamen etliche Beduinen aus dem Wady Musa herbey. Sie schalten heftig den fremden Scheikh, daß er hieher gekommen sey in ein Land, das nicht das seine war und wo er nichts zu thun hatte, und der Unwille dieser armen Leute war nicht ohne Grund; die Kamele unsrer Reisenden hatten ihnen ein ganzes Getreidefeld verwüstet.

Hussein erklärte jetzt offen, daß er nicht, wie der Plan nach der Landkarte gemacht worden war, den Weg nach Hebron über Kerek machen könne, sondern nur durch das Gebiet der Ayana Beduinen, quer durch die Araba und das Ghor. In beständiger Furcht vor einem feindlichen Ueberfall, nach allen Richtungen spähend und forschend, zog man nordwärts, der Richtung des Gebirges Seir entlang durch das groteske Nummulathal. Zwey Aluin-Beduinen, die aus Gaza kamen, berichteten dem Scheikh, daß ein kleines Heer der feindlichen Jellahins aus Kerek gegen sein Dorf gezogen sey; sie hatten die Fußtritte vieler Kamele und Streitroße gesehen. Hussein vergoß am Abend, da er sich unbeachtet glaubte, Thränen über jene Nachricht; seinen Gästen suchte er die Unruhe zu ersparen. Doch ermahnte er sie am andern Morgen alle, ihre Feuergewehre schußfertig zu halten, und da man beym Brunnen Wuebe, am westlichen Saum der Araba etliche Araber mit Kamelen bemerkte, die er für feindliche Jellahins hielt, rief er den Engländern zu, sie sollten jene, sobald sie näher kämen, niederschießen, sonst würden die Feinde sie erschießen. Er selber ritt muthig voran; doch bald gab er ein Zeichen, daß keine Gefahr sey; die Männer wurden als harmlose Hirten aus Gaza erkannt. Von ihnen erfuhr man denn, daß die Jellahins wirklich, einen Tag nach der Abreise der Engländer aus dem Zeltendorfe der Araba, dieses überfallen, und 75 Kamele so wie die Stute des Scheikh Salem geraubt hatten. Scheikh Salem, der die Räuber verfolgte, war durch einen Pistolenschuß sehr bedenklich in die Schulter verwundet worden.

Das Hinanklimmen an dem steilen Dschebel Assowa oder Asufar (Madara) fiel unsern Reisenden eben so wie allen früheren beschwerlich; doch ergötzte sie bald nachher im Wady Kurnu (Kurnup) der Anblick des grünenden Bodens, der Palästina's alte Gränzen bezeichnete. Ihr Weg führte sie weiter durch Wady Melek nach Simua (Esmoa), von hier nach Hebron, wo sie nur etliche Stunden verweilten, und noch an demselben Tage das Nachtlager in Bethlehem nahmen.

In Jerusalem selber verweilte Lord Lindsay nur wenige Tage, weil die schon nahe gerückte heiße Jahreszeit und der weit ausgedehnte Reiseplan keinen längeren Verzug gestatteten. Ein kurzer Ausflug nach dem Jordan und dem todten Meere zeigte die furchtbare Erstorbenheit der Landschaft zwischen Jerusalem und dem Jordan in einem vor-

züglich grellen Lichte. Desto erfreulicher war dem Auge der Anblick der fruchtbaren Thäler jenseits Bera (Beeroth) und Anabrut (Yabrut) sowie von Leboneh und Nablus (Sichem). Es war am 11. May als die Weiterreise von Jerusalem ihren Anfang nahm; das Getraide erschien überall reif zur Ernte und bey Sichem hatte diese schon begonnen. Bis Samaria behielten die Reisenden den gewöhnlichen, oft beschriebenen Weg bey; von hier nach dem Carmel schlugen sie, unter der sicheren Leitung ihrer im Lande selber eingebornen, arabischen (nicht maronitischen) Führer einen minder bekannten über Sili, Kufr Ai, Ellar und Baca ein, durch Gegenden deren Fruchtbarkeit an die reichsten Gegenden der westlichen Heimath erinnert. Das herrlich gelegne, ganz auf europäische Weise bequem eingerichtete, mit allem Nothwendigen reichlich versehene Kloster auf dem Carmel erregte auch in Lindsay den Wunsch, hier einen oder etliche Monate wohnen zu können. Von hier aus wurden Akra, dann Nazareth, der Berg Tabor und der See Tiberias besucht; weder von Capernaum noch von Bethsaida und Chorazin lassen sich deutliche Spuren entdecken. Der Jordan oberhalb dem See fließt sehr schnell und erschien hier ziemlich breit, dabey aber so seicht, daß beym Uebersetzen über den Fluß das Wasser den Pferden kaum an die Kniee reichte. Der rundliche, einem Kamelbuckel gleichende Berg El Hossn auf der Ostseite des Tiberiassees wird eben dieser Gestalt wegen auch von unsern Reisenden für Gamala gehalten; die ziemlich ansehnlichen Ruinen von Om-Keis scheinen die Stätte von Gadara zu bezeichnen. Zwey Stunden südwärts von Gamala oder El Hossn liegt der ansehnliche Flecken Naimi; bald jenseits desselben beginnen die schönen, schattigen Waldgegenden, welche schon Irby und Mangles so wie andere Reisende beschrieben. Der Anblick der Ruinen von Djerasch befriedigte keineswegs die von ihnen gehegte Erwartung. Zwar der Tempel der Sonne aus den Zeiten der Antonine mag zu seiner Zeit dem Auge imponirt haben; im Ganzen kann man jedoch sagen, daß keines der Gebäude des Ortes Spuren von wahrhafter Größe und Schönheit an sich trage, vielmehr erscheinen sie dem Plane wie der Ausführung nach armselig, ohne

Würde und Anmuth, in ihren einzelnen Theilen ohne Harmonie und Proportion.

Der nächste Weg von Djerasch nach Boszra war in jetziger Jahreszeit nicht mehr für eine so große Zahl von Pferden und Maulthieren, als die Karavane zählte, gangbar, denn es fehlte ihm durchaus an Wasser; man mußte nach El Hossn zurückkehren um von dort die Trümmer von Rabbath Ammon (jetzt Amman) zu besuchen. Das 6 Stunden von diesem abgelegene Assalt scheint das alte Machärus; der Ort, an welchem Johannes der Täufer enthauptet wurde. Die Umgegend so wie die bergige Landschaft von Gilead ist noch jetzt sehr fruchtbar und reich; die Aussicht vom Dschebel Oscha eine der schönsten und weit ausgedehntesten in ganz Syrien. Auf diesen Berg versetzt die Sage der Mohammedaner Josua's Grab. Bey Souf finden sich phönizische Denkmale, namentlich Steine mit eingehauenen Charakteren, welche vollkommen jenen der Druidensteine in England und Schottland gleichen.

Gauran ist eine weite, fruchtbare, von hügeligem Lande durchzogene Ebene, in der sich nach allen Richtungen die Trümmer der alten römischen Städte so wie der Bauwerke früherer Bewohner zeigen. (An dem östlichen Abhang des Dschebel Gauran zählte Burkhardt über 200 zertrümmerte Ortschaften, welche in Abständen von etwa 1/4, höchstens 1/2 Stunde von einander lagen.) Sie alle übertrifft an Großartigkeit und Macht des Eindruckes das alte Boszra, die ehemalige nördliche Hauptstadt der arabischen Provinz in den Zeiten der Römer. Unter den Trümmern, die den vormaligen Wohlstand der Stadt während der römischen und byzantinischen so wie der sarazenischen Herrschaft bezeugen, wohnt jetzt nur eine kleine Zahl armseliger Landbauern; jede Spur des Reichthums dieses alten Marktplatzes von Syrien, Irak und Hedschas hat sich verloren. Von Boszra führte der fünfstündige Weg an den Ruinen von 15 Städten vorüber nach Sueida, der Hauptstadt der Drusen des Haurans. Hier finden sich, außer einem Grabmal in dorischer Bauart, die Ruinen eines schönen Tempels. Auch Kenawad, mit ansehnlichen Trümmern schöner, alter Gebäude ist ganz von Drusen bewohnt; eben

so Schoaba; Nedschaun und Ezra (Zarava) sind durch ihre römischen Ueberreste sehenswerth.

In Damaskus verweilten unsere Reisenden nur so lange, als nöthig war um die nöthigsten Anstalten zum Besuch der Ruinen von Palmyra und von Baalbeck zu treffen. Zu der ersten Reise schlossen sich ihnen mehrere damals in Damaskus verweilende Fremde an, so daß sie eine ansehnliche Karawane bildeten. Der Eindruck, welchen die jungfräuliche Schönheit des alten Tadmor oder Palmyra auf das Gemüth macht, wird unbeschreiblich erhöht durch die hehre Einsamkeit und Stille der Wüste, die es umgiebt. „Palmyra, wie vom Strahl der aufgehenden, Baalbeck wie von jenem der untergehenden Sonne beleuchtet, sind Kleinodien in der Schatzkammer der Erinnerung, welche niemals aus dieser entnommen werden können.“

Der übrige Theil der Reisebeschreibung unsers edlen Lords schildert den Besuch bey den Cedern des Libanon und den weiteren Weg von da nach Beirut. Die Reise nach den Cedern, bey schon günstiger Jahreszeit, wurde in sehr kurzer Zeit gemacht, und auch der Aufenthalt von wenig Stunden in der höchst interessanten Umgegend von Eden gab wenig Gelegenheit zu einer näheren Bekanntschaft mit den Bewohnern.

Referent will deßhalb hier die Erzählung des englischen Reisenden, dessen Werk er mit inniger Befriedigung aus der Hand legt, durch einen ausführlichen Bericht von einer, nur um zehen Wochen früheren, Wanderung zu den Cedern des Libanon ergänzen, den er einem seiner jungen Gefährten auf der Reise im Morgenlande, dem Dr. Johannes Rudolph Roth, verdankt.

v. Schubert.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

Aug. Nougarde de Fayet, Du Duel, sous le rapport de la législation et des moeurs, suivi de l'ordonnance de Louis XIV. en 1651, du requisitoire de M. Dupin, Procureur général, et de l'arrêt de la cour de cassation du 22. Juin 1837. Paris 1838. 8.

Aug. Böckh, Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfüße und Maaße des Alterthums in ihrem Zusammenhange. Berlin 1838. 8.

M. Koutorga, Essai sur l'organisation de la Tribu dans l'antiquité. Trad. du Russe par M. Chopin. Paris 1839. 8.

Secondiano Campanari, Intorno i vasi fittili dipinti rinvenuti ne' sepolcri dell' Etruria. Roma 1836. 4.

M. Fontana, Copie figurée d'un Rouleau de Papyrus, trouvé en Egypte, expliquée par M. de Hammer. Vienne 1822. fol.

Pietro Ercole Visconti, Antichi Monumenti Sepolcrali scoperti nel Ducato di Ceri. Roma 1836. fol.

Claudius James Rich, Narrative of a journey to the site of Babylon in 1811, now first published; memoir on the ruins; remarks on the topography of ancient Babylon, by Major Rennell. With narrative of a journey to Persepolis. London 1839. 8.

Emilio Braun, Il Guidizio di Paride, rappresentato sopra tre inediti monumenti. Parigi 1838. 4.

Excursions dans l'Afrique Septentrionale, par les délégués de la société établie à Paris pour l'exploration de Carthage. Paris 1838. 8.

Gli antichi monumenti Greci e Romani, che si conservano nel Giardino de' Conti Giusti in Verona, illustrati per cura di Giovanni Orti di Manara. Verona 1835. 4.

Dr. Guyon, quelques inscriptions de la province de Constantine. Alger 1838. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Letters on Egypt. etc.

(Fortsetzung.)

Wir verließen Baalbek früh Morgens den 4. May 1837 in der Absicht, auf dem höchsten für Lastthiere noch gangbaren Saumpfade des Libanon den Cedernhain und die westlichen Abhänge dieses majestätischen Gebirges zu besuchen. Es waren unserer drey, Dr. Erdl, der Dolmetscher Mühlenhof und ich, dazu ein Mukker, dem die Maulthiere gehörten, welche uns und unser Gepäck trugen. Nach einem zweystündigen scharfen Ritte in nordwestlicher Richtung über die damals sehr sumpfige Ebene erreichten wir den mit dichtem Wald bedeckten Fuß des Gebirges. Durch zwey ärmliche, fast ganz verlassene Dörfer hatte uns der Weg geführt; auf beyden Seiten lagen noch mehrere, die zum Theil in ihrer nächsten Umgebung wohl bebaute Getreidefelder sehen ließen. Rechts von der Straße etwa 3/4 Stunden und so ziemlich am Fuße des Gebirges zeigte sich eine einzeln stehende sehr große Säule, ähnlich jenen des Sonnentempels von Baalbek; hie und da zerstreut noch altes zerrissenes Gemäuer. Kaum hatten wir den Wald betreten, da bekam unser Mukker einen Anfall seines kalten Fiebers, das wir früher schon bey seinem ganz unregelmäßigen Verlaufe vergebens zu heben versucht hatten. Er konnte sich auf seinem Esel nicht mehr halten; und da für ihn ein forcirter Marsch über die schneeigen Gipfel, wie wir ihn vorhatten, ganz unmöglich schien, empfahl er uns der Leitung Gottes und blieb liegen, nicht mehr antwortend auf unsere Fragen nach dem nächsten Wege. Da nun bewohnte Orte ganz in der Nähe lagen, auch der Weg hier unten noch ziemlich belebt war, nahmen wir keinen Anstand, ihn zu verlassen; wir bezeichneten ihm die Orte, die wir besuchen, und den Tag, an welchem wir in Beirut eintreffen wollten, nicht wähnend, daß er aus Sorge für seine Thiere so bald uns einholen würde. Wir waren nun freylich ganz ohne sichtbaren Führer; doch keineswegs muthlos. Herr Mühlenhof, der früher sowohl Baalbek als den westlichen Abhang des Libanon besucht hatte, war eines anderen Weges über das Gebirge gekommen; wir mußten fürchten, daß bey zunehmender Höhe die ohnehin sehr sparsamen Wohnungen der Menschen und noch mehr die wegeskundigen Wanderer abnehmen würden; unser Mukker hatte früher schon bedeutende Zweifel geäußert, ob der frisch gefallene Schnee überhaupt den Uebergang gestatten möchte; auf jeden Fall müßten, sagte er, große Umwege genommen werden, die auf 3 1/2 Tagereisen wenigstens anzuschlagen seyen. Dieß hielten wir damals für Uebertreibung unseres bequemen, furchtsamen Führers, und es zeigte sich im Verfolge, daß wir ihm nicht Unrecht gethan; aber jetzt konnten wir nicht ohne einiges Grauen diese Schneemassen auf den himmelanstrebenden Felsen betrachten. Dennoch versuchten wir es die Reise allein fortzusetzen.

Wir kamen bald zu einem sehr fest aussehenden Gehöfte mit wenigen Bewohnern, denen wir unsern Kranken empfahlen. Die wildromantische Gegend wurde noch durch einen kleinen See (Birket el Jemun nach der Karte von Berghaus), in welchen sich Bäche von Schneewasser stürzten, sehr verschönert. Dichter Wald (Eichen, Pappeln, Weiden, Fichten (Pinus Brutia), Juniperus Oxycedrus und darauf eine neue Art Viscum mit 2" dickem Stamme, Tamarisken, Crataegus, Cistus) versperrte oft den sehr schmalen Pfad; außer wenigen Exemplaren von Emberiza melanocephala sahen wir keinen Vogel; ein schwarzes Eichhörnchen war das einzige Säugethier, und dieses kam uns nicht zum Schuße. Unzählige, theils parallel laufende, theils in einem rechten Winkel abgehende Nebenwege zeigten an, daß hier der Reisende seinen Weg selbst suchen, und die einmal festgesetzte Richtung auch durch dichtes Gebüsch verfolgen müsse.

Wir stiegen höher; streckenweise konnten wir schon jetzt nicht mehr reiten. Eine Caravane Maroniten, meistens Frauen, kam uns entgegen den Berg herab; sie hatten ihre Esel mit dürrem Holze geladen. Holz ist selbst an ihrem Wohnorte (ihr Beit lag 2 Tagreisen von hier im Belad Baalbeck) nicht rar und Jedermanns Eigenthum; sie scheinen, da sie keine Rückladung von Beirut, woher sie kamen, zu führen hatten, zu dieser werthlosen Ladung ihre Zuflucht genommen zu haben, um nur die Esel nicht leer gehen zu lassen, was, wie

bekannt, von ihnen für schädlich gehalten wird. Oder mußte vielleicht Holz eine kostbarere Ladung vor den Augen der Wegelagerer bergen? Sonderbar war es immer, hier Holz aufzunehmen.

Nach einem dreystündigen Ritte hatten wir endlich den bewaldeten Theil des Berges überschritten; allein der schlimmste Theil war noch übrig. Der Schnee, der vom letzten harten Winter und aus den jüngsten Gewittertagen hier noch aufgehäuft lag, erfüllte die Schluchten, in welchen allein das Hinanklimmen für die Maulthiere möglich war; mehrere Male brach die Schneedecke unter ihnen, die uns Fußgänger leichter trug: unsere vereinten Anstrengungen brachten sie immer wieder heraus. Wir kamen wieder auf einen vom Schnee freyen Platz, und fanden hier zu unserer Verwunderung eine Schaafheerde gelagert; aus dem scheuen Hirtenknaben war nichts herauszubringen, als daß man von hier aus an die Cedern gelangen könne. Seine übrigen Worte waren selbst Herrn Mühlenhoff unverständlich. Die Aussicht war nun ziemlich frey; links in der Entfernung von etwa einer Stunde und in einer Höhe von 400 Fuß sahen wir das Joch, über das, als das niederste der ganzen Gebirgsreihe, unser Weg zu führen schien. Freylich war es ganz außer unserer Richtung, viel zu sehr westlich; allein rechts führte kein Weg, und schon der Gedanke in dieser Richtung sich einen eigenen Weg zu suchen, konnte Schwindel erregen. Denn rechts lag uns der Hauptgipfel des ganzen Stockes, der Djebbel Makmel (Höhe 12,000') der von dieser Seite unersteiglich ist; links waren auch bedeutende Höhen, doch keine, die sich mit der rechts gelegenen hätte messen können. Einzelne verkrüppelte, vom Winde zerbrochene Cedern, niedriges Gestrüppe noch ohne Blätter deutete uns an, in welcher Höhe wir uns schon jetzt befanden. Wir fühlten nur zu deutlich den Wechsel der Temperatur, die im Thale von Baalbeck so angenehm und glücklich gemischt, hier oben aber sehr rauh, und, wären wir geritten, zu rauh sich erzeigte. Uebrigens waren nur einzelne Windstöße, die in dieser Höhe nirgends gebrochen, aber allenthalben durch den thauenden Schnee abgekühlt werden, so empfindlich für uns und die Thiere, deren ungewohnte Anstrengung sich an ihrem unmäßigen Schweiße kund gab.

Noch ein kurzes Aufsteigen, und wir befanden uns auf dem höchsten Punkte der Straße; der Barometer zeigte uns eine Höhe von 7154 Fuß über dem Meere. Herrlich war schon weiter unten die Aussicht gewesen, als wir allein nach hinten in die lange Ebene von Cölesyrien, durch den Antilibanon scheinbar bis auf 1/2 Stunde Breite beengt, schauen konnten; allein wer mag den Anblick beschreiben, der sich nun uns darbot, auf dem Rücken eines Berges, der nach Westen an seinem vom Meere bespülten Fuße den Sommer, in der Mitte den Frühling, oben den Winter trug: nach Osten aber schwarze Wälder, begrenzt durch den Schnee, und am Fuße wie Silberfäden die Wasser des Thales von Baalbek.

Uns und den Thieren hätte ein Ausruhen sehr wohl gethan; aber hier war unseres Bleibens nicht. Wir hatten nur dürre Brodkuchen und Kaffee bey uns: Brennholz war weit und breit nicht zu finden, eben so wenig Nahrung für die Maulthiere; eine Nacht da ohne Feuer zuzubringen, war nicht räthlich; es mußte um jeden Preis eine niedrigere, wirthlichere Gegend gewonnen werden. Allein erst hier vermißten wir mit Schmerzen die Führung eines mit der Oertlichkeit betrauten Mannes. Wir glaubten zwar sehr gut zu sehen, welche Richtung wir zu nehmen hätten; allein über jäh abfallende, mit Gerölle bedeckte Wände, stellenweise zerrissen von Schluchten voll Schnee, durfte man nicht hoffen, die vor Ermattung zitternden Thiere lebend hinabzubringen. Für diese allein war uns bange; denn wir selbst, ziemlich geübt im Bergsteigen, hatten früher schon im Sinaitischen Gebirge eine viel furchtbarere, mit Lebensgefahr vielfach verknüpfte Descension glücklich ausgeführt. Wir versuchten nämlich damals in Begleitung unsers Freundes, des Mechanikus Franz, von der Spitze des Sinai an seinem schroffen südlichen Abhange hinabzuklimmen, der fast nur dem Steinbocke zugänglich ist. Der Grund dieses Unternehmens war, einen vollkommenen Anblick jenes Berges zu genießen, dessen südlicher Abfall in die Hochebene herabsteigt, ohne durch Vorberge, wie auf den andern Seiten, beengt und bedeckt zu werden. Einige 100 Fuß tief gieng das Herabsteigen ziemlich gut; man glitt über jähe Wände hinab, die unten einen Vorsprung hatten. Allein als wir dort angelangt waren, öffnete sich uns eine furchtbare Tiefe: es wurde beschlossen, den Rückweg hinauf anzutreten, doch dieser war nicht mehr möglich; der Versuch, Stufen in den harten Syenit zu hauen, scheiterte bald, da die Hämmer eher nachgaben als das Gestein. Endlich kamen wir überein, das Gepäck (Flinten, Taschen, Hämmer, Botanisirbüchsen u. s. w.) hinabzuwerfen; jeder sollte sich einen eigenen Weg suchen, da zwey hinter einander sich nicht helfen, wohl aber verderben konnten. Die Hauptmanier des Herabklimmens war die, daß man mit den Händen an dem scharfen Kamme einer hohen Wand sich so weit als möglich herablassend, endlich den Hängepunkt fahren ließ, und sehr schnell, oft übel zerrissen, an einem Vorsprunge ankam, um hier das Wagestück von neuem zu beginnen. Wir kamen glücklich hinab, der Schweizer zuerst. — So gefährlich war es zwar hier nicht; aber die gemietheten Thiere wichen immer wieder von dem Abgrunde zurück. Doch gezwungen durch den Leitzaum fuhren sie mit schrecklichem Sperren der Hinterfüße eine Strecke weit hinab

und nahmen das Gerölle mit, das uns, die Vorangehenden, sehr beschädigte. Wir versuchten in den Klüften über den Schnee zu schleichen; allein dieser war hier von der mächtigen Sonne zu sehr erweicht. Von Zeit zu Zeit sah man daselbst an Stellen, wo der Wind den Schnee weggefegt hatte, ganz deutlich, daß allerdings hier ein zu anderer Jahreszeit betretener Saumpfad sey. Schon brach der Abend herein, die Sonne beleuchtete das Meer und die darauf gelagerten Wolken, welche wir für Inseln zu halten geneigt waren, wenn in dieser Richtung (Küste von Batrun) solche zu vermuthen gewesen wären; ein prächtiges Schauspiel, zu dessen Betrachtung jedoch unsere nicht geringe Verlegenheit uns wenig Muße ließ. Zugleich erkannte Herr Mühlenhoff die ganze Gegend wieder; dort rechts schon weit jenseits des von uns überstiegenen Dschebbel Makmel liegt der Cedernhain, hier unten in der Tiefe zu unsern Füßen Betscherri, Kanobin und andere paradiesisch gelegene Ortschaften; das „heilige Thal“ erschien uns hier als eine prächtige lachende Ebene. In der That, schon dieser Anblick allein wäre hinreichend gewesen, uns für die bis jetzt erduldeten Beschwerden zu entschädigen. —

Durch unablässige Versuche, oft mit unerwartetem Gelingen belohnt, oft auch durch die bittere Nothwendigkeit, wieder umzukehren, vereitelt, hatten wir endlich ein kleines Plateau gewonnen, das günstig gelegen, uns schon die Nähe von Menschen verrieth; wir standen mitten auf einem jungen grünen Kornfelde. Dichte Finsterniß fiel auf uns herab wie ein Regen; noch wenige Minuten und wir sahen nicht mehr vor unsere Füße. Aus der Tiefe hörte man die Abendglocken, ja selbst Menschenstimmen, Hundegebell und das Meckern der Ziegen glaubten wir zu vernehmen. Die Nähe der Menschen beunruhigte uns jetzt sehr; wir mußten vermuthen, daß sie uns entdecken und dann eine nicht geringe Buße, freylich nicht mit Unrecht, für ihr verwüstetes Kornfeld nehmen würden. Denn es war nun unmöglich geworden, weiter vorwärts zu gehen, ja nicht einmal aus dem Felde hinaus, das die ganze Platte einnahm; unsere armen Thiere fielen mit Gier über dieses kräftige, ihnen so nothwendige Futter her; wir selbst nicht minder der Ruhe und der Nahrung bedürftig, streckten uns nieder, nachdem die Maulthiere an große Steine angebunden waren, um wenigstens einen Theil des Feldes vor Verwüstung zu retten. Keiner von uns mochte weder sich noch seinem Nächsten zumuthen, auch nur eine Stunde Wache zu halten; über dem Essen der dürren Brodkuchen schliefen wir ein, bey dem Murmeln eines zu unsern Häuptern herabrieselnden Schneewassers.

Vergleichen wir unsern hier beschriebenen Weg mit der Karte von Berghaus, die uns leider damals nicht zu Gebote stand, und dem darauf verzeichneten Wege von Baalbek nach den Cedern, so ergibt sich, daß wir mit Vermeidung von Deir el Achmar und Umgebung des durch El Hermel bezeichneten Distriktes und von Ainette, gleich Anfangs zu weit westlich, statt fast gerade nördlich uns gehalten; daß wir dann von dem Birket el Jemun (Liemun) auf einen selten besuchten Fußpfad gekommen, der um und zum Theil noch über den Dschebbel Makmel führt; ein großer Umweg, doch keineswegs unbelohnend.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Eclaircissements sur le cercueil du roi Memphite Mycérinus, traduits de l'anglais et accompagnés de notes par Ch. Lenormant; suivis d'une lettre sur les inscriptions de la grande pyramide de Gizeh, par M. le docteur Lepsius. Paris 1839. 4.

Annali dell' instituto di Corrispondenza Archeologica. Vol. 9. 10. Roma 1837—38. 8.

Bulletino dell' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1838. Roma. 8.

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1838. Fasc. I.

T. E. Mionnet, Atlas de Géographie Numismatique pour servir à la description des médailles antiques. Paris 1838. fol.

Stephan Endlicher, Verzeichniß der chinesischen und japanischen Münzen des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets in Wien. Wien 1837. 4.

Illustrazione di tre medaglie inedite, fatta da Giov. Girolamo Orti. Verona 1827. 4.

Jos. Arneth, Synopsis numorum Graecorum qui in Museo Caesareo Vindobonensi adservantur. Vindobonae 1837. 4.

Baron de Donop, Les médailles Gallo-Gaëliques. Description de la trouvaille de l'Ile d'Jersey. Avec 32 planches. Hannovre 1838. 4.

T. E. Mionnet, Poids des médailles Grecques d'or et d'argent du cabinet royal de France. Paris 1839. 4.

Trésor de Numismatique et de Glyptique ou Recueil général de Médailles, Monnaies, Pierres gravées, Bas-reliefs etc. tant anciens que modernes.

I. Classe. 1 — 3. Série. Nouvelle Gallerie mythologique. Livr. 12. Paris 1838. fol.

4. Série. Numismatique des Rois grecs. Livr. 13 — 15. Paris 1838. fol.

II. Classe. 1 — 3. Série. Monnaies. Livr. 2 — 7. Paris 1838. fol.

5. Série. Médailles Allemandes. Livr. 11. Paris 1838. f.

10. Série. Recueil général des Bas-Reliefs et d'Ornemens. 2. partie. Livr. 14. Paris 1838. fol.

III. Classe. 5. Série. Iconographie des Empereurs Romains. Livr. 10. 11. Paris 1838. fol.

F. de Brotonne, Histoire de la filiation et des migrations des peuples. Vol. I. Paris 1837. 8.

Ulysse Tencé, Annuaire historique universel pour 1837. Paris 1838. 8.

Alfred Nettement, Histoire politique, anecdotique et litéraire du journal des Débats. T. 1. 2. Paris 1838. 8.

Ippsolito Rosellini, I monumenti dell' Egitto e della Nubia. Parte I. Monumenti storici. T. 3. p. 1. Pisa 1838. 8.

Math. Pet. Katancsich, Orbis antiquus ex tabula itineraria quae Theodosii Imp. et Peutingeri audit ad systema geographiae redactus et commentario illustratus.

P. I. Continens Europam. Budae. 1824. 4.

P. II. Continens Asiam et Africam. Budae 1825. 4.

— — — — Istri adcolarum geographia vetus e monumentis epigraphicis, marmoribus, numis, tabellis eruta et commentariis illustrata. P. 1. 2. Budae 1826 — 27. 4.

Connop Thirlwall, Geschichte von Griechenland, übersetzt von L. Haymann. Bd. 1. Bonn 1839. 8.

Pawel Josef Safarjk, Slowanské Starozitnosti. (Slavische Alterthümer) Oddjl Degepisny. WPraze 1837. 8.

Joaquim José da Costa de Macedo, Additamentos á primeira parte da memoria sobre as verdadeiras epocas em que principiarão as nossas navegaçoes e descobrimentos no oceano atlantico. Lisboa 1835. 4.

Coleccion de los tratados de Paz, Alianza, Neutralidad, Garantia, Proteccion, Tregua . . por los pueblos, reyes y principes de Espanna, por D. Joseph Antonio de Abreu y Bertodano.

Reynado del Sr. Rey D. Phelipe III. P. 1. 2. Madrid 1740. 4.

Reynado del Sr. Rey D. Phelipe IV. P. 1 — 7. Madrid 1744 — 51. 4.

Reynado del Sr. Rey D. Carlos II. T. I — 3. Madrid 1751 — 52. 4.

Coleccion de los tratatos de Paz, Alianza, Comercio etc. adjustados por la corona de Espanna con las potencias extrangeras desde el Reynado del Sennor Don Felipe quinto hasta el presente. T. 1 — 3. Madrid 1796 — 1801.

Marquis de Custine, L'Espagne sous Ferdinand VII. T. 1. 2. Bruxelles 1838. 8.

Raccolta di 320 Vedute si antiche, che moderne della città di Roma. Roma. s. a.

Davide Bertolotti, Gli Arabi in Italia. Torino 1838. 8.

Descrizione di Roma antica. Roma 1697. 8.

— — — — moderna. Roma 1697. 8.

Giovanni Cavalcanti, Istorie Fiorentine. Vol. I. Firenze 1838. 8.

Car. Morbio, Storie dei municipi Italiani. Vol. 4. Milano 1838. 8.

Angelo Pezzana, Storia della città di Parma. T. I. 1346 — 1400. Parma 1837. 4.

Erasmus Pistolesi, Il Vaticano descritto ed illustrato. Fasc. 65 — 81. Roma 1836 — 38. f.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Letters on Egypt. etc.

(Fortsetzung.)

Mit dem Grauen des nächsten Morgens (5. May) waren wir, ziemlich durchnäßt vom Thau, schon wieder reisefertig. Nichts hatte uns in der Nachtruhe gestört als das Schellen der am Zaumzeuge unserer Maulthiere angebrachten Glöckchen, welche uns so leicht verrathen konnten. Allein sey es, daß der Ton nicht so klar und deutlich von oben nach unten dringt, als umgekehrt, oder sey es, daß das sehr seitwärts rechts gelegene nächste Dorf, Hosran, aus welchem wir die Stimmen vernahmen, nicht die Besitzer des von uns occupirten Feldes enthielt; genug, wir wurden nicht gestört. Wir stiegen nun gemach herab, hielten uns rechts in der Richtung des bemerkten Dorfes und der von uns am vorigen Tage verfehlten Cedern. Bald kamen wir in Baumgärten (Aprikosen, schon zeitigend, Pflaumen, Weinstöcke, Feigen, Maulbeeren), und endlich nach wenigen Viertelstunden in das Dorf Hosran. Ein anscheinend reicher Mann, der uns zuerst begegnete, lud uns ein, bey ihm abzutreten; allein wir verlangten nach den Cedern und nahmen sehr gerne und dankbar seine Begleitung an. Im ganzen Dorfe, etwa 20 Häuser aus Stein enthaltend, wurde uns große Aufmerksamkeit erwiesen, nicht sowohl als Fremden, die hieher nicht selten zu kommen scheinen, als wegen unseres neuen Geleitsmannes. Durch ein Wasser, das weil es keine Brücke trug, unbeständig zu seyn schien, mußte gewatet werden; auf einer Anhöhe, die wir erstiegen, lag ein artiges, aus 40 Häusern bestehendes Dorf, Kaffra, das sich mit dichten Baumgärten ganz umgeben hatte. Berg auf und ab, doch mehr aufwärts, fast gerade nördlich über reissende Bergströme und neben gähnenden Abgründen, gerade gegenüber von Betscherri und dessen Fußpfad zu den Cedern, führte uns der Weg. Wo dem Rollgesteine nur wenige Fuß festes Erdreich abgewonnen werden konnte, war dieses sorgfältig benützt. Die übrige Vegetation war auffallend gering; besonders war stärkeres, wildwachsendes Holz nicht zu sehen. Der Graswuchs gedieh hier vortrefflich; man sah es den übrigens künstlich angelegten Wiesen wohl an, daß nie die Sense über sie komme; die vom Vieh verschont gebliebenen Halme des vorigen Jahres (oft noch eine rauschende Waldung) dienen als Düngungsmittel.

Ueber ausgedehnte, sanft aufsteigende Wiesengründe kamen wir endlich nach 1 1/2 Stunden an den Eingang des Thales der Cedern. Dieß ist von drey Seiten so ziemlich geschlossen; nur in Südwest fehlt die Wand, welche den ziemlich engen, kaum 1/2 Stunde im Umkreise betragenden Raum zu einem Kessel und bey dem Wasserreichthume der hohen Schneeberge wahrscheinlich zu einem See gestaltet hätte. Aus ihm stürzt sich ein starker Bach in die Kluft, welche Kaffra von Betscherri scheidet, und welche, breiter geworden und mehr Wasser führend, in nordwestlicher Richtung bis an das Meer in der Nähe von Tripolis zu verfolgen ist, und das „heilige Thal" bildet.

Wir betraten den Cedernhain um 9 Uhr Vormittags. Lieblicher Sonnenschein ließ uns die unmittelbare Nähe der herablaufenden Schneefelder des östlichen „Grenzsteines" (dessen Spitze wenigstens 1000 Fuß höher gelegen ist, als dieses Thal) nicht empfinden. Starke Thautropfen glitzten noch auf der Rasendecke des Waldsaumes, der mit minderjährigen, der allgemeinen Form nach Wachholdergebüschen gleichenden Cedern besäet war. Eine heilige Stille, nicht einmal durch Vogelstimmen unterbrochen, nahm uns auf. Sehr nüchtern geworden an Leib und Geist durch die Entbehrungen und Mühsale des vorigen Tages, hatten wir gerade die rechte Stimmung, diese uralten, noch lebenden Zeugen einer großen Zeit zu uns reden zu lassen, von den Tagen, die sie gesehen. Bey einem der Gefährten trat noch ein anderes persönlicheres Moment hinzu, das geeignet war, ihn besonders feyerlich zu stimmen; er feyerte heute an dieser Stelle seinen 23. Geburtstag. Der Knechte Salomons waren heute nur drey ausgeschickt, Holz zu fällen zum Aufbau einer neuen Bundeslade in ihrem Innern.

Quer von Nord nach Süd durchschneidet ein kleines, jetzt leeres Wasserbette den Hain; hier wurde von unserem gefälligen Begleiter ein Feuer zum Kochen des Kaffees angeschürt, zu dessen Unterhaltung wir dürre

Cedernreiser zusammen trugen. Bald gesellte sich zu uns ein anderer freundlicher Maronite, der sich als Aufseher des Cedernhaines, von Ibrahim Pascha selbst dazu auserseheu, zu erkennen gab. Er sprach viel davon, daß es nicht erlaubt sey, hier frisches Holz zu hauen, ja daß die umwohnenden Maroniten nicht einmal das dürre Holz nehmen dürften; beklagte sehr den Muthwillen einiger Europäer, die jüngst ihr Lagerfeuer an dem Fuße eines der ältesten Bäume so angebracht hatten, daß die eine Hälfte desselben verkohlt, die andere in Folge davon abgestanden war.

Auf unsern Wunsch jedoch kletterte er mit uns auf eine der jüngeren Cedern, hieb Aeste ab trotz des Verbotes, dessen Beobachtung ihm als dem Aufseher am ersten obgelegen hätte, und zeigte uns einen schicklichen Platz in einem alten Stamme, wo wir unsere Namen zu jener Unzahl von kaum leserlichen Namen einschneiden sollten, die gewiß ein ziemlich vollständiges Verzeichniß derjenigen Europäer abgiebt, welche vielleicht seit einem Jahrhundert diese Gegend besuchten. *)

In der Mitte ist der Hain etwas lichter; hier stehen fünf, an Umfang (9 Fuß im Durchmesser) fast gleiche, für Salomons Zeitgenossen gehaltene Cedern; die eine, welche dadurch, daß sie gespalten ist, und ihre Spaltwände sehr weit klaffen, besonders dick erscheint, aber durch den Blitz ihre Krone verloren hat, ist die heiligste von ihnen; unter ihr steht ein Altar aus rohen, nur zusammengewälzten Steinen, an welchem jährlich einmal, an dem Feste der Verklärung Christi, und sonst wohl noch bey der Anwesenheit ausgezeichneter Fremder Messe gelesen wird. Dieser Baum ist zugleich derjenige, welcher von den meisten Reisenden immer eines kleinen Theiles seiner Rinde beraubt wird durch das grausame, oft bis ins Holz fortgesetzte Einschneiden von Buchstaben, die bey gutem Triebe des Baumes doch binnen wenigen Jahren unleserlich geworden sind. Selbst auf den über der Erde befindlichen Wurzeln lasen wir erst jüngst eingeschnittene Namen. Der übrigen, jüngeren Cedern, die meist etwas höher sind, als jene fünf alten, mögen wohl 300 seyn. Wir sammelten von ihnen Zapfen, die nicht am Zweige herabhängen, sondern von ihm aufrecht getragen werden, und Harz, wovon sie eine gute Quantität aus zahlreichen Rissen fließen lassen. In kurzer Zeit hatten wir durch das Abhauen einiger kleiner Aeste gegen 20 solcher vollkommen ausgebildeter doch nicht ganz zeitiger Zapfen erhalten; auch Holz wurde mitgenommen.

*) Aus der alten, heiligen Moschee Amru in Alt Kairo ließen uns einige alte Türken nicht eher heraus, als bis wir unsere Namen mit Bleystift an eine Mauer geschrieben, die auch fast jeden fränkischen Besucher der Moschee nennen könnte.

Der Boden des Haines war mit mancherley Blumen geziert. Schade, daß das wenige Trockenpapier, welches wir noch übrig hatten, uns abhielt, mehr von ihnen einzulegen. Von neuen Pflanzen fanden sich hier folgende: Corydalis Erdelii Zuccar., nebst der angustifolia D. C., Vinca libanotica Zuccar., Moltkea libanotica Zuccar., Puschkinea libanotica Zuccar., Gagea libanotica Zuccar. und minima. Ferner ein Thlaspi, Alyssum, Bupleurum, Geranium, Lamium, Salvia (Horminum), Omphalodes, Cistus (drey Species) Anthericum (graecum). Der Heimath gedachten wir bey dem Anblick vieler Gräser, Aegilops ovata, Bromus tectorum, lanuginosus u. a. Hordeum bulbosum. Unerwartet gering war die zoologische Ausbeute; von Säugethieren, Vögeln, Amphibien ließ sich nichts sehen; nur wenige Coleoptera, die wir auch in andern Gegenden schon gesammelt, und Diptera in großer Zahl.

Wir hatten 6 Stunden (von 9 — 3 Uhr) hier zugebracht; es war Zeit, Nahrung zu suchen. Ein ziemlich abschüssiger Weg, der uns bald diesen Platz, Zeuge der ehemaligen Herrlichkeit dieses Gebirges aus dem Gesichte brachte, führt nach Betscherri, das an der vorhin erwähnten Schlucht des Nahr Kodischa, gegenüber von Kaffra sehr anmuthig gelegen ist. Wir wurden von dem Schech Belet nicht wie Fremde, sondern wie lang erwartete Freunde aufgenommen. Was das Haus vermochte, wurde aufgetragen. In der angenehmen Gesellschaft des Italieners Dr. Gaëtano Gaëtani, der sich in diesem Distrikte als praktischer Arzt niedergelassen, und der reicheren Einwohner dieses und der nächsten Dörfer brachten wir vergnügte Stunden zu; doch noch eine Unruhe nach Beseitigung so vieler Gefahren war uns zurückgeblieben, die um das Schicksal unseres krank zurückgelassenen Mukkers. Auch diese wurde gehoben durch die Ankunft desselben, der nicht wenig verwundert war, daß wir allein so weit gekommen. — Dr. Gaëtani führte uns zu einigen seiner Patienten, die Verlangen nach unserm Besuche getragen hatten. Abends kam noch eine große Anzahl Kranker in unsere Wohnung, die uns genug zu thun gaben. Glücklicherweise hatten wir von einigen wichtigen Arzneymitteln noch so viel übrig, daß wir unserm Freunde davon mittheilen konnten; er befand sich nämlich in nicht geringer Verlegenheit, da seine Arzneymittel ausgegangen, und neue, erwartete Lieferungen aus Beirut (dem nächsten Platze, wo sich eine Apotheke befindet und dennoch 1 1/2 starke Tagereisen entfernt) ausgeblieben waren. Uebrigens ist hier der Gesundheits-Zustand vortrefflich; von Pest und Cholera weiß man nichts; Lungenleiden, bedingt durch die scharfe, reine Luft, sind die einzige Landplage.

Hier konnten wir wieder einmal ruhig schlafen; prächtige Teppiche und Divanpolster wurden uns ausgebreitet in dem allgemeinen Familienzimmer, das früher wie das ganze Haus ein etwas ärmliches Aussehen hatte, während die Bewohner reich gekleidet einhergiengen. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß diese guten Leute, wie überhaupt alle Maroniten des Gebirges, sich der Reinlichkeit viel mehr befleißigen, als ihre moslemitischen Nachbarn. Auch die Polizey ist gut bestellt; der angesehenste, oft auch nur der älteste Einwohner eines Dorfes ist Richter oder Schech; mehrere dieser Schech Belet stehen unter dem Schech eines größeren Ortes (ein solcher ist Schech Petrüs in Eden, von dem weiter unten die Rede seyn wird) der nur den Fürsten des Libanon, Emir Beschir, als höhere Autorität über sich erkennt. Zwischen den größeren Orten giebt es oft breite Strassen, freylich nur für Saumthiere, und hölzerne Brücken über die bedeutenderen, beständigen Bäche. Schlanke Glockenthürme (ein wichtiges Vorrecht dieser ganz christlichen Bevölkerung ist dieß, daß sie Glocken besitzen und beym Gottesdienste gebrauchen dürfen) ragen auf vielen, unzugänglich scheinenden Bergen der Nachbarschaft in die Höhe; zahlreiche Klöster der Maroniten, Lateiner, Griechen, Armenier, oft nur wenig bevölkert (in Betscherri ist ein Carmeliterkloster mit nur einem Pater) versehen neben den weniger reich ausgestatteten Kirchen der Weltgeistlichen (Abuni's) den Gottesdienst. Kein Moslem darf sich unter den Maroniten des Berges niederlassen, oder Grundeigenthum erwerben; keiner darf an einer Kirche, in welcher gerade Messe gelesen wird, vorüberreiten; er muß absteigen. Das häßliche Wort „Giaur“ gebrauchen hier die Christen verschiedener Confession gegen einander.

Den 6. May Morgens fanden wir wieder Viele der gestrigen Tischgesellschaft um uns versammelt. Für die äußerst gastfreye Bewirthung nahm man natürlich keinerley Geschenk an, selbst die Diener widerstanden lange. Mit mündlichen Aufträgen des Schech an seinen Vorgesetzten den Schech Petrüs von Eden versehen verließen wir diesen uns sehr lieb gewordenen Ort. Der Hr. Doktor begleitete uns eine weite Strecke zu Fuße. Wir schlugen die Straße nach Eden ein, die von Betscherri aus wieder in die Höhe führt; denn es liegt jener Ort 132 Fuß höher als dieser. *) Längs der einen Seite der Straße, links, welche von einem tiefen Abgrunde, dem Flußbette des Kodischa, begleitet wird, lief eine 3' hohe Mauer aus aufgeschichteten Basaltbrocken, (oft schöne, wohl erhaltene Säulen); auf der andern Seite setzten uns unfruchtbare, steile Felsen, die augenscheinlich hie und da künstlich gesprengt waren, durch die Menge der in ihnen enthaltenen Petrefakten (besonders aus der Ordnung der Gasteropoden) in Erstaunen.

*) Eden 4454, Betscherri 4322 Pariser Fuß über der Meeresfläche; die Region der Cedern reicht bis an die Höhe von mehr denn 6000 Fuß.

Nach 1 1/2 Stunden erblickten wir Eden, welches wohl, wie auch sein Name besagt, einen Vergleich mit den gepriesensten Gegenden der Erde aushalten mag. Auf einem Kegel erbaut, der nach Süden und Westen außerordentlich steil abfällt, vereiniget es alle jene Annehmlichkeiten in sich, durch welche einzelne unserer Alpendörfer für wenige Monate im Jahre sich auszeichnen. Nur in sehr strengen Wintern liegt hier der Schnee zwey Monate; 10 Monate ist der Himmel beständig heiter; von der Hitze der nicht fernen Meeresküste ist hier nichts zu spüren; laue Seewinde mäßigen die frische Luft, welche die benachbarten Schneeberge aushauchen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Conte L. Serristori, Statistica d'Italia. Firenze 1837. 4.
I. Dispensa. Regno di Sardegna. 1835.
II. — — Isola di Corsica. 1835.
III. — — Republica di S. Marino. Principato di Monaco. Ducato di Lucca.
IV. — — Isola di Sicilia. Ducato di Parma.
V. — — Granducato di Toscana.

Jean Joseph Raepsaet, Histoire des états généraux et provinciaux des Gaules, particuliérement des Pays-Bas depuis les Germains jusqu' au XVI. siècle. Gand 1819. 8.

M. Capefigue, Hugues Capet et la troisième Race, jusqu'à Philippe-Auguste. Première periode. 10. et 11. siècles. Paris 1839. 8.

De l'influence des questions de races sous les derniers Karolingiens Paris 1838. 8.

M. Capefigue, Richelieu, Mazarin, la Fronde et le règne de Louis XIV. T. 5—8. Paris 1835—36. 8.

Collection des documents inédits sur l'histoire de France. Première Série. Histoire politique.

Benoit, Chronique des Ducs de Normandie par Benoit, trouvère Anglo-Normand du XII. siècle, publiée par Fr. Michel. Vol. II. Paris 1838. 4.

Mémoires militaires relatifs à la succession D'Espagne sous Louis XIV., par le Lieutenant-Général Pelet. Vol. 3. Paris 1838. 4.

Relations des ambassadeurs Venitiens sur les affaires de France au XVI. siècle, recueillies et traduites par M. R. Tommaseo. Vol. 1. 2. Paris 1834.

Histoire de la ville et cite' de Tournai, capitale des Nerviens. Vol. 1. 2. A la Haye 1750. 4.

La Chronique de Rains. Publiée sur le manuscrit unique de la bibliothèque du roi par Louis Paris. Paris 1837. 8.

Charles D'Orbigny, Notice géologique sur les environs de Paris. Paris 1838. 8.

G. B. Depping, Histoire de la Normandie sous le régne de Guillaume-le-Conquérant. Vol. I. Rouen 1835. 8.

Jos. Droz, Histoire du règne de Louis XVI. pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Le Comte de Vaublanc, Souvenirs. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Une semaine de l'histoire de Paris. Paris 1830. 8.

Mémoires de Brissot, sur ses contemporains et la révolution française. T. 1—4. Paris 1830—1832. 8.

B. J. B. Buchez et P. C. Roux, Histoire parlementaire de la révolution française. T. 1—40. Paris 1834—38. 8.

J. B. Salgues, Mémoires pour servir à l'histoire de France. T. 4—9. Paris 1820—26. 8.

F. C. Dahlmann, Quellenkunde der deutschen Geschichte. Götting. 1838. 8.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Herausgegeben von G. H. Pertz. Bd. 5. 6. — 1. 2. Hannover 1824 — 38. 8.

Ant. Boczeck, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. T. I., ab annis 396 — 1199. Olomucii 1836.

F. W. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. Th. I. Hamburg 1839. 8.

Edouard Mallet, Recherches historiques et statistiques sur la population de Genève, son mouvement annuel et sa longévité depuis le XVI. siècle jusqu'à nos jours (1549 — 1833.) Paris 1837. 8.

Robert Vaughan, The protectorate of Oliver Cromwell and the state of Europe during the early part of the reign of Louis XIV. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

G. R. Porter, The progress of the nation, in its various social and economical relations from the beginning of the nineteenth century to the present time.

Sections I and II. Population and production. London 1836. 8.

Sections III. and IV. Interchance and revenue and expenditure. London 1838. 8.

César Moreau, The past and present statistical State of Ireland, exhibited in a series of tables. London 1827. f.

— — Chronological Records of British Finance from the earliest period (A. D. 55.) to the present time (1828). Founded on official documents. London s. a. f.

Thomas Wright, Queen Elizabeth and her times, a series of original letters, selected from the inedited private correspondence of the Lord Treasurer Burghley, the Earl of Leicester, the Secretaries Walsingham and Smith, Sir Christopher Hatton. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Lettres inédites de Marie Stuart, accompagnées de diverses dépêches et instructions. 1558—1587. Publiés par le Prince Alexandre Labanoff. Paris 1839. 8.

Francisque Michel, Chroniques Anglo-Normandes. Recueil d'extraits et d'écrits relatifs à l'histoire de Normandie et d'Angleterre pendant les XI et XII siècles; publié d'après les manuscrits de Londres, de Cambridge, de Douai, de Bruxelles et de Paris. Tom. 1. 2. Rouen 1836. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nr. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Letters on Egypt etc.

(Schluß.)

Die Vegetation ist sehr üppig; gegen Norden, wo der Abfall sanfter ist, kann man kaum ein unbenütztes Plätzchen sehen; selbst der nicht unbelebte Weg nach Sibbaihl (von uns nur „Siwah" gehört) war mit einem Teppich wohlbekannter Gräser bedeckt. Wallnußbäume von solcher Stärke und Höhe hatten wir noch nicht gesehen; auch die Weinberge zeigten Stöcke von seltener Ausdehnung. Ueber alle Beschreibung herrlich ist die Aussicht gegen Westen in das Meer, gegen Südwest in die wilden, mit prächtigen Klöstern (Kanobin, das in der Nähe einen sehenswerthen Wasserfall hat) gekrönten Schluchten. Fröhlichkeit herrscht im Dorfe; kein Bettler, kein Müssiggänger, keine Gassenjungen belästigen mit Zudringlichkeit den Fremden.

Wir hielten unter einem Wallnußbaume vor dem Dorfe an, und ließen uns Brod und Wein herausbringen, weil wir einem langen Aufenthalte bey dem gastfreyen Petrùs ausweichen wollten. Allein da wir von mehreren Seiten sehr dringend an ihn gewiesen waren, auch früher von ihm viel gehört hatten, entschlossen wir uns endlich, seine Bekanntschaft zu suchen. Und wir hatten keineswegs die Verzögerung zu bereuen. Er empfing uns in einem großen Zimmer, umgeben von seinen Söhnen und Schwiegersöhnen, alle auf Sesseln sitzend. Wir wurden auf ein hohes Kanape nach europäischer Form gesetzt. Nach der stillen Begrüßung und der stillschweigend eingenommenen Begrüßungscollation (wie gewöhnlich aus Süssigkeiten, frischem Wasser mit Raki, und Tabak bestehend) fieng er endlich an, uns zu befragen nach unsern Geschäften, nach unsern Plänen; gab uns Rathschläge, indem er allerley Excursionen vorschlug, die er selbst begleiten wolle; versprach uns weiße Bären (Ursus syriacus Ehrenb.), die nicht selten seyen, aber wegen der allgemeinen Entwaffnung und des mit Lebensstrafe belegten Verbotes der Führung von Feuergewehr von Seite eines Raja nur von uns selbst erlegt werden könnten; bezeichnete uns einen nach Norden gelegenen, etwa 3 Stunden entfernten Berg, der ganz aus Ichthyolithen bestehe; zum Beweise davon brachte er eine große, schöne Schaale von Kalkschiefer mit mehreren Fischabdrücken herbey, die er uns schenken wollte zu denen, die wir selbst noch an Ort und Stelle finden würden. Allein da wir uns nicht aufhalten konnten, weil wir an einem bestimmten Tage, den 8. May, in Beirut einzutreffen versprochen hatten, mußten wir diese freundlichen Anerbietungen alle ablehnen.

Indessen war unvermerkt eine gedeckte Tafel hereingetragen worden; alle Entschuldigungen, daß wir schon gegessen, daß wir heute erst kaum 2 Stunden Weges gemacht u. s. w. halfen nichts; wir mußten uns setzen. Speisen wurden aufgetragen, die wir seit unserm Abschiede aus Europa nur selten an der Tafel reicher Franken gesehen; dabey war die Bereitung so vortreffich, wie wenn diese Kost ihre gewöhnliche wäre. Es fiel uns auf, daß Niemand mit uns aß; ein Theil der Gesellschaft verließ sogar das Zimmer, und nur der alte Hausherr und sein jüngerer Sohn, Jussuf, der bey einem italienischen Missionare italienisch und französisch gelernt hatte, und sich mit ziemlicher Leichtigkeit in beyden Sprachen ausdrückte, blieben bey uns zurück, immer zusprechend mit einer den Orientalen sonst nicht eigenthümlichen, in Deutschland hie und da beliebten Art Nöthigung. Das Tafelgedecke, ja die Tafel selbst war europäisch. Porzellanteller, Servietten, silbernes Besteck, geschliffene Gläser, alles wie in einem größeren fränkischen Gasthofe der Levante. Er selbst gab uns bald Aufklärung über diese Nachahmung europäischer Sitte. Durch sein Haus gienge der Zug der Fremden auf den Libanon; er nehme alle gerne auf, und glaube durch diese Ueberraschung ihnen den Besuch angenehm zu machen; hauptsächlich habe ihn aber dazu Se. kön. Hoheit der Prinz Joinville von Frankreich veranlaßt, der im vorigen Jahre auf seiner Reise in Syrien sein Haus mit einem zweytägigen Besuche beehrt, und einem Familienfeste, der Verlobung der ältesten Tochter des Hauses mit dem Schech eines benachbarten Dorfes, als Zeuge des Bräutigams beygewohnt hatte. Bey Gelegenheit dieser Feyer erhielt das Haus europäische Einrichtung; das Zimmer, in welchem der Königssohn gewohnt, wird noch in demselben Zustande, in welchem er es verlassen, bewahrt und nicht betreten. Kostbare Ge-

schenke Sr. königl. Hoheit, bestehend in Waffen aller Art, waren neulich den männlichen nächsten Verwandten des Schech zugekommen; ein besonderer Firman von Ibrahim Pascha erlaubte die Annahme und das Tragen des sonst hoch verpönten Schmuckes; wir arme, in den Augen unseres Wirthes aber sehr vornehme Wanderer sollten nach unserer Rückkehr persönlich dem „Sultan" den Dank der Familie ausdrücken, und ein Gegengeschenk anbieten, das dem Vater theurer war, als sein „Augapfel", seinen oben erwähnten, 16 Jahre alten Sohn, Jussuf, an welchem der Prinz Gefallen gefunden. Damals hatte sich der Vater nicht entschließen können, sein Kind mit dem hohen Gönner ziehen zu lassen, der sich erboten, für eine standesgemäße Erziehung zu sorgen; wir konnten die Gründe nur ehren, welche den Vater bestimmt hatten, das lockende Anerbieten des ritterlichen König-Sohnes dankbar abzulehnen. Nun aber, nachdem er von uns eine kurze Schilderung der Bodenkultur in Europa gehört, und von den Schulen, in welchen alle Künste gelehrt und geübt würden, die auch dieser Gegend vielfachen Nutzen bringen könnten, entschloß er sich, durch uns seinen Sohn der Gnade seines Königl. Gönners zu empfehlen. Unsere Vorstellung, daß wir wohl schwerlich so bald „das Angesicht des Sultans" sehen würden, daß er selbst eine viel nähere Mittelsperson in dem französischen Consul in Beirut haben könnte u. s. w. wurde nicht beachtet; um ihn nicht zu betrüben, übernahmen wir den Auftrag mit der reservatio mentalis, ihn unausgeführt zu lassen, wenn nicht die unwahrscheinlichste der Begegnungen uns in die Nähe des Prinzen führen sollte.

Das Gespräch verbreitete sich bald über den politischen Zustand Europa's, uns gleich unbekannt, wie ihm; die Hauptbegebenheiten der letzten Jahrzehende interessirten ihn sehr. Immer zutraulicher geworden stellte er wiederholt an uns die Bitte, länger bey ihm zu verweilen, und suchte uns, die wir seinem trefflichen Weine alle Ehre angedeihen ließen, dadurch zurückzuhalten, daß er uns einen Wein von 1755 aus seinem Keller versprach.

Beym Abschiede verkündigte uns unser gütiger Gastwirth, daß eben ein Bote nach Sibbaihl (3 Stunden von hier) abgegangen sey, um uns dort bey dem Schech Tobia (Dhobbye), seinem Vetter, anzukündigen und Herberge zu machen. Ein Kavaß sollte mit uns gehen; wozu? unter diesem friedlichen Volke; nur um unserm etwas armseligen Aufzuge mehr Ansehen zu geben.

Wir hatten uns so lange in Eden verweilt, daß allerdings Sibbaihl für unser Nachtlager nicht mehr zu nahe war. Wir stiegen anfangs tief hinab immer zwischen Gärten, allein bald mußten wir desto höher wieder hinauf (Djebbel Arneto?). Auf dem höchsten Punkte dieses Berges hörte die Cultur auf, doch keineswegs die Vegetation, welche sich hier um so besser in ihrer Eigenthümlichkeit zeigen konnte. — Jenseits des Berges ging es in ein tiefes Thal, eine ganz unbewohnte verlassene Wildniß, durch welche unser Weg führte. Bis dicht vor Sibbaihl erstreckt sich ein junger, ziemlich dünner Wald von Pinus Bruttia, vermischt mit mehreren Laubhölzern (Quercus, Pistacia). Zahlreiche Quellen, deren Lauf üppiges Oleandergebüsch bezeichnet, bewässern hinlänglich den fetten Boden, von dem man nicht einsieht, warum er brach liegt. Unter andern Pflanzen sahen wir hier eine prachtvolle, wahrscheinlich neue Phlomis. Schöne Ichthyolithen und andere Petrefakten bedeckten den holperigen Weg.

Wir waren bey dem Schech Tobia angekündigt; deßwegen ritten wir sogleich nach seiner Wohnung, welche abgesondert vom Dorfe auf einem Hügel liegt, mit prächtiger Aussicht. Der Hausherr war auf einige Tage weggereist: seine beyden Brüder aber, wovon der eine ein Abbuni, nahmen uns in seinem Namen mit der größten Gastfreyheit auf. Wir speisten mit der Familie; das Gespräch wäre gewiß eben so unterhaltend und lehrreich geworden als in Eden und Betscherri, wenn sich hier nur wie dort ein Mann gefunden hätte, der neben seiner Muttersprache noch etwas französisch oder italiänisch gesprochen hätte; allein da dieß nicht der Fall war, mußte die ganze Conversation durch Herrn Mühlenhoff als Dragoman geleitet werden. Einer unserer Wirthe hatte die Güte, uns mit der hiesigen sehr einfachen Weise bekannt zu machen, den köstlichen Wein dieser Gegend (in der Levante unter dem Namen Vino d'oro bekannt) zu bereiten; eine Methode, die freylich bey unserm Gewächse keine Anwendung finden kann.

Nirgends blieb unser ärztlicher Stand unbekannt, auch hier verstrich der Abend unter Consultationen wegen wirklicher und wegen eingebildeter Uebel. Es scheint aber diese Gegend schon nicht mehr so gesund zu seyn, wie das lustige Eden; wir sahen Schwindsüchtige, Gichtbrüchige; mit Flechten und Geschwüren Behaftete. Sibbaihl liegt 2344 Fuß über dem Meere. Wohlstand scheint hier nicht so allgemein verbreitet, obgleich die Lage weit günstiger ist für den Landbau und für den Verkauf der Feldfrüchte wegen der Nähe des Seehafens. Ein sehr allgemeines, beliebtes Heilmittel für alle möglichen Krankheiten sind hier Seebäder; Tripolis soll schöne, stark besuchte Anstalten dazu darbieten, die unter der Aufsicht eines Militärarztes stehen.

Dieser Tag war für uns ein Ruhetag gewesen; im Ganzen nur 5 Stunden Weges zu machen, und so wenig in unserem Geschäfte zu arbeiten, war uns ungewohnt geworden. Dazu kam noch die beyspiellose Gastfreundschaft (mit belästigender Aufmerksamkeit), welche

uns jeder Sorge für Nahrung und Herberge überhob, und welche ganz geeignet war, uns auf einige Zeit vergessen zu lassen, daß wir hier nur Fremdlinge seyen. Hätten vollends noch die übrigen lieben Reisegefährten, die unserer schon in Beirut harrten, diesen Feyertag mit uns zubringen können, wie vollkommen wäre dann unsre und der Gastwirthe Freude gewesen! Wir mußten viel von ihnen erzählen; besonders die Frauen bedauerten sehr, daß ihnen die so seltne Ehre der Bewirthung von fränkischen Damen, die ihnen dießmal so leicht hätte zu Theil werden können, entgangen sey.

Den 7. May Morgens verließen wir erst ziemlich spät Sibbaihl. Ungeachtet unserer Bitte hatte man es unterlassen, uns zur Frühmesse aufzuwecken; wir mußten warten, bis unsere Wirthe aus der nahen Kirche zurück kamen. Man sah dem guten Abbuni, Bruder des abwesenden Hausherrn, wohl an, daß ihm die Fortsetzung unserer Reise (als einer Arbeit) am Sonntage nicht gefalle. — Von Sibbaihl abwärts gegen die Küste von Tripolis wurde die Gegend sehr öde; nur wenige Dörfer, wie ausgestorben, weil die Bewohner in den Kirchen versammelt waren; sehr ausgedehnte Pflanzungen von Maulbeerbäumen, die, abgeblättert, einen unerquicklichen Anblick gewährten, eben so, wie in Welsch-Tyrol und der Lombarden im Spätsommer die Eschen und Ornen an den Landstraßen; doch gaben sie uns einen Begriff von der Ausdehnung, in welcher hier die noch nicht lange eingeführte Seidenzucht betrieben wird.

Wir mußten, um über einen angeschwollenen Fluß (Abu Ali) zu kommen, über welchen nur eine Brücke 2 Stunden vor Tripolis führt, uns dieser Stadt so sehr nähern, welche zu besuchen keine Zeit mehr war; ein Umweg von wenigstens 4 Stunden. Da wir noch ziemlich hoch standen, konnten wir sehr gut die in der nördlichen Bay gelagerten Inselgruppen sehen, auch viele große und kleine Segel am Horizonte. Nachdem der Fluß überschritten war, (bey einer wohl eingerichteten Getreidemühle) drehte sich plötzlich der Weg; wir zogen nun nach Süden, dem verabredeten Sammelplatze näher. —

Durch mehrere Dörfer, worunter eines, Fer Hasir gegenüber von Ampún, besonders schön gelegen ist, welche uns nicht einmal einige Gläser Wein verkaufen konnten, führte der einförmige, ganz schattenlose Weg; endlich kamen wir hinter ein weit in das Meer hinausragendes Vorgebirge (Ras el Schakka), auf seiner Spitze mit einem Kloster (Deir Nurye Seida?) geziert. Wahrhaft prachtvoll ist das Thal, welches hinter diesem Vorgebirge südlich gegen das Meer zieht, und in welchem auf einem ungeheuern, von der linken Wand herabgestürzten, in der Mitte des Thales liegenden Felsblocke ein uraltes, jetzt verfallenes Schloß (Kalaat Meszabeha) erbaut ist. Hier fanden wir eine ganz neue Spezies von Aristolochia. Der Tag neigte sich, als wir Batrun, eine ziemlich beträchtliche Stadt mit ganz gemischter Bevölkerung, erreichten; nirgends hatten wir uns während dieser Tagreise aufgehalten, weil die gewöhnlichsten Lebensmittel, nach denen der Mukker vielmal ausgeschickt worden, nicht zu bekommen waren; daher ließen wir uns hier auf offenem Markte speisen, und ritten dann noch zur Stadt hinaus an ein am Meeresstrande gelegenes Kaffeehaus. In den Klippen des Strandes bereitete uns der Wirth ein Lager aus Teppichen; und nachdem wir uns durch Kaffee und ein Seebad erfrischt, legten wir uns nieder.

Den 8. May. Der lang nicht mehr gehörte wohlbekannte Edsan weckte uns auf zu der heutigen, längsten Tagereise. Trotz der Protestationen des Mukkers ritten wir in einem Tage von hier nach Beirut, eine Strecke, die fast einen halben Breitengrad einnimmt. Der Weg läuft immer längs der Küste, und ist keineswegs reich an schönen Ansichten; nur hin und wieder auf dem begleitenden Höhenzuge castellartige Klöster. Eine bedeutende, ehemals befestigte Stadt (uns nur Beit genannt) wahrscheinlich Djaebbehl, bietet noch etwas Abwechslung. Große Züge griechischer Pilgrime, die von Jerusalem kamen, und uns erzählten, dort sey die Pest ausgebrochen, hielten uns mannigmal an den vielen Brücken auf, die hier zu passiren sind. Auch jener italienische Missionar, der uns auf dem Ausfluge nach dem Jordan und das todte Meer begleitet hatte, und der in Eden wohnt, begegnete uns hier.

Endlich um 9 Uhr Abends kamen wir wohlbehalten in dem Gasthofe des Herrn Battista in Beirut an.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Correspondence of William Pitt, Earl of Chatham. Edited by the executors of his son, John, Earl of Chatham, and published from the original manuscripts in their possession. Vol. 1. 2. London. 1838. 8.

Histoire du droit hereditaire de la couronne de la Grande-Bretagne. A la Haye 1714. 8.

Patrick Fraser Tytler, England under the reigns of Edward VI. and Mary, with the contemporary history of Europe, illustrated in a series of original letters never before printed. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

Henry Lord Brougham, Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. I. Series. London 1839. 8.

Snorii, historia regum Norvegicorum.

T. VI. Explicationem carminum in Heimskringla occurentium, disquisitionem de Snorronis fontibus et auctoritate, indicesque, historicum, geographicum et antiquitatum, continens. Hafniae 1826. fol.

Grönlands historiske Mindesmaerker, udgivne af det Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab. Bd. 1. 2. Kjobenhavn 1838. 8.

K. Kragh Høst, Entwurf einer Geschichte der dänischen Monarchie unter der Regierung Christian des VII. Th. 1. 2. 3. Kopenhagen 1813—16. 8.

Thaddäus Bulgarin, Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung dargestellt. Uebersetzt v. H. v. Brackel. Geschichte Bd. 1. Leipzig 1838. 8..

Statistik. Bd. 1. Leipzig 1839. 8.

Expedition scientifique de Morée, par Ab. Blouet, A. Rovoisié, A. Poirot, F. Trézel et F. de Gournay. Vol. III. livr. 17. 18. Paris 1838. 4.

J. P. and W. P. Robertson, Letters on Paraguay, comprising an account of a four years residence in that republic, under the government of the Dictator Francia. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

The history of the rise and progress of the judicial or Adawlut system, as established for the administration of justice under the presidency of Bengal. London 1820.

P. G. Aigueperse, Biographie ou dictionnaire historique des personnages D'Auvergne. T. 1. 2. Clermont-Ferrand. 1834. 8.

Biografia degli Italiani illustri nelle scienze, lettere ed arti del secolo XVIII., e dé contemporanei, compilata da letterati Italiani di ogni provincia e publicata per cura del professore Emilo de Tipaldo. Vol. 2—5. Venezia 1835—37. 8.

Biographie universelle ancienne et moderne. Supplément. Vol. 65. Ga—Goz. Paris 1838. 8.

Leonard Gallois, Histoire de Joachim Murat. Paris 1828. 8.

John Barrow, The life of George Lord Anson. London 1839. 8.

L. J. Dehaut, Essai historique sur la vie et la doctrine D'Ammonius-Saccas. Bruxelles 1836. 4.

Francis Baily, Supplement to the account of the Rev. John Flamsteed, the first astronomer royal. London 1837. 4.

The life and times of Archbishop Sharp, by Thomas Stephen. London 1839. 8.

Revue rétrospective ou bibliothèque historique. 3. Série. T. 3. Paris 1838. 8.

Joseph-Anastase Da Cunha, Principes de Mathématiques. Paris 1816. 8.

S. Lhuilier, Polygonométrie. Paris 1789. 4.

M. Lescallier, Traité pratique du gréement des vaisseaux et autres bâtimens de mer. Vol. 1. 2. Paris 1791. 4.

Vial du Clairbois, Traité élémentaire de la construction des bâtimens de mer. Tom. 1. 2. Paris 1805. 4.

Connaissance des temps ou des mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1841. Paris 1838.

A. Quetelet, Annales de l'observatoire de Bruxelles. T. I. p. 2. Bruxelles 1837. 4.

Årsberättelse i Astronomia af S. A. Cronstrand. Stockholm 1836. 8.

Årsberättelse om Botaniska Arbeten och upptäckter för år 1835. Af Joh. Em. Wikström. Stockholm 1837. 8.

Årsberättelse om nyare zoologiska Arbeten och upptäckter, af B. Fr. Fries. Stockholm 1837. 8.

Tal om Hydraulikens närvarande tillstand m. m. hallet vid praesidii nedläggande uti Kongl. Vetenskaps-Academien den 2. April 1834; af P. Lagerhjelm. Stockholm 1837. 8.

Årsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi, af Jac. Berzelius. Stockholm 1836. 8.

Årsberättelse om Technologiens framsteg, af G. E. Pasch. Stockholm 1836. 7.

Lenglet du Fresnoy, Histoire de la philosophie hermetique. Vol. 1. 2. a la Haye 1742. 8.

Annales de Chimie et de Physique par M. M. Gay-Lussac et Arago. Vol. 67—69. Paris 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ueber den Jura in Deutschland. Eine in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 23. Februar 1837 gelesene Abhandlung von Leopold von Buch. Nebst einer Karte, einer typographischen und einer lithographischen Tafel. Berlin 1839. 87 S. gr. 4. (Separatabdruck aus den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften.)

Herr von Buch hat um die Kenntniß des fränkisch-pfälzischen Juragebirges das große Verdienst sich erworben, dasselbe als ein mit der rauhen Alb zusammenhängendes Ganzes, das erst an der koburger Grenze sein Ende findet, ferner seine geognostische Zusammensetzung im Großen, und insbesondere das Auftreten des Dolomits als mächtige Gebirgsart nachgewiesen zu haben. Meine eignen, mehrere Jahre fortgeführten Untersuchungen, die ich nun freylich seit geraumer Zeit durch Versetzung in einen andern und größeren Wirkungskreis aufgeben mußte, haben die Beobachtungen des Herrn von Buchs im Allgemeinen nur bestätigen können, zugleich aber im Einzelnen einige Beschränkungen und Berichtigungen derselben ergeben, welche ich auch zur Feststellung einer sicheren Kenntniß von unserm Gebirge der Publicität überliefert habe. Da im Folgenden nothwendig von diesen Bemerkungen die Rede seyn muß, so erlaube ich mir solche in der Kürze zu wiederholen.

Herr von Buch hatte nämlich behauptet, daß der Dolomit in Franken eben so wenig als der im Fassathale Versteinerungen einschließe. So z. B. sagt er vom Dolomit des Staffelbergs (am Maine): er ist „ohne Spur von Versteinerungen;“ vom Dolomit von Muggendorf: „immer bleibt die Masse versteinerungsleer;“ vom Dolomit des Fassathales: „nie ist ihm irgend ein anders Fossil beygemengt, am wenigsten irgend eine Versteinerung.“ Indem er ferner allem Dolomite die Schichtung abspricht und überdieß im Fassathale denselben in der Nähe des Augit-Porphyrs gefunden hat, gelangt er zu der Ansicht, daß eben dieser Augit-Porphyr es eigentlich sey, der, indem er seine Talkerde in Gasform verflüchtigte, mit dieser den dichten Kalkstein durchdrang, seine Versteinerungen und Schichten vernichtete, ihn zu körnigem Dolomit umänderte, und diese Dolomitmassen endlich als senkrecht zerspaltene Kolosse über den Thälern in die Höhe stieß. Ein Gleiches behauptet der genannte Geognost auch für den fränkischen Jura, obgleich er hier selbst keinen Augit nachweisen konnte; ja durch Verallgemeinerung des speciellen Falles hält er es nicht für unmöglich, in Kurzem zu erweisen, daß alle Gebirgsreihen, daher die ganze äußere Gestalt der Erde, dem Augit-Porphyr ihre Entstehung zu verdanken hätten.

Gegen diese Behauptung hatte ich nun folgende Einreden vorgebracht. Der fränkische Jura-Dolomit ist nicht versteinerungsleer; schon am Staffelberge ist er es nicht, und in der Umgegend von Muggendorf habe ich Punkte bezeichnet, in denen es an Dolomit-Versteinerungen wimmelt. Vom Amberger Dolomit hatte dasselbe schon im Jahre 1809 v. Voith angegeben, und ihn seines Reichthums an Petrefakten wegen körnigen Muschel-Kalkstein genannt. Vom Dolomit des Fassathals hat Zeuschner gezeigt, daß er mit einer „ungeheuren Menge“ von Petrefakten durchwachsen ist. Der Dolomit des Muschelkalks in Würtemberg ist, wie uns Alberti belehrt, ebenfalls ziemlich reich daran,

und der Dolomit über der Lettenkohlen-Gruppe besteht in einzelnen Schichten „beynahe ausschließlich aus Versteinerungen." Auch in Franken hat der Keuper-Dolomit stellenweise eine Menge Petrefakten aufzuweisen *); daß ihrer der Zechsteindolomit des Spessarts ebenfalls nicht ganz entbehrt, ist von mir bemerklich gemacht worden.

Hinsichtlich der Schichtung haben meine Beobachtungen ergeben, daß allerdings dem fränkischen Juradolomite im Allgemeinen nur eine großmassige irreguläre Absonderung zukomme, daß es jedoch an einzelnen Beyspielen von Schichtung auch nicht mangle. Was hier jedoch nur als Seltenheit eintritt, habe ich für den Zechsteindolomit des Spessarts als Regel nachgewiesen, wo horizontale Schichtung in eminenter Weise sich einstellt. Vom Dolomite des Muschelkalks und Keupers in Würtemberg wissen wir durch Alberti, daß ihm die Schichtung aufs deutlichste zukommt.

*) Von Hrn. Dr. Scherer habe ich von einem solchen Punkte die nachfolgende interessante Mittheilung erhalten, welche ich hier mit seinen eigenen Worten beyfüge: „Bey dem Freyherrlich von Bibra'schen Dorfe Schwebheim, 1 Stunde von Schweinfurt entfernt, kommt ein Keuperdolomit von gelblicher Farbe vor, welcher äußerst reich an Versteinerungen ist; nicht nur Conchylien finden sich in demselben, sondern auch sehr viele Knochenfragmente untergegangener Saurier. Der Dolomit liegt unmittelbar unter einer etwa 1' mächtigen Lage Dammerde ganz eben. Etwa 400 Schritte davon auf einer kleinen Erhöhung finden sich Keupersandsteinmergel, welche denselben zu überlagern scheinen. Dieser Dolomit ist häufig mit sinterartigem Kalkspath in einzelnen Drusen versehen, welcher Kalkspath aber zu keiner reinen Krystallisation gelangt ist. Der Dolomit besteht nach meiner Untersuchung in einem Gramme aus:

Kohlensaurem Kalke	0,462
Kohlensaurer Bittererde	0,299
Thonerde	0,032
Kieselerde	0,058
Eisenoxyd	0,021
Chlorkalium	0,022
Wasser	0,100
	0,994

„Ebenso findet sich auch in dem 1 Stunde davon entfernten Dürrfeld ein an Versteinerungen von Conchylien sehr reicher Keuperdolomit. Dr. Scherer."

Somit habe ich in meinen früheren Arbeiten durch eigne und fremde Beobachtungen als festes Resultat hingestellt, daß dem Flötzdolomite weder Schichtung noch Versteinerungen abzusprechen seyen, wenn gleich das Eine oder das Andere nicht allenthalben sich findet, was übrigens beym dichten Jurakalkstein auch nicht durchgängig der Fall ist. Dadurch hat sich von selbst die Behauptung widerlegt, als ob der Dolomit ursprünglich ein dichter Kalkstein gewesen sey, der durch ein späteres Ereigniß seine Petrefakten und Schichtung eingebüßt hätte. Die weitere Behauptung aber, daß die Dolomitbildung durch Schwängerung des gemeinen Kalksteines mit den Talkerde-Dämpfen aus dem Augite erfolgt sey, glaube ich dadurch kurz und bündig widerlegt zu haben, daß meine Untersuchungen ergaben, daß weder im fränkischen Juragebirge, noch in seiner Nähe ein augithaltiges Gestein zu finden ist, mit der Ursache aber auch die postulirte Wirkung ausbleibt.

Allein auch im Fassathale, wo Augitporphyr vorkommt, konnte ich diesem die angeblichen Einwirkungen schon aus dem Grunde nicht zugestehen, weil der Augit unmöglich einen seiner wesentlichen Bestandtheile abgeben und doch noch Augit bleiben konnte. Statt dieses hätte im Gegentheil das Gestein nachgewiesen werden müssen, das als ein seiner Talkerde beraubter und dadurch umgeänderter Augit zu betrachten wäre. Und es sey erlaubt weiter zuzusetzen, daß auch selbst bey solchem Nachweise der Chemiker sich noch nicht zufrieden geben kann, da im Augite zwar Talkerde, aber nicht kohlensaure Talkerde enthalten ist, somit jene erst sich irgendwo Kohlensäure hätte herbeyschaffen müssen, um mit dem kohlensauren Kalke eine Verbindung zu Dolomit eingehen zu können. Wir brauchen die chemischen Einreden nicht weiter zu verfolgen *), da schon ein stimmberechtigter Meister in

*) Es ließe sich übrigens noch Manches gegen die Behauptung sagen, daß die Talkerde aus dem Augit durch unterirdisches Feuer verflüchtigt wor-

der Chemie, Berzelius, die eben besprochene Hypothese von der Dolomitbildung zu den „Auswegen“ zählt, „die man zuweilen einzuschlagen verleitet wird, wenn man den Wegweiser der Erfahrung auf dem Felde der Speculation verliert.“

Daß ich bey Durchlesung der neuesten Arbeit des Hrn. von Buchs über den deutschen Jura zunächst meine Aufmerksamkeit auf seine gegenwärtigen Ansichten über die eben erörterten drey Puncte richtete, wird man in der Ordnung finden. Von den Schichtungs-Verhältnissen des Dolomits ist in selbiger keine Rede. Von den organischen Ueberresten heißt es aber:

„die Versteinerungen des Kalksteins verschwinden, wie bekannt ist, im Dolomit.“

Indem ich diese Stelle las, fiel mir eine Bemerkung ein, die neulich ein geehrter Kollege in diesen Blättern bey einer ähnlichen Veranlassung machte. „Der große Chalife Omar,“ sagte er, „trug kein Bedenken öffentlich vom Katheder herab einzugestehen, daß er sich in einer Stelle des Gesetzbuches geirrt habe; von einem deutschen Gelehrten wäre ein solches Bekenntniß um keinen Preis zu erlangen.“

Die Versteinerungen des Kalksteins sollen also, wie wir so eben von Herrn von Buch gehört haben, im Dolomit verschwinden, und er setzt hinzu, wie bekannt ist. Nach dem vorhin Angeführten muß ich freylich erklären, daß mir dieses Verschwinden gänzlich unbekannt ist, und ich sehe, daß dieß nicht minder bey dem Verfasser des „Verzeichnisses der Versteinerungen, welche in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth vorhanden sind,“ der Fall ist, indem dieser vom Flötzdolomit des fränkischen Jura sagt, daß er „größtentheils die nämlichen Versteinerungen enthält, wie der dichte Jurakalk.“ — Indeß Hr. von Buch will jetzt auch diese Thatsache im Ernste nicht mehr läugnen; es soll, wie mir däucht, die besondere Fassung der citirten Stelle nur den Schein geben, als ob die frühere Behauptung des Fehlens der Versteinerungen im Dolomit sich recht wohl mit dem von mir und Andern nachgewiesenen Vorkommen derselben in Harmonie bringen lasse. Er setzt nämlich unmittelbar darauf hinzu:

„Die Schalen, wenn sie im Kalkstein sich erhalten haben, lösen sich auf und es bleibt nur der Raum, den sie eingenommen hatten, und der gewöhnlich sehr rauhe Abdruck dieser Schale auf der Gebirgsart. Ist aber auch im Kalkstein nur ein Kern übrig geblieben, so ist dieser im Dolomit völlig verschwunden.“

Dieß lautet nun freylich ganz anders als der zuerst allegirte Satz; die Versteinerungen sind also nicht verschwunden, sondern nur ihre Schalen, oder mit andern Worten, es sind bloß ihre Steinkerne vorhanden. Allein von einem gar nicht unansehnlichen Theil der Petrefakten weiß jeder Sachkundige, daß von ihnen weiter nichts als die Steinkerne sich erhalten haben, und gleichwohl rechnen wir nicht bloß diese zu den Versteinerungen, sondern können die meisten recht gut und scharf bestimmen, ja von der inneren Beschaffenheit einer Schale durch sie den besten Aufschluß erlangen.

(Fortsetzung folgt.)

---

den und in den Kalkstein eingedrungen sey, wenn es der Mühe lohnte eine jeden wissenschaftlichen Haltpunktes beraubte Hypothese ernstlich zu widerlegen. Zur Dareingabe nur noch einige Fragen. Warum soll sich denn z. B. gerade die höchst feuerfeste Talkerde verflüchtigt haben und nicht zugleich auch die Kieselerde, welche weit weniger feuerfest ist? Oder hätte die Talkerde ohne weiters Abschied von der Kieselerde nehmen können, wenn nicht eine andere Substanz dazwischen getreten wäre, und mit dieser sich vereinigt und sie zurückgehalten hätte? Wenn aber das unterirdische Feuer eine solche Zersetzung des Augits hätte bewirken können, warum hat es nicht etwas Aehnliches bey andern Gesteinen verursacht, insbesondere bey solchen, welche Kali und Natron enthalten, die bekanntlich für sich schon in starker Rothglühhitze flüchtig sind? Warum treten diese Alkalien nicht häufig unter den vulkanischen Produkten auf? u. s. w.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Etienne Geoffroy St. Hilaire, Etudes progressives d'un Naturaliste pendant les années 1834 et 1835, faisant suite à ses publications dans les 24 volumes des mémoires et annales du Museum d'histoire naturelle. Paris 1835. 4.

Dr. Th. Schwann, Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmungen in der Struktur und dem Wachsthume der Thiere und Pflanzen. Berlin 1839. 8.

Cuvier, Histoire naturelle des poissons. Vol. 9—12. Paris 1833—37. 8.

The Magazine of natural history. Conducted by Edward Charlesworth. New Series. Vol. II. 1838. London. 8.

G. J. Martin-St. Ange, Traité élémentaire d'histoire naturelle comprenant l'organisation, les caractères et la classification des végétaux, animaux et les élemens de la minéralogie. Livr. 36.

Zoologie. Livr. 8. Paris 1838. 8.

P. Parker-Webb et Sabin Berthelot, Histoire naturelle des Jles Canaries. Texte et planches in 4. Livr. 29—38. Paris 1836—38. Atlas in fol. Livr. 34.

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en Physiologie. Deel 3—5. Leiden 1836—38. 8.

Dr. A. Bourjot Saint-Hilaire, Collection de Perroquets, pour faire suite à la publication de Levaillant. Livr. 25. 26. Paris 1837. fol.

J. Fr. Brandt, Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum. Aves. Fasc. I. Petropoli 1836. 4.

John Edward Gray, Spicilegia Zoologica; or original figures and short systematic descriptions of new and unfigured animals. Part. I. London 4.

Andrew Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa, consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of natural history collected during an expedition into the interior of South Africa in the years 1834, 1835 and 1836. Nr. 2—5. London 1838—39. 4.

Charles Lucian Bonaparte, A geographical and comparative list of the Birds of Europe and North America. London 1838. 8.

A. Percheron, Bibliographie entomologique. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

J. J. Heckel, Fische aus Caschmir, gesammelt und herausgegeben von C. Frhr. von Hügel. Wien 1838. 4.

John James Audubon, Ornithological Biography, or an account of the habits of the birds of the united states of America, accompanied by descriptions of the objects represented in the work entitled the birds of America, and interspersed with delineations of American scenery and manners. Vol. 1—3. Edinburgh 1831. 4.

T. C. Eyton, A monograph on the Aratidae, or Duck Tribe. London 1838. 4.

Dr. Christ. Gottfr. Ehrenberg, Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere organische Leben der Natur. Mit Atlas. Leipzig 1838. Fol.

The Zoological Gardens. London 1838. 8.

G. Breschet, Recherches anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'audition chez les oiseaux. Paris 1836. 8. Avec Atlas in fol.

— — — Recherches anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'ouïe des poissons. Paris 1838. 4.

— — — Histoire anatomique et physiologique d'on organe de nature vasculaire découvert dans les cétacés. Paris 1836. 4.

A. van Beek et C. A. Bergsma, Observations thermo-électriques sur l'élévation de température des fleurs de Colocasia Odora. Utrecht 1838. 4.

G. F. Hoffmann, Icones et analyses Umbelliferarum. Mosque 1814. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ueber den Jura in Deutschland. Eine in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 23. Februar 1837 gelesene Abhandlung.

(Fortsetzung.)

Daß im Dolomite sich sehr selten Schalen erhalten haben, ist richtig, eben so, daß ihre Stelle häufig durch einen hohlen Raum bezeichnet wird; unrichtig ist aber schon Hrn. von Buchs später vorkommende Behauptung, daß die Ausfüllung dieses Raumes mit einer Kieselerde „fast zur Regel" werde; die in hiesiger Sammlung deponirten Exemplare werden ihm beweisen, daß der Steinkern entweder dicht dem Muttergestein anliegt, oder falls er von diesem durch eine Höhlung geschieden ist, daß alsdann ein Ansatz von Bitterspath-Krystallen in selbiger die gewöhnliche Erscheinung ist; Kieselerde konnte von mir in diesen hohlen Räumen nicht ausgemittelt werden. Eben so wenig ist die Behauptung richtig, daß wenn im Kalksteine nur ein Kern übrig geblieben, dieser im Dolomit völlig verschwunden sey. Diese Behauptung, wenn ich sie anders recht verstehe, kann doch wohl nichts Weiteres sagen wollen, als daß diejenigen Arten von Versteinerungen, welche im dichten Kalksteine sich bloß unter der Form von Steinkernen zeigen, im Dolomit gar nicht vorkommen. Ich habe nun aber schon früher angeführt, daß ich im Dolomit des Staffelberges einen Ammonites planulatus gefunden habe; gleichwohl ist mir unter den Tausenden von Planuliten, die ich aus unserem Jurakalke gesehen habe, auch nicht ein einziges Exemplar mit Schale vorgekommen, und doch ist ein solcher Steinkern im Dolomite nicht „verschwunden."

Nach dem Vorstehenden wird man gar nicht erwarten dürfen, daß Hr. von Buch die geognostisch wie chemisch gleich unhaltbare Hypothese von der „Dolomitisirung des Kalksteins" als ein Paradoxon aufgegeben habe. Sie figurirt auch in diesem Aufsatze noch fortwährend, obgleich sie nicht mehr mit der Sicherheit ausgesprochen wird, wie früher, und noch weniger wird ein Versuch gemacht, sie mit Gründen, wie sie ein wissenschaftlicher Standpunct verlangt, gegen die erhobenen Einreden zu vertheidigen. Geredet wird hierüber zwar mancherley, aber es ist Alles eben so unfruchtbar, wie das Frühere und zeugt nur von der Verlegenheit, in die sich Jeder verstrickt, der Irriges und Unhaltbares den schlagenden Thatsachen gegenüber nicht aufgeben, der durchaus Recht behalten will.

Zu Hülfe wird Elie de Beaumont's Autorität genommen.

„Als ich im vorigen Jahre 1836 mit dem ersten unserer Geognosten, Herrn Elie de Beaumont, die fränkischen Juragebirge durchreiste, war dieser treffliche Beobachter sehr überrascht über die Art, wie er den Kalkstein gelagert sah, welcher in den Thälern der Wiesent und Pegnitz unter dem Dolomit hervortritt. Im ganzen Thale hinunter neigen sich die Schichten des Kalksteins bald abwärts im Thale, bald in entgegen gesetzter Richtung, und in schneller Absetzung; ein fortdauernder Wechsel, der gar nicht auf ein für das ganze Gebirge geltendes Schichtungsgesetz zurückgeführt werden kann. Der darauf liegende Dolomit, wenn auch selbst nicht geschichtet, folgt doch allen Bewegungen des darunter liegenden Kalksteines. Da meynt Beaumont, es sey doch auch hier gar deutlich, wie das ganze Gebirge in seiner Ausdehnung erschüttert und zersprengt worden seyn müsse, wodurch die Schichten in die mannigfaltigsten Lagen gebracht worden sind, welche jedoch der Natur der Wirkung gemäß sich nur auf kleine Räume ausdehnen können. Es se-

ßen diese Bewegungen eine Art von allgemeinem inneren Sieden und Aufblähen voraus, wie sie bey einer Dolomitisirung wohl gedacht werden muß."

Diese Stelle ist mir ein merkwürdiger Beleg, wie weit man in Verkennung der klarsten Thatsachen kommen kann, wenn man einmal in vorgefaßten Meynungen befangen ist, und ich kann Beaumont's Ausspruch, wenn er anders ernstlich gemeynt war, nur damit entschuldigen, daß bey großer Eile es ihm nicht möglich war, ein genaueres Studium vorzunehmen. Unser ganzes Juragebirge vom Mayne bis zur Donau zeigt für den dichten Jurakalkstein, den gelben Griessandstein (den sogenannten Lias-Sandstein), den Liaskalk und den Keupersandstein die regelmäßigste söhlige Schichtung. Dieß geben nicht nur Hunderte, sondern Tausende von Steinbrüchen und sonstigen offenen Stellen aufs unzweydeutigste und entschiedenste zu erkennen. Die söhlige Ablagerung ist ein für das ganze Gebirge — so weit es aus den eben genannten Formationen besteht, und denen im südlichsten Theile noch der lithographische Schiefer beygefügt werden muß — geltendes Schichtungsgesetz. Daß es einzelne Senkungen und Verstürzungen gleichwohl giebt, versteht sich von selbst; sie kommen aus leicht begreiflichen Gründen in jeder Gebirgsart vor, sie mag geschichtet oder massig, dem Meere oder Süßwasser angehörig seyn. Daß solche Senkungen am ersten an Thalwänden, die mit einer oder mehreren Seiten frey hervorragen, und deßhalb hier von einer anstossenden Gebirgsmasse nicht mehr in Spannung erhalten werden, am ersten sich einstellen, leuchtet ebenfalls von selbst ein. Dieß Alles sind einzelne Ausnahmen, die das allgemeine Schichtungsgesetz des ganzen Gebirgsstockes nicht aufheben können.*) Ein allgemeines Sieden, Aufblähen und Zersprengen des Gebirgs mag zwar in der Phantasie sich vorstellen lassen, ist aber nimmermehr in natura rerum, ist wenigstens in unserem Gebirge nicht erfolgt.

Mit dem dichten Jurakalksteine hat es aber in manchen Fällen hinsichtlich seiner obersten Lage, welche die unmittelbare Sohle des Dolomits bildet, noch eine eigene Bewandtniß. Sehr häufig läßt sich der allmählige Uebergang des dichten Kalksteins in den körnigen Dolomit wahrnehmen, und jener participirt alsdann zum Theile an der eigenthümlichen Natur des letzteren, ja an der Neudeck und am Ottosteine im Wiesentthale ahmt er die schroffe Felsenbildung nach, welche sonst nur dem Dolomite zusteht, und in den untern Lagen des letzteren sieht man mitunter noch Einlagerungen von einfachem kohlensaurem Kalke. Es ist dieß nur ein Beweis, daß bittererdehaltiger Kalk (Dolomit) und der von ihr freye (dichter Jurakalkstein) gleichzeitige Bildungen sind, aus einer und derselben amorphen Masse hervorgegangen, wobey die bereits vorhandene kohlensaure Talkerde mit den oberen Lagen des koh-

*) In wie weit Hrn. von Buchs Angabe, daß im ganzen Thale der Wiesent und Pegnitz das von ihm geschilderte Phänomen der Unterlagerung des Dolomits durch Kalkstein sich zeige, mit dem Thatbestande übereinstimme, wird aus nachfolgendem Detail über das Thal der Wiesent hervorgehen. Dieses Flüßchen entspringt in dem Jura-Gebirge und verläßt dasselbe erst an seiner Ausmündungsstelle in die Rednitz, und schließt hiedurch das Gebirge in weiter Erstreckung auf. Von der Region des Dolomits über Hollfeld herkommend, bespült die Wiesent bey Weischenfeld und durch das ganze Rabenecker Thal lauter Dolomitfelsen, und man sieht in letzterem nur an einigen Stellen des Thalgrundes den dichten Kalkstein etwas aufgedeckt. Die Riesenburg, eine ungeheuere, grotesk gestaltete Felsenparthie, besteht noch vom Gipfel bis zur Thalsohle aus Dolomit. Indem die Wiesent sich aber immer tiefer senkt, fängt sich um Gößweinstein der dichte Kalkstein allmählig hervorzuheben an, so daß er bey Muggendorf die untere Hälfte der Thalwände ausmacht. Zwischen Streitberg und Ebermannstadt tritt aber bereits der Griessandstein hervor, und im ganzen Ebermannstädter Grunde, dessen Thalwände immer weiter aus einander treten, macht er die untere Hälfte und wohl noch mehr derselben aus. Der dichte Jurakalkstein nimmt die Höhen ein, und der Dolomit ist verschwunden; nur die am Eingange in diesem Grunde liegende, isolirte und hoch aufsteigende Ehrenbürg trägt eine Dolomitkuppe. Die Unterlagerung des Dolomits durch Kalkstein ist also nicht im ganzen Wiesentthale, sondern nur in einem sehr kleinen Theile beobachtbar.

lensauren Kalkes zu Dolomit sich verband. So verstehe ich mich allerdings auch zu einer Dolomitisirung, aber zu einer in derselben Zeitfolge eingetretenen, nicht zu einer spätern, wo ein unbekanntes X kohlensaure Bittererde in Dämpfen ausgetrieben, und damit nicht bloß das consolidirte Gebirge äußerlich umspült, sondern durch die gewaltigen Massen des Keupersandsteins, Liaskalkes und Griessandsteines allenthalben, wie durch ein Sieb hindurch getrieben haben müßte, um alsdann nicht etwa die untern, sondern lediglich die obern Schichten zu dolomitisiren, welch letzterer Umstand zur Erhöhung des Sonderbaren recht passend kommt.

Indeß Hr. von Buch weiß diesen Umstand zu beseitigen, indem er sagt:

„Die großen und dabey häufigen im unteren Kalkstein geöffneten Spalten lassen ungehindert die dolomitisirenden Gasarten aufsteigen, bis dahin, wo die oberen, weniger weit geöffneten Schichten ihnen ein Hinderniß entgegen stellen, und nun in der näheren Berührung selbst verändert werden."

Ich weiß nicht recht, ob der Verfasser diese Angabe für eine hypothetische oder thatsächliche genommen wissen will; als letztere kann sie sich wenigstens bey mir nicht geltend machen, da meine mehrjährigen Untersuchungen mir große und häufige Spalten im untern Kalksteine so wenig haben auffinden lassen, daß gerade ihr Mangel in diesem und ihr häufiges Vorkommen dagegen im Dolomite zu einer charakteristischen Differenz zwischen beyden dient. Bekanntlich enthält der Dolomit eine Menge zum Theil ungeheurer Höhlen; nirgends aber habe ich aus eigenen oder fremden Beobachtungen in Erfahrung bringen können, daß eine einzige derselben auch nur bis in die obern Lagen des dichten Kalksteins herabreiche. Die Spalten- und Höhlenbildung gehört demnach hier, wie der Thatbestand zeigt, dem Dolomite, aber nicht dem Kalksteine an.

Die Angabe von großen Spalten im letzteren kann also nur als hypothetische gelten, ist alsdann aber freylich sehr übel gewählt. Man wird mir nicht zumuthen wollen, ohne Beweis anzunehmen, als ob diese Spalten nach beendigter Dolomitisirung sich wieder unmerklich geschlossen hätten; höchstens könnte man zu der Behauptung greifen, sie seyen durch die Dämpfe mit irgend einem Stoffe erfüllt und dadurch verstopft worden. Allein dann müßte man diese fremdartige Ausfüllungsmasse vorfinden, und bey den unzähligen Steinbrüchen, die im Jurakalke angelegt sind, hätte ihre Entdeckung schon lange glücken müssen, während sie es bis jetzt noch nicht ist.

Der Verfasser sucht jedoch die Unterlagerung des Dolomits durch Kalkstein zu beschränken.

„Nicht immer sind aber die fränkischen Dolomite auf Kalkstein gelagert; auf der ganzen östlichen Seite, bey Weischenfeld, bey Rabenstein und an der Pegnitz, liegt der Dolomit ohne Kalkstein unmittelbar auf dem braunen Sandstein und der Kalkstein erscheint nur erst tief im Thale hinunter."

Ein solches Verhalten könnte nichts Auffallendes und Befremdendes haben, da es zu den eben nicht seltenen Fällen gehört, daß eine Formation an den Grenzen über ihre Unterlage hinausgreift und sich auf andere Felsarten auflegt. Was indeß den vorliegenden Fall anbetrifft, so finde ich in meinem schon vor neun Jahren abgefaßten, zur Zeit aber noch nicht publicirten Manuskripte die Angabe: „die Unterlage des Dolomits bildet jederzeit der dichte Kalkstein, und ich habe nie gefunden, daß er diesen jemals übersprungen und sich auf den Griessandstein oder eine andere Felsart unmittelbar gelegt hätte." Hier steht also meine Angabe mit der des Hrn. von Buch im direkten Widerspruche, indem dieser auf der ganzen östlichen Seite den Dolomit ohne Kalkstein unmittelbar auf den braunen Sandstein (Griessandstein) gelagert gefunden haben will. In diesem Falle weiß ich zur Rechtfertigung meiner Behauptung keinen andern Ausweg, als daß ich meinen eignen Befund längs der östlichen Grenze unseres Gebirges — denn nur von dieser ist die Rede — so detaillirt angebe, daß man die von mir bezeichneten Stellen sicher auffinden und mich so bestimmt widerlegen oder vertheidigen könne.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Jos. Balsamo et Josepho de Notaris, Prodromus Bryologiae Mediolanensis. Mediolani 1834. 8.

Rob. de Visiani, Plantae quaedam Aegypti ac Nubiae. Patavii 1836. 8.

Giuseppe Meneghini, Cenni sulla organografia e fisiologia delle Alghe. Padova 1835. 4.

Bruch and W. P. Schimper, Bryologia Europaea seu genera muscorum Europaeorum monographice illustrata. Fasc. V. Bryaceae. Muyum. Stuttgart 1838. 4.

A. P. De Candolle, Collection de mémoires pour servir à l'histoire du règne végétal.

Seconde Mémoire. Sur la famille des Crassulacées. Paris 1828. 4.

IV. mémoire. Sur la famille des Paronychiées. Paris 1829. 4.

Samuel Curtis, Botanical Magazine, or flower garden displayed: in which the most ornamental Foreign Plants cultivated in the open ground, the green-house and the stove, are accurately represented and coloured. Vol. 63 — 65. London 1836 — 39. 8.

Edward's botanical register: or ornamental flower-garden and shrubbery. New Series. Vol. X. or Vol. 23. of the entire work. London 1837. 8.

Steph. Endlicher, Genera plantarum secundum ordines naturales disposita. Nr. 9. 10. Vindobonae 1838 — 39. 4.

W. J. Hooker, Companion tho the botanical Magazine. Vol. I. II. London 1836. 8.

— — —, Flora Boreali-Americana of the Botany of the Northern parts of British America. Part. X. London 1838. 4.

Carolus Fridericus a Ledebour, Icones plantarum novarum vel imperfecte cognitarum floram Rossicam, imprimis Atlaicam illustrantes. Centuria V. Fasc. II. Tabula 450 — 500. London 1834. fol.

Dr. Ph. Fr. de Siebold, Flora Japonica. Sectio I, Plantae ornatui vel usui inservientes. Digessit Dr. J. G. Zuccarini. Fasc. 7 — 10. Lugd. Bat. 1839. fol.

Samuel Hibbert, On the fresh-water Limestone of Burdiehouse in the neighbourhood of Edinburgh, with supplementary notes on other fresh-water Limestones. Edinburgh 1835. 4.

Leopold von Buch, über den Jura in Deutschland. Berlin 1839. 4.

L. Agassiz, Recherches sur les poissons fossiles. Livr. 11. Neuchatel 1838. 4.

Dr. Stephan Kutorga, Beytrag zur Kenntniß der organischen Ueberreste des Kupfersandsteins am westlichen Abhange des Urals. Beytrag 1. 2. Petersburg 1837 — 38. 8.

Matthieu Bonafous, Histoire naturelle agricole et économique du Maïs. Paris 1836. f.

Fr. Emm. Fodéré, Essai médico-légal sur les diverses espèces de folie. Strasbourg 1832. 8.

Bernard Overberg, sämmtliche Schriften für Schulen. Th. 1 — 5. Münster 1835 — 38. 8.

Comte de Vaublanc, Essai sur l'instruction et l'education d'un prince au dix-neuvième siècle Paris 1833. 8.

H. de Lourdoueix, De la vérité universelle, pour servir d'introduction à la philosophie du verbe. Paris 1838. 8.

Antonius, As instituições da Logica. Lisboa 1806. 8.

— — —, As instituições da metafysica. Lisboa 1835. 8.

Charles Sainte-Foi, Le livre des peuples et des rois. T. 1. 2. Paris 1839. 8.

Giacomo Leopardi, Canti. Firenze 1836. 8.

Poesie Rusticalie, raccolte ed illustrate con note dal Dott. Giulio Ferrario. Milano 1808. 8.

Gil Vicente, Obras, correctas e emendadas pelo cuidado e diligencia de J. V. Barreto e J. G. Monteiro. T. 1 — 3. Hamburgo 1834. 8.

Tesoro de los romanceros y cancioneros Españoles, recogidos por Don Eugenio de Ochoa. Paris 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ueber den Jura in Deutschland. Eine in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 23. Februar 1837 gelesene Abhandlung.

(Fortsetzung.)

Schon Graf Münster hat vor längerer Zeit die Mittheilung gemacht, welche ich nur bestätigen kann, daß sich von Staffelstein bis Amberg längs der östlichen Grenze des Gebirgszuges, welcher von Jurakalk und Flötzdolomit bedeckt ist, eine Hügelreihe findet, deren höchste Kuppe der Griessandstein ausmacht. Auf diesen Hügelzug, der nach Osten die Grenze unsers Gebirges bildet, kann also die Behauptung des Verfassers nicht angewendet werden, da selbigem eine Bedeckung durch Dolomit ganz fehlt. Wir haben deßhalb etwas weiter ins Innere des Gebirgsstockes einzudringen, um zu sehen, wie es mit der angezogenen Behauptung sich verhält, und werden dabey mit unsern Betrachtungen von Nord nach Süd vorschreiten.

Als nordöstlicher Pfeiler des Gebirges kann der Köttlesberg betrachtet werden, und auf selbigem ist, wie uns Hr. von Buch selbst belehrt, der Dolomit dem dichten Jurakalksteine aufgesetzt. Weiter südwärts zieht das Gebirge vor Thurnau vorüber; am Zaubenberg, Weissenberg und Neudorf, den östlichen Abhängen desselben, ist die Kuppe nur aus Jurakalkstein gebildet und der Dolomit kommt erst weiter ins Gebirge hinein zum Vorschein. Geht man von Bayreuth aus nach Hollfeld oder Weischenfeld, so gelangt man auf beyden Wegen zuerst auf den Griessandstein, dann auf Jurakalk, und zuletzt erst auf Dolomit. Auf dem Wege nach Weischenfeld ist die hohe Neubürg der erste Punct, wo man den Jurakalk erreicht, der hier ohne Dolomit in einer treppenartig abgesetzten Kuppe dem Griessandsteine aufgelagert ist, der die Hauptmasse des Berges ausmacht. Die Neubürg ist einer der höchsten Puncte in der Gegend, und ich werde ihre Höhe wohl nicht zu hoch angeben, wenn ich sie auf 1900 Fuß Meereshöhe schätze. Man hat alsdann sehr tief hinab zu steigen, um auf den Dolomit von Weischenfeld zu gelangen.

Nicht weit hievon liegt ein sehr merkwürdiges, weites, von hohen Wänden umschlossenes Kesselthal, welches zunächst von dem Griessandsteine gebildet wird, der hier in mehreren wellenförmigen Höhenzügen den Ostfuß des Juragebirges ausmacht. Auf ihn lagert sich längs des südlichen Thalgehänges, das zugleich das hoch über jenem Kessel gelegene Plateau von Hohen-Mirschberg begrenzt, der Jurakalkstein, der bald darauf weiter ins Innere des Gebirgsstockes hinein (also wieder nicht übergreifend), der Klausteiner Kapelle gegenüber, vom Dolomit überdeckt wird. *)

*) Es ist dieß ein sehr interessanter geognostischer Punct, über den ich noch Einiges zusetzen will. Die hohe Wand des kesselförmigen Ahornthals wird an ihrem südwestlichen Ende von der Esbach durchbrochen, die hier bey Rabenstein in eine enge Schlucht eintritt, welche auf beyden Seiten die gewaltigsten, nach Art der riesenhaften Granitblöcke im Fichtelgebirge durch einander geworfenen oder regelmäßig über einander aufgethürmten Felsenmassen aufzuweisen hat. Die Esbach also, indem sie in das enge Rabensteiner Thal eintritt, mußte sich ihren Weg durch den Dolomit hindurch bahnen, der hier beginnt und dann auf beyden Seiten bis zu ihrer Einmündung in die Wiesent die Thalwände bildet. Steigt man von der am Eingange in dieses Thal liegenden Schweinsmühle auf der westlichen Uferseite längs des Fahrweges zur Klaussteiner Kapelle hinauf, so findet man die untere Hälfte dieser Höhe noch aus Griessand-

Aehnlich wie die Neubürg verhält sich der hohe Zipser Berg bey Pegnitz, der Ostgrenze des Jurazuges vorgelagert und aus Jurakalkstein und Griessandstein bestehend.

Bey Amberg macht der mit dem Erzberge verbundene Eisberg den letzten östlichen Ausläufer der weißen Juraformation, der hier gleich hinter den Häusern der Vorstadt, am rechten Ufer der Vils, sich erhebt. Der Eisberg ist auf seinem nördlichen Gehänge ganz entblößt und seine geognostische Construction daher deutlich wahrnehmbar. Seine Kuppe besteht aus Dolomit, und seine Unterlage bildet auch hier wieder der weiße Jurakalkstein. Am linken Ufer der Vils breitet sich dann weiterhin der Griessandstein und die Liaskalk-Formation in ziemlich weiter Erstreckung aus. Der Mariahilfsberg, der auf der andern Seite der Stadt, am linken Flußufer, zu einer Höhe von 1616 Fuß emporsteigt, und also nahe an 500 Fuß über die Vils sich erhebt und den Eisberg weit überragt, besteht größtentheils nur noch aus Griessandstein, oben mit einem Aufsatze von Jurakalkstein.

Als Resultat des vorstehenden Details ergiebt sich's demnach, daß ich an der östlichen Grenze des Gebirgszuges den Dolomit niemals in einer übergreifenden Lagerung auf älteren Formationen als den weißen Jurakalkstein getroffen habe. Nun bin ich zwar weit entfernt zu behaupten, als ob ich alle Grenzpunkte begangen hätte; indeß müßte es doch ein eigner Unstern für mich gewesen seyn, wenn bey meinen vielen Exkursionen (ich hätte noch mehrere aufzuzählen), die ich auf der Ostseite des Gebirges anstellte, mir auch nicht ein einzigesmal eine Auflagerung des Dolomits auf Griessandstein vorgekommen wäre. Das Mindeste, was ich aus meinen zahlreichen Beobachtungen folgern darf, ist wohl die Behauptung, daß Hrn. v. Buch's Angabe, als ob auf der *ganzen* östlichen Seite des Gebirges der Dolomit, ohne Kalkstein, unmittelbar dem braunen Sandsteine aufgelagert sich zeige, unrichtig ist, höchstens als vereinzelte Ausnahme eintreten könnte. Will der berühmte Geologe aber seine Angabe gegen mich rechtfertigen, so darf er nur die Stellen, an welchen er die behauptete Auflagerung gefunden haben will, genau und bestimmt bezeichnen, so daß sie sicher aufzufinden sind, und ich werde alsdann, nach vorgenommener Besichtigung und allenfallsig erlangter Ueberzeugung von der Richtigkeit der gegentheiligen Angaben, offen und unumwunden, wie es einem Naturforscher geziemt, gestehen, daß es auch hinsichtlich der Lagerung des Dolomits Ausnahmen von der Regel, die ich zur Zeit aufgestellt habe, giebt.

Zu den weitern Behauptungen des berühmten Verfassers, denen ich meine Zustimmung nicht geben kann, gehört auch die, daß die Aufführung des Juradolomits in einer bestimmten Lagerung und Folge der Juraschichten nur auf eine Hypothese sich stütze. Er erklärt nämlich, daß gar kein entscheidender Charakter (den er auf die Lagerung und zoologischen Verhältnisse beschränkt) sich finde, welcher den fränkischen Dolomit von den Kalksteinschichten der schwäbischen Alb unterscheiden könnte, und es halte daher gar nicht schwer den geognostischen Horizont des Dolomits in Schwaben „mit der größten Bestimmtheit" nachzuweisen. Der Do-

---

stein bestehend, dem nach kurzer Zeit schon der Dolomit folgt. Hier hatte ich allerdings anfangs selbst gemeynt, daß der letztere dem ersteren unmittelbar aufgelagert sey, bis ich bey genauerer Nachsicht fand, daß beyde durch ein, nur einige Lachter mächtiges Lager von dichtem Jurakalkstein vollständig getrennt sind. Der Dolomit macht auf dieser Seite des Berges nur die oberste und wenig mächtige Kuppe aus, dagegen stürzt er auf der gegen die Esbach gerichteten Seite, an Jurakalk und Griessandstein abschneidend, gleich vom Gipfel unter die Thalsohle ein, so daß man längs des Flüßchens hinabgehend, wenige Schritte, nachdem man den Griessandstein verlassen, gleich auf Dolomit stößt. Von gleicher Art, aber noch auffallender ist dieses Verhältniß auf der gegenüberliegenden Schlucht, wo das Thalgehänge ungleich höher ist. Der Dolomit, der hier gegen Osten auf der Höhe sein wenig mächtiges Ausgehendes, auf Jurakalkstein gelagert, findet, stürzt sich in westlicher Richtung, der Klaussteiner Kapelle gegenüber, von einer Höhe von mehreren hundert Fuß schroff und steil in das Rabensteiner Thal hinab, so daß er ebenfalls tief unter das Niveau des obern Griessandsteines einsinkt. Der Dolomit liegt hier in einer kesselartigen Vertiefung der seine Unterlagen konstituirenden Felsarten, die an dieser Stelle nur im Ausgehenden sichtlich werden können.

lomit in Franken sey daher keine in der Reihe neu eingetretene Schicht, denn sonst würde eine solche in Schwaben fehlen.

„Wer daher," setzt er hinzu, „den Juradolomit in einer Folge der Schichten des Jura aufführt, redet nicht, wie er glaubt, von einer reinen Thatsache, sondern er trägt eine Hypothese vor, welche sehr wenig begründet ist."

Ich erlaube mir hiegegen zunächst folgende Versicherung zu geben. Ich wollte mir nämlich in irgend einem, mir noch ganz unbekannten Theile des fränkischen Juragebirges wohl getrauen bey finsterer Nacht die untere, wie die obere Grenze des Juradolomits, insofern solche gehörig bloß gelegt und zugänglich ist, durch bloßes Tasten mit der Hand so ziemlich genau zu bestimmen, und ihn dadurch von seinem Liegenden, so wie von seinem Hangenden, wenn ein solches vorhanden seyn sollte, zu trennen. Den aber möchte ich sehen, der unter ähnlichen Umständen es übernehmen wollte, in Schwaben den geognostischen Horizont des Dolomits auszumitteln. Da meyne ich denn doch, nicht einer Hypothese, sondern einer handgreiflichen Thatsache nachgegangen zu seyn, und einige gute Haltpunkte zu haben, an welchen der Juradolomit als etwas Eigenthümliches erkannt werden könnte.

Zuvor aber haben wir die Frage zu beantworten, welche Merkmale es denn sind, an welchen man irgend ein Gestein als selbstständiges Formationsglied erkennen kann. Offenbar sind die Hauptmerkmale: der physikalische Charakter, die chemische Zusammensetzung, die geognostischen Lagerungsverhältnisse und die etwanigen organischen Einschlüße. Weicht ein Gestein in allen oder doch mehreren dieser Merkmale von einem andern ab, so beurkundet es eben dadurch sich als etwas Verschiedenes und muß demnach auch als solches betrachtet werden. Der Juradolomit kommt nun allerdings mit dem Jurakalksteine hinsichtlich der Versteinerungen überein, weicht dagegen wesentlich im physikalischen, chemischen und geognostischen Charakter ab, und hat dadurch, in Verbindung mit seiner ungeheuern Mächtigkeit, das Recht sich erworben als eine eigenthümliche Gebirgsart respektirt zu werden. Wäre sein zoologischer Charakter auch verschieden, so müßte er zu einer ganz andern Formationsreihe als der dichte Jurakalkstein gezählt werden; indem er aber mit diesem in jener Beziehung übereinstimmt, macht er ein selbstständiges Glied der weißen Juraformation aus, gleichwerthig mit seinem Liegenden, dem dichten Jurakalkstein, und mit seinem Hangenden, dem lithographischen Schiefer.

Den sogenannten geognostischen Horizont des Dolomits in Schwaben scheint aber der Verfasser zunächst darnach zu bestimmen, daß im fränkischen Dolomite die organischen Formen, vorzüglich Terebratula lacunosa und Apiocrinites mespiliformis, wahre Leitmuscheln für die Schichten seyen, welche unter der großen Masse Korallen vorkämen, wie sie sich auf der schwäbischen Alb finde, weßhalb eben der Dolomit in Franken keine in die Reihe neu eingetretene Schicht sey. Auch meine Beobachtungen haben ergeben, daß Terebratula lacunosa nächst der Terebratula bisuffarcinata die häufigste und daher bezeichnendste Versteinerung im fränkischen Dolomite sey, wogegen der Apiocrinites mespiliformis mir in selbigem nicht erinnerlich ist. Nehme ich nun aber jene beyden Terebratuliten, nebst der Terebratula vulgaris Schloth., dem Belemnites semisulcatus, dem Ammonites planulatus und den Scyphien, welche Graf Münster aufgefunden hat, so sehe ich in unserem Dolomite als charakteristische Arten eben diejenigen, welche nicht bloß Graf von Mandelsloh unter seinen Coral-Rag und oberen Oxford-Clay in Würtemberg vertheilt, sondern die sich alle ebenfalls in unserm dichten Jurakalksteine finden, so daß also mit demselben Rechte als Herr v. Buch einen geognostischen Horizont des Dolomits im schwäbischen Jurakalksteine annimmt, wir den nämlichen in unserm fränkischen Jurakalkstein bestimmen könnten. Auf solche Weise würden wir aber bey uns zweyerley Dolomite bekommen, den hypothetischen oder vikarirenden, und den thatsächlichen oder eigentlichen, d. h. mit andern Worten die Versteinerungen des Dolomits können, weil sie identisch mit denen des Jurakalksteins sind, zur Ermittelung des gegenseitigen geognostischen Verhaltens beyder nicht in Anschlag gebracht werden, und der dolomitische Horizont in Schwaben beruht bloß auf einer unhaltbaren Voraussetzung. Daß die Würtemberger auf solche Weise um den Dolomit als Gebirgsglied

kommen, ist mir dabey sehr gleichgültig; sie haben uns auch noch um den ihnen fehlenden lithographischen Schiefer zu beneiden, und es geht ihnen ähnlich den Engländern, die gegenwärtig mit großer Mühe umhersuchen, ob sie nicht einige Atome des deutschen Muschelkalks in ihrem Lande aufspüren könnten. Wer heißt es ihnen aber, sich die Vorstellung zu machen, als ob die Erde mit ihren Gebirgsformationen eine Zwiebel wäre, wo eine Schale um die andere sich legt.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Francisco Freire de Carvalho, Lições elementares de eloquencia nacional. Rio de Janeiro 1834. 8.

Bernardin Ribeyro, Menina e Moça ou Saudades. Lisboa 1785. 8.

Eugenio de Ochoa, Tesoro del teatro Español. T. V. Teatro escogido desde el siglo XVIII. hasta nuestros dias. Segunda parte. Paris 1838. 8.

Butebeuf, Oeuvres complètes, trouvère du XIII. siècle, recueillies et mises au jour pour la première fois par Achille Jubinal. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Achille Jubinal, Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux et autres pièces inédites des 13, 14 et 15 siècles. Vol. I. Paris 1839. 8.

Justice Haliburton, The Clockmaker, or the Sayings and Doings of Sam-Slick, of Slickville. Paris 1839. 8.

— — —, The Bubbles of Canada. Paris 1839. 8.

N. Drake, The youth of Shakspeare. Paris 1839. 8.

Countess Blessington, The idler in Italy. Paris 1839. 8.

Poëmes Islandais, tirés de l'Edda de Saemund, publiés avec une traduction, des notes et un glossaire par F. G. Bergmann. Paris 1838. 8.

K. A. Nicander, Runen. A. d. Schwedischen von G. G. Fr. Mohnike. Stuttgart 1829. 8.

H. P. Holst, Dansk Laesebog. Kjobenhavn 1837. 8.

Hollandtsche Rym-Kronyk. Amsterdam 1591 f.

Melis Stoke, Rymkronyk, door Balthazar Huydecoper. Deel 1—3. Leyden 1772. 4.

Giovanni Rosini, Introduzione alla storia della pittura Italiana esposta coi Monumenti. Pisa 1838. 8. Mit Atlas in Fol.

Giuseppe Rossi, Pitture a Fresco del Camposanto di Pisa. Firenze 1832 f.

Les anciennes Tapisseries historiées, ou collection des monumens les plus remarquables, de ce genre, qui nous soient restés du moyen-age, à partir du XI. siècle au XVI. inclusivement. Texte par Achille Jubinal, gravures d'après les dessins de Victor Sansonetti. Livr. 10—17. Paris 1838. f.

J. D. Meijer, De la codification en général et de celle de l'Angleterre en particulier, en une série de lettres adressées à Mr. C. P. Cooper. Amsterdam 1830. 8.

H. C. Carey, The Credit System in France, Great Britain and the united states. London 1838. 8.

C. Pecqueur, Economie sociale. Des intérêts du commerce, de l'industrie, de l'agriculture sous l'influence des applications de la vapeur. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Ch. Liskenne et Sauvan, Bibliothèque historique et militaire. T. 1. 2. Paris 1838. 4.

Gilbert Breschet, Etudes anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'ouie et sur l'audition, dans l'homme et les animaux vertébres. Paris 1833. 4.

John Abercrombie, Pathological and practical researches on diseases of the stomach, the intestinal canal, the liver and other viscera of the abdomen. Edinburgh 1830. 8.

F. Romani, Ricordi su la peste. Napoli 1816. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ueber den Jura in Deutschland. Eine in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 23. Februar 1837 gelesene Abhandlung.

(Fortsetzung.)

Eine unter den Geognosten ziemlich allgemein verbreitete Meynung sieht das Juragebirge für eine Korallenbank, für ein durch den Korallenbau entstandenes Korallenriff an. Hr. von Buch theilt diese Meynung, und indem er von den merkwürdigen Einbuchtungen und Durchfurchungen des Juragebirges *) spricht, setzt er hinzu:

> „Schon vor dreyßig Jahren habe ich gezeigt, daß dieses völlig der Bau und die Form des großen Korallenriffs sey, welches den Continent Neuholland in seiner ganzen Erstreckung begleitet, und man kann nicht bezweifeln, daß die Ursachen, welche dieses Korallenriff hervorgebracht haben, ganz denen ähnlich gewesen seyn müssen, durch welche der Jura, zwischen älteren Gebirgen hin, bis an den oberen Mayn geführt worden ist, um so mehr, da der größte Theil dieses Juragebirges wirklich von mannigfaltigen an einander hängenden Korallenmassen gebildet wird. Auf der obern Fläche wird man sie nicht leicht irgend wo vermissen, und sie sind es, welche dem obern Theile der Berge die blendende Weiße geben."

Es ist diese Ansicht im Einzelnen, wie im Ganzen nicht haltbar. Ganz unrichtig ist es, daß der größte Theil der Jurakalk-Formation von an einander hängenden Korallenmassen gebildet werde, wodurch sie eben die weiße Farbe erhalte. Was den Dolomit anbelangt, der im nördlichen Franken immer die oberste und zugleich die Hauptmasse ausmacht, so ist es mir wohl bekannt, daß Graf Münster in ihm „unzählige Korallen, vorzüglich aus der Gattung Scyphia" getroffen hat, aber er giebt nur Thurnau als Fundort an. Mir selbst ist es nicht gelungen in der ganzen Strecke vom Mayne bis zur Donau Korallen im Dolomit aufzufinden, obgleich ich mit angestrengtem Fleiße nach Versteinerungen gesucht habe, und dieß kann wenigstens als Beweis gelten, daß die sogenannten Korallen zu den Seltenheiten in diesem Gesteine gehören, ihm also auch nicht die weiße Farbe geben konnten. Im dichten Jurakalksteine freylich habe ich ebenfalls einen großen Theil der den Korallen zugezählten Versteinerungen gefunden, wie sie in dem schönen Petrefaktenwerke von Goldfuß abgebildet und im Verzeichnisse der Bayreuther Kreissammlung aufgeführt sind. Allein man darf nur dieses Verzeichniß zur Hand nehmen, um sich zu überzeugen, daß es auch hier wieder einzelne Lokalitäten *) sind,

*) Unter den Flüßen, welche ihre Quellen weit vom Gebirge entfernt in flachen Hügeln fänden, führt der Verfasser auch die Pegniz an, was jedoch irrig ist, da diese unweit Lindenhard aus dem Jurazuge selbst noch entspringt.

*) Ein Hauptfundort ist der Streitberger Wasserfall. Vom untern Theile des an der Wiesent liegenden Dorfes Streitberg zieht sich in die nördliche Thalwand eine enge Schlucht hinein, welche auf beyden Seiten mit schroffen Felsen eingefaßt ist, und im Hintergrunde stürzt sich eine Quelle über terrassenförmig gebildete Steinmassen herab; diese Parthie ist unter dem Namen Streitberger Wasserfall bekannt. Der untere Theil dieser Thalwände ist ein licht rauchgrauer, thonreicher Kalkstein, der von der Witterung sehr angegriffen wird und zerbröckelt, so daß sich an seinem östlichen Gehänge eine große Schuttmasse aufgehäuft hat. Seine offen zu Tage anstehenden Schichten enthalten eine Menge von Zoophyten und Spon-

in welchen sie sich vorzüglich zusammen gedrängt zeigen, und man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß dieser Reichthum ein im gleichen Schichten-Niveau aushaltender wäre, denn ganze Strecken, wo sie sich dem Nivellement nach noch finden sollten, sind frey davon oder nur spärlich damit ausgestattet, so daß also auch der dichte Jurakalkstein ihnen nicht die Farbe zu verdanken hat.

Aber sind es denn auch wirklich lauter Korallen, die man unter solchem Namen häufig unter den Versteinerungen aufführt? Keineswegs. Gerade die Sternkorallen, welche es eigentlich sind, die durch ihren Bau die Korallenbänke hervorbringen, fehlen im fränkischen Jura auf eine auffallende Weise, und sind nur durch wenige und sehr vereinzelte Formen repräsentirt. Dagegen wimmelt es in den sogenannten Korallenschichten von Spongien, unter denen Graf Münster der Gattung Scyphia allein 67 Arten zuweist. Aber Spongien bauen keine Korallenriffe; ja wie die neueren Untersuchungen ergeben haben, sind sie nicht einmal mehr dem Thierreiche zuzuzählen. Die Ansicht also, als ob unser Juragebirge ein urweltliches Korallenriff wäre, muß aufgegeben werden, da solche eine ganz falsche Vorstellung von dem Gebirge erregen würde.

So viel über die Einleitung, mit welcher Hr. von Buch seine Abhandlung über den deutschen Jura eröffnet. Wenn es mir leid gethan hat, daß ich im Interesse der Wissenschaft einige Beanstandungen in selbiger hier zur Sprache bringen mußte, so freut es mich um so mehr, daß ich im nachfolgenden Kapitel, das von der Zusammensetzung des deutschen Jura handelt, so viel Ansprechendes finde. Gleich im Eingange bin ich mit ihm völlig einverstanden, wenn er sagt:

„Hätte man niemals einen anderen Jura vor Augen gehabt als den deutschen, so würde man nicht einen Augenblick angestanden haben, ihn in drey Theile zu trennen: 1) in einen schwarzen am Fuß des Gebirges und bis zu geringer Höhe hinauf, größtentheils Kalkstein und Schiefer; 2) in einen braunen oder gelben an den steilen Abhängen, in welchem fast nichts als Sandsteine vorkommen; endlich 3) in einen weißen Theil, die oberen Schichten von Kalkstein. Jeder dieser Theile hätte sich dann von selbst in Unterabtheilungen zerspalten, theils durch einzelne Verschiedenartigkeit der Schichten über einander, theils durch den verschiedenen zoologischen Charakter in jeder einzelnen Schicht."

Er bemerkt dann weiter, daß eine Verkennung dieser Verhältnisse dadurch herbeygeführt worden sey, daß man Alles, was man in England gesehen, auch in Deutschland, so gut es gehen wollte, wieder aufzusuchen sich abmühte. Ein Mißgriff sey es gewesen, daß man die beyden untern Abtheilungen (die schwarze und die braune) in der einzigen Formation des Lias zusammen fassen wollte. Nicht minder irrig sey die Meynung gewesen, als ob die obern Glieder der englischen Oolithreihe (Koralrag und Portlandstone) bey uns ganz fehlten. Nach Hrn. von Buchs Ansicht ließen die Versteinerungen keinen Zweifel zu, daß mit der braunen Abtheilung die mittlere Oolithenreihe von England völlig beendet, der weiße Kalkstein darauf vollkommen dem englischen Koralrag gleich sey, und daher die noch höher liegenden Schiefer von Solenhofen gar nicht mit denen von Stonesfield zusammen gestellt werden könnten. Und wie ich es schon ebenfalls über denselben Gegenstand gethan, läßt er sich tadelnd vernehmen:

„Seit der Zeit hört man häufig die ganze braune Ablagerung des Jura „die Oolithformation" nennen, weil sie im südlichen, nicht einmal im nördlichen England, aus Oolithen besteht. Es ist doch zu widerstrebend und verursacht in der That noch täglich große Verwirrung, wenn man fortfährt einen groben braunen Sandstein, der von Oolithen gar nichts Aehnliches hat, dennoch immerfort Oolith zu nennen. Um so mehr ist dieß auffallend, da die Natur selbst die Abtheilungen des Jura so klar und so deutlich vor Augen legt."

Aus demselben Grunde habe ich schon vor

---

gien, nächstdem Ammoniten, Terebratuliten und Serpuliten, welche bey der mürben Beschaffenheit des Gesteines leicht ausfallen und einen großen Theil des erwähnten Schuttes ausmachen. Ueber diesem thonig-mergeligen rauchgrauen Petrefakten-Lager erhebt sich in schroffen Wänden ein hellerer fester Kalkstein, in welchem ich mich nach den Versteinerungen der untern Bänke vergebens umsah.

längerer Zeit vorgeschlagen, diesen bräunlichen oder gelben Sandstein, welcher den rauchgrauen Liaskalk von dem weißen Jurakalk trennt, statt nach hypothetischen Ansichten Lias-Sandstein zu nennen, mit dem Namen Gries-Sandstein, der von seiner feinkörnigen Beschaffenheit hergenommen und daher von theoretischen Meynungen ganz unabhängig ist, zu bezeichnen.

Die Stelle, welche dieser Griessandstein in der Folge der Juraschichten einnimmt, ist durch seine Zwischenlagerung zwischen Liaskalk und Jurakalk sehr bestimmt angegeben. Gleichwohl hat er die Geologen hinsichtlich der Stelle, die sie ihm in ihren theoretischen Constructionen anzuweisen haben, in große Verlegenheit gebracht. Der übliche Name Liassandstein zeigt an, daß man ihn gewöhnlich mit dem Liaskalke zu einer Gruppe verbunden hat. Graf Mandelsloh nennt ihn grès de l'inferior oolite. Hr. von Buch bezeichnet ihn als selbstständiges Glied in der Reihe der Jura-Gebirgsarten, worin wir ihm vollkommen beystimmen, giebt ihm aber, nach oben wie nach unten, eine Begrenzung, die von der der übrigen Geognosten in wesentlichen Stücken abweicht, und daher weiter zu besprechen ist.

„Zwey mächtige Schichten von blauem Thon, eine untere reinere und stärkere, und eine obere, in welcher auch einzelne dünne Schichten von Kalkstein eintreten, umschließen den mittleren Jura in Deutschland. Mit dem unteren Thon erhebt sich zugleich das Gebirge über den, unten fast wie eine Ebene sich fortziehenden Schiefer des Lias. Und unmittelbar auf die obere Schicht folgen die Lager von Kalkstein, welche überall im Fortlauf der Berge durch ihre Weiße besonders hervorleuchten. Es ist kaum möglich, daß eine Abtheilung schärfer und genauer angegeben seyn könnte. Alles aber, was zwischen diesen beyden Grenzbändern vorkommt, ist ebenfalls von den andern Juratheilen durch ihre Zusammensetzung, wie durch ihre organischen Reste, ohne Mühe zu sondern. Alles besteht vorzugsweise aus einem braunen eisenschüssigen Sandstein, in dem häufig, vorzüglich im untern Theile, wirklich ganze Schichten von linsenförmig körnigem Thoneisenstein auftreten. Reine Schichten von Kalkstein sind in dieser Abtheilung recht selten."

So leicht demnach Hr. von Buch es macht, dem Griessandsteine seine Begrenzung nach oben wie nach unten anzuweisen, so scheint es doch, als ob einige Schwierigkeiten vorhanden seyn müßten, da er in dieser Beziehung in großem Widerspruche mit den übrigen Geognosten, die über den deutschen Jura geschrieben haben, sich befindet. Betrachten wir zuerst die untere Grenze.

Herr von Buch erklärt es für einen „Rest der irrigen schwäbischen Meynung," daß die mächtige Thonschicht, mit welcher der mittlere Jura sich erhebt, von den meisten Geognosten zum Lias gerechnet werde. Denn die Thonschicht enthalte einige ganz charakteristische Muscheln, welche im Lias weiter nicht vorkämen; es seyen vorzüglich Trigonia navis und Gervillia aviculoides. Die erstere sey sogar dem deutschen Jura ganz eigenthümlich. Was sonst der untere Thon und der darüber liegende Sandstein mit dem Lias gemein habe, sey noch mehr in solchen Sandsteinen herrschend, die niemals dem Lias beygezählt würden; unter ihnen vorzüglich der weit verbreitete Ammonites Murchinsonae, der unter mancherley Namen als A. opalinus, maeandrus, primordialis u. a. schon in ganz Europa aufgefunden sey. Sowohl in Frankreich als in England habe man die Formation des Lias immer mit den Fischschiefern als beendiget angesehen.

Aus diesen näheren Bezeichnungen ersieht man demnach, daß der Verfasser nicht bloß die eigentlichen Thonschichten, welche über den Liasschiefern, sondern einen Theil von diesen letzteren selbst noch zu seinem mittleren Jura, d. h. zum Griessandsteine rechnet. Mit dieser Anordnung kann ich mich aber nicht verständigen, da hierdurch eine Gebirgsart von gleichem Gesteinescharakter (die Liaskalk-Formation) aus einander gerissen, und ihr oberer Theil mit einer andern Gebirgsart (dem Griessandsteine) verbunden wird, die wieder einen andern Gesteinscharakter hat. Eine solche Trennung, wie Verbindung ist unnatürlich, ist bloß aus der einseitigen Rücksicht auf die Petrefakten hervorgegangen, und erreicht gleichwohl den vorgesetzten Zweck nicht vollständig, nämlich einen eigenthümlichen zoologischen Charakter für den mittleren Jura auszuscheiden. Man darf nur das Bayreuther Verzeichniß zur Hand nehmen, um sich zu überzeugen, daß,

wenn man auch die obersten Liasschichten, die Graf Mandelsloh in seinem Profile mit Nr. 31., 32. und 33. als ächte Liasschiefer und Liasmergel bezeichnet, abreissen und mit dem Griessandsteine in die unnatürliche Verbindung bringen ließe, um dadurch Trigonia navis, Gervillia aviculoides und andere mit ihnen vorkommende Versteinerungen dem Lias zu entfremden, gleichwohl immer noch genug Petrefakten, wie Avicula inaequivalvis, Cucullaea cancellata, Nucula subulata, Cardium multicostatum, Belemnites paxillosus etc., übrig bleiben würden, welche der Griessandstein mit den untern Liasschiefern gemein hätte. Und schon vor geraumer Zeit hat Graf Münster bekannt gemacht, daß sich im Griessandsteine nur solche Versteinerungen finden, welche zugleich auch den bituminösen Schiefern des Gryphitenkalks zukommen. So lange diese Angabe als eine unhaltbare nicht zurückgewiesen ist, würde der zoologische Charakter, wenn anders dieser allein berücksichtiget werden sollte, den braungelben Sandstein immer in dieselbe Gruppe mit den dunklen Schiefern bringen. Das Räthlichste meiner Meynung nach würde es seyn, auf den unentschiedenen Charakter der Versteinerungen gar keine Rücksicht zu nehmen, sondern lediglich den Gesteins-Charakter ins Auge zu fassen und demnach die sämmtlichen Liasschiefer, wie bisher, als ein verbundenes Ganzes anzusehen.

Auch die oberste Abtheilung des mittleren Juras begrenzt Herr von Buch anders als seine Vorgänger, indem er ihr noch Schichten zufügt, die Andere bereits mit der weißen Kalkformation verbinden. Es sind dieß die Schichten, welche zwischen dieser und dem Griessandsteine liegen und die Graf Mandelsloh als Inferior Oolite und als unteren Oxford Clay und Bradford Clay, das Bayreuther Verzeichniß in ähnlicher Weise als Oxford Clay und unteren eisenschüssigen Oolith benannt hat. Ersterer verbindet seinen unteren Oxford und Bradford Clay noch mit dem Jurakalksteine selbst, ihn als dessen unterstes Glied ansehend; den Inferior Oolite dagegen trennt er und betrachtet ihn als eine mit Griessandstein und Jurakalk gleichwerthige Abtheilung. Im Bayreuther Verzeichniß werden beyde Lagen zusammen der weißen Juraformation zugezählt, wovon der Oxford Clay die obere ausmacht. Da es mir mit diesen Lagen bey meinen geognostischen Untersuchungen seltsam ergangen ist, so wird man mir erlauben, bey ihrer Betrachtung etwas länger verweilen zu dürfen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Schluß.)

John Abercrombie, Pathological and practical researches on diseases of the brain and the spinal cord. Edinburgh 1834. 8.

Bedae historia ecclesiastica gentis Anglorum. Ad fidem Codicum manuscriptorum recensuit Josephus Stevenson. Londini 1838. 8.

Marcel de Serres, De la cosmogonie de Moïse, comparée aux faits géologiques. Paris 1833. 8.

W. C. Taylor, Illustrations of the bible from the monuments of Egypt. London 1838. 8.

Edward Greswell, Dissertations upon the principles and arrangement of an harmony of the Gospels. Vol. 1—4. Oxford 1837. 8.

John Henry Newman, Lectures on Justification. London 1838. 8.

Lettres sur les offices divins de l'église d'Orient. Trad. du Russe. Livr. 1. Petersburg 1837. 8.

Vie de Saint Hugues, évêque de Grenoble, par Albert du Boys. Paris 1837. 8.

Vita di S. Filippo Neri Fiorentino, scritta dal P. G. Bacci. Roma 1678. 7.

Joannes Franciscus van de Velde, Synodicon Belgicum, sive acta omnium ecclesiarum Belgii a celebrato concilio Tridentino usque ad concordatum 1801. Archiepiscopatus Mechliniensis. T. II. Mechliniae. 1829. 4.

Nicol. Joan. Cherier, Enchiridion Juris ecclesiastici. Ed. 2. Vol. 1. 2. Pestini 1839. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nr. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ph. E. Huschke (der Philos. und der Rechte Dr. und der letztern Professor an der Universität in Breslau), die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage zu einer Römischen Verfassungsgeschichte. (Mit dem Motto: non unius populi, sed generis humani. Florus.) Heidelberg, bey Mohr. 1838. XIX. und 754 S. in 8. (Von S. 700 Verbesserungen und Zusätze).

Ein Werk, welches auf mehr als 700 Seiten die Grundlagen der Römischen Verfassung erörtert, mußte in unsern Tagen mit gespannter Erwartung aufgenommen werden. Denn seitdem man den hergebrachten Fahrweg in der Behandlung Römischer Geschichte verlassen hat, laufen die Bahnen der Forscher regellos aus einander und auf keinem andern Gebiete haben sich so verschiedenartige und entgegengesetzte Methoden geltend zu machen gesucht. Diese Erwartungen wurden aber noch zweifelhafter durch die Persönlichkeit des Verfassers, der als Philolog und Jurist gleich erprobt, vor vielen im Besitz des erforderlichen Werkzeugs schien, zugleich aber in seinen neuesten Leistungen einer Neigung zu einer gewissen überschwenglichen Philosophie nachhing, welche allmählig der Nüchternheit und Unbefangenheit der Forschung immer mehr Gefahr drohte. Was man bey diesem Streben, den Philologen und historischen Juristen mit dem Philosophen zu vereinigen, voraussehen konnte, ist nun wirklich eingetreten. Der Verf. hat in dem vorliegenden Werke seine Methode aufs Aeußerste getrieben und so ist es diese Vereinigung ganz entgegengesetzter Dinge, was den allgemeinen Charakter desselben ausmacht: es soll eine strenggläubige Behandlung der alten Ueberlieferungen gegeben werden, während sich daneben und darüber die Philosophie des Verf. in den ausschweifendsten Combinationen und Constructionen ergeht.

Der Verf. bekennt nämlich gleich zum Anfang, (S. V. der Vorrede,) daß er sich in einem bestimmten Gegensatze gegen die seit Niebuhr gangbar gewordenen hyperskeptischen Ansichten über die Glaubwürdigkeit der ältesten Römischen Geschichte fühle. Er kann nicht einstimmen, wenn man von einem Gedichte von Tarquinius Priscus und Servius Tullius spricht, wenn man die Namen der Römischen Könige für bloße Personificationen von gewissen Verfassungs- oder religiösen Ideen erklärt. Ihm will bedünken, daß diese kritischen Grundsätze viel zu wohlfeilen Kaufs erstanden wären, und großentheils nur der allgemeinen negativen Richtung der Zeit und dem vortheilhaften Contrast mit einer frühern ganz unkritischen Behandlungsweise ihren Credit verdanken. Man habe sich nicht deutlich gemacht, was der ältesten Geschichte eines Volkes eigen sey, vielmehr bey Beurtheilung derselben nur gewisse subjective Meynungen, entlehnt von der Anschauung ganz anderer Verhältnisse und Zustände, zur Grundlage genommen. So habe sichs die neuere kritische Geschichtschreibung nicht viel saurer werden lassen, als eine verwandte Richtung auf dem theologischen Gebiete. Er seinerseits spricht daher von Romulus, Tatius, Numa Pompilius als historischen Personen, nimmt die Zeitrechnung der Königsgeschichte als baare Münze ꝛc.

So haben wir hier den Versuch einer förmlichen Restauration, und man wird begierig seyn auf die Gründe, welche den Abfall des Verf. von dem historischen Glaubensbekenntnisse der neueren

Zeit herbeygeführt haben. Es sind dieß aber folgende:

1) In der Gründung der Staaten liegt eine Epoche des Erwachens zu geistiger Selbständigkeit, welche mit Nothwendigkeit zugleich bewußte geschichtliche Erinnerung an die Stelle mythischer Dichtung setzt. 2) Dieß gilt besonders vom Römischen Volke, welches theils am spätesten unter den großen Völkern des Alterthums und zu einer Zeit entstanden ist, wo ringsum schon griechische Bildung und Literatur (?) blühte, theils eine zusammenfassende Macht des Volksgeistes besaß, die auch die fernsten Zeiten seiner Kindheit stets in der Einheit des gegenwärtigen Bewußtseyns festhielt. 3) Es hat sich eine nicht unbedeutende Zahl von Documenten aus der Königszeit erhalten, die auch im Gallierbrande nicht sämmtlich untergiengen und deren wichtigste bald wieder hergestellt wurden. 4) Nach der Natur der Kindheitsperiode im Volke wie im Einzelnen ist das Gedächtniß um so treuer, als beyde noch von der schriftlichen Aufzeichnung wenig Unterstützung erhalten. 5) Ganz besonders gilt dieß wieder beym Römischen Volke, wo durch die carmentes und die Sitte, bey Gastmählern die Großthaten der Ahnen zu preisen, alle Lichtpuncte der Geschichte in lebendigster Erinnerung gehalten wurden, bis die Annalisten kamen. 6) Die Wunderbarkeiten, z. B. die lange Regierungszeit der Könige, erklären sich aus den eigenthümlichen Gesetzen des Kindheitsalters im universalen Menschen.

Wir befürchten nicht, daß der Verf. durch solche Gründe viele Anhänger Niebuhr's auf seine Seite bringen wird. Wer wird sich weiß machen lassen, daß die Anfänge eines Volks in der spätern Erinnerung desselben am lichtesten dastehen, (was durch die Geschichte eines jeden Volkes widerlegt wird,) oder daß das Römische Volk in solchen Dingen vor andern seiner Natur nach etwas voraus gehabt? Ganz andere Dinge hätte der Verf. beweisen müssen: er mußte zeigen, wie es unwahrscheinlich sey anzunehmen, daß das Römische Volk, so wie die andern Völker der antiken Welt, von früher Zeit an bemüht war, seine Ursprünge zu verherrlichen und auszuschmücken; wie man sich unter den Heldenliedern keine dichterische Belebung der dunkeln Zeiten sondern trockene Chroniken zu denken habe; wie es zugegangen sey, daß sich die Kunde der ältesten Einrichtungen mit officieller Genauigkeit erhalten konnte, während doch die Personen wenigstens der ersten 5 Könige unläugbar von dem Dufte der Sage umschleiert sind; er hätte endlich und insbesondere nicht so im Allgemeinen das Ueberbleiben von Documenten aus des Servius Zeit behaupten, sondern im Einzelnen wahrscheinlich machen sollen, indem die urkundliche Forterhaltung der leges regiae und des jus papirianum mehr als problematisch erscheint. So lange nicht solche Beweise da sind, wird sich der menschliche Verstand in solchen Dingen sein Recht der Kritik kaum nehmen lassen, d. h. sein Recht, die Glaubwürdigkeit dessen zu prüfen, was er glauben soll, und das Mögliche, Wahrscheinliche und Gewisse von dem Unmöglichen und Unwahrscheinlichen auszuscheiden. Er wird sich hievon auch nicht durch das bedenkliche Hinweisen auf die allgemeine negative Richtung der Zeit abhalten lassen — ein Vorwurf, der gegen Niebuhr (man lese dessen Vorreden zur 2. Ausgabe!) schwer zu verantworten seyn dürfte, und in so ferne er durch die Erwähnung einer gewissen Richtung in der Theologie verstärkt wird, am Ende gar die Meynung veranlassen könnte, als sey man nach dem Verf. den heiligen Schriften und den alten Profanscriptoren denselben buchstäblichen Glauben schuldig! — Es muß dieß alles um so verwunderlicher erscheinen, als der Verf. nirgends, wo die Zeugnisse der Alten nicht zu seinen Ansichten passen, Bedenken trägt, dieselben zu umgehen oder geradezu, durch den Vorwurf der Unkenntniß, zu beseitigen (s. z. B. S. 345. 648).

Wie man sich nun aber auch im Allgemeinen gegen die alten Ueberlieferungen stellen mag, immer bleibt dem Geschichtsforscher die Aufgabe, aus den oft widersprechenden Zeugnissen das Wahre heraus zu finden, den inneren lebendigen Zusammenhang zu entdecken, Lücken zu ergänzen und aus dem gegebenen Stoff ein Sinn und Verstand befriedigendes Ganze herzustellen. Diese Thätigkeit muß natürlich immer von einem gewissen Principe ausgehen, nach welchem sie selbst hinwiederum charakterisirt und gewürdigt wird. Wir haben erlebt,

wie man die älteste römische Geschichte bald aus schielenden Etymologien und cruden Analogien griechischer Politien, bald nach dem Typus einer modernen Handelsstadt, bald mit Hülfe der dialektischen Bewegung einer neuern ideellen Philosophie construirt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Jura in Deutschland. Eine in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 23. Februar 1837 gelesene Abhandlung.

(Schluß.)

Graf Münster machte auf diese Abtheilungen in unserem Gebirge aufmerksam, indem er sie als oolithischen Thoneisenstein bezeichnete. Seinen Angaben nach verbreitet sich selber unter dem Jurakalke und über dem Liassandsteine längs des ganzen Jurazugs von der Schweiz bis an die Koburger Grenze, eine nicht unbedeutende Formation ausmachend, welche gewöhnlich nach oben aus eisenschüssigem oolithischen Thonmergel und nach unten aus oolithischem Thoneisenstein mit sandigen und mergeligen Lagen bestehe; an einigen Stellen würden diese Lagen indeß durch blauen Thon ersetzt, oder fehlten ganz. Diesen Bemerkungen fügte Graf Münster noch eine Angabe der für jede dieser beyden Lagen charakteristischen Versteinerungen bey.

Im Laufe der von mir vorgenommenen Untersuchung des fränkischen Juragebirges hatte ich meine besondere Aufmerksamkeit auf diesen oolithischen Thoneisenstein gerichtet; allein es ergab sich mir der höchst befremdliche Umstand, daß ich zwar von der Altmühl bis zum Mayne auf der Ost- wie auf der Westseite des Gebirges an vielen Puncten seine als charakteristisch angegebenen Versteinerungen in Menge, nicht aber die Formation selbst antraf. Wenn ich die oberste Grenze des Griessandsteines erreicht hatte, so brauchte ich nur wenige Schritte höher zu steigen, um auf die weiße Juraformation zu kommen, die von nun an ohne Unterbrechung die Höhe einnahm. So habe ich es bey Weissenburg, am Herrenberg (Hegenberg) bey Altdorf, am Wolfstein bey Neumarkt, am Hezles bey Erlangen, auf dem Reisenberge und Ottosteine im Ebermanstädter Grunde, an der Waldblöße bey Lichtenfels, am Zaubenberg und Weissenberg bey Thurnau, an der Neubürg bey Bayreuth, an der Schweinsmühle bey Rabenstein und an andern Puncten gefunden. Gewiß war es also, daß die angegebene Formation an allen diesen Orten mächtig nicht seyn konnte, weil sie mit wenigen Schritten überschritten war. Die Auffindung der Grenzscheide aber zwischen Griessandstein und Jurakalk hatte deßhalb eigene Schwierigkeiten, weil gewöhnlich der letztere dem ersteren in einer schmäleren Kuppe sich aufgesetzt hat, so daß der Sandstein treppenartig hervorspringt, wovon die Folge ist, daß sich um den Fuß des Kalksteins durch Zersetzung seiner thonigen Schichten eine Letten- und Trümmerlage angehäuft hat, durch welche die Berührungsfläche beyder Gesteine mehr oder minder verdeckt, und hauptsächlich nur durch Ausfurchungen der Regengüsse und etwaige Gruben erkennbar ist. Wo man aber mit einiger Deutlichkeit, wie am Hezles,*) Wolfstein, Zaubenberg 2c.

*) Dieses Punctes gedenke ich deßhalb ausführlicher, weil hier die Einwirkung des Kalks auf den unterliegenden Sandstein sich viel tiefer hinab erstreckt als an irgend einem andern von mir näher untersuchten Puncte, und man kommt hier augenscheinlich zur Ueberzeugung, daß zwischen der Bildung des Griessandsteines und Jurakalksteins keine Unterbrechung erfolgte, sondern daß die Gebirgs-Ablagerung in continuirlicher Zeitfolge vor sich gegangen ist. Der Hezles ist ein, den Botanikern wohl bekannter, von Erlangen 2 Stunden entfernter Höhenzug auf der Westgrenze des Jura-Gebirges. Von dieser Stadt, aus der Region des Keupersandsteins herkommend, stößt man hinter Neunkirchen, immer noch in der großen Ebene, auf den letzten Steinbruch in dieser Felsart. So wie man näher an den Fuß des Berges kommt, sieht man die dünnblätterigen, brandschieferartigen Liasschiefer, über denen der Hezles sich emporhebt. Folgt man dem Fahrwege, der über den Berg nach Ermreuth führt, so findet man die Hauptmasse desselben, wohl 3/4 des Ganzen ausma-

die Auflagerung wahrnehmen kann, sieht man eine Vermengung des Griessandsteines und Jurakalkes, wobey der erstere Kalkerde aufnimmt, der letztere aber von dem, an den Sandstein gebundenen, feinkörnigen Thoneisenstein, der in jenem in dünnen Schichten und Adern vorkommt, gewöhnlich nicht nur eine ockerige Färbung, sondern auch einzelne Körner des Thoneisensteins, so wie des Quarzes erhält, überdieß meist thonhaltig ist. In diesem bloß ein Paar Fuß mächtigen Lager liegen nun die charakteristischen Versteinerungen des sogenannten Oxford-Clay und untern Ooliths, deren größte Menge man freylich immer nur lose und ausgefallen auf der Grenzfläche herum gestreut sieht, so daß man zweifeln könnte, ob sie dem Sand- oder Kalksteine angehörten, wenn man sie nicht mitunter in diesem eingeschlossen fände und überdieß nur da, wo der Griessandstein vom Jurakalk überlagert wird, niemals aber, wo er ohne diese Bedeckung erscheint. Der sogenannte oolithische Thoneisenstein (Oxford-Clay und unterer Oolith) in Franken ist demnach weiter nichts als ein mergeliger, an Versteinerungen reicher, die unterste Lage ausmachender Jurakalkstein, in welchen gewöhnlich die Körner des unterliegenden Thoneisensteins eingedrungen sind, welche Vermengung auf den Grenzflächen Hr. von Voith schon vor geraumer Weile eben so angegeben hat. Eine ähnliche Vermengung findet auch häufig auf der Grenze zwischen Keuper- und Liaskalk statt. Der oryktognostische, wie der geognostische und zoologische Charakter des vorhin erwähnten Gesteines weisen dieses nicht dem Griessandsteine, sondern wie es Graf Münster vollkommen richtig angegeben hat, der Jurakalk-Formation zu. Bey uns in geringer Mächtigkeit, öfters vielleicht ganz fehlend, ist es dagegen in Würtemberg deutlich entwickelt und dort in seiner petrographischen Beschaffenheit vollkommen erkennbar.

A. Wagner.

---

chend, aus dem mürben ockergelben Griessandstein bestehend, den dünne Schichten und Adern des feinkörnigen Thoneisensteins wie gewöhnlich durchziehen; am deutlichsten sieht man den Sandstein in einem, in der Mitte des Berges gelegenen Steinbruch aufgeschlossen. Steigt man über diesem weiter in die Höhe hinauf, so bemerkt man bald, daß mit dem Sandsteine eine Veränderung vorgegangen ist: nicht nur wird er viel fester, so daß man mit Mühe Stücke herabschlagen kann, sondern er braust von nun an, was vorher nicht der Fall war, mit Säuren auf, und beurkundet dadurch die Beymengung von Kalk. Ist man über diesen festen Sandstein noch um 60 — 80 Fuß höher hinaufgekommen, so findet man eine tafelartige Abplattung, auf welcher der Jurakalkstein in einer schmälern Kuppe aufgesetzt ist. Der Fuß derselben ist durch einen Graben, so wie durch Regengüsse auf eine kleine Strecke theilweise aufgerissen, und man hat dadurch Gelegenheit zu sehen, daß der Sandstein dicht an der Grenze sich immer mehr mit Kalk vermengt hat, so daß dieser sichtlich hervortritt, zugleich bemerkt man auch die höchst feinen Körner des Thoneisensteins, welche den Griessandstein überhaupt auszeichnen, nebst einem Haufwerk von Versteinerungen, welche man vorher nicht wahrnahm und worunter besonders kleine Pentakriniten-Stiele, Trigonien, Belemnites paxillosus und am meisten der für diesen Sandstein charakteristische Pecten paradoxus sich bemerklich machen. Indem nun der Sandgehalt zurücktritt, erscheint ein zum Theil sehr thoniger Kalkstein, von dessen Zersetzung das umgebende Lettenlager herrühren mag, theilweise aber auch ein fester Kalkstein, in welche beyde hie und da gleichfalls die Körner des Thoneisensteins eingedrungen sind. In diesem thonigen Kalksteine sieht man häufig den Ostracites crista galli und eduliformis eingeschlossen, doch trifft man diese auch in den sandigen Lagen. Die in Unzahl umher gestreuten Belemnites giganteus und canaliculatus gehören offenbar diesen Grenzschichten des Jurakalkes an.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.
Nr. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ph. E. Huschke, die Verfassung des Königs Servius Tullius, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Unser Verfasser geht aus von den Tiefen einer gewissen mystischen Physiologie, welche er sich, wie es scheint, aus einer Abart der Naturphilosophie und einer kleinen Zugabe einer anderen neueren Philosophie *) zurecht gemacht hat. Nach ihm sind nämlich die Völker so reale Naturdinge wie einzelne Menschen. Beyde sind nur verschiedene Richtungen einer und derselben menschlichen Natur und müssen sich also auch in ihren Entwicklungsgesetzen genau entsprechen. Die politischen Einrichtungen sind demnach nichts als der Ausdruck des natürlichen Organismus des Gesammtmenschen oder universalen Menschen, den wir Volk nennen, und unterliegen eben so gewissen Gesetzen, nach denen sie sich mit Naturnothwendigkeit entwickeln und darstellen, wie sie uns der Physiolog im einzelnen Menschen nachweist oder doch nachweisen sollte.

„Unserer ganzen Untersuchung der Servianischen Verfassung, heißt es S. 245, liegt der Gedanke zu Grunde, daß wir es in ihr durchaus nicht mit einer willkührlichen oder auch nur bewußt ausgedachten menschlichen Einrichtung, sondern mit einem Naturgebilde zu thun haben, welches eben so aus den Händen des allweisen Schöpfers hervorgegangen ist, wie irgend eine Pflanze, die in einem gewissen Stadium ihrer Entwickelung ebenfalls in gewisse numerische Verhältnisse sich ausbildet, und daß der Staat kein willkührliches beschränktes Abstractum, sondern als das ganze in Gott und der Erde wurzelnde, daher auch alle Vermittlungen mit jenen beyden Substraten einschließende Daseyn des universellen Menschen auch wissenschaftlich aufgefaßt werden müsse.“

In dieser Idee nun, mit der eine cabbalistische Zahlenspielerey in Verbindung steht, hat der Verf. glücklich den Schlüssel gefunden, mit dem er die tiefsten Geheimnisse der altrömischen Staatseinrichtungen dem erstaunten Leser aufschließt. Da giebt es nichts, es sey noch so speciell und offenbar willkührlich gesetzt oder auch geradezu zufällig, wofür nicht irgend eine physiologische Nothwendigkeit nachgewiesen wird. Daß Rom gerade auf sieben Hügeln erbauet worden, daß es gerade fünf Classen, 193 Centurien, 21, dann 35 Tribus waren — wir haben es eben als etwas zufälliges, oder doch höchstens als verständige, zweckmäßige Anordnung angesehen. Jetzt werden wir belehrt, daß dieß lauter Dinge der Nothwendigkeit seyen, wie die Stellung und Zahl der Blätter an der Pflanze, die Gliederung und Bewegung des Menschen ꝛc. Diese physikalischen Phantasien aber sind recht eigentlich die Basis des ganzen Werkes, indem alle eigenthümlichen Ansichten des Verfassers auf diese Weise gerechtfertiget werden und die positive Forschung denselben nur zu oft dienstbar gemacht wird. Wir wollen es im Verlaufe dieser Anzeige dem gesunden Verstande der Leser überlassen, gegen die einzelnen Anwendungen jenes Principes zu protestiren, müssen jedoch hier das Grundirrige desselben mit einem Worte andeuten. Niemand wird heutzutage das natürliche, d. h. unmittelbare und von aller menschlichen Satzung unabhängige Element in aller Staatenbildung verkennen: allein eben so wahr ist es,

*) Darauf deuten wenigstens solche Phrasen wie z. B. S. 577, „am Anfange der Kaiserzeit schlug das censorische Amt in die Subjectivität um.“

daß die materielle oder reale Natur und der Staat gänzlich verschiedene Gebiete sind, zwischen denen nicht die geringste Gemeinschaft Statt findet. Es ist demnach eine Verrückung und Verfälschung aller Begriffe, wenn man das Wesen und die innere Bedeutung des einen aus dem Wesen der andern erklären und ergründen will, auch wenn man das höchste Gebilde der einen Sphäre (hier den Menschen nach seiner leiblichen Seite) dazu benützen wollte. Die Politie ist nun einmal kein „reales“ Naturproduct: sie steht der materiellen Natur gegenüber wie Geist und Freyheit dem Triebe und der blinden Nothwendigkeit. Wohl sind Natur und Völker Gebilde desselben Schöpfers, aber daraus folgt noch nicht, daß beyde über denselben Leisten gemacht sind. Somit ist es ein ganz verkehrtes und hoffnungsloses Beginnen, dieselben Gesetze in der materiellen Natur, und ihren Gebilden, dieselben in den Völkern und ihrer Entwicklung finden zu wollen, und der Verf. konnte selbst den Schein von Uebereinstimmung nur hervorbringen durch die größten Willkührlichkeiten in der Anschauung der Naturdinge, welche sich vergebens hinter Versicherungen der „tiefsten Nothwendigkeit“ und des „unverkennbarsten Gesetzes“ zu verbergen suchen. Es liegt aber in seinem Unternehmen zugleich eine Herabwürdigung des Staats und seiner Geschichte, indem aller Geist aus denselben verbannt und ihnen lediglich die Bedeutung gelassen wird, gewisse physiologische Combinationen zu realisiren. — Wir sind überzeugt, daß alle Leser den schmerzlichen Eindruck theilen werden, welchen ein solcher Aufwand von Geist, Combinationsgabe und Scharfsinn an solche Phantasmagorien macht: dürften wir uns nur auch der Hoffnung hingeben, daß das Werk als ein abschreckendes Marterbild solcher physiologischer Ueberschwenglichkeit wirken werde!

Wir wenden uns jetzt zu dem speziellen Inhalte des Werkes, welcher in 12 Kapitel abgetheilt ist. Zuvörderst sucht nämlich der Verf. eine feste Grundlage für seine ganze Forschung zu gewinnen, und geht zu diesem Ende aus von der berühmten Stelle Cicero's (de repub. II. 22.) über die Centurien-Verfassung des Servius Tullius. Bekanntlich wird hier eine Berechnung des Stimmenübergewichts aufgestellt, welche dem übrigen Inhalt der Stelle und andern Zeugnissen zu widersprechen scheint. Denn die 12 Rittercenturien mit den 6 suffragiis, dann den 80 Centurien der ersten Classe und der Centurie der Fabri u. s. w., machen nicht 89 (wie die Handschriften haben), sondern 99 Centurien aus und es bleiben keine 104 sondern nur 94 Centurien übrig. So haben an der Stelle seit ihrer Entdeckung die Alterthumsforscher ihren Scharfsinn geübt, aber jeder Nachfolger hatte leichtes Spiel, seinen Vorgänger zu widerlegen. Unser Verf., wie die meisten, sucht durch Conjecturalkritik zu helfen. Er geht aus von der Lesart der ersten Hand in der Ciceronischen Handschrift, welche statt equitum centuriae cum VI. suffragiis, so hat: equitum certamine et suffragiis. Daraus restituirt er: equitum cent. aevine und nimmt als ächten Text an: ut equitum centuriae binae cum VI. suffragiis et prima classis addita centuria quae — fabris est data, LXXXVIIII. centurias habeant. Wie jeder sieht kommt auf diese Weise (2 + 6 + 80 + 1) die Zahl der Handschrift (89) genau heraus. Allein wie rechtfertigt sich die Zahl von bloß 2 Rittercenturien? Der Verf. nimmt an, daß Servius Tullius den Rittercenturien keine Stellung vor sämmtlichen Classen gegeben, vielmehr dieselben ebenfalls nach Classen geordnet habe, so daß auf die 80 Centurien der 1. Classe 8 Rittercenturien, auf die folgenden Classen je 2 gekommen seyen. Er kann aber keinen andern Beweis dafür beybringen als den, daß sowohl bey der ersten Errichtung der equites als bey ihrer spätern Vermehrung immer das Verhältniß von 1 : 10 gegen die pedites eingehalten worden sey. Allein folgt daraus etwas für die Stellung, welche die nach diesem Verhältniß geschaffenen Rittercenturien bey der Abstimmung einnahmen, und wäre es glaublich, daß eine solche Spaltung der Rittercenturien von gar keinem Alten gekannt und überliefert worden wäre? Und wie vereinigt sich eine solche Abstufung vollends mit der weitern Annahme des Verf., daß die Rittercenturien von Anfang an einen der ersten Classe entsprechenden Census gehabt hätten? (S. 346). — Somit können wir denn auch diesen allerdings äußerst geistreichen Versuch, die Stelle aufzuhellen, lediglich ad acta legen.

Das zweyte Kapitel (S. 24 — 52) eröffnet einen Blick auf die älteste Verfassung des römischen Staats und deren Entwicklung bis auf Servius Tullius. Hier beginnen nun gleich die physiologischen Gleichungen. Von den Elementen der ältesten Verfassung sind die 3 Tribus das Organ des allgemeinsten Lebensgefühls des Staats, die 30 Curien die Organe zur Manifestation des Staatswillens, die Decurien oder Gentes die Organe des Erkennens und Thuns. Der allgemeine Charakter dieser ältesten Verfassung besteht aber darin, daß der Staat noch so sehr im innerlich Persönlichen befangen ist, daß als die äußerlichsten Functionen die der Curien in den Rittern und der Leibwache angesehen werden muß. „Der Organismus ist mit andern Worten noch nicht über die Hand hinaus gedrungen, der Fuß ist noch in der Hand, die schlechte (?) Freyheit noch in der persönlichen adlichen des Ritters enthalten.“ Die Hauptveränderungen, die sie unter Tarquinius erlitt, sind gleich der Entzweyung des Manns zum Mann und Weib, dann seiner Objectivirung in der Erzeugung des Kindes. Die Ramnes und die Tities verhalten sich wie äußeres und inneres, That und Recht, Mensch und ager. Die Luceres sind eine bloße Vermittlung, ihr Princip ist die Handlung. Nach dem Namen Lucomedi läßt der Verf. die Luceres aus denen entstehen, die in das von Romulus zwischen den Spitzen des Capitolischen Hügels (inter duos lucus) errichtete Asyl ihre Zuflucht genommen hätten. Allein erstens sieht diese ganze Notiz gerade so aus, als sey sie zur Erklärung des Namens erfunden und zweytens wäre kaum zu denken, wie solche Flüchtlinge so frühzeitig in die Curien aufgenommen worden. — Von den weitern Erweiterungen des Staats, „die sich mit einer Schnelligkeit folgen, welche nur der Vergleich mit dem Wachsthum eines Kindes begreiflich macht,“ geben die durch Tullius und Ancus zu keinen besondern Bemerkungen Anlaß. Desto länger verweilt der Verf. bey Tarquinius Priscus. Diesem werden 3 Erweiterungen des Staats zugeschrieben: 1) die völlige Gleichstellung der Luceres mit den beyden Altstämmen; 2) die innere Verdopplung der alten 3 Stämme durch Zutheilung der an den Luceres angereihten Municipalgeschlechter, so daß jetzt Ramnes Tities Luceres priores und posteriores unterschieden werden. Auf diese innere Dualisirung des Staats wird denn auch das Augurium des Attus Navius bezogen. Niebuhr faßt sie lediglich als Ergänzung der alten Geschlechter, welche damals lange nicht mehr vollzählig gewesen seyen. 3) Außerdem soll aber derselbe König noch eine Verdopplung des Staats vorgenommen haben, ähnlich der, welche unter Romulus durch den Zutritt der Sabiner geschehen ist. Der Verf. nennt diesen neuen Staatsbestandtheil Aequer oder Cölianer oder Cölimontaner und erblickt in ihnen den eigentlichen Kern der spätern Plebs.

Diese ganz neue Annahme soll nun bewiesen werden 1) aus der Sitte der bisherigen Könige, von denen jeder durch Aufnahme Fremder in das Bürgerrecht den Staat erweitert habe; 2) aus dem Gesetze des Wachsthums, welches von selbst mit sich bringe, daß wenn ein bisher noch heterogenes Element vollständig assimilirt werde, sofort ein neuer Bestandtheil nachrückend eintreten müsse, welcher die Spannung des Organismus und jene Assimilation selbst erhält; 3) aus dem dreyheitlichen Princip, welches der Bildung des römischen Staats vom Anfange an inne gewohnt habe. — Wir glauben nicht, daß diese Gründe irgend einer Widerlegung bedürftig oder fähig sind. 4) Aus Cic. de rep. II. 20. (sed tamen prioribus equitum partibus secundis additis M ac CC fecit equites numerumque duplicavit postquam bello subegit Aequorum magnam gentem et ferocem etc.), womit noch die Notiz verbunden wird, daß Servius Tullius mit den Ueberresten des Cälianischen Heeres Etrurien verlassen und den mons Caelius occupirt habe (daher der vom Verf. beliebte Name Cälimontaner). Die hervorgehobenen Worte sollen nämlich ganz klar eine neue von der unmittelbar vorher angedeuteten ganz verschiedene Verdopplung bezeugen. Allein wir können nicht glauben, daß der doch nicht wortkarge Cicero eine so wichtige Nachricht auf eine solche Weise gleichsam versteckt habe. Die Stelle sagt ganz einfach: „er erhöhte die Zahl der equites auf 1200 und verdoppelte auf diese Weise deren vorigen Bestand, nachdem er ꝛc. Die ohnehin apokryphische Notiz aus der Oratio Claudii aber könnte, auch wenn die Sache ausgemacht wäre, nicht hieher bezogen werden, da die Ueberreste eines hart bedrängten

Heerhausens nicht wohl die zu einer Staatsergänzung geeigneten Elemente enthalten konnten. So ganz und gar aus der Luft gegriffen sind diese Aequer oder Cälianer, welche vom Verf. förmlich organisirt und im Verlaufe des Werkes gar häufig unbedenklich als Basis seiner Constructionen benützt werden!

Folgt im dritten Kapitel (S. 54 — 106) eine Betrachtung der Servianischen Tribusverfassung und der Vollendung der Stadt. Die vier von Servius eingerichteten Tribus werden nicht bloß als eine Eintheilung der plebs aufgefaßt, wie seit Niebuhr gewöhnlich ist, sondern als Eintheilung des Staats, nur in gewisser Hinsicht vom plebejischen Principe aus. Dieß wird man denn wohl auch zugeben müssen, da bezeugt wird, daß fortan nach diesen 4 Localtribus und nicht mehr nach den alten 3 Romulischen geschoßt und ausgehoben wurde, und da eben darauf auch die Namen jener Tribus hindeuten. Die alten Geschlechtertribus mit allem was daran hieng, wurden aber natürlich dadurch nicht berührt, und nach ihnen blieb die Zahl der Ritter 300, während es nach den 4 Localtribus 4000 Fußsoldaten waren. — Außer jenen 4 Tribus hat Tullius noch 26 regiones eingerichtet. Man kann dem Verf. beystimmen, wenn er das Verhältniß beyder Eintheilungen so angiebt, daß bloß die vier städtischen Abtheilungen eine Bedeutung zugleich für Staat und Plebejer, die ländlichen dagegen bloß für die letztern hatten; dagegen entbehren die weiteren Abstufungen der in den Regionen stehenden Plebejer, welche der Verf. annimmt, aller soliden Begründung. Noch weniger verdient er Glauben, wenn er meynt, daß von nun an auch innerhalb der alten patricischen Verfassung, so weit nicht von patricischen Vorrechten die Rede war, die Localtribus an die Stelle der Stammtribus eingetreten seyen; so daß die Curienversammlung nach den erstern abgehalten und in die Curien auch Plebejer aufgenommen worden seyen. Denn dieß wäre eine Vermischung und Verwirrung der Grundelemente des römischen Staats, welche um so unbegreiflicher erscheint, je weniger Interesse die Plebejer haben konnten, an den Curienversammlungen mit ihrem patricischen Geschäftskreis Antheil zu nehmen. Und wie will dann der Verf. die ganze Schöpfung der Centurienverfassung erklären, welche doch offenbar nur durch das Bedürfniß hervorgerufen wurde, der Plebs einen Antheil an der öffentlichen Gewalt auf gesetzlichem Wege einzuräumen; oder wie wären die späteren Kämpfe der Plebs um die Erweiterung des Gewaltkreises der Tributcomitien denkbar, wenn diese schon in den Curienversammlungen das Uebergewicht gehabt hätte? Bloß die Verlegenheit um Beweise verräth es, wenn der Verf. die spätere Repräsentation der Curien-Versammlung durch die 30 Lictoren auf die gemischte Beschaffenheit derselben deutet. Denn die Lictoren waren ja nie ein Theil dieser Comitien, so wenig als die Herolde des Reichstags, sondern ein Beywerk, welches nach dem Verfall jener Versammlungen in Function erhalten wurde, um einer Formalität so gut es gieng Genüge zu thun. Auch das Zeugniß des Dionysius kann gegen die obigen Gründe nicht in Betracht kommen, da die Annahme zu nahe liegt, daß derselbe durch die religiöse Beziehung der Curien hier zu einem Irrthum verleitet worden ist.

Die Zahl der von S. Tullius gemachten Abtheilungen wird bekanntlich verschieden berichtet. Der Verf. erklärt sich für die Zahl 30 und weiß dafür sehr scharfsinnig die räthselhaften Notizen von der symbolischen Opferung der 30 Argeer zu benützen. Die späteren Veränderungen in der Zahl dieser Abtheilungen und zwar das Herunterkommen derselben auf 21 erklärt Niebuhr als Folge des Kriegs mit Porsenna und der durch dessen Eroberungen herbeygeführten Verkleinerung des Staats. Diese Erklärung, welche allerdings äußerlicher Bestätigung entbehrt, ist aber dem Verf. lange nicht tief genug. Der Grund jener Verminderung ist nach ihm kein so äußerlicher und zufälliger, er liegt vielmehr im Gesetze des Wachsthums. Damals gelangte nämlich Rom zur Mündigkeit: nach einem in der Natur begründeten Gesetze muß sich aber damit die bisherige Einheit als Siebenheit darstellen; aus den drey Geschlechtercomplexen der Patricier, Cälimontaner (?), Plebejer mußten 21 Tribus entstehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.
Nr. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ph. E. Huschke, die Verfassung des Königs Servius Tullius, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Vor solchen physiologischen Unbegreiflichkeiten flüchten wir gerne zu Niebuhr, und wollen, wenn es nicht anders seyn kann, mit diesem wenigstens auf eine verständige und verständliche Weise irren. In diesen mystischen Tiefen ergeht sich der Verfasser noch weiter bis zum Schluße des Capitels. Auch daß Rom auf 7 Hügel beschränkt gewesen, gehört „zu den naturgeschichtlichen Bildungen, in denen sich die innerste Eigenthümlichkeit des Römischen Staats und die geheime Uebereinstimmung desselben als des universalen Menschen mit der Natur und Entwicklung des einzelnen geltend macht." Das älteste Septimontium entspricht den 7 Organen, die das Kind mit sich bringt, den beyden Nasen, Augen, Ohren, Mund: dazu kommt dann die Erweiterung dieser Organe in nochmal 7: die Hände, Füße, Lenden und Zeugungsorgane, und eben so ergoß sich im fortschreitenden Wachsthum des Staats das politische Leben auch in 7 entsprechende größere Organe. Jedesmal ein Berg in diesen beyden Siebenheiten hat aber wieder etwas Ausgezeichnetes ꝛc. Unter den Organen des Hauptes tritt nur die Nase stark hervor: daher waren nur zwey eigentliche Höhen oder Berge bey dem alten Septimontium. Die Subura war ein tiefes Thal: freylich, denn sie sollte den Zuwachs von Außen aufnehmen und ist also dem Munde vergleichbar ꝛc.

Man sieht, für eine solche Philosophie giebt es nichts unerklärliches mehr, wohl aber schafft sie selbst die neue Unerklärlichkeit, wie ein geistreicher Mann sich einbilden kann, auf diese Weise etwas erklärt zu haben!

Die zweyte Einrichtung des Servius Tullius ist die Centurienverfassung (Viertes Capitel). — Das Wort Centuria leitet der Verf. her von centum viris, nicht von centum gentibus, und findet die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes in den 100 Clienten, welche den 10 Rittern jeder Curie entsprachen, woraus er denn weiter ableitet, daß die Centurienverfassung überhaupt nichts Neues, sondern in der Curienverfassung substanziell und implicite schon enthalten war. Mit Servius ist lediglich „das Moment der politischen Freyheit aus der Hand (Patrizier) in den Fuß (Plebejer) vorgedrungen." —

Wir gestehen, daß uns die Servianische Verfassung als etwas wesentlich Neues erscheint, was in der frühern Verfassung in keiner Weise vorhanden oder angedeutet war. Zwischen dem genokratischen Principe der Curien und dem timokratischen der Centurien können wir keine organische Vermittlung und also auch kein „organisches Herauswachsen" der einen aus den andern erblicken, und jenes, wie es scheint, von der Gicht oder einer Gliederkrankheit entlehnte physiologische Gleichniß kann uns natürlich noch viel weniger überzeugen. Zwar hat Festus die Bemerkung: centuriata comitia item curiata dicebantur. Allein sie betrifft lediglich den Namen und enthält für die Ableitung der einen aus den andern offenbar gar nichts.

Die wichtigste Angelegenheit für den Verf. ist es nun aber, die Zahl der Classen und der Centurien, dann die Abstufung der Censusansätze als

etwas organisch und innerlich nothwendiges, von aller willkührlichen Satzung entferntes nachzweisen. Um dieses Kunststück zu Stande zu bringen, wird zuvörderst der vermögensrechtliche Ausdruck dessen gesucht, was 1) „die Person bis dahin selbst gewesen.“ Nun ist der Metallwerth des Rindes 100, des Schafes 10 Pfund Erz. Der Proportion dieser Thiere von 1: 10 entspricht aber im Staate das Verhältniß der equites (Patricier) und Clienten (pedites). Es gehen also 10 Unedle auf einen Edlen, wie 10 Rinder (= 1000 as) auf einen Unedeln. Hienach wäre eigentlich 10,000 as der adäquate Vermögensausdruck für den vornehmen Bürger. Allein mit Servius gieng der Staat aus der Hand in den Fuß, aus der Zehnheit in die Hundertheit über, mithin war die Freyheit des römischen Bürgers nach außen zehnfach erhöht, mithin ergiebt sich für den vollfreyen Bürger der Servianischen Verfassung der vermögensrechtliche Ausdruck von 100,000 as und damit der Grund für den Census der ersten Classe, welcher dem ganzen System zur Basis dient (S. 133 f.). — Wie erklären sich nun aber die weitern Abstufungen in den Censusansätzen? wie die verschiedenen Zahlen der Centurien, die in der einen oder andern Classe vorkommen? Als Grundzahl wird die von 20 Centurien angenommen. Denn nach der alten Verfassung habe jede Tribus 10 Centurien, seit der innern Verdopplung des Staats durch Tarquinius Priscus also 20, welche Tullius lediglich in die Centurien der juniores und seniores dualisirte. Bey der Vertheilung der Centurien in die Classen aber habe sich Servius von der Rücksicht auf die Abstammungsverhältnisse leiten lassen. So bestehe die erste Classe aus viermal 20 = 80 Centurien, je 20 für die alten Patricierstämme der Ramnes, Tities, Luceres, einmal 20 für die vornehmen plebejischen Exquiliner, als die plebejischen Altbürger: die 2te, 3te, 4te Classe sey für die Cälimontaner als mittlere Plebs bestimmt und umfasse jede nach deren 3 Stämmen je 20 Centurien. Die fünfte Classe endlich komme auf die dritte Hauptmasse der Verfassung, die geringern Plebejer, 30 Centurien auf die 30 Regionen. Die Centurien der Waffenschmiede und Bauleute machen den Uebergang von der ersten zu den 3 folgenden Classen, die Horn und Zinkenbläser den von der vierten zur fünften. Denn (S. 155): „das Horn mit seinem milderen und mehr auf das animalische Leben berechneten Ton hat einen Zusammenhang mit den drey mittlern Classen, die Zinke mit ihrem scharf einschneidenden Ton setzt dagegen ein sächlicheres roheres Gehör voraus und gehört zur fünften Classe!!

Ohne auf die specielle Durchführung und Begründung dieser Annahme einzugehen, wobey, wie jeder sieht, eine Hypothese und willkührliche Position auf die andere gestellt wird, so ist der Grundgedanke derselben ganz unbegreiflich. Die Servianische Centurienverfassung beruht lediglich auf dem Principe des Vermögens, und man gehört einer Klasse nur an, weil und wenn man einen bestimmten Werth für das Gemeinwesen im Census nachweisen kann. Dadurch ist aber jede Rücksicht auf Abstammung ausgeschlossen. Welchen Sinn hat es nun zu sagen, die 60 Centurien der 1. Classe seyen für die Patricier bestimmt gewesen, während diese doch nicht als solche, sondern nur als Besitzer eines bestimmten Vermögens und unter dieser Voraussetzung nicht allein sie, sondern eben so Plebejer dort stimmten? Oder wäre es glaublich, daß Servius Tullius die Abstammung, welcher er praktisch keinen Einfluß einräumte, aus theoretischer Speculation zur Basis seiner Construction gemacht hätte?

Eine directe Bestätigung seiner Ansicht glaubt der Verf. in der Abweichung der Alten über den Census der ersten Classe zu finden, der bald auf 100,000, bald auf 110,000, 120,000 und 125,000 angegeben wird. Allein da jeder Schriftsteller seine Zahl als die einzige angiebt, so ist es wohl das natürlichste, diese verschiedenen Angaben auf eine allmählige Erhöhung der Censusansätze zu deuten. Für sich könnte aber der Verf. dieselben offenbar erst dann benützen, wenn die Viertheiligkeit der ersten Classe bereits auf anderem Wege erwiesen wäre.

Die Auffassung der fünften Classe weicht besonders darin von der gewöhnlichen ab, daß die accensi (velati) — nach Niebuhr solche, die über 1500 as bis zum Census der fünften Classe haben — in diese Classe gestellt und ihnen die letzten 10 Centurien derselben eingeräumt werden, mit einem Census von 11000 as (während der Census der an-

dern 20 Centurien dieser Classe 12500 as sey). Auch hier hat aber weder die historische noch die philosophische Beweisführung etwas überzeugendes. Das stärkste Argument bleibt Livius (I. 43), der bemerkt, daß die fünfte Classe 30 Centurien habe, und so fortfährt: in his accensi, cornicines tubicinesque in III. cent. distributi. Undecim milibus haec classis censebatur. Allein es ist schon von Andern bemerkt, daß Livius hier nur die militärische Bedeutung der an sich zur sechsten Classe gehörigen Accensi vor Augen hatte, und jedenfalls ist es Willkühr, wenn der Verf. den Hauptinhalt jener Stelle, daß die Accensi und Spielleute 3 (2) Centurien gehabt haben, als Irrthum wegwirft, und aus den obigen Anfangsworten ihr einen ganz andern Inhalt unterschiebt.

Große Schwierigkeiten hat von je die sechste Classe gemacht. Zwar kommt man darüber, daß viele Alten von einer sechsten Classe gar nichts wissen, leicht hinweg durch die Annahme einer engern und weitern Bedeutung von classis. Desto bedenklicher ist die innere Zusammensetzung und Gliederung derselben. Unser Verf. findet das Princip der sechsten Classe darin, daß sich in derselben die früheren Classen in einem zehnfach verjüngten Maßstabe abspiegeln. Sie enthält nach ihm ein Diminutivbild der ersten 5 Classen, somit fünf verschiedene Censusansätze von 10000, 7500, 5000, 2500, 1100 as. Die von 1100 bis 10000 seyen Proletarier, die unter 1100 capite censi. (Nach Gellius waren Proletarier die, welche auf nicht mehr als 1500 as censirt waren, und capite censi die, welche bis auf 375 as.) Die capite censi werden aber selbst wieder einer neuen Abstufung unterworfen. (Diese soll Gellius beweisen: extremus autem census capite censorum aeris fuit trecenti septuaginta quinque, als wenn die Worte „extremus census" nicht viel natürlicher auf die ganze Stufenleiter des census von dem der ersten Classe an bezogen würden!) Das Gesetz dieser Abstufung findet der Verf. in dem Verhältniß der drey die Familie ausmachenden Stellungen des pater — filius — mater — familias. Der Werth des paterfam. ist „erwiesener Massen" 1000 as, des Sohnes 500, der materfam. 375 as., — und dieß müssen also die Abstufungen der capite censi seyn. Ja, so fest überzeugt ist der Verf. von der Untrüglichkeit der allen diesen Phantasien zu Grund liegenden Vorstellung, daß er in dieser sechsten Classe eine mikroskopische Volksversammlung für sich findet, jede Abtheilung mit 20 proletarischen Centurien, die letzte mit 11 Centurien proletarischer Accensi, und damit dem Abbilde gar nichts fehle, wird in die sechste Classe dieser sechsten Classe noch die Centurie ni quis scivit herbeygezogen (sie wird weitläufig mit dem castratus verglichen S. 228), dann die municipes (die armen müssen sich den Spadonen gleichstellen lassen) — welche für diese proletarische Versammlung dasselbe seyn sollen, was die Proletarier überhaupt für die Versammlung der Assiduer!

Und jetzt nachdem so diese künstliche Zahlenpyramide vollendet ist, ruft der Verf. triumphirend aus (S. 236): „So steht denn nun endlich das ganze Gebäude der Servianischen Centurienverfassung bis in seine äußersten Zinnen und Spitzen ausgeführt vor unsern Augen. Gewiß ein bewunderungswürdiges politisches Kunstwerk. — Welcher menschliche Geist hätte dergleichen ersinnen, welche menschliche Hand es ins Werk setzen können." In dem letzteren sind wir mit dem Verfasser vollkommen einverstanden und sehen darin das beste Urtheil über seine eigene Arbeit. Nie und bey keinem Volke hat man aus der Staatsverfassung, so wie hier geschieht, ein Rechen-Exempel gemacht, hat sich das politische Leben in eine solche mechanische starre Symmetrie zwängen lassen. Denn da nun einmal Staats-Einrichtungen nicht wie Pflanzen emporschießen oder wie Krystalle sich von selbst bilden, sondern durch die menschliche Freyheit und Vernunft wenigstens mittelbar gesetzt werden müssen, und da doch auch an Inspiration hier nicht zu denken ist, so mußte doch wohl Servius Tullius dieses ganze System so zusammencombinirt und sich klar gemacht haben. Wie kann man aber so etwas der gesunden Einfachheit des alten politischen Sinnes zutrauen? Oder wie kann man glauben, daß ein solches überkünstliches System die Probe der Einführung, die Probe der Jahrhunderte ausgehalten habe?

Doch alles dieß genügt dem symmetrischen Triebe des Verfassers noch nicht. Auch die Thier- und Götterwelt wird (im fünften Capitel) in den Staat hineingezogen und wie früher der mensch-

liche Staat mit Hilfe der Naturwissenschaft, so wird jetzt ein Staat von Thieren und Göttern mit Hilfe politischer Kategorien und Verhältnisse zusammen construirt und an den ersteren angereiht. Vermöge der inneren Harmonie nämlich, welche so Götter, Menschen und Thiere zum Staate verknüpft, müssen sich auch die organischen Gesetze, welche wir bey dem Menschen finden, bey den überirdischen Wesen und den Thieren analog wieder finden. „Thiere und Geister sind nur wieder der Mensch, nur in seinem Makrokosmus." Die Thiere insbesondere (sie sind die zu belebten körperlichen Wesen substantiirten Reflexe einzelner Seiten der leiblichen menschlichen Natur!) haben eine priesterliche Seite, und eine königliche Seite des Rechts. Nach der ersten sind sie reine und unreine, nach der zweyten zahme und wilde (peregrini). Die ersten sind theils civile, theils natürliche. Da nun die Thiere bloß der Reflex des Menschen im äußerlichen Leben sind, so muß sich auch die ganze Servianische Verfassung in den Thiergeschlechtern reflektirt finden. Und so entdeckt denn der Verf. zunächst die 5 Servianischen Klassen in den Thieren, welche res mancipi sind. Nun werden freylich nur 4 Thiergeschlechter als solche überliefert (bos, „der ursprüngliche Patricier unter den Thieren, equus, mulus, asinus). Allein dieß bringt den Verf. nicht in Verlegenheit, sondern so wie ein bekannter Natur-Philosoph kein Bedenken getragen, in sein System Thiere einzureihen, die nicht existiren, mit dem bloßen Beysatze „zur Zeit noch nicht entdeckt" — so schafft auch unser Verf. getrost ein neues Thier wie er es braucht, und versichert uns ganz ernsthaft, es müsse einmal ein solches gegeben haben und es sey nur erst später aus der Schöpfung verschwunden. Er nennt dieß Prodigium bovigus: seine Hauptverrichtung sey das bovem agere, vermuthlich durch Rüssel und Stoßzähne bewirkt, nach Art des Elephanten, wozu komme das Halten des Pfluges, ohne Zweifel durch einen starken Schwanz (nach nochmaliger Prüfung hält der Verf. dieß für irrig, und glaubt aus zwey Gründen, daß ein Rüssel dazu gedient habe S. 716), und das Tragen des Menschen auf einem dazu geschmeidigen Rücken. — Zur weitern Ergötzung des Lesers wollen wir nur noch anführen, wie der asinus der fünften Classe entspricht (weil er wie diese durch das Sächliche der zu tragenden Last im Gegensatze des persönlich lebendigen bestimmt wird), dann den 4 Centurien der Handwerker und Spielleute die 4 servitutes praediorum rusticorum; wie ferner an die „vornehmen zahmen Thiere" sich eine Reihe von Ordnungen thierischer Proletarier anschließt, als da sind Schaf (der ursprüngliche Plebejer unter den Thieren), Ziege, Schwein, Hund und Katze, woran sich dann als capite censi Huhn, Taube, Gans und Ente anreihen (wovon die beyden ersten mit Vater und Sohn, die beyden letzten mit Tochter und Schwieger sinnig zusammengestellt worden!) — wie endlich selbst die centuria ni quis scivit ihren Repräsentanten im Pfau findet! „Selbst durch die Pflanzen und Mineralien, ist nicht zu bezweifeln, daß das politische Natursystem noch weiter durchgeht" — was sich die Naturforscher zu Herzen ziehen mögen. *)

Aber auch der römisch-heidnische Olymp muß sich gefallen lassen, nach den Servianischen Classen rangirt zu werden. Denn es ist nicht zu bezweifeln, „daß es ein wahres entsprechendes Verhältniß der höhern Welt durch die geschaffenen Geister bis zum Schöpfer hinan giebt, welches die Römer von der politischen Seite her formell nicht irrig aufgefaßt haben." So werden die armen Götter aufwärts, wie die Bestien abwärts, in assidui und proletarii getheilt, erhalten ihren Classencensus ꝛc. Und selbst hiemit ist die Wirkung des Servianischen Systems nicht erschöpft: denn auch dem römischen Kalender liegt es zu Grunde (S. 305 — 340).

*) „Aber", wirft sich der Verf. einmal selbst ein, „haben denn die Römer solche naturphilosophische Studien gemacht? Keineswegs, aber sie verhielten sich dabey wie der größte Philosoph, der sich der Nase zum Riechen und der Hand zum Greifen bedient — worin doch auch eine große Weisheit liegt, — ohne daß er sich den Grund dieses Benehmens vielleicht je deutlich gemacht hat." S. 254.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nr. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ph. E. Huschke, die Verfassung des Königs Servius Tullius ꝛc.

(Fortsetzung)

Damit ist endlich dieser babylonische Thurmbau, zu dem Servius Tullius unschuldiger Weise das Gerüste und den Aufriß geliefert hat, unter dem sauern Schweiße des Verf. vom Boden bis zur Spitze ausgeführt, und eine colossale Tabelle (nach S. 394) soll dem äußern Auge eine Uebersicht gewähren, zu welcher das innere sich nicht zu erheben vermag. Die Phantasien des Verf. gewähren aber nicht einmal das Vergnügen einer Fata Morgana oder den Reiz eines sinnvollen Mährchens, sondern das Ende vom Liede ist die geistloseste Einförmigkeit, indem Thiere, Menschen, Halbgötter und Götter in dieselbe armselige Formel eingezwängt sind. Welche Langeweile, sich das ganze Römische Universum, alles was auf, unter und über der römischen Erde existirt, nach dem Schema der Servianischen Verfassung denken zu sollen! Ein Kampf mit solchen Nebelgebilden ist natürlich nicht möglich. Auch ist Ref. blos deßhalb hier etwas näher auf dieselben eingegangen, weil dieser Abschnitt ihm die bitterste Parodie, die eigentliche deductio ad absurdum der Methode des Verf. zu enthalten schien, so daß es ist, als hätte ihn ein böser Schalk hinter des letztern Rücken eingeschoben. Denn es ist ganz dieselbe Manier, auf welche hier die Centurienverfassung zur Erklärung des außermenschlichen, wie früher dieß letztere zur Erklärung der erstern benützt wird.

Das sechste Capitel kehrt wieder zur Sache zurück, und behandelt (S. 341 bis 394) die Rittercenturien, die Kopfzahl der Centurien und Uebersicht. — Nach Beseitigung des Hüllmannischen Einfalls, welcher die älteste Heeresmacht Roms aus Streitwagen (celeres!) bestehen läßt, geht der Verf. an die Erklärung, warum Servius Tullius gerade 18 Rittercenturien gemacht habe. Er findet die Lösung dieses Räthsels in den von ihm angenommenen drey Hauptbestandtheilen des Röm. Staats. Auf die alten Patricier in ihren 3 Doppeltribus seyen 6 Centurien gekommen (diese hießen aber nicht Centurien, weil sie vermöge der Geschlechterverfassung equites waren und weil jener Name, als auf Fußdienst hindeutend, herabwürdigend gewesen wäre, daher wurden sie nach ihrer Bedeutung für die Abstimmung in der Volksversammlung sex suffragia genannt, S. 349;) diese hätten die Norm abgegeben: so kamen weitere sechs Rittercenturien auf die Aequer und Cälimontaner (durch Tarquinius Priscus), so daß nur die letzten auf die Plebejer kommenden 6 Centurien eine Schöpfung des Servius Tullius seyen. — Schon die apokryphischen Aequer sind nicht geeignet, dieser Darstellung Glauben zu verschaffen: es steht ihr aber auch die ausdrückliche Nachricht des Livius (I. 43.) entgegen, daß Servius aus den Vornehmsten und Reichsten ohne Rücksicht auf Abstammung zwölf Centurien gemacht habe, und wenn der Verf., um über die Stelle wegzukommen, den Livius der Unkenntniß und Unklarheit über die Sache zeiht, so verträgt sich dieß um so weniger mit der zur Schau getragenen Ehrerbietung vor den classischen Zeugnissen, als kein anderes klares Zeugniß dem des Livius hier entgegengestellt werden kann. Die Vorliebe für gewisse Lieblingsentdeckungen (wozu namentlich jene Aequer gehören) und die Jagd nach Zahlensymmetrien entrücken den Verf. nur zu oft dem sichern historischen Boden.

Dagegen hat es viel für sich, wenn der Verf. die gewöhnliche Annahme bestreitet, daß die Ritter in der ältern Zeit noch keinen bestimmten Census gehabt hätten, sondern bloß im Allgemeinen aus den tüchtigsten, edelsten und reichsten gewählt worden seyen. Dem widerspricht nicht nur das timokratische Princip der Centurienverfassung, sondern auch das Zeugniß Cicero's, daß cives censu maximo zu Rittern seyen gewählt worden (de rep. II. 22), sowie die frühzeitige Erwähnung eines census equester (cf. Liv. III. 27. V. 7). — Wenn aber dieser Census selbst auf 120,000 as angesetzt wird, so beweist dieß weder Festus, der diese Summe als den Census der ersten Classe überhaupt angibt, noch weniger die Natur des Ritterdienstes. Wir wissen diesen Census für die alten Zeiten nicht, da die persönliche Qualification wahrscheinlich auch in Betracht kam. Ueber die weitere Hypothese, daß die Ritter von Servius in 3 verschiedenen Haupttheilen zur Abstimmung berufen worden seyen, ist schon oben das Geeignete bemerkt worden. — (Beyläufig mag auf die eigenthümliche Auffassung des equus publicus als generische Anweisung eines Ritterpferdes für immer hingedeutet werden und auf die Emendation des Livus I. 43. quae (viduae orbaeque) binae millia aeris in annos singulos penderent statt quae bina etc., was allerdings für das aes hordearium passender wäre.)

Zum Schluße des Capitels versucht der Verf. eine Berechnung der Kopfzahl für sämmtliche Classen nach dem ersten Census des Servius Tullius. Bekanntlich geht Niebuhr hiebey davon aus, daß in der ersten Classe jede Centurie der Jüngern wirklich aus 100 Köpfen bestanden habe. Der Verf. läugnet, daß der Begriff der Centurie irgendwo in der Servianischen Verfassung in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht worden sey (dabey macht er die richtige Bemerkung, daß auch unter den juniores immer nur patres familias zu verstehen, weil nur diese Vermögen hatten), und geht nun seinerseits davon aus, daß die einzelnen Rittercenturien aus 200 Rittern bestanden, daß die Centurien der ersten Classe ungefähr gleich stark gewesen, und daß die Kopfzahl in den Centurien der spätern Classen im umgekehrten Verhältniß des Vermögens stärker seyn müsse. Der erste dieser Sätze soll daraus folgen, daß Tarquinius Priscus die Romulischen Rittercenturien auf 1200 brachte, welche Zahl dann bey den 2 spätern Vermehrungen derselben von je 6 Centurien eingehalten worden sey. Allein die Zahlenangaben schwanken zwischen 1200 und 1800 und daß die später creirten Centurien sich der Zahl nach genau an die alten anschlossen, ist eben so unsicher, als die gleiche Stärke der Centurien der ersten Classe. — In solchen Dingen hat immer der, welcher zerstört, ein leichtes Spiel gegen den, welcher aufbauen will.

Was nun den Gewaltkreis der Volksversammlung nach Centurien (siebentes Capitel) angeht, so sieht der Verf. in derselben substanziell keine andere Behörde als die bisherigen Curiatcomitien. Alles, was nach der Verfassung überhaupt dem populus zukam, und nur nicht seiner Natur nach dem innerlichen genokratischen Princip ausschließlich angehörte, konnte nun auch vor diese Comitien gebracht werden, mithin Wahl der Magistrate (s. hierüber die weitere historische Ausführung S. 398 f.), Bestätigung oder Verwerfung von Gesetzesvorschlägen, Entscheidung über Krieg und Frieden (S. 402.). — Am meisten beschäftigt den Verf. die Frage über die Gültigkeit der Centurienbeschlüße. Darüber ist kein Streit, daß alles, was an die Centurien gebracht werden sollte, vorher vom Senate vorberathen seyn mußte. Diese Vorberathung ist eigentlich ein Senatsconsult, heißt aber auch mitunter auctoritas patrum. Nun erhielten aber die Centurienbeschlüße nicht eher verbindende Kraft, als bis hinterdrein „patres auctores facti erant.“ Früher verstand man darunter einfach eine wiederholte Genehmigung des Senats. Niebuhr und die meisten nach ihm beziehen es jedoch auf eine Bestätigung der Centurienbeschlüße durch die Curiatcomitien. Dagegen vertheidigt nun Hr. Huschke die ältere Ansicht, jedoch mit der Modification, daß dieses auctores fieri ein Vorrecht bloß der eigentlichen patres d. h. des patricischen Theils des Senats gewesen sey, dann daß unter dieser Genehmigung nicht ein gewöhnliches Senatus-Consult, sondern eine eigenthümliche feyerliche Bekräftigung zu verstehen sey, welche sich zu den gewöhnlichen Senatusconsulten verhielt, wie die auctoritas tutoris zu der administratio und gestio

desselben. — Es seyen hier nur einige Bemerkungen über die Hauptgründe des Verf. erlaubt. Die letztern sind folgende: 1) das Wort patres beziehe sich immer auf den Senat, eben so auctoritas, während von den Curiatcomitien populus und jussus gesagt werde. Allein daß beyde Ausdrücke auch auf die in Curiatcomitien versammelten Patricier bezogen werden können, unterliegt keinem Zweifel, und daß sie im Sinne der alten Ueberlieferungen, aus denen Livius u. a. schöpften, wirklich dieß bedeuten, wird wahrscheinlich dadurch, daß dafür mehrmals vorkommt „patricii auctores facti," was auf den mit Plebejern gemischten Senat nicht passen würde. (Vergleiche Niebuhr Band I. S. 373. der 3. Ausg.) — 2) Da das auctores fieri in späterer Zeit im Senat vor sich ging, die Curiatcomitien aber immer noch als Formalität fortbestanden, so sey nicht abzusehen, warum die Behörde hier gewechselt haben sollte. Allein wenn auch diese Bestätigung selbst nur zur leeren Formalität geworden ist, so kam es doch immer auf eine Willens-Erklärung der Comitien an; diese konnte man aber unmöglich den stummen 30 Lictoren überlassen, sondern mußte sie auf eine andere Behörde übertragen. — 3) Es folge aus der Natur der Sache. Das Volk werde unmündig gedacht. Der Rath der Alten nehme bey ihm dieselbe Stelle ein wie beym Pupillen der Tutor. Das vorausgehende Senatusconsult erscheine als die Einwilligung zur Handlung, die auctoritas senatus als nachfolgende tutoris auctoritas. — Solche Analogien machen eine Ansicht immer verdächtig, weil es zu nahe liegt, daß letztere aus dem Bild, statt daß das Bild aus ihr genommen sey. Schon die Grundlage des ganzen Vergleichs scheint der antiken Vorstellung ganz zuwider, und die zweymalige Bestätigung einer und derselben Sache bleibt um so unbegreiflicher, als auch bey den Rechtsgeschäften eines Pupillen keine zweymalige förmliche Einwilligung vorkommt. Es ist kein glücklicher Nothbehelf, wenn der Verf. das zweytemal nicht den ganzen Senat sondern bloß den patricischen Bestandtheil desselben genehmigend auftreten läßt. Eine solche Spaltung des Senats gerade bey dessen wichtigsten Vorrechten ist eben so unerwiesen als unwahrscheinlich. Es scheint daher dem Ref. immer noch kein Grund gegeben, von der Niebuhr'schen Ansicht abzuweichen, als welche nicht nur innerlich glaubhaft und wahrscheinlich, sondern auch durch die Analogie dessen, was bey Wahlen galt, unterstützt ist (s. freylich gegen das letzte Argument die Bemerkungen S. 407. f.).

Die Erörterungen über die Art der Abhaltung der Centuriatcomitien (S. 414 f.) reihen sich an den Gedanken, daß dieselben ein zum Streit ausrückendes Heer darstellen. Hinsichtlich der Gegenwart der Pontifices und anderer Priester widerspricht der Verf. Niebuhr'n und sucht die Ansicht zu begründen, daß weder die Curiat- noch die Centuriatcomitien an und für sich deren Anwesenheit erforderten, daß sie aber zugezogen wurden, wenn der Gegenstand der Berathung in das heilige Recht einschlug, z. B. bey Arrogationen, oder wenn man dem Gesetze eine besondere Unverbrüchlichkeit beylegen, d. h. es zur lex sacrata machen wollte (S. 419 f.), — was dem Ref. viel für sich zu haben scheint.

Im achten Capitel (die Militärischen Einrichtungen S. 423 — 487) bemerkt der Verf. sehr wahr, daß in Folge der neuen Verfassung das Fußvolk selbständig neben die Reiterey trat und der eigentliche Kern des römischen Heeres wurde, dann daß die Gliederung des Fußheeres nach der Würde der verschiedenen Arten von Bürgern erfolgte, wie sie sich jetzt in den 5 Classen ausprägte. Hauptsächlich wird sodann die Verschiedenheit der Heeresabtheilungen und ihrer Bewaffnung erörtert. In den letztern findet der Verf. wieder seine drey Hauptmassen und dasselbe System, nach welchem die Classen selbst eingerichtet sind, dann namentlich das Princip, daß „je sächlich höher die Person steht, d. h. je größeres Vermögen sie besitzt, desto mehr sie auch durch die ihr umgelegten Instrumente gegen das Eindringen eines instrumentalen Angriffs geschützt seyn soll." Und nun folgt die wunderlichste physiologisch-politische Deutung der römischen Bewaffnung nach den vier Haupttheilen des menschlichen Körpers (Kopf, Brust, Unterleib, Beine; — Nebucadnezars Traumbild kommt hier wohl zu Statten), wobey viele

Mühe aufgewandt wird, einen mystischen Zusammenhang zwischen dem Census und übrigen Wesen einer Classe und der Art, Länge, Schwere der Angriffs- und Vertheidigungswaffen (z. B. S. 431: „Je mehr die Bedeutung der Leiber zunahm, desto mehr mußte auch die für diese bestimmte Angriffswaffe an Länge und Schwere zunehmen, während das Schwert sich vermuthlich in demselben Maaße verkürzte" rc.), dann der Art und Weise des Kampfes (s. z. B. S. 432 den physiologischen Beweis, warum das cominus in acie pugnare die eigenthümliche Kampfweise der 4 ersten Classen seyn mußte) nachzuweisen. Am Ende sollen sich sämmtliche Classen als Glieder eines bewaffneten Mannes darstellen, wovon die Triarier und Principes (die 1. Classe) das Haupt, die Hastati (die drey nächsten Classen) den Leib (Brust, Unterleib, Beine — den Uebergang vom Haupt zur Brust machen die centuriae fabrum), endlich die Schleuderer (ferentarii oder rorarii) nebst den accensis velatis den Fuß (die Spielleute den Knöchel) bilden! (S. 446 f.) — Auf die Ausführungen über die alte Schlachtordnung und die Römische Legion, deren Aushebung, Anführung, Zusammensetzung rc., dann die Ritter in militärischer Hinsicht, müssen wir uns begnügen die Alterthumsforscher aufmerksam zu machen. Sie finden hier gründliche Forschung und zum Theil neue Ergebnisse.

Außer dem Kriegsdienste ist die zweyte Hauptleistung der Bürger an den Staat das Tributum, wovon das neunte Capitel handelt. — Auch dieses wurde seit Servius nach dem Census abgetragen. Zu einer bestimmten jährlichen Abgabe wurde es aber erst seit dem Aufkommen des Soldes. Vorher wurde gewöhnlich nur im Falle eines Krieges zur Bestreitung der Kosten eine tributi collatio, bald größer bald kleiner, ausgeschrieben. Die mehreren Arten von Tributum, die vorkommen, erklärt der Verf. zum Theil auf eine abweichende Art: 1) Das tributum viritim collatum bestand darin, daß bey gewisser Geburt ein gewisses Vermögen stillschweigend angenommen wurde, von dem man schoßen mußte. Dieß war vor Servius das übliche. 2) Das tributum in capita ist keine Kopfsteuer im Sinne der Kaiserzeit, sondern ein Tributum, dem das caput des Bürgers, nicht das Vermögen, unterworfen gedacht wird. Nach den Ausführungen des Verf. war dieß (gegen Niebuhr) keineswegs das gewöhnliche vor Servius, sondern es waren demselben nur gewisse Classen von Personen nach Gutdünken des Censor, natürlich mit Rücksicht auf das Vermögen, unterworfen. Namentlich gehört dahin das uxorium und viduvium, dann die Aerarii, in welchen der Verf. ursprünglich solche municipes erblickt, welche aus der Fremde aufgenommen das schlechteste Municipalbürgerrecht als cives sine suffragio mit Verlust der eigenen Stadtverfassung erhalten hatten — Ansichten, die wir unmöglich hier ins Einzelne verfolgen können (s. S. 495 f.), da man über diese, und so viele ähnliche Puncte doch kaum je über die Hypothese hinauskommen wird. 3) Das tributum ex censu macht keine Schwierigkeit. — Als Steuermodus wird mit Niebuhr 1 as von 1000 jährlich angenommen.

In der Abhandlung über den Census (sie bildet das zehnte Capitel, S. 509 — 582) wird zunächst die Frage aufgeworfen, ob der Census eine durchaus neue Einrichtung des Servius Tullius war, oder ob er nicht vielmehr eben so, wie (nach der Ansicht des Verfassers) die Centurienverfassung selbst, seinen Grund in ältern Einrichtungen hatte? Der Verf. glaubt wirklich einen solchen Zusammenhang nachweisen zu können. Nach ihm fand nämlich Servius das Institut des lustrum bereits vor, und der Census war nichts als eine Ausdehnung der dem lustrum zu Grunde liegenden Idee auf das jetzige irdische, äußerliche Princip der Verfassung. An die Stelle des nefas, incestum u. dgl. vor den Augen der Gottheit (was bey der Lustration expiirt wurde,) trat das dedecus, probrum u. s. w. vor dem Ermessen des Königs, als des ursprünglichen Censors. „An die Stelle des bloßen Wegschaffens des nach den alten Natureinrichtungen Anstößigen das eigentliche censere, die Bestimmung jedes Bestandtheils nach irdischem Werthe" u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nr. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ph. E. Huschke, die Verfassung des Königs Servius Tullius ꝛc.

(Fortsetzung.)

So viel empfehlendes eine solche Herleitung des Census aus dem Lustrum auf den ersten Blick für sich hat, so wird sie doch schon durch die bestimmten Nachrichten widerlegt, welche die Einführung des lustrum ebenfalls erst dem Servius Tullius zuschreiben. Vergebens bemüht sich der Verf. durch die Annahme eines bisher nicht gekannten Zeitabschnitts, nämlich einer Jahreswoche zu 10 Jahren mit von fünf zu fünf Jahren alternirenden Lustrationen von Quiritischer und Römischer Seite das frühere Daseyn einer fünfjährigen Lustration wahrscheinlich zu machen. Eben so wenig ist glaublich, daß man dem Servius die Einführung des lustrum bloß darum zugeschrieben habe, weil er es durch die Verbindung mit dem Census zuerst zu einer politischen Wirksamkeit gebracht habe. Auch hat wahrlich die Grundbedeutung des Census, nämlich „den ganzen Staatsorganismus nach dem Werthe, den seine Bestandtheile für die auf das Sächliche und die äußere Function begründete Verfassung hatten, neu zu ordnen," nicht die entfernteste Analogie mit der dem lustrum unterliegenden religiösen Idee. Selbst das Sittenrichteramt der Censoren wird von so ganz verschiedenem Gesichtspunct her geübt, daß auch in dieser Hinsicht eine Ableitung aus der Lustration schwer zu glauben ist, zumal ja die letztere neben dem Census fortbestand!

Der Census selbst wird nach quiritischem Principe abgehalten. Nur das kommt in Anschlag, was Jemand ex jure Quiritium ist und hat. Er erstreckt sich also, was die Personen anlangt, nur auf die Römischen Bürger. Wie soll man nun aber die so sehr fluctuirenden Zahlen der capita civium in den Censusangaben erklären? Nach Niebuhr daraus, weil man die Isopoliten, d. h. die Bewohner der mit Rom zu gleichem Rechte verbündeten Städte hinzurechnete, deren Zahl aber in Folge neuer Verträge oder des Bruchs der bisherigen sehr gewechselt habe. Unser Verf. verwirft diese Erklärung besonders deshalb, weil man unmöglich annehmen könne, daß diese Isopoliten als cives Romani censirt worden seyen; es könnten lediglich die Censusrollen von den isopolitischen Städten an Rom mitgetheilt worden seyn: bey der großen Strenge, mit welcher die Römer staatsrechtliche Begriffe schieden, sey es aber nicht wohl glaublich, daß unter den capita civium Romanorum auch solche Isopoliten verstanden worden seyen. Er selbst geht davon aus, daß in der isopolitischen Verbindung das Recht lag, durch Uebersiedlung in den Römischen Staat wirkliches Bürgerrecht, ohne jus suffragii et honorum zu erlangen. Dieß Recht nun sey von den Isopoliten in Masse ausgeübt worden, wenn sie sich von einer solchen Uebersiedlung einen wenn auch nur vorübergehenden Vortheil versprechen durften (z. B. Adscription in eine Colonie u. dgl.): nach Erreichung oder Fehlschlagung dieses Zweckes seyen sie wieder in ihre Heimath zurückgekehrt, und aus diesem Zu- und Abströmen erklärten sich jene Fluctuationen der Censusangaben. — Die Grundlage dieser Ansicht, nämlich jenes Recht der Isopoliten, muß allerdings zugegeben werden: dagegen dünkt uns nicht nur an sich ein so häufiger Wechsel der Heimath, ein solches beständiges Hinüber und Herübersiedeln mit dem ganzen Hauswesen (denn ohne dieß wurden sie doch nicht censirt) unwahrscheinlich, sondern es

geht auch aus den von Livius berichteten Klagen der lateinischen Bundesgenossen deutlich genug hervor, daß die nach Rom übergesiedelten eben dort verblieben und nicht freywillig in ihre Heimath wieder zurückkehrten, weßhalb eben politische Zwangsmaßregeln gegen dieselben von den Städten, da diese sonst veröden würden, angerufen wurden. (Liv. 39, 3. 41, 8.)

Die tabulae Caeritum, in welche die eingetragen wurden, welche sich in Rom außerhalb der Centurien censiren lassen mußten, geben zu manchen Bemerkungen Anlaß, namentlich zur nähern Bestimmung der Ausdrücke aerarium fieri und in tabulas Caeritum referri, welche obwohl nothwendig mit einander verbunden, doch verschiedene Seiten bezeichnen, nämlich jener die Ausstoßung aus der herrschenden Römischen Bürgerschaft, dieser die finanzielle Folge davon. (S. 531 f.) — Bey Gelegenheit der Aufnahme des Personalbestandes im Census kommt der Verf. auf die Römischen Namen, dann auf die Sklaven. Aus unzureichenden Gründen wird dem Servius die Einführung der manumissio censu abgesprochen, während mit Fug die Nachricht wieder zu Ehren gebracht wird, daß Servius das Recht der civilen Manumission überhaupt begründet habe, indem er die Freygelassenen in die Civität und zwar in die 4 städtischen Tribus aufnahm. Dieß wird durch äußere und innere Gründe unterstützt (die jugendlichen Staaten, meynt unter andern der Verf., hätten noch nicht die politische Digestivkraft, welche den in ihre Gewalt gekommenen zu einem eigenen negativ-persönlichen Bestandtheil ihres Staats mache) und führt auch auf die Geschichte der spätern politischen Schicksale der Freygelassenen. (S. 549 f.)

Die Abschätzung des **Vermögens** geschah nach dem Verf. als ganzes, in Bausch und Bogen, nicht nach einzelnen Gegenständen. Dieß soll folgen aus der politischen Bedeutung des Census überhaupt, (nämlich: „einen vermögensrechtlichen Ausdruck der **Person** darzustellen",) dann aus der des Vermögens, „welches unter Servius zuerst aus der Person hervortrat und nun zuvörderst doch nur erst seinem persönlichen Momente nach als **Einheit** in Betracht kam." Der andere Factor der Sächlichkeit und Einzelnheit tritt erst in der Zeit der Republik hervor und damit die Angabe der einzelnen Sachen im Census. Daran läßt sich der Verf. auch nicht einmal durch solche Consequenzen irre machen, wie daß die Grundstücke (s. S. 568) zuerst gar nicht angegeben worden seyen, weil sie mehr zur Basis des Vermögens gedient hätten, als daß sie selbst im Vermögen seyen und daß nur Vieh und andere bewegliche Dinge als Vermögen angesehen worden seyen! Wie soll man es aber reimen, wenn der Verf. einmal (gegen Niebuhr) annimmt, daß bey der Abschätzung des Vermögens die Schulden abgezogen, und die ausstehenden Activa eingerechnet worden seyen, und dann doch wieder zugiebt, daß von dem Werthe des Ackers **schlechthin** der Schooß gezahlt werden mußte? Blieben denn nicht auf diese Weise eben die Schulden der Hauptsache nach unberücksichtigt? — Begründeter ist der Widerspruch gegen die weitere Annahme Niebuhr's, daß die Sachen, welche im Census angegeben werden, mit den res mancipi identisch seyen und daß ursprünglich alle Sachen, welche Jemand ex jure Quiritium hatte, res mancipi gewesen seyen. Denn es stehen später unbezweifelt sowohl res mancipi als nec mancipi im quiritischen Eigenthum, und in solchen Dingen haben die Römer nie das Ursprüngliche und Alte verlassen.

Die zweyte Hälfte des Censorischen Geschäfts war, jedem für die Folge „die Stelle im Staatsorganismus anzuweisen, welche ihm nach seinem politischen Werthe zukam." In der Censur liege, vermöge ihres Zusammenhanges mit dem lustrum, eine Stellvertretung der Gottheit. Darum werde selbst später noch dieselbe für die heiligste, der Würde nach höchste und allein unverantwortliche Magistratur angesehen, und sey mitunter für den Censor ein Dictator ernannt worden: auch habe sich das censorische Richteramt ursprünglich ohne Zweifel nur auf solche Vergehen bezogen, durch welche die Gottheit beleidigt, oder die Bedeutung des Bürgers als eines integrirenden Bestandtheils des Staats unmittelbar gefährdet worden sey. — Wir haben über diesen Zusammenhang schon oben unsere Meynung ausgesprochen und finden auch in diesen Bemerkungen keinen Anlaß, von derselben

abzugeh n. Denn alle diese Eigenschaften der Censur lassen sich ganz ungezwungen theils aus dem nothwendigen Spielraum, welcher der Subjectivität des Censor eingeräumt wird, theils aus der hohen Würde erklären, welche ein oberstes Sittenrichteramt seiner Natur nach umgeben muß. — Den Schluß des Capitels macht eine Erörterung des Verhältnisses der Censur und der Aedilität. (S. 579 f.)

Das elfte Capitel handelt vom Gerichtswesen. Es werden nämlich von den Alten dem Könige Servius auch hierin wichtige Veränderungen namentlich in Betreff der Privatrechtsstreitigkeiten zugeschrieben. Während die frühern Könige die Prozesse selbst entschieden hätten, habe er einen Unterschied zwischen öffentlichen und Privatrechtshändeln gemacht, und die ersten sich vorbehalten, die letzten aber Privatrichtern zur Entscheidung übertragen und ihnen dabey eigene Gesetze zur Norm vorgeschrieben (Dionys. 4, 25.) Man hat diese Nachricht seit Niebuhr gewöhnlich auf Einführung des Centumviralgerichts bezogen. Dem widersetzt sich der Verf. und stellt die von Servius gemachten Aenderungen in folgendem Zusammenhange dar. Man unterschied von jeher die Civilprozesse in solche, welche ein bloßes Privatinteresse betrafen, und solche, welche zugleich das Volk angingen. Die erstern entschied der König selbst oder durch einen arbiter; nur in wichtigern Sachen galt von seinem Spruche Provocation an's Volk. Die letztern mußten dagegen wie eigentliche causae publicae sofort vor das Volk gebracht werden, und zu diesem Zwecke bediente man sich nach einer hier nur formellen äußerlichen Entscheidung des Königs der provocatio sacramento. Im Gefolg der Einführung des Census und der Centurien mußten sich die Gegenstände der zur unmittelbaren Competenz des Volks gehörigen Prozesse vervielfältigen, da nunmehr die Streitigkeiten über Freyheit, Civität, Erbschaften, Grundstücke, Servituten das größte öffentliche Interesse hatten. Und die Cognition in denselben ging von den Curien an die Centurienversammlung über. Aus diesem Volksgerichte ging aber das Decem- und Centum-Viralgericht hervor und in sofern sind unter Servius die Anfänge dieser spätern Gerichte zu suchen. Diesen Zusammenhang sucht der Verf. hauptsächlich zu beweisen aus der häufigen Entgegensetzung der privata und centumviralia judicia (in andern Stellen stehen aber die letztern den publica jud. gegenüber), daraus, daß die Prozesse vor das Decem- und Centum-Viralgericht stets durch Provocation gebracht worden, daß in dem letztern Gericht ein Prätor präsidirte, daß beyden Gerichten das Symbol der hasta eigenthümlich war, welche immer auf eine vom Volke nach der äußerlich kriegerischen Centurienversammlung geübte Gerichtsbarkeit hindeute. — In der That dürfte ein Zusammenhang des Centumviralgerichts mit der Centurienverfassung nicht zu läugnen seyn. Allein daß dasselbe unmittelbar aus einem Volksgerichte hervorgegangen sey, und noch mehr, daß dieß auf die vom Verf. angedeutete Weise geschehen sey, dem stehen doch gar zu wesentliche Bedenklichkeiten entgegen. Denn erstens ist es eine ganz unerwiesene Hypothese, daß das Volk irgend welche Privatstreitigkeiten jemals selbst unmittelbar entschieden habe: ja es ist dieß bey der Häufigkeit von Streitigkeiten über Eigenthum, Servituten, Erbschaften u. dgl. geradezu undenkbar. Zweytens läßt sich der Weg, auf welchem derley Streitigkeiten vor das Volk gebracht seyn sollen, schwer begreifen. Der König, später der Magistratus soll nur eine formelle Entscheidung gegeben haben (ähnlich dem vindicias oder litem secundum alterum dare), und dann soll durch eine provocatio sacramento die Entscheidung an das Volk devolvirt worden seyn. Abgesehen davon, daß das Verfahren vor dem König hiernach eine reine, zwecklose Formalität wäre, so findet hier eine augenfällige Verschiebung von zwey verschiedenen Begriffen Statt. Die Bedeutung der provocatio im criminalprozessualischen Sinne (um die Sache nur im Groben anzudeuten, da eine in das juristische Detail eingehende Erörterung von den Gränzen dieser Blätter ausgeschlossen ist), wodurch sich ein peinlich Angeklagter und Verurtheilter dem Volksgerichte unterwarf, wird der provocatio im civilprozessualischen Sinne, welche ein Auffordern zum sacramentum ist, untergeschoben. Nirgends wird einer provocatio im Civilprozeß mit dem Effect gedacht, daß dadurch der Streit vor das Volk gebracht würde. Und eben so wenig läßt sich behaupten, daß sacramentum und mulcta richterliche

Acte seyen, denen Provocation folgen müsse. — Der spätere Ursprung des Centumviralgerichts selbst soll aber besonders daraus hervorgehen, daß es allen Gesetzen politischer Entwicklung zuwider wäre, wenn ein Institut, welches erst in der Kaiserzeit seine volle Bedeutung erhalten habe, schon unter den Königen entstanden seyn sollte. Allein das Centumviralgericht hat unter den Kaisern keinen materiell größern Umfang sondern nur formell ein höhheres Ansehen deßhalb gewonnen, weil in ihm allein noch, nach dem Untergang des ordo judiciorum publicorum, republicanische Formen fortbestanden. Und wie ließe sich erklären, daß sich keine einzige Nachricht von einer solchen civilprozessualischen Competenz der Volksgerichte erhalten hat? — In seine Theorie hat der Verf. auch den Ursprung des Decemviralgerichts eingeflochten. Dieses soll schon Servius eingesetzt haben, um die Stelle der Volksgerichte ex provocatione in allen Händeln über jura status zu vertreten, zur Wahrung plebejischer Freyheit. Später nach Ausgleichung der Parteyinteressen und dem Aufkommen des Formular-Prozesses erhielt dasselbe unter dem Namen decemviri stlitibus judicandis eine neue Einrichtung, bis es unter August dem Centumviralgericht einverleibt wurde. — Wir können uns eines nähern Eingehens auf diese ohnehin durch keine historischen Beweise unterstützte Hypothese überheben, da sie mit der Grundlage, worauf sie gebaut ist, ohnehin zusammenfallen muß.

Uebrigens sucht der Verf. mit der Einsetzung dieser Richter die 50 Gesetze in Verbindung zu bringen, welche dem Servius zugeschrieben werden. (S. 596 f.).

In dem zwölften und letzten Kapitel geht der Verf. über die Gränzen seiner eigentlichen Aufgabe hinaus und behandelt die Geschichte der spätern Centurienverfassung. Diese gehört bekanntlich zu den schwierigsten und bestrittensten Theilen der Römischen Staatsgeschichte, und auch der mit großem Aufgebot von Scharfsinn und Gelehrsamkeit gemachte Versuch des Verfassers, die Sache zur Klarheit und Evidenz zu bringen, ist nur ein neuer Beweis, daß das Dunkel hier nur durch neue Zeugnisse und Nachrichten jemals ganz wird aufgehellt werden können. — Des Verf. Ansicht ist kurz diese. Die 5 Classen blieben der Zahl nach fortbestehen; dagegen verschwanden die alten Centurien; an ihre Stelle traten ganz andere, gebildet aus den ländlichen Tribus, von welchen jede in eine Centurie der seniores und juniores zerfiel. Diese Tribus oder die aus ihnen gemachten Centurien waren nunmehr Unterabtheilungen der Classen, so daß jede Classe eine bestimmte Anzahl von Tribus in sich begriff, und zwar die erste Classe 8, die zweyte bis vierte je 2, die fünfte 3 Tribus. Die Uebertragung der Centurialen aus den persönlichen Servianischen Centurien in diese localen Tribuscenturien ist aber nach Hrn. Huschke so zu denken, daß jetzt nicht bloß mehr nach dem Vermögen, sondern auch nach dem Grundstück gefragt wurde. Die, welche bisher der ersten Classe angehört haben, mußten um ferner in dieser Classe stimmen zu können, außer dem Census von 100,000 as auch noch ein entsprechend großes Grundstück, und zwar in einer der 8 Tribus, im Eigenthum haben (S. 642). — Man sieht, auf welche Weise der Verf. die größte Schwierigkeit, die sich seiner Ansicht von einer Vertheilung der Tribus in die Classen entgegenstellt, zu beseitigen sucht. Allein es ist ihm dieß, wie uns scheint, nicht gelungen. Denn 1) da die neue Verfassung offenbar eine Verbindung und Vermischung der alten Centurienverfassung und der Tribuseintheilung darstellen soll, so muß dem localen Principe der Tribus neben dem der Centurienverfassung, d. h. dem Vermögen irgend ein Einfluß und eine Bedeutung eingeräumt werden. Nach dem Verf. kömmt aber keine Vereinigung beyder Principien, sondern lediglich eine Erhöhung des bisherigen Census, überhaupt eine Vermehrung der bisherigen timokratischen Bedingungen heraus, indem außer dem bisherigen Vermögen noch ein an Werth gleichkommendes, in einer bestimmten Tribus eingeschriebenes Grundstück erfordert wird.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois, Archviste de la Flandre-Orientale. Bruxelles, Société Belge de Librairie. 1837. 1. B. 8. p. 1 — 250.

Die von der Kaiserin Maria Theresia, glorreichen Andenkens, im Jahre 1768 zu Brüssel gestiftete Akademie der Wissenschaften pflegt seit ihrem Beginne unter den jährlich von ihr ausgeschriebenen Preisaufgaben interessante Fragen aus der germanischen Rechtsgeschichte zur Beantwortung bekannt zu machen: namentlich solche, welche sich auf die Vergangenheit der Niederlande beziehen. Dieser Anregung verdanken wir vor der französischen Revolution mehrere höchst wichtige, unser Deutschland ganz besonders interessirende Memoiren über die niederländischen Gauen,*) über die Einführung des römischen Rechts in jenen Provinzen,**) ferner über die vom siebenten bis zum dreyzehnten Jahrhundert dort geltenden Rechtsquellen.***)

Seit dem Jahr 1817, wo die von König Wilhelm wieder hergestellte Akademie wieder thätig zu seyn begann, wurden gleichfalls mehrere Preisschriften dieser Art gekrönt, unter welchen wir z. B. die von Grandgagnage über den Einfluß des ältern französischen Rechts auf das ältere Belgische auszeichnen.

In der neuesten Zeit stellte sie 1834 die Frage:

„Quelle a été l'origine et la nature des Avoueries en Belgique? Y en avoit il de plusieurs espèces? D'où le pouvoir des Avoués procédoit-il primitivement? — A quelles usurpations a-t-il donné lieu et quelles modifications a-t-il subies dans la suite de temps?

Die gut gewählte Aufgabe setzte sich ein damals noch an der Universität zu Gent studierender Zuhörer des Referenten zu lösen vor und versuchte zu diesem Zwecke die 1837 im Druck erschienene hier näher zu beleuchtende Geschichte der Vogteyen in Belgien. Wir nennen die Aufgabe eine gut gewählte, weil der Gegenstand schon an und für sich eine Bearbeitung verdient; Belgien aber an gedruckten und ungedruckten, überaus belehrenden Documenten über die Geschichte der Vogteyen sehr reich ist. Auch hatte die Frage noch vor Kurzem ein practisches Interesse, indem verschiedene in Belgien früher angesessene reichsunmittelbare fürstliche Häuser für ihre durch die Einverleibung Belgiens in das französische Reich allda verlorenen Vogteygefälle in Folge des Reichsdeputations-Hauptschlußes von 1803 in Deutschland entschädigt worden sind, wie z. B. der Herzog von Looz-Corswaren durch das standesherrliche Fürstenthum Rheinawolbeck in Westphalen, eine Entschädigung, worüber zwey Linien dieses Hauses einen im Jahr 1830 vor dem Kammergericht in Berlin noch anhängigen (seitdem aber entschiedenen) Rechtsstreit führten, worauf sich eine eigene Deductionsschrift eines ehemaligen Collegen des Referenten, des nunmehrigen Herrn Prof. Birnbaum in Utrecht bezieht.*)

*) Von Desroches.

**) Von de Bergh.

***) Von Heylen.

*) Diese Schrift enthält nicht unwichtige Untersuchungen über die belgischen Vogteyen. Ihr Titel ist: Deduction der Rechte des Hrn. Herzogs Carl Franz

Der Verf. der hier zu besprechenden Preisschrift, Herr Jules de Genois gehört einer Familie an, aus der sich schon ein Mitglied, der verstorbene Graf Joseph de Saint-Genois, Vetter desselben, durch diplomatische und genealogische Schriften um die niederländische, ja selbst um die deutsche Rechtsgeschichte verdient gemacht hat.

Außer der gekrönten Preisschrift schrieb unser Verfasser noch einige gut gelungene historische Romane, *) verschiedene Artikel in dem seit 1836 von ihm als Mitredacteur zu Gent herausgegebenen Messager des Sciences historiques und in andern belgischen Blättern. Obgleich noch jung, zeigt er sich doch schon in seiner ersten Probeschrift als einen gewissenhaften, die germanische Rechtsgeschichte richtig auffassenden Forscher, dem wir in der Folge gewiß noch andere tüchtige Arbeiten dieser Art verdanken werden.

Kein belgischer Historiker hatte sich mit dem Gegenstande, welchen die Akademie zur Preisaufgabe gewählt hatte, ex professo beschäftigt. Nur de Vilenfagne in seinen Recherches über die ältere Geschichte von Lüttich (Liège 1818 2 Bde. 8.) hatte über die dort vorkommenden Avoués einige Notizen gegeben, ohne daß ihm die wahre Natur dieses Rechtsinstitutes klar geworden war: die schönen Untersuchungen des deutschen Abts Montag **), obgleich sie sich vorzüglich auf Urkunden der Belgien angehörenden Abtey von Stablo (Stavelot) beziehen, waren dort im Lande unbekannt, so wie alles was in deutschen Werken ***) über die Vogteyen geschrieben ist; auch eine kleine nicht unwichtige Abhandlung über den Gegenstand in einem

Wilhelm Ferdinand von Looz-Corswaren auf das standesherrliche Fürstenthum Rheina Wolbeck. — Aachen und Leipzig 1830. 1. Bd. 4.

*) Z. B. Hembyse histoire Gantoise de la fin du XVI. Siècle. 3 Bd. 12.

**) Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freyheit. Bamb. u. Würzb. 1812. 1814. 2 Bd. 8.

***) Z. B. die in G. M. Webers Handbuch des in Deutschland üblichen Lehnrechts Bd. II. enthaltene Abhandlung über den Gegenstand S. 350 folg. Leider kennt sie auch der Verf. nicht.

Bande des Recueil des historiens de France von Boucquet, war nicht benützt worden; so wie auch nicht die gelehrte Abhandlung von Brussel im zweyten Bande (S. 767 folg.) seines Werkes: Nouvel examen de l'usage général des fiefs en France. Paris 1750. 2 Voll. 4. Selbst Raepsaet hatte nur gelegentlich von den Avoueries gehandelt in seiner Analyse historique et critique de l'origine et des progrès des droits civils, politiques et réligieux des Belges et Gaulois. *)

(Fortsetzung folgt.)

Ph. E. Huschke, die Verfassung des Königs Servius Tullius rc.

(Schluß.)

Dazu kommt 2.) daß die Durchführung einer solchen Einrichtung kaum denkbar ist. Offenbar waren unter denen, die nach ihrem Vermögenscensus zur ersten Classe gehörten, viele, welche in den von Huschke der ersten Classe einverleibten Tribus gar nicht oder nicht genügend angesessen waren. Umgekehrt gab es Tribulen, welche des Vermögenscensus entbehrten, welcher sie zu der Classe berechtigte, in welche ihre Tribus eingereiht war. Nach dem Verf. wären beyde ohne alles Stimmrecht in sämmtlichen Classen, da in ihrer Person die beyden Bedingungen nicht zusammen trafen. Dieß ist aber nicht nur an sich kaum zu glauben, sondern widerspricht auch den alten Zeugnissen, nach welchen alle Bürger in den Centurien stimmten. 3) würden auf diese Weise die 18 Rittercenturien ein übermäßiges Uebergewicht erhalten haben; und doch kann man sich diese ganze Modification der servianischen Verfassung nur als

*) Erst jetzt besitzen wir den Anfang einer leserlichen d. h. von den vielen Sprach- und Druckfehlern der ersten gereinigten Ausgabe dieses wichtigen Werkes im dritten Bande der bey Leroux in Brüssel, Gent, Mons und Lüttich erscheinenden Ausgabe der Oeuvres Complètes de J. J. Raepsaet.

eine nicht den Optimaten sondern dem demokratischen Principe gemachten Concession denken. Endlich 4) reden die Zeugnisse der Alten selbst von **multaeque** aliae oder permultae centuriae primae classis. (Liv. 43, 16. Val. Max. 6,5, 3.)

Die Zeit der Aenderung setzt der Verf. um das Jahr d. St. 259, als das Jahr der zuerst gesicherten und erstarkten Republik. Auch dieß ist ganz unwahrscheinlich. Denn Dionysius (10, 17) erwähnt vom Jahre 296 d. St. bey einer Abstimmung die 18 Rittercenturien und die 80 Centurien der ersten Classe. Zwar will der Verf. diese Stelle durch die Bemerkung aus dem Wege räumen, daß hier nur in dem Sinne von einem Fortbestehen der servianischen Centurien die Rede sey, als sich die neue Verfassung praktisch von der alten so wenig unterscheide. Wir bezweifeln das letztere, und Dionysius spricht ja nicht bloß so im Allgemeinen von einem solchen Fortbestehen. Ueberdieß, wie ließe sich die häufige spätere Erwähnung der alten servianischen Verfassung denken, wenn diese Umschmelzung derselben in so frühe Zeit hinaufreichte?

Weit größere Zurüstungen werden gemacht, um aus der Physiologie des römischen Staatslebens zu zeigen, wie sich die neuere Centurienverfassung aus der ältern entwickelt hat. Wir wollen es nicht unternehmen, dem Verf. in die Abgründe seiner neblichten Philosophie zu folgen. Hier werden Person und Boden, Tribus, Curien und Centurien gewissermassen als selbständige Naturkräfte vorgestellt, und durch die Phantasie des Verf. wie durch einen galvanischen Reiz in eine unheimliche Thätigkeit gebracht, so daß sie sich in einander verschlingen, sich organisiren, aus ihrer Befangenheit treten, zusammentreffen u. s. w. (S. 624.)

Nur zwey Proben S. 626:

„Tribus und Curie sind also noch so mit einander verschlungen, daß beyde noch in den Personen zu liegen, die Curien nur die handelnd gedachten Tribus, mithin noch von den Tribus beherrscht zu seyn scheinen. Wenn aber der Staat anfängt sich zu veräußerlichen, so entsteht gleichzeitig mit dem Auseinandertreten von Boden und Personen eine Zusammenbewegung der die Function oder die Substanz betreffenden Eintheilungen von der Art, daß beide endlich auf entgegengesetztem Puncte d. h. im Boden, so daß die functionale Eintheilung nun die substanziale zu beherrschen scheint, in einander greifen. Dann S. 627: Indem also das Draußen der Person das Unlebendige des Bodens, das Draußen des Bodens das Lebendige der durch Ackerbau gewonnenen Vegetation ist, treffen nun Centurien und Tribus auf Seiten des Bodens in der Art zusammen, daß jene diese in sich fassen; denn wenn Mensch und Boden aus einander getreten sind, beherrscht jener diesen und folglich auch die auf jenen sich beziehende Eintheilung diejenige, welche den letztern betrifft.“

Eine nothwendige Folgerung aus dieser Genesis soll übrigens seyn, daß in der modificirten Centurienverfassung bloß die tribus rusticae mit Ausschluß der 4 städtischen Tribus Platz fanden, daß die Centurien der Fabri u. s. w. an die Tribus der ersten Classe angereiht wurden, daß die centuria proletariorum und die (doch noch so spät erwähnte) ni quis scivit ganz hinweg fielen (S. 641 f.): das vorletzte deßhalb, weil es naturwidrig gewesen wäre, **eine** persönliche Centurie stehen zu lassen, während die übrigen bessern Centurien Tribuscenturien geworden sind. Allein wäre dieser Grund nicht auch gegen das Fortbestehen der Rittercenturien, welches der Verf. doch anerkennt?

Die weitere Ausbildung der Centurienverfassung besteht in der Vermehrung der Tribus von 21 auf 35. Es habe nämlich allmählig das Grundstück das Uebergewicht erhalten: dem gemäß wurde das Ausland mit in den Staat gezogen und dieser durch Ansetzung neuer örtlicher Tribus erweitert — ein Proceß, der in der Familie der Zeit der Kindererzeugung entsprechen soll! Und zwar erfolgen, da Roms latinische Entwicklungszahl überhaupt die Sechs ist, auch nur 6 publicistische Geburten von Tribus, jede gedoppelt, die erste aber (mit 4 Tribus) als Zwillingsgeburt (S. 664 f.)! Die Gesammtzahl der 35 Tribus in 70 Centurien entspricht aber der Gesammtzahl der zur Selbstthätigkeit entwickelten Glieder = zweymal 35. — Die Tribus selbst seyen aber überwiegend von Grund und Boden aus an den alten Staat angesetzt, und dieß habe einen demokratisirenden Einfluß auf die Natur der Verbin-

dung von Centurien und Tribus gehabt. Die Classen werden immer mehr Tribusclassen, während sie vorher Censusclassen waren: der Hauptunterschied des Bürgers besteht darin, ob er zu den vornehmern der Stadt näher gelegenen alten oder den geringern und entferntern neuen Tribus gehört.

Nach Erfüllung der 35 Tribus beginnt die Periode der absoluten Herrschaft des politischen Bodens oder die Ausgleichung Roms mit Italien. Eine neue Vermehrung der Tribus ist aber so wenig möglich, als der einzelne ausgewachsene Mensch noch neue Glieder ansetzt. Die Personen der Bürger gehen jetzt auch der Function nach im Boden auf. Daher geschahen die fernern Erweiterungen so, daß allmählich die Italiker in die bestehenden Tribus eingeschrieben wurden, also durch Anschwellung der vorhandenen Tribus (gleichwie auch die Gliedmassen des jungen Manns im Verlaufe des Mannesalters erst ihre volle Kraft und Stärke erlangen).

Da nun aber schon am Anfange dieser Periode die städtischen Tribus zu den Centuriatcomitien zugelassen wurden, während die servianischen Censusansätze die alten blieben, so drohte eine völlig anorganische Zersplitterung den Comitien. Dieser wurde vorgebeugt durch die Einrichtung der Censoren M. Aemilius Lepidus und M. Fulvius Nobilior im Jahre 573, welche das Innere der einzelnen Tribus den Bedürfnissen gemäß ordneten. Sie richteten die Tribus regionatim ein, d. h. sie bestimmten die Tribusgrenzen anders und zwar nach Gegenden und Wohnorten, wodurch erst das schlechthin locale Princip der Centurien und Tribus zur Herrschaft kam: in jeder Tribus vereinigten sie wieder zuerst genera hominum d. h. die Bürger von gleicher Herkunft (im localen Sinne z. B. neue Ansiedler und Ureinwohner); ferner causae d. h. persönliche Beziehungen, nach Stand, (Ritter, Freygelassene,) Opfer, Clientel, fora, conciliabula etc.; endlich quaestus d. h. gleiches Gewerbe (Stadt und Land, Handwerker, Kaufleute u. s. w.). Auf diese Weise erhielt nun wieder die ganze Abstimmung in den Centurien etwas materiell Geordnetes (S. 684 f.).

In dieser Schlußdarstellung wechselt wie in dem ganzen Werke in bunter Mischung Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches, Wohlbegründetes und lustige Hypothese. Auf eine genauere Prüfung müssen wir aber um so mehr verzichten, als ohnehin schon diese Anzeige eine Ausdehnung erlangt hat, von der wir nicht wissen, ob sie der Leser mit der Bedeutung entschuldigen wird, welche das Werk sowohl durch seinen Gegenstand und Umfang wie durch den Namen des Verfassers anspricht. Ist es uns doch auch so nicht möglich gewesen, den ganzen Reichthum desselben anzudeuten und alle speciellen Erörterungen, so wie die oft glänzende Behandlung von vielen Stellen der Alten gebührend hervorzuheben.

Wir scheiden von dem Werke mit der Hochachtung, welche so umfassende Gelehrsamkeit, so glänzender Scharfsinn, so ein ernstes Streben nach einer vollen und inwendigen Erkenntniß der Dinge, auch abgesehen von ihren Früchten, in Anspruch nehmen; zugleich aber mit der Ueberzeugung, daß durch dieses Werk die Wissenschaft im wesentlichen nicht gefördert worden ist. Eben jenes Streben, alles aufzuhellen, alles zusammenzuknüpfen, alles zu ergründen hat den Verf. meistentheils dahin fortgerissen, wohin ihm ein nüchterner und besonnener Forscher nicht folgen kann. Dieser wird durch das Werk wieder recht lebhaft inne, daß man in solchen Dingen nur zu oft über das non liquet nicht hinaus kömmt, und daß da, wo der Boden der Ueberlieferung wankt, nicht irgend eine willkührliche, jedem Einfalle fügsame Philosophie, sondern einzig und allein die aus tiefer Geschichtsforschung gewonnene politische Raison einen sichern Stützpunct und dem Auge jenen Seherblick verleiht, den wir in Niebuhr, wie es scheint noch lange allein, zu bewundern haben.

D.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint-Genois.

(Fortsetzung.)

Herr von Saint Genois schöpfte seine erste Kunde in den Vorlesungen über die ältere belgische Rechtsgeschichte, welche Refer. im Winter 1832 — 1833 zu Gent gehalten hat und benützte dazu die theils von lezterem ihm mitgetheilten, theils angezeigten Diplomen über diesen Gegenstand, deren Zahl er durch Nachforschungen in den Archiven zu Lille und Brüssel noch vermehrte, so daß er seiner gedruckten Preisschrift einen Anhang von 37 Diplomen über Avoueries beygeben konnte, für welche wirklich höchst unterrichtende Quellenkunde die Freunde der deutschen Rechtsalterthümer ihm besonders verpflichtet seyn müssen! *)

Obgleich seine Preisschrift den Gegenstand, über welchen ein dickes Buch hätte geschrieben werden können, nicht erschöpft, so giebt sie doch eine getreue Geschichte des Ursprungs, der Weiterentwicklung und der spätern Umgestaltung der Vogteyen in den Niederlanden, so wie aller sich auf dieselben beziehenden allda sehr ausgebildeten Rechtsverhältnisse: weßhalb wir in dieser Zeitschrift, im Ganzen dem Verfasser folgend, den Inhalt der Preisschrift wieder zu geben versuchen, vermehrt durch aus unsern eigenen Studien über diesen Gegenstand genommenen Resultaten.

*) Er hat indessen verschiedene Diplome nicht gegeben, die im III. Bande meiner flandr. Staats- und Rechtsgeschichte abgedruckt sind, und von uns hier berücksichtigt werden.

Sehr richtig theilt der Verfasser die Geschichte der Vogteyen Belgiens in drey Hauptperioden und handelt

1) Von den Vogteyen während der fränkischen Periode (also etwa bis 950).
2) Von den zu Lehen gegebenen Vogteyen von 950 bis 1300.
3) Von der Umgestaltung und dem Uebergange derselben im späteren Mittelalter und seitdem.

I. Capitel. Von den Kirchenvogteyen Belgiens bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts.

Aus den zahlreichen, die kirchlichen Verhältnisse des alten Belgiens betreffenden Urkunden ergiebt es sich, daß auch in diesem Lande der, überhaupt vieldeutige, Ausdruck Advocatus vorzüglich zur Benennung zweyer unter sich wesentlich verschiedener Schutzbeamten geistlicher Corporationen gebraucht wurde, nämlich der Schirm- und der Gerichts-, oder (nach Montag) der Verwaltungsvögte der Kirchen und Klöster. Französisch wurde er wiedergegeben durch Avoué (in der ältesten Form Advoheit und Advohé) oder wie im Lüttich'schen durch Voué und Vouvé, Flamändisch durch Voogd; das Amt Advocatia hieß Avouerie, Voogdy. Das Flamändische Wort ist freylich gleich unserm deutschen weniger technisch genau, wie das Französische, indem in manchen belgischen Städten z. B. in Ypern *) der erste Beamte den Namen Voogd führt. Von dem Mundiburdus — französich Mambour — war der Advoca-

*) S. meine flandrische Staats- und Rechtsgeschichte, Thl. II. Abth. I. S. 204.

tus streng geschieden; des erstern Gewalt hatte den Charakter einer vormundschaftlichen oder eines Amtsverwesers in Ermanglung des ordentlichen Herrn. So regierte in Lüttich sede vacante ein Mambour *) als Gubernator, und in Holland als der Graf Kaiser wurde, Floris als Mamburnus Hollandiae. Auf Flamändisch hieß ein solcher Verweser der Grafschaft Reuvaerd z. B. Philipp von Artevelde im vierzehnten Jahrhundert: und Philipp der Gute Herzog von Burgund im fünfzehnten, als er die Ländereyen der Gräfin Jacobäa von Hennegau und Holland (der bekannten Jaqueline de Bavière) verwaltete.

Der Anfang der ältesten Kirchenvogteyen läßt sich für die einzelnen Klöster Belgiens eben so wenig mit Bestimmtheit angeben, wie in andern Ländern Europa's. Im zehnten Jahrhundert findet man sie als längst bestehend bey den meisten Klöstern und Stiftskirchen. Sie sind allgemein geworden in Folge der Capitularien **) Carls des Großen, der allgemein vorschrieb: Ut Episcopi et Abbates Advocatos habeant, oder ut episcopi una cum Comite suo Advocatos eligant und zwar tales, quales sciant et velint juste causas discernere et determinare, et qui in illo Comitatu propriam hereditatem possideant. Aus den zahlreichen von Ducange t. I. p. 179 — 181 gesammelten Stellen ergiebt sich, daß auch die Kirche in Comitien schon früher die Einsetzung derselben befohlen hatte. ***) Das älteste bekannte Beyspiel einer solchen ist die des Vogtes von St. Hubert, welchen Pipin von Herstall 687 bey Errichtung des Klosters einsetzte; denn er sagt, er gebe ihm

*) Birnbaum S. 200. de Saint Genois p. 3.

**) Man führt Capitularien v. 779, 801, 802, 811, 813 an. Montag I. B. S. 232. folg. Eichhorn deutsche Staats- und Rechtsgeschichte I. S. 787. Die Capitularien Ludwigs des Frommen, Lothars u. s. w. befehlen desgleichen.

***) Eben so eine Synode zu Mainz im J. 813. G. M. Weber Handbuch des Lehnrechts II. B. S. 356. not. a. Auf dieses bezieht sich wohl der Art. 14. des Capit. Aquisgran. bey Pertz III. S. 188.

alle Vorrechte cum banno, cum omni justitia, cum omni ecclesiae Advocatia. *)

Von einem sehr alten Kloster Flanderns, nämlich von St. Peter, früher Blandinium zu Gent, gestiftet i. J. 610, weiß man, daß es im neunten Jahrhundert einen Vicedominus hatte: indem in der vom berühmten Eginhart ausgestellten Prästerieurkunde v. Jahre 830 (wovon wir am Ende des I. Bds. der Flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte ein Facsimile mitgetheilt haben) unter den Zeugen genannt wird Sign. ✝ Egeshario Vicedomino. Später finden wir dort Advocati so wie an den meisten niederländischen Abteyen und Kirchen. **)

1. Die Abteyen.

Sanct Bertin zu Sanct Omer, gestiftet 654 hat einen Vogt 885. ***) Die Immunität schon 722. — Stavelo (648) 915 od. 922. ****) — Saint Troud (ursprünglich Sarchynium gest. 657) 1060. †) — Gembloux bey seiner Stiftung 947 od. 948, dann 950, 971, 977. ††) Sanct Bavo zu Gent gest. 618 od. 634. 1010. †††) St. Vedast gest. 673. St. Peter in Gent, (Coenobium Blandiniense) gest. 634, schon 962, 979, 1073 u. s. w. ††††) — Brogne in der Grafschaft Namur (in Pago Lommensi) 900 u. 940. *) — Nivelles 1040 **) — Marchi-

*) Miraeus II. 1115.

**) de Saint Genois p. 41 — 45. Meine Flandrische St.- u. R.-Geschichte. Bd. I. S. 431 folg.

***) Meyerus Annales Flandriae ad an. 885.

****) Ritz Urkunden des Niederrheins, S. 22.

†) Mabillon Annales Bened. IV. 428. Mantelius hist. Lopensis.

††) Das Diplom I. bey St. Genois. Miraeus I. 142.

†††) Lindanus Teueramenda p. 64. Meyerus ad ann. 1010.

††††) Lindanus S. 64.

*) Ritz S. 20. Guillot hist. de Namur. VI. 79.

**) Grammaye, Nivelle p. 4.

ennes im wallonischen Flandern 1038. *) — St. Laurent in Lüttich bey der Stiftung 1034. — St. Jacob allda. 1022. Münster Bilsen bey Lüttich 1040. In Flandern Eenham gest. 1063. Bergh, St. Winox gest. 897, 950 und 1067. Tronchiennes bey Gent gest. 634. 1087. Sainte Wandrue in Mons gest. 656, als Frauen- später ein Männerkloster.

2. Bisthümer.

Lüttich hat zwey wichtige Vögte, den der Stadt und den von Hasbanien, ferner einen für Hay, und später für jeden Distrikt einen eignen Vogt. Utrecht hat schon 725 einen Advocatus. **) In Cambrai finden sich Schirmvögte sehr früh.

3. Stiftskirchen.

Incourt und Hoegaude in Brabant, Harlebecke in Flandern. Sanct Servasius in Mastricht und die Hauptkirche in Mecheln. ***)

Daß sowohl die Schirm- als die Gerichtlichen Vogteyen aus der politischen Stellung der geistlichen Congregationen in den germanischen Staaten entsprangen, ist besonders von Montag ****) bewiesen worden. Daß sie eine historische Nothwendigkeit waren, läßt sich auf das einleuchtendste deduciren: allein manche Punkte sind noch dunkel und können nur ganz aufgeklärt werden, wenn wir die Geschichte einzelner Vogteyen vollkommen kennen gelernt haben. Dieß gilt auch für Belgien, wie alsbald näher angegeben werden soll.

Was nun:

I. Die Schirmvogteyen †) in diesem Lande betrifft (von unserm Verfasser Avoueries militaires genannt) so finden wir, daß dieselben in den zum deutschen Reiche gehörenden Theilen vom Kaiser ausgingen. Dieser war der erste und höchste Schutz- und Schirmherr der Kirchen ††) (Wittwen und Waisen). Er trug aber die Vogtey gewöhnlich einem der Abtey nahe wohnenden Grafen auf: wie z. B. der Kaiser Otto II. die Schirmvogtey über Gembloux dem mächtigen Grafen Lambert von Löwen im Jahre 947. *) Der von demselben Kaiser vorgesetzte Graf von Gent, war Schirmvogt der Abtey Sanct Bavo allda. Das Amt wurde bey beyden schnell erblich. Daß bey der Einsetzung der Schirmvögte die Kaiser die Wünsche der geistlichen Corporationen berücksichtigten, ja selbst diejenigen ernannten, welche die letzten gewählt hatten, hat Montag durch verschiedene Beyspiele bewiesen. **)

Außer dem Kaiser ernannten auch die Stifter von Abteyen die Schirmvögte, und zwar gewöhnlich sich selbst. Auch erklärte sich z. B. der Graf Philipp von Flandern im Jahre 1166 als Schirmvogt der Abtey zu Ninove; ***) der Graf Ferrand 1212 zum Schirmvogt des Klosters Sct. Nicolas des Prés. ****)

Eine der wichtigsten Schirmvogteyen war die des zum deutschen Reiche gehörenden Bisthums Cambrai, welche dem Grafen (ursprünglich Herrn) von Alost zustand und mit diesem Lande auf die Grafen von Flandern übergieng. Kaiser Friedrich I. belehnte damit den Grafen Philipp von Flandern im Jahre 1164. Von dieser Zeit an bezogen er und seine Nachfolger die unter dem Namen der Gavenna dort bekannten bedeutenden Gefälle. Sie waren eine Art von Getreidzehnten, für welchen der Graf verpflichtet war, die bedeutendsten Kirchen in Cambrai zu schützen, und wenn sie Schaden erlitten hatten den Schuldigen zum Ersatz anzuhalten oder selbst Schadenersatz zu leisten. *****)

Es ist im Ganzen nicht schwierig die Schirmvögte von den Gerichtsvögten zu unterscheiden, indessen ist, wie auch de Saint Genois nachweist, die dop-

*) Miraeus II. 659.

**) Miraeus I. 492.

***) de Saint Genois p. 44 — 45.

****) Geschichte der staatsbürgerlichen Freyheit. I. Bd. S. 205. folg.

†) Man nennt dieselben auch Kastenvögte.

††) Dieß sagen bekanntlich die Capitularien in mehreren Stellen. Pertz, Monumenta.

*) Siehe das Diplom I. beym Verf.

**) Siehe Birnbaum S. 170.

***) Diplom 10. bey S. Genois p. 207.

****) Ebendaselbst Nr. 13.

*****) Sie war ursprünglich eine wohl freywillige Gabe der Geschützten. Siehe darüber die Urkunde Nr. 18. und eine andere bey Martene et Durand Thesaur. Anecdotor. I. 1095. und den Text von S. Genois p. 121 — 123. Meine Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte. I. B. S. 422.

pelte Vogtey nicht selten in derselben Hand vereint und so zu sagen nur eine.

II. Der Ursprung der Advocatien der zweyten Art (von unserm Verf. Avoueries judiciaires genannt) ist von Montag aus der Immunität der Kirchen und Klöster abgeleitet worden und läßt sich auch daraus vollkommen erklären. So wie Grundeigenthum derselben von der Gerichtsbarkeit der Grafen und Centenarien eximirt wurde, war es nöthig, eigene Beamten für die Territorien zu bestellen, die dort die Stelle der Grafen und der Centenarien vertraten. Da schon die Marculfischen Formeln für die Immunitäts-Ertheilungen etwa dieselben Formulare *) enthalten, die wir später und zwar im neunten und zehnten Jahrhundert in so vielen Urkunden wiederfinden, so müssen auch in den Niederlanden sehr früh eigene Immunitätsbeamte vorgekommen seyn.

*) Es lautet bekanntlich so: ut nullus judex publicus ad causas audiendas aut freda undique exigendum nullo unquam tempore praesumat ingredere: sed hoc ipse pontifex vel ejus successor propter nomen domini sub integrae immunitatis nomine valeant dominari. Walter corp. Jur. Germ. t. III. p. 365.

Montag I. S. 217. Eichhorn §§. 188. 324. Ersterer führt vom Jahre 638 eine Immunitätsertheilung von Dagobert I. an, worin diese Formel schon vorkömmt. Der Abtey Stablo gab eine solche Immunität der merovingische König Childerich. Martene et Durand ampliss. Collectio II. 17. Eine der ältesten Immunitätscessionen Flanderns findet sich in einem Original-Diplom Ludwigs des Frommen vom 12. April 819, worin dieser die von Karl dem Großen dem Kloster von Sanct Bavo gestattete Immunität mit folgenden Worten bestätigt:

Cujus petitioni libenter adsensum praebuimus. Et hanc nostram auctoritatem erga praedictum monasterium ejusque rectoribus immunitatis atque tuitionis gratia fieri decrevimus. Per quod praecipimus atque jubemus, ut nullus judex publicus vel quislibet ex judiciaria potestate in ecclesias aut loca vel agros seu reliquas possessiones memorati monasterii quas moderno tempore in quibus libet pagis et territoriis infra dicionem imperii nostri juste et legaliter possidet vel quae deinceps in ipsius sancti loci voluerit divina pietas augeri, ad causas audiendas vel freda exigenda aut mansiones vel paratas faciendas aut fidejussores tollendos aut homines ipsius monasterii tam ingenuos quam et servos super terram ipsius commanentes distringendos nec ullas reddibitiones aut inlicitas occasiones requirendas nostris et futuris temporibus ingredi audeat vel ea quae supra memorata sunt paenitus exigere praesumat. Sed liceat memorato abbati suisque successoribus res praedicti monasterii cum omnes fredos concessos sicut in praecepto domini et genitoris nostri continetur sub immunitatis nostrae defensione quieto ordine possidere.

Auch Grafen ertheilten Immunitäts-Privilegien wie z. B. Graf Robert II. von Flandern dem von ihm errichteten Kloster Ham im Artesischen. Die hierher gehörenden Worte der Urkunde (in D'Achery, Spicilegium t. III. p. 419. c. I. sind:

Et ego praedictas possessiones et omne dominium, libertatem et omnem prorsus justitiam, et quidquid etiam juris habebam vel habere poteram in praedictis quoquomodo, Abbati et Monachis dicti loci ad opus dicti Monasterii dedi, tradidi et deliberavi perpetuo possidendas. Ut autem idem locus et possessiones dicti Monasterii quae nunc habent, et quae in futuro, Domino largiente, possidebunt et habebunt in meo Comitatu quoquomodo, in pace penitus, quiete et summa libertate semper permaneant; ipsius Ingelram prece concessi pro salute animae meae et praedecessorum successorumque meorum, ut omnis praefatae ecclesiae possessor praesens et futurus, liber ab omni successorum suorum ac meorum videlicet Flandriae Comitum, seu hominum nostrorum subjectione efficiatur, ut non sit de omnibus qui in ea de caetero quidquam reclamet, vel hominem capiat, vel bannum aut quamlibet rapinam vel saisinam aut captionem faciat vel loca seu justitiam dicti Monasterii quacunque ex causa violare, molestare aut conturbare praesumat. Si forte quilibet famulorum vel hominum ad praefatam Ecclesiam appendentium, et ibi degentium, quolibet pro facto increpatus fuerit, nisi sit de homicidio furto vel latrocinio ipso actu probabili et patente, nullo modo vel in foro vel alicubi judicium sive praejudicium patiatur; sed res in praesentia Abbatis delata et audita, erit hominum et Curiae Abbatis judiciis discutienda. (Da der Graf sich selbst zum Defensor und Advocatus gemacht hatte, so erklärt sich der Vorbehalt des Blutbannes in diesen Worten.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nr. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Fortsetzung.)

Auch beziehen sich die Befehle Karls des Großen vorzüglich auf die Ernennung dieser Advocati, d. h. der Gerichts- oder Dingvögte. Die Immunität hatte also eine passive und active Wirkung, jene bestand in der Freyheit der Kirche von allen gewöhnlichen öffentlichen Richtern, *) diese im Rechte, sich selbst ihre höchsten Richter zu bestellen. Der Bischof oder der Abt war sein eigener Gerichtsherr. Die Advocati waren die judices communitatis. Nicht so leicht wie der Ursprung ist aber der Character und Umfang der Gerichtsbarkeit der Vögte zu erklären, so wie das Verhältniß derselben zur königlichen Jurisdiction einerseits und zu der der Bailis und Villici der Kirchen andererseits. **)

Brussel (p. 788 flg.) gesteht ihnen nur die Lehengerichtsbarkeit über die Vasallen der Klöster und Kirchen zu.

Montag ***) dagegen die Theilnahme an der gesammten Gerichtsbarkeit über die freyen und nichtfreyen Hintersassen derselben, und den Königsbann nur ausnahmsweise. Birnbaum ****) nur die eigentliche Criminalgerichtsbarkeit, gerade wie die Grafen in den Gauen sie hatten. Nach ihm waren die Kirchenvögte nicht Beamte der Bischöfe und Aebte, sondern selbstständige Inhaber des Blutbannes, der ihnen vom Kaiser oder Könige war übertragen worden. Diese Ansicht hat er gegen Montag mit überzeugenden Gründen erhärtet. (S. 169 flg.). Die Vögte bezogen daher ihren Antheil der Strafgelder jure proprio, und konnten deßhalb als reichsunmittelbare Fürsten oder Herren im Jahre 1803 für den Verlust derselben Entschädigung verlangen.

Nach Eichhorn I. S. 737 sollen in der Regel diese Verleihungen nur die Sachen umfaßt haben, welche vor dem Centenarius verhandelt werden durften: zuweilen scheint diese Gerichtsbarkeit aber unter den spätern Carolingern auch die in sich begriffen zu haben, die vor den Grafen selbst gehörten; die Personen, über welche sie der Kirchenvogt hatte, waren zuweilen auch Freye, welche auf eigenem Grund und Boden sassen, wenn die Kirche an dem Orte ebenfalls Hintersassen hatte, in der Regel aber nur unfreye, welche unter der Grundherrschaft der Kirche standen.

Unser Verfasser dagegen sagt p. 20 — 21:

> La jurisdiction de l'Avoué s'étendoit sur tous *) les hommes libres de la communauté sujets à la capitation — capitales — tandisque les hommes non libres n'étoient soumis qu'à la jurisdiction des Abbés et des Évêques, qui déléguoient cette dernière à leurs praepositi et à leurs Villici.

Dieß war im Ganzen auch die Ansicht von Ducange.

Nach de S. Genois S. 27 — 32 war die Gerichtsgewalt des Dingvogtes folgende:

*) Daher Immunitas ab introitu judicum publicorum.

**) Montags Darstellung S. 264 — 284, welcher de Saint Genois gefolgt ist, kann nicht als genügend angesehen werden.

***) Abhandlung III. §. 10 — 14. Abhandlung. IV. §. 1 — 15.

****) Denkschrift; erste Zugabe S. 154 flg.

*) Dieß möchte doch wohl auf die Laien zu beziehen seyn.

1) Er hatte jährlich drey placita legalia (wenn dieß nicht auf eines beschränkt war) zu halten, und placita extraordinaria auf Verlangen des Abtes oder Bischoffs,

2) Seine Gerichtsbarkeit war nur der Blutbann über die nicht geistlichen freyen Hintersassen des Bischoffs oder der Abtey.

3) Die Unfreyen standen ausschließlich unter der des Bailli oder Villicus (oder Schultetus). Nur die Executionsgewalt übte er gegen die leztern, wenn er dazu aufgefordert wurde.

4) Er hält das Placitum unter Zuziehung der oben genannten Gerichtsbeamten und von Schöffen.

5) Die Civiljurisdiction steht ihm nicht zu.

Unser Verfasser hat für diese Behauptungen entweder keine oder doch nur ungenügende Beweise beygebracht. Sie lassen sich aus den uns bekannten Urkunden über die belgischen Kirchenvogteyen auch nicht zur Gewißheit *), ja selbst nur mit Zuziehung anderer Beweisstellen und aus allgemeinen Gründen zur Wahrscheinlichkeit erheben.

Daß die Gerichtsbarkeit des Dingvogtes sich nur auf die causae majores, quas praepositus et villicus per se definire non possunt, erstrecke,

*) Wir geben hier eine vom Verf. nicht gekannte, in unserer flandrischen Staats- und Rechts-Geschichte Th. 3. S. 21 — 23 abgedruckte über die Vogteyrechte sehr viel Licht verbreitende Urkunde vom Jahre 1122 wieder, auf die wir öfter verweisen werden.

Karolus Comes Flandriae et filius regis Daniae, universis patribus et filiis sub principatu nostro constitutis.

Quia justitia de coelo prospexit, ut justitiae serviamus, debemus secundum praeceptum dominicum inter virum justum et injustum aeque judicare, quatenus post pericula hujus vitae misericordiam et veritatem obviantes, deputemur aeternitaliter in illo Salomonis ferculo. Igitur piae memoriae fidelium tam praesentibus quam futuris innotescimus: qualiter venerabilis Arnoldus, Scti Petri Blandiniensis ecclesiae Abbas, nostram adierit praesentiam satis juste conquerens: Balduinum de Alost capitales Scti Petri in advocatia Brachatensi degentes, quam de me et antecessoribus meis sub tuitione ejus ecclesiae hactenus in feodo tenuit, contra jus graviter et supra modum afflixisse: quorum necessitati et ecclesiae utilitati et quieti providens, tam pro stabilitate regni mei, quam pro adipiscendo eternarum collium desiderio sub judicio et testimonio principum terrae meae, harum injuriarum controversiam tali modo derationare constitui.

Castellum apud Crombrugge adjudicatum est Balduino.

Capitales de Merlebeca liberi sunt a Balduino, illi videlicet qui habitant in Merlebeca, et ab omnibus advocatis. Si vero extra parochiam illam perrexerunt habitare, in advocatia videlicet Balduini, quae est in Brabanto, duos advocato dabunt denarios et non amplius.

De his, qui habitant in Crombrugge, sive in ceteris locis in Brabanto, de singulo manso habebit advocatus porcum sive XVI denarios pro porco. De uno manso quoque habebit advocatus una ebdomate in anno ad opus castelli sui unum hominem, sive VI denarios quodcunque advocatus elegerit.

Nullum de advocatia capere, nullum pandare; nulla omnino hospitia habebit advocatus. Nullam rogationem in ea habere debet Balduinus vel sui de his qui pertinent ad Merlebeca, ubicumque habitaverint in advocatia.

In ceteris locis, habebit advocatus de homine uxorato singulis annis XII denarios, de uxore VI, de ceteris nihil usque ad copulam. Si vero censum istum supersederint, non licet ei, istos capere vel pandare, sed adito placito Abbatis generali justitiam per scabinos Abbatis et per villicum ejus accipiat. Si vero is, qui culpabilis est, venire noluerit, capiet eum advocatus et in curiam abbatis ponet in custodia, donec coram scabinis abbatis et villico satisfaciat de forisfacto: II denarios abbati, III vero advocato.

In advocatia nullum placitum habeat Balduinus nisi III generalia abbatis placita. In his tribus abbas sive praepositus ejus sive villicus ejus anteriorem habebit manum; si ibi advocatus vel nuntius ejus sit. Si talis vero

sagt das in der Note gegebene Diplom, so wie bey dem Verf. die Urk. Nr. 3. v. J. 1070 (auch abgedruckt in unsrer Flandrischen Staats- und

sit nuntius advocati, qui abbati displiceat et justitiae ejus contrarius sit, in camera abbatis satisfaciat vel deponatur ibi.

Advocatus neque causidicus sit, neque Causidicum dabit neque Scabinos monet: sed ista omnia Abbas et sui.

Quodcunque de placitis ad emendationem venerit, emendabitur villico Abbatis: inde tertia pars advocato, duae partes abbati dabuntur. Si vero solvere non potuerit is, qui emendavit, eam, quam communiter ei misericordiam fecerint, habeat.

De servis ecclesiae ubicunque habitaverint, nihil habebit advocatus.

Si vero aliquis de advocatia alium de advocatia sive fustibus sive pugnis verberaverit sine sanguine, et conquestus homo advocato fuerit, justitiam per vill cum abbatis et scabinos ejus accipiat. Si homo convictus fuerit hujus forisfacti, III solidos habebit advocatus; de sanguine V solidos, si vero negaverit et praeterea VII solidos. Si vero truncatus membris sive debilitatus fuerit, XII solidos, si vero occisus XXIII solidos.

Si autem Comes Flandriae expeditionem summonuerit et perexerit, advocatus per villicum Abbatis IIII jumenta in advocatia, si cum Comite perrexerit, accipiet et coram scabinis Abbatis pretium ipsorum, si mortua sive amissa fuerint, sive non reddiderit, computabit. Si non reddiderit, donec restituat, nulla accipiat, sana reddat.

Si quis cum muliere in advocatia non desponsata coierit, si convictus coram abbatis justitia fuerit, V solidos advocato. De altari apud Vuonbrechtengem nichil advocato judicatum est. De Curtibus Abbatis sive de culturis ad ipsas pertinentibus nichil judicatum est advocato, nisi forte Abbas conquestus fuerit ei de aliqua injustitia. Si vero homo capitalis in Curia Abbatis habitaverit, nichil dabit advocato: quamdiu in ea habitaverit. Si vero aliquis liberorum sive servorum servum suum sive liber se ipsum sive allodium suum Scto Petro dederit, talis in ecclesia maneat qualem se dedit.

Actum Gandavi anno incarnationis Domini M°C°XXII indictione XV anno principatus ejusdem Comitis III° sub Ludovico Francorum rege coram testibus subtitulatis.

Signum Caroli Comitis etc.

Sie ist überschrieben de Capitalibus Scti Petri in Advocatia Brachatensi.

Rechtsgeschichte Bd. III. 2 S. 226 ausdrücklich. Was man unter causae majores *) zu verstehen hat, ist aus fast allen Quellen des deutschen Criminalrechts im Mittelalter bekannt: wir rechnen dazu die in verschiedenen Urkunden z. B. Nr. 4. 9. 12 u. f. genannten Verbrechen: nämlich furtum, homicidium, rapina, percussura sanguinea vis feminis illata, latrocinium. Durch diese Beschränkung ist nicht nur die Civiljurisdiction **) ausgeschlossen, sondern auch die Ahndung niederer Vergehen, welche daher dem Präpositus, dem Bailli oder dem Schultheißen überlassen bleiben. Deßhalb werden die genannten drey placita auch wohl das Vogtgedinghe genannt in der Urkunde Nr. 17. v. J. 1256. Dieselben werden in den meisten Urkunden erwähnt, wie z. B. in einer vom Bischoff von Verdun ausgestellten v. J. 1060 bey Brussel S. 793.

Freylich ist damit eine vom Abt Ledmais von St. Vedast zu Arras zwischen 989 — 1034 erlassene Verordnung über die placita Generalia ***) schwer zu vereinen, worin es heißt:

*) S. darüber Mittermaier, das deutsche Strafverfahren 3te Ausgabe Bd. I. S. 11, wo die vier forisfacturae als causae majores aufgeführt werden.

**) Von dem 824 im Elsaß von Herzog Ethico gestifteten Kloster Sanct Odilia weiß man Folgendes: Quidquid igitur forensis vel civilis querimoniae infra ipsum locum pertinentibus notum fiat ad solum Abbatem vel Villicos ab eo constitutos judicii causa pertineat: De furtis vero vel latrociniis sive Frevelis extra septa Monasterii perpetratis tertia pars Advocatum Ecclesiae a nobis constitutum respiciat. Schilter ad Jus Alem. Feud. mantissa, Docum. I. 574. S. 20.

***) Abgedruckt bey Brussel S. 789. u. in meiner Fl. St. u. R. Geschichte S. 81 — 82.

„in quibus placitis nulla extranea potestas debet venire neque praesidere ad judicandum neque comes neque advocatus ullus, nisi tantum Abbas aut praepositus."

Brüssel versteht die Stelle von Placitis unfreyer Hörigen. Wir finden darin nur etwas Singuläres, das wir uns daraus erklären, daß die Abtey von Saint Vedast gegen ihre Advocati (denn daß sie deren hatte, ergiebt sich aus dem Documente ja selbst) von ihnen das Recht bey den Placitis generalibus gegenwärtig zu seyn, oder sie zu präsidiren, zurück erworben hatte.

Die Anwesenheit des praepositus und der Schöffen beym Vogtgedinge bestätigt die Urkunde Nr. 17. ausdrücklich, deßgleichen die Urk. Nr. 24 im 3. Bande meiner flandr. Rechtsgeschichte S. 25. Daß aber der Vogt den Blutbann über die unfreyen Leute der Abtey nicht gehabt habe, läßt sich aus den uns bekannten niederländischen Urkunden nicht beweisen. *) Die von Montag S. 265 angeführten Stellen aus den Immunitätsprivilegien sind dagegen. Es heißt darin oft von den

„judicibus publicis: nec ad ingenuos vel servos ejusdem ecclesiae distringendos ingredi audeant."

Freylich kann dieß nur den Sinn haben, der Graf oder der Centenarius dürfe keine Amtsgewalt im Immunitätsgebiete ausüben: ohne daß daraus geschloßen werden kann, es vertrete ihn hier stets der Advocatus. Denn die Criminaljurisdiction über die eigenen Leute steht ja jedem Grundherrn, auch dem Laien zu. Auch wird in den vielen von uns gesehenen flandrischen Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts stets nur der Bailli und Villicus oder Schultetus der Abteyen als Vorsitzer des peinlichen Gerichts erwähnt.

Es läßt sich demnach die hier besprochene Frage über den Anfang der Gerichtsbarkeit der Kirchenvögte aus den uns zu Gebote stehenden Quellen, nicht mit Sicherheit lösen: und daher auch nicht die von Montag II. Bd. S. 41 — 44 (wohl mit Recht) verneinte Frage: ob dieselbe sich auf freye Leute, die nicht Hintersassen des Klosters u. s. w. waren, erstreckt habe, wenn diese auf dem Immunitätsgebiet ein Verbrechen begangen hatten. *)

Die wichtigsten Gerechtsame der Kirchenvögte waren ausser der von ihnen bald so oft mißbrauchten Macht, welche ihnen es möglich machte, sich in die Angelegenheiten der geistlichen Corporation zu mischen, folgende Emolumente und Vorrechte. *)

*) In der so eben angeführten Urkunde 24. steht indessen. De Servis ecclesiae ubicunque habitaverant, nihil habebit Advocatus. Dieß scheint sich in essen auf den Kopfzins zu beziehen, welchen die homines capitales dem Vogte zu zahlen hatten.

*) Montag führt einen Ausnahmsfall, in dem dieß ausdrücklich gestattet war S. 44 an, den Eichhorn S. 758. generalisirt.

*) Man vergleiche mit den nachstehenden Puncten Hüllmann Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Zweyte Ausgabe 1830 S. 251 — 256. Eines der ältesten Vogtenstatute ist das von Suggerbach bey Trier vom Jahre 963 in Martene und Durand Collect. Ampliss. I. 319. Aus diesen Leges Advocati de Suggerbach vom Jahre 963 stehe hier folgendes: Decernimus, ut advocatus, quem ipsi petierint, duo placita in anno teneat et quidquid ibi palam vel secreto adquisierit duae partes ad altare S. Maximini tertia advocato cedat. Ad unum vero placitum villicus advocato pro servitio dabit xxx denarios aut servitium quod valeat xxx denariis. Ad secundum quoque placitum tantum servitium dabit illi quantum ad primum et non plus. Insuper toto anno quicquid advocatus in familia vel petendo vel in eo quod extraneas uxores duxerint aut in alia qualibet causa placitando acquisierit duae partes altaris tertia advocati erit. Familia autem per annum advocato dabit, unusquisque eorum unum manipulum et unum denarium. Si in placito advocati culpabilis inventus fuerit, aliquis de ipsa familia, non plus quam quinque solidos solvat; qui vero omnino pauper est, unum tantum solidum, et non plus dabit. Ipsos vero homines de Suggerbach et omnes qui ad altare S. Maximini censum debent solvere, nullus umquam abbas audebit vel poterit ulla ratione cuiquam in beneficium praestare.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nr. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Fortsetzung.)

1) Sie hatten einen oft ausgedehnten Grundbesitz des Klosters im nutzbaren Eigenthume.

2) Sie bezogen außer ihrem Drittheil an den Staatsgeldern aus Jurisdictionsgebühren noch andere Gefälle, z. B. Kopfzins von den Hörigen, die unter ihrem Schutze standen, *) die sie durch gewaltsame Occupationen zu vermehren wußten. **)

3) Sie vertraten die Abtey in ihren Rechtsstreitigkeiten mit andern Abteyen oder weltlichen Grundherren, selbst im königlichen Gerichte. ***)

4) Sie schlossen Rechtsgeschäfte für die Abtey ab und mitunterzeichneten gewöhnlich die von denselben über Veräußerungen, Erwerbungen u. s. w. ausgestellten Urkunden. *)

5) Sie standen an der Spitze des zum Heerbann gesandten Contingentes **) der Abtey oder des Bischoffs. (Sie waren allda Bannerets, Gonfaloniers, Signiferi z. B. in Lüttich der Voué von Hasbanien).

6) Sie kämpften für die Abtey in gerichtlichen Zweykämpfen. ***)

7) Sie wurden von den Bischöfen und Aebten in schwierigen Fällen zu Rath gezogen. ****) Ja sie nahmen hie und da berathend an der Wahl der Aebte Antheil. †)

8) War der Advocat von Rechtswegen oder nach ergangener Einladung auf dem kirchlichen Gebiete, so wurde er von der geistlichen Corporation frey verköstiget. ††)

9) Genoß er in verschiedenen Abteyen besonderer Privilegien und Einkünfte: †††) so

---

*) S. die Urkunde von Suggerbach a. a. O.

**) Dieß sagen fast alle Urkunden über Vogteyen. So auch die Urk. Nr. 24. im 3. B. der flandr. Staats- und Rechtsgeschichte. Wir finden die Bestimmung schon in einer Urkunde Carls des Großen für das Kloster Reichenau. Ducange I. p. 183. Col. 1.

***) Martene et Durand Thes. Anecd. II. 37. Hincmar von Laon bey Ducange p. 181, der sich beklagt, sein Advocatus sey nicht, ut publica leges se habent, zum Mallus geladen worden. In einem Placitum, gehalten zu Ausonne bey Carcassonae im Jahre 918 heißt es: Ad placitum venit Arifonsus Abba et Advocatus sonarius. Hist. de Languedoc II. 42.

*) Ducange p. 181. Ritz §. 6. 9. 26. 30. 52. Miräus I. 840. II. 941. Birnbaum S. 167. Sie waren Mundiburdi traditionum. Birnbaum S. 182.

**) Die angeführte Urkunde Nr. 24. Ducange V. Advocatus. Villenfaque Recherches II. Partie chap. VII. p. 430 flg. Birnbaum S. 174. 191. Die oben abgedruckte Urk. vom Jahre 1122.

***) So kämpften in Gegenwart Gottfrieds von Bouillon die Vögte von Stablo und S. Adalbert in Aachen. Ritz S. 56. 57.

****) Ducange l. c.

†) Beyspiele bey Ducange p. 181 u. f.

††) Ducange V. Advocatus. Hüllmann Geschichte der Stände S. 253.

†††) Sie die oben abgedruckte Urkunde vom Jahre 1122.

z. B. sagt ein Diplom vom Vogt der Abtey S. Laurent zu Lüttich:

„Habebit avenam suam de Mansionariis et cartilanis et venator ipsius, dum circum ad effugandos lupos facit. Ibi tantum cum duobus aliis — pernoctabit et ad opus obsonii piorum unum denarium, unum panem, unam gallinam et unum decimum avenae per singulas cartes ipsius praedii forestarius accipiet." *)

Nähere Bestimmungen über alle diese Rechte enthalten die Urkunden über die Advocatien, wodurch in dem folgenden Zeitraume Rechtsstreitigkeiten über dieselben entschieden oder durch Vergleiche beendigt worden.

Wir beschließen dieses Capitel mit einigen Bemerkungen:

1) Die beyden wesentlich von einander verschiedenen Vogteyen fanden sich nicht selten vereint und in eine verbunden, dieß war besonders in Flandern der Fall. **)

2) Die Vögte, namentlich die Dingvögte hatten das Recht, sich Untervögte — Subadvocati ***) (Subdefensores, Proadvocati, Post- oder Viceadvocati) zu substituiren, jedoch nur mit Bewilligung des Bischofes oder des Abtes. In Belgien war dieß häufig der Fall und die Klöster hatten oft am meisten von diesen Untervögten zu erdulden, wie z. B. die Abtey Saint Troud vom Grafen van Duras, dem Untervogte des Herzogs von Limburg. Auch Stablo, Gembloux hatten Subadvocati (Ritz 17, 50, 57).

*) Martene et Dur. ampl. Collectio IV. 1171. Dipl. von 1034. Wir finden übrigens schon früh Verordnungen über die Rechte der Advocati einzelner Kirchen z. B. des Kaisers Otto II. Leges de jure Advocati de Suggerbach p. 963. ebend. S. 319.

**) D. Saint Genois p. 24.

***) D. Saint Genois p. 36 — 40. Brussel p. 796 — 800. Der höhere hieß dann Advocatus superior, major, summus, principalis. Birnbaum S. 47.

Hie und da mußte der Villicus *) zum Sousavoné gewählt werden.

Daß sie Vicedomini geheißen hätten, wie auch Brüssel aus einer von ihm zu wörtlich erklärten Stelle annimmt, ist nicht richtig. **)

Der alte Vicedominus — französisch Vidôme — einer Abtey findet sich gewöhnlich da, wo kein Kirchenvogt vorkömmt und verschwindet in den Niederlanden nach der Verbreitung der Advocatien ganz.

3) Die Bischöfe und Aebte pflegten, nachdem ihre Besitzungen ausgedehnter wurden, für jedes abgeschlossene Gebiet, ja oft für jede Villa eigene ***) Kirchenvögte zu haben. So besaß z. B. das Kloster Sanct Bavo andere Avoués in Flandern und andere in Brabant. Sanct Peter in Gent hatte einen besonderen in Camphin, und der Bischof von Lüttich eigene Advocati für Hasbanien, eigene für Francsimonte und eigene für Huy, im Ganzen drey und zwanzig.

Zweytes Capitel. Die Vogteyen als Lehen. ****)

Im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert hatten die Kirchenvögte die höchste Stufe ihrer Macht erreicht, und die große Menge Urkunden, die wir über ihre sociale Stellung aus dieser Zeit besitzen, machen es uns möglich diese bis ins kleinste Detail zu durchschauen. Die Vogteyen waren im Laufe der Zeiten Lehen geworden, und dadurch Rechte, welche die Vögte zum eignen Vortheil übten, und zum Nachtheil der Kirchen oft auf das empörendste mißbrauchten. Schon an und für sich mächtige Herren sannen sie stets auf Ausdehnung ihrer Ge-

*) Birnbaum S. 174.

**) Birnbaum S. 171, de Saint Genois folgt hier (S. 30) Brüssel. Ueber das Verhältniß der Untervögte zu ihren Chefs giebt letzterer S. 800 ein wichtiges Diplom aus der Amplissim. Collectio p. 695. vom Jahre 1127.

***) Brüssel p. 792 — 795. Birnbaum S. 177.

****) D. Saint Genois p. 53 — 165.

walt, maßten sie Befugnisse an, die ihnen von Rechtswegen nicht gebührten und wurden statt der Schirmer und Beschützer der Abteyen, ihre Unterdrücker und Tyrannen. Die Geschichte der belgischen Vogteyen liefert hiezu die wichtigsten Belege, deren unser Verfasser mehrere sehr interessante zum Theil aus den Chroniken belgischer Klöster mitgetheilt hat. —

Die Kirchenvogteyen als Lehen (Feuda Advocatiae, les fiefs de l'Avouerie) sind es, welche in der folgenden Periode, als sie unnöthig ja nur störend geworden waren, durch die Bischöfe und Aebte ihren Inhabern abgekauft wurden, oder wenn sie bis zum Anfange dieses Jahrhunderts fortbestanden, ihren Besitzern Entschädigungen bey ihrer Aufhebung verschafften.

Aus den schon früher durch Martene und Durand, durch Miräus und Ritz, so wie den jetzt durch Herrn de Saint Genois und in des Refer. flandrischer Staats- und Rechtsgeschichte bekannt gemachten und andern Urkunden lassen sich die Rechtsverhältnisse der Kirchenvögte in Belgien während des 12. und 13. Jahrhunderts leicht erkennen.

1) Der höchste Schirmvogt der bischöflichen Kirchen und der Abteyen ist der Landesherr, welchem dieselben unmittelbar untergeben sind: also auf dem Reichsgebiete der Kaiser, *) auf französischem Krongebiete der König von Frankreich: **) auf herzoglichem oder gräflichem Gebiete der Herzog oder Graf. ***)

Wir finden, daß auf dem Reichsgebiete die Kirchenvögte den Bann (bannus regius) vom Kaiser oder dem Könige übertragen erhalten müssen, um ihre Gewalt auszuüben. *)

*) Dieß sagen sie öfter z. B. Heinrich V. 1136. Ampl. Coll. II. p. 96 — 97.

**) Amplissima Collectio I. p. 1037 und p. 329. Die Könige Philipp I. und Robert sagen dieß, als sie die Rechte des Vogts von Corbeie in Nordfrankreich bestimmen: Dominus rex respondit et dixit: se ipsum esse dominum summum et advocatum de omnibus bonis Corbiensis ecclesiae.

***) Die Herzoge von Brabant und die Grafen von Flandern erklären dieß bey jeder Gelegenheit. S. Ampl. Collect. I. 891. v. J. 1176.

2. Die Uebertragung des Amtes der Advocatia geschieht

a) Entweder vom Kaiser oder dem Könige. **)

b) Oder vom Stifter des Klosters.

c) Oder der Vogt wird von den Mönchen gewählt ***) und von ihnen direct investirt oder vom Könige oder sonstigen Landesherrn bestätigt. Z. B. in der Ampl. Coll. I. p. 378. Kaiser Heinrich IV. gesteht gegen 1096 der Abtey Lobbes im Lüttichschen das Wahlrecht ihres Advocatus mit folgenden Worten zu (in d'Achery Spicileg. p. 748): Facultatem habeant super haec omnia Advocatum sibi eligendi qui cum eis sine inquietudine

*) Amplissima Collectio t. 2. p. 397. In einer Urkunde v. 1103 über die Rechte des Vogtes von Prum heißt es: Ipse Advocatus qui bannum ab imperatore accipiat. Eben so vom Vogte der Abtey St. Maximin zu Trier. Ebend. S. 433. Eben so zu Stablo. S. das Diplom Kaisers Heinrich V. in der Ampl. Coll. t. 2. p. 96 — 97. Eben so in einer Urkunde des 12. Jahrhunderts bey Butkens, trophées de Brabant. Preuves p. 39: sagt Kaiser Conrad II. Attendens, nulli licitum esse alicujus ecclesiae Advocatiam usurpare nisi banno regio ad hoc esset institutus. Ferner das Diplom. Lothars II. über Stablo Ampl. Coll. II. p. 100: wo es heißt, auch der vom Vogt bestellte Untervogt bannum a nostra manu accipiat.

**) In der so eben angeführten Urkunde sagt der Kaiser Advocatum a nostra manu accipiat. — S. auch Eichhorn II. B. S. 529 Note 6.

***) Dieß Recht wird den deutschen Bischöfen v. Kaiser Friedrich I. 1180 nach gepflogenem Fürstenrath zu Gelnhausen ausdrücklich anerkannt. Bey Pertz, Monumenta Germ. hist. t. IV. S. 164. wo es heißt: Sententiatum fuit, quod episcopus vacantem sibi cujuscunque loci advocatiam vel in manu sua, quantocunque vult tempore, retinere vel alii cuicunque dare possit. — Die Wahl der Vögte wird den Mönchen überlassen in der Urkunde 28. 30. 31. beym Verf. Montag II. B. S. 468.

ullius Comitis aut Centenarii vel Vicedomini loca supra memorata tueatur atque gubernet, ubi invitetur.

d) Die Untervögte werden mit oder ohne Einwilligung des Bischoffes oder Abts vom Obervogte ernannt, je nachdem dieß dem letzten freygegeben ist. *)

e) Es kommen auch Beyspiele veräußerter Advocatien vor und weitere Infeudationen derselben. **)

f) Die Uebertragung der Vogtey ist in der Regel eine erbliche: daher beym Wechsel der Person des Abtes, Bischofes oder des Vogtes selbst die Investitur erneuert wird. ***)

2) Der Umfang der Gewalt und insbesondere der Gerichtsbarkeit ****) der Kirchenvögte, ward theils durch den Kaiser, den König, oder den Landesherrn als ihre höchsten Herrn bestimmt, oder durch Uebereinkünfte mit dem Bischoffe oder dem Abte, oder er wird durch ein erhobenes Weisthum festgesetzt.

*) Das Ernennen von Untervögten wird häufig dem Vogte feyerlich untersagt oder doch nur beschränkt zugestanden. Siehe die Urkunden 15 (v. 1217) 19 (v. 1231) bey de S. Genois. So ernennt 1064 Graf Balduin statt seiner den Herrn v. Audenarde zum Vogt der Abtey Eenham. Miräus III. 375.

**) Sieh ebend. Urk. 14. 17. 21. 24. 26. Ampliss. Collect. I. p. 378.

***) In der Urk. 20 ist die Belehnungsfeyerlichkeit, welche der Abt von Inden an seinem Vogt, dem Herrn v. Audenarde vorzunehmen hat, beschrieben. Beyde mußten zu Pferd seyn, der Vogt hält die Zügel dem Abte und erhielt dann dessen Pferd, das von weißer Farbe seyn muß.

Die Vogteyen sind aber nicht stets erblich. Thes. nov. Anecdott. I. p. 634. E.

****) Vergleiche mit dem zunächstfolgenden Montag II. Bd. XVI. Abh. §. 2. 3. 6. 7. S. 460. flg. Besonders die Vogteystatuten für die Abtey Prum v. J. 1102 in der Amplissima Collectio I. p. 595.

Die Urkunden hierüber werden aber nicht selten vom Könige oder dem Landesherrn ausgestellt, oder von ihnen und sogar vom Pabste *) bestätigt.

a) Die deutschen Kaiser bestimmen in allgemeinen Verordnungen die Rechte der Vögte. Wichtig ist das zuerst von Hrn. Prof. Maßmann in München im Rheinischen Museum III. S. 280 herausgegebene, dann v. Pertz im IV. Band p. 62 der Monumenta wiedergegebene Fragment eines Reichstagsbeschlußes zu Regensburg v. J. 1102, mit welchem einzelne Verfügungen der Kaiser für besondere Klöster übereinstimmen. Eben so eine Verordnung des Kaisers Friedrich, die er anführt in einem Diplom von 1188 das an das Stift zu Goslar gerichtet ist.

Eben so bestimmen auch die Könige von Frankreich die Rechte der ihnen unmittelbar untergebenen Kirchenvögte.

b) In allen Urkunden ist die Tendenz sichtbar, die Gewalt der Vögte auf ihre ursprünglichen und herkömmlichen Rechte zurückzuführen und ihren stets steigenden Usurpationen und Bedrückungen eine Gränze zu setzen.

c) Was nun den Umfang der Vogtgerichtsbarkeit betrifft, so ist in der Regel dieselbe so bestimmt, daß

α) Derselbe die jährlichen Placita legalia, so fern dieselben nicht auf zwey oder gar auf eins reducirt sind, entweder selbst abzuhalten, oder wenn sie vom Abte und seinem Präpositus abgehalten werden, gegenwärtig zu seyn hat.

*) S. eine Bulle des Pabstes Cölestin III. im Thesaurus novus Anecdotor. I. pag. 638. Ferner die Bestätigung der Vogteyrechte von Verdun durch den Pabst Nicolaus. Du Cange I. p. 186.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.
Nr. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Fortsetzung.)

β) Außerdem kann er nur einschreiten, wann er vom Bischoffe oder dem Abte dazu aufgefordert wird *) und hat dann wie beym Placitum legale sein Drittheil an den Straf= oder Bußgeldern. Können die Beamten des Abtes allein fertig werden, so ist dem Vogte nicht erlaubt, aufzutreten.

γ) Seine Gerichtsbarkeit ist nur eine criminelle und verhält sich zur gewöhnlichen Gerichtsbarkeit der Klosterbeamten, wie die höhere Gerichtsbarkeit des Grafen zu der der im Gau vorkommenden Patrimonialgerichte.

Wir führen zur Bestätigung des so eben gesagten folgende historische Beweise an.

Kaiser Friedrich I. sagt in der vorgenannten Urkunde v. J. 1188. **)

Cum de jure advocatorum coram nobis in palatio Goslar quaestio moveretur: de communi principum consilio sententiatum fuit: quod in bonis ecclesiarum advocatus nihil juris haberet nisi tantum in tribus casibus in furto scilicet in pugna in raptu: et omnes quaestiones essent ad oeconomum seu villicum ecclesiae referendae.

Im Diplom Heinrichs III. über die Rechte des Vogts von S. Maximin (Ampliss. Collectio I. p. 433) werden furta und seditiones genannt.

Auf ähnliche Weise verordnet König Conrad III. 1145 rücksichtlich der Vogteyrechte von Meersen (bey Mastricht):

Si effusio sanguinis seu banni infractio seu latrocinium infra Alodium emerserint, placitare non poterit praepositus sine Advocato et exinde tertiam partem recipiet Advocatus. S. Brüssel p. 797.

Im Dienstbriefe des Vogtes von Sanct Bavo (Urk. 4.) heißt es:

ut Advocatus nihil in Abbatia praeter tria placita generalia et eorum exactiones habeat, et si quilibet pugnaret furtum vel rapinam faceret, ipse cum Abbate sedens justificaret et exinde tertium denarium accipiet.

Aehnlich ist die Verordnung des Grafen von Luxemburg, die Amtsgewalt des Vogtes der Abtey Epternach betreffend (von 1095) bey Hontheim hist. trevir. I. 443. Montag II. S. 493:

Nullus Advocatus debet habere Placitum vel servitium nisi pro Monomachia et sanguinea percussione et Scabineis constituendis, nisi fuerit invitatus ab Abbate vel praeposito: vel ab aliquo qui justitiam obtinere non potuerit a praeposito et villico et a quo invitatur, ab eo servitium accipiat. — In Placitis vero de privato peculio et usufructu Ecclesiae neque intersit, neque quidquam accipiat.

Eben so überläßt der Graf Robert II. von Flandern dem Abt der von ihm gestifteten Abtey

*) S. Urk. v. Stablo v. 1136 in den Ampl. Coll. II. p. 97.

**) Heineccius Antiquitates Goslarienses S. 185. Montag II. B. S. 468. Diese Stelle hätte von Pertz in seinen 4ten Band aufgenommen werden sollen.

Ham, alle Gerichtsbarkeit, behält sich als dem Advocatus nur vor de homicidio, furto vel latrocinio. d'Achery Spicil. T. II. S. 418 — 419. In den Statuten der Vogtey von Verdun (Thesaur. Nr. I. p. 189) heißt es sogar:

> De leudae vero et sanguine facto aliisque injuriis si abbas aut praepositus sine adjutorio advocati per se rectum adquirere potuerit, inde nihil advocatus habeat: sed si auxilio indiguerit, non ab alio, nisi a proprio advocato adjutorium quaerat et inde suum tertium habeat. (Gegen das Jahr 1060).

In den Statuten von Haspre im Hennegau, wodurch das Verhältniß der Gerichtsbarkeit des Praepositus des Abtes zu der des Praepositus des Grafen, der allda Vogt war, genau regulirt wird, findet sich folgende hier zu bemerkende Stelle:

> Si quis in villa sanguinem fluentem vel burinam fecerit et id legitimo probatum fuerit testimonio; forisfactum sanguinis, per sexaginta, forisfactum burinae per triginta solidos emendabit; quorum duae partes ecclesiae, tertia comitis erit.
>
> Si quis in villa de latrocinio suspectus habeatur ante praepositum ecclesiae per majorem et scabinos ad justitiam submonetur; et si fidejussores habuerit qui eum usque ad diem placiti sibi assignatum replegiare velint, liber dimittetur; sin autem, decano custodiendus et ad diem placiti reducendus committetur. Quodsi in die placiti judicii scabinorum in minus extiterit, liber erit. Si vero convictus, res ejus ecclesiae relinquentur. Ipse vero praeposito comitis ad puniendum exponetur. Si vero latro aliunde veniens, res aliquas furto sublatas in eandem villam attulerit; et ibi a praeposito comitis vel ab alio quolibet consequutus et cum furto manifeste deprehensus fuerit, tunc ipse cum rebus illis, non expectato scabinorum judicio, quia manifesto judicatus est latrocinio, cedet in partem comitis et ejus praepositi.

In einer Urkunde vom Jahre 1137 (Ampl. Collect. II. p. 100) verordnet Kaiser Lothar II. für den Vogt von Stablo:

> qui advocatus in curtibus et villis nullum hospitium, nullum placitum, nullam prorsus equitionem debet habere, non freda non redhibitiones exigere, non precareas et incisuras facere, non parafredas tollere. Sed omnium rerum et culparum potestas et ordinatio justitia et utilitas penes Abbatem et Monachos et eos quos ipsi ordinaverint libera tota constat. Ubi vero Abbas cum suis ad justitiam faciendam non suffecerint si Advocatus petitione Abbatis qui aliter nunquam debet; venerit, tertiam portionem de his, quae ex illa justitia excrescunt habebit. —

Der Vogt hatte also hier nicht einmal die tria placita.

Ferner in der Urkunde über die Rechte des Vogts von Sanct Jacob zu Lüttich. (Ampliss. Collect. I. p. 378):

> De omnibus vero aliis (außer den tria placita) quae foris vel intus abbas vel minister ejus per se corrigere toto tempore poterit, nihil exigat nec de ullo negotio molestus sit ei. in ipso praedio non pernoctet, nihil precetur, denique non veniat nisi juxta proprietatem nominis sui advocetur. (ao 1016).

Der Herzog Heinrich von Limburg bestimmt 1176 die Gerichtsbarkeit des Vogts von Sanct Troud so:

> Ex tribus generalibus placitis et magno banno si quis forte infra villam vulneratus et occisus fuerit tertium denarium de nostra advocatia habere debemus.
>
> Caeterum licet Abbati vel ab eo constitutis de quocunque negotio sine advocato placitare scilicet de terris, de domibus, de extraneis uxoribus ducendis, de familiis nisi grandi forte exigente negotio ab abbate vel ministro ejus invitatus fuerit.

In einem Briefe an Kaiser Heinrich IV. (in d'Achery Spicileg. II. p. 747) beklagen sich die Mönche von Lobbes, daß ihr Vogt seine Gewalt überschritten habe, mit folgenden Worten:

> Modo si aliquis non placito scabinorum banno fuerit convictus sine potestate Advocati, Advocatus vult habere tertium denarium; quod nullo modo debet fieri, nisi omnino resistens devictus fuerit Censura Advocati. In loris, in sanguinis fusione, in manumissuris, in licentia ministrandi, in mortua manu nihil debet habere Advocatus, nisi Minister Abbati (s) declamaverit apud eum et ipse Advocatus ei redemerit etc.

δ) In einem Falle tritt jedoch außerordentlicher Weise die Gerichtsbarkeit des

Vogtes ein: nämlich in casu denegatae justitiae von Seiten der gewöhnlichen Beamten des Klosters. Dieß wird ausdrücklich gesagt in den Leges Villae Hasprensis vom Jahre 1176: worin der Praepositus comitis die Vogtgerichtsbarkeit des Grafen neben und oft über den propositus Abbatis übt.

Es heißt da (Ampliss. Collect. S. 892—893):

Praepositus de omnibus, quos justitiare potest ad alium nequaquam clamorem deferet. Si vero quisquam temeritate vel superbia vel alio quo libet modo per ipsum vel Majorem et Scabinos justitiari contemserit, ab ipso et majore ad praepositum Comitis clamor debet deferri et tunc ille reum per scabinos in curia S. Aychardi submonebit et ipse rem judicabit. Si quid exciderit, duas partes ecclesia ipse vero tertiam habebit. Nullus hominum villae debet clamorem facere praeposito comitis, nisi per duos scabinos possit ostendere quod ei a praeposito ecclesiae et majore justitia denegata fuerit.

3) Das Vogtgeding muß unter Zuziehung der gewöhnlichen Gerichtsbeamten des Bischoffs oder Abts und der Schöffen gehalten werden, *) und nach den geltenden Gesetzen und Rechtsgewohnheiten. **) Es wird in allen Statuten gesagt: der Vogt kann keine willkührlichen Strafen verfügen. ***)

In einigen Urkunden ist die Größe der Buße bestimmt.

*) Ampl. Collect. I. p. 378. Urk. von 1016. Die Urk. 17 beym Verf. und fast alle welche über die Placita Advocati etwas bestimmen. Eben so zu Epternach s. oben. Man vergleiche auch die Uebereinkunft des Vogts von Eiroing mit der Abtey allda in D'Achery. Spicileg. II. p. 880 Vom Jahre 1180.

**) Oft wird festgesetzt, der Vogt dürfe nicht gegenwärtig seyn. Siehe die bereits angeführte Verordnung des Abts Beduin zu Arras de placito generali, und die Leges Villae Hasperensis in der Ampl. Coll. I. p. 895.

***) Urkunde von 1095 über Epternach bey Hontheim I. p. 443. Montag II. S. 494.

4) Es ist ferner mit großer Sorgfalt vorgeschrieben: wie lange der Vogt zur Abhaltung des placiti legalis auf dem Klostergebiet verweilen dürfe: wo dasselbe vorgenommen werde, mit wie viel Begleitern und Pferden der Vogt dabey erscheinen könne, und welche Verpflegung ihm und seiner Begleitung gebühre. *)

*) In der Verordnung Kaiser Heinrichs von Regensburg (1104) heißt es: ad placitum cujuslibet Advocati semel in anno — certis in locis conveniant ibique in servitium suum plus non exigant nisi duos modios tritici et duos porcos, tres cados vini et medonis, X cados cerevisiae, V modos avenae.

Im Vogteistatut für Verdun sagt der Herzog Gottfried De communi quaestu ipsa die (placiti) victum accipiat — cum uno saccio veniat etc. — Ampl. Coll.

In dem von Suggerbach v. 963 (ebend. p. 319) Ad unum placitum villicus advocato pro servitio dabit XXX denarios aut servitium, quod valet XXX denarios. Ad secundum quoque placitum tantum servitium dabit, quantum ad primum et non plus.

Dem Vogt von St. Jakob gestattet der Stifter des Klosters mit 10 Begleitern und 11 Pferden zum Vogtding zu kommen. Ebend. S. 378. Kaiser Heinrich III. gestattet dem Vogt v. St. Maximin duos modos panis, frizkingas IIII, unam amam vini. Ebend. S. 434.

Hieher gehört auch nachstehende im Cartulaire de Saint Bavon erscheinende kleine Urkunde vom J. 1223.

Ego Henricus, dei gratia dux Lotharingiae tam praesentibus quam futuris notum fieri volo quod ad petitionem Henrici, abbatis sancti Bavonis Gandensis, viri venerabilis, et conventus ejusdem loci, curtim de Sumphbeka sitam infra parochiam Bochout, quae est villa Sancti Bavonis a jure hospitii, quod in ea videbar habere; et ab omni exactione pro Salute animae meae et omnium parentum meorum liberam et quietam in perpetuum clamavi. Praedictae vero curtis non est alius praeter me advocatus, quam ab omni inquietudine debeo defendere, et in pace firma et stabili conservare. Jus etiam advocati curtis Ecclesiae sancti bavonis quae est juxta dictum Bouchout, determinare et scripto decrevi confirmare, sicut a viris sapientibus potui in-

Eben so wird festgesetzt, ob er in Person erscheinen müsse oder ob ihm erlaubt sey, einen Stellvertreter (nuntius) zu senden. *)

5) Die Geistlichen selbst, ferner die Layenbrüder des Klosters, (ja auch die active Dienerschaft nach einigen Urkunden) sind der richterlichen Gewalt des Vogtes nicht unterworfen. **)

6) Brüssel S. 790 — 791 sucht die Ansicht zu vertheidigen, die Kirchenvögte seyen auch die Vorsteher der Mannengerichte der Bischöfe und Aebte gewesen.

Wir finden dafür in den uns bekannten belgischen Urkunden keine Beweise.

Montag ***) hat für Metz eine Urkunde von 1144 dagegen angeführt, B. II. S. 463, worin es heißt:

Barones seu casati milites infra Marcham habitantes causas suas coram Abbate et Advocato determinabunt.

Der Vogt war ja ihr Haupt bey der Heerfahrt; und die Criminalrichter der Ritter konnten nur aus der Mitte ihrer Pares genommen werden. In peinlichen Sachen stand er also auch an der Spitze des Lehnhofes.

7) Als Belohnung für die von ihnen den Klöstern und Kirchen zu leistenden Dienste hatten die Vögte nicht bloß das Drittheil der Bußgelder *) und Gerichtsgebühren, sondern noch andere Vortheile und Einkünfte: es sey denn sie hätten, wie nicht selten die Schirmvögte thaten, das Schutzamt zur Ehre Gottes oder für ihr Seelenheil übernommen. **)

Diese Vortheile sind unter andern:

a) Zum Lehen ihnen gegebene Grundstücke. ***) An deren Besitz knüpfte sich dann die Vogtey.

b) Ueberlassen von Zehenten, Kopfzins und anderer Naturalabgaben. ****)

c) Herstellung von Jagd- oder Weidegerechtigkeiten, Fischerey, das Eigenthum des dritten Bienenschwarms. †)

---

telligere, diligenti inquisitione, ne advocatus ejusdem curtis aliqua concessa sibi valeat abuti potestate. Igitur ad tria placita generalia cum sex tamen equitaturis, debet advocatus in dicta curte hospicium habere et nihil ulterius a praedicta curte exigere, quia hoc tenet a me in feodo. Ego vero bene fateor quod in ea nihil juris habeam; cum homini meo, jus meum in feudum contulerim. In hujus igitur rei memoriam praesentem paginam feci conscribi et sigilli mei appensione roborari. Actum anno domini millesimo ducentesimo vicesimo tertio mense Julii; et quod vidimus hoc testamur.

*) Der Nuntius wird erlaubt in der Urk. 17, aber ausdrücklich verboten in Urk. 15. beym Verf.

**) So werden in dem Vogtey-Recht v. S. Maximin die Dugetscalken von der Vogtengerichtsbarkeit ausgenommen. Amplissima Collectio I. p. 483.

***) Schon im I. B. I. Thl. führt er S. 260 not. 4. eine Stelle an aus Ottobeuern, wo es heißt: Nullum de militari familia sine justa sociorum suorum deliberatione damnet. — S. ferner ebend. S. 177.

*) Der Antheil am Wergeld wird ihnen indeß an manchen Orten abgesprochen, wenigstens si per se Abbas Weregeldum acquirit. S. die Urkunde über Prum v. 1102 im Auszug bey Montag II. Bd. S. 499. In Cambrai hatte der Graf v. Flandern als Vogt statt des Drittheils die Gavenna. Thes. nov. II. p. 653.

**) Fälle dieser Art finden sich in der Urk. 12., wo der Herzog von Brabant 1210 als Vogt von Afflighem sagt: quod praedecessores mei eidem ecclesiae et banis ejus gratuitam per omnia Advocatiam et defensionem tam ipsi quam posteri eorum exigebant nihil mercedis terrenum accipientes sed aeternam a Deo retributionem tantum modo cum orationibus fratrum ibidem domino famulantium exspectantes.

***) So giebt Bischof Balduin seinem Bruder als Vogt von S. Jacob zu Lüttich einen Wald zum Lehen. Ampl. Coll. II. 578.

****) Urk. 17. Miraeus I. 153. II. 669. Martene et Dur. Ampl. Coll. I. p. 887 — 888.

†) Urk. 4. 20. 25. 28. Thesaur. I. p. 653.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nr. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Fortsetzung.)

d) Lieferung von Pferden zum Behufe der Heerfahrt: die er aber zurückgiebt oder bezahlt, wenn sie zu Grunde gehen. *)

e) Dagegen wird dem Vogte ausdrücklich verboten auf dem Klostergebiete eine Wohnung zu haben, oder ohne Erlaubniß des Abtes da zu verweilen, Frohnden zu requiriren oder Beden auszuschreiben. **)

8) Eine Hauptverbindlichkeit der Kirchenvögte ist auch jetzt noch die Anführung der Mannschaft des Bischofes oder Klosters zur Heerfahrt. Dieselbe ist in mehreren die belgischen Vogteyen betreffenden Urkunden ausdrücklich angegeben. ***)

*) Urkunde 4. 28. Der Verf. S. 66 — 67.

**) Urk. 1. Miraeus I. 659. Coll. Ampl. I. 550. 572. ferner 329.

Eine hier anzuführende sehr belehrende Urkunde ist wieder die oben abgedruckte Charta de capitalibus Sancti Petri in Advocatia Brabantensi vom Jahre 1122, welche S. 24 des III. Bds. II. Abthl. der Flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte entnommen ist, worin auch über die Abhaltung der tria Placita und die Amtsgewalt des Vogtes dabey vieles Einzelne vorkömmt, ferner über die Heerfahrt u. s. w.

***) S. 1. Urkunden Nr. 3. 4. 10. 15. 18. 27. Villenfaque Recherches T. I. p. 428 folg., ferner die eben genannte Urkunde von 1122.

Kaiser Lothar II. verordnet 1137 in der schon mehrmals angeführten Urkunde von Stablo sogar:

Advocatum a nostra manu accipiat, qui nobis exercitum et expeditionem pro summa et debito sui beneficii faciat.

Dasselbe wiederholt Conrad III. 1138 und 1140 mit den Worten:

Advocatus expeditionem et arma pro summa et debito sui beneficii nobis successoribusque nostris procuret, Abbate et Ministerialibus et tota familia atque omnibus ejusdem Ecclesiae professionibus super haec liberis, et nullum nobis vel Advocato supplementum proclamantibus.

Der Vogt von Stablo hatte also selbst das Contingent der Abtey zum kaiserlichen Heere zu stellen. Eine gleiche Anordnung bestand in Trier. *)

Die Vögte führten auch das Heer des Bischofes oder der Abtey an, wenn diese selbst eine Fehde zu bestehen hatten. Der direkte Aufruf der Mannschaft wurde ihnen indeß nicht leicht **) gestattet, wie 1261 aus der Urk. 24 der Rechte des Grafen von Looz als Vogt von Saint Troud sich ergiebt, wo es heißt:

Ictus campanae in villa praedicta et abbatis Sancti Trudonis, et quod homines in villae praedicta nullum teneantur sequi ad exercitum vel alibi nisi abbatem S. Troudonis, quia omnis jurisdictio ibidem ipsius Abbatis est sciti

*) Montag II. S. 476.

**) Auch in den Leges villae Hasprensis (Ampl. Collect. I. p. 895) wird festgesetzt, daß der Praepositus des Klosters die Pflichtigen aufruft sich unter der Fahne des Vogts zu stellen. In Lüttich rief indeß der Hautavoué de la Hesbaie, jedoch auf Befehl des Bischofs, die Heerbannpflichtigen unter die Waffen. Villenfagne l. c. p. 428.

et de certamine et vulneribus sive latronibus ac etiam de aliis universum.

Dennoch hat der Vogt ein Drittheil der Bußgelder u. s. w.

Dabey war bestimmt, welche Verköstigung bey der Heerfahrt, wenn der Vogt die Klostermannschaft anführt, zu leisten sey. Ducange (p. 188) führt aus Malbruns de Morinis lib. 8. c. 46. eine Urkunde des Grafen Balduin von Flandern von 1056 an, worin bestimmt wird für den Vogt von Sanct Martin:

Ut quicunque Advocatus fuerit in regalem expeditionem iturus unum baconem, unam pensam caseorum et unum equum ad summarium, vel pro his unam marcam argenti ab Abbate accipiat.

Vom Vogt von Hasbanien, als dem Träger der Kriegsfahne des heiligen Lambertus zu Lüttich ist schon oben die Rede gewesen. *)

9) Mit dieser Verpflichtung zur bewaffneten Vertheidigung des Klosters hängt noch eine andere hier hervorzuhebende zusammen, die wir namentlich bey den Schirmvögten finden, nämlich die Verbindlichkeit zur Leistung der Gewehre, also zur thätlichen Aufrechthaltung der Güterrechte des Klosters; dieß wird in den meisten bey Saint Genois abgedruckten Urkunden z. B. Nr. 13. 19. 33. 34. gesagt. In der ersten erklärt 1212 der Graf Ferrand von Flandern, daß er als Schirmvogt des Klosters S. Nicolaus des Prés zu Tournai, alle Besitzungen der Kirche (welche wörtlich aufgeführt werden) schützen werde, wie dieß seine Vorfahrer die Grafen Dieterich, Philipp und Balduin angelobt hätten. Deßhalb bestätigt derselbe Graf in Urkunde 19 die Besitzungen des Klosters Ninove, als dessen Schuzvogt er sich anerkennt.

*) Schon Ducange p. 188 erwähnt diesen Punct und bemerkt auch in Turnai habe der Burggraf als Vogt des Bischofes die Fahne getragen. Habet praebendam in blado, vino et munnies et debet portare vexillum beati Martini: cum Comite Andegavensi et facere per se vel per alium bella.

Deßgleichen erklärt 1210 der Herzog Heinrich von Brabant als Vogt von Afflighem, Urkunde 12. Für den Schutz der Gewere vorzüglich wurde den Grafen von Flandern als Schirmvögten der Hauptkirchen von Cambrai die Gavenna entrichtet.

Die Vertretung der Bischöfe und Aebte beym Königs- oder Grafengerichte durch ihre Vögte mag wegen der verminderten Gerichts-Verfassung wohl nicht mehr dieselbe gewesen seyn, wie in der vorigen Periode.

Dagegen ist der Vogt bey feyerlichen Rechts-Geschäften, besonders wenn dieselben den Erwerb oder die Veräußerung von Grundstücken betreffen, theilnehmend gegenwärtig; und pflegt so zu sagen seine auctoritas zu interponiren. *)

Ja im Diplom Nr. 17. vom Jahre 1256 wird ausführlich bestimmt, was er bey einem solchen Akte für Verkündigungen zu machen habe.

Ein anderer Fall, den wir hier erwähnen, ist der in der Urkunde 37. vorkommende: wo der Vogt von Sanct Bavo bey Gent bey der Schöffenwahl der Villa und beym Verkünden von Umlagen gegenwärtig seyn muß.

10) Im Interesse der Klöster wird die Zahl der Vögte vermindert und ihre Vervielfältigung verboten. Wenn mehrere Villae der Abtey ihre eigenen Vögte hatten, so wurden sie einem Vogte übergeben. **) Das Bestellen

*) Montag B. II. S. 816 führt vom Jahre 1031 aus Bayern eine Stelle an, wo der Vogt sagt: Hanc traditionem Amelungus Comes, majoris ecclesiae advocatus manu sua suscepit et regiae potestatis banno in Comitatu suo, stabilivit: Und aus Schanat: Id ipsum Concambium per manus Advocatorum — traditum et confirmatum etc. — So der Herzog von Brabant zur Bekräftigung einer Schenkung an das Kloster Tongerb, dessen Vogt er war. Miräus I. 526. Im III. Bande Abthl. II. der Flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte S. 51 findet sich eine Urkunde vom Jahre 1249, welche ein Advocatus von Diele ausstellt über einen Vergleich zwischen der Meyerin allda und dem Abt von Sanct Peter zu Gent.

**) So 1116 im Kloster Lobbes (im Lüttichschen). D'Achery Spicilegium II. 747.

von Untervögten wird bald ganz untersagt, ja (was für Belgien wichtig ist, auf einem Concilium zu Rheims 1148) förmlich verboten. *)

11) Durch verschiedene andere Maaßregeln wird gegen die Mißbräuche der Amtsgewalt der Vögte gearbeitet, wie durch Abnahme eines Diensteides; **) oder durch Erklärungen der Landesherrn, welche, wie der Kaiser Friedrich I. ***) auf einem Reichstage zu Verden 1110 erklären, daß die Vögte durchaus keine Rechte auf den Grundbesitz der Kirchen anzusprechen hätten.

Zur nähern Beleuchtung der belgischen Kirchenvogteyen in der zweyten Periode giebt der Verfasser:

1) Ein alphabetisches Verzeichniß der ihm bekannten Vogteyen: ihre Zahl beläuft sich auf 71: welche sich aber noch vermehren läßt, besonders durch die Berücksichtigung der Vogteyen im artesischen und morinischen Gebiete, welche ursprünglich zu Flandern gehörten; (S. 81 — 98.)

2) eine nähere Geschichte einiger besonders wichtigen Vogteyen, namentlich der von Sanct Trond, Stablo, Sanct Bavo der Hauptvogtey des Bisthums Lüttich und andrer Vogteyen allda; ****) endlich der von Cambrai. (S. 99 — 142) Er beschreibt ferner

3) die Eigenthümlichkeiten der Vogteyen der Cistercienser, Clugniacenser und Prämonstratenser (S. 143 — 147) und

*) Die v. Ducange p. 190 angeführte Stelle (cap. 6.) lautet so: Auctoritate apostolica prohibemus, ut nullus Advocatus praeter beneficium antiquitus constitutum aliquid sibi arripere vel usurpare praesumat: Subadvocatos vero vel exactores eorum omnibus ab Ecclesiarum infestationibus prohibemus. — Ein gleiches Verbot erließ für Stablo Kaiser Lothar 1137. Ampl. Coll. II. p. 100.

**) Urk. N. 19.

***) Pertz IV. p. 141.

****) Man zählt deren gegen dreyßig.

4) führt die städtischen, und andere besondere nicht kirchliche Advocatien auf (S. 148 — 153).

Die Gränzen dieses Aufsatzes erlauben uns nicht die Mittheilungen des Verfassers in Nr. 1. und 2. hier wieder zu geben; die letzten würden als vereinzelte geschichtliche Puncte auch nicht ganz verständlich gemacht werden können. Dagegen geben wir mit Vergnügen Auszüge aus Nr. 3. und 4.

Der Verf. sagt uns, daß die später errichteten Abteyen selten sich in der Lage befanden, Gerichtsvögte zu erhalten, aus dem einfachen Grunde, weil sie selten die alte kirchliche Immunität erhielten, sondern bloß das Eigenthum kleiner Allodien, worauf keine Dörfer entstanden. Aber auch selbst, wenn sie jene alten Rechte erhielten, wurde ihnen meistens zugleich das Privilegium gestattet, auch keinem Advocatus unterworfen zu seyn oder keinen erblichen Vogt zu haben. Im ersten Falle besorgten ihre Ballivi, praepositi und Villici oder Schultcli alle gerichtlichen Geschäfte, im letzten ein widerruflich oder nur lebenslänglich ernannter Vogt, der von der geistlichen Corporation stets abhängig war. So sagt Friederich II. in einer Urkunde vom Jahre 1226:

> Ordo Cicersiensis ab exordio suae institutionis nullis unquam fuit obnoxius advocatis. *)

Dagegen bedurften alle diese Klöster in den stürmischen Zeiten des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts allerdings militärischer Beschützer, die sie aber in den Landesherren fanden; weil die Landeshoheit schon so kräftig entwickelt war, daß sie die Vogtey über Kirchen u. s. w. in sich begriff. Dieß war namentlich in den belgischen Provinzen der Fall, weßhalb wir so viel Urkunden finden, worin der Herzog von Brabant, die Grafen von Flandern und andere Vögte d. h. Schirmvögte der Cistercienser, Prämonstratenser und anderer Klöster waren.

Was nun die Vogteyen anderer Art d. h. die nicht kirchlichen betrifft, so wird der viel-

*) Hüllmann. S. 271. Not. 96. und Montag Thl. II. S. 510.

deutige Namen Advocatus auch in Belgien verschiedenen mit einer Schutzgewalt begabten Beamten gegeben, jedoch ist er weniger häufig als in Deutschland, wo es Vogteyen der verschiedensten Art gab.

Was nämlich

1) Die bey uns häufigen Landvögte betrifft, so kommen dieselben als eigene Beamten in Belgien nicht vor. Ihre Stelle vertreten in den einzelnen Distrikten entweder die Burggraven (oder Chatelains) und wo dieselben nicht mehr vorkommen die Hooghbalivi, Grandbaillis.

Der Verf. zeigt S. 149, 151, daß die allerdings häufige Benennung eines Advocatus nach einer Stadt u. s. w. wie z. B. Advocatus Altrebabensis, die des Avoué de Malines u. s. m. nur abgekürzte Bezeichnungen sind, nämlich die der in diesen Städten sich findenden Kirchenvögte als des Vogts von Sanct Vedast in Arras und S. Rambaut in Mecheln. Eben so war der Herzog von Brabant Advocatus des Sanct Gervasiusstiftes in Mästricht, und einst Vogt dieser Stadt und eben so in Aachen, wo er die kaiserliche Schirmvogtey der Hauptkirche verwaltete oder durch Subadvocati verwalten ließ. *)

2) Nicht ohne Wichtigkeit sind die Advocati fluminum, deren wir einige wichtige in Belgien finden.

Die deutschen Kaiser hatten solche für die Mosel, die Maas und den Rhein bestellt. Aus der ungedruckten Chronik von Brabant von Dinterus B. II. S. 1041. 1022. theilt der Verfasser S. 155 Stellen mit, die beweisen, daß Kaiser Adolph von Nassau dem Herzog von Brabant die Vogtey über Mosel und Rhein übertragen hatte. Der Kaiser sagt vom Herzog (Johann I.):

> quem circumspectionis et fidei merita nobis reddiderunt amabilem et eximia virtutis praestantia effecit cariorem — proclamamus Advocatum principalem et rectorem ac judicem generalem in aquis et terris ad exercendum omnia quae pacis observantiam respiciunt et ad Advocati principalis officium pertinere noscuntur, suo et imperii nomine exercenda a partibus circa fluvium Mosellae usque ad Partes maris, quod Zee vocatur et ex parte Rheni altera adversus Westphaliam.

Er befiehlt universis prioribus tam ecclesiasticis quam secularibus, praelatis, baronibus, comitibus, nobilibus, ministerialibus, militibus, vasallis, communitatibus, castris, villis caeterisque Sancti imperii fidelibus in partibus praedictis constitutis et in pace communi juratis, quatenus praedictum ducem hilares et devoti suscipere sibi ac substituto vel substitutis seu substituendo vel substituendis ab ipso in praemissis reverenter parere et humiliter pronis affectionibus obedire curarent.

Die Stelle beweist aber mehr, als der Verfasser daraus herleitet, nämlich: daß der Herzog zum Executor des Landfriedens in jenen Theilen des westlichen Deutschlands bestellt war.

Nur was die Schelde betrifft, so waren die Herzoge von Brabant im Namen des Reichs dort Schirmvögte zum Schutze der Schifffahrt. Die Schelde galt noch 1232 als Reichsfluß und die Grafschaft Antwerpen war Marca Imperii (die Markgrafschaft hatte der Herzog von Brabant.)

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

Zu Nr. 212. der Gel. Anz. werden hiemit folgende Druckverbesserungen nachgetragen. — S. 658 Purch, statt Purch. — Vaccorium, st. Vaecorium. — S. 660 Straße oben, st. aber. — Lustenstein, st. Lustenstein. — S. 663 Gries, st. Grims. — Seeham, st. Senham. — Gau Laciacis, st. Lucineis. — S. 664. Pavimenten, st. Paramenten.

---

*) Die Beweise giebt der Verf. S. 151 — 153.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nr. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Fortsetzung.)

Die Grafen von Flandern bestritten und zwar mit Waffengewalt das alleinige Obereigenthum des Reichs auf dem ihre Grafschaft begränzenden Fluß: es behielt aber der Herzog diese Avouerie de l'Escant bis 1357, wo er sie dem Grafen Ludwig I. abtrat; man weiß aber nicht wie lange dieser sie behielt. *)

3. In den flandrischen Städten Ypern und Bailleul kommen auch Vögte vor. Dieselben sind aber nichts anderes als die Bürgermeister daselbst, welche als Obervormünder diesen Namen führen. **)

4. Als vorübergehende Advocati kommen vor der von Kaiser Heinrich III. während seines Römerzugs bestellte Advocatus provincialis von Luxemburg, ferner in Antwerpen die Advocati des Herzogs von Brabant.

Was die Advocati adelicher Güter betrifft, ferner die Advocati Camerae, und Advocati Campiones (worüber Ducange zu vergleichen ist,) so kommen sie in Belgien nicht vor.

Drittes Capitel. Allmähliches Verschwinden der Vogteyen.

Das allmähliche Verschwinden der Kirchen- und namentlich der Dingvögte auch in Belgien ist dem Zusammenwirken verschiedener Ursachen, die aber auch die theilweise Fortdauer derselben oder einzelner ihrer Rechte erklären, zuzuschreiben.

Es ist aus der ganzen Geschichte des Mittelalters bekannt, daß die Kirchenvögte statt Vertheidiger der Bisthümer und Abteyen zu seyn, deren grausamste Unterdrücker und Tyrannen wurden. Ihre unabhängige Stellung den geistlichen Oberherren gegenüber machte es ihnen möglich, eine willkührliche Gewalt auszuüben und durch Usurpationen aller Art sich Abgaben und Dienstleistungen von den Hintersaßen der Bisthümer und besonders der Abteyen zu erpressen. Hundert Urkunden enthalten die Klagen und Verwünschungen der von ihren Vögten gedrückten Geistlichkeit.

Hüllmann und v. Raumer haben mit gewandter Feder diese beklagenswerthen Zustände beschrieben. Sie finden sich in Belgien gerade so wie in Deutschland und Frankreich. Unser Verf. hat die wichtigsten Ereignisse dieser Art, und insbesondere die empörenden Verheerungen, deren einzelne Vögte sich schuldig machten, angegeben. Besonders unglücklich war die Abtey Saint Troud, um deren Vogtey sich mächtige Herren stritten und deren Untervögte mit seltner Barbarey die Mönche mißhandelten. Die Klagen kommen schon im achten Jahrhundert vor und veranlaßten damals die von dem Landesherrn gegebenen oder bestätigten Vogteystatuten. Bald suchten aber die Abteyen sich ihrer Vögte zu entledigen, was schon im dreyzehnten Jahrhundert nicht nur möglich, sondern sogar oft sehr leicht war.

*) Auch hierüber enthält Dinterus Aufschlüsse: weßhalb die baldige Herausgabe dieses für die deutsche Geschichte wichtigen Chronisten, welche der Commission royale l'histoire in Brüssel übertragen ist, überaus wünschenswerth ist.

**) Vergl. meine Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte II. Thl. Abthl. I. S. 204. Abthl. II. S. 94. De Saint Genois p. 158 — 162.

Obgleich die geistlichen Coporationen ihre Immunität behielten, ja als reiche und unabhängige Grundherren den weltlichen Großen gegenüber standen, so konnten sie doch in Folge der mehr und mehr sich ausbildenden Landeshoheit der Dingvögte entbehren. Wir haben gesehen, daß die Bischöfe und Aebte neben den Vögten ihre richterlichen Beamten hatten, in Flandern sind die Ballici, Schulteti, Villici, bey den geistlichen Grundherren eben so allgemein, wie auf unmittelbar gräflichem Gebiete und bey den weltlichen Großvasallen des Landes. In Brabant finden wir Drossarde (unsere Drosten), anderswo die Prevots u. dgl. Diese Beamten waren die regelmäßigen Richter der Bischöfe und Aebte: der Vogt hatte nur einen kleinen Theil und selbst nur wo es Noth that die executive Gewalt. Ja wir sehen, daß er oft nicht einmal bey den tria placita erscheinen darf. Das Wesentlichste bey der Vogtey waren die Revenüen und der Besitz der Ländereyen, woran die Vogtey geknüpft war. Aus dem Amte war ein privatrechtliches Gut, ein Einkommen geworden, das für die Klöster unendlich drückend war, aber da es einen Geldvorrath hatte, von diesem den Vögten abgekauft werden konnte (so fern andere besondere Ursachen dieß nicht hinderten). Die Veränderung der Sitte und der Denkungsweise der Zeit hatte auch dem Bedürfniß der geistlichen Corporationen Vögte zu haben, ein Ende gemacht. Obgleich der Grundsatz: ecclesia abhorret a sanguine immer noch galt, so setzten sich die meisten Bischöfe und Aebte darüber hinweg. Schon im zwölften und allgemein im dreyzehnten Jahrhundert finden wir sie im Feldlager, selbst als Hauptanführer in Schlachten. *) Sie führten ihre Heerhaufen selbst dem Kaiser, dem Könige, den Grafen zu. Die Vögte waren hierzu nicht mehr nöthig.

Eben so ließen sie durch ihre Baillis, Prévots u. s. w. auch die Criminalgerichtsbarkeit, den Blutbann üben. Was die Leibeignen betrifft, waren sogar die Schultheißen oft Blutrichter. **)

*) Der Bischof von Senlis trug zum Sieg Philipps Augusts bey Bouvines über Otto IV. das meiste bey.

**) Man vrgl. die im III. Bd. II. Ab. gegebenen Criminalregister der Abtey St. Peter zu Gent.

Nachdem die Bischöfe ganze Grafschaften an sich gebracht hatten, also selbst Grafen — ja Herzoge geworden waren, mußte man es ganz natürlich finden, daß sie wie andere Landesherrn durch ihre Beamten jede Art Jurisdiction ausübten. Nur die schwächern Aebte, oder im Fall des Aufruhrs auch andere, waren genöthigt zum kräftigen Arm eines Vogtes ihre Zuflucht zu nehmen. Im Allgemeinen waren die Dingvögte ein den Bischöfen und Aebten unbenommenes hors d'oeuvre geworden, deren sie um so mehr sich zu entledigen bemüht waren, als gerade dadurch ihre Immunität und Unabhängigkeit ganz vollständig wurde. Sie ergriffen also die Gelegenheiten die Vogtey an sich zu bringen, mit Vergnügen. Es fehlte auch an solchen nicht. Sehr richtig bemerkt unser Verf., (S. 168,) daß die Kreuzzüge in dieser Hinsicht günstig für die geistlichen Corporationen gewirkt haben. Wie mancher Ritter verkaufte seine Vogtey, um im Orient sich eine Grafschaft oder ein Herzogthum zu erobern! Ueberhaupt diente der Kaufschilling für die Vogteyen oder für das Aufgeben einzelner Rechte derselben zur Bestreitung von Kriegs- oder Turnierkosten und zur Zahlung der Schulden der verarmenden Ritterschaft. Mancher kaufte sich mit diesem Gelde aus der Kriegsgefangenschaft los. Die Besitzer solcher Advocatien mußten diese lieber als andere Besitzungen aufgeben, als die damit verbundenen Rechte oft bestritten waren und im Allgemeinen etwas Gehäßiges an sich hatten.

Nicht selten gaben sie die Rechte auf um altes Unrecht wieder gut zu machen und den Himmel zu versöhnen. Einige thaten es sogar aus Frömmigkeit und Liebe zur Kirche.

So wirkten also die verschiedensten Ursachen zusammen, um die Kirchenvogteyen ihrer Erlöschung entgegen zu führen. Indessen verschwanden sie dennoch nur allmählich, und meistens theilweise: die meisten jedoch schon vor dem sechzehnten Jahrhundert. Welche jedoch sich so lange erhielten, fanden sich meistens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch vor, aber in sehr veränderter Gestalt. Sie sind nur noch der Inbegriff verschiedener den Inhabern des Vogtlehens zu zahlender Gefälle, oder bilden den Titel des Grundbesitzes, der einst als Belohnung für seine Amtsverbindlichkeiten dem Vogt war zum

Lehen gegeben worden. Ja nicht selten ist die Vogtey ein bloßer Titel, wie der des Grafen, des Marquis, des Barons, und wird als solcher von der Familie getragen, deren Ahnherrn wirkliche Vögte waren.

Was die Schirmvogteyen betrifft, so dauerten dieselben fort, selbst wenn die mit ihnen verbundenen Gefälle weggefallen waren, denn der jedesmalige Landesherr war der natürliche und nothwendige Schirmvogt der Abteyen seines Landes, wie es der Kaiser im Reiche war.

Zur Beleuchtung der Geschichte der Vogteyen während der Periode ihres Verschwindens verfolgt unser Verfasser den allmählichen Untergang von einundzwanzig Vogteyen in den belgischen Provinzen. Wir theilen daraus einiges mit, obgleich die Darstellungen des Verfassers nicht genügend sind.

Sehr interessant ist die Geschichte zweyer Vogteyen in Lüttich, nämlich die des Bisthums und die der Stadt: nur sind die Ansichten darüber nicht dieselben; Villenfagne hat beyde in seinen Recherches sur le Cidevant Principauté de Liège S. 395 — 418. (de la Haute-Avouerie de la ville de Liège) und p. 419 flg. de la Haute-Avouerie de Haisbaye, historisch beleuchtet.

Birnbaum in seiner Deduction der Rechte des Herzogs K. Fr. W. J. von Looz-Corswaren (v. J. 1830) und unser Verfasser bestreiten mehrere Hauptpunkte in seiner Darstellung. Gewiß ist, daß als der Hespengau d. h. die Grafschaft Hasbanien dem Bischof von Lüttich v. Kaiser Heinrich III. gegeben wurde (gegen 1040) die vorher diesem Grafen zustehende höchste Schirm- und Dingvogtey des ganzen Bisthums einem Grafen v. Bohaigne mit der über Hasbanien selbst übertragen wurde, so daß der Vogt theils Advocatus Hasbaniae, theils Altaris Sancti Lamberti, Advocatus Leodiensis hieß. Die erste Benennung war die gewöhnliche. Der älteste bekannte Vogt ist Gozilong oder Gothelo. Ueber die Vererbung der Vogtey geben die genannten Schriftsteller, namentlich de Saint Genois p. 108 — 113 genaue Nachrichten. Die Ausübung der Vogtey, namentlich das Vortragen der großen Kriegsfahne war an den Besitz des Schloßes Aigremont geknüpft: weßhalb die jedesmaligen Herrn desselben sich den Titel Haut-Avoué de Hesbaing beylegten, selbst nachdem alle Functionen aufgehört hatten. Ob dieß für immer der Fall war, nachdem Karl der Kühne, Herzog von Burgund, nach der Besiegung der Lütticher im Jahre 1466 alle Vogteyen im Lande aufgehoben und durch den Friedensvertrag sich zum einzigen Avoué-Souverain des ganzen Landes hatte anerkennen lassen, — wagen wir nicht zu entscheiden.

Der Titel gehörte durch Erbrecht verschiedenen Familien z. B. den Herzogen von Ahremberg (noch 1475), die aber das Schloß Aigremont mit der Vogtey verkauften. Gegen 1665 besaß beyde, die jetzt im Lüttichschen noch existirende adeliche Familie de Grati: im Anfang des 18. Jahrhunderts besaß sie die Familie de Clerex, deren letzter Sproße 1779 als Haut-Avoué de la Hesbaie starb.

Ja ein Besitzer des Schloßes, der 1812 starb, führte noch diesen Titel und theilte Herrn v. Villenfagne verschiedene diese Vogtey betreffende Urkunden mit. Recherches I. p. 472 Note 8. Unter diesen war auch das Original eines Weisthums über die Vorrechte des Haut-Avoué de la Hesbaie im J. 1321, welches dieser Schriftsteller S. 425 — 429 auszugsweise mittheilt. Es spricht besonders ausführlich von den Feyerlichkeiten, welche statt hatten, wann die Fahne des heiligen Lambertus dem Vogte übergeben wurde. Einzelne Rechte dieser Vogtey scheinen den Herzogen von Looz-Corswaren als Besitzern von Nyel im J. 1803 noch zugestanden zu haben und zum Theil der Gegenstand der diesem Hause durch den Reichsdeputations-Hauptschluß gewordenen Entschädigung gewesen zu seyn.

Die Stadt Lüttich hatte schon früher ihren eignen Vogt, d. h. den für ihre Immunität gegebenen Advocatus: nach einigen setzte ihn der hl. Hubertus (der erste Gründer des Ortes), nach andern Carl der Große, nach Villenfagne der Bischof Notger im zehnten Jahrhundert. Diese Vogtey gehört den Grafen von Los (Looz oder

*) Ausführlich handelt hierüber Birnbaum a. a. O. S. 45 flg.

872

Loce) welche sich aber wie es scheint, durch einen Subadvocatus (Minoir Vouvé in einem Gedicht des 14. Jahrhunderts genannt) vertreten ließen. Bey Erneuerung der Investitur der Vogteyen waren die Schöffen gegenwärtig. Aus den Functionen derselben geht hervor, daß er der regelmäßige Gerichtsvogt der Stadt und ihres Weichbildes war. In der 1642 von de Meen redigirter Coutume Cap. XIV. art. 34 heißt es:

Le Voué est tenu aprés le criminal convaincu et condamné le conduire au lieu du supplice et le faire exécuter à ses depens.

Der Vogt vertrat also hier den Schultheißen.

Auch diese Vogtey war erblich, wurde 1466 von Karl dem Kühnen an sich gerissen, von seiner Tochter Maria aber 1477 zurückgegeben. Sie *) gehörte damals der Familie del Boverie, allein ihr Besitzer Jean del Boverie starb so verschuldet, daß keiner der von ihm ernannten Erben, um nicht die Schulden zahlen zu müssen, sie übernehmen wollte. Sie kam an das auf diesen Fall von ihm substituirte Capitel der Hauptkirchen, welche die Functionen nur so lang von widerruflich oder lebenslänglichen Beamten ausüben ließ (so scheint es), bis sie sich verloren.

Im letzten Werke über das Lütticher Gewohnheitsrecht, nämlich in den Instituts de droit ou Sommaire de la Jurisprudence etc. pour le pays de Liége v. Schet t. I. (Bouillon 1772 4.) S. 192 — 193 steht eine Notiz und Erklärung der Rechte des Voué, in der besonders oft auf einen Lütticher Schriftsteller Erasmus de Chokier de Advocatiis feudalibus verwiesen wird, den auch Böhmer und Weber §. 72 (dieser aber unrichtig) anführen. Die Vogteyen sind noch als gegenwärtige Rechtsinstitute des Landes aufgeführt: jedoch über ihre Gerechtsame unter Nr. 14 nur folgendes gesagt.

Les droits de Vouerie dans le pays de Liége consistent dans le droit de poursuivre et de faire éxécuter les criminels, parmi le tiers des amendes: s'il n'y a privilège, préscription ou usance du contraire: et dans les révenus attribués anciennement par les Evêques ou autres Fondateurs de Voueries.

(Hr. v. Saint Genois hat weder diese Notiz Schets noch das Werk von Er. de Chokier benützt).

Was das Aufhören anderer Kirchenvogteyen in Belgien betrifft, so hält der Verf. Kaiser Karl den fünften für den letzten Vogt der Abtey Stablo, er ließ als solcher 1521 die Grafen de la Mark bekriegen. Für den letzten Vogt von Gembloux hält er den Herzog Philipp den Guten von Burgund; der letzte Untervogt allda war ein Herr v. Glymes der 1451 noch lebte. Von der Schirmvogtey zu Cambray bezogen die Grafen von Flandern fortwährend die Gavenna comme droits de Courtoisie. Die Einwohner von Dinaut riefen den 23. Sept. 1465 den Grafen Ludwig de la Mark noch gegen Carl den Kühnen zur Hülfe, den Tag darauf war ihre Stadt vernichtet! Andere Kirchenvogteyen wurden schon im dreyzehnten Jahrhundert ganz oder theilweise an ihre Abteyen käuflich oder tauschweise zurückgegeben. Wir hätten gewünscht, der Verf. hätte mehrere Urkunden über den Abkauf von Vogteyen mitgetheilt. Wir finden bey ihm nur eine (in französischer Sprache) nämlich das Diplom Nr. 57. überschrieben:

Charte concernant la Vente de l'Avouerie et du Chateau de Thamise*) faits par Martin Vilain en faveur de l'Abbaye de Saint Pierre à Gand.

Es müssen in den belgischen Archiven sich Actenstücke dieser Art in großer Anzahl befinden.

(Schluß folgt.)

---

*) Oder die Subadvocatie.

*) Flam. Temeke an der Schelde.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles, pour servir de base à la Zoologie et à la Géologie par M. Ducrotay de Blainville. Ouvrage accompagné de planches lithographiées sous sa direction par M. J. C. Werner. Mammifères. Tome premier. Fasc. 1. atlas 11 planches. Fasc. 2. atlas 9 planches. Paris 1839. Text gr. 4. Atlas gr. Folio.

Mit den beyden Heften, die uns bis jetzt vorliegen, hat ein Unternehmen begonnen, das, wenn es anders vollständig durchgeführt wird, dem Studium der Zoologie, Zootomie und Paläontologie die wichtigsten Dienste leisten wird. Was schon vor Jahren der treffliche Esper vergebens gewünscht hatte, sucht Blainville gegenwärtig in Ausführung zu bringen; nämlich eine vollständige und umfassende Darstellung des Knochengerüstes nach allen Typen der sämmtlichen Wirbelthiere zu liefern, und zwar der lebenden wie der ausgestorbenen und dieß nicht bloß in Beschreibungen, sondern, was unumgänglich nöthig ist, in Verbindung mit bildlichen Darstellungen. Und um gleich mit diesen zu beginnen, muß man gestehen, daß sie Alles leisten, was die strengsten Anforderungen von ihnen nur immerhin begehren mögen: an Treue und Genauigkeit, an Schönheit der Ausführung reihen sie sich den eminentesten Leistungen auf diesem Gebiete an. Auch giebt es ihnen einen wesentlichen Vorzug, daß sie in großem Maaßstabe ausgeführt sind, denn es ist nicht zu verkennen, daß Cuvier's Skeletabbildungen in den Recherches sur les ossemens fossiles durch ihre zu starke Verkleinerung an Deutlichkeit sehr verlieren, wie denn auch d'Altons größer ausgeführte Abbildungen, so schön und trefflich sie in der That sind, doch nicht alle Typen enthalten, die Suturen nicht genau berücksichtigen, und nicht genug analytisches Detail haben.

Blainville hat seine Abbildungen nach einem fünffachen Gesichtspuncte entworfen: 1) das ganze Skelet, was bey dem großen Folioformat der Tafeln auch bey den größten Thieren immer noch deutlich genug ausfällt; 2) die ganzen Schädel, die meist in Lebensgröße gegeben werden können; 3) einzelne charakteristische Theile; 4) das Zahnsystem, mit besonderer Berücksichtigung der Wurzeln und Alveolen, auf welch letztere Beziehung bisher wenig eingegangen worden und die gleichwohl zur Bestimmung fossiler Ueberreste mitunter so wichtig ist, und 5) die fossilen Knochen, nebst den von den Alten hinterlassenen Thierfiguren.

Aus diesen Angaben ersieht man bereits, welch eine große Ausdehnung diese Osteographie erlangen wird, die aber auch durchaus nothwendig ist, soll man anders durch sie in den Stand gesetzt werden, selbst die einzelnen Stücke einer fossilen Thierart darnach bestimmen zu können. Daß 5 — 600 Tafeln, wie der Verleger meynt, zur Ausführung des ganzes Planes lange nicht hinreichen, geht schon aus den zwey ersten Heften hevor, welche bloß die beyden ersten Familien der Affen (altweltliche und amerikanische) behandeln, an fossilen Ueberresten nur einige kleine Stücke darzustellen haben, und doch bereits 20 Tafeln einnehmen. Sollte aber auch der Plan, so wie er angelegt ist, nicht bis zum Ende durchgeführt werden können, so erhält man doch in

so fern kein Trümmerwerk, als jedes Heft eine Monographie einer größern und zusammengehörigen Gruppe von Thieren ausmacht. Im Interesse der Wissenschaft ist diesem schönen und wichtigen Unternehmen ein ununterbrochener und rascher Fortgang von Herzen zu wünschen. An Material und an Leuten zur Ausführung wenigstens fehlt es dem pariser Museum nicht.

Für die Beschreibung hat Blainville die Methode gewählt, aus jeder großen Linnéischen Gattung eine typische Art zu nehmen, welche in ihr die Mitte behauptet, von dieser Skelet und Zahnsystem ausführlich zu beschreiben, und an sie die andern Arten in auf- oder absteigender Linie anzureihen. Als einen Uebelstand muß ich es hiebey hervorheben, daß Blainville auf numerische Angaben der Dimensionsverhältnisse sich gar nicht eingelassen hat, indem nach seiner Meynung solche, zumal wenn sie absolute sind, zu nichts oder nur sehr wenig brauchbar seyen. Hiemit kann ich, aus eigener Erfahrung belehrt, durchaus nicht einstimmen; im Gegentheil haben mir solche Angaben bey Bestimmung fossiler Knochen immer sehr ersprießliche Dienste geleistet, und wenn man, wie ich es in meiner Monographie der Affen gethan, die numerischen Dimensionsverhältnisse der verwandten Gattungen in einer Tabelle zusammenstellt, lassen sich auch bey absoluten Angaben leicht die großen Differenzen in den Proportionen der einzelnen Theile herausfinden, zugleich einen Beleg für die Richtigkeit der bildlichen Darstellungen gewährend.

Das erste Heft enthält eine kurze Einleitung in die Osteographie im Allgemeinen und der Säugethiere insbesondere, worin uns nichts Neues aufgefallen ist als einige neugebildete, unserer Meynung nach aber überflüssige technische Ausdrücke, von denen wir nur zur fernern Verständigung die für die Eintheilung der Backenzähne gewählten bemerklich machen wollen. Blainville sondert diese in Vorder-Backenzähne (avant-molaires), Haupt- (principale-) und Hinter-Backenzähne (arrière-molaires), ohne Rücksicht, ob sie einfach, oder zusammengesetzt, schneidend oder höckerig sind. So, um ein Beyspiel vom Menschen zu wählen, nimmt er bey ihm folgende Zusammensetzung des Zahnsystemes an: auf jeder Kieferseite 2 Schneidezähne (incisives), 1 Eckzahn (canine), 5 Backenzähne (molaires), worunter 2 Vorder-, 1 Haupt- und 2 Hinter-Backenzähne sind, die er mit folgender Formel bezeichnet:

$\frac{2}{2}$ J + $\frac{1}{1}$ C + $\frac{5}{5}$ M, wovon
$\frac{2}{2}$ av. m. + $\frac{1}{1}$ pr. + $\frac{2}{2}$ ar. m.

Um den Hauptzahn zu bestimmen, muß man, wie Blainville sagt, bisweilen zu mehr oder weniger indirecten Betrachtungen seine Zuflucht nehmen, in der größten Zahl der Fälle aber könne man ihn im Oberkiefer, der immer bey Bestimmung der Zähne der Ausgangspunct ist, sehr leicht erkennen, indem man als solchen denjenigen anzusehen habe, der sich unter der Wurzel des Jochbogens oder richtiger des Jochfortsatzes des Oberkiefers einpflanze, und der im Menschen auch der stärkste sey; die vor ihm liegenden sind dann die Vorder- und die hinter ihm die Hinter-Backenzähne.

Hinsichtlich des Unterkiefers giebt er an, die Zähne in normaler Lage aufeinander zu bringen, wo alsdann der vor dem obern Hauptzahn eingreifende als der untere anzusehen ist, der beym Menschen auch wieder der stärkste ist, und nach dem sich nun abermals die Vorder- und Hinter-Backenzähne von selbst bestimmen.

In wie weit diese Eintheilung der Backenzähne naturgemäß ist, werden wir bey den spätern Ordnungen der Säugthiere zu beurtheilen Gelegenheit haben.

Die erste Ordnung, mit welcher Blainville seine Darstellungen beginnt, ist die der Affen, denen er den Linneischen Namen der Primates beläßt, und zu welchen er nicht bloß die eigentlichen Affen nebst den Halbaffen zählt, sondern, nach Wagler's Vorgange, auch noch die Faulthiere und Galeopitheken, in welcher Zusammenstellung ihm sicherlich die wenigsten Zoologen beystimmen werden.

Mit den Affen der alten Welt beginnt die spezielle Beschreibung, und ihnen ist der übrige und hauptsächlichste Theil des Textes, so wie sämmtliche Abbildungen des ersten Heftes gewidmet. Blainville begreift alle altweltlichen Affen unter der ein-

zigen Gattung Pithecus, hiedurch im Zusammenziehen das Maaß nicht minder überschreitend als es auf der entgegengesetzten Seite Geoffroy im Zersplittern der Gattungen gethan hat. Ich habe in meiner Monographie 6 Gattungen beybehalten, von denen allerdings, seitdem man ganz neuerdings in Erfahrung gebracht hat, daß manche Meerkatzen (Cercopithecus fuliginosus und aethiops) gleiche Beschaffenheit des hintern untern Backenzahns mit den Makakos haben, die Gattungen Cercopithecus und Inuus nicht mehr scharf auseinander halten kann; ja bey strenger Consequenz müßten selbst die Paviane den Makakos noch angeschlossen werden, da sie von diesen nur durch die gradweise verstärkte Entwicklung im körperlichen Baue verschieden sind. Hätte man also wirklich Grund Cercopithecus, Inuus und Cynocephalus zu einer einzigen Gattung zu verbinden, von der die Makakos die Mitte einnehmen würden, so kann man ihr schon die Schlankaffen nicht mehr mit Recht beyfügen, da hier andere Verhältnisse im Knochengerüste, Mangel an Backentaschen und ein zusammengesetzter Magen zu finden sind. Doch wenn man auch selbst diese noch den andern zu einer großen Gattung einverleiben lassen wollte, so könnte ich wenigstens bereits nicht mehr für die Gibbons zustimmen, welche in der Beschaffenheit des Schädels, der Backenzähne und Gliedmassen, so wie in dem Mangel des Schwanzes und der Backentaschen so viel Charakteristisches und unter sich Uebereinstimmendes haben, daß wenn man nicht die Gattungen ganz aufgeben und nur die Familien mit diesem Namen bezeichnen soll, die Gibbons durchaus als ein höchst naturgemäßes Genus anerkannt werden müssen. Noch mehr ist dieß mit den Orang-Utangs der Fall, die abgesehen von den auffallenden eigenthümlichen Merkmalen, die sie auszeichnen, schon durch den Mangel der Sitzknorren als eigene Gattung sich zu erkennen geben, wenn man anders mit einiger Consequenz in Errichtung von Gattungen zu Werke gehen will. Offenbar sind die Orang-Utangs von den Meerkatzen weit mehr verschieden als diese es von den Rollaffen sind, und doch scheidet Blainville letztere mit den übrigen amerikanischen Affen generisch von jenen ab.

Als typische Art für die altweltlichen Affen hebt Blainville den Cercopithecus sabaeus hervor, was gewiß zu billigen ist, da die Meerkatzen eine Mittelform sind, von welcher in aufsteigender Linie die Schlankaffen, Gibbons und Orang-Utangs, in absteigender, die Makakos und Paviane leicht abgeleitet werden können. Diese Art wird zuerst mit großer Ausführlichkeit beschrieben, alsdann die übrigen Gattungen umständlich mit ihr verglichen. Mit nicht minderer Vollständigkeit wird das Gebiß abgehandelt, und die Abbildungen desselben sind meisterhaft gelungen.

Das zweyte Heft umfaßt die amerikanischen Affen, welche Blainville in die eine Gattung Cebus bringt, mit nicht mehr Recht als er dieß bey den altweltlichen Affen gethan hat. Ich habe bereits in den Abhandlungen unserer Akademie v. J. 1837 auf die großen Verschiedenheiten des Knochengerüstes und namentlich der Schädel der amerikanischen Affen aufmerksam gemacht und auf diese die verschiedenen Gattungen begründet und in Gruppen zusammengestellt. In dieser, von den nothwendigen Abbildungen begleiteten Abhandlung glaube ich Momente genug angegeben zu haben, auf welche hin man die amerikanischen Affen in Gattungen zu sondern nicht bloß berechtigt, sondern genöthigt ist. Blainville hat offenbar meine Arbeit nicht gekannt, sonst würde er wohl die Verschiedenheiten im Schädelbau und in der Form der letzten Schwanzwirbel schärfer hervorgehoben, auch vom Nachtaffen nicht gesagt haben, daß er die erste Darstellung desselben liefere, indem solches von mir schon einige Jahre zuvor geschehen ist. Sehr befremdet hat mich auch seine Zusammenstellung der wollhaarigen Klammeraffen (Eriodes) mit den Brüllaffen, während beyde auffallend von einander verschieden, jene dagegen in allen wesentlichen Stücken mit den grobhaarigen Klammeraffen übereinstimmend sind.

Als typische Art ist Cebus Apella gewählt, die allerdings das Mittel zwischen den verschiedenen amerikanischen Formen hält, welcher diese dann auf ähnliche Weise, wie bey den altweltlichen Affen, angeschlossen werden.

(Schluß folgt).

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Schluß.)

Im III. Bande unsrer Flandr. Staats- und Rechtsgeschichte geben wir in der Urk. 85 überschrieben:

de Quitatione trium Placitorum in Carvin

(so muß gelesen werden und nicht Casium) eine Entsagungsurkunde des Vogtes dieses dem Kloster St. Peter gehörenden Dorfes auf seine Vogteyrechte d. h. auf sein Recht, das Vogtgeding zu halten und sein Drittheil der Strafen und Gebühren zu beziehen: das Diplom ist v. Jahre 1259 und drückt sich über die Rechte des Verkäufers so aus:

Ego H. notum facio, quod Walterus de Pena (der Vogt) in presentia mea quittavit *) abbati et conventui Scti. Petri Gandensis tria placita, in quibus Abbas et conventus ei tenebantur singulis annis in domo sua apud Carvin.

Anderer Seits wäre es belehrend gewesen, wenn uns der Verf. über die im Jahre 1793 in Belgien noch nicht ganz untergegangenen Vogteyen Notizen aus den Archiven mitgetheilt hätte.

Indessen sind wir demselben Dank schuldig für die wenn auch den Gegenstand nicht erschöpfende Behandlung dieses in der Geschichte des Germanischen Staats- und Privatrechts so wichtigen Institutes der Vogteyen; welche aus den von ihm mitgetheilten Urkunden und Nachweisungen aus den belgischen Provinzen an Licht und Klarheit sehr viel gewinnt: wie unsere Leser aus dieser unserer Darstellung des Gegenstandes sich werden überzeugt haben.

Wir schließen dieselbe mit der Bemerkung, daß die äußere Ausstattung des Buches schön und gefällig ist. Es sind uns indessen verschiedene, übrigens leicht erkennbare Druckfehler aufgefallen. Z. B. S. 23 Zeile 7. bravium statt brachium. S. 58 Z. 12 sententiarum für sententiatum. S. 61 v. unten Z. 10 inaquaeque für in una quaque. S. 207 Z. 6 in paercipite für in precipite. S. 210 letzte Zeile muß vor d. Wort Sed das Punktum gestrichen werden. S. 213 Urk. 14 Z. ist Arnoldo für Arnoldus und Z. 13 concambium für concabium zu lesen. S. 218 Z. 20 mentium für muncium und Z. 25 für cita, planeuditiones; placita, venditiones.

Möge der Verf. die Literatur des alten Germanischen Rechts bald wieder mit einer Arbeit dieser Art bereichern; seine Stellung als Archivdirector eines der reichsten Archive in Belgien (des Prov. Archivs von Ostflandern in Gent) wird ihm die Wahl nicht schwer machen.

L. A. Warnkönig.

*) Quittare heißt hier gewiß so viel als Freygeben, aufgeben. v. Ducange v. Quietare.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Eléments de Géologie, ou seconde partie des éléments d'Inorganomie particulière par J. J. D'Omalius d'Halloy. Troisième édition. Paris, Pitois-Levrault et Comp. 1839. (759. pag.).

Der Verf. beginnt mit einem kurzen Abriß der allgemeinen Geographie. Die astronomische Eintheilung der Erde, die Vertheilung von Land und Wasser sind der Gegenstand der ersten Capitel. Es folgen dann die geographischen Beschreibungen von Europa, Asien, Afrika, Amerika, Polynesien und Australien. Diese Abtheilung umfaßt circa 10 Bogen. Man kann sich wohl denken, daß nur eine Skize gegeben werden konnte. Die eigentliche Geognosie beginnt mit dem zweyten Buche. Es wird in vier Capitel getheilt, wovon das erste von der Structur der Erdrinde handelt, das zweyte einen Ueberblick der in der Erdrinde eingeschlossenen Organismen giebt, das dritte von den Formationen und ihren Gruppen im Allgemeinen handelt, das vierte eine specielle Beschreibung dieser zum Gegenstande hat.

Im ersten Capitel werden die Begriffe von Textur, von Gängen, Lagern, Lagerung ꝛc. gegeben. Es wäre hier eine Hinweisung auf Abbildungen wünschenswerth gewesen, auch ist die Beschreibung von Streichen und Fallen zu wenig ausgeführt und fehlen die Angaben, wie solches am zweckmäßigsten ausgemittelt wird.

In Beziehung auf die Organismen, welche im Schooße der Erde gefunden werden, so bemerkt der Verf., daß die chemische Natur derjenigen, von welchen noch lebende Individuen vorkommen, im Allgemeinen ihren primitiven Zustand behalten habe, daß aber die ausgestorbenen Arten vollständig in den fossilen Zustand übergegangen seyen.

Es werden folgende Systeme unterschieden:

1. System der noch lebenden Arten.
2. „ „ (ausgestorbenen) Elephanten.
3. „ „ Mastodonte.
4. „ „ Paleotheren.
5. „ „ großen Saurier.
6. „ „ Trilobiten und Farnkräuter.

Das III. Capitel handelt von der Eintheilung der Formationen oder Terrain's, wie sie der Verf. lieber nennt. Es wird bemerkt, daß diese Terrains nicht vollkommen scharf gegeneinander abgeschnitten sind und der Verf. sagt deßhalb: „Il résulte de cet état de choses, que toutes les divisions, que l'on a établies pour classer les terrains, ont éprouvé beaucoup de variations, et que, loin d'être d'accord à ce sujet, chaque géologiste a, pour ainsi dire, sa méthode particulière.

Indem er seiner Eintheilungs-Methode, welche sich auf die Bildungsweise bezieht, den Vorzug vor andern giebt, so unterscheidet er zunächst neptunische und plutonische Terrains, welche die zwey großen Hauptklassen bilden. Jede Klasse theilt er wieder in Ordnungen, welche sich auf die Bildungs-Epochen beziehen. Die Ordnungen werden weiter in Gruppen eingetheilt, von denen er sagt, — pour l'établissement desquels nous n'avons pu prendre de règle fixe, de sorte que ces groupes sont quelquefois déterminés par le mode de formation, d'autres fois par l'âge, ou pour parler le langage purement géognostique, par leur position relative, et d'autres fois, par la

nature ou les propriétés physiques des roches dominantes.

Es folgen nun die bekannteren andern Eintheilungen in primäre und sekundäre Gebilde, und da der Verf. anerkennt, daß diese Abtheilung in so ferne Vorzüge habe, als sie gestatte, mehrere verwandte Terrains zu vereinigen, so bezeichnet er seine drey ersten neptunischen Ordnungen mit der Klasse der secundären Terrains, die vierte neptunische und die erste plutonische Ordnung begreift die Klasse der primären Terrains und eine dritte Klasse, welche ihm nothwendig scheint, die Klasse der terrains pyroides, bezeichnet die letzte plutonische Ordnung.

Als Charakter der secundären Terrains wird angegeben, daß sie eine besonders regelmäßige Lagerung zeigen, im Allgemeinen aus kalkigen, quarzigen oder thonigen Felsarten von massiger, conglomerirter oder auch lockerer Struktur bestehen, und viele Versteinerungen einschließen, worunter Reste von Thieren mit Luft-Athmung. Die primären Terrains (der Verf. gebraucht die Benennung terrains primordiaux) sind dagegen aus krystallinischen Felsarten zusammengesetzt, häufig von Erzgängen durchsetzt, nur zum Theil und dann gewöhnlich geneigt geschichtet, eine weit geringere Anzahl von Versteinerungen aufweisend, welche ausschließlich Vegetabilien und Wasserthieren angehören. Die pyroiden Terrains unterscheiden sich von den secundären durch einen Reichthum von feldspathigen, albitischen und augitischen Gesteinen und von den primären dadurch, daß sie ausschließlich in gangartigen oder auch geflossenen Massen und in oberflächlichen Schichten von geringer Ausdehnung vorkommen.

Es werden noch kürzlich die Eintheilungen in Formationen durch Absetzen und in solche durch Krystallisation, in solche von Meeres-Süßwasser- und Feuerbildung rc. erwähnt. In Beziehung auf die ältern Eintheilungen nach dem relativen Alter bemerkt der Verf., daß diese Methode die natürlichen Verbindungen zerreiße, indem sie von der Bildungsweise selbst ganz abstrahirt. In Betreff der Reihung und Folge der angenommenen Formationen, so glaubt er, daß nach dem Vorgange der englischen Geologen die Betrachtungsweise der neptunischen Terrains von oben nach unten, die der plutonischen von unten nach oben die zweckmäßigste sey.

Die Specialgruppen hat er wieder in Systeme, Glieder und auch Stockwerke (étages) eingetheilt, ohne sich übrigens dabey an ein strenges Princip zu halten.

In Betreff der Nomenklatur für die Felsarten unterscheidet er Trivialnamen, geographische und rein mineralogische. Die erstern scheinen ihm, l'orsquelles ne sont pas trop ridicules, die bessern. Bey den geographischen Namen bemerkt er den Uebelstand, daß die Wiederholung einer und derselben Formation in verschiedenen Gegenden die Benennung nach dem einen Fundorte mißklingend für die übrigen mache. In der That macht es einen gewissen unangenehmen Eindruck, wenn man sagen muß, daß der Vogesen-Sandstein häufig im Schwarzwalde vorkomme, daß der Orforder Thon bey Basel sich finde rc. Es erinnert an den Wernerischen ägyptischen Jaspis, für welchen auch Kandern in Baden als Fundort angegeben wird. Gleichwohl ist man mit den mineralogischen Namen nicht immer besser daran, denn wenn man z. B. den Sandstein von Königstein dem grünen Sandstein zutheilen will, so hat man immer die Vorstellung, daß er grün seyn müsse, welches aber nicht der Fall ist. Der Verf. hat daher, wo es an Trivialnamen fehlte, den geographischen überall den Vorzug gegeben.

Um ein Bild der Hauptformationen und der Unterabtheilungen zu geben, welche der Verf. aufgestellt hat, so möge hier folgende Skizze eines ausführlichen dem Werke beygegebenen Tableaus eine Stelle finden.

Neptunische Terrains	Moderne Teriäre Ammonéische Hemilysische
Plutonische Terrains	Agalysische Pyroide

Die modernen Terrains sind theils von den Resten noch lebend vorkommender Organismen, theils von lockern Gesteinsablagerungen oder den jüngsten Kalkbildungen zusammengesetzt. Die fünf Gruppen, welche die Unterabtheilungen bilden, sind: das Madreporen-Terrain, das Torf-Terrain, das detritische, alluvische und Tuff-Terrain.

Die teriären Terrains (von ϑήρ, ϑηρίον, wildes Thier) liegen unter den vorhergehenden, enthalten mehr zusammenhängende Felsarten und ihre Organismen gehören im Allgemeinen ausgestorbenen Arten an. Man erkennt dabey alle Classen von noch auf der Erde lebenden Thierwesen, besonders die der Mammiferen. In Beziehung auf die fossilen Muschelreste, so haben diese ihre Analoga entweder im Meer- oder im Süßwasser. Ein Theil ihrer Gesteine besteht aus Conglomeraten. Die Gruppen erhalten daher die Benennungen: diluvisches Terrain, nymphäisches und tritonisches.

Das ammonäische Terrain erhält den Namen durch die in ihm so häufig erscheinenden Ammoniten. Es unterscheidet sich von dem teriären Terrain durch ungeheure, lebend unbekannte, Reptilien, und durch die in der gegenwärtigen Welt gänzlich untergegangenen Ammoniten und Belemniten. Nach der relativen Lagerung wird die Gruppe der Kreide des Jura, des Lias und des Trias-Terrain unterschieden. Letzteres (nach Alberti) begreift den Keuper, Muschelkalk und bunten Sandstein mit dem Vogesen-Sandstein.

Das hemilysische Terrain (von ἡμιλύω halbauflösen) schließt Wasserthiere und Vegetabilien ein, welche sehr bedeutend von den lebenden Organismen abweichen. Ein Theil der Gesteine enthält gar keine Versteinerungen. Die Schichten sind im Allgemeinen mehr geneigt, als bey den vorhergehenden Systemen und reich an metallführenden Gängen. Die Gruppen sind: das peneische Terrain, von πένης arm, weil der Verf. das Todtliegende, den Zechstein und den Kupferschiefer dazu rechnet.

Das Epitheton hätte hier wohl anders gewählt werden können, denn mit demselben Recht, mit welchem der Verf. diese Formation wegen des Todtliegenden arm nennt, könnte man sie wegen des Kupferschiefers reich nennen.

Ferner wird die Kohlengruppe, die Gruppe des Anthracits (Uebergangskalk und Grauwacke), die Schiefer- und die Talkgruppe unterschieden.

Von den Plutonischen Terrains enthält die Ordnung der agalysischen (aufgelösten) zwey Gruppen, die Granit- und die Porphyrgruppe.

Die Ordnung der Pyroiden (Gebilde, welche den Feuerprodukten gleichen) wird in 3 Gruppen unterschieden, die basaltische, trachytische und vulkanische. Beynahe jede Gruppe ist wieder in Glieder oder Etagen getheilt, nämlich in die obere, mittlere und untere.

Die Details sind mit großer Ausführlichkeit abgehandelt. Es werden die Versteinerungen und sonstigen Charaktere angegeben, welche die einzelnen Glieder der Gruppen unterscheiden. Als ein Vorzug dieses Werkes vor ähnlichen muß erwähnt werden, daß für jede Formation ein geognostisches Bild jener Gegenden gegeben wird, wo eine solche besonders entwickelt sich findet und durch genaue Beobachtungen ermittelt ist. Es ist dieses um so zweckmäßiger, als ein Anfänger nur zu gerne den Gedanken sich aneignet, daß die Erdrinde überall jene Folge der Formationen aufweise, welche das normale, aber ideale, Bild ihm darstellt, welches die Wissenschaft entwirft. In keinem andern Theile der Naturgeschichte ist es so schwierig, wie in der Geognosie, zwischen einer beschränkten Engherzigkeit und einer ungezügelten Freyheit der Betrachtung die Gränze zu halten. Nur Detailbeschreibungen, welche mit Räsonnement auf das Wesentliche und Zufällige hinweisen, können hier belehren und wenn das bis ins Kleinste getriebene Studium mancher Bildungen gewiß wichtige Materialien für die Wissenschaft geliefert hat, so ist es doch gar oft geschehen, daß man die Ungleichartigkeit des Werthes des Einzelnen verkannte und Formationen aufstellte und Namen dafür erfand, wie in der Mineralogie für gewisse Species, welche sich am Ende nicht wesentlicher unterscheiden, als zwey Kinder einer Mutter, die einander nicht gleichsehen. Da übrigens geognostische Beobachtungen, der Natur der Sache nach, nicht jederzeit so leicht einer Revision und Beurtheilung von Vielen übergeben werden können, wie z. B. mineralogische und botanische,

so ist begreiflich, warum eine so große Menge von Lokal-Formationen im System als zweyfelhaft in Beziehung auf die Stelle dasteht, die ihr anzuweisen ist. Unter solchen Umständen kann jede Geognosie gegenwärtig nur als ein Versuch zur Lösung der Aufgabe angesehen werden und eine gewisse Mäßigung im Urtheile, welche auch der Verf. des gegenwärtigen Werkes überall beurkundet, ist jedem Geognosten zu empfehlen. Rebellische Schreyer verhallen fruchtlos auf dem großen Felde der Wissenschaft. —

Die Geogenie ist der Gegenstand des dritten Buches.

Das erste Capitel, welches die Wirkungen des Wassers und Feuers von mechanischer und chemischer Seite betrachtet, erklärt die Entstehung und Bildung der jüngsten Formationen.

Indem der Verfasser von den Vulkanen auf die Ursachen übergeht, welche ihre Existenz und Fortdauer bedingen, so gelangt er zur Untersuchung der hierüber aufgestellten Hypothesen und bereitet so allmählig die Abhandlung des zweyten Capitels vor, welches den Titel Du déluge führt. Die vulkanischen Erscheinungen sucht er von dem Centralfeuer, auf welches vielfache Beobachtungen hinweisen, von der Abkühlung der Erdrinde und ihrer von Cordier angenommenen Biegsamkeit herzuleiten. Gleiches gilt von den Erdbeben. En effet, sagt er, dès que l'on admet, ainsi que nous l'avons exposé ci-dessus, que la partie solide du globe que nous voyons à sa surface, n'est qu'une croûte peu épaisse, par rapport à l'étendue du rayon terrestre, au dessous de laquelle se trouve une masse liquide qui tend à se solidifier, et que ce passage de l'état liquide à l'état solide donne lieu à la formation de gaz, on concevra aisément que ces gaz étant sollicités, par leur nature expansive, à faire des efforts pour gagner la surface extérieure de la terre, il doit résulter de leurs mouvements et des obstacles qui s'y opposent, des secousses et des agitations suffisantes pour produire les effets que nous remarquons dans les tremblements de terre.

(Schluß folgt.)

Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette etc.

(Schluß.)

Weil mit Ausnahme der einzigen Gattung Hapale alle andern amerikanischen Affen einen Backenzahn in jeder Kieferhälfte mehr haben als die altweltlichen, so ändert Blainville die Formel für die Backenzähne dahin ab, daß er statt 2 hier 3 Vorder-Backenzähne zählt.

Zum Schluße folge noch ein Verzeichniß der Abbildungen.

Erstes Heft.

Tab. 1. Skelet des berühmten pariser Pongo, aus dem ehemaligen Kabinet des Prinzen Statthalters.
„ 2. Hylobates variegatus. Skelet.
„ 3. Cercopithecus Talapoin. Skelet.
„ 4. Cynocephalus porcarius. Skelet.
„ 5. Schimpanse. Schädel.
„ 6. Semnopithecus nemaeus. Schädel.
„ 7. Inuus arctoideus u. cynomolgus. Schädel.
„ 8. Charakteristische Theile des Rumpfes.
„ 9. der Gliedmassen.
„ 10. Gebiß.
„ 11. Alte Affen, fossil oder nicht.

Zweytes Heft.

Tab. 1. Ateles Belzebuth. Skelet.
„ 2. Cebus Apella. Skelet.
„ 3. Nyctipithecus trivirgatus. Skelet.
„ 4. Hapale Oedipus. Skelet.
„ 5. Schädel von Mycetes Seniculus, Ateles arachnoides und Pithecia leucocephala.
„ 6. Schädel von Ateles pentadactylus, Callithrix personata, Nyctipithecus trivirgatus, Chrysothrix sciurea und Hapale Jacchus.
„ 7. Charakteristische Theile des Rumpfes.
„ 8. der Gliedmassen.
„ 9. Gebiß.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Eléments de Géologie, ou seconde partie des éléments d'Inorganomie particulière par J. J. D'Omalius d'Halloy.

(Schluß.)

Die erwähnten Hindernisse rühren wahrscheinlich von Unebenheiten der untern erstarrten Fläche her, welche ihren Grund wieder in der Verschiedenartigkeit der sie zusammensetzenden Substanzen und in der daher rührenden verschiedenen Wärmeleitungsfähigkeit haben können. Nach Cordier sind diese Unebenheiten sogar weit bedeutender, als die der äußern Oberfläche.

Eine andere neuere Hypothese, welche besprochen wird, ist die von Boußingault. Da dieser Forscher die Bemerkung gemacht hat, daß in den Anden die Erdbeben, welche dort eine Ausdehnung haben, wie kaum in einem andern Erdtheile, von den vulkanischen Eruptionen sich unabhängig erweisen, so nimmt er an, daß bey der Erhebung der dortigen Trachyte durch Zertrümmerung des Gesteins, welches vor der Hebung schon starr und fest gewesen, eine Unzahl von Höhlungen und Räumen sich gebildet habe, welche mit Gasarten erfüllt sind und daß das fortwährend vor sich gehende Einstürzen des Schuttes das Entweichen dieser Gase und damit die Bodenerschütterungen verursache. Die allmählige Erniedrigung der Berge sieht Boussingault für eine Hauptstütze seiner Hypothese an, denn die Schneegränze habe sich in jenen Bergen, ohne daß eine Veränderung der mittleren Temperatur bemerkbar wäre, in einem kurzen Zeitraum allmählig erhöht und er habe dieselben Puncte überall niederer gefunden, als 30 Jahre früher Caldas und v. Humboldt. — Es wird anknüpfend von der langsamen Erhebung der schwedischen Küste, von Wasser- und Luftvulkanen, Solfataren und Mofetten rc. gesprochen.

Indem der Verf. systematisch die Erklärung der Entstehung der Formationen den Beobachtungen ihrer Folge anzuschließen sucht, so gelangt er im II. Capitel zur Betrachtung der großen Ueberschwemmungen, deren Wirkung das Diluvialterrain seinen Ursprung zu verdanken hat. Er untersucht, ob solche Ueberschwemmungen von ungeheuern Regen, von einem außerordentlichen Hervortreten der Gewässer aus dem Schooße der Erde oder von einer Versetzung der Meere herrühren konnten. Die Hypothese der Regen und der Wasserausströmungen scheinen ihm nicht haltbar und unverträglich mit dem gegenwärtig zu beobachtenden Gang der Dinge. Die Hypothese der Versetzung der Meere durch außerordentliche Stürme oder durch die Anziehung eines Himmelskörpers scheint ihm auch nicht annehmbar, dagegen dürfte ein solcher Ortswechsel der Gewässer nach seiner Meynung, jedoch nicht allgemein, dem Versinken alter Continente zuzuschreiben seyn. Vor allen Hypothesen verdiene aber die den Vorzug, welche eine Erhebung gewisser Theile der Erdrinde und eine dadurch bewirkte Meeresversetzung annimmt. Daß Bodenerhebungen statt finden, ist hinlänglich beobachtet, ob aber eine so ausgedehnte Erhebung dieser Art stattgefunden, wie sie die Erklärung fordert, kann nur der Wahrscheinlichkeit nach geschloßen werden, und der Verf. bezieht sich hier zunächst auf zwey aus dem Studium der Vulkane sich ergebenden Fakten. Das eine ist die wirklich sehr bedeutende Zahl von Vulkanen, welche schließen läßt, daß die Vulkanischen Phänomene früher weit entwickelter gewesen seyen, als gegenwärtig, das andere ist, daß die Vulkane einen Stillstand ihrer Thätigkeit und eine darauf

folgende Erneuerung derselben mit verdoppelter Kraft wahrnehmen lassen.

Indem der Verf. nun darauf aufmerksam macht, daß mit der Erstarrung eines Fluidums, sey es feuer- oder wasserflüssig, fast immer eine Ausdehnung und Vergrößerung des Volumens stattfinde, und daß bey geschmolzenen Metallen dadurch häufig Erhöhungen zum Vorschein kommen, welche im Verhältniß zur Masse die Höhen der Erde bey weitem übertreffen, so geht er auf die Betrachtung der Erkaltung des Erdkörpers über. Es mußten bey hoher Temperatur und Biegsamkeit der zuerst erstarrenden Rinde und bey ihrer geringen Dicke begreiflich häufigere und ausgedehntere Erhebungen vorkommen, als es später der Fall seyn konnte, denn das Festwerden mußte rascher, die Gasproduction häufiger geschehen, und der Widerstand der Kruste viel geringer seyn. Solche Erhebungen erklären die Bildung der Thäler, welche nicht von einem Durchfressen (érosion) der Gewässer entstanden seyn können, wie z. B. in festen Gesteinen, während Thalbildungen in lockern Straten durch das Wasser allerdings entstehen können.

Es folgt nun weiter die Untersuchung ob es nur eine solche Erhebung, oder ob es davon mehrere gegeben habe. Der Verf. knüpft wieder an die Beobachtung der horizontal oder geneigt liegenden Schichten jener Gesteine an, deren Ursprung als neptunisch zu erachten ist. Es wird weiter die Ansicht Elie de Beaumont's, welche sich vielfach bestätigte, erwähnt, daß die gleichzeitigen Erhebungen in parallelen Richtungen stattgefunden haben, und daß, wie deren verschiedene seyen, auch verschiedene Erhebungsperioden angenommen werden müssen.

Die Sündfluth hatte ihre Ursache wahrscheinlich in der Erhebung der Andeskette, welche fast ganz aus trachytischem Gestein besteht, und noch eine große Menge vulkanischer Schlünde wahrnehmen läßt.

Die Untersuchung über die für die Entstehung der höchsten Berge wahrscheinlichste Epoche ergiebt, daß es die letzten Erhebungen gewesen seyen, welche sie hervorgebracht haben.

Der Verf. glaubt mit Wahrscheinlichkeit schliessen zu dürfen, daß, wenn die Sündfluth, wie anzunehmen ist, mit der Erhebung der Andeskette zusammenhängt, diese Catastrophe nahezu in die Zeit fallen kann, welche die Genesis dafür angiebt: nämlich 4000 Jahre vor der gegenwärtigen.

Was die Frage betrifft, ob damals der Mensch existirt habe, so bemerkt der Verf., daß dieses zwar bis jetzt nicht habe erwiesen werden können, daß die Möglichkeit aber auch nicht ganz abzusprechen sey.

Den Schluß dieses Capitels machen Betrachtungen über die erratischen Blöcke, über Knochenbreccien und Alluvialbildungen.

Das III. Capitel handelt von den vordiluvischen Phänomenen.

Die Bildung der neptunischen Niederschläge wird in der Weise erklärt, daß die Gewässer damals durch höhere Temperatur, Gasausströmungen rc. eine weit auflösendere Kraft gehabt haben müssen, als gegenwärtig. Es folgen nun Diskussionen über die Perioden, in welchen diese Bildungen gehoben worden sind. Der Verf. bezieht sich dabey vorzüglich auf die bekannten Ansichten von Elie de Beaumont.

In Betreff der Kohlenformation nimmt er mit Adolph Brogniart an, daß in jener Periode die Atmosphäre eine weit größere Menge von Kohlensäure müsse enthalten haben als gegenwärtig. Nach den Erfahrungen von Saussure hänge die Beförderung des vegetabilischen Wachsthums und Ausbildens genau mit einem solchen größern Kohlengehalt der Atmosphäre zusammen. Es erkläre sich durch diese Hypothese auch der Umstand, warum die todten Pflanzen sich conserviren konnten und warum keine Zersetzungen, wie sie in einer an freyen Sauerstoff reichen Atmosphäre vorkommen, stattgefunden haben.

Den Schluß des Werkes bildet mit Beziehung auf das Vorhergehende eine Diskussion über den ersten Zustand der Erde. Der Verf. liefert davon folgende Skizze. Es ist erwiesen, daß die Erde sich ursprünglich in einem flüssigen Zustande befand und es ist nach den Beobachtungen über die Temperatur des Erd-Innern höchst wahrscheinlich, daß

es ein feuerflüssiger Zustand gewesen sey. Die Abkühlung brachte die allmählig fest werdende Rinde hervor, die Erde mußte damals eine ganz andere Atmosphäre gehabt haben, als gegenwärtig und enthielt das Wasser nebst einer Menge sublimationsfähiger Substanzen. Mit der Erkaltung geschah die Präcipitation des Wassers in einem vielleicht ziemlich ausgedehnten Zeitraume; seine mechanischen und chemischen Wirkungen übten natürlich einen großen Einfluß auf die Erdrinde aus. Dazu kamen noch Ausströmungen der innern flüssigen Masse.

Was die Anwendung dieser Theorie auf die beobachteten Terrains betrifft, so sagt der Verf.: Cet exposé théorique de la manière dont les premières parties de la croûte solide de notre globe ont dû se former, doit, en quelque façon, nous faire désespérer de pouvoir jamais déterminer, d'une manière positive, quels sont les systèmes de roches, qui doivent leur origine à chacun de ces modes de formation en particulier, et se trouve d'ailleurs parfaitement d'accord avec la confusion que l'étude géognostique des terrains nous y a fait connaître. Cependant la structure non stratifiée et la texture crystalline du terrain granitique nous portent à y voir les résultats des premières coagulations; d'un autre côté, la stratification du terrain talqueux, la liaison et la ressemblance de quelques-uns de ses membres avec le terrain granitique, ainsi que l'absence des corps organisés, nous font voir dans ces groupes les résultats des premières précipitations, et surtout des précipitations atmosphériques; tandis que la présence de quelques corps organisés marins dans le terrain ardoisier, et sa liaison intime avec le terrain talqueux nous y montrent les résultats des précipitations, qui se sont formées dans les eaux habitées par les premiers êtres vivants.

Es scheint uns hier einer Erörterung bedurft zu haben, was mit den erwähnten atmosphärischen Präcipitationen eigentlich gemeynt sey. — Aehnliche Theorieen kennen wir schon seit langer Zeit und es ist merkwürdig, daß sie ungeachtet der Fortschritte, welche sonst die Geologie gemacht hat, noch immer

die alten Mängel enthalten. Der Granit und Porphyr werden immer als die Hauptpuncte, als die Prüfsteine einer Hypothese erwähnt, um den Kalk bekümmern sich aber die wenigsten.

Wenn der Granit, dem Verf. zu Folge, das erste Product der Erstarrung war, wo befanden sich dann die Elemente des Kalks in diesen ersten Catastrophen; in der Atmosphäre? im Granit? unter dem Granit? Warum bildete der Quarz des Granits, des Gneißes und Glimmerschiefers keine Kalksilicate, warum theilte sich die Kieselerde des Feldspaths nicht mit der in so ungeheuerer Masse dargebotenen Basis? War es die Kohlensäure, die sich gleich anfangs ihrer bemächtigte, wie wurde ihre Austreibung durch die Kieselerde gehindert, vielleicht durch Druck? ꝛc. Diese Fragen dürften wohl einmal zur Sprache kommen. —

Der Verf. beschließt das Werk mit Betrachtungen über die Entstehung der in den verschiedenen Perioden vorkommenden Organismen. —

Die Schreibart des Buches ist angenehm, mehr erzählend, als streng spaltend und abtheilend, und daß der Verf. von seinem Gegenstande durchdrungen sey, beweist eine gewiße Beredsamkeit, welche vorzüglich in den Abhandlungen der Geogenie bemerkbar ist.

Außer einer Tabelle der geographischen Haupt-Eintheilungen der Erde und einer synoptischen Darstellung des Terrains ist dem Werke noch eine Tafel mit Abbildungen charakteristischer Versteinerungen der Hauptformationen, eine andere mit Abbildungen von Struktur- und Lagerungsverhältnissen und eine illuminirte geognostische Karte von Frankreich beygegeben.

v. Kobell.

Voyage autour du monde par les mers de l'Inde et de Chine, exécuté sur la corvette de l'état la Favorite pendant les années 1830, 1831 et 1832 sous le commandement de M. Laplace; publié par ordre de M. le Vice-Admiral Comte de Rigny, Ministre de la marine et des colonies. Tome V. Zoologie par M. Fortuné Eydoux, Chirurgien de première classe de la marine royale. Paris 1839. 195 und 192 Seit. 8. mit Atlas.

Die zoologische Abtheilung des von der Expedition der Favorite herrührenden Reisewerkes ist mit der sechsten Lieferung geschlossen, und wir können daher eine vollständige, wenn gleich gedrängte Uebersicht ihres Inhaltes liefern. Mit den übrigen Reisewerken, welche in neuerer Zeit auf Kosten der französischen Regierung erschienen sind, kann sich diese Abtheilung an Pracht der Ausstattung und Umfang des Inhaltes nicht messen; sie tritt im bescheidenen Oktavgewande auf, in welches selbst der Atlas sich bequemen muß, und der Text ist mit 387 Seiten und der Atlas mit 60 Tafeln erschöpft. Dafür hat es aber, bey gleicher innerer Güte mit den Prachtwerken, vor ihnen den großen Vorzug voraus, billiger und deßhalb zugänglicher zu seyn. Für Letzteres ist selbst nur zu viel gesorgt worden, da der größte Theil der Tafeln und des Textes bereits im Magasin de Zoologie von Guerin enthalten ist, so daß der Leser die Wahl hat, in welchem dieser beyden Werke er sie sich aufsuchen will. *)

Der Text besteht aus 2 Abschnitten. Der erste, 195 Seiten umfassend, enthält „anatomische und zoologische Untersuchungen über die Beutelthiere, von F. Eydoux und Laurent." Es ist dieß wohl der wichtigste Abschnitt aus der zoologischen Abtheilung, und befaßt sich mit folgenden Kapiteln: 1) vom Zitzenapparat der Beutelthiere und dem Munde ihrer Jungen; 2) vom Beutelknochen, vom Becken der Didelphen und Ornithodelphen, und von der Bedeutung der Stücke des Skelets der Wirbelthiere im Allgemeinen; 3) von der Sternoperineal-Region der Beutelthiere und der Wirbelthiere überhaupt; 4) Notiz über das Gehirn der Echidna, im Vergleich zu dem des Schnabelthiers, und allgemeine Betrachtungen über das Gehirn der Säugthiere und Vögel, und 5) zoologische Betrachtungen über die Beutelthiere, die Klassifikation der Säugthiere und der Wirbel- und wirbellosen Thiere überhaupt. Hiezu gehören Tab. 1 — 5 und 9.

Der zweyte Abschnitt, Zoologie par M. M. F. Eydoux et Paul Gervais, befaßt sich mit der Beschreibung der auf der Reise der Favorite entdeckten Thiere, oder giebt Beyträge zu länger bekannten Arten.

An Säugthieren sind hier aufgeführt: Semnopithecus nemaeus, Vespertilio Alecto, Rhinolophus luctus, Viverra indica, die Gattung Poephagomys nebst Vergleichung verwandter Formen und Beschreibung einer neuen Art von Saccophorus, genannt S. Bottae, ferner Hydromys chrysogaster und Cervus moluccensis. Hieher gehören Tab. 6 — 8.

Vögel sind 20 aufgezählt, wobey von Phytotoma rara einige anatomische Eigenthümlichkeiten angegeben sind. Hieher Tab. 10 — 25.

Amphibien sind 8 angegeben mit Tab. 26 — 30.

Fische nur 2 mit Tab. 31 — 32.

Zahlreicher sind, wie sichs erwarten läßt, die Arten aus der Klasse der Insekten. Es sind 45 aufgezählt, und außerdem werden noch 9 Arten von den Cicaden, worunter eine neu ist, mit einander verglichen. Dieser Klasse gehören Tab. 33 — 46. an.

Arachniden sind 3 mit Tab. 47 — 48.

Krustazeen 9, wovon 7 allein der Gattung Porcellana eigen sind. Hieher Tab. 49 — 52.

Myriapoden 3 mit Tab. 53 — 54.

Bey den Mollusken mehrt sich wieder die Anzahl, indem 12 Arten hervorgehoben werden, zu denen Tab. 55 — 60 gehören.

*) Derselbe Fall tritt mit den Etudes zoologiques par Js. Geoffroy ein, die ebenfalls in dem angeführten Magazin im Duplikat vorkommen, was zwar für Guerin, nicht aber für den Käufer angenehm ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Illustrations of the Zoology of South Africa; consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of natural history, collected during an expedition into the interior of South Africa, in the years 1834, 1835 and 1836; fitted out by „the Cape of Good Hope Association for exploring Central Africa," together with a summary of African Zoology and an inquiry into the geographical ranges of species in that quarter of the globe. By Andrew Smith M. D. Published unter the authority of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury. London 1838 — 1839. Part. I — VI.

Wir haben schon im vorigen Jahre bey Anzeige des ersten Heftes von diesem Werke die Anlage und Einrichtung desselben angegeben; *) jetzt nachdem uns bereits 6 Hefte vorliegen, ist Material genug vorhanden, um dasselbe ausführlicher zu besprechen und seinen Werth würdigen zu können. Nach je sechs neuen Heften werden wir mit diesen Anzeigen späterhin fortfahren.

Den Klassen nach vertheilen sich die in den 6 ersten Heften abgehandelten Thierarten, von deren jede auf einer kolorirten Tafel abgebildet ist, folgendermassen: **)

*) Gel. Anzeigen VII. S. 969.

**) Wo kein Autor hinter dem specifischen Namen steht, ist dieser von Smith gegeben.

I. Säugethiere.

Tab. 1. Rhinoceros Keitloa.
„ 2. — bicornis Linn.
„ 3. Erinaceus frontalis.
„ 4. Herpestes badius.
„ 5. Sciurus Cepapi.
„ 6. Hippopotamus amphibius Linn.
„ 7. Manis Temminckii Smuts.
„ 8. Galago Moholi.
„ 8. (bis) Anatomie des vorigen.
„ 9. Chrysochloris villosa.
„ 10. Macroscelides typicus.
„ 11. — rupestris.
„ 12. — Intufi.
„ 13. — brachyrhynchus.
„ 14. — Edwardii.
„ 15. — Anatomie.

II. Vögel.

Tab. 1. Falco semitorquatus.
„ 2. Chizaerhis concolor.
„ 3. Pterocles gutturalis.
„ 4. Otis ruficrista.
„ 5. Prionops Talacoma.
„ 6. Crateropus Jardini.
„ 7. Euplectes Taha.
„ 8. Philetaerus lepidus (Loxia socia Lath.)
„ 9. Merops Bullockoides.
„ 10. Pterocles variegatus.
„ 11. Accipiter polyzonoides.
„ 12. Francolinus Swainsonii
„ 13. — natalensis.

Tab. 14. Francolinus pileatus.
„ 15. — subtorquatus.
„ 16. Hemipodius Lepurana.
„ 17. Vidua axillaris.
„ 18. Astur melanoleucus.
„ 19. Otis afroides.
„ 20. Gallinula dimidiata.
„ 21. — Jardini.
„ 22. — elegans.
„ 23. Vanellus lateralis.
„ 24. Pyrrhulauda australis.
„ 25. — verticalis.
„ 26. — leucotis (Loxia leucotis Salt.)

III. Amphibien.

Tab. 1. Sternotherus sinuatus.
„ 2. Varanus albogularis Daud.
„ 3. Bucephalus viridis.
„ 4. Echidna inornata.
„ 5. Lycodon capensis.
„ 6. Testudo semiserrata.

IV. Fische.

Tab. 1. Echinorhinus obesus.
„ 2. Mustelus megalopterus.

Während die Wirbelthiere in verschiedene Hefte vertheilt sind, ist dagegen das dritte Heft bloß den Insekten und Krustazeen (Annulosa) bestimmt. Macleay hat diese Abtheilung bearbeitet, und seine Arbeit ist in England scharf, aber nicht durchgehends billig, beurtheilt worden. Er beschränkt sich in seinem Antheile nicht bloß auf südafrikanische Gliederthiere, sondern knüpft an deren Beschreibung schematische Zusammenstellungen. Beygegeben sind dieser Arbeit Macleay's 4 kolorirte Tafeln.

Unter den Wirbelthieren ist die Klasse der Fische am geringsten, die der Amphibien etwas mehr, am meisten aber die der Vögel und Säugethiere bedacht worden. Die Vögel haben mehrere schöne neue Arten, die Säugethiere aber die interessantesten Formen geliefert, wovon hier weiter die Rede seyn soll.

Die ansehnlichste Bereicherung ist der Gattung Macroscelides (Rohrrüßler) zu Theil worden, die hier mit 5 Arten aufgeführt wird, unter denen 4 neu publicirt sind. Diese Gattung ist erst seit einem Jahrzehend bekannt, wurde zuerst von Smith als Macroscelides und bald darauf von Is. Geoffroy als Eumerus und von Lichtenstein als Rhinomys aufgestellt, ohne daß die beyden letzteren bey ihrer selbstständigen Aufstellung der Gattung schon wissen konnten, daß Smith es bereits gethan hätte. Es ereifert sich dieser daher ganz mit Unrecht über Lichtenstein, als ob selbiger den Smith'schen Namen zu verdrängen gesucht habe: der von dem Berliner Gelehrten gegebene gelangte nur etwas später zur Publicität als der des englischen. Dagegen muß man Smith ernstlich tadeln, daß er auf die Arbeiten Anderer gar keine Rücksicht genommen hat, wodurch er sich allerdings die eigne leicht machte, dagegen zur Entwirrung der schwierigen Synonymik nichts that. Sowohl Is. Geoffroy als Lichtenstein gaben genaue Beschreibungen und gute Abbildungen von ihrer Art, so daß Smith es leicht gehabt hätte, sie mit seinen Arten zu vergleichen, was für jeden Andern, der nicht ein so reichliches Material zu Handen hat, mit ungleich größern Schwierigkeiten verknüpft ist. Zur Vermehrung derselben tritt überdieß der Umstand ein, daß Ogilby gleichzeitig mit Smith, und ohne daß Einer auf den Andern Rücksicht nahm, die Diagnosen von noch 2 südafrikanischen Arten gab, und zwar so kurz und ungenügend, daß die Bestimmung der Species von Macroscelides einer Verwirrung entgegen zu gehen droht, aus der wir mit unsern europäischen Spitzmäusen herauszutreten so eben im Begriffe sind. In wie weit wir solche zu lösen im Stande sind, wird nachfolgender Versuch zeigen.

Smith's Beschreibungen sind ausführlich und detaillirt, und es ist insbesondere lobenswerth, daß er selbst auf die unterscheidenden Merkmale zwischen seinen, sich sehr ähnlichen Arten aufmerksam macht. Minder können wir mit den Abbildungen zufrieden seyn, die zwar sehr gefällig aussehen, aber im Kolorit keineswegs getreu sind.

Macroscelides typicus ist diejenige Art, welche

Smith zuerst bekannt machte, und Lichtenstein wie Geoffroy sind der Meynung, daß ihre Exemplare derselben angehören möchten. Dieß scheint jedoch nur für den Rhinomys Iaculus Lichtensteins zu gelten, während Geoffroys Rohrrüßler einer andern Species zuzuweisen ist. Wir haben daher zuzusehen, welche specifische Merkmale Smith seinem M. typicus zuschreibt. Er findet diese in der Form, Breite und Kürze der Ohren, so wie in der verhältnißmäßig dichten Behaarung ihrer äußern und innern Seite. Die Ohren sind, ihm zu Folge, ziemlich kurz, breit und schlapp, im Umfange halbkreisförmig, unter dem vorragendsten Theil schwach ausgeschnitten; ihre Behaarung innen, so wie ein Pinsel langer Haare vor der Ohröffnung rein weiß, auf der Aussenseite von der Rückenfarbe. Diese wird als ein Mittel zwischen licht gelblichbraun und holzbraun, etwas mit rothbraunen Haaren gemischt, angegeben; sie ändert bis ins Mausgraue. Von der Wurzel des Rüssels geht ein röthlichbrauner Strich gegen die Stirne. Länge des Körpers 5'', des Schwanzes 4'' 6''', der Ohren 8'''. — Mit diesen Angaben stimmen die meisten von Lichtensteins Rhinomys Jaculus, nur daß der Schwanz desselben zu kurz angegeben ist, was eine Einschrumpfung vermuthen läßt, indem er am Skelet länger erscheint, auch an dem in Branntwein aufbewahrten Exemplare, das ich aus der im vorigen October abgehaltenen Auction unter dem Namen M. typus in Berlin erkaufte, viel länger sich zeigt, indem bey einer Körperlänge (in gerader Linie) von 4'' 6''', der Schwanz eine Länge von 4'' 11''' einnimmt.

Macroscelides rupestris ist die zweyte Art, welche Smith ein Jahr später als die vorige publicirte. Er unterscheidet sie von dieser durch die Form der Ohren, durch die Lage der Augen in Bezug auf Rüssel und Ohren, den weißen Ring um die Augen, den rothen Fleck hinter der Ohrwurzel, die Figur des Rüssels, die mehr zurückliegende Richtung des Pelzes und die größere Gestalt. Diese Art ist, obschon Smith hierüber nichts bemerkt, identisch mit Geoffroys M. Typus, der von Lesson gut abgebildet ist, ferner mit Duvernoys unter gleichem Namen beschriebener Art, und Ogilbys M. Alexandri läßt sich, wenigstens der von ihm gegebenen Diagnose nach, hievon nicht unterscheiden.

Macroscelides Intufi ist nur nach einem einzigen Exemplare aufgestellt, und wird von den andern Arten, unter denen er dem M. rupestris am nächsten kommt, durch die verhältnißmäßig schmächtige Gestalt und die eigenthümliche Färbung des Rückens und der Seiten unterschieden, deren Farbe ein Mittel zwischen siena- und rahmgelb, mit einzelnen schwarzen Haaren untermischt, genannt wird.

Macroscelides brachyrhynchus ist die kleinste Art mit kurzem Rüssel, langen ovalen Ohren, und die Rückenfarbe hält das Mittel zwischen röthlich, orange und gelbbraun, mit schwarzen Haaren untermengt.

(Schluß folgt.)

Berichte vom zoologischen Museum der k. Julius-Maximilians Universität zu Würzburg, enthaltend eine methodische Uebersicht der Thiere dieser Sammlung. Vom Conservator dieses Attributes Prof. Dr. V. Leiblein. Erster Bericht. Eine kurze Geschichte des zoologischen Museums, nebst Aufriß der Anordnung im Allgemeinen, und die Aufzählung der Säugethiere umfassend. Würzburg 1839. 182 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Grundzüge einer methodischen Uebersicht des Thierreiches nach seinen Classen, Ordnungen, Familien und Gattungen, nebst Aufzählung ihrer Haupt-Repräsentanten. Ein Leitfaden beym zoologischen Studium. Von V. Leiblein. Erstes Bändchen. Der Mensch und die Säugethiere.

Der Verfasser wurde, wie er im Vorbericht bemerkt, zur Abfassung dieses Werkchens durch die häufigen Anfragen veranlaßt, ob kein gedruckter Katalog von der zoologischen Sammlung der Universität zu Würzburg vorhanden und welches System überhaupt der Anord-

nung derselben zu Grunde gelegt sey. Um diese beyden Zwecke zugleich verfolgen zu können, zählt der Verfasser nicht bloß diejenigen Gattungen auf, von welchen sich Arten im Museum finden, sondern er führt auch die andern Gattungen an, von welchen selbiger dermalen noch Repräsentanten fehlen, „um in einem solchen zoologischen Rahmen gleichsam die Stelle genau angeben zu können, welche die verschiedenen Thiere der Sammlung im Systeme eigentlich einnehmen." Hierdurch wird der Katalog der zoologischen Sammlung zu einem Systeme des Thierreiches erweitert, in welchem die im Museum aufgestellten Arten von den andern durch ein vorgesetztes Sternchen ausgezeichnet sind.

Voran geht eine kurze Geschichte des Würzburger Naturalienkabinetes. Als Grundlage desselben ist die Sammlung von Blank anzusehen, der (1740 zu Würzburg geboren), als Klostergeistlicher lebhaft für Naturgeschichte sich interessirte und ein für die damalige Zeit ansehnliches Naturalienkabinet allmählig zusammenbrachte, das er, nachdem er ums Jahr 1789 zum Oberen des Minoriten-Klosters seiner Vaterstadt ernannt wurde, in einem großen Sale aufstellte und Jedermann freyen Zutritt gestattete. Im Jahre 1792 wurde ein Theil desselben, die sogenannten mosaischen Kunstgemälde vom Staate acquirirt; das Naturalienkabinet dagegen verblieb noch als Privateigenthum von Blank im Kloster bis zum Jahre 1803, wo dasselbe unter der churpfalzbayerischen Regierung von der Universität gegen eine lebenslängliche jährliche Leibrente von 1500 Gulden übernommen wurde. Blank, dem schon früher die Professur der Naturgeschichte übertragen war, verblieb dabey als Direktor der Sammlung, mit der nun auch wieder das mosaische Kunstkabinet vereinigt und zur Aufstellung die ehemalige Aula der Universität verwendet wurde. Außer den Naturalien und mosaischen Gemälden hatte aber Blank allmählig noch viele Gegenstände des Alterthums und der Kunst hier aufbewahrt, z. B. alte Waffen, Gemälde, Schnitzwaaren, Glas- und Porzellan-Geräthschaften, Hütten- und Offizinen-Produkte u. dgl., so wie eine numismatische Sammlung. So sammelte Blank fort bis zu seinem Tode, der 1827 in dem hohen Alter von 87 Jahren erfolgte, worauf Professor Rau, der schon seit dem Jahre 1809 die naturhistorischen Vorträge übernommen hatte, auch die Conservation der Sammlung erhielt.

Seine Aufgabe war nun die Masse von fremdartigen Gegenständen auszuscheiden, die von dem Forstrathe Schmitt zu Ebrach erkaufte und ziemlich bedeutende zoologische Sammlung dem Universitäts-Museum einzuverleiben, und dieses total umzuändern und so aufzustellen, wie es der Zustand der Wissenschaft erforderte. Kaum hatte jedoch der neue Conservator die mühselige Reform begonnen, als er, zum Theil in Folge seiner Anstrengungen, in eine bedenkliche Krankheit fiel, der er am 26. Januar 1830 erlag. Am 27. May desselben Jahres wurde Herrn Dr. Leiblein die Professur der Zoologie und die Conservation des Naturalienkabinets übertragen, der mit unermüdetem Fleiße das angefangene Werk fortsetzte. Referent hat das Blank'sche Kabinet im Jahre 1814 zuerst und 1817 zuletzt gesehen, die neu aufgestellte Universitäts-Sammlung aber im vorigen Jahre besucht. Wohlbekannt also mit dem alten wie mit dem neuen Stande des Würzburger zoologischen Museums muß er Herrn Professor Leiblein nachrühmen, daß dasselbe durch ihn in eine wissenschaftliche Ordnung, verbunden mit einer höchst gefälligen Aufstellung, gebracht worden ist, wie sie nur aus Liebe zum Institute und zu dem an selbiges gebundenen Lehramte hervorgehen kann. Welch angestrengte Thätigkeit dazu gehört, um nicht bloß eine Sammlung in gutem und dem Fortschreiten der Wissenschaft angemessenem Stande zu erhalten, sondern überdieß, wie es in Würzburg der Fall war, einer Raritäten- und Curiositäten-Kammer eine wissenschaftliche Gestaltung zu geben, kann der am besten beurtheilen, der selbst ähnliche Arbeiten schon vorgenommen hat. Wir wünschen dem Verfasser, daß die Universität, für deren Naturalienkabinet er Kräfte und Zeit nicht gespart hat, ihn auch noch ferner nachhaltig unterstützen möge, damit das Nothwendige, aber noch Fehlende allmählig herbeygeschafft und dem Vorstande dadurch Liebe zur Sammlung forterhalten werde.

Das erste Bändchen, welches uns der Verfasser vorlegt, umfaßt seine 2 ersten Klassen: den Menschen und die Säugthiere. Vom ersteren werden nur die Rassen aufgeführt, wobey wir gewünscht hätten, daß der Verfasser auf Bory's Arbeit keine Rücksicht genommen hätte, indem solche, wie in diesen Blättern nachgewiesen worden ist, eine Stelle unter den wissenschaftlichen Leistungen gar nicht verdient. Die Anordnung der zweyten Klasse der Säugthiere ist mit Recht größtentheils auf Cuvier begründet. Die höheren Abtheilungen bis zur Gattung herab sind genau charakterisirt, und in gut geordnete schematische Uebersichten gebracht; die Arten bloß genannt und ihre Heimath angegeben. Bey der lobenswerthen Einrichtung dieser Arbeit kann sie den vorgesetzten Zweck nicht verfehlen und wird insbesondere Studierenden sehr hülfreiche Dienste leisten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nr. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Vita Caroli Davidis Ilgenii scripsit Fridericus Carolus Kraft. *Οὐ γάρ πω τοίους ἴδον ἀνέρας οὐδὲ ἴδωμαι.* Cum effigie Ilgenii praefixa. Altenburgi 1837. 344 S. 8.

Der Held vorliegender Biographie ist ein im ganzen nördlichen Deutschland wohl bekannter Name. Denn er regierte 28 Jahre lang (vom Jahre 1802 bis 1830) die Schulpforte, jene ehemals sächsische, jetzt preußische Fürstenschule, welche sich, (als ehemaliges Cisterzienserkloster) einer ungemein reichen Dotation, eines dreyhundertjährigen Ruhmes und der besondern Fürsorge ihrer Landesregierungen erfreute und von jeher Jünglinge aus allen Theilen auch des nördlichsten Deutschlands herbeyzog, deren Aeltern ihren Söhnen die Wohlthat eines altmodisch gründlichen Unterrichts und eines von dem zerstreuenden Treiben der Gegenwart isolirtes Jugendleben gesichert wissen wollten. Die Zahl der Zöglinge betrug über 150, der Aufenthalt dehnte sich in der Regel auf 6 Jahre aus, vom zwölften bis achtzehnten Jahr; die Verhältnisse zu den Lehrern waren weit vielfacher als in gewöhnlichen Schulen, deren Schüler im Schooß ihrer Familien sich aufhalten, und der Geist der Schule war so, daß das Schulleben alles in allem war und alle fremdartigen Interessen entweder ausschloß oder sie mit seinen Interessen auf eine unschädliche oder gar wohlthätige Weise verschmolz. Da nun diese Schule von jeher das Eigenthümliche hat, daß ihre Zöglinge, auch wenn sie nicht gleichzeitig sich dort befanden, doch sich lebenslänglich durch einen geistigen Nexus verbunden fühlen, fast wie Ordensbrüder, so ist leicht glaublich, daß die originelle und imposante Persönlichkeit eines Rectors, wie Ilgen, einen ausgebreiteren Ruf sich erwerben konnte, als sonst einem Schulmonarchen beschieden ist.

Herr Director Krafft in Hamburg verdient daher jedenfalls den Dank derjenigen, welche sich Ilgens als ihres eigenen Lehrers erinnern, daß er ihnen das Bild des Ehrenmannes wieder lebendig vor die Seele führt und die Notizen über sein Leben und seine Person ergänzt: aber das Buch wird auch viele andere Leser finden, die sich für Pforte, oder für Ilgen, oder für das Schulwesen überhaupt interessiren. Herr Krafft aber schien besonders zu dieser Arbeit berufen, da er nicht bloß als Schüler in näherem Verhältniß zu Ilgen gestanden hatte, sondern auch später als Hauslehrer bey ihm eintrat und ihn so in allen Verhältnissen des Lebens beobachten konnte.

Ref. verzichtet darauf einen vollständigen Auszug aus der Biographie selbst zu geben, die natürlich vieles, z. B. über Ilgens Jugend enthält, was zu ihrer Vollständigkeit gehört ohne auf allgemeines Interesse Anspruch machen zu können. Seine amtliche Thätigkeit begann auf der Schule zu Naumburg; von hier ward er als Professor der orientalischen Sprachen im Jahre 1793 nach Jena berufen, und später daselbst zum Professor der Theologie befördert, in Jena, welches damals auf dem Culminationspuncte seiner Blüthe stand. Hr. Kr. macht S. 50 die berühmtesten Männer (die zugleich Ilgens Freunde waren) namhaft, unter denen jedoch der erst nach Ilgens Abgang berufene Theologe Gabler keinen Platz finden sollte.

So hoch indeß Ilgen auch als akademischer Lehrer seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit wegen geachtet wurde, so muß ihn doch das akademische Leben mit allen seinen Reizen nicht völlig befriedigt haben. Begreiflich. Ein strenger energischer Charakter

wie Ilgens war, schon mehrere Jahre an die Herrschaft und Allgewalt gewöhnt, welche die Schule ihren Lehrern in die Hand giebt, mochte vielleicht sich den Ansprüchen der akademischen Jugend nicht in dem Grade fügen, wie es für einen ausgebreiteten Wirkungskreis erforderlich seyn mag, und mochte wohl in seinem ganzen Wesen mit jener libertas academica nicht ganz sympathisiren, welche damals in Jena gleichfalls ihren Höhepunct erreicht hatte. Kurz er gab das seltene Beyspiel, von dem akademischen Katheder auf den der Schule zurückzukehren, indem er im Jahre 1802 einen Ruf als Rector von Schulpforta annahm. Ref. glaubt, daß der Biograph das eben Gesagte unbeschadet der Pietät etwas bestimmter hätte andeuten dürfen als z. B. S. 53 geschieht:

> Scholas tam scite docteque habebat, ut peritioribus imprimis auditoribus qui quam bene et diligenter partes suas sustineret judicare possent non mediocriter placeret.

Wenn ein Lehrer immer die Früchte seines Unterrichts sehen und controlliren will, so macht ihm dieß gewiß keine Unehre und wenn er die Erfahrung macht, daß sich dieß vom akademischen Katheder herab durchaus nicht erzwingen läßt, am wenigsten in Fächern von der Art, wie Ilgen zu lehren hatte, und wenn er sich darum unbefriedigt von seiner akademischen Wirksamkeit fühlt und sich nach einem seiner Individualität angemessenen Wirkungskreise sehnt, so kann ihm das nur zum Ruhme gereichen. Mit dieser Ortsveränderung endete nicht bloß Ilgens akademische, sondern auch seine schriftstellerische Thätigkeit, welche im Fach der Philosophie wie der Theologie gleich groß war; sie schloß sich eigentlich mit seiner Geschichte Tobi's, Jena 1800; als Rector nahmen die äußern Geschäfte, Correspondenzen rc. seine Zeit allzusehr in Anspruch; doch als nach der preußischen Schuleinrichtung auch jährliche Programme in Pforta eingeführt wurden, ergriff er mit Freuden die Gelegenheit der gelehrten Welt zu zeigen, daß er auch ihr anzugehören nicht verlernt habe, und schrieb **Animadversiones philologicae et criticae in Virgilianum carmen quod Copa inscribitur. Hal. Sax. 1820. 4.**

In Schulpforta war nach der Schilderung des Verf. unter der bisherigen Leitung des gelehrten aber kränklichen Rectors Heimbach die Disciplin und der Fleiß der Schüler und mit diesen die ganze Anstalt in Verfall gerathen. Mit desto größerer Freude wurde der energische kräftige Ilgen von allen Wohlgesinnten dort aufgenommen. Ehe Hr. Kr. hierauf weiter eingeht, flicht er eine sehr zweckmäßige Episode, eine kurze Geschichte der Pforte ein, die jeder mit Vergnügen lesen wird. Ueber Ilgens Reform von dieser wird dagegen kurz hinweggegangen, so wie über die Hauptgründe des Verfalls, quas diserte commemorare pietas vetat, nach p. 71.

In elegantem Latein werden nun Ilgens Schicksale als Rector erzählt, wie i. J. 1803 der Speisesaal einstürzte, und die sämmtlichen dort versammelten Zöglinge fast verschüttet hätte; wie seine einzige 17jährige Tochter in dem vor seiner Wohnung vorbeyströmenden Fluß ertrank; wie er im J. 1806 nach der Schlacht bey Jena der Anstalt den besondern Schutz der französischen Sieger und eben so sieben Jahre später nach der Schlacht bey Leipzig auch rußischen und österreichischen Schutz zu verschaffen wußte; bis er zu der Uebergabe eines Theils von Sachsen sammt der Schulpforta an Preußen gelangt. Diese war für Ilgen höchst bedeutsam; sie zerstörte gewissermaßen seine Existenz, und wenn er sich bis dahin mitten in alle dem Gewühl von Amtsgeschäften, welches ihn von aller freyen wissenschaftlichen Thätigkeit abschnitt, und bey allen Aergernissen, die mit einer solchen Stellung verbunden sind, doch höchst glücklich gefühlt hatte, in dem Bewußtseyn einer nach seinen Grundsätzen und Ansichten von Erziehung und Bildung blühenden Anstalt in großer Unabhängigkeit und anerkannter Würdigkeit vorzustehn, so mußte er jetzt erleben, daß sie nach ganz heterogenen Grundsätzen reformirt und mit den übrigen preußischen Gymnasien in Eine Linie gestellt wurde. Ref. hätte hierüber viel zu sagen, beschränkt sich aber auf einige Andeutungen.

Der Unterricht in Schulpforta während der sächsischen Zeit muß unstreitig als ein einseitiger und beschränkter erscheinen; Alles concentrirte sich auf die alten Sprachen, Latein und Griechisch,

nebst der Hebräischen für die künftigen Theologen. Wer bey Lehrern und Schülern etwas gelten wollte, mußte dieser Sprachen Herr und in den alten Klassikern belesen seyn. Zwar wurde auch Mathematik von einem eigenen und sehr geachteten Lehrer gelehrt; aber wer nichts lernen wollte, wurde nicht eben gezwungen; es genügte wenn er die Stunde besuchte. Ein Schüler, der sich ihr besonders hingab, genoß, wenn er übrigens ein tüchtiger Mensch war, Achtung, aber er schien wunderliche Allotria zu treiben. Wer aber gar sich auf Geschichte und Geognosie warf, Gegenstände welche, wenigstens bis zum J. 1808, gar nicht gelehrt wurden, galt für einen Flachkopf, für welchen bloßer Gedächtnißkram oder amüsante Lectüre ohne Geistesarbeit Interesse habe. Die griechische und lateinische Versification stand hoch in Ehren; wer sich dagegen in deutschen Versen versuchte, besonders in gereimten Gedichten, wurde als ein eitles empfindsames Modebürschchen belächelt oder verhöhnt.

Nun darf man aber nicht meynen, die Schüler seyen alle gleichweit in den alten Sprachen gekommen. Wer kein Talent und kein Interesse für diesen Unterrichtszweig besaß, aber sonst Mutterwitz, und dabey einen tüchtigen kräftigen Charakter beurkundete, der rückte als Mittelgut von Klasse zu Klasse mit auf, ohne viel getrieben und gejagt zu werden, und genoß Achtung unter den Seinen, hatte aber seinerseits auch Respect vor denen, welche in der vermeyntlichen Hauptsache sich auszeichneten. Denn neben der größten Strenge in der Einrichtung des äußern Lebens herrschte die größte Freyheit, d. h. wohl gemerkt für die oberen Klassen, während die jüngeren Schüler durch die älteren auch hinsichtlich ihrer Studien streng beaufsichtigt und getrieben wurden. Von dem etwa siebzehnten Jahr an sah man sich gewissermassen als Erwachsener betrachtet, bey dem eigener Trieb sich voraussetzen lasse, und wenn dieser fehle, der Zwang und die Controle und die Treibjagd nichts helfe und der Mühe nicht lohne.

Daß kein ganz Unfähiger und Unwissender in die höhern Klassen aufsteige, dafür war durch die strenge Zucht und Aufsicht in den unteren gesorgt. Wer als Knabe nicht lernen wollte oder konnte, der wurde dazu gezwungen oder mußte fort.

Diese Freyheit, welche den Schein annehmen konnte aus der Sorglosigkeit und Bequemlichkeit der Lehrer hervorzugehn, war die Quelle einer liberalen Gesinnung, die besonders in Hinsicht der Studien überhaupt herrschte; die Liebe zu dem Gegenstand und etwa das Lob eines geachteten Lehrers, aber keine Aussicht auf Belohnung und keine Furcht vor Strafe war das Motiv zu jener Arbeitsamkeit, durch die sich diese Schule von jeher auszeichnete. Nicht einmal ein höherer Rangplatz war der Lohn des Fleißes; es wurden keine stimulirenden Locationsprüfungen gehalten, und der erste einer Klasse war meistens ein wegen besondern Unfleißes Sitzengebliebener. Von Preisvertheilungen war lange keine Rede, bis von Dresden aus der Befehl einlief sie einzuführen; Ilgen unterließ jedoch nicht den ersten Act dieser Art öffentlich mit der Bemerkung einzuleiten: „Er sey sehr betrübt, daß die allerh. Stelle ein solches Mittel den Fleiß der Schüler anzuspornen, nöthig gefunden habe; es sey ein Verdammungsurtheil gegen den Geist der Anstalt.“ Kurz überll zeigte sich eine liberale praesumptio boni viri. Auch geschriebene Schulgesetze gab es nicht; wenigstens hat Ref. nie welche verlesen hören, an ihrer Stelle aber sogenannte mores, welche im Mund und Sinn der Schüler traditionell fortlebten und das speciellste an Rechten und Pflichten der einzelnen Klassen wie eine Staatsverfassung bestimmten. Ilgen, obgleich selbst kein Schüler der Pforte, hat dieses Verhältniß sehr klar aufgefaßt und durch ein weises non fare geschützt, gefördert und ausgebildet.

Als die preußische Regierung diese Schule inspiciren ließ, mußten die üblen Folgen dieser Freyheit bald ins Auge fallen, während ihre wohlthätigen Wirkungen verborgen blieben. Nur einem ehemaligen Zögling der Anstalt wäre es möglich und zumuthbar gewesen, beyde gleichmäßig zu durchschauen und zu würdigen. Das zarte Saitenspiel wurde mit metallener Hand reparirt und umgestimmt. Ilgen mußte zusehen und geschehen lassen wie eine ganze Cohorte neuer Lehrgegenstände, Mathematik, Geschichte, Nationalliteratur u. a. eindrang und dem bisherigen Weltbeherrscher, dem Studium der alten Sprachen nur noch ein mäßiges Stückchen Land und Zeit übrig ließ, wie überhaupt

die Pforte aller ihrer Eigenthümlichkeiten entkleidet wurde und mehr oder weniger die Uniform der preußischen Gymnasien anlegen mußte. Der Biograph deutet dieses alles mehr an als er es ausführt, p. 113.

(Schluß folgt.)

Illustrations of the Zoology of South Africa; etc.

Macroscelides Edwardii ist eine der großen Arten, die Smith von den andern dadurch unterscheidet, daß die Ohren im Verhältniß zur Länge schmäler als bey den übrigen und die Differenz zwischen der Färbung des Rückens (licht gelblichbraun mit schwarzbraunen Haaren untermengt) und der Seiten (aschgrau, blaß fahl überlaufen) sehr auffallend sey.

Auf Tab. 15 sind die Schädel von 4 Arten, so wie auch ein Theil der Eingeweide dargestellt, woraus man ersieht, daß der Blinddarm eben so ansehnlich als der der nordafrikanischen Art ist.

Unter den übrigen Insektivoren haben zur Zeit nur noch die Gattungen des Goldwurfs und Igels, jede mit einer Art, einen Zuwachs erhalten. Die Chrysochloris villosa unterscheidet sich von den andern durch lange Behaarung. Smith zählt überhaupt 4 Arten von Goldwürfen auf: Chrysochloris aurata, hottentotta, villosa und damarensis. Er kennt demnach Lichtensteins Chrysochloris holosericea nicht; auch wäre es gut gewesen, wenn er bey dieser Gelegenheit seine Ch. hottentotta ausführlicher beschrieben hätte, da man aus der früher von ihm gegebenen Notiz unmöglich sie mit Sicherheit von verwandten Arten unterscheiden kann, wovon wir selbst in der hiesigen Sammlung eine besitzen, der ich den Namen Chrysochloris macronyx beygelegt habe. — Der Igel, den hier Smith unter dem Namen Erinaceus frontalis abbildet und beschreibt, ist von ihm schon im Jahre 1831 publicirt worden.

Von affenartigen Thieren ist nur eine einzige Art, Galago Moholi genannt, aufgeführt, der ich jedoch Artsrechte nicht zugestehen kann. Smith sagt selbst, daß am Senegal und Gambia Galagos vorkämen, die er von seinem Moholi nicht unterscheiden könnte, und von den beyden senegalischen Exemplaren, die Waterhouse im pariser Museum sah, will er nur das eine für den G. senegalensis anerkennen, indem er seinen Moholi hievon trennt durch die zweyerley Farben der Haare, die an der Spitze weißlich, an der Wurzel schiefergrau seyen. Da ein Verfließen beyder Farben in einzelnen Fällen leicht geschehen kann, ohne daß dadurch eine specifische Differenz herbeygeführt wird, da ferner die meisten senegalischen Exemplare als zweyfarbig beschrieben werden, dieß aber auch von den kordofanschen Galagos gilt, die überdieß, wie meine Ausmessungen eines solchen Individuums in der hiesigen Sammlung ergaben, auch in den Dimensions-Verhältnissen zusammenstimmen, so können Galago senegalensis, Moholi und die kordofanschen Galagos nur für eine einzige Art angesehen werden, die vom 20° nördl. Breite bis zum 25° südl. Breite, also fast von dem nördlichen bis zum südlichen Wendekreise und noch etwas darüber hinaus, ihren Wohnsitz in weiter Ausdehnung gefunden hat.

Wenn wir demnach auch nicht mit dem Verfasser den südafrikanischen Galago für eine eigene Art ansehen können, so ist es doch sehr interessant die weite Verbreitung des gemeinen Galagos dadurch kennen gelernt zu haben. Und da wir von der Beschaffenheit der weichen Theile dieser Gattung bisher fast nichts gewußt haben, so sind die Notizen, die uns hierüber Smith giebt, von großem Belang. Man ersieht hieraus die große Uebereinstimmung mit den Makis. Wie bey diesen ist der Magen rundlich mit ziemlich großem linken Blindsack; der Blinddarm lang (7'') und gewunden, der Uterus zweyhörnig, die Ruthe mit hornigen Häkchen besetzt.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nr. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Vita Caroli Davidis Ilgenii scripsit Fridericus Carolus Kraft. Οὐ γάρ πω τοίους ἴδον ἀνέρας οὐδὲ ἴδωμαι. Cum effigie Ilgenii praefixa. etc.

(Schluß.)

Referent enthält sich des Urtheils über die Nothwendigkeit einer so durchgreifenden Reform, aber billigen kann er es in keinem Fall, daß die Nationalität der Pforte (man erlaube mir den Ausdruck, der mit der sächsischen Nationalität nichts gemein hat) nicht beachtet noch geschont wurde. Ein charakteristisches Beyspiel: Seit 300 Jahren wurde alle Woche einmal ein Tag freygegeben — zum freywilligen Selbststudium. Alle Lectionen fielen aus, die Aelteren machten sich eine zusammenhängende umfassende Aufgabe für diesen Tag und beaufsichtigten zugleich die jüngeren Schüler. Kein Lehrer forderte Rechenschaft von der Verwendung dieser Zeit. Ein solcher Tag hieß seit 300 Jahren ein Ausschlafetag, weil man bis 6 Uhr statt bis 1/2 5 Uhr schlafen durfte. Das war ein naiver Name für eine sehr heterogene Sache. An dem Namen hatte schon die sächsische Regierung Anstoß genommen und den Ausschlafetag 1808 in einen Selbstbeschäftigungstag umgetauscht; aber umsonst! der ehrwürdige Name blieb, in dem Gefühl, daß die Namen eben Namen und keine Definitionen seyn sollen. Das preußische Normativ reducirte den wöchentlichen Ausschlafetag auf einen monatlichen, in der Ueberzeugung, daß regelloser unbewachter Privatfleiß unmöglich so segensreich wirken könne als ununterbrochener Unterricht und wohlgegängelter Studiengang; und gab diesem Tag einen neuen, unverfänglicheren vornehmeren Namen: Studiertag.

Unter diesen Verhältnissen war Ilgens Wirksamkeit zum Theil paralysirt, denn seinem festen, nach andrer Ansicht sogar eigensinnigen Charakter nach konnte er nicht kräftig fördern helfen, was nach seiner Ueberzeugung gar nicht da seyn sollte. Dazu kam das zunehmende Alter mit Abnahme der Sehkraft; er nahm seine Entlassung, die ihm auf das ehrenvollste im September 1830 gewährt wurde. Den Rest seines Lebens brachte er in Berlin zu, bis ihn am 17. Sept. 1834 der Tod abrief.

Von S. 142 an beginnt nun eine Charakter-Schilderung Ilgens. Schade daß sie so scharf von der Lebensbeschreibung getrennt ist. Diese Disposition der Biographien ist modern; die Philologen von Profession sollten einen Trumpf darauf setzen, nach dem Muster alter classischer Biographen beyde Theile zu verschmelzen. Nur auf diesem Wege ist Objectivität der Darstellung möglich, und wer an diese einmal gewöhnt ist, der geht an die Lectüre einer ausführlichen Schilderung mit einem Vorurtheil und legt sie leicht mit dem Gefühl aus der Hand:

Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Indeß wollen wir der Krafftischen Schilderung ihren Werth keineswegs absprechen; sie ist treu und lebendig und giebt nicht ein bloßes Sinnbild sondern mittelst der vielen Einzelnheiten auch das wirkliche Bild eines kräftigen Mannes, der hinter einem derben Aeußern ein ungemein weiches Gemüth und eine große Liebe verbarg und noch öfter hervortreten ließ. Daß in dieser Charakteristik sich so viele moralische Adiaphora befinden, beweist bloß, daß Hr. Kr. vollkommen richtige Einsicht in das Wesen einer lebendigen Charakterschilderung besitzt.

Vortrefflich gelungen scheint uns die Schilderung von Ilgens Aeußerem, die wir uns nicht enthalten können hier mitzutheilen:

„Fuit corpore procero, sicco magis et gracili quam succi pleno et opimo. Facies non multo sanguine et rubore suffusa erat, et dignitate quadam et liberali forma insignis. Oris lineamenta apparebant, qualia decent virum gravem. In vultu et incedentis et dicentis residebat autoritas quaedam juncta cum gravitate tanto viro digna. Aberat tristitia, et emergente animi laetitia mira quaedam comitas et hilaritas praelucebat, qua facile sibi conciliaret spectantium audientiumque animos. In fronte cernebatur multum decoris et quaedam majestas; oculi dum (besser donec oder quamdiu) bene valebant, conspicui erant admirabili acie ac vigore. Nasum habebat paulo supra usitatam magnitudinem, leviter etiam inflexum. Labra turgidula potius quam compressa dici poterant; dentes non candidulos habebat, sed firmos et sanos. Voce utebatur gravi, robusta et canora; pronuntiabat plane et perspicue ita ut commode a remotioribus etiam exaudiri posset. Accedente autem aliqua commotione animi, vehementer augebatur vocis sonitus, ut tonare propemodum et fulgurare ejus orationem putares."

Nur bedauern wir, daß er den objectiven Standpunct, den auch der gemüthvollste Biograph aus ästhetischen Rücksichten behaupten muß, und unbeschadet der Pietät behaupten kann, so gar oft verläßt. Nicht leicht gestattet er einer Eigenthümlichkeit Ilgens sich selbst zu vertreten und als eine freye Erscheinung ihres Herrn würdig selbständig dazustehen, auf die Gefahr hin dem Beobachter zu mißfallen; gar zu gern macht er ihren Richter, Lobredner, Vertheidiger, Entschuldiger, und schwächt dadurch ihre Wirkung! Ueberhaupt würde das ganze noch gewonnen haben, wenn die Form eines Enkomions mehr vermieden und die einer Vita, wie es sich ankündigt, fester gehalten wäre. Ilgen war ein Mann aus einem Stück. Solche Männer haben Ecken und Schroffheiten, das kann nicht fehlen. Diese bemänteln oder übergehen ist ein schlechter Dienst, den man dem Helden erzeigt. Zum Beyspiel: Ilgen war ein gerader, schlichter Mann, der in der Jugend wahrscheinlich wenig Gelegenheit gehabt hatte sich durch seinen Umgang abschleifen zu lassen, und später als Mann, als fertiger Charakter es verschmähte. So sprach er beständig einen auffallend gemeinen Thüringer Dialect, was in Norddeutschland weit seltener und auffallender ist als im Süden. So war er sein Lebelang ohne viel Umstände, oft derb. Sein Zanken gieng leicht und man möchte fast sagen, g e r n in ein Poltern über, und er war dann nicht eben ängstlich in der Wahl seiner Ausdrücke. Das war gewiß kein Zeichen seiner Vollkommenheit, aber das war eben so gewiß ein integrirender Theil seiner Ichheit, und sogar ein liebenswürdiger; denn die gutmüthigen Polterer sind regelmäßig liebenswürdige Erscheinungen. Wer Ilgen kannte wird vermissen, daß dieser Zug nicht mehr hervorgehoben worden. Er würde n e b e n der Erzählung von seiner Gutmüthigkeit eben so günstig gewirkt haben, wie die Schilderung seines ernsten gravitätischen Wesens im Amt n e b e n seiner unmäßigen Lachlust in gemüthlichen Stunden, die Hr. Kr. S. 173 sehr schön und mit wahrer Energie beschreibt:

„Neque minus oblectationis ei afferebat recordatio annorum scholasticorum, et lubenter repetebat, quae jocularia et ludicra a discipulis excogitata olim fuerint. Talia quum per otium referebat, toto ore summa elucebat laetitia tamque miros edebat risus ut totum corpus concuteretur atque incurvaretur."

Noch im Grabe würde sich Ilgen freuen, wenn er seine Biographie in l a t e i n i s c h e r Sprache geschrieben wüßte, und mit einer Reinheit, der er seinen vollen Beyfall schenken würde. Denn der Latinität des Hrn. Kr. haben wir schon das ihr gebührende Lob gezollt; fast unbedingt in sprachlicher Hinsicht, denn außer den einigemal wiederkehrenden meritissimus für optime meritus, ein Barbarismus, der fast schon auf sein Bürgerrecht trotzen könnte, ist uns kaum etwas aufgestoßen. Auch dem Style ist eine copia et ubertas orationis unbeschadet der Natürlichkeit und Einfachheit nicht abzusprechen; aber vor einem kleinen Abweg derselben hat sich Hr. Kr. zu hüten — vor einer gewissen Weitschweifigkeit. Es ist ein großer Vorzug der lateinischen Sprache, daß sie zur K ü r z e d e s A u s d r u c k e s die Mittel an die Hand giebt und gleichsam von selbst auffordert; bey Hrn. Kr. findet das Gegentheil Statt. Deutsch geschrieben würde diese

auf 182 Seiten angewachsene Biographie vielleicht nur halb so viel Raum einnehmen, denn Hr. Kr. würde manchen Satz, der ihm aus lateinischen Wörtern zusammengesetzt einen besondern Wohlklang zu haben schien, in deutscher Sprache nicht aus der Feder herausgebracht haben: er wäre vor der — Trivialität erschrocken. Wohl zehnmal ist der Gedanke: „Dieß übergehe ich als etwas bekanntes," mit Floskeln welche 4 Zeilen einnehmen ausgedrückt. Eben so kann Hr. Kr. keinen namhaften Mann, Göthe, Reinhard rc. anführen, ohne ihn mit einem möglichst ausführlichen epitheton ornans zu begleiten; das ist kein römischer Geschichtsstyl. Vor 100 Jahren wäre diese Eigenschaft vielleicht keinem Leser lästig gefallen, aber indeß hat sich Zeit und Geschmack geändert, und man sieht ungeduldiger dem Ziel der Sache entgegen. Was Ref. hiemit meynt und allen Lateinschreibern ans Herz legen möchte, führt mutatis mutandis der geistreiche Aper aus in dem so höchst lehrreichen Dialog de oratoribus cap. 20.

Den Rest des Buches S. 183 bis 344 füllen Beylagen, für welchen jeder Freund Ilgens oder der Pforte dem Herausgeber besonders dankbar seyn wird, gesetzt auch, daß sie theilweise zu dem Titel des Buchs in etwas entferntem Verhältniß stünde, wie z. B. des ehrwürdigen Mathematikus Schmidts schon anderswo gedrucktes Gedicht auf Pforte im Geist der Gellertischen Poesie. Besonders interessant für den Schulmann müssen die S. 211 mitgetheilten Proben seyn, wie die halbjährigen Prüfungen gehalten wurden, Prüfungen, welche durchaus kein Publikum hatten, aber gleichwohl oder vielleicht gerade eben deßhalb mit größerem Ernst von Seiten der Lehrer oder Schüler behandelt wurden, als da wo man halbwissenden und unwissenden Zuhörern oder Zuhörerinnen ein Schauspiel zu geben aufgefordert ist. Was Hr. Kr. in der Vita selbst S. 89 über den Enthusiasmus und die Kraftanstrengung sagt, die sich in der Examenwoche oder der sogenannten Elaborirwoche entwickelte, ist durchaus nicht übertrieben; hier im Anhang giebt er ein Verzeichniß der Aufgaben aus dem Herbst 1810. Nämlich:

I. Pensum a Prima (d. h. oberster) classe Hebr. in Hebraicam linguam transferendum. Math. V. 38 — 48.

II. Pensum ex Hebraica lingua in Germanicum sermonem vertendum: Psalm. CIX. 1 — 20.

Metrische Uebersetzung. Erläuterung der schwierigen Stellen und zwar in lateinischer Sprache. Eine kurze Einleitung vorausgeschickt.

III. Materia poetica. Castra Roslebiensis ruinae.

IV. Δοκιμαστικόν d. h. deutsches Thema zum Uebersetzen in das Latein; über denselben Gegenstand.

Dazu kam nun noch von einem andern Lehrer aufgegeben die Uebersetzung einer horazischen Ode in das Griechische und zwar in das gleiche Metrum. Ein deutsches Wort außer dem Dictat der Aufgabe selbst kam nicht vor; eben so wenig eine mathematische Prüfung u. a.

Unter den weiteren Beylagen zeichnen wir aus: eine Beichtrede Ilgens an die Alumnen S. 253; vortrefflich ausgearbeitet. Ihr Thema dreht sich freylich lediglich um Ermahnung zum Fleiß und zur Schulgerechtigkeit, und wenn man verführt durch die Ueberschrift „Beichtrede" glauben wollte, es sey dieß ein eigentlich religiöser Act gewesen, so würde man religiöse Weihe und die Hinweisung auf das Wesentliche mit Recht darin vermissen. Allein die eigentliche Vorbereitung war den Geistlichen zugewiesen, und wurde, wie die ganze Abendmahlsfeyer so feyerlich und erhebend gehalten, wie irgendwo. Er spricht hier nur als Rector, und als Antwort auf den Act einer einfachen allgemeinen Abbitte, welche die Schüler den Lehrern vor der Beichte leisteten.

Besonders auszuzeichnen ist auch S. 264 — 269 ein Fragment von einem (ungenannten und uns nicht bekannten) Busenfreund Ilgens. In diesem sind besonders wichtige und tiefe Blicke in Ilgens innerstes Wesen enthalten, und weil apposita juxta se posita magis elucescunt, ist er mit seinem Collegen und spätern Amtsnachfolger, dem geistreichen Professor Adolf Lange zusammenge-

stellt. Die Vergleichung ist im ganzen treffend, fällt aber in der Form, wie sie vorliegt, allzu sehr zu Langes Nachtheil aus, sogar auf Kosten seines Charakters. Ref. ist sowohl an Ilgen als an Lange durch Gefühle der Dankbarkeit gebunden und hält es für Pflicht, die gegebene Darstellung nach seiner Ueberzeugung zu berichtigen. Ilgen war ein Zögling der alten Zeit und ein Hort der alten Pädagogik auch in ihren schroffen Formen; Lange dagegen, etwa 15 Jahre jünger, ein Kind der neuen Zeit, und Freund der modernen Bildung. Für Ilgen galt, meyne ich, etwa Lessing als die neueste bedeutendste Erscheinung in der deutschen Nationalliteratur, während er in Schiller und Göthe vielleicht nicht viel mehr als Damenschriftsteller sah; Lange suchte sich auf der Höhe der Zeit, wie man sagt, zu erhalten und nahm daher von allen neuen Erscheinungen Notiz. Für Ilgen waren gründliche Gelehrsamkeit und allgemeine Bildung Wechselbegriffe; Lange dagegen schien eine Bildung anzuerkennen, die neben der Gelehrsamkeit bestehen könnte. Ilgen war bey allem Ernst und scheinbarer Trockenheit eine Art Humorist; Lange dagegen, obschon höchst lebensfroh und vielseitig, doch eine sentimentale Natur.

Das sind doch wohl Gegensätze genug, um diese Männer, die an Einer Anstalt zu wirken hatten, zu einem lebendigen Gegensatze selbst zu personificiren! Aber Ref. ist überzeugt, daß ein solcher Gegensatz noth that, und daß er sogar wohlthätig wirkte, da Lange das was er war, nur selbst war, und nicht nach aussen geltend machte, und dem Chef der Anstalt und ihrem prononcirten und gleichsam geheiligten Charakter nicht entgegenwirkte. Ref. kann sich nicht erinnern, daß Lange z. B. belletristische Bücher — welche naiver Weise dort den Namen „falsche Bücher" führten — an Schüler verliehen oder zu ihrer Lectüre ermuntert hätte. Daß der feine Lange mit seiner eleganten Bildung, die doch gewiß auch ihren Werth hat, den Müttern oder mutterähnlichen Vätern, die ihre Söhnlein nach Pforta brachten, mehr zusagte als der alte für einen Murrkopf verschrieene Ilgen, das lag doch wohl in der Natur der Sache, und es ist ein Unrecht, wenn der Briefsteller sagt, Lange habe „Einfluß auf das Publikum zu gewinnen gesucht," und „Ilgen sey der Achilles der Pforte, wenn man Langen auch das Prädicat des Odysseus zugestehen wolle."

Den Schluß des Ganzen macht ein Verzeichniß aller Schüler, welche unter Ilgens Rectorat in Schulpforta anwesend waren; es sind 1316 Namen, mit ihrem Geburtsort, ihrem jetzigen Charakter und ihrem Wohnort oder dem Ort wo sie starben. Herr Kr. oder vielmehr, wie es scheint, der Verleger, Hr. H. A. Pierer hat sich die Mühe gegeben, sie nach den Berufsarten die sie ergriffen noch besonders zu classifiziren, wahrscheinlich um zu zeigen, zu was die Pfortaischen Schüler unter Ilgen einen besondern Impuls erhielten. Die Mühe ist dankenswerth, doch glaubt Ref. nicht, daß ein solches Bild dadurch gewonnen wird. Es zeigt sich, meynen wir, daß der geistliche und der Lehrstand, die Beamtenwelt, das Militär, der Stand der Kaufleute, Oeconomen, Künstler rc. verhältnißmäßig eben so viel gleichmäßigen Zuwachs aus Pforta erhalten hat, wie aus andern minder berühmten Schulen.

Mit ganz besonderer Freude erwähnt schließlich Ref., als eine wahre Zierde des Buches, das Portrait, in welchem die äußeren Züge und das innere Wesen des ehrwürdigen Mannes mit gleicher Treue wiedergegeben sind. Der Leser mache sich das Vergnügen, dieselbe mit der oben ausgehobenen Schilderung des Hrn. Kr. zu vergleichen, um beydes gleich lobenswürdig zu finden. Auch die übrige äußere Ausstattung des Buches selbst verdient alles Lob.

So schließt also Ref. diese Anzeige mit dem aufrichtigen Dank an den ehrenwerthen Herrn Verfasser für dieses würdige Denkmal und mit dem Wunsch, daß durch dasselbe auch in Süddeutschland Ilgens Name und Pforta's Einrichtungen näher bekannt werde und manchem Schulmann Gelegenheit geben möchten, praktischen Gewinn für seinen Beruf aus dieser Bekanntschaft zu ziehen.

L. D.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.
Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. Second Series. By Henry Lord Brougham. London 1839. XI. und 334 S. gr. 8.

Dieser zweyte Band der Skizzen ist etwas weniger reichhaltig als der erste, welchen Ref. in Nr. 141 dieser Blätter angezeigt hat. Georg IV. steht voran und nimmt den meisten Raum ein; größtentheils aber handelt es sich nur um das traurige Verhältniß zwischen ihm und seiner Gemahlin. Da der Verf. Hauptanwalt der Königin gewesen ist, so darf man ihm volle Sachkenntniß zutrauen; ob auch vollkommene Unbefangenheit? ist eine andere Frage. Nach dem Leben, das sieht man, ist die Schilderung; wenn auch vielleicht etwas einseitig. Am Schlusse gedenkt der Verf. der geringen Wirkung auf die öffentliche Meynung und Stimmung, welche der höchst ungünstige Eindruck jenes Verhältnisses hinterlassen habe, und wird dadurch zu folgender Bemerkung geführt:

> Es ist eine ganz irrige Vorstellung, in England sey weniger Anhänglichkeit an das Königthum als anderwärts; vielmehr hat dieses in allen Gefühlen, Neigungen, Gewohnheiten des Volkes eine so tiefe als breite Grundlage. Die Meynung von dem Werthe einer Verfassung besteht allerdings für sich, kommt auf, greift um sich, wechselt, in völliger Unabhängigkeit von der Staatsgewalt; es liegt aber an ihrer Zustimmung bey weitem nicht so viel als an jener Zuneigung der Gemüther, die durch kein Nachdenken und Vergleichen erzeugt, sondern wie mit der Muttermilch empfangen ist.

Die Unpartheylichkeit, mit welcher der berühmte Kanzler, Lord Eldon, aufgeführt wird, macht dem Verf. Ehre, der von jenem manche Ungunst erfahren hatte. Sir William Scott, des Kanzlers Bruder, Dr. Laurence, ein genauer Freund Burke's, Sir Philip Francis, der von Vielen für den Verfasser der Briefe von Junius gehalten wird, und Horne Tooke, bekannter durch die siegreiche Verantwortung gegen die Anklage auf Hochverrath als durch seine Schriften, — sind Namen, die man in einer Reihe von Staatsmännern wohl nicht erwartet. Die zwey darauf folgenden hingegen, Lord Castlereagh und Lord Liverpool, jener Minister der äußeren Verhältnisse, dieser Premier-Minister in den schicksalsvollen Jahren vor und nach Waterloo, erregen nothwendig die Aufmerksamkeit des Lesers, die aber nicht eben reichlich befriedigt wird. Der scharfe Tadel, welchen das Verhalten des Ersteren auf den Congressen der Mächte, wo er England zu vertreten hatte, erfährt, ist nur ein Widerhall der Klagen, welche darüber seiner Zeit die Whigs im Parlamente geführt haben. Wie ihm aber gleichwohl der Verf., einst sein oft heftiger Gegner, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen weiß, erhellt aus folgender Stelle:

> Als die Tory-Parthey statt Canning's den Lord Castlereagh zu ihrem Führer erkohr, dachte jedermann, dieser würde vor leeren Bänken zu sprechen haben, die sich erst wieder füllen würden, wenn sein hochbegabter Nebenbuhler das Wort nähme. Darin irrte man sich sehr; man hatte nicht bedacht, welches Gewicht ein hohes Amt giebt. Man hatte aber auch übersehen, daß Castlereagh Eigenschaften besaß, die ihm Gunst erwerben, die sogar Bewunderung erregen konnten, ob ihm gleich zum Redner nicht weniger als Alles fehlte. Er war ein unerschrockener, kühner Mann; stand unerblödet vor einer Versammlung, der an Schärfe des Urtheils keine andere gleich kommt, und die ihn hören mußte geringen Gehalt in der schlechtesten Sprache vor-

tragen; griff jede Frage tapfer bey ihrer größten Schwierigkeit auf; durchlief unermüdlich den ganzen Umfang eines Gegenstandes, ließ keine Seite desselben unberührt, mochte er sich nun ihrer bemeistern können oder nicht, auch keine Behauptung seines Gegners unangefochten, so stark und glücklich sie auch aufgestellt seyn mochte; wobey ihn weder der Eindruck schreckte, den so eben eines Canning glanzreiche Rede gemacht hatte, noch das Gefühl der Armuth drückte, die nun er zur Schau geben mußte. Alles das machte ihm seine Zuhörer im Ganzen eher geneigt, so harten Zumuthungen er ihre Geduld unterwarf, und so schwer es ihnen oft wurde, sich des Lachens zu enthalten.

Robert Jenkinson, Lord Liverpool war fünfzehn Jahre lang Premier-Minister; und nie, sagt der Verf., hat ein Mann in dieser, ja, selten in einer weniger hohen Stellung, so wenig Abneigung gegen sich erweckt, so viel Nachsicht bey jeder Gelegenheit erfahren, selbst anhaltend so viel persönliche Achtung genossen. Er, auf den sein Amt die schwerste Verantwortlichkeit für alles Thun und Lassen der Regierung lud, wurde nicht angegriffen, während auf alle übrige Mitglieder dieser Regierung die heftigsten Anfälle geschahen. Ein Geschick seltner Art, welches der Verf. so erklärt:

Die Gaben des Mannes erhoben sich nicht über jene achtbare Mittelmäßigkeit, die für niemand drückend ist, — welcher vielmehr die Zuneigung der Vielen, die sich ungefähr gleicher Höhe bewußt sind, entgegenkommt. Schimmernde Eigenschaften, die leicht Eifersucht, Neid oder doch Mißtrauen erwecken, hatte er nicht. Dagegen besaß er ungemein viel Klugheit, und bewies in seinem ganzen Betragen, von den frühesten Jahren an, ausnehmende Bedachtsamkeit. In dem, was er sprach, war nichts hochfliegendes, sogar nichts das den gewöhnlichsten Gedankenkreis überstieg; und er sprach so selten, daß man ihm zutraute, er thue es nie ohne Noth. Er war als ein sehr fleißiger Geschäftsmann bekannt, und eben darum bey einem großentheils aus Geschäftsleuten bestehenden Publikum beliebt. „Hier kommt, hieß es, der würdige Minister, der Tage und Nächte auf seiner Kanzley, nicht mit unnützen Reden, zubringt.“ Im Parlamente entfiel ihm nie ein Wort, das verletzen oder Anstoß geben konnte. Was aber ungleich mehr ist, er bediente sich nie eines Kunstgriffes, benützte selbst nicht Blößen, die ein Gegner gab, sondern ging immer mit der größten Offenheit und Aufrichtigkeit zu Werk. Ihn empfahl schon im Unterhause, in welches er sehr jung eingetreten war, die Einfachheit seiner Rede, während der Schmuck, mit welchem Canning gern die seinige kränzte, von gar Manchem übel genommen wurde. „Schon gut, sagte da ein ehrsames Parlamentsglied; das gehört aber nicht hieher. Was haben wir mit einem König Priamus oder mit dem Windgotte Aeolus zu schaffen? Unter uns, Hr. Canning spricht zu viel, um die Hälfte zu viel. Mir ist ein guter, einfacher Geschäftsmann lieber, wie der junge H. Jenkinson, ein Mann von der Feder und vom Schreibtische, wie sein Vater auch war.“ Solches Wohlwollen begleitete ihn, da er an die Spitze der Regierung kam, und leitete von ihm auf seine Amtsgenossen, die sich mehr voranstellten, alle Unzufriedenheit ab. Freylich war dann auch von ihm nicht viel die Rede; das war aber ganz nach seinem Geschmack. Man wußte, daß er Premier-Minister war, bemerkte es aber nicht; er wurde nicht gering geschätzt aber fast übersehen.

Auf Tierney, der einige Zeit Anführer der Whigs im Unterhause war, folgen wieder zwey große Namen, die Seehelden Lord St. Vincent und Lord Nelson, die mit einander verglichen werden. Staatsmann war eigentlich nur der erstere, der eine Zeit lang der Admiralität vorstand, zuvor aber das unsterbliche Verdienst erworben hatte, einen furchtbaren Aufruhr auf der Flotte mit geringen und meist gelinden Mitteln gründlich zu dämpfen. (Es bleibt nicht unbemerkt, welch heilsamen Schrecken er dadurch erregte, daß er die Hinrichtung eines Meuterers zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit, eines Sonntags vor dem Gottes-

dienste, vollziehen ließ.) Hauptpuncte der Vergleichung sind:

Daß Ersterer die Kriegszucht streng, Letzterer mit viel Nachsicht übte; jener einen umfassenden Plan zu entwerfen und auszuführen, dieser den Augenblick rascher zu ergreifen wußte; jener sich im Rathe gleich groß wie in der Schlacht erzeigte, dieser nur auf dem Meere ganz er selbst war; ferner: daß gegen St. Vincent's Verschlossenheit die Redseligkeit Nelson's abstach; jener um die gute Meynung derer, welchen er zu befehlen sich berufen fühlte, sich nur in so fern bekümmerte, als er derselben für den Dienst bedurfte, dieser seine Lust an der Bewunderung und Liebe, die ihn von allen Seiten her umfing, weder mäßigen noch verbergen konnte; daher dem ersteren mehr Ehrfurcht, dem letzteren mehr Zuneigung zu Theil wurde.

Hiernächst wird das Andenken von drey Männern gefeyert, die sich vornehmlich durch ihre Bemühung, den gezwungenen Curs der Banknoten wieder aufzuheben, hervorgethan haben, (Horner, Ricardo — der bekannte Schriftsteller — und Lord King,) und sodann, wie im ersten Bande, auf gleichzeitige Ausländer übergegangen. Der erste ist ein Nordamerikaner, Carrol, welcher an dem Kampfe für die Unabhängigkeit großen Antheil, doch weit keinen so ausgezeichneten wie Andere, von dem Verf. übergangene, gehabt hat. Es folgt ein Mann von höchst bestrittenem Rufe, Necker. Sorgfältig ist sein Gutes und auch das Gegentheil gewürdigt und in Folgendem zusammengefaßt:

Mit all seiner Rechtschaffenheit, die ohne Flecken war, mit seiner unläugbaren Gewandtheit in Staatsgeschäften, mit seiner, eine Zeit lang unbeschränkten, Herrschaft über die öffentliche Meynung, hat er nur das Andenken eines mittelmäßigen Staatsmannes hinterlassen, für dessen gute Absichten seine Geisteskraft bey weitem nicht stark genug war.

Neckers berühmte Tochter, die Frau von Stael, wird mit einer allerdings nicht überflüssigen Rechtfertigung eingeführt: wegen ihres großen Einflusses auf die Politik gebühre ihr der Eintritt in diesen Kreis. Der Verf. beschäftigt sich indessen weit mehr mit ihren Schriften, welche größtentheils nicht unmittelbar in die Politik einschlagen, und giebt als die vornehmste Richtung und Wirkung jenes Einflusses an:

Unterhaltung des Hasses gegen Napoleon und Eifer in der Untergrabung seiner Dynastie zu einer Zeit, wo selbst viele Anhänger der Bourbonen sich an den Sieger angeschlossen hatten.

Daß von ihr oder von den geistreichen Leuten, die sich um sie versammelten, irgend etwas gebaut oder gestiftet worden, sagt der Verf. nicht; in der That ist davon nichts zu melden.

Der Artikel: Mirabeau wird mit einer kurzen Darstellung seiner Familien-Verhältnisse, die erst durch die vor kurzem erschienenen Memoiren recht bekannt geworden sind, eingeleitet. Die Zerrüttung seines von Natur keineswegs unedlen Wesens wird durch diese Verhältnisse zwar nicht entschuldigt doch gutentheils erklärt.

Mehr als sonst irgend einer, selbst mehr als Necker mit seiner Schwäche und Unstetigkeit, trug Mirabeau durch seinen Muth und seine Beredsamkeit zur Umkehrung der alten Monarchie bey. Seine Donnerstimme war es, die in den Hallen, wo die Menge aufgeregter Köpfe versammelt war, die Stille von Jahrhunderten brach. So entschlossen als gewandt, so erfindungsreich als emsig, mit einer großen Rednergabe, die noch größer schien, noch mächtiger wirkte, weil es die erste war, beherrschte er, wie nie ein Anderer, die Versammlungen des Volkes und seiner Vertreter, gewann von dieser Seite ungetheilten Beyfall, unbegränzte Zuneigung, eine unwiderstehliche Macht. Am Ende seiner öffentlichen Laufbahn aber zeigte es sich, daß sein Antrieb auf derselben nichts als Selbstsucht und Eigennutz gewesen war. In einer Zeit, wo die kältesten Gemüther für das gemeine Wohl erglühten, scheint

dieser feurige, zuvor so oft zu Unbesonnenheiten hingerissene Mann, die Leidenschaft, worein er sich versetzte, die Begeisterung, zu der er sich erhob, immer als ein Mittel zu eigensüchtigen Zwecken gebraucht und Berechnungen seines Vortheils zur Ausgabe seines öffentlichen Lebens gemacht zu haben.

Ihm wird Carnot gegenüber gestellt, an dessen Verirrungen wenigstens nichts Unreines war; sodann Lafayette, über dessen bekannte Erklärung, im August 1830, zu Gunsten einer „mit republicanischen Institutionen umgebenen Monarchie," der Verf. anmerkt:

Vielleicht giebt es in der ganzen Staatswissenschaft keinen unzweifelhafteren Satz, als, daß zum Bestehen einer Monarchie die Umgebung derselben mit monarchischen Institutionen unentbehrlich ist.

Ein Weltmann sonder Gleichen, Fürst Talleyrand, ist hier treffender als irgendwo sonst geschildert. Alles, was dem Vorwurfe der Unredlichkeit, der längst an seinem Namen haftet, die Wage halten kann, ist angeführt, ohne daß eine volle Rechtfertigung versucht wird. Nicht genug ist hervorgehoben was ihn von gemeinen Ueberläufern sehr wesentlich unterscheidet: daß er die Machthaber, die er verließ, erst stürzen, und die, zu welchen er sich wandte, erst erheben half. Von ihm, der zum ersten Diener, nicht zu einem Oberhaupte, gemacht war, konnte man, wie von einem major domus, sagen: constituit sibi principem.

Zum Schlusse: Napoleon und — Washington. Der erstere wird als einer der Begabtesten unter den Menschen, als Feldherr, als Regent, als Gesetzgeber, selbst als Redner, hoch gepriesen, empfängt aber zuletzt folgendes Urtheil:

Er war ein Eroberer; er war ein Tyrann. Seinen Ehrgeiz zu befriedigen, seine Herrschbegier zu weiden, die durch keine Eroberung zu sättigen war, trat er die Freyheit nieder, die er hätte auf einen sichern Sitz erheben können. Durch diese Leidenschaften wurde ein, ursprünglich nicht unmildes, Gemüth so zerrüttet und verwüstet, daß menschliches Elend keinen Eindruck mehr darauf machte, Wahrheit, Redlichkeit, Mitleiden, aller Sinn für die Pflichten gegen Gott und Menschen daraus wich.

Dagegen Washington:

Nicht begabt mit glänzenden, die Menge blendenden, Geisteskräften, nicht einmal mit ausgezeichnet schnellem Blicke; in Kenntnissen so beschränkt, daß ihn darin viele mittelmäßig unterrichtete übertrafen; in der bescheidensten Gestalt, mit der anspruchlosesten Ausstattung tritt er auf. Aber er hat ein sicheres, gesundes Urtheil; den gewissen Geist, der keiner Leidenschaft, selbst keiner Empfindung erlaubt, seine Ruhe zu stören; einen starken Verstand, der sich durch alle Hindernisse Bahn zu machen oder sie zu umgehen weiß. Ein von Grund aus gerechter Mann, Herr seiner selbst, nur Grundsätzen folgend, und des unverbrüchlich; so verwahrt gegen eigene, wie gegen fremde Täuschung, so wenig muthlos in den schwierigsten Lagen als übermüthig auf der Höhe des Glücks, — so war dieser große Mann; groß, wie er die ganze Last beynahe hoffnungsloser Feldzüge allein trägt, oder, wie er den Krieg mit dem Erfolge, den sein Muth und sein Verstand errungen, glorreich endet; wie er im Rathe, jeglichem Uebermaße gleich unzugänglich, über zwieträcht'ge Meinungen gebietet, oder dem schweren Geschäft, eine neue Regierungsform für ein großes Volk zu entwerfen, vorsteht; wie er endlich die oberste Gewalt freiwillig und prunklos niederlegt, sobald es nicht mehr nöthig für das Wohl seines Vaterlandes ist, daß er sie behalte.

Auch dieser Band ist mit eilf Bildnissen geschmückt, worunter Talleyrand's sehr wohlgetroffenes nach Desnoyers.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nr. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theodorus Fridericus Freytagius, phil. Dr. literarum Latinarum in universitate Petropolitana professor publ. ord. Russ. imp. a cons. aul. Petropoli typis acad. Lipsiae apud Leop. Vossium. MDCCCXXXVII. 528 u. XVI. Seiten. gr. 8.

Es war ein vieljähriger Wunsch des Ref., die ersten anderthalb Bücher der Ilias zu dem speziellen Zweck erklärt und bearbeitet zu sehen, daß sie dem Schüler zugleich als Einleitung in die Lectüre des ganzen Homer dienen könnten. Denn wie Homer ein Mittelpunct des griechischen Sprachstudiums auf Schulen bleiben muß, so eignet sich unserer Ueberzeugung und Erfahrung nach die Ilias besonders zu der ersten Einführung in den großen Dichter. Ref. weiß wohl, daß viele Lehrer in dieser Hinsicht der Odyssee den Vorzug geben, weil sie menschlicher, milder, häuslicher sey, aber er fürchtet beynahe, dieses Urtheil habe einerley Basis mit jener geographischen Unterrichtsmethode, welche lieber mit der nächsten Umgebung des Schülers, die ihn doch am meisten interessiren müsse, anfängt, als mit fernen fremden Ländern. Dieß bey Seite gesetzt meynt nun Referent, gerade diesen Anfang der Ilias, den er selbst von jeher mit ganz besonderem Interesse gelesen und wieder gelesen zu haben sich erinnert, solle jeder Schüler so genau kennen, daß er sich rühmen dürfe, dadurch einen festen Fuß und gleichsam eine Operationsbasis für die Lectüre des ganzen Homer gewonnen zu haben.

Dem Lehrer ist freylich nicht wohl zuzumuthen, diese nämliche Rhapsodie für die alljährlich nachwachsenden tirones auch alljährlich von neuem zu erklären; aber eben deßhalb schien dem Ref. eine Bearbeitung wünschenswerth, welche die Stelle einer solchen Einführung in den Homer vertreten könne.

Die Aufgabe einer solchen Bearbeitung wäre nach unserm Dafürhalten vor allem, dem Schüler lieber zu wenig als zu viel zu geben, und ihn nicht der Gründlichkeit zu Ehren bey dem festzuhalten, was er nicht wissen mag, und was sich, wenn es trockner Art ist und zu den nothwendigen Uebeln gehört, wenigstens durch die viva vox des Lehrers belebt ganz anders ausnimmt als schwarz auf weiß gedruckt. Kurz die Bearbeitung sollte sich auf eigentliche Nachhülfe und Erklärung von Schwierigkeiten, die den Schüler wirklich in dem nothwendigen Verständniß hemmen, beschränken, dagegen sich aller bloß gelegentlichen Belehrungen, so zweckdienlich sie auch an sich und unentbehrlich für das Verständniß des ganzen Homer seyn mögen, streng enthalten.

Zum Theil ist dieser Gedanke des Ref. durch seinen gelehrten Freund, den Hrn. Prof. Nägelsbach in dessen höchst empfehlenswerthen „Anmerkungen zur Ilias Buch I. II. 1—483 Nürnberg 1834" realisirt; jedoch ist dieses Werk, wie schon die beygegebenen Excurse beurkunden, mehr dem Lehrer für seinen Unterricht, als dem Schüler zum Behuf seines Studiums bestimmt.

Dieß ist noch in höherem Grade der Fall mit der vorliegenden Bearbeitung durch Hrn. Freytag, welche uns mit splendider äußerer Ausstattung von Petersburg aus geboten wird. Sie umfaßt die 2 ersten Bücher vollständig, während Nägelsbach bey

dem Schiffscatalog abgebrochen hat, und erläutert diese 68 Seiten Text mit 453 Seiten Commentar, und dieser Commentar ist mit einer Gelehrsamkeit ausgestattet und zeugt von einer Belesenheit, welcher man die Entfernung des Editors von dem deutschen Bücherwesen durchaus nicht anmerkt, und die alle Bewunderung verdient; denn er kennt auch die neuesten Untersuchungen über Homer und dessen Grammatik und Dialect, und nimmt sogar auf Programme Rücksicht, welche in Deutschland selbst unbeachtet gebieben sind. Schade daß ihm Nägelsbachs Vorarbeit zu spät zugekommen, wie er praef. p. X. bekennt!

Die Erläuterungen erstrecken sich auf alle Theile der Hermeneutik, und haben in der Regel zweckmäßige Auszüge aus den griechischen Commentatoren an der Spitze; zumeist sind sie sprachlich mit gleichmäßiger Rücksicht auf Accentuation, Orthographie, Wortformen und Syntaxis, und weisen durch ihren grammatischen Tact auf die Hermannische Schule hin, aus welcher Hr. Fr. mittel- oder unmittelbar hervorgegangen; aber auch Antiquitäten und Mythologie bleiben nicht unberücksichtigt, nur mit Ignorirung derjenigen Ansichten, welche bey der grammatischen Schule in dem Rufe der Ueberschwänglichkeit und Phantasterey stehen. Freylich ist durch diese Vielseitigkeit das Volumen etwas angeschwollen und hat dieser Weg zu dem Dichter durch eine solche Masse von Noten etwas Ermüdendes und für einen poetischen Leser wohl gar etwas Entsetzendes; und wollte ein Lehrer seinen homerischen Dilettanten, um ihn zu einen **gründlichen** Leser des Homer zu bilden, alles aufbieten, was ihm Hr. Fr. anbietet, so könnte er gewiß seyn, dem Dichter statt eines wahren Freundes und Verehrers vielmehr einen grimmigen Feind zu erziehen. Denn vieles betrifft minutias minutissimas und enthält Notizen über schwankende Accentuation und ähnliches, die einen nicht-philologischen Leser zur Verzweiflung bringen könnten; und wenn man glauben müßte, diese Ausgabe sey als Schulbuch für die Gelehrtenschulen Rußlands resp. für die Schüler selbst *) bearbeitet, so könnte man den humanistischen Studien dortselbst kein günstiges Prognostikon stellen. Allein Hr. Fr. hatte offenbar **bloß** den **Lehrer** im Auge, welcher für sich, weil er ja **tausendmal** mehr wissen soll als seine Schüler, keine Frage solcher Art verschmähen darf, aber von diesem Vorrath oder Ueberfluß dem Schüler nur geben wird was des Schülers ist.

Ref. giebt zunächst einige Proben der Interpretation des Hrn. Fr. und freut sich ihm in dem Verständniß der schwierigsten Stellen meistens beystimmen zu können.

v. 6. *ἐξ οὗ δὴ τὰ πρῶτα.* Passow wird getadelt, daß er dieß durch **seitdem nun** übersetze; es müsse **bereits seitdem** gegeben werden. Allein **bereits** paßt hier durchaus nicht; vielmehr gehört *δὴ* zu dem Superlativ *πρῶτα* wie v. 235 *ἐπειδὴ πρῶτα.* Gewöhnlich steht es freylich nach dem Superlativ wie v. 266. *κάρτιστοι δὴ κεῖνοι ἐπιχθονίων τράφεν ἀνδρῶν*, aber Beyspiele einer Voranstellung s. bey Hartung Part. Thl. 1. S. 281.

v. 14. *στέμματα.. Ἀπόλλωνος* wird richtig durch einen **Lorbeerkranz** erklärt und durch *ἱκετήριος κλάδος* erläutert.

v. 59. Ueber *παλιμπλαγχθέντας* tritt Hr. Fr. der richtigen schon alten Ansicht bey, welche es durch *ἀπράκτους*, unverrichteter Dinge erklärt; nur hätte sie eine etwas weitere Ausführung verdient.

Eben so richtig das gleich darauf folgende *εἴ κεν θάνατόν γε φύγοιμεν* durch die Worte: Achilles paene desperat de salute; suadet enim Graecis, ut redeant, si modo (vielmehr si forte) sic mortem effugere possint, und dann: Haud scio, an recte sic statuamus *εἴ κεν φύγοιμεν* multo minorem spei vim significare, quam *εἴ κεν φύγωμεν* (wie F. Thiersch einst emendiren wollte) et optativum esse quasi dubitativum

*) Die in sehr gutem Latein geschriebene Vorrede enthält freylich einige Aeußerungen, welche darauf hindeuten: p. IX. instructum commentariis unde et superiorum classium discipuli . . eruditione quadam philologa imbuantur; und: Frid. Graefii commendatione effectum est ut hic liber in **usus scholarum Russicarum** publicis sumptibus impressus prodierit.

modum, conjunctivum autem, ut ita dicam, sperativum. Faßt man den Optativ überhaupt so scharf, wie sichs gehört, als den Modus der Möglichkeit auf, den Conjunctiv aber als den der Nothwendigkeit, so kann über den Unterschied kein Zweifel seyn: εἴ κεν φύγοιμεν oder εἰ φύγοιμεν ἄν wie ἵνα φύγοιμεν ἄν bedeutet: um vielleicht dem Tod zu entfliehen, als nur mögliche Flucht; dagegen εἴ κεν φύγωμεν oder ἐὰν φύγωμεν wie ἵνα φύγομεν: um dem Tod zu entfliehen, als die natürliche und fast unausbleibliche Folge der Flucht.

v. 77. folgt Hr. Fr. der gewöhnlichen Erklärung von σὺ δὲ σύνθεο καί μοι ὄμοσσον durch nimm es zu Herzen, wie vollständiger Od. XV. 27. σὺ δὲ σύνθεο θυμῷ. Allein sieht man die Stelle genauer an, so ist diese Aufforderung des Kalchas hier ganz bedeutungslos; Achilles hat nichts bey dem, was er hören soll, zu Herzen zu nehmen, als etwa, ob er den verlangten Schwur leisten will; wäre jedoch das gemeynt, so könnte das folgende nicht mit καί angeknüpft seyn; es müßte etwa εἴ μοι ὀμόσσεις heißen. Hier scheint σύνθεο vielmehr zu bedeuten: versprich mir, wie oft bey Herodot, und selbst schon in dem homerischen Substantiv συνθεσίαι. Ein ganz ähnlicher Fall ist VI. 334, wo Paris dem erzürnten Hektor zuruft: τοὔνεκά τοι ἐρέω, σὺ δὲ σύνθεο καί μευ ἄκουσον. Denn soll Hektor erst die Rede zu Herzen nehmen und dann hören? Das wäre doch eine gar kindliche Hysterologie. Hier heißt σύνθεο vertrag dich mit mir.

v. 115. οὐ δέμας οὔτε φυήν· Die Unterscheidung „δέμας statura, Bau, und φυή proprie natura, tum partium corporis proportio et habitus, Wuchs" ist etwas zu fein für Homer; aufrichtig gesagt wüßte Ref. kaum selbst einen Unterschied zwischen dem Bau und dem Wuchs eines menschlichen Körpers anzugeben. Und doch sind es hier offenbare Gegensätze. Referent meynt nur, δέμας bedeutet den Wuchs oder Bau, dagegen φυή die facies, die Physiognomie, in so fern die φύσις ἀνθρώπου, sein eigentliches inneres Wesen, sich nur im Gesichte ausspricht.

v. 119. heißt es ἐπεὶ οὐδὲ ἔοικεν. „ἔοικεν id quod πρέπει. Simile Graecorum, qui nunc sunt, ὁμοιάζει et Latinum par est, cujus item duplex significatio." Die Bemerkung ist für den Anfänger nicht unzweckmäßig; warum ist aber nicht gleich auch das homerische νηῦς ἐΐση, δαὶς ἐΐση verglichen? Aber ist diese Bemerkung des Hrn. Fr. für den Anfänger nützlich, so war daneben eine andere sogar nothwendig, nämlich über die Partikel οὐδέ, welche auf den ersten Anblick für das einfache οὐκ zu stehen scheint; was doch nach den Gesetzen der Grammatik unmöglich ist. Welches nicht nur nicht ist also als Gegensatz zu diesem nicht einmal oder auch nicht hinzuzudenken? Die Antwort ist aus Od. VIII. 358 zu holen, wo es vollständig heißt: ἐπεὶ οὐκ ἔστ' οὐδ' ἔπεοικεν; es ist weder erlaubt noch schön, weder dem positiven Recht noch dem natürlichem Gefühl für Billigkeit und Anstand gemäß.

Zu den richtigen und präcisen Erklärungen zählen wir die von v. 132.

ἢ ἐθέλεις, ὄφρ' αὐτὸς ἔχῃς γέρας, αὐτὰρ ἔμ' αὔτως ἧσθαι δευόμενον

nach Beseitigung der irrigen Ansichten: Imo ὄφρα non pendet ab ἐθέλεις, sed significat interea dum... Quod sequitur αὐτάρ, anacoluthia quadam explicandum est, quasi antea dixisset: ἐθέλεις αὐτὸς μὲν ἑλεῖν, ἐμὲ δὲ κ. τ. λ.

v. 137. wird mit Recht auf die homerische Sitte, den Nachsatz mit δέ anzuknüpfen, aufmerksam gemacht. Wie Hr. Fr dieses δέ ansieht, spricht er freylich nicht deutlich aus, wenn er es bloß eine particula ut ita dicam apodotica nennt; aber die Verweisung auf Passow und die Vergleichung von autem zeigt, daß er es aus einem weitern Gebrauch von δέ aber ableitet. Ohne Annahme eines Anacoluths ist das jedoch nicht möglich, durch gehäufte Anacolutha aber gewinnt die griechische und namentlich die homerische Sprache gewiß nicht an Schönheit, man müßte denn nach einer etwas veralteten Ansicht das Anacoluth als ein Symbol der kindlichen Sprache ansehen und Homers Naivität in eine solche grata negligentia setzen wollen. Warum sträubt man sich doch so sehr, dieses δέ apodoticum ganz einfach für ein phonetisch abgekürztes δή, syntactisch abgekürztes τότε δή zu fassen? Es entspricht dann vollkommen unserem da. In der homerischen Verbindung von δ' αὖτε ist diese abgekürzte Form δέ für δή längst anerkannt, das pla-

tonische ἦν δ'ἐγώ und ἦ δ'ὅς läßt sich auch nicht anders erklären; warum will man nur im Nachsatz nach einer künstlich syntactischen Erklärung greifen?

Vortrefflich ist v. 170 behandelt

οὐδέ σ' ὀΐω
ἐνθάδ' ἄτιμος ἐὼν ἄφενος καὶ πλοῦτον ἀφύξειν,

und gezeigt, daß σ' jedenfalls der Dativus, mithin der Gedanke ist, wie ihn auch Nägelsbach angiebt: Ich gedenke nicht für dich hier in der Fremde Schätze zu sammeln, wenn man mich so wenig ehrt. Unentschieden ist nur das gelassen, ob man diese elidirte Form von σοί gelten lassen oder lieber οὐδέ σοι οἴω schreiben soll.

v. 173. φεῦγε μάλ', εἴ τοι θυμὸς ἐπέσσυται soll μάλα immerhin bedeuten, und wird auf Soph. Ant. 322 verweisen, ἀλλ' εὑρεθείη μὲν μάλιστα; allerdings erklärt es daselbst Wer durch sane, durch Nun meinetwegen, findet ihn immerhin! aber willkührlich und unglücklich genug. Der Sinn ist ja offenbar: Vor allem andern wünsche ich, daß der Thäter entdeckt werde; kann das nicht seyn, so wünsche ich als das zweytbeste, dir nicht wieder unter die Augen zu kommen; ganz wie im Phil. 617 οἴοιτο μὲν μάλισθ' ἑκούσιον λαβών. Im Homer steht jenes μάλα statt μάλ' ὦκα, wie so häufig; z. B. auch v. 218. ὅς κε θεοῖς ἐπιπείθηται, μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ, wo es Hr. Fr. unerklärt läßt. Mehr Stellen hat Ref. in seinem Spec. Lectt. Hom. II. p. 8. gesammelt.

Ueber v. 289. in Agamemnons Rede:

πάντων μὲν κρατέειν ἐθέλει, πάντεσσι δ'ἀνάσσειν,
πᾶσι δὲ σημαίνειν, ἅ τιν' οὐ πείσεσθαι ὀΐω

wird die Schreibart ἅτινα mit schlagenden Gründen zurückgewiesen; der homerische Plural von ὅστις sey ἅσσα oder ὅτινα (wie χ. 450), aber dieses Pronomen compositum finde hier überhaupt keinen Platz. Aber auch gegen Wolf polemisirt Hr. Fr., qui in eo falli videtur, quod τιν' οὐ pro οὔτινα dictum putat. Multum scilicet interest, utrum neminem habeat obedientem an aliquos non obedientes. Sehr wahr! Aber beschränkt Hr. Fr. den Begriff von τις von der Universalität auf eine bloße Pluralität, so geht Nägelsbach mit Recht noch weiter und reducirt ihn auf die Individualität des einen Agamemnon; τινα steht mit einer Art Ironie für ἐμέ.

II. 269. ἀλγήσας δ'ἀχρεῖον ἰδὼν ἀπομόρξατο δάκρυ ist fast die einzige Stelle, in deren Behandlung wir den feinen Sinn und Geschmack gänzlich vermissen. Wie war es möglich, daß Herrn Freitag der Gedanke zusagen konnte: ἀλγήσας δὲ ἀπομόρξατο δάκρυ, ἰδὼν ἀχρεῖον (ὅν τὸ δάκρυ). Ref. hält noch jetzt seine Erklärung von ἀχρεῖον als Masculinum für die einzig zulässige: Thersites, der bisher den Helden gespielt hatte, sah nach der erhaltenen Züchtigung aus wie ein imbellis; denn das ist der Begriff von ἀχρεῖος, wenn es, wie oft, den Invaliden bedeutet.

II. 8. wird über βάσκ' ἴθι gesprochen und, wie es scheint, die völlige Tautologie anerkannt. Und doch hätte das richtig verglichene βῆ ῥ' ἴμεν davor warnen, und auf die Differenz hinweisen können; βαίνειν bedeutet das Gehen als Bewegung, als das Schreiten, dagen ἰέναι als das Streben nach einem Ziele.

In der oft besprochenen Stelle II. 303 weicht Hr. Fr. von Wolfs Interpunktion ab und verbindet das schwierige χθιζά τε καὶ πρωΐζα mit dem vorhergehenden Κῆρες ἔβαν θανάτοιο φέρουσαι. Ref. hält dieß für richtig, nur vermißt er eine gründlichere Erklärung des χθιζά τε καὶ πρωΐζα. Denn wenn man diese Worte als gleichbedeutend mit der spätern Redensart χθὲς καὶ πρώην auffaßt, als gestern und vorgestern d. h. in den letzten Tagen, so ist die von Nägelsbach erhobene Schwierigkeit erheblich oder gar entscheidend, daß nämlich dann indirekt gesagt wäre, vor der Seuche sey niemand gestorben; was undenkbar ist. Aber χθιζά τε καὶ πρωΐζα bedeutet vielmehr: sowohl gestern oder in den letzten Schreckenstagen der Pest, als auch schon früher oder in den Jahren zwischen jenem Opfer und der neulichen Seuche. Was nöthigt uns denn πρωΐζα für ein Synonymum von πρώην nuper zu halten und nicht vielmehr von πρωΐ mature?

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nr. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theodorus Fridericus Freytagius.

(Schluß.)

Ein nicht unwesentlicher Theil der homerischen Interpretation besteht in der Erklärung der seltenen, oft dem Homer ausschließlich angehörigen, räthselhaften Wörter. Für diese hat Hr. Fr. verhältnißmäßig wenig gethan und sich nicht bey den Resultaten von Buttmanns Lexilogus beruhigt, vielleicht um den Commentar nicht noch mehr anzuschwellen. Allein dieses treffliche Werk ist in Folge der Fortschritte, welche die Sprachforschung gerade auf diesem Gebiete, dem der Etymologie, neuerdings gemacht hat, in vielen einzelnen Partien veraltet. Ref. will einige Beyträge zur richtigeren Worterklärung hier beyfügen.

I, 133. αὔτως ist keine Nebenform von οὕτως, auch kein Adverbium von αὐτός, und seine anerkannte Bedeutung von μάτην ist nicht aus der von ita abzuleiten, sondern αὔτως ist das Adverb von ἄτη, bey Pindar αὐάτη. Das dazu gehörige Adjektiv ist das dorische αὔσιος, kömmt aber bey Homer nur in der reduplicirten Form ἰτώσιος und τηΰσιος vor. Im Latein ist vitium und vielleicht auch otium damit verwandt. Ref. muß die Ausführung dieser vielleicht parador scheinenden Behauptungen für einen andern Ort versparen, weil sie nur im Zusammenhang mit den griechischen Sprachbildungsgesetzen Evidenz gewinnen können.

v. 254. ὢ πόποι ist Hrn. Fr. S. 112 mit Recht eine Interjection, aber warum maxime illa inserviens affirmando? Nirgend steht sie ohne einen Ausdruck des Schmerzes oder der Mißbilligung; natürlich; denn πόποι ist nichts als die Reduplication von pfui! Das Simplex kömmt unter der Form φύ vor.

v. 171. ἄφενος wird wohl stets dunkeln Stammes bleiben. Doch darf sich neben Buttmanns Erklärung aus ἄφθονος wohl eine kühne laut machen: ἄφενος ist von φανερός, φαίνειν gebildet mit dem sogenannten α euphonico, und bedeutet den Ruhm nicht minder als den Reichthum.

Bey ἀθερίζειν wird zu I. 261 die Construction mit dem Accusativ statt des zu erwartenden Genitivs bemerkt und über die Ableitung von θερίζειν geurtheilt, sie würde wahrscheinlich seyn, wenn nicht die Composition solcher Verba mit dem a privat. nach Lobeck zu Phryn. p. 569 der grammatischen Analogie widerstritte. Gewiß mit Recht; doch bleibt Hr. Fr. bey diesem negativen Resultat stehen. Ref. erklärt ἀθερίζω als das Privativum von θέρω und ἰθείρω foveo, welches auch für θεραπεύω den Stamm bildet. Das Mittelglied ist ΑΘΕΡΟΣ oder ΑΘΕΡΗΣ wie ἄτιμος zwischen ἀτιμάζειν und τιμή.

Ueber αἷμα ἐρωήσει περὶ δουρί v. 305 finden wir die nur dürftige Notiz παρὰ τὴν ἐρωὴν ἤτοι ὁρμήσει, mit Verweisung auf Buttm. Lexil. I. p. 69. Buttmann versucht daselbst die entgegengesetzten Bedeutungen dieses Wortes heftige Bewegung und Ruhe unter Einen Hut zu bringen, nämlich die der Ruhe durch das Medium der Composita ἐξερωεῖν seitwärts springen und ὑπερωεῖν zurückscheuen aus der ursprünglichen Bedeutung des Fliessens abzuleiten; gewiß sinnreich und für alle, welche der Sprachvergleichung

und der Annahme von Homonymen feind sind, einleuchtend. Uns dagegen scheint ἰρωή, ἰρωεῖν ein Homonymum; an obiger Stelle, wo es offenbar fließen bedeutet, ist es eine Formation von ῥώομαι, ῥεῦσαι; wo es aber die Rast bedeutet, ist ἰρωή identisch mit Ruhe altn. rô ahd. rauuna und verwandt mit ῥᾷος, ῥηΐδιος.

v. 517. ὀχθήσας ist nicht sowohl, wie mit Buttmann angenommen wird, eine Nebenform von ἄχθομαι, als eine Formation von ἔχθω, nicht minder regelrecht, als φορέω von φέρω. Geht man noch einen Schritt weiter, so kommt man auf κότος als den einfachen Stamm, wie von ἰχθύς auf κῆτος, catillo.

v. 518. ἰχθοδοπῆσαι. Hr. Fr. referirt nur die Erklärung von Buttmann, der das Wort in die Stämme ἔχθω und οψ auflößt und das δ für eingeschoben wie in ἀλλοδαπός und prodire hält, und die neuere von Lobeck, welchem — δοπησαι eine bedeutungslose Paragoge ist. Ref. stimmt keinem von beyden bey. ἰχθοδοπός (denn dieß Adjectiv muß zur Vermittlung angenommen werden) ist allerdings ein Compositum wie οἰνωπός ꝛc., aber dieses οπος ist nicht an den reinen Stamm, sondern an das ausgebildete Nomen ἔχθος angefügt; in dieser Lautverbindung wird nun aus ἰχθοσοπος fast mit Nothwendigkeit ἰχθοδοπος, eben so wie οὐτιδανός und ῥιγεδανός aus οὔτις-ανός, ῥιγες-ανός entstanden ist. Man könnte fragen: warum demnach nicht ἰχθεδοπῆσαι? Darauf Antwort: wegen des folgenden ο, welches Attraktionsrechte übt.

II. 43. νηγάτεος soll aus νεήγατος entstanden seyn. Aliam etymologiam Doederleinii, heißt es weiter, a νη intensivo (de quo grammaticorum commento Fisch. Well. III. p. 241) et ἄγομαι repetitam recte refutat Passov in voce. Wie lautet diese Refutation? „Dieß verstärkende νη — ist viel zu wenig erwiesen, um mit Sicherheit eine Etymologie darauf zu bauen.“ Ref. hatte νωλεμέως (von οὐλαμός) als Analogie angeführt, was freylich auch noch problematisch seyn mag; aber er meynt, wenn einmal ein α intensivum anerkannt wird, so folgt daraus die Existenz eines νη intensivi von selbst; denn jenes νη und νω ist ja nichts als eine Aphäresis, mithin eine Nebenform des α- oder αν- privativi oder intensivi, wie Passow unter νη- selbst anerkennt und beweist. Daß aber das α intensivum kein Homonymum, sondern nur eine Nebenbedeutung des sg. α privativi sey, glaubt Ref. in seiner Comment. de α intens. wahrscheinlich gemacht zu haben. Ref. hält demnach seine Ansicht noch nicht für widerlegt, daß νηγάτεος das Intensivum des homerischen ἀγατός oder ἀγητός sey und eben so wie εἶδος ἀγητόν die staunenerregende Schönheit bezeichne.

II. 217. Φολκός bringt Buttmann richtig mit flectere (und falx) zusammen und erklärt es durch schiefbeinig. Er hätte diese höchst wahrscheinliche Vermuthung fast zur Evidenz erheben können, wenn ihm Petron's fulcipedius gegenwärtig gewesen wäre. Dagegen hat das von ihm verglichene valgus buchstäblich nichts mit φολκός zu schaffen.

Wir brechen hier unsere Bemerkungen ab und empfehlen denjenigen Lehrern, welche den Homer als erudite Philologen und nicht bloß als Dolmetscher für ihre Schüler zu studiren wünschen, diese Ausgabe als eine reiche Fundgrube von richtigen Bemerkungen und Nachweisungen. Um sich jedoch durch diese Fülle zu keinem Mißbrauch, zu keiner ἀτοπία in der Schule verführen zu lassen, mögen sie Gottfr. Hermanns vortreffliche praefationes ad Iliadem et ad Odysseam, in welcher er mit der ihm eigenen Klarheit über das Verhältniß einer cursorischen und statarischen Erklärung des Homer sich ausspricht, von Zeit zu Zeit wieder lesen und beherzigen.

L. Döderlein.

Regesta imperii inde ab anno MCCCXIIII usque ad annum MCCCXLVII. Die Urkunden Kaiser Ludwig des Baiern, König Friedrich des Schönen und König Johanns von Böhmen nebst einer Auswahl der Briefe und Bullen der Päpste und anderer Urkunden, welche für die Geschichte Deutschlands von 1314 bis 1347 vorzüglich wichtig sind. In Auszügen. Von Joh. Friedrich Boehmer. Frankfurt am Main bey Siegmund Schmerber. 1839. gr. 4. S. XVI. u. 268.

Hier haben wir also wieder einen Band des großen Regestenwerkes, das Hr. Böhmer begonnen und nun in Verbindung mit Herrn Archivar Chmel in Wien, fortsetzt, und das, wenn beyde, wie bisher, rüstig daran arbeiten, nach Verlauf einiger Jahre vollendet in den Händen der Geschichtsforscher seyn dürfte. Wie sehr gründliche Kenntniß der deutschen Geschichte dadurch gefördert wird, ist so allgemein anerkannt, daß es überflüßig erscheint, weitläufiger davon zu sprechen. Hr. Böhmer hat in dem hier vorliegenden Bande 2599 Regesten von Urkunden, welche Kaiser Ludwig ausgestellt, in der schon bekannten Form geliefert, und hiemit den Beweis abgelegt, daß er eifrig bemüht war, diesem Werke die möglichste Vollständigkeit zu geben. Wer weiß, wie sehr die Urkunden-Abdrücke in den verschiedensten Werken auseinanderliegen, oft in solchen sich finden, deren Inhalt kaum vermuthen läßt, daß Urkunden darin abgedruckt sind, der wird bekennen müssen, daß eine absolute Vollständigkeit nicht erreicht werden kann, zumal nicht von dem Einzelnen; daß demnach auch dem Hrn. Verf. nicht zum besondern Vorwurf gemacht werden kann, wenn er manche übersehen hat. Nachträge werden sich bey Werken dieser Art immer machen lassen, und Ref. zweifelt nicht, daß die Staatsschriften, Dissertationen, Monographien u. dgl. noch eine ziemliche Ausbeute gewähren dürften. Derselbe kann, ohne deßhalb weitläufige Nachforschung angestellt zu haben, folgende Werke angeben, in denen sich hieher gehörige Urkunden oder Regesten befinden, welche dem Hrn. Verf. entgangen sind: Lucii Veron. de successione in jura Cliviae etc. mant. p. 51; Wohlbrück Gesch. des Bisthums Lebus. I. S. 546; Ungrund und Beschämung des Erzst. Salzburg ic. Nr. 1; Gatterer hist. Holzschuh. Nr. 28; Woltz Chr. der Stadt Weissenburg auf dem Nordgau, S. 54. 55; Verhandlungen des histor. Vereins für den Regenkreis III. S. 167, wo 24 Ludwigische Urkunden abgedruckt sind, von denen, wenn Ref. recht verglichen hat, der Verf. nur eine einzige gekannt. So viel möge hinreichen zum Beweise, daß besonders die Monographien zu diesem Zwecke eingesehen werden müssen.

Schon früher ist dem Verf. zum Vorwurfe gemacht worden, daß er auch die in lateinischer Sprache abgefaßten Urkunden in deutscher Sprache regestire, und Ref. kann nicht umhin, diesen Vorwurf zu wiederholen, um so mehr, da derselbe in der Vorrede zu diesem Werke, wo er eine Anweisung giebt, in welcher Form die Regesten überhaupt anzufertigen seyen, behauptet, daß diese durchgehends in der Landessprache abgefaßt werden sollen. Ref. will nicht davon reden, daß auf diese Weise das Colorit der Urkunden gänzlich verwischt wird, da es, wenn sie in Regesten zusammengefaßt werden, mehr oder minder Schaden leidet, sondern an Beyspielen, die sich in diesem Buche selbst finden, das Unstatthafte dieses Verfahrens beleuchten. In der sub Nr. 15 regestirten lateinischen Urkunde finden sich die Worte: merum et mixtum imperium; der Verfasser, der wohl gesehen, daß sich dieselben in deutscher Sprache ohne Umschreibungen nicht geben lassen, hat sich gegen seinen Grundsatz veranlaßt gefunden, sie auch in das übrigens deutsch abgefaßte Regest aufzunehmen. Das Regest Nr. 36 lautet: (K. L.) bestätiget — das privilegium de non evocando. Es dürfte sich nicht gut anlassen, nach Art der zunächst vorausgehenden Jahrhunderte die lateinische und deutsche Sprache durch einander zu mischen, und sich auf diese Weise aus der Verlegenheit zu ziehen, in die man gerathen muß, wenn man das Verfahren des Verf. befolgen wollte. Wenn dieser ferner (Nr. 10) „deci-

ma parte de bonis, petitionibus et actionibus judaeorum" schlechtweg mit „den Zehenden der Juden-Abgaben" übersetzt, so möchte doch in mehr als in einer Beziehung gegen diese Auffassung Zweifel erhoben werden können. Diesen und andern Verlegenheiten, wohl auch Irrthümern wird man entgehen, wenn die Sprache der Urkunden auch in den Regesten beybehalten wird. Zu wünschen dürfte seyn, daß der Herr Verf. den Inhalt der Urkunden vollständiger mittheilen möchte, damit nöthigenfalls die Regesten den Urkunden Abdruck ersetzen; dieß wäre namentlich dann wünschenswerth, wenn die Urkunden von besonderer Erheblichkeit, oder in Werken abgedruckt sind, die wegen ihrer Seltenheit nicht so leicht zugänglich sind, oder wenn zur Zeit noch ungedruckte Urkunden regestirt werden. In dieser Beziehung verdienen Chmels Regesten alle Anerkennung und Nachahmung.

Auch in Bezug auf die Form, den Ausdruck der Regesten kann Ref. nicht immer mit dem H. Verf. einverstanden seyn; denn es will ihn bedünken, daß sie nicht durchgehend mit der gehörigen Bestimmtheit, (einem wesentlichen Erforderniß einer solchen Arbeit) abgefaßt sind. Einige Beyspiele dürften die Ansicht des Ref. rechtfertigen. Nr. 13: „(K. Ludwigs) Versprechungen an den Erzbischof Peter von Mainz wegen seiner (?) Mitwirkung zu Ludwigs (?) Wahl, wie der König (?) ihm das (?) schon vorher körperlich geschworen hat." Ref., der übrigens die Urkunde selbst nicht vor sich hat, würde das Regest so gestellt haben: K. L. bestätiget dem E. P. wegen dessen Mitwirkung zu seiner Wahl die demselben schon vorher körperlich zugeschworenen Versprechungen. Nr. 25: — „welche sie deßhalb kränken möchten." Nr. 17: „(K. L.) bestätiget demselben sämmtliche seinem Vorfahren — ertheilte Privilegien." Gar häufig ist „sein" gebraucht, wo nach den Anforderungen der Sprachrichtigkeit und Bestimmtheit „dessen" oder „desselben" stehen sollte. Ref. macht auf diese Flecken nur darum aufmerksam, weil sie in einem so verdienstlichen Werke, das sonst über allem Tadel steht, unangenehm berühren. Da wo wichtigeres zu rügen wäre, verlohnte es sich nicht der Mühe, auf solche Kleinigkeiten Jagd zu machen.

Besonders verdienstlich wird dieses Werk noch dadurch, daß sich der Verf. nicht allein auf die Urkunden des K. Ludwig beschränkt, sondern in gleicher Weise auch, wenn gleich nicht so vollständig, Regesten der von den Königen Friedrich dem Schönen und Johann von Böhmen ausgestellten Urkunden angefertiget, und außerdem noch Regesten von andern hieher gehörigen Urkunden nach folgenden Rubriken hinzugefügt hat: Päpste (Clemens V; Johann XXII; Benedict XII; Clemens VI); Wahlacten und Reichssachen; Landfrieden und Städtebünde; Herzoge von Bayern und Pfalzgrafen; Herzoge von Oestreich (Oesterreich?); Ungarn; Polen; Frankreich; Eduard III von England. Mit besonderem Fleiße ist die Rubrik „Landfrieden" ausgearbeitet worden, so daß hier nicht viel nachzutragen seyn dürfte. Was die übrigen Rubriken betrifft, so gesteht der Verf. selbst, daß er nicht diejenige Vollständigkeit erstrebt, die sich hätte möglicher Weise erreichen lassen. Aus der Inhaltsanzeige dieses Werkes ergiebt sich, daß der auf dem Umschlag-Bogen sich findende Titel: „Regesten Kaiser Ludwigs des Bayern und seiner Zeit," keine bloße Zierrath ist wie das sonst gar häufig der Fall; nur möchte er vielleicht nicht sprachrichtig seyn, da Kaiser Ludwig eben so wenig, wie seine Zeit sich werden regestiren lassen. Zum Schluße muß Ref. noch bemerken, daß dieses Werk sowohl durch typographische Eleganz, als durch Correktheit des Druckes sich auszeichnet. Nur einen bedeutenden Druck- oder Schreibfehler hat Ref. aufgefunden; in Nr. 99 nämlich muß statt „Ruprecht" Rudolph gelesen werden.

D. Wittmann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philologisch philosophischen Classe am 6. July. d. J.

Herr Professor Spengel hielt Vortrag über die dritte philippische Rede des Demosthenes; wovon das Wesentliche hier im Auszuge mitgetheilt wird, die ausführliche Darstellung ist den Denkschriften der K. Akademie vorbehalten.

Wenn die Kritik bey wenigen alten Autoren mit der Sicherheit gehandhabt werden kann, mit welcher wir jetzt die Reden des Demosthenes zu untersuchen vermögen, so verdanken wir dieses vorzüglich der Thätigkeit zweyer ausgezeichneten Männer, des Joh. Jak. Reiske und Immanuel Bekker. Jener hat durch die vollständige und sorgfältige Vergleichung der Manuskripte, welche ihm Münchens und Augsburgs Bibliotheken darboten, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, den Grund zu einer gediegenen Recension des Textes geliefert; die Abweichungen in den Handschriften sind nicht unbedeutend und wenn Reiske den durch Alter wie durch Schriftzeichen hervorragenden Augustanus primus oben an stellte, und in diesem die Worte des Redners mehr als in den übrigen zu erkennen glaubte, so wird wer Gelegenheit hatte, jene Handschrift selbst einzusehen, und deren innern Werth gehörig prüfte, dieses nur billigen; ganz ungegründet sind die jetzt großentheils schon von H. Schäfer beseitigten Beschuldigungen Fr. Aug. Wolf's, der jede Gelegenheit benützte auch darüber den trefflichen Mann zu tadeln. Von besonderem Glücke wurde Immanuel Bekker begünstigt. Unter den 15 von ihm verglichenen Handschriften, von welchen einige so genau mit denen der Reiske übereinstimmen, daß selbst die Richtigkeit der Collation darnach beurtheilt werden kann, wie z. B. F u. Bavaricus, ebenso k. u. Augustanus primus, findet sich eine Pariser des zehnten Jahrhunderts Σ, welche mit vielen Eigenheiten von den bisher bekannten zumeist sich unterscheidet, und alle Spuren der Aechtheit in sich trägt. Bekker selbst, obschon seine Bearbeitung des Textes sich sehr an diese anschließt und er dadurch ihre Trefflichkeit anerkennt, getraute sich doch nicht, ihr durchaus zu folgen. Wir kennen nun drei Familien der Handschriften des Redners, welche vor den andern unbedeutendern hervorragen:

1) codex Σ.
2) codd. k. s. August. primus.
3) cod. F. Bavaricus.

Nur selten reiht sich eine der übrigen in den einzelnen Reden an Σ, z. B. in der Rede über die Krone Φ und Augustanus secundus, in der dritten philippischen Rede *T*. Nach Bekker wurde von mehrern an einzelnen Stellen die Wichtigkeit jenes Codex Σ geltend gemacht; daß aber der Text in jener Handschrift durchaus, wenn vielleicht auch hier mit manchen Zusätzen, reiner als in den andern überliefert sey und eine neue Bearbeitung sich ganz nach jenem zu richten habe, scheint noch wenig erkannt zu seyn, tritt aber immer fühlbarer hervor. Baiter hat in den Anmerkungen zu Lykurgus eine bedeutende Anzahl Stellen aus der Rede für den Ktesiphon nach jener Autorität geordnet, und in dieser Art ist der ganze Demosthenes herzustellen; in noch größerem Umfange hat

Doberenz in den Observationes Demosthenicae 1836 gewirkt, der grammatische Eigenheiten, welche in jenem Coder wiederkehren und in den übrigen Handschriften großentheils verwischt sind, zusammengestellt und deren Bedeutung zu erklären gesucht hat.

Obwohl bereits sechzehn Jahre verflossen sind, seit Bekkers Ausgabe bekannt wurde und man dem Codex Σ nicht geringe Aufmerksamkeit gewidmet hat, so ist doch die bedeutendste Erscheinung die jener darbietet, die wichtigste Variante im Demosthenes, unbeachtet geblieben, ich meyne den Zustand der dritten Philippischen Rede. Diese Rede, die zu den vorzüglichsten gerechnet wird, findet sich dort in bedeutend verkürzter Gestalt, es fehlen ganze Sätze und Gedanken, welche in den übrigen Handschriften erhalten sind. Liest man sie aber im Zusammenhange nach Σ, so wird man nichts vermissen, alles steht im besten Einklange, ein Beweis, daß diese Erscheinung nicht ein Werk des Zufalls ist; vielmehr geben manche Zusätze, welche in allen übrigen Handschriften sind, Anstoß und zeigen Blößen, welche ohne jene wichtige Autorität für immer unbemerkt bleiben würden; dagegen sind andere historischer Art, welche nur Demosthenes oder ein Zeitgenoße von ihm geben konnte z. B. §. 58 p. 125 καὶ γάρ τοι πέμψας Ἱππόνικον ὁ σύμμαχος καὶ φίλος αὐτοῖς Φίλιππος καὶ ξένους χιλίους, τὰ τείχη περιεῖλε τοῦ πορθμοῦ καὶ τρεῖς κατέστησε τυράννους Ἵππαρχον, Αὐτομέδοντα, Κλείταρχον· καὶ μετὰ ταῦτ᾽ ἐξελήλακεν, ἐκ τῆς χώρας δὶς ἤδη βουλομένους σώζεσθαι. Damit schließt der Satz in Σ, alle übrigen Handschriften geben noch folgende nähere Erklärung, τότε μὲν πέμψας τοὺς μετ᾽ Εὐρυλόχου ξένους, πάλιν δὲ τοὺς μετὰ Παρμενίωνος. eine Ergänzung, die gewiß kein späterer aus den Geschichtschreibern holen konnte. Von diesen Zusätzen hat man jedoch alle jene abzusondern, welche des Redners ganz unwürdig sind und sich nicht schwer als spätere, großentheils zufällig entstandene Einschiebsel, ankündigen; dahin rechnen wir §. 39. p. 121 νῦν δ᾽ ἅπανθ᾽ ὥσπερ ἐξ ἀγορᾶς ἐκπέπραται ταῦτα, ἀντεισῆκται δὲ ἀντὶ τούτων, ὑφ᾽ ὧν ἀπόλωλε καὶ νενόσηκεν ἡ Ἑλλάς. ταῦτα δ᾽ ἐστὶ τί; ζῆλος εἴ τις εἴληφέ τι, γέλως ἂν ὁμολογῇ, συγγνώμη τοῖς ἐλεγχομένοις, μῖσος ἂν τούτοις τις ἐπιτιμᾷ, τἄλλα πάνθ᾽ ὅσα ἐκ τοῦ δωροδοκεῖν ἤρτηται. Hier ist die Concinnität des dreygliedrigen Satzes

ζῆλος εἴ τις εἴληφέ τι
γέλως ἂν ὁμολογῇ
μῖσος ἂν τούτοις τις ἐπιτιμᾷ

unerträglich durch die Worte συγγνώμη τοῖς ἐλεγχομένοις, welche in der Pariser Handschrift Σ fehlen, aber in allen andern stehen, unterbrochen, auch enthalten diese nichts neues und zeigen eine weit schwächere Wirkung, als das vorausgehende und nachfolgende ausdrückt; die Verräther gestehen selbst von Philippus bestochen zu seyn, und brauchen darum nicht erst mit vielen Beweisen überführt zu werden, ἐλέγχεσθαι, man verzeiht ihnen nicht nur, sondern haßt die, welche ihnen Vorwürfe über ihre Verrätherey und Bestechlichkeit machen. Wir glauben demnach, daß mit den Worten γέλως ἂν ὁμολογῇ, in enger Verbindung stehen: μῖσος ἂν τούτοις τις ἐπιτιμᾷ. Uebrigens versteht Demosthenes ersteres von Philokrates, letzteres wird sich auf ihn selbst und seine erfolglose Klage gegen die Gesandten, περὶ παραπρεσβείας, beziehen.

Wie man aber auch über einzelne Stellen urtheilen mag, die große Verschiedenheit der dritten philippischen Rede, wie uns diese einerseits in Σ, der ältesten und anerkannt besten Handschrift, anderseits vermehrt in den übrigen überliefert ist, kann nicht geläugnet werden, und ist um so mehr hervorzuheben, da der innere Zusammenhang mehr für die kürzere als die längere Gestalt desselben spricht. Nachdem dieser Zustand erkannt und das Verhältniß der beiden Rezensionen aufgefunden war, drängte sich die Frage auf, ob die ursprüngliche Form der Rede den Rhetoren und Grammatikern bekannt gewesen, oder ob sich nirgend eine Spur von deren Vorhandenseyn zeigt und jener Codex eine ebenso einzige als auffallende Erscheinung bilde. Hier zeigte sich nun, daß Aristides in seinen zwei Büchern der Rhetorik, in welchen viele Beyspiele aus dieser Rede gezogen sind, diese überall übereinstimmend mit Σ citirt, so daß als unbezweifelt angenommen werden kann, Aristides habe die dritte phil. Rede nur in der Gestalt, in welcher sie die Pariser Handschrift erhalten hat, gekannt; ebenso hat Harpokration oder wer in dessen Lexikon

der Verfasser des Artikels ἄτιμος ist, eine bedeutende Stelle völlig gleichlautend mit Σ, dagegen wird in demselben Lexikon unter δυσωποῦμαι und ὑπάγουσιν ein Gedanke angeführt, welcher jener Recension fehlt, und auch nicht in allen übrigen Handschriften, sondern nur in einigen gefunden wird, sey es, daß letztere zwei Stellen, wie manches andere, von späterer Hand, interpolirt sind, oder wenn von Harpokration, daß die erstere aus einem älteren Buche übertragen ist.

Dadurch ist nachgewiesen, daß im Alterthume beide Recensionen, nur erstere, so viel wir zu urtheilen vermögen, viel weniger verbreitet gewesen; ob aber die Grammatiker und Rhetoren die Verschiedenheit des Textes näher beachtet, und wie sie sich diese erklärt haben, davon ist nirgends eine Andeutung überliefert, man müßte denn glauben, Ulpians Angabe einer ἀρχαία und δημώδης ἔκδοσις habe auch eine Beziehung auf unsere Rede. Wir finden die Zusätze ganz im Geiste des attischen Redners, und halten es für unglaublich, daß sich jemand außer dem Verfasser solche Eingriffe in fremdes Eigenthum erlaubt habe, so daß wir hier ein merkwürdiges Beyspiel einer von Demosthenes selbst umgearbeiteten und vermehrten Rede zu besitzen glauben.

Von dieser Meynung sind wir um so mehr überzeugt, als an zwei Orten sich noch Spuren erhalten haben, welche den Uebergang der ersten zur zweiten Recension deutlich bezeichnen, wornach sich ergiebt, daß die erste Recension die Zusätze ohne die dadurch nöthigen Aenderungen in sich aufgenommen hat und in dieser geblieben ist, was durch anderes ersetzt, hätte getilgt werden sollen. Nach dem Exordium §. 1 — 5 beginnt die erste Recension §. 8. sogleich von der Nothwendigkeit des Krieges gegen Philippus zu sprechen: εἰ μὲν οὖν ἔξεστιν εἰρήνην ἄγειν τῇ πόλει καὶ ἐφ' ἡμῖν ἐστι τοῦτο, ἵν' ἐντεῦθεν ἄρξωμαι, φημὶ ἔγωγε ἄγειν ἡμᾶς δεῖν καὶ τὸν ταῦτα λέγοντα γράφειν καὶ πράττειν καὶ μὴ φενακίζειν ἀξιῶ· εἰ δ' ἕτερος κτλ. Ganz passend sind hier die Worte ἵν' ἐντεῦθεν ἄρξωμαι, um von der Einleitung zum Gegenstande der Rede überzugehen. Aber gerade diese Worte werden in der zweyten Recension, (d. h. in allen Handschriften unsrer Σ) durch zwey Paragraphe erklärt, worin nachgewiesen wird, warum der Redner nicht sogleich die Mittel der Abwehr angeben dürfe und zuerst die Nothwendigkeit des Krieges zu beweisen habe. Da nun diese Erklärung mit den Worten schließt: ἐγὼ δὴ τοῦτο πρῶτον ἁπάντων λέγω καὶ διορίζομαι, εἰ ἐφ' ἡμῖν ἐστι τὸ βουλεύεσθαι περὶ τοῦ πότερον εἰρήνην ἄγειν ἢ πολεμεῖν δεῖ, welche nichts anderes bedeuten als was die Formel ἵν' ἐντεῦθεν ἄρξωμαι aussagt, so wird letztere die in ersterer Recension unentbehrlich gewesen, in der zweyten nicht nur überflüßig, sondern selbst störend. Wir glauben aus diesem Grunde und aus andern nicht, daß die zwey Paragraphe in Σ nur zufällig durch einen Gleichklang, (§. 6. u. 8 beginnt mit den Worten εἰ μὲν οὖν) ausgefallen sind.

Noch einleuchtender ist die zweite Stelle § 46. Der Redner hebt den Gegensatz der alten thätigen, patriotisch gesinnten, und der unthätigen und gleichgültigen Athener seiner Zeit hervor; jene hätten Verräther des Vaterlandes, die sich vom Feinde bestechen ließen, mit dem Tode bestraft; ganz anders diese: ἐκόλαζον δ' οὕτω καὶ ἐτιμωροῦντο οὓς αἴσθοιντο [δωροδοκοῦντας], ὥστε καὶ στηλίτας ποιεῖν. ἐκ δὲ τούτων εἰκότως τὰ τῶν Ἑλλήνων ἦν τῷ βαρβάρῳ φοβερά, οὐχ ὁ βάρβαρος τοῖς Ἕλλησιν· ἀλλ' οὐ νῦν· οὐ γὰρ οὕτως ἔχεθ' ὑμεῖς οὔτε πρὸς τὰ τοιαῦτα οὔτε πρὸς τἄλλα, ἀλλὰ πῶς; ἴστε αὐτοί· Τί γὰρ δεῖ περὶ πάντων ὑμῶν κατηγορεῖν; παραπλησίως δὲ καὶ οὐδὲν βέλτιον ὑμῶν ἅπαντες οἱ λοιποὶ Ἕλληνες. διόπερ φημὶ ἔγωγε καὶ σπουδῆς πολλῆς καὶ βουλῆς ἀγαθῆς τὰ παρόντα πράγματα προσδεῖσθαι. τίνος εἴπω; κελεύετε καὶ οὐκ ὀργιεῖσθε; ΕΚ ΤΟΥ ΓΡΑΜΜΑΤΕΙΟΥ ΑΝΑΓΙΓΝΩΣΚΕΙ. Ἔστι τοίνυν τις κ. τ. λ. Sollen diese Worte eine Bedeutung haben, so muß angenommen werden, daß Demosthenes den guten Rath, den er in jener Lage des Staates für besonders nothwendig gehalten, nicht ohne Besorgniß und Furcht seinen Zuhörern zu mißfallen, aus dem Archive geholt und ihnen vorgelesen habe. Nie benimmt sich Demosthenes, wenn er seinen Atheniensern rathen will, schüchtern, und warum sollte er dieses? und wozu hier die συμβουλή? Was der Redner will und anrathet, ist §. 51 — 55 und besonders §. 70 — 73 sorgfältig zusammengestellt, und konnte natürlich nicht aus

dem Archive genommen werden; aus den officiellen Acten konnte nur Geschehenes nachgewiesen, nicht aber der Rath, wie man sich in der Zukunft benehmen soll, ertheilt werden; höchstens konnte vergleichungsweise auf die Vergangenheit Beziehung genommen werden. *) Ganz neuen Aufschluß über diese Stelle verdanken wir der trefflichen Handschrift Σ, und keine Divinationsgabe würde hervorbringen, was jetzt durch handschriftliche Autorität unumstößlich vor Augen liegt; dort ist nur Folgendes geschrieben:

> ἀλλ' οὐ νῦν· οὐ γὰρ οὕτως ἔχεθ' ὑμεῖς οὔτε πρὸς τὰ τοιαῦτα οὔτε πρὸς τἄλλα, ἀλλὰ πῶς; εἴπω; κελεύετε καὶ οὐκ ὀργιεῖσθε; ΕΚ ΤΟΥ ΓΡΑΜΜΑΤΕΙΟΥ ΑΝΑΓΙΓΝΩΣΚΕΙ. ἔστι τοίνυν τις κτλ.

die dazwischen liegenden Worte ἴστε — τίνος fehlen. Darnach wollte Demosthenes den Athenern aus offiziellen Denkmalen faktische Beyspiele ihrer Gleichgültigkeit und Nachläßigkeit vorlegen; darum fragt er zuerst an, ob er sie auch vorbringen dürfe. Diese Beyspiele müssen schlagend und verletzend genug gewesen seyn, und die Furcht des Redners war nicht unbegründet; denn in der Revision hat Demosthenes diese Anführung ganz übergangen, sie für unnöthig gehalten, weil die Athener selbst es wüßten, und die andern Hellenen um nichts besser daran wären, und sie auf Vorsicht, Thätigkeit und kluges Benehmen verwiesen; die Aenderung der Stelle aber war folgende:

> ἀλλ' οὐ νῦν· οὐ γὰρ οὕτως ἔχεθ' ὑμεῖς οὔτε πρὸς τὰ τοιαῦτα οὔτε πρὸς τἄλλα, ἀλλὰ πῶς; ἴστε αὐτοί, τί γὰρ δεῖ περὶ πάντων ὑμῶν κατηγορεῖν; παραπλησίως δὲ καὶ οὐδὲν βέλτιον ὑμῶν ἅπαντες οἱ λοιποὶ Ἕλληνες. διόπερ φημὶ ἔγωγε καὶ σπουδῆς πολλῆς καὶ βουλῆς ἀγαθῆς τὰ παρόντα πράγματα προσδεῖσθαι. ἔστι τοίνυν τις κτλ.

die Worte εἴπω ... ἀναγιγνώσκει gehören nur zu der ersten Rezension und waren nach der vorgenommenen Aenderung gänzlich zu tilgen; aber man fügte den neuen Zusatz sogleich an die treffende Stelle, und ließ die Worte der ersten Recension unverändert, welche, jetzt unverständlich, um die Frage einigermaßen zu erklären, durch ein falsch hinzugesetztes τίνος, mit den vorhergehenden verbunden werden; denn nur als ein späteres Emblem ist jenes τίνος zu betrachten, um eine scheinbare Verbindung anzuknüpfen.

Ist nun dieses unser Urtheil richtig, so folgt, daß sich das Exemplar der ersten Rezension erhalten hat, nicht der zweiten; was in dieser mehr war, wurde an den Rand der ersten geschrieben; was aber dieser sich nicht mehr fügte, wurde nicht gestrichen, sondern blieb (Dank dieser Vorsorge!) wohlerhalten stehen, und so entstand die Mischung von zwei Recensionen. Daraus erklärt sich, wie §. 75 ein späterer Zusatz, weil er an den Rand geschrieben war, an unrechter Stelle eingereiht worden ist: εἰ δ' οὗ βούλεται ζητῶν ἕκαστος καθεδεῖται, καὶ ὅπως μηδὲν αὐτὸς ποιήσει σκοπῶν, πρῶτον μὲν οὐ μή ποθ' εὕρῃ τοὺς ποιήσοντας, ἔπειτα δέδοικα ὅπως μὴ πάνθ' ἅμα ὅσα οὐ βουλόμεθα, ποιεῖν ἡμῖν ἀνάγκη γενήσεται· [εἰ γὰρ ἦσαν, εὕρηντ' ἂν πάλαι ἕνεκά γε τοῦ μηδὲν ἡμᾶς αὐτοὺς ποιεῖν ἐθέλειν· ἀλλ' οὐκ εἰσίν.] die eingeschlossenen Worte, welche in den Handschriften Bekkers F Σ Ω u v fehlen, halten wir gegen Dindorf für Demosthenisch, sie sind aber wie Schäfer und Dobree bemerkt haben, eine Erklärung des ersten Satzes und nach τοὺς ποιήσοντας einzusetzen.

---

*) Diese Schwierigkeit hat der geistreiche und gelehrte Dobree gefühlt, der in seinen Adversaria tom. I. p. 374 nachstehende Bemerkung zu diesen Worten hinterlassen hat:
p. 123, 4 ὀργιεῖσθε; * * * (Vide p. 129, 1) Cetera hujus lineae delenda cum MSS.

Dobree glaubte also, durch die Verbindung beider Recensionen verführt, §. 46 mit §. 70 zusammenstellen zu müssen, was unmöglich ist; denn was soll das dazwischen liegende? Hätte er die Wichtigkeit der ihm nicht unbekannten, ja von ihm schon vor Bekkers Ausgabe in seinem Commentare zu Aristophanes gerühmten Σ gewürdigt, so würde er hier und anderswo sich von allzu kühnen Vermuthungen ferne gehalten haben. Doch es sind auch Bemerkungen, die der gelehrte Engländer nur für sich gemacht hat, und gegen deren Veröffentlichung er gewiß, wenn er lebte, zuerst Einspruch thun würde; immer aber zeigen sie von dem bewunderungswürdigen Scharfsinn des Mannes, dem, was Gedanke und Zusammenhang fordere, wie keinem anderen einleuchtete.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nr. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

1. Herr Oberbergrath Fuchs zeigt ein Mineral vor, was bey Zwisel im bayerischen Walde vorkommt und mit dem bey Limoges in Frankreich sich findenden phosphorsauren Eisenmangan (Triplit) äußerlich die größte Aehnlichkeit hat, aber in seiner Mischung nicht unbedeutend davon abweicht, indem es nicht nur mehr Eisenoxydul und weniger Manganoxydul, sondern auch nebst Phosphorsäure Fluor, mithin Fluoreisen, enthält, und ähnlich wie der Apatit zusammengesetzt ist.

F. schlägt daher vor, dieses Mineral Eisen-Apatit zu nennen, weil es vermuthlich auch in der Krystallisation mit dem Apatit übereinkommt; was jedoch nicht bestimmt behauptet werden kann, da es sich noch nicht in Krystallen, sondern nur in krystallinischen Massen gefunden hat. Uebrigens ist er der Meynung, daß dieses Mineral, seiner abweichenden Mischung ungeachtet, von dem sogenannten Triplit nicht specifisch verschieden sey, und glaubt, daß Berzelius und Vauquelin, welche diesen analysirten, es mit unreinen oder vielleicht schon etwas verwitterten Exemplaren zu thun hatten.

Der Eisengehalt dieses Minerals wurde nach der schon früher in diesen Blättern ausführlich beschriebenen Methode, nämlich mittelst Kupfer bestimmt. F. kam bey dieser Gelegenheit wieder auf dieses Verfahren zurück, und lieferte dazu einen Nachtrag, wonach von demselben noch mit mehr Vortheil Gebrauch gemacht werden kann. Dieser Vortheil besteht darin, daß, wenn man mit dem Kupfer einen Platindrath in Berührung setzt, der beabsichtigte Zweck auch bey der gewöhnlichen Temperatur in kurzer Zeit erreicht werden kann. Auf diese Weise kann auch der Eisengehalt titanhaltiger Eisenerze mittelst Kupfer bestimmt werden, was beym Siedepuncte nicht wohl möglich ist, weil dabey auch die Titansäure Sauerstoff an das Kupfer abgiebt, und eine karmesinrothe Auflösung von salzsaurem Titanoxyd entsteht.

Zum Schluße wurde noch bemerkt, daß sich dieses Verfahren noch viel weiter ausdehnen läßt und davon nicht nur zur quantativen Bestimmung des Eisens, sondern mehrerer anderer Metalle, als: des Goldes, Silbers, Kupfers, Urans, Molybdäns, Scheels rc. mit Vortheil Gebrauch zu machen seyn wird.

Das Ausführlichere hierüber wird im Journal für praktische Chemie bekannt gemacht werden.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen in der alten Welt, mit besonderer Rücksicht auf die Floren-Reiche.

In Afrika bleiben uns, nach der Schilderung der nördlichen Florenreiche, noch fünf andere übrig: XII. das von Guinea; XIII. das vom Caffern-

lande; XIV. das vom Cap der guten Hoffnung; XV. das von Melinde, und XVI. das von Madagaskar und den dazu gehörigen Inseln.

Diese ausgedehnten Gebiete sind, mit Ausnahme des Caps der guten Hoffnung, zur Zeit noch sehr wenig bereist, und das Innere ist, in botanischer, wie in geographischer Beziehung, eine wahre Terra incognita. Man kann daher gegenwärtig nur ein sehr unvollständiges Bild von der Vegetation jener Landstriche geben, wenn schon gerade über die Palmen, die in den bis jetzt bereisten Gebieten vorkommen, nicht unvollständige Nachrichten vorliegen, weil diese Gewächse von größter Bedeutung im Haushalt der Einwohner sind und daher die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gelenkt haben.

XII. Das Florenreich von Guinea, Imperium Florae guineensis. Ich habe dieses Florengebiet der westlichen Küstenländer gegen Nord und Süd willkührlich begränzt, indem ich es auf 10 Grade nördlich und südlich von der Linie bestimmte. Gegen Osten habe ich es aber gänzlich ohne scharfe Gränzen gelassen, da es unmöglich ist, aus den wenigen bisher bekannt gewordenen Thatsachen sichre Combinationen für die Pflanzengeographie abzuleiten. Gegen Norden stößt es an die Sahara; es ist aber bis jetzt noch gar keine Beobachtung über den Uebergang oder die gegenseitige Begränzung dieser Florenreiche gemacht worden. Ebenso wie die Gränzen, sind auch die Charaktere im Innern des guineischen Reiches nur in unvollkommenen Zügen anzugeben. Bey genauerer Bekanntschaft mit der dortigen Vegetation finden sich vielleicht Bestimmungsgründe, um aus dem einzigen zwey oder mehrere besondere Reiche der Flora zu bilden. Die Länder nördlich und südlich von der Linie, welche gewöhnlich als Ober= (Nord=) und Nieder (Süd=) Guinea unterschieden werden, dürften, namentlich im Innern, bedeutend verschiedene Floren aufweisen. Ich schließe dieß besonders aus dem doppelten Umstande, daß man überhaupt gerade unter dem Aequator die Gränzen jedes Florenreiches enger gezogen findet, und daß die Aequinoctial=Gegenden Brasiliens eine eigenthümliche Verwandtschaft ihrer Vegetation mit der des gegenüberliegenden afrikanischen Continentes darstellen. Je näher man aber in Brasilien von Süden her dem Aequator kommt, desto auffallender unterscheidet sich die Flora von der des südlicher gelegenen Landes. Ebenso möchte also die guineische Flora in einer gewissen Entfernung nördlich und südlich vom Aequator einen eigenthümlichen Charakter tragen, welcher von dem des unmittelbar unter der Linie gelegenen Landes wenigstens in vielen Hauptbeziehungen verschieden ist.

Zur Zeit sind nur wenige Küstenpuncte botanisch untersucht worden, und der bösartige, ja mörderische Einfluß des Klima, welchem die meisten Botaniker, die sich hieher gewagt, unterlegen sind, erhöht die Verdienstlichkeit der wenigen schriftlichen Nachrichten und Sammlungen, die man zur Zeit über dieß Gebiet benützen kann.

Nördlich von der Linie sind vorzüglich die folgenden Punkte botanisch, mehr oder minder genau untersucht worden. 1. Sierra Leone, wo Afzelius und Smeathmann botanisirten. Durch beide sind Sammlungen nach Europa gekommen, und die des ersteren Botanikers sind von ihm selbst, *) die die von Smeathmann, welche im Herbarium von Sir J. Banks aufbewahrt werden, sind von R. Brown bearbeitet worden. Ueberdieß enthält namentlich Winterbottoms Reisebeschreibung manche interessante botanische Notiz. 2. Auf Cap Castle (oder Cabo Corso der Portugiesen) sammelten die englischen Botaniker Braß und Hové, deren Entdeckungen im Herbarium Sir J. Banks durch R. Brown bestimmt worden sind. 3. Die Gegend um die dänischen Faktoreyen an der Gold= und Sklavenküste haben in Isert, O. Haaslund Smith und Thonning fleißige und genaue Untersucher gefunden. Die Landschaften, wo diese drey Botaniker arbeiteten, werden Ga oder Akra, Adampi, Aguapim, Quaohu (Kuahu), Volta Krepeh und Fida (Whydah)

---

*) Adam Afzelius Genera plant. guineensium. Upsal. 1804. 4.

Remedia guineensia Collect. 1 — 10. 1813 — 1817.

Stirpium in Guinea medicinalium species novae. ibid 1818 und 1829 4.

genannt. Die von Isert, von dem dort verstorbenen Hoslund Smith und von Thonning zusammengebrachten Materialien, welche durch die schriftlichen Notizen des Letztgenannten an Werth wesentlich gewonnen haben, sind im Allgemeinen von Hornemann *) bekannt gemacht worden, und eine ausführlichere Arbeit über dieselben Materialien hat Schumacher **) begonnen. Ueber die Reiche von Oware und Benin giebt Palisot de Beauvais' „Flora" jener Gegend einige Anhaltspunkte. Zur Pflanzengeographie südlich von der Linie in dem sogenannten Nieder- oder Süd-Guinea liefert die treffliche Abhandlung R. Browns, über die Materialien, welche auf der unglücklichen Expedition des Cap. Tuckey auf dem Zaire-Strom durch Christ. Smith und den Gärtner Lockhardt gesammelt worden sind, bis jetzt die einzige Grundlage. Das Reich Congo ward zwar schon früher von Cavazzi, Carli, Merolla, Zuchelli bereist und beschrieben, und die Schriften dieser fleißigen Missionarien aus dem Capuciner-Orden, sowie Proyart's Buch über die Reisen Bellegardes und andere Berichte von Handelsleuten enthalten manche einzelne schätzbare Nachrichten; doch beziehen diese sich fast ausschließlich auf die Nutzpflanzen, da eine wissenschaftliche Pflanzenkenntniß jenen Reisenden abgieng.

Die physikalische Beschaffenheit des Landes in diesem großen Gebiete scheint sehr verschieden, weßhalb sich auch eine große Mannichfaltigkeit der Vegetation erwarten läßt. Ein großer Theil der Küste ist mit Mangrove-Waldung, von einer Rhizophora, die sowohl von den asiatischen als von den amerikanischen verschieden ist, von Cassipourea congensis, Avicennia tomentosa (oder africana Pal. Beauv.) und Conocarpus erecta bedeckt, und weiter landeinwärts stellt der gesellige, längs der Küste weit verbreitete Pandanus Candelabrum in Gegenden, welche Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, gleichsam einen Uebergang von der Seeufer Vegetation zu der des Continentes dar. Diese Pflanzenform des Pandanus, welche in den östlichen Tropengegenden so häufig ist, in Amerika aber gänzlich fehlt, und daselbst gewissermassen durch die verwandten Bildungen von Phytelephas, Salmia und Cyclanthus repräsentirt wird, hat hier ihre Westgrenze auf der Erde. Ihre Nordwestgrenze fällt, nach Dr. Brunner, an den obern Gambia, wo ebenfalls Pandanus Candelabrum erscheint. Die sich unmittelbar anschließenden Landstriche sind sandig und sehr heiß. Sie sind pflanzenarm, oder werden von einer niedrigen Waldvegetation oder von einzeln stehenden Kräutern bedeckt, unter welchen viele, die auch in Senegambien vorkommen, wie manche Arten von Acacia, von denen auch hier noch Gummi gewonnen wird. Auch der Baobab und das verwandte Bombax pentandrum gehören beyden Floren-Gebieten an.

In dem Reiche Benin erstreckt sich das Flachland tief landeinwärts. Hieher gehört auch das mit zahllosen Kanälen und Abzugsgräben durchschnittene Delta des Nigerstromes. Der feuchte Alluvialboden, welchen dicke, ungesunde Dünste überlagern, nährt eine saftige, dichte Waldvegetation. Die Aequatorialsonne und die jährlich eintretenden Ueberfluthungen verleihen dieser Waldung den Charakter von Wildheit und überschwenglicher Ueppigkeit. Das Land erhebt sich sehr langsam ansteigend. Etwa 30 Meilen von der Küste zeigen sich Reihen von Hügeln, aber keine hohen Gebirge. Der Boden ist sandig und darunter röthlicher Lehm. Südlich und nördlich von dieser weiten Bucht des Flachlandes stehen die Gebirgszüge dem Meere näher. An der Sklaven- und Gold-Küste und im Lande der Aschantis erhebt sich das Land hinter dem erwähnten, sandigen und trocknen Küstenstriche, oder wohl auch unmittelbar vom Meere aus, zu Hügeln und Bergen, welche oft eine sehr beträchtliche Höhe erreichen, und in enge Schluchten und Felsenthäler ausgefurcht sind. Die Stürme (Harmattans) aus N. und N. O. sind hier seltener als in den nördlich davon gelegenen Gegenden. Sie sind trocken und nur selten unmittelbar von Regen gefolgt. Die Regenzeit beginnt im Mai.

Aguapim hat Berge, welche aber nicht einmal die subalpinische Region erreichen, sondern bis

*) S. Hornemann Prolusio de indole plantarum guineensium, Havn. 1819. und im Auszuge in R. Browns vermischten Schriften, deutsch herausgegeben von Nees v. Esenbeck. I. p. 172 ff.

**) In den K. Danske Vidensk. naturv. og math. Afhanl. III. 1828. et IV. 1829.

zum Gipfel mit Palmen bewachsen sind. Ga und das westliche Adampi aber, Volta Krepeh und Fida sind flach und niedrig. Die gebirgigen Theile des Landes sind von weit ausgedehnten, dichten Wäldern beschattet, und die Vegetation ist überhaupt in höheren Lagen üppig und kräftig, in den Niederungen aber, die die Seewinde treffen, schwächer. Im Innern des Landes verschwindet die Küstenvegetation fast gänzlich. Isert hat im Lande der Aschantis kaum mehr als 20 Küstenpflanzen wiedergefunden. Die Temperatur in diesen Gegenden ist nach Angabe der dänischen Botaniker, bei Tag im Schatten 22 — 27° R. in der Sonne bis 42° R.; am Morgen ist sie 19 — 21° R. am Abend 20 — 23° R. Der Volta-Fluß überschwemmmt seine Umgegend im Monate September. Auch einige große Seen kommen in diesem Gebiete vor. *)

In Sierra Leone (8° 30′ n. Br.) steigt das Land schon näher am Meere steil in die Höhe. Es erhebt sich oft zu Bergen, die mit Waldung bedeckt sind. Die mittlere Jahrestemperatur ist nach Winterbottoms Beobachtungen 27, 24° C.; die tiefste Monatstemperatur fällt mit 25, 6° C. in den September, die höchste mit 29, 2° in März und April. Die Regen fangen hier, nach Matthews, mit Ende May an, dauern durch Juni und July, beginnen dann wieder im Oktober und dauern bis Ende Novembers. Weiter gegen N. O. aber, auf der hohen Terrasse von Tembo, befindet man sich in einem felsigen, trockenen, kühlen, zum Theil gut angebauten Lande, das wenige Wälder, aber ausgedehnte Bergweiden und ansehnliche Viehzucht besitzt. Die kühlen Nächte und starken Temperaturwechsel schließen eine eigentliche Tropenvegetation aus; wogegen hier alle Pflanzen der subtropischen Zone: Reis, Baumwolle, die Agrumen u. s. w. recht gut gedeihen. Nordwärts und Nordostwärts von diesem Hochlande, in dem Lande der Mandingos, scheint die Vegetation minder üppig, trockener, einförmiger. Wälder werden seltener, Gebüsch und Gestrüpp decken in größerer Ausdehnung die Hochebenen und den Fuß der Berge, deren obere Region entweder kahl und felsig, oder mit Gras überwachsen ist.

Nieder- oder Süd-Guinea scheint sich in seinen klimatischen Verhältnißen so wesentlich von Nord-Guinea zu unterscheiden, daß schon in dieser Beziehung eine bedeutende Verschiedenheit der Vegetation erklärlich wäre, namentlich im Innern, denn die Küstenstriche der tropischen Länder haben im Allgemeinen vieles miteinander gemein. Der Frühling fällt dort in den September und Oktober, in welcher Zeit die Felder zum erstenmale bestellt werden. (Die zweyte Aussaat geschieht im Januar, und die zweyte Ernte fällt in den Monat May.) Es regnet, mehr oder weniger, bis in den April; die europäischen Sommermonate sind dort sehr trocken und heiß.

In Congo unterscheiden die Einwohner sechs Jahreszeiten, deren erste sie in die Monate September und Oktober setzen. Man nennt jene Zeit dort die kleine Regenzeit oder Tempo de Trovoadas. Ihr folgen die trocknen Stürme (Harmattan), welche vom December bis Ende Januar zu dauern pflegen. Im Januar stehen die Fluren im schönsten Grün. Im März fängt die zweyte Regenzeit an, welche bis Ende May dauert. Von nun an bis in den September pflegt es nicht mehr zu regnen. Während der Regenmonate herrschen Nord-West-, während der trocknen Monate Süd- und Südost-Winde. *) Die Küste ist größtentheils eben und sandig; das Innere nicht selten bergig.

*) Nees v. Esenbeck in Anmerkung zu R. Brown vermischte Schriften, I. S. 173. Man vergl. über die Witterungsverhältnisse auf der Sclavenküste Iserts Anhang meteorologischer Beobachtungen. Die stärkste von Isert beobachtete Hitze = 91° F. fällt auf den 20 Febr., am Rio Volta; die größte Erniedrigung der Temperatur = 69° F. ward am 12. Juli auf den Bergen von Aguapim bemerkt. Der Barometer zeigte fast ohne Unterschied 29, 5 Zoll engl. Maas. In sechs Monaten ward nur 1/10 Zoll Differenz bemerkt.

*) Ueber das Klima von Congo vergl. Cavazzi istorica Descrittione de'tre regni Congo, Matamba et Angola, Milano 1690, 4°. p. 26. Zucchelli Missions- und Reisebeschreibung aus dem Italien. Frankf. a. M. 1715. S. 162.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.
Nr. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das große Land von Congo ist uns nur längs dem Verlaufe des Zaire=Stroms durch des unglücklichen Capt. Tuckey Expedition aufgeschloßen worden. An der Küste und an den Ufern des untersten Stromverlaufes kommt die Vegetation mit der von Benin und von Sierra Leone, vermöge der Anwesenheit gewisser charakteristischer Formen, überein. Die zugerundeten Höhengipfel des, aus Glimmerschiefer bestehenden, Gebirges sind meistentheils nackt, oder nur begrast. Hohe Bäume sind selten; nur die Palmen (Elaeis guineensis und Raphia vinifera) und Adansonien (in Südguinea Alicondo oder Bondo genannt) sieht man in Gruppen. Neben diesen Gewächsen werden Bombax pentandrum, Sterculia acuminata, die Musanga, eine merkwürdige afrikanische Gattung aus der Familie der Artocarpeae, die ebenfalls ausschließlich afrikanische Gattung Anthocleista als bezeichnende Glieder in dem untersten Stromreviere angegeben. Weiter landeinwärts am Strome, und östlich von den Kataraktern, wo Thon= und Sienitgebirg, und noch östlicher Kalkformation auftritt, wandelt sich die Vegetation wesentlich ab. Ein größerer Wechsel von Arten, und längs den Ufern schöne, immergrüne, tropische Pflanzenformen machen sich mehr und mehr geltend, und scheinen dieser mediterranen Vegetation einen höchst eigenthümlichen Charakter zu verleihen.

Die Landschaften südlich vom Congo=Fluß sind noch von keinem Botaniker betreten worden. Einige portugiesische Sklavenhändler, die von S. Felippe de Benguela aus landeinwärts, weit nach Osten vorgedrungen sind, und welche ich auszufragen Gelegenheit gehabt habe, kamen in ihren Berichten darin überein, daß jenseits der ersten, sehr steilen Gebirgszüge, welche längs der Küste hinlaufen, das Land sich zu einer beträchtlichen Höhe in ausgedehnte Hochebenen und Gebirge erhebe, und daß es dort mit einer ungemein üppigen, das ganze Jahr hindurch grünen Flur=Vegetation, und in den muldenförmigen Thälern mit dichter Waldung bedeckt sey. Die dürre Küste, einen großen Theil des Jahres hindurch von pestilenzialisch riechenden Ostwinden beherrscht, ist den europäischen Ansiedlern im höchsten Grade feindlich, so zwar, daß keine Europäerin dort die Leibesfrucht ausgetragen haben soll. Aber auf jenen Höhen herrscht ein eben so gesundes, als angenehmes Klima, und die Ansiedler, welche auch Viehzucht treiben, sollen einer längs der Küste ganz ungewöhnlichen Gesundheit genießen, die sich auch in dem kräftigen Incarnat des Antlitzes „einer Schinkenfarbe" wie man sie mir nannte, bemerklich macht. —

Faßt man die aus dem großen Gebiete von Guinea bekannt gewordenen Pflanzen unter allgemeine Gesichtspuncte zusammen, so scheinen hier drey Kategorien festzustellen. Die Pflanzen sind nämlich, 1) rücksichtlich der Gattungscharaktere eigenthümlich und wesentlich afrikanisch, oder 2) sie gehören, mit mehr oder weniger kosmopolitischer

Verbreitung, auch andern Continenten zwischen den Tropen an; oder 3) sie sind die Repräsentanten entsprechender Arten in Amerika und Asien.

Von den eigentlich afrikanischen Gattungen ist auch jetzt schon eine verhaltnißmäßig bedeutende Menge bekannt geworden, woraus sich die Vermuthung ableiten läßt, daß die genauere Erforschung des Landes noch sehr viele, ebenfalls eigenthümliche Bildungen kennen lehren, und der Formenkreis ächt afrikanischer Gattungen an Reichthum und Bedeutsamkeit sich dem des tropischen Amerika's und Asiens gleichstellen werde. Ich nenne als Beyspiele vom eigenthümlichen Typus der guineischen Flora: Spathodea, Ormocarpus, Cryphospermum, Omphalocarpus, Ventenatia, die drey neuen Gattungen aus der Familie der Tiliaceae, deren R. Brown mit der Bemerkung erwähnt, daß sie in einigen Beziehungen an die Ordnung der Chlenaceen von Madagaskar erinnern, Sarcocephalus, die schon früher genannte, zwischen den beyden amerikanischen Gattungen Cecropia und Cussapoa in der Mitte stehende, Artocarpeen-Gattung, welche die Einwohner Musanga nennen, den damit verwandten Myrianthus, Smeathmannia und Napoleonea oder Belvisia, wahrscheinlich Typen zweyer eigenthümlicher Ordnungen, — ferner aus der Familie der Caesalpinieen den Red-Water-Tree von Sierra Leone, Erythrophleum und Afzelia, Anthonota, Codarium, Baphia nitida, das sogenannte Cam-Wood, welches als Farbeholz ausgeführt wird *), die Lippenblume Hoslundia, die beyden Rubiaceen Oxyanthus und Cuviera, sowie die Gattung aus den Apocyneen, mit eßbarer Frucht, der Cream-fruit-Baum der Engländer, ein Verwandter von Cerbera, (dieser Baum scheint ganz vorzüglich zur Charakteristik der afrikanischen Continentalflora beyzutragen,) — und endlich die Gattung Anthocleista. Diese Gattungen haben ein sehr selbstständiges, eigenthümliches Gepräge, und es ist schwer zu sagen, ob sie sich mehr an die in Amerika, oder in Asien herrschenden Typen anschließen. Sie enthalten wesentliche Momente der in Afrika ausgeprägten Bildungsrichtungen. Bezeichnend für die guineische Vegetation ist auch der Mangel gewisser tropischer Ordnungen. Als solche, die dort gar nicht, oder nur selten repräsentirt sind, erscheinen nach R. Browns Bericht *) die Cycadeae, Piperaceae **), Begoniaceae, Laurineae, Passiflorae, Myrsineae, Magnoliaceae, Guttiferae, Hesperideae, Cedreleae und Meliaceae. Von den kosmopolitischen Tropenflanzen, die dem guineischen Florenreiche mit Asien und Amerika gemeinschaftlich zukommen, hat R. Brown ***) 22 Arten aufgeführt. Vielleicht ließe sich diese Zahl noch beträchtlich vermehren, wie denn auch noch Eriodendrum anfractuosum, Cyperus polystachyus, C. distans, Hyptis suaveolens, H. pectinata, Philoxerus vermicularis, Paspalus Kora, vaginatus und ciliatus u. a. hieher zu rechnen seyn möchten.

Dieser Receptivität für gewisse tropische Gewächse entspricht auch die Leichtigkeit, womit fast alle Nutzpflanzen der heißen Länder in Guinea cultivirt werden. R. Brown hat bey seiner vortrefflichen Untersuchung über das Vaterland der in Congo angebauten Nutzpflanzen ****) die Bemerkung gemacht, daß es auffalle, wie die meisten der im tropischen Afrika gebauten Gewächse aus Asien oder Amerika eingeführt scheinen. Bey der geringen Zahl von Pflanzen, deren Anbau nachweislich unter den Negern getrieben wurde, ehe Europäer dorthin kamen, wird es erklärlich, wie diese oft zum Hunger verurtheilte Raçe ebenfalls Anthropo-

*) Hr. Dr. Brunner vermuthet, die Baphia schon am Salumflusse gesehen zu haben.

*) Vermischte Schriften I. S. 289.

**) Es wäre zu untersuchen, ob die Schlingpflanze Inquesso bey Cavazzi p. 31. Nr. 92., deren Samen den Pfeffer an Geruch und Geschmack übertreffen sollen, nicht eine Piperacea wäre. Wahrscheinlich ist dieß diejenige Pfefferart, welche in einem der ältesten portugiesischen Berichte als Pimienta de cauda angeführt und mit den Cubeben verglichen wird. Sie soll aber bey weitem schärfer seyn, als irgend eine andere Pfefferart und ihre Ausfuhr aus Afrika von dem portugiesischen Gouvernement verboten worden seyn, um den ostindischen Pfeffer nicht zu entwerthen. S. Noticias para a Historia e Geographia das Nações ultramarinas etc. Lisb. II. p. 87.

***) Vermischte Schriften I. S. 319.

****) Am angeführten Orte S. 301.

phagen gewesen seyen, was einige der ältesten Reisenden anführen. Ich erlaube mir über diesen merkwürdigen Umstand noch Einiges beyzubringen, was bey einer künftig auszuführenden Geschichte der wichtigsten Nutzpflanzen vielleicht einige Berücksichtigung verdienen möchte. Bemerkungen dieser Art stehen nämlich in Beziehung zu der Urgeschichte der afrikanischen und amerikanischen Menschheit. Als ursprünglich afrikanisch ist ohne Zweifel anzusehen: Sorghum vulgare, der Milho pequeno der Portugiesen, Melca oder Alcandia der Spanier, die Durra der Araber, Mah an der Sclavenküste, Massingö oder Massangö der Neger von Congo, welche überall in Afrika in vielerley Sorten gebaut wird. Dieses Gewächs ist, des großen Verkehrs zwischen Guinea und Brasilien ungeachtet, doch in letzteres Land nicht eingeführt worden; ich habe seinen Anbau nirgends daselbst wahrgenommen. Verwandte Arten derselben Gattung, vielleicht insgesammt als afrikanisch zu betrachten, sind ferner: Sorghum Caffrorum, saccharatum (Holcus Dochna Forsk.) halepense und bicolor. Ueberdieß ist Pennisetum typhoideum Del. (Holcus spicatus L.), der Painço negro der Portugiesen, Panizo negro oder de Daymiel der Spanier, eine Getreideart, welche in mehreren Gegenden von Westafrika angebaut wird. Die Neger vom Senegal machen vorzüglich daraus ihren Kuskus. Genauere Untersuchungen müssen erst ausweisen, ob sie ursprünglich afrikanisch oder asiatisch sey. *)

Von Nahrungspflanzen scheint ferner in diesem Gebiete die Colocasia Antiquorum, eben so gut, als in Aegypten, einheimisch zu seyn. Sie wird jetzt zugleich mit mehreren anderen eßbaren Araceen, welche an der Goldküste Kako heißen, angebaut. Einige von diesen sind einheimisch, andere vielleicht aus Amerika eingeführt worden. **) Die kleine Baumwollenstaude (Gossypium herbaceum), welche ebenfalls schon von den alten Aegyptiern benützt wurde, darf nicht geradezu als eine in Guinea ursprünglich fremde Pflanze angesehen werden. Uebrigens sind jetzt wohl auch andere strauchartige Baumwollenarten daselbst eingeführt worden.

Von den beyden Arten der Musa, der Banana (M. sapientum) und der Paradiesfeige (M. paradisiaca) wird angenommen, daß sie ursprünglich in Ostindien einheimisch, und so wie nach Amerika, auch nach Guinea durch den Menschen eingeführt worden seyen. *) In Beziehung hierauf ist es aber nicht ohne Bedeutung, daß die letztere von beyden Arten bey sehr vielen Völkern auf dem Continente der neuen Welt unter dem amerikanischen Namen der Pacoba oder Bocoba bekannt ist, und daß sie bey der Entdeckung Brasiliens durch die Portugiesen hier ohne Zweifel schon vorgefunden wurde. **) Das Wort Pacoba ward von den Portugiesen mit der Endung Eira versehen = Pacobeira d. i. Pacoba-Pflanze. ***) Der Name Banana ist nach Clusius ****) ursprünglich guineisch. Die Portugiesen haben ihn ebenfalls mit Portugiesischer Endung — Bananeira — in ihre Sprache aufgenommen, und unterscheiden jetzt die Banana da Terra, d. h. die inländische, von der Banana de S. Thomé, welche nach den angeführten Noticias do Brasil p. 158 aus der Ilha de S. Thomé,

*) Mehrere Nutzpflanzen aus Congo, deren Cavazzi S. 21 Nr. 51. erwähnt, sind mir noch apokryphisch, wie Luvo, N'cassa, N'canza, Cangululu.

**) In einer der ältesten portugiesischen Nachrichten von der Insel S. Thomé werden 4 Arten von Araceae (Inhame) als in Afrika kultivirt angegeben. Inhame Chicoreiro, die von den Handelsschiffen als Seeprovision eingenommen wird, Inhame de Benim, de Manicongo und amarella. Noticias para a Histor. e Geogr. das Naç. ultramarinas etc. II. p. 98.

*) Oviedo, der sie Platanos nennt (Libr. VIII. c. 1.) sagt ausdrücklich, daß sie auf den Inseln nicht einheimisch gewesen.

**) „Pacoba de huma fruta natural desta terra": Noticia do Brazil p. 157.

***) So thun derselben schon Lery. Vòg. edit. 1600. p. 209. u. Thevet France antarct. ed. 1558. p. 61. c. ic. Erwähnung. Jener nennt die Frucht Paco, dieser Pacona. Das Wort Bacco, unter welchem, nach Isert a. a. O. S. 171, auf der Goldküste Musa sapientum verstanden wird, ist wahrscheinlich davon abzuleiten.

****) Exot. p. 229. — Nach Cavazzi p. 28. heißt die Banane in Congo: Maongis oder Macobecco.

im guineischen Meerbusen, nach Bahia soll gebracht worden seyn. Von Bataten (Batatas edulis Chois. und verwandten Arten, Convolvulus Batatas L.) werden gegenwärtig viele Sorten in Guinea angebaut. *) Uebrigens hat die englische Expedition auf dem Zaire-Strome dort keine Bataten bemerkt, und die Bataten heißen bei den Einwohnern in Loango und Congo Bala N'putu d. i. fremde Würzel. **) Obgleich ferner die Küsten Guineas von den Portugiesen lange genug vor der Entdeckung von Amerika bekannt waren, brachte doch Colon die Knollen von diesen Pflanzen zuerst als eine Merkwürdigkeit mit nach Spanien. ***) Alles dieß macht es wahrscheinlich, daß sie in Guinea nicht einheimisch waren, sondern aus Brasilien durch die Portugiesen, welche mit Sclaven handelten, dorthin eingeführt wurden. Auf den antillischen Inseln hießen diese Knollengewächse Ajes oder Axis****), und (die süßere, bessere Qualität) Batatas; in Mexiko, Camotes oder Amotes †) aus dem mexikanischen Worte Camotli. Gegenwärtig werden sie im südlichen Spanien in vielen Sorten angebaut, und die Meynung, daß sie ursprünglich amerikanisch seyen, erleidet keine Anfechtung. ††)

*) Cavazzi (S. 30.) nennt die von ihm (nicht kenntlich genug) abgebildete Art einheimisch in Congo.

**) Proyart S. 17. Cavazzi S. 30. Nr. 86.

***) Lopez de Gomara Historia de las Indias. Edit. 1554. p. 27. b.

****) Petrus Martyr Ocean. Dec. L. V. Edit. Colon. 1574. p. 263. Oviedo Coronica de los Ind. L. VII. c. 5. — Benzoni Novi Orb. Hist. Lib. I. c. 27.

†) Herrera Histor. de las Indias. Dec. I. L. 5. c. 5. edit. 1730. p. 131. A. Nach Ramon de la Sagra Histor. de Cuba p. 347. heißt jetzt die süße Batate auf Cuba Boniato; aber bei Oviedo a. a. O. L. 7. c. 2. p. 73. wäre dies der Name für die süße, nicht giftige Yuca oder Manihot-Wurzel (Manihot Aypi Pohl.) gewesen, von welcher er bemerkt, daß sie auf dem Festlande Amerikas einheimisch, und wahrscheinlich von dort nach den Inseln gebracht worden sey.

††) Agricultura general de Herrera, edit. 1818. III. p. 229.

Als ursprünglich in Congo einheimisch betrachtet R. Brown ferner eine Art bitterer Yams-Wurzel (Dioscorea). Diese Pflanzengattung, deren Arten noch nicht genügend botanisch bestimmt sind, ist wahrscheinlich über die Tropenländer aller Welttheile verbreitet, und gewährt überall eßbare Wurzeln. In Brasilien, wo man sie Cará nennt, finden sich mehrere Arten wild; cultivirt aber wird vorzüglich die gemeine, ostindische Dioscorea sativa.*)

Die Erdbohne oder Erdpistazie (Arachis hypogaea), in Loango Pindá genannt **), wird von manchen Schriftstellern als eine ursprünglich afrikanische Pflanze betrachtet, auch ist in Brasilien die Meynung ziemlich verbreitet, daß sie durch die Neger ins Land gebracht worden sey. R. Brown läßt es ***) zweifelhaft, ob sie in China oder Cochinchina, in welchen Ländern sie ebenfalls angebaut wird, einheimisch sey. Ich erlaube mir rücksichtlich dieser merkwürdigen Pflanze mehrere Stellen beyzubringen, vermöge welcher sie als eine, wenn auch nicht ursprünglich amerikanische Pflanze, doch als eine solche betrachtet werden könnte, die schon in einer vorgeschichtlichen Zeit in Amerika angebaut worden ist. Die ältesten Zeugniße von Schriftstellern über die Pflanzen in Westindien und Brasilien sprechen schon von ihr, und nehmen sie als eine von den Indianern gebaute Nutzpflanze an.

*) In Aguapim ist die Wurzel der Yams vom Juli bis December das vorzüglichste Gemüs der Einwohner. Isert. S. 288.

**) A. a. O. S. 399.

***) Und wahrscheinlich die Neuban Zamputo bei Cavazzi a. a. O. S. 22. Nr. 51.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nr. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Oviedo *) (a. D. 1535.) nennt sie Mani und bemerkt, daß sie in den Gärten der Indianer sehr gemein sey. Sie heißt in Cuba auch jetzt noch Mani, **) und Inchic bei den Indianern in Peru. ***) In Brasilien scheint sie ebenfalls vor den Conquista vorhanden gewesen zu seyn. Der bisher unbekannte Verfasser der Noticia do Brasil, welche im Jahre 1589 zu Madrid dem damaligen Minister Christophão de Moura dedicirt wurden, als welchen neuerlich Hr. Fr. A. Varnhagen *) einen gewissen Gabriel Soares de Souza von Lissabon ermittelt hat, beschreibt die Frucht so, daß sie nicht zu verkennen ist, unter dem Namen Amendão (d. i. große Mandel), und fügt ausdrücklich hinzu, daß man sie nur in Brasilien kenne. **) Der gegenwärtige Name der Arachis hypogaea in Brasilien ist Mandubi oder Mandobi. ***) Dieses Wort scheint aus Mani und ubi oder oba zusammengesetzt, wie viele andere Pflanzen-Namen

*) Coronica de las Jndias, 1547. Lib. VII. c. 5. folio 10 74. b. Otra fructa tienen los Indios en esta Ysla espannola, que se dize Mani; la qual ellos siembran y cozen y les muy ordinaria planta en sus huertas.

**) Ramon de la Sagra Historia economico-politica y statistica de la Isla de Cuba. 1831 p. 347.

***) Garcilaso de la Vega Comment. Reales I. Lib. VIII. c. 10. edit. 1723. p. 278. b. Dieser Schriftsteller fügt ausdrücklich bey, daß die Spanier die Pflanze Mani nennen, was der Name auf den Islas de Barlovento sey, da sie überhaupt die peruanischen Nutzpflanzen mit den westindischen Namen bezeichneten. Da nun die Indianer einen eigenen Namen dafür haben, so geht hieraus mit Gewißheit hervor, daß sie dieses Gewächs nicht erst durch die Spanier erhalten haben. Vergl. Monardes bei Clus. exot. p. 345.

*) Reflexões criticas sobre o Escripto impresso com o titulo de Noticia do Brasil, in Collecção de Noticias para a Historia e Geografia das Nações ultramarinas, que vivem nos Dominios portuguezes. Lisboa. Vol. V. No. 2, p. 7. (Cazal in seiner Corografia brazilica, I. p. 42. nennt als vermeintlichen Verfasser jener sehr schätzbaren Nachrichten einen Francisco de Cunha.)

**) He cousa, que se não sabe haver, senão no Brazil. Notic. do Braz. c. 47., in Notic. ultramarinas Vol. III. 1825. p. 153.

***) Nach der Aeußerung Piso's (Hist. nat. Bras. edit. 1658. p. 256) möchte es scheinen, als hätte man in Brasilien unter dem Namen Manduri die Arachis hypogaea von Mandobi, der Voandzeia subterranea, unterschieden und R. Brown ist dieser Angabe gefolgt, da er (a. a. O. S. 311.) die letztere Pflanze mit dem Namen Mandobi aufführt. Ich muß übrigens bemerken, daß ich beide Worte ohne Unterschied habe anführen hören, sowie, daß ich nur Arachis, nie aber Voandzeia, in Brasilien gesehen habe, wahrscheinlich deßhalb, weil man sie, als weniger ergiebig, nicht cultiviren wollte. Uebrigens scheint auch Lery die Arachis hypogaea unter Manobi verstanden zu haben. (Vergl. Voyage ed. 4. 1600. p. 222.; deßgleichen Dobrizhofer de Abiponibus I. p. 467.)

gleicher Endung, *) welche „Kraut“ oder „Pflanze“ bedeutet, ein Umstand, der die Vermuthung erweckt, daß das Gewächs durch die Caraiben-Stämme, welche sich längs der Ostküste Südamerikas in großer Ausdehnung niedergelassen haben, daselbst von Westindien her eingeführt worden sey. Diese Zusammenstellung leitet auf keine Weise zu der von R. Brown angedeuteten Möglichkeit, daß die Pflanze aus China stamme. Uebrigens muß allerdings in Beziehung auf die asiatische Abstammung der Arachis geltend gemacht werden, daß sie in Indien häufig gebaut wird, und daß sie in den dortigen Sprachen besondere Namen hat. So heißt sie im Dekan Bhuimung, in der Maratten-Sprache Bhuimunga. Sie wird dort im Juni und Juli gesäet und im October geerntet. **) Sollte sich endlich die von Sprengel geäußerte Vermuthung bestätigen, daß das οὔιγγον des Theophrast ***) die Arachis hypogaea sey, und nicht am Ende noch ein specifischer Unterschied zwischen der Erdnuß der alten und neuen Welt aufgefunden werden, ****) so hätten wir hier eines jener merkwürdigen Beyspiele, daß eine Nutzpflanze in der vorhistorischen Zeit über beide Welthälften verbreitet gewesen wäre.

Dagegen dürfte nicht zu bezweifeln seyn, daß die Voandzeia subterranea, wahrscheinlich die Incuba in Congo, durch ganz Südguinea einheimisch. Sie wird fast überall angebaut. —

Die Zahl der ursprünglich in Guinea einheimischen Nutzpflanzen reducirt sich also nach den vorausgeschickten Erörterungen auf sehr wenige Arten. Dagegen hat das Land viele aus Asien und Amerika empfangen.

Aus Asien sind ohne Zweifel nach Guinea eingeführt worden: der Reis, das Zuckerrohr *), der Tamarindenbaum, die Arten der Gattung Citrus, wahrscheinlich auch die Wassermelone und andere Cucurbitaceen und die Cajan-Bohne, Cajanus edulis (auch Pois d'Angole, Ambrevade, Angfuti) von den Negern Voandá und in Brasilien Andú genannt.

Amerika hat diesen Ländern geliefert: das türkische Korn (Zea Mays **), die Guajave (Psidium pyriferum und pomiferum), den spanischen Pfeffer (Capsicum), den Taback (Nicotiana Tabacum) und mehrere Arten von Araceen, deren knollige Stengel in den englischen Colonien Edder, Edda, oder Eddoes, in Brasilien Tayá genannt werden. Caladium macrorrhizum, esculentum, sagittifolium (in Cuba Malanga genannt), u. Poecile, welche in Brasilien und auf den portugiesischen Inseln angebaut werden, sind, wenn ich den mündlichen Nachrichten eines Guineafahrers trauen darf, insgesammt auch in Guinea im Anbau. Ferner gehören hieher die Anona squamosa und reticulata. Die wohlschmeckende Frucht dieser Bäume ist von St. Domingo und Cuba aus, wo die kleinere (Anona squamosa L.) bey den Eingebornen Anón ***) hieß

---

*) Wie z. B. Paja maria - oba (Cassia occidentalis Taj - oba (Caladium Paecile Schott und andere verwandte Arten) Pati - oba, die jungen Blätter von Diplothemium caudescens.

**) Royal asiat. Society of Great Britain and Ireland; proceedings of the Committee of Commerce and Agriculture. 1838. p. 63. 65.

***) Hist. plant. I., 1. 7. Sprengels Uebersetzung und Erläuterung II. S. 17.

****) Loureiro Flor. Cochinch. p. 430 unterscheidet Arachis africana von seiner A. asiatica durch glatte Blätter, ungeschlitzte Blattohren und Hülsen mit höchstens drey Samen. Die brasilianische Form kommt mehr mit A. africana Lour. überein.

*) Pigafetta, edit. Bry Descr. regni Congani p. 4.

**) In Congo wird der Mais Massàm-putu, d. i. von den Ausländern (Portugiesen) eingeführtes Korn genannt. Cavazzi p. 21. De Bry Ind. orient. pars VI. p. 69.

***) Die größere (Anona reticulata) heißt dort Guanabano. Der Guanabanus Scaligeri Exerc. in Clus. exot. p. 231. gehört nicht hieher. Es ist Adansonia Baobab. Diese besten Arten von Anona, deren Fleisch von den ältern spanischen Schriftstellern mit dem Gericht Blanc-manger verglichen wird, sind in Süd-Brasilien nicht einheimisch, ebenso wenig als die Cherimolia (A. Humboldtii und Cherimolia, welche wahrscheinlich im heißen Mexiko und Peru zu Hause sind). Der in Brasilien gebräuchliche Name „Atta“ erscheint auch in Mexiko (vrgl. Ahate de Panucha, Ate panicensis, Hernand., Rechius p. 348.); sonst ist der Name für die in Brasilien häufige Gattung Anona „Araticum.“

und noch heißt, sehr frühzeitig nach Indien, Brasilien und von da nach Afrika gebracht worden. *) Deßgleichen ist der Kürbißbaum, Carica papaya (auf Hayti und den übrigen westindischen Inseln Papaya, in Brasilien Mamão genannt **), aus der neuen Welt nach Guinea eingeführt, wo die Neger den Baum Lalof, die Frucht Bolo nennen sollen. ***) Endlich dürfen wohl ohne allen Zweifel auch die giftige Yuca (Manihot utilissima Pohl.) und die süße (M. Aypi Pohl.) als amerikanische Gewächse betrachtet werden, welche Guinea in Folge des Sclavenhandels von den Portugiesen erhalten hat. ****) Die ersten Schriftsteller über die Entdeckung kommen alle darin überein, daß die Kuchen aus der zerriebenen und durch Auspressen und Trocknen ihres giftigen Stoffes beraubten Maniokwurzel das wesentlichste vegetabilische Nahrungsmittel der amerikanischen Ureinwohner waren. †) Bey Petrus Martyr finden

*) Fruta de Conde der portugiesischen Einwanderer in Guinea, wie in Brasilien. Cavazzi p. 29. Zuchelli Missionsbeschr. p. 152. Ich habe sie am Amazonas (verwildert?) gefunden.

**) Ramon de la Sagra, Historia de la Isla de Cuba p. 349. Noticia do Brazil. p. 159. Die letztere Nachricht giebt an, daß Carica Papaya die eigentl. Mamão der Portugiesen (welche den Namen nach der Aehnlichkeit der Frucht mit einer Weiberbrust gegeben haben sollen, vrgl. Rochefort Histoire nat. et morale des Antilles. 1658 p. 50) aus Pernambuco nach Bahia gekommen sey. Die andere Art, mit länglichten Früchten Jaracatiá oder Sacaritiá (Carica pyriformis u. citriformis Jacq. fil.) findet sich in den Urwäldern des tropischen Brasiliens fast überall. Jacquin nennt Guinea ihr Vaterland; sie ist aber wohl ohne Zweifel aus Brasilien dahin gebracht worden.

***) Proyart p. 251.

****) Cavazzi I. p. 445 giebt an, daß die Portugiesen die Pflanze nach Congo gebracht hätten.

†) Vrgl. Petrus Martyr. Ocean. Dec. III. L. V. p. 262. 263. edit. 1744. Oviedo L. VII. c. 2. p. 73. Lop. de Gomara Hist. de los. Ind. edit. 1554. p. 43. Benzon. Hist. nov. Orb. I. c. 27. edit. 1578. p. 121. Noticia do Brazil p. 141 — 48. Lery c. 9. — Oviedo bemerkt ausdrücklich, daß die wilde Art ursprünglich nicht auf den Inseln einheimisch gewesen, sondern vom Festlande dahin verpflanzt worden sey. Der in dem spanischen Amerika übliche Name Yuca gehört der Haitisprache an, so wie Caçabi und Xauxaú das daraus bereitete Mehl und die Kuchen. In der Tupisprache und deren Dialect, der Guaraní, heißt Mandy die Mandiocapflanze, Mandioca die Wurzel des Gewächses, Carimá das Mehl, Tapioca das Satzmehl, Beijú oder Mbeijú (in der Galibi Sprache Meïu) die daraus bereiteten Kuchen.

wir sogar eine Mythe rücksichtlich der Entdeckung der nahrhaften Eigenschaften der Wurzel; daß nämlich einer ihrer Zauberer (Boiti) sie zuerst an einem Fluße wildwachsend gefunden, gepflanzt und entdeckt habe, daß das Gift in dem Safte enthalten sey, aber durch Auspressen und Trocknen vertilgt werden könne. *) Nach so entscheidenden Zeugnissen, ist es allerdings auffallend, daß Raynal die Meynung aufgestellt hat, die Mandiocawurzel sey afrikanischen Ursprungs. **)

Der Weinstock, welcher von den Portugiesen eingeführt worden, soll südlich vom Fluße Zaire gut fortkommen. ***) In der Nähe von St. Paulo

*) Petrus Martyr a. a. O. Dec. III. L. 9. p. 301.

**) Cavazzi istor. Descritt. (1690) erwähnt ausdrücklich, daß die Mandiocca aus Brasilien oder aus St. Thomé nach Congo eingeführt worden sey. Auch finde ich bey Sloane (Jamaica II. p. 132.) eine Stelle, die geradezu ausspricht, daß die Mandioca-Pflanze zuerst von den Portugiesen nach der Insel de St. Thomé eingeführt worden sey, und daselbst den Anbau der als minder nahrhaft erfundenen Bataten verdrängt habe. Doch habe ich die Stelle, wo der Gewährsmann Roelsius (bey Clus. stirp. rarior.?) angeführt wird, nicht auffinden können. Was Clusius (Plant. rar. Hist L. IV. p. LXXIX.) von einer rübenartigen Wurzel auf St. Thomé schreibt, scheint sich vielmehr auf eine Batate zu beziehen.

***) Cavazzi S. 30. Nr. 89. Proyart Geschichte von Congo p. 29. 94. Relation historique de l'Ethiopie etc. traduit de l'italien du P. Cavazzi etc. par Labat. Par. 1732. 5. V. Auf der capverdischen Insel Brava wächst, nach Dr. Brunner, eine rothe, dichtsitzende Augusttraube, woraus die Einwohner, welche von der Weinbereitung nichts verstehen, einen sehr schlechten, sauren Wein keltern.

de Loanda bringt weder der Feigenbaum noch die Rebe reife Früchte. *)

Ich kehre von dieser Abschweifung zu dem unmittelbaren Gegenstande meiner Untersuchung zurück. — In die dritte Klasse der guineischen Pflanzen können solche gestellt werden, welche Gattungen angehören, die auch in Asien und Amerika vorkommen. Nur die geringste Zahl von diesen sind Arten, welche dem einen oder andern Welttheile zugleich mit Guinea eigen sind; die meisten sind von den Verwandten derselben Gattungen in Asien und Amerika verschieden. R. Brown **) zählt 17 Arten auf, die in Guinea und Ostindien, 13 Arten, die in Guinea und Amerika zugleich vorkommen. Er bemerkt ferner, ***) daß die guineische Flora mit der ostindischen nicht nur in den (numerischen) Verhältnissen mancher ihrer Hauptfamilien oder in dem, was man das Tropenverhältniß an sich nennen könnte, sondern auch, bis auf einen gewissen Grad in den (Zahlenverhältnissen der) ausgedehnten Gattungen, die zu mehreren dieser Familien gehören, harmonire. Mit der Vegetation des tropischen Amerika dagegen steht die von Guinea, nach dem genannten Schriftsteller in weit geringerer Verwandtschaft. Doch kommen einige Gattungen (Elaeis, Rivina, Telanthera, d. i. die Alternantherae pentandrae) Alchornea, Blechum, Schwenkia, Hyptis, Vandellia, Anona, Banisteria, Paullinia, Vismia, Conocarpus, Legnotis, Chailletia), welche bisher weder in Ostindien noch in Neuholland bemerkt worden sind, in diesem Theile Afrika's und in Amerika gemeinschaftlich vor, und man findet überhaupt in dem Herbarium Chr. Smiths von Congo einige dreyßig Arten, die zugleich auch auf den gegenüber liegenden Küsten Brasiliens und der Guianas einheimisch sind. Was die Verwandtschaft der guineischen Flora mit den übrigen von Afrika betrifft, so erwähnt R. Brown, daß sie vorzüglich zu der Flora von Madagaskar und den Maskarenhas-Inseln hervortrete; aber sehr geringe sey zu denen von Aegypten, von Abyssinien und vom Kap der guten Hoffnung. Von Gattungen, welche in Guinea repräsentirt sind, und zugleich auch in Asien und Amerika erscheinen, führe ich als bezeichnend die folgenden auf: Eugenia, Cnestis, Stylosanthes, Acacia, Mimosa, Salacia, Hippocratea, Gomphia, Sterculia, Malva, Sida, Hibiscus, Paritium, Urena, Corchorus, Cleome, Jpomea, Lantana, Lippia, Hyptis, Ocymum (wovon 10 Arten aus Guinea bekannt sind), Gardenia, Morinda, Psychotria, Hedyotis, Spermacoce, Tabernaemontana, Hydrolea, Scaevola, Heteranthera, Ancilema, Commelina, Isolepis, Rhynchospora.

Es ist anzunehmen, daß gewisse Arten dieser genannten und anderer, ebenso in den drey Welttheilen vorkommenden Gattungen vermöge ihrer ausgedehnten Verbreitung, des numerischen Verhältnißes von Individuen, in welchen sie erscheinen, und des Nutzens, welchen sie für die Bevölkerung haben, vorzugsweise geeignet seyen, die guineische Flora zu charakterisiren; noch sind wir aber zu wenig mit den vegetabilischen Schätzen jener so schwer zugänglichen Länder bekannt, um sie zu einem bezeichnenden Bilde zu vereinigen. Als eine besonders merkwürdige Pflanze dieser Kategorie nenne ich die Sterculia acuminata, welche an der Küste von Sierra Leone bis Benguela Cola *) genannt und von den Einwohnern sehr hochgeschätzt wird. Die roth und schwarz gefärbten Samen dieses Baumes haben die eigenthümliche Wirksamkeit, daß sie, wenn gekaut, dem darauf zu trinkenden Wasser, oder auch vielen Speisen einen angenehmen, süßlichen Geschmack verleihen.

*) Zuchelli Relazione p. 110. Phil. Pigafetta edit. Bry Descr. regni Congani p. 2. Auf der Ilha de Sanct Thomé soll der Weinstock wie der Feigenbaum jährlich zweymal, im Januar, Februar und im August und September Früchte tragen. Noticias para a Hist. e Geogr. das Nac. ultramarinas. II. 103.

**) a. a. O. S. 320. 321.

***) a. a. O. S. 318.

*) Mit portugiesischer Endung heißt der Baum Coleira oder Colleira. So nennt ihn Cavazzi a. a. O. p. 25. Nr. 60.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nr. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen rc.

(Fortsetzung.)

Sie stehen deßhalb bey jenen Völkern, welche häufig nur ein sehr schlechtes Trinkwasser besitzen, in großem Ansehen, und dienten, besonders in früherer Zeit, zugleich mit den Kauris, ebenso wie die Cacao-Bohnen in Mexico, statt der Münze. Auch gegenwärtig werden sie noch als ein Handelsartikel ausgeführt. Dr. Brunner fand sie auf dem Markte zu St. Mary Bathurst am Gambia. Man konnte, wie mehrere der älteren Reisebeschreiber berichteten, von den dortigen, Sklavenhandel treibenden Häuptlingen für eine nicht eben beträchtliche Anzahl von solchen Cola-Samen ein — Weib einhandeln. Auch pflegen sie die Neger bei Mangel an Nahrungsmitteln schon am Morgen nüchtern zu kauen, um sich damit die Sensation des Hungers zu vertreiben, ebenso wie dieß in Peru und am Amazonen-Strome mit dem Coca-Blatte geschieht. *) Hier muß auch des Baumes Erwähnung geschehen, welcher in Congo Tavilla genannt wird **) und das guineische Rothholz liefert, (wahrscheinlich Pterocarpus santalinoides l'Herit.)

*) Dieser Same der Sterculia acuminata ist ohne Zweifel der fructus Coles des Clusius Exot. L. III. c. 7. p. 65.

**) Pigafetta edit. Bry p. 11.

Zu den Gattungen, welche in Guinea und in Asien vorkommen, aber in Amerika fehlen, gehört das Würzschilf, Amomum, wovon vier Arten, die Mutterpflanzen der sogenannten Malaguetta-Körner oder die Grana Paradisi bekannt sind. Diese Arten heißen im Lande 1. Mabubo, deren Kapsel groß, länglicht, und von schwach aromatischem, angenehmem Geruche ist; 2. Massa — oba (Amomum latifolium Afz.), die Frucht kleiner als die vorige, mit säuerlichem Fleische; 3. Massa — amquona, die Kapsel stark, eckicht; 4. Tassan, der wahre Malaguett-Pfeffer des Landes, als dessen Mutterpflanze Afzelius Amomum granum Paradisi, von dem Linneischen verschieden, annimmt. Asiatisch und guineisch ist ferner die Gattung Unona, wovon eine Art, U. aethiopica, das sonst officinelle Piper aethiopicum liefert; dann Tristemma, eine schöne Gattung aus der Ordnung der Melastomaceen, die in Asien so artenreiche Tiliaceen-Gattung Grewia, Bridelia, Quisqualis, Porana und Clerodendron, wovon drey Arten aufgeführt werden.

Amerikanische Gattungen, welche in Asien nicht erscheinen, wohl aber in Guinea, sind: Anona (A. senegalensis), *) vielleicht auch Xylopia (wenn X. undulata Pal. oder Unona DC. zu dieser Gattung wirklich gehören sollte). Rücksichtlich ihrer aromatisch scharfen Früchte entsprechen diese Gewächse den brasilianischen Xylopien (X. sericea, grandiflora u. a.), ferner: Guatteria, Parinarium, der in Amerika und Westindien an sandigen Küsten so häufige Icaco-Baum, Chrysobalanus Icaco, welcher auch hier in ähnlichen Localitäten erscheint, und die Gattung Alsodea, ein Baum aus der

*) Anona senegalensis ist von Dr. Brunner auch auf S. Yago als drey bis vier Fuß hoher Strauch beobachtet worden.

Familie der Veilchen, von welcher Gattung zahlreiche Repräsentanten in Brasilien beobachtet worden sind.

Diese Angaben mögen fürs Erste hinreichen, um ein, wenn schon sehr unvollständiges, Bild von der Flora des guineischen Reiches zu entwerfen. Ich wende mich jetzt zur Darstellung der Palmen, die bis jetzt in Guinea bekannt geworden sind. Es sind ihrer sieben: Phoenix spinosa, Elaeis guineensis, Hyphaene thebaica, Borassus Aethiopum, Raphia vinifera, Calamus secundiflorus und Cocos nucifera. Von diesen Palmenarten gehören wohl nur zwey ausschließlich dem guineischen Florenreiche zu; Raphia vinifera und Calamus secundiflorus. Elaeis guineensis, Phoenix spinosa und Borassus Aethiopum finden sich auch in dem südwestlichen Theile des afrikanischen Wüstenreiches; Hyphaene thebaica gehört nicht bloß diesem, sondern auch dem ägyptisch-syrischen und dem arabischen Florenreiche an, und Cocos nucifera ist ein kosmopolitischer Bewohner der meisten Küstenländer zwischen den Wendekreisen.

Die wichtigste Palme dieses Florenreiches ist die Oelpalme (Elaeis guineensis), in den meisten Küstengegenden von Guinea Maba genannt. Zwar gehört diese Art, wie erwähnt, auch dem nördlichen Florengebiete der Sahara, in dessen südwestlichem Winkel, d. h. in Senegambien an; aber ihre stärkere Verbreitung und Bedeutsamkeit als gesellige und Nutzpflanze, hat sie in Guinea, und zwar fällt ihre stärkste Verbreitung unter den fünften nördlichen Breitengrad. Dieß ist also ihre Hauptparallele. Von dieser aus erstreckt sie sich bis zum grünen Vorgebirge und nach Süden (gemäß der Notizen, welche mir ein Sklavenhändler von Benguela gegeben hat) bis nach Benguela (Moßamedes) also vom 15° n. Br. bis zum 15° s. Br. Ob sie auf den Inseln des Meerbusens von Guinea ursprünglich einheimisch sey, läßt sich gegenwärtig schwer bestimmen. Auf die Ilha de S. Thomé, welche die Portugiesen bey der ersten Entdeckung von einer dichten Waldung bedeckt fanden, ist sie, nach einer der ältesten portugiesischen Nachrichten, von dem Festlande aus gebracht worden. *)

*) Noticias sobre a Histor. e Geografia das Naç. ultramar. Lisb. II. p. 100.

In dieser großen Ausdehnung scheint sie fast überall, bald mehr, bald minder häufig vorzukommen, selten einzeln, gewöhnlich aber gesellig wachsend. Sie liebt besonders feuchten Grund, und ist darum am häufigsten an den Ufern der Küstenflüße. Uebrigens gedeiht sie nicht bloß im ebenen Flachlande der Küste, sondern geht auch eine beträchtliche Strecke landeinwärts; doch wird sie hier allmäßlig niedriger und minder fruchtbar. In den waldigen, feuchten Ebenen an der Küste kommt sie ausschließlich als wilder Baum vor; im Innern wird sie hie und da, besonders von den besser gebildeten, und statt des Sclavenhandels mit Ackerbau beschäftigten Negerstämmen auch angebaut. Ihre Blüthezeit fällt in den September, Oktober, und December, also in die dortige sogenannte kleine Regenzeit. Die Fruchtreife fällt in die vier ersten Monate des Jahres.

Beym grünen Vorgebirge hat Adanson und neuerlich Dr. Brunner ganze Hochwälder der Oelpalme gesehen. Doch ist sie hier noch nicht so häufig, daß man einen beträchtlichen Handel mit dem Oel treiben könnte. Dieser ist auch in Sierra Leone, wo namentlich noch Gummi Senegal und Copal wesentliche Ausfuhrartikel sind, noch unbedeutend; denn die Palme nimmt erst von Cabo de Monte, am Anfang der Malaguetta-Küste, an Häufigkeit zu. Aber auch an der Malaguetta-Küste wird noch kein starker Handel mit Palmöl getrieben. Noch häufiger wird die Palme vom Cabo dos Palmas an, wo die nach Osten laufende Küste niedriger und oft sandig ist. Genanntes Vorgebirg hat seinen Namen von der Palme. An der Elfenbein-, der Gold- und Sklavenküste nimmt sie von Apollonia gegen Osten immer mehr an Häufigkeit zu; namentlich vom Cap St. Paul bis Fida (oder Whidah). Im Lande Fantee, in Akem und Aguapim und am Rio Volta wird der Baum nicht bloß in den Niederungen, sondern auch im Binnenlande gefunden. Isert *) erwähnt seiner hier, zugleich mit Phoenix spinosa, noch acht Meilen landeinwärts von Christiansburg, im Gebirgslande. Wenn man in das Delta des Quorra (Joliba oder Niger von Mungo Park) kommt, so hat man diejenige Gegend er-

*) Reise nach Guinea. S. 283.

reicht, wo der Baum die größte Häufigkeit, Ueppigkeit und Fülle der Früchte zeigt. Dieses große Delta, welches uns erst die neuesten Entdeckungsreisen von Lander *) und Mac Gregor Laird u. s. w. **) aufgeschlossen haben, ist ein niedriges Sumpfland, von zahlreichen Canalverbindungen durchzogen, welche, in ihrem untersten Verlaufe der Ebbe und Fluth zugänglich, mit Mangrove-Waldung, weiter landeinwärts aber mit einer sehr üppigen und mannigfaltigen Waldvegetation eingefaßt sind. Das zwischen diesem Flußnetz gelegene Land ist noch sehr wenig erforscht, weil viele der Mündungen vom Meere aus schwer zugänglich und namentlich für Schiffe von höherm Bord unfahrbar sind. Wir wissen übrigens, daß das Land theils mit Röhricht, theils mit einer Urwaldung bedeckt ist, welche während des Hochwassers überschwemmt, darum jenen wilden unreinlichen und unheimlichen Charakter hat, wie die unter ähnlichen Verhältnissen sich befindenden Wälder an den Mündungen des Amazonenstroms. Dieser Landstrich ist es, wo die Oelpalme ihre höchste Entwicklung erreicht. Der Baum wächst 50 bis 60 Fuß hoch ***), zwey Fuß dick, und ist einen großen Theil des Jahres hindurch mit Früchten beladen. Im Delta des Quorra bildet er ausgedehnte Wälder und überschüttet den Boden mit seinen Früchten. Diese fallen nämlich, wenn sie vollkommen reif geworden sind, von selbst ab. Man darf rechnen, daß jeder ausgewachsene Baum jährlich 6 — 8 Fruchtbüschel (Cachos) in einem Gewicht von 300 Pfunden und mehr liefert. Bey dieser maaßlosen Fruchtbarkeit darf es uns nicht wundern, daß nach Mac Gregor Lairds und Oldfield's ****) Berichten der größte Theil der Früchte unbenützt auf dem Boden verfault. Obgleich die geringe Bevölkerung an dem Nun-Strome, einem Arme des Quorra, nichts thut, als Palmöl zu machen und nach Eboe, stromaufwärts zu Markt zu bringen, obgleich ferner gegenwärtig die Küste zwischen Cap Formoso, wo der Nun ins Meer fällt, und den Mündungen des neuen Calabar und des Bonny jährlich von 30 — 35 englischen Schiffen von 300 — 600 Tonnen besucht wird, lediglich, um Palmöl einzunehmen, so macht doch, nach den genannten Schriftstellern, das Palmöl, welches hier wirklich fabrizirt wird, nicht den zwanzigsten Theil von dem aus, was gewonnen werden könnte. —

*) Journal of an Expedition to explore the course and termination of the Niger, by Richard and John Lander. Lond. 1832. 3. vol. 12°.

**) Mac Gregor Laird and Olfield Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by the Niger. Lond. 1837. 2. vol. 8°.

***) Einzelne Bäume von gleicher Vollwüchsigkeit hat Hr. Dr. Brunner schon in dem senegambischen Thale Gannak bemerkt, wie er mir schriftlich meldet.

****) a. a. O. I. S. 105. 108.

Der Baum findet sich hier selbst noch da, wo die Ufer des Quorra höher werden, zugleich mit der Cultur der Musa paradisiaca und sapientum, während die Cocosnuß-Palme, die sich nur immer in den niedrigsten Küsten-Punkten hält, nicht mehr erscheint. Oberhalb Eboe (im 5° 40′ n. Br.) scheint sie jedoch ebenfalls seltener zu werden, und je weiter man landeinwärts geht, um so kleiner und verkrüppelter kommt sie vor. *) Endlich ist sie nur noch an cultivirten Orten zu finden. So erwähnt ihrer Lander noch als in Yavorie (11° n. Br. am oberen Niger) innerhalb der Stadtmauern zugleich mit Limonien und manchen andern Bäumen gepflanzt. **)

In den Gegenden weiter östlich, bis zu den Flüssen Camerones und Malimba, die aus dem Hochlande der Amboser hervorkommen, (wo der Morro dos Camerones 13,000 Fuß Höhe erreichen soll) scheint die Oelpalme minder häufig zu seyn. Der Handel mit ihrem Produkte ist hier schon viel geringer. Auch auf den Inseln in der Bucht von Biafra, namentlich auf S. Thomé und Fernando Po ist sie vorhanden. ***)

Ohne Zweifel wächst die Palme auch in den Küsten-Ländern zwischen dem Malimba und dem

*) Mac Gregor Laird etc. I. S. 358. 363. 365. II. S. 12. 31. 49.

**) Lander a. a. O. II. S. 49. Er fand hier auch eine Dattelpalme, welche zwar sehr üppig aussah, aber keine Früchte trug.

***) Lander a. a. O. III. S. 307.

Zaire, wiewohl ich hierüber keine weiteren Nachrichten besitze; denn am Zaire scheint sie *) sehr gemein zu seyn. Nach Cavazzi **) ist sie in Congo und Cacongo überall eine gemeine Nutzpflanze. Schon die ältesten Schriftsteller, welche das durch die Portugiesen verschlossen gehaltene Reich von Congo beschrieben haben, erwähnen dort der Oelpalme. ***)

In Senegambien heißt der Baum, wie ich bereits erwähnte, nach Adanson ****) Tir, die dortigen Colonisten nennen ihn vorzugsweise Palmier oder Palmier à l'huile; an der Sklavenküste, bei den dänischen Negern, nach Thonning, Taehn Tio, an der Küste von Congo Maba. †)

Die Oelpalme ist in einem großen Theil der hier geschilderten Gegenden der wichtigste Baum für die Negerbevölkerung. Er gewährt ihnen alles Erdenkliche für den ärmlichen Haushalt: Holz zum Brennen und zum Bauen ihrer Hütten, zu Geräthen und Waffen, Blätter zum Dachdecken, und zu Flechtwerk. Auch das tuchähnliche Fasergewebe am Grunde der Blattstiele dient zu feinerem, oft sehr zierlichem Gespinnst und Flechtwerk, zu Feuerzunder und zum Kalfatern der Schiffe. Die daraus geflochtenen Schürzen (Libonghi) sind ein gewöhnliches Tauschmaterial für den Verkehr unter den Negern, so daß Zuchelli gewissermassen nicht mit Unrecht bemerken konnte, diese Palme liefere jenen Völkern sogar ihr Geld. Ganz besonders wichtig ist aber der Baum wegen des Oels in der Schale der pflaumenartigen Frucht und des süßen einer Weingährung fähigen Saftes im Stamme, der einen sogenannten Palmsekt liefert.

Um das Oel zu gewinnen *), werden die Pflaumen in einem Mörser zerstoßen, um das Fleisch zu verkleinern und die Kerne abzusondern. Jenes wird nun mit Wasser gekocht, bis das Oel an die Oberfläche steigt, wo es dann abgeschöpft und in Kalabassen oder irdenen Gefäßen aufbewahrt wird, bis es in die von den europäischen Handelsschiffen mitgebrachten Fässer gefüllt wird. Es hat anfänglich eine schöne, orangegelbe Farbe, und einen angenehmen Veilchengeruch. Nach und nach nimmt es durch Oxydation eine gelblich graue Farbe an, verliert seinen Geruch und erhält für den Geschmack eine gewisse Schärfe. Der Rückstand vom Kochen, der noch ziemlich viel ölichte Bestandtheile enthält, wird in ein Loch in der Erde geschüttet, bis das anhängende Wasser versiegt ist, dann an der Sonne getrocknet. Aus diesem Rückstande bereiten die Neger *ihre gewöhnliche Seife, indem sie die Lauge* von der Asche verbrannter Bananen-Blätter, oder von den Kapseln der wilden Baumwollenstaude (Pullom) und eine Quantität zerschnittener unreifer Papayen-Früchte zu setzen, und das Ganze über dem Feuer umrühren, bis sich die Seife gebildet hat.

*) R. Brown vermischte Schriften I. S. 296.

**) a. a. O. p. 25. Nr. 65.

***) Nierenbergius Hist. natural. Antv. 1635. fol. Lib. XIV. c. 116. p. 333. spricht von der Oel- und Weinpalme jener Landschaften; desgleichen Barlaeus Res in Brasil. edit. 1647. fol. p. 246, welcher, ebenso wie Cavazzi, die Zahl der in Congo wachsenden Palmen auf acht angiebt.

****) Reise nach Senegal. Uebersetzt v. Martini S. 167, wo die Synonyme von Linné, Rheede, Sloane zu streichen sind.

†) R. Brown a. a. O. S. 269 bemerkt, Maba sey wahrscheinlich vielmehr der Name der Frucht, da nach Merolla Emba die einzelne Nuß und Caschio den ganzen Fruchtkolben bezeichne. Zur Berichtigung des letztern Wortes will ich erwähnen, daß Cacho, nicht Cachio ein portugiesisches Wort ist, welches Traube bedeutet.

*) Vergl. Winterbottom Account of the native Africans in the Neighbourhood of Sierra Leone. Lond. 1803. c. 3. Labat nouv. Relation de l'Afrique occident. Par. 1728. III. p. 26. Zuchelli Missions- und Reisebeschreibung, aus d. Ital. Frankf. a. M. 1715. p. 284.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nr. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen 2c.

(Fortsetzung.)

Das Palmöl dient den Negern zur Speise, als Heilmittel und als Cosmeticum. Täglich nehmen sie Einölungen des ganzen Körpers vor, und wenn sie kein fertiges Oel bei der Hand haben, reiben sie die frischen Früchte auf der Haut ab. Sie behaupten, daß diese Gewohnheit sie vor Hautkrankheiten, insbesondere vor Elephantiasis schütze. Gegen rheumatische Schmerzen und gichtische Geschwülste pflegen sie das Oel auch fleißig anzuwenden. Ohne Zweifel bezieht sich auf diese Gewohnheit der Neger eine Erzählung Herodots (Thalia c. 23.), daß die Aethiopier sich in einer Quelle badeten, welche ihrer Haut Glanz, als wäre sie mit Oel bestrichen und einen Veilchen-Geruch mittheilt, und sie zu Macrobiis macht. Man hat auch in Europa das guineische Palmöl, namentlich mit Weingeist versetzt, zu Einreibungen gegen rheumatische und gichtische Schmerzen empfohlen. Der wesentlichste Gebrauch aber, den man gegenwärtig davon macht, ist zur Bereitung von Seife und zu Pomaden. Der Handel der Engländer und Nordamerikaner mit dem Palmöl von Guinea ist seit wenigen Jahren in reißender Zunahme. *)

*) Vergl. allg. Augsb. Zeit. 1839. Jan. 26. Beil. p. 199.

In einigen Gegenden beziehen die Häuptlinge eine Steuer von dem Baume, oder maaßen sich den Oelhandel als ein Regale an. Bisweilen werden auch gewisse Stämme des Baumes zum Fetisch erhoben. Es ist dann jedermann, außer der Person, die ihn pflegt, verboten, seine Früchte zu essen, oder den von ihm gezapften Wein zu trinken. *) Vielleicht liegt dieser Gewohnheit ein alter Rechtsgebrauch zu Grunde, den Nutzen gewisser Bäume auf Eine Person zu übertragen; eine Sitte, welche man so häufig bei rohen Völkern findet.

Ueberdieß pflegt man die frischen Früchte mit Fleisch zu kochen oder zu schmoren, und wenn Salz, spanischer Pfeffer oder andere Gewürze zugefügt werden, erhalten die Speisen einen selbst dem europäischen Ankömmlinge nicht unangenehmen Geschmack. Man kann sehr wohlschmeckende Saucen mit dem Oel bereiten.

Auch die Kerne, von den Negern Kiavos genannt, enthalten in ihrem Eiweißkörper, wie alle Palmen aus der Familie der Cocoinen, ein süßes, wohlschmeckendes Oel. Man gewinnt es, wenn die Kerne zwischen Steinen zerquetscht und mit Wasser ausgekocht werden. Es ist klar von Farbe und soll mehr Stearin enthalten, als das aus dem Fruchtfleisch gewonnene.

Die Lauge von der Asche dieser Palmkerne findet auch noch eine besondere Anwendung zur Herstellung einer dauerhaften blauen Farbe, welche die Neger der Sklavenküste aus den Blättern und der Wurzel einer Bignonia und einer Tabernaemontana bereiten. **)

Man benützt in Guinea vier Palmenarten

*) Cavazzi Descritt. p. 85. Nr. 238.

**) Isert a. a. O. p. 140.

zur Gewinnung von Palmensekt, den die Neger in Congo unmittelbar nach dem Ausflusse Melasso, und wenn er zu moussiren anfängt, Mantome nennen. (Bei den dortigen Portugiesen heißt er Vinho de Pao, d. i. Holz- oder Baum-Wein.) Die Oelpalme liefert ein solches Getränke in großer Menge. Da diese Baumart dem Neger auch durch andere Produkte wichtig ist, so wählt er meistens alternde Stämme zur Anzapfung des Palmsaftes aus, denn nach einmaliger, vollständiger Benützung, die meistens bis zur Entleerung und Erschöpfung des Stammes fortgesetzt wird, stirbt er in den meisten Fällen. Die Palme wird ihrer Blätter gänzlich oder theilweise beraubt, und einige Tage nachher wird der Stamm, entweder unten am Grunde oberhalb der Wurzel, oder oben unterhalb der Krone angezapft. Der Saft fließt durch ein Rohr oder auf einem zusammengefalteten Blatte in eine angehängte Kalabasse, anfangs nur tropfenweise, nach und nach aber immer stärker, so daß ein mäßiger Baum in 24 Stunden 2, 3 — 6 Maaß liefern kann. Der Abfluß dauert 20 — 30 Tage, je nach der Güte des Bodens und des Individuums. Gegen das Ende der Operation pflegen manche Neger Feuer um den Stamm anzuzünden, worauf der Ausfluß schneller wird. *) Frisch ist der Saft fast ganz klar, und von einem angenehm süß säuerlichen Geschmack. Alsbald wird er trübe, wie Molken, und beginnt seine Weingährung. Während dieser Periode wird er am häufigsten getrunken. Nach und nach nimmt sein Geschmack einige Bitterkeit an. Er ist angenehm kühlend, aber auch berauschend. Man hält ihn für ein leichtes Diureticum und Lithontripticum. Manchmal soll er auch abführend wirken. Wenn er in diesem Zustande sorgfältig verkorkt wird, kann man ein dem Champagner sehr ähnliches Getränke daraus bereiten, **) das in der Gährung unter zehn

*) Nach Zucchelli a. a. O. S. 284. scheint es, daß man auch durch Abschneiden der unreifen Fruchtkolben Wein von der Oelpalme gewinnt, eine Operation gleich derjenigen, wodurch man in Indien die Sura von der Arenga saccharifera u. von Borassus flabelliformis gewinnt.

**) Bosman Voyage de Guinée Utrecht 1705. p. 296. Landler a. a. O. III. p. 308.

Flaschen neun zersprengt. Die Neger nennen jene Bäume, die keinen Wein, sondern nur Früchte liefern, die weiblichen. *)

Die zweyte Palme, von welcher ich in diesem Florenreiche handeln muß, ist die stachlichte Dattel-Palme (Phoenix spinosa Thonn. oder leonensis Loddiges). Sie erscheint in dem Gebiete von Guinea in großer Ausdehnung, besonders nördlich von der Linie, und kommt hier eben so wie in Senegambien, wo ich ihrer bereits bei Schilderung der dortigen Flora erwähnt habe, an feuchten, sumpfigen Orten gar oft gesellschaftlich vor. Hr. Dr. Brunner meldet mir neuerlich, daß sie in Senegambien, von Gandiol am Ausflusse des Senegal an, nicht bloß längs der Küste, sondern auch tiefer landeinwärts vorkomme. Am Cap Verd hat sie, was ich berichtigend hinzufügen muß, schon vor Thevet, Cadamosto **) bemerkt. In Sierra Leone führt sie Afzelius an. Gemäß der Nachrichten von Bosmann ***) und Isert ****) ist sie häufig auf der Gold- und Sklavenküste in den Landschaften von Assin, Jabi und Atom, an der Küste von Accra und Crobo am Rio Volta und weiter im Continente in die Landschaften Akim und Aguapim. †) Bei den Negern der dänischen Niederlassungen heißt sie Akoteno, bey den Dänen Uaegte (unächte) oder söd (süße) Vienpalme (Weinpalme). Diese Palme liefert den Einwohnern die größte Menge von Palmwein.

Der Stamm wird, nach Isert an der Sklavenküste, wenn man ihm kein ferneres Wachsthum mehr zutraut, ganz ausgegraben, und in der Mitte durch ein tiefes Loch eröffnet, oder man läßt ihn stehen,

*) Bry Indiae orient. P. VI. 1604. p. 25.

**) Cap. 26. Grynaeus Nov. Orb. reg. edit. 1532. p. 27.

***) a. a. O. p. 298.

****) a. a. O. p. 285. u. f. w.

†) Auch in Benin kommt sie häufig vor; deßgleichen ist sie am Zairefluß, von wo die Expedition v. Christ. Smith einen männlichen Blüthenkolben mitgebracht hat, und überhaupt im Reiche Congo, wie sie Cavazzi (a. a. O. p. 26 No. 68 p. 67. Nr. 70.) entweder unter dem Namen Tamara oder als Palma d'ell Impasci zu erwähnen scheint.

schneidet die Blätter ab, und macht am obern Ende Einschnitte. Im erstern Falle setzt man ein großes Gefäß in die Grube, worin der Baum stand und legt den Stamm wagrecht so darüber, daß das Loch seinen Saft unmittelbar in das Gefäß ergießet; im andern hängt man Kalabassen unter die Wunde. Es wird eine beträchtliche Quantität eines trüben Saftes ergoßen, der süßer, als jener von der Oelpalme, aber minder geistig ist. — Man gewinnt aus einem Stamme in den ersten vier Tagen in je 24 Stunden nur einige Kannen, in den folgenden 8 — 10 Tagen 10 — 15 Kannen, bis der Baum allen Saft abgegeben hat. Frisch getrunken wirkt auch dieser Palmsekt, der in einigen Gegenden der Goldküste Crisia genannt wird (Bosmann a. a. O.), leicht abführend und diuretisch. Er beginnt nach 36 Stunden in Essiggährung überzugehen. Man giebt seinem häufigen Genuße Schuld an der Krankheit der Hydrocele, welche namentlich am Fluße Volta unter den Negern endemisch und äußerst häufig ist. Dennoch wird er außerordentlich stark getrunken, und die große Quantität, welche täglich an die Küste gebracht, und wohlfeil verkauft wird, läßt schließen, daß der Baum daselbst in ungeheurer Menge wild wachse. Uebrigens wird auch diese Art hie und da von den ansäßigen Negern angebaut. Nach Thevet salzen die Neger am grünen Vorgebirge diesen Palmsekt, um ihn länger aufzubewahren. Die Blätter werden auch von dieser Art zum Dachdecken und zu allerley Flechtwerk verwendet. Die Früchte, von der Größe einer Jujube oder eines Taubeneyes, sind zwar süß, haben aber wenig Fleisch. Die eigentliche Dattelpalme kommt, wie Zucchelli *) ausdrücklich bemerkt, in Congo nicht vor.

Borassus Aethiopum Mart. Palm. p. 221. Diese schöne Fächerpalme hat die größte Aehnlichkeit mit dem ostindischen Palmyra-Baum, (Borassus flabelliformis) und ist von den meisten Schriftstellern, welche ihrer erwähnen, für damit identisch gehalten worden. Sollte sich die Gleichartigkeit nach wiederholter Untersuchung ergeben, so wäre die Erscheinung einer und derselben Art in so entfernten Gegenden: in Indien und an den Westküsten des tropischen Afrika, an sich schon eines der interessantesten Facten im Gebiete der Pflanzengeographie. Sicherlich ist die Palme nicht aus Indien in Afrika eingeführt. Sie macht sich dem Ankömmling unter andern durch den Umstand bemerklich, daß der Stamm in der Mitte sehr häufig spindelförmig angeschwollen ist. Die Nachrichten weisen sie außer in Senegambien, an der Goldküste in der Nähe des Cabo das tres Puntas in Akim und Fantee nach. Ihre Verbreitung scheint übrigens nicht so allgemein, wie die der Oelpalme. Nach den von Hrn. Dr. Brunner über ihre Verbreitung eingezogenen Nachrichten soll sie in Senegambien *) bis Galam, also 300 Stunden ins Innere, hinaufgehen. Viele Körbe und andere Geräthe werden noch dort aus den Blättern der Palme gemacht. Dagegen hat sie Isert in der granitischen Gebirgslandschaft des Innern von Aguapim nicht mehr gesehen (a. a. O. S. 283). Sie ist seit undenklichen Zeiten bekannt, hat auch Namen in den verschiedenen Negersprachen. Bey den Bewohnern der Sclavenküste, zwischen den Flüssen Volta und dos Lagos heißt sie nach Thonning, Viye-Tjo. In Congo scheint sie Matcba oder Matcbba genannt zu werden, wenn anders die höchst unvollständigen Nachrichten von Cavazzi **) hieher zu ziehen sind. Auch von dieser Palme wird, wahrscheinlich sowohl aus den vor vollständiger Entwicklung abgeschnittenen Blüthenkolben ***), als aus dem untersten Theile des Stammes, eine Art Palmensekt gewonnen. Er ist von sehr angenehmen Geschmack, geht in eine lebhafte Gährung über und ist darum vorzüglich berauschend. Im Land Fantee wird er Quaker genannt. ****)

*) a. a. O. S. 283.

*) Labat Afrique occident. III. p. 47. IV. p. 159 führt sie hier auch unter dem Namen Latanier auf.

**) a. a. O. S. 27. Nr. 69. Proyart Histoire de Loango Kakongo et Congo Par. 1776. p. 20. hat ohne Zweifel diese Art im Auge, wenn er von Palmier spricht.

***) In dieser Weise zapft man den Palmensect von dem Borassus flaballiformis in Indien.

****) Bosman a. a. O. S. 297.

Raphia vinifera Pal. Beauv. Mart. Palm. p. 217. c. synon. Diese sonderbar gebildete Zapfenpalme gehört ebenfalls dem gesammten Gebiete der guineischen Flora an. Sie scheint jedoch nicht so häufig vorzukommen. In Sierra Leone erwähnen ihrer Winterbottom und Afzelius, an der Gold- und Sclavenküste Bosmann, Isert, und Thonning, in Benin, wo sie häufig am Ufer der Flußmündungen erscheint, Palisot Beauvais, am Zaire und in Congo, *) wo sie verhältnißmäßig am häufigsten zu seyn scheint, Christ. Smith, Cavazzi und Zucchelli. Der Baum hat ein sehr festes und dauerhaftes Holz und wird deßhalb den andern Palmen zum Bauen vorgezogen. Der große, steinharte Kern kann zu Rosenkränzen und andern Drechslerarbeiten verwendet werden. Er ist von einem gelblichen, festen Fleisch, jedoch in geringer Menge, umgeben. Man bereitet durch Erhitzung über dem Feuer ein fettes Oel von scharfem Geruche daraus, das jedoch dem der Oelpalme nachsteht. Der aus dem Stamm gezapfte Wein heißt Pardon, Bourdon oder Bordone. Er soll vorzüglich am Abend, dagegen der von der Oelpalme von Morgen bis Mittag getrunken werden.

Hyphaene thebaica. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die in der Sahara, in Aegypten, Nubien und Arabien vorkommende Dumpalme mit jener an der Küste von Aguapim von Thonning beobachteten, spezifisch identisch sey. Die Neger nennen sie hier Songu-Tjo. An den Ufern des Congo hat Chr. Smith eine Palme mit ungetheiltem Stamme gefunden, welche er für eine Hyphaene hielt, aber R. Brown **) eher für eine Corypha zu erklären geneigt ist. Genaueres hierüber müssen spätere Beobachtungen lehren. Außer diesen hochstämmigen Palmenarten gehört auch noch die Schlingpalme, Calamus secundiflorus Pal. Beauv. dem guineischen Florenreiche an. Sie ist von Perrottet schon am Gambia beobachtet worden. Afzelius hat in Sierra Leone, P. Beauvais am Ufer der Flüße in Benin und Chr. Smith am Zaire-Strome gefunden.

Die Cocospalme (Cocos nucifera) scheint ihren Weg an die Westküsten Afrikas erst sehr spät gefunden zu haben. Ihre Verbreitung in diese Gegenden fällt schwerlich vor die Zeit, als die Portugiesen, nach Umschiffung des Caps der guten Hoffnung, hier Niederlassungen zu gründen begannen. Dieß Verhältniß ist nicht ohne Wichtigkeit für die Pflanzengeographie. Es scheint nämlich anzudeuten, daß die allmählige Verführung der Cocospalme aus ihrem (noch unbekannten) ursprünglichen Vaterlande von dem Verlauf und der Richtung der großen Meerströmungen abhängig sey. An den Küsten von Westafrika herrscht keine Strömung, welche die Cocosnuß von Asien oder Amerika her leicht antriften könnte. Die nordafrikanische Strömung aus nördlichen Breiten, wo die Palme nicht wächst, konnte sie nicht herführen, und die große Aequatorial-Strömung wendet sich von den afrikanischen Küsten nach Westen.

Nach Lemaire *) sah man zu seiner Zeit keinen einzigen Cocosbaum an der ganzen Küste von Senegambien. Daß die Einführung des Baumes in jene Gegenden von den Antillen her, erst von 1804 datire, habe ich früher angemerkt. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts war die Cocospalme in Congo schon bekannt, wie sich aus einer Stelle bei Lopez (1573) schließen läßt. **) An der Sklaven- und Goldküste ist sie jetzt vorhanden, wiewohl bey weitem minder häufig, als die Oelpalme. In Congo und Angola findet sie sich nur da, wo sich Portugiesen niedergelassen, und sie angepflanzt haben. Auf der Reise des Capt. Tuckey auf dem Zairefluß ward sie, wie R. Brown *) ausdrücklich bemerkt, nirgends beobachtet. Proyart sucht durch den dort üblichen Namen Banga n Putu d. i. Baum der Fremden, darzuthun, daß sie ursprünglich nicht einheimisch sey, worin ich gerne mit ihm übereinstimme.

*) a. a. O. S. 27. Nr. 72. als Palma del Congo.

**) a. a. O. S. 272.

*) p. 65.

**) Vera descriptio regni, quod Congus appellatur, per Phil. Pigafettam ex E. Lopez acromatis. Francofurt. de Bry. 1598. fol. p. 29.

*) a. a. O. S. 270.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nr. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen rc.

(Fortsetzung.)

Vergleichen wir die Palmenvegetation an den guineischen Küsten mit der auf den gegenüberliegenden von Brasilien, so zeigt sich in letzterem Lande ein größerer Reichthum an verschiedenen Arten. Schwerlich möchte aber die Zahl der Individuen in beyden Ländern eine gleich große Differenz darstellen; denn die geselligen Palmen an den brasilianischen Küsten, Euterpe oleracea und edulis, Mauritia flexuosa, Attalea comta u. s. w. bilden nirgends so ausgedehnte Waldbestände, wie dieß die Elaeis guineensis und die Phoenix spinosa, in geringerem Grade auch Raphia vinifera und Borassus Aethiopum, zu thun pflegen.

Frappant sind die Unterschiede in beyden Florenreichen rücksichtlich der Vertheilung der Gattungen. Vier Gattungen nämlich, welche in Westafrika repräsentirt sind: Phoenix (spinosa), Calamus (secundiflorus), Hyphaene (thebaica), und Borassus (Aethiopum) gehören bloß der alten Welt an, und kommen in Amerika nicht vor; zwey sind durch andere Arten repräsentirt: Raphia vinifera durch die Raphia taedigera; Elaeis guineensis durch die Elaeis melanococca. Die beyden amerikanischen Palmen entsprechen auch rücksichtlich ihres Standortes den afrikanischen; denn sie gehören vorzugsweise den feuchten Niederungen im Delta des Amazonen-Stromes an. Cocos nucifera kommt bey diesem Vergleiche nicht in Betracht.

Die Oelpalme ist von Guinea aus nach Amerika verbreitet worden. In Brasilien heißt sie Coqueiro de Denté. Ich habe sie in Rio de Janeiro, vorzüglich aber in Bahia, besonders in der Nähe der Küste beobachtet. Sie hatte aber nicht jenes kräftige Wachsthum, wie in ihrem Vaterlande, wahrscheinlich, weil sie nicht in sumpfigen, sondern vielmehr in trocknen Orten gepflanzt worden war. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts scheint sie in Bahia noch nicht bekannt gewesen zu seyn; wenigstens erwähnet sie die öfters angeführten Noticia do Brazil noch nicht. Auf die antillischen Inseln kam sie ebenfalls im Gefolge des Negerhandels; sie ist aber auch dort, gemäß den Berichten von Jacquin, der die Gattung Elaeis nach den in Martinique wachsenden Stämmen aufgestellt hat, von Sloane, Hughes und Long *) nirgends in großer Menge angebaut. Die niedrigen, feuchten Gegenden an der Mündung des Amazonenstroms und des Orenoco dürften dem ursprünglichen Vaterlande des Baumes am meisten entsprechen. Künftige Zeiten führen vielleicht seine Cultur ein, was jene Länder um ein wichtiges Handelsprodukt bereichern würde.

*) Jacquin stirp. americ. Historia p. 280. Sloane History of Jamaica II. p. 115. Hughes History of Barbadoes p. 111. Long History of Jamaica III. p. 740. No. 36.

3. Herr Prof. A. Wagner las über die systematische Stellung des Vansire (Mustela Galera Erxl.)

Zu den Thieren strittigen Platzes im Systeme gehört das von Buffon unter dem Namen Vansire beschriebene, das Erxleben, Schreber und Gmelin zu den Mardern, Geoffroy und Desmarest zu den Mangusten rechneten, und das Fr. Cuvier als selbstständige Gattung Atilax aufstellte. Die k. Sammlung hat in diesen Tagen aus der im vorigen October zu Berlin abgehaltenen Auction südafrikanischer Thiere ein in Salzlauge aufbehaltenes ausgewachsenes und altes Exemplar bekommen, und obgleich dessen Eingeweide fast ganz verfault waren, so hat sich doch gerade die Afterregion, in welcher bey der Familie der Viverren und Marder besondere Absonderungsorgane sich einstellen, im guten Stande erhalten, und am Skelet, das für die Festsetzung von Gattungen immer einen hauptsächlichen Ausschlag giebt, waren ohnedieß alle auszeichnenden Merkmale wahrnehmbar. Somit habe ich denn genug Anhaltspuncte, um dem Vansire (Mustela Galera Erxl.) seinen sichern Platz im Systeme anzuweisen.

Fr. Cuvier giebt für die selbstständige Stellung seiner Gattung Atilax, die er aus eigner Anschauung bloß nach einem lebenden Thiere kannte, folgende Gründe an. Daubenton zähle auf jeder Seite nur $\frac{6}{5}$ Backenzähne, also unten einen weniger als bey den Mangusten. Ferner beschreibe Geoffroy den Hirnkasten als aufgetriebener und breiter, denn bey den Ichneumons, und die Augenhöhlen-Fortsätze des Stirn- und Jochbeins als nicht zusammenstoßend. Zuletzt setzt er noch hinzu: „die Zehen, welche bey den Ichneumons durch eine Haut vereinigt sind, sind dagegen beym Vansire ganz frey und entfernen sich beym Gehen stark von einander; die Testikeln sind frey, man bemerkt an diesen Theilen keine Spur von Tasche, und die Ruthe, deren Eichel aus zwey Halbkugeln gebildet zu seyn scheint, richtet sich vorwärts.“ Darauf hin hält sich denn Fr. Cuvier für berechtigt, den Vansire als eigene Gattung Atilax von den Mangusten abzuscheiden.

Die Untersuchung unseres Exemplares hat zu folgenden Ergebnissen geführt. Der äußere Habitus ist allerdings der einer Manguste, nur ungleich robuster; die Behaarung eben so reichlich, starr und geringelt, wie bey dieser; die Sohlen sind nackt; die Vorderzehen ganz frey; die hintern aber durch eine kurze Spannhaut an der Wurzel vereinigt, so daß der Vansire dieses Merkmal, wenn gleich in etwas minderem Grade, mit den Ichneumons theilt.

Auch das Skelet giebt keine wesentliche Differenz von diesen zu erkennen, nur ist es viel massiver und kräftiger. Der Schädel hat ganz die Form von Herpestes, nur ist er breiter, und der Jochbogen stärker auswärts gebogen; die Stirne ist aber eben so gewölbt und die Orbitalfortsätze eben so vorspringend, ohne doch den aufsteigenden Fortsatz des Jochbeins zu erreichen, was übrigens auch bey den Mangusten keine Regel ist, sondern nur in einzelnen Fällen eintritt.

Backenzähne hat, wie erwähnt, Daubenton nur $\frac{6}{5}$ gefunden, während bey Herpestes $\frac{6}{6}$ vorkommen. An unserem Exemplar sind sogar nur $\frac{5}{5}$ vorhanden, so daß also der erste kleine Backenzahn des Oberkiefers, den Daubenton bey dem seinigen noch vorfand, bereits ausgefallen ist. Daß aber auch im Unterkiefer die Normalzahl der Backenzähne nicht 5, sondern 6 ist, schließe ich aus der Lücke, die an der Unterkinnlade unseres Exemplars zwischen Eckzahn und erstem Backenzahn besteht, und die gewiß im jüngeren Alter mit einem kleinen Lückenzahn ausgefüllt war, so daß hiedurch die Zahl der Zähne beym Vansire auf die der Mangusten gebracht wird.

Hinsichtlich der Form der Zähne hat Daubenton von ihnen nichts weiter gesagt, als daß sie von denen des Iltis verschieden wären. Dieß ist auch wirklich der Fall, da es die Zähne einer Manguste sind, nur daß auch hier wieder ihre Gestalt weit robuster und dicker ist. Bey den Ichneumons ist der hinterste Zahn des Unterkiefers nach den Arten von verschiedener Stärke; der Vansire schließt sich an diejenigen (z. B. Herpestes leucurus) an, bey welchen er am stärksten ist. Besonders lang und stark sind seine Eckzähne und geben ihm eine mäch-

tige Waffe; die obern sind zweischneidig, die untern vorn gerundet, hinten mit scharfer Schneide.

Als Hauptmerkmal für die Gattung Herpestes gilt die Tasche, in deren Grunde sich der After öffnet, und die nach den Arten etwas verschieden beschrieben wird. Nach Cuvier hält diese Tasche bey Herpestes Pharaonis 3 Zoll im Durchmesser, und nimmt die Absonderungen von drey getrennten Drüsenhaufen ab. Es zeigen sich nämlich erstlich längs des Randes (in der Strecke von 1'') viele kleine Oeffnungen, aus denen eine dicke gelbe Flüssigkeit fließt, welche aus erbsengroßen Bälgen kommt; dann findet sich näher am After eine dreyfache Reihe größerer Oeffnungen, welche zu eben so viel kleinen, eine weißliche Substanz absondernden Drüsen führen; endlich öffnen sich ganz in der Nähe des Afters die beyden Afterdrüsen in eben diese Tasche.

Verschieden hievon ist nach Hodgson's Angabe dieser Apparat bey Herpestes pallidus (H. griseus einiger Autoren) und nipalensis, in denen die Tasche auf eine Reihe kleiner Drüsen reduzirt ist, die den Schwanzrand des Afters wie ein Ring umgeben und eine dicke riechende Substanz durch zahllose kleine Poren aussondern. Außerdem hat H. pallidus (nicht aber H. nipalensis) an beyden Seiten des Mastdarms zwey größere und hohle Drüsen mit größerer Oeffnung, und die eine viel dünnere Sekretion haben.

An unserem Vansire, einem Weibchen, zeigte der in der Aftergegend liegende Sekretions-Apparat folgendes Verhalten: Zwischen der Scheidenöffnung und der Schwanzwurzel (von jener getrennt, an diese anstoßend) ist eine große nackte Scheibe (Tasche) von ovaler Form und ohngefähr 2'' Breite, in deren Mitte, doch bedeutend näher am vordern als am hintern Rande derselben, die weite Afteröffnung liegt. Diese Tasche ist auf ihrer Außenfläche allenthalben von kleinen Poren durchbohrt, die auf der breitern Hinterfläche besonders dicht gedrängt hintereinander stehen. Unter ihnen fallen zwey viel größere Oeffnungen auf, von denen jederseits des hintern Randes des Afters zu eine liegt. Bey der Sektion findet man, daß rings um den Mastdarm herum auf der Innenseite der Tasche eine große conglomerirte Drüsenmasse, aus einzelnen erbsengroßen Drüsen bestehend, ausgebreitet ist, die hinten eine Breite von $1\frac{3}{4}$'' hat; die einzelnen Drüsen öffnen sich durch die angegebenen Poren auf der Außenseite der Tasche. Außerdem sieht man noch zwey haselnußgroße Blasen, welche mit langen Stielen die große Drüsenmasse durchbohren und durch die vorhin bezeichneten 2 größern Oeffnungen ebenfalls in die Tasche sich münden. Jede dieser Blasen ist außen von einer halbkugeligen, gelblichen Masse umlegt, die unter dem Mikroskop deutlich als Drüsensubstanz sich zu erkennen gibt; die Blase selbst läßt einen schwarzblauen Inhalt durchschimmern.

In der Schamöffnung, die ohngefähr $\frac{1}{2}$ Zoll vor dem Vorderrande der Tasche beginnt, sieht man eine kurze Clitoris und hinter ihr jederseits eine kleine, durch eine Falte verschließbare Spalte, welche ebenfalls auf jeder Seite in einen kleinen, länglichen, der Scheide fest angehefteten und außen mit einer bräunlichen, derben Haut bekleideten Sack führt. Dabei ist die Scheide ungemein lang, und der Uterus sehr lang zweyhörnig.

Außerdem kommt zu beyden Seiten des Damms eine große gelbliche Masse vor, deren Inhalt, nach mikroskopischer Untersuchung, ebenfalls drüsig ist.

Es drängt sich demnach in der After- und Schamgegend ein mannigfaltiger Sekretions-Apparat zusammen, noch zusammengesetzter als bey der Pharaonsratte. Da indeß, wie wir vorhin anführten, dieser Apparat nach den Arten verschieden ist und somit in der Gattung Variationen erleiden kann, auch eine Afterscheibe (oder Tasche) wirklich vorhanden ist, so bleibt kein Grund übrig, den Vansire von den Mangusten generisch zu trennen.

---

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen, mit besonderer Berücksichtigung der geognostischen Verhältnisse ihrer Lagerstätten.

Unter den vielen schönen und interessanten

Punkten, welche das fränkische Juragebirge schmücken, ist unstreitig die Gegend von Muggendorf durch die Schönheit ihrer Thäler, durch die groteske Gestaltung ihrer Berge, durch die Menge ihrer zerfallenen oder noch in gutem Stand befindlichen Bergschlösser, durch die wunderbare Bildung ihrer Höhlen, durch den Reichthum an Ueberresten urweltlicher Thiere, — durch dieses Alles ist die Gegend von Muggendorf die merkwürdigste im ganzen Gebirge geworden. Sie erfreut sich daher auch seit vielen Jahren eines zahlreichen Besuchs, und ihr Ruf hat sich weit über die Grenzen unsers Vaterlandes ausgebreitet. Die nachfolgende Darstellung ist dazu bestimmt, die Thierarten, welche durch die Diluvialfluthen in den muggendorfer Höhlen begraben wurden, kritisch aufzuzählen, die Lagerungsbeziehungen derselben nachzuweisen, und den Gebirgsbau der genannten Gegend in einem allgemeinen Abriß darzulegen.

I. Allgemeine Gebirgsverhältnisse.

Muggendorf liegt in dem nördlichen Theile des fränkischen Juragebirges, das bey Banz seinen Anfang nimmt. Dieses Gebirge zieht sich in südlicher Richtung auf der westlichen Seite über Staffelstein, Scheslitz, Mistendorf, Eggolsheim, Reuth, Kirch-Ehrenbach, Hezles, Gräfenberg und Altdorf nach Weissenburg, auf der östlichen Seite über Lichtenfels, Thurnau, Trebersdorf, Zips bey Pegnitz und Amberg nach Regensburg, von wo es sich wendet und im westlichen Verlaufe an die rauhe Alb sich anschließt.

Das Anfangsstück dieses Höhenzuges liegt zum größten Theile in dem weiten Bogen, welchen der Mainstrom um dasselbe zieht. Der rothe Main nämlich, welcher bey Lindenhard aus diesem Gebirge entspringt, hält sich von Kreußen an, auf einige Entfernung, in ziemlich gleicher Richtung mit der Ostgrenze des Jura-Höhenzugs, nnd bleibt in derselben, auch nachdem er sich mit dem weißen Main, der aus dem Fichtelgebirge seinen Ursprung nimmt, verbunden hat. Sobald sich aber der Fluß durch die ansehnliche Rodach verstärkt hat, bricht er bey Lichtenfels in südwestlicher Richtung queer durch das hier sehr schmale Gebirg hindurch, und in der Art, daß die weiße Kalkformation (der Jurakalk und Juradolomit) wie bisher ganz auf das linke Ufer beschränkt bleibt, während die ihre Unterlage ausmachende Felsarten (der Griessandstein und die Liaskalk-Formation) noch auf dem rechten Ufer auftreten und zum Theil sich bis gegen Koburg hinziehen. Bey Staffelstein tritt der Main bereits wieder aus dem Gebirge heraus, läuft in südlicher Richtung längs der westlichen Grenze desselben, und abermals in einiger Entfernung davon, gegen Bamberg hin, und vereinigt sich unterhalb dieser Stadt mit der Regnitz, welche aufwärts gegen Erlangen den Schenkel dieses großen Bogens weiter fortsetzt.

Die Gebirgsarten, welche in diesem Anfangsstück des fränkischen Jurazugs, das wir durch die drey Puncte Banz, Erlangen und Pegnitz begrenzen wollen, zum Vorscheine kommen, folgen sich von unten nach oben in folgender Ordnung:

1. Keuper-Sandstein.
2. Liaskalk-Formation.
3. Gries-Sandstein (Lias-Sandstein).
4. Jurakalkstein.
5. Jura-Dolomit.

Der Keuper-Sandstein von grobkörniger Beschaffenheit gibt die Unterlage für das bezeichnete Gebirge ab, und greift eigentlich nicht in die Zusammensetzung seiner Höhenzüge ein. Er wird von dem Jurazuge nur zum kleinern Theile verdeckt, und springt über denselben nach allen Seiten hinaus, so daß man ihn von Amberg über Baireuth, Koburg, Bamberg, Nürnberg bis Weissenburg und weiter verfolgen kann. Westlich vom Jura-Gebirge erreicht der Keuper-Sandstein seine größte Ausbreitung, indem er sich im Bambergischen und Ansbachischen ausbreitet und tief nach Schwaben hineinzieht. Nördlich läuft er im Koburgischen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nr. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier = Ueberreste der Muggendorfer Höhlen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Oestlich ist er Anfangs sehr in seiner Ausbreitung gehindert, da sich ihm hier ein dammartig aufsteigender, schmaler, aus buntem Sandstein und Muschelkalk bestehender Arm des thüringer Gebirges, der von Hildburghausen über Kulmbach und Bindloch gegen Weidenberg heranzieht, vorgelegt hat. Da demnach der Keuper = Sandstein meist über den Jurazug hinausgreift und sich an seinen Enden mit andern Gebirgsketten verbindet, so ist er weniger als integrirender Theil desselben, sondern vielmehr als das Fundament anzusehen, auf das sich der schmale Wall des fränkischen Juragebirges aufgelegt hat. Dieser Sandstein bildet in der Nähe des letztern verschiedene Höhenzüge, die jedoch niemals weder zu dem Niveau der weißen Kalkformation, noch des Griessandsteins emporsteigen.

Die Liaskalk = Formation, größtentheils aus dunklen bituminösen Mergelschiefern bestehend, zeigt sich nur am Fuße des Gebirgszuges und hat unter den genannten Felsarten bey weitem die geringste Mächtigkeit. Sie bildet entweder den untern schmalen Theil des Gebirgsfußes, oder breitet sich längs desselben, über ihn hinausgreifend, über die angrenzenden wellenförmigen Hügel des Keupersandsteins aus, wo sie dann häufig nur noch von der Dammerde, die zum Theil aus der Zersetzung ihrer obern Schichten hervorgegangen ist, überdeckt wird. Als eine solche saumförmige Einfassung des Jurazugs läßt sich die Liaskalk = Formation von Amberg an über Auerbach, Baireuth, Banz, Kirch = Ehrenbach, Kalkreut (bey Erlangen), Altdorf, Weißenburg bis an den Hesselberg verfolgen, von wo aus sie über Ellwangen nach Würtemberg hineinzieht. Bey ihrer geringen Mächtigkeit, und zumal bey ihrer flachen Ausbreitung in Ebenen ist sie häufig dem Blicke des Beobachters entzogen, oder nur durch die Trümmer, welche der Pflug herausreißt, aufgedeckt.

Mit dem Griessandsteine, der von höchst feinkörniger Beschaffenheit und gewöhnlich von ockergelber Färbung ist, beginnt eigentlich erst das Aufsteigen des Jurazugs zu einem langgedehnten Höhenwall, indem dieser Sandstein längs der ganzen Gebirgsgrenze entweder als die mächtige Unterlage des weißen Kalksteins erscheint, oder indem er sich in eigenen Hügelreihen demselben vorlegt: ersteres ist besonders auf der westlichen, letzteres mehr auf der östlichen Seite der Fall, wo z. B. gegen Baireuth hin dieser Sandstein um mehr als eine Stunde weit über die Grenze der weißen Kalkformation hinausgreift. Er ist jedoch nicht nur an der äußern Begrenzung des Gebirges, als ein Haupttheil derselben ersichtlich, sondern er dringt von da auch tief in die Thäler hinein. Der Griessandstein erreicht, namentlich auf der Ostseite des Jurazugs, eine beträchtliche Meereshöhe, indem z. B. der aus dieser Felsart bestehende Gipfel des Sophienberges bey Baireuth 840 par. Fuß über dem Wasserspiegel des Mains und 1846 Fuß über dem Meere liegt.

Während die bisher genannten Felsarten nur an der Grenze oder in den tiefen Thaleinschnitten derselben zum Vorschein kommen, sieht man die **weiße Kalk-Formation** (nämlich den **dichten Jurakalkstein** und **Juradolomit**) nicht bloß die höchsten Kuppen längs des Gebirgsfußes einnehmen, sondern dieselbe macht auch die ganze innere Hauptmasse, den eigentlichen Gebirgsstock, aus. Leider ist in dem von uns bezeichneten Gebirgs-Abschnitt keiner ihrer Höhenpuncte gemessen worden; der jenseits desselben liegende Dolomitgipfel des Hohensteins (2 Stunden nördlich von Hersbruck) ragt nach den Messungen von **Bonne** und **Brousseaud** 1919 par. Fuß über das Meer empor; die Jurakalk-Kuppe der Neubürg aber, so wie die Dolomitfelsen von Wichsenstein mögen indeß wohl an 2000 Fuß hinanreichen.

Der Dolomit wird in dem vorhin bezeichneten Gebirgsabschnitt von keiner andern Felsart überdeckt und bildet somit das Oberste dieses Höhenzugs. Einzelne, zum Theil beträchtlich große Blöcke von einem überaus harten und glasigen Sandsteine, die lose auf der Oberfläche des Gebirgs (z. B. bey Thurnau auf Jurakalk, bey Rabenstein auf Dolomit, und jenseits der von uns gesteckten Grenze bey Solenhofen auf lithographischem Schiefer) liegen, sind merkwürdig, weil sich in der Nähe keine Felsart anstehend findet, von der sie losgerissen seyn könnten. Verschiedene Kalktuff-, sowie Diluvial- und Alluvial-Ablagerungen, die sich hie und da an der Oberfläche zeigen, sind von keinem besondern Belang. Interessante neuere Bildungen finden sich indeß jenseits der von uns bezeichneten Grenze, von denen jedoch hier keine Rede seyn kann.

Die **Breite** dieses Anfangstheils des fränkischen Höhenzuges ist von keiner sonderlichen Bedeutung; sie beträgt:

zwischen	Staffelstein	und	Lichtenfels	$1\frac{1}{2}$ Stunden.
„	Scheßlitz	„	Thurnau	6 „
„	„	„	Trebersdorf	7 „
„	Eggolsheim (bey Forchheim)	„	Zips (bey Pegnitz)	$8\frac{1}{2}$ „

Daß die Liaskalkformation über diese Breite öfters hinausgreift, ist schon bemerkt worden; es ist bey diesen Angaben zunächst nur der eigentliche, dem Ganzen das Ansehen eines Gebirgs gewährende und wallartig aufsteigende Höhenzug berücksichtigt.

Das **Fundament** unseres Gebirges, welches, wie schon erwähnt, vom Keupersandstein gebildet wird, liegt auf der östlichen Seite durchgängig höher, als auf der westlichen, wie dieß aus der Vergleichung folgender Wasserspiegel sich ergiebt:

Westseite.	Flußspiegel.	Ostseite.	Flußspiegel.
Staffelstein*)	814 par. ' ohngefähr.	Lichtenfels	830 p. '
Bamberg	754.	Baireuth	1006.
Forchheim	794.	Kreußen	1222.
Nürnberg	875.	Amberg	1115.

Aus dieser höheren Lage des östlichen Bodens, noch mehr aber aus der allmählig terassenförmigen Aufsteigung der westlich an Baireuth vorüberziehenden Bergreihen erklärt es sich, daß der Ostfuß des Juragebirges auf vielen Strecken nicht den imposanten Anblick gewährt, wie der Westfuß, der fast immer wie eine Mauer aus dem Boden sich erhebt.

II. Thäler.

Nach Darstellung der allgemeinen geognostischen Verhältnisse von dem Anfangstheil unsers fränkischen Juragebirges, gehe ich jetzt auf die detaillirte Schilderung von Muggendorf und seinen nähern Umgebungen über, wobey ich jedoch erinnere, daß ich mich bloß an die geognostischen Beziehungen halten werde, indem ich wegen der übrigen Verhältnisse dieses Bezirkes auf die sehr brauchbaren Beschreibungen von Goldfuß **) und Heller ***) verweise.

Muggendorf liegt im Innern des Gebirgsstockes, und der Bezirk, zu dem es gehört und wel-

*) Die Angaben in obiger Tabelle sind von Berghaus entlehnt. Nach Lamont's Jahrb. ist jedoch der Flußspiegel in Bamberg nur 701', Nürnberg (Stadt) 934'.

**) Die Umgebungen von Muggendorf. Erlangen 1810.

***) Muggendorf und seine Umgebungen. Bamberg. 1829.

cher durch das Flußgebiet der Wiesent begrenzt werden kann, stellt ein ausgedehntes Gebirgsplateau dar, das von vielen schlangenartig gewundenen Thälern durchschnitten wird. Da diese zunächst den besten Aufschluß über die Gebirgsstructur geben können, so ist es am zweckmäßigsten zuerst dem Laufe der hauptsächlichsten unter denselben zu folgen, und dann auf die Betrachtung der durch die Thäler abgeschnittenen Bergrücken überzugehn.

Das Hauptthal, welches diese Gegend durchfurcht, wird von der Wiesent durchströmt. Dieser Fluß entspringt mitten im Gebirge bey Obersteinfeld, läuft gegen S. an Hollfeld, Weischenfeld, Rabeneck, der Riesenburg und an dem Fuße des gößweinsteiner Berges vorbey, wo er umbiegt und in W. N. W. nach Muggendorf und Streitberg geht. Hier krümmt sich die Wiesent zum zweitenmale, indem sie in der Richtung von S. W. durch den ebermanstädter Grund fließt, bey Reuth aus dem Gebirge heraustritt, und gleich darauf bey Forchheim sich in die Regnitz ergießt. Ihr Lauf beträgt ohngefähr 15 Stunden, und ihr über einen steinigen Grund schnell dahin fließendes Wasser hat eine bläulich-grüne Farbe, und ist reich an Forellen. Sie nimmt alle kleinere Flüsse in diesem Bezirke auf, unter welchen die Leinleiter, die Aufsees, der Esbach, die Buttlach und Trubach die wichtigsten sind. Das Wiesentthal, welches in seinem obern Verlaufe keine sonderliche Tiefe hat, erlangt unterhalb Weischenfeld bedeutend höhere Thalgehänge, und unterhalb Ebermanstadt breitet es sich in einen weiten Grund aus.

Die geognostischen Verhältnisse, welche uns durch dieses Thal aufgeschlossen werden, sind folgende: Von der Region des Dolomits um Hollfeld herkommend, bespült die Wiesent bey dem Städtchen Weischenfeld die Dolomitberge, welche durch ihre sonderbar zerrissenen, ruinenartigen und senkrecht ansteigenden Felsen, die über dem Städtchen die Ueberreste einer alten Burg tragen, schon von Weitem kenntlich sind. Durchs ganze rabenecker Thal (so heißt die Strecke des Wiesentthals von Rabeneck bis zum Toos) kommt lauter Dolomit in schroff ansteigenden Wänden und hoch übereinander gethürmten Massen vor, von denen ungeheure Blöcke in das enge Thal herabgestürzt sind. Auf gewaltigen Dolomitfelsen erhebt sich in dieser wildromantischen Gegend das alte Bergschloß Rabeneck, einst ein Eigenthum der uralten Familie Schlüsselberg, jetzt der Grafen von Schönborn. Ueberall ist das herrschende Gestein hier der bittererdige Kalkstein, nur am Fahrwege unterhalb der erwähnten Burg sieht man an mehreren Stellen seine Unterlage, den dichten Jurakalkstein, etwas aufgedeckt. Eine Stunde weiter abwärts, gleich unter dem Toose, kömmt man an die Riesenburg, eine ungeheure, phantastisch gestaltete Felsenparthie mit natürlichen Brückenbögen, Portalen und Gewölben, welche vom Gipfel bis zur Thalsohle aus dem Dolomit zusammengesetzt ist. Dieselbe Felsart ist es auch, welche das hochgelegene, aus weiter Ferne sichtliche Schloß und Städtchen Gößweinstein trägt.

Indem die Wiesent in ihrem fernern Verlaufe sich immer tiefer senkt, wird der bis jetzt unter der Thalsohle gelegene dichte Jurakalkstein aufgedeckt, und er fängt von Gößweinstein an allmählig sich hervorzuheben, so daß er bey Muggendorf bereits die untere Hälfte der Thalwände bildet. Bey Streitberg scheint auf einmal der Dolomit wieder bis zum Flußspiegel hinabzureichen; denn es zeigen hier die aus dem Boden senkrecht aufsteigenden Felsmassen, welche unter andern die Ruinen von Neudeck und Streitberg tragen, dieselbe zerklüftete, thurmartige Bildung, wie wir sie bisher nur in Dolomitgegenden zu sehen gewohnt waren. Allein bey näherer Besichtigung ergiebt es sich, daß man durch das äußere Ansehen getäuscht worden ist; denn diese Felsenmassen sind aus dem dichten Jurakalksteine zusammengesetzt *), und erst oberhalb derselben gelangt man an den Dolomit, der die obere Hälfte der Thalgehänge bey Streitberg und der Neudeck ausmacht.

Im weitern Verlauf der Wiesent wird denn auch eine dritte, bisher nicht sichtliche Felsart, der Griessandstein, am Fuß der Thalwände aufgedeckt,

*) Es wäre zu wünschen, daß Handstücke von diesen Gesteinen chemisch untersucht würden.

und steigt schnell über den Wasserspiegel in die Höhe. Am Ottostein, einem ¼ Stunde unterhalb Streitberg bey Gasseldorf am Eingange in das Leinleiter-Thal gelegenen Berge, macht er bereits die untere Hälfte desselben aus, und die steilen Felsen, welche wie ein Mauerwerk den Gipfel umfangen und ein kleines Häuschen tragen, das Freyherr von Aussees vor mehreren Jahren der schönen Aussicht wegen errichten ließ, gehören dem Jurakalksteine an. Der Dolomit fehlt hier in einer Höhe, wo derselbe sich noch bey Streitberg und der Neudeck vorfindet.

Unterhalb Ebermanstadt tritt die Wiesent aus dem bisher eingeengten Thale heraus, und fließt durch den ebermanstädter Grund, dessen Thalwände immer weiter aus einander rücken. Die ganze untere Hälfte derselben, oder wohl auch noch mehr, macht der feinkörnige, in der Regel ockergelbe Griessandstein aus, und es läßt sich beym Hinaufsteigen zur reifenberger Kapelle leicht bemerken, daß der ganze am rechten Ufer fortlaufende Höhenzug auf seinem Gipfel bloß aus dichtem Jurakalksteine besteht, während der Dolomit verschwunden ist. Dafür stößt man bereits am Fuße des Reifenberges auf die dunkelgrauen Schiefer und Kalksteine der Liaskalk-Formation, die häufige Versteinerungen von Ammonites annulatus und Monotis substriata aufzuweisen haben. Indem man sich Reuth nähert, wo die Wiesent aus dem Gebirge heraustritt, findet man die Südspitze dieses, zwischen dem eben genannten Fluße und der Regnitz gelegenen Gebirgsarmes durch eine Hügelreihe aus Keuper-Sandstein begrenzt, auf welcher die Jägersburg, ein ehemaliges bischöflich bambergisches Jagdschloß, erbaut ist.

Der dieser Thalwand gegenüberstehende Höhenzug auf dem linken Ufer tritt immer weiter von der Wiesent zurück und setzt sich, nachdem er den ebermanstädter Grund verlassen, als der unmittelbare Westfuß des Gebirges fort. Innerhalb des genannten Grundes ist diesem Zuge noch ein ganz isolirter, die benachbarten Höhen überragender, schöner Berg vorgelagert, der unter dem Namen der Ehrenbürg oder des Walpurgisberges weit und breit bekannt ist, und seines großen Jahrmarktes wegen, der jährlich am ersten May auf seinem Gipfel gehalten wird, von Tausenden von Menschen besucht wird. Der Fuß dieses Berges steigt ziemlich sanft an, dehnt sich unten im Thale aus, und ist größtentheils mit Feldern bedeckt, oder von Rasen überzogen. Der Gipfel dagegen steigt schroff in die Höhe und ist von zerklüfteten Felsenmassen eingefaßt; sein Rücken breitet sich in eine weite, tafelartige, in der Mitte tief ausgehöhlte Fläche aus, wodurch der Berg eine ausgezeichnet sattelförmige Gestalt erhält. *)

*) Die Auffindung der geognostischen Verhältnisse desselben wird durch den überwachsenen Fuß sehr erschwert; den besten Aufschluß verschafft man sich, wenn man zuerst den Weg von Kunreuth nach Leutenbach einschlägt. Sobald man nämlich von dieser Seite her an den Fuß des Berges gekommen ist, trifft man in den Feldern viele Trümmer von gelblichem Mergelschiefer und blaulichgrauem Liaskalksteine mit dem charakteristischen, in weißen Kalkspath übergegangenen Ammonites annulatus. Diese Trümmer zeigen an, daß gleich unter der Ackererde die Rauchkalk-Formation verborgen liegt. Höher hinauf führt am östlichen Gehänge der Weg an einem kleinen Steinbruch vorbey, durch den der Griessandstein aufgeschlossen wird. Wendet man sich von hier nach dem westlichen Abhang des Berges, wo der Weg von Kirch-Ehrenbach her zur Kapelle hinaufführt, so stößt man gegen die Mitte desselben auf Massen von dichtem Jurakalksteine, die frey zu Tage anstehen, und der Gipfel besteht aus schwärzlich angelaufenen, zerrissenen, ruinenartigen und von Blasenräumen durchzogenen Dolomitfelsen. Von dieser Höhe aus erfreut man sich einer schönen und weiten Aussicht in das Wiesent- und Regnitzthal und auf die benachbarten Gipfel des Juragebirges. Am südwestlichen Abhang des Walpurgisberges legt sich endlich noch eine Hügelreihe von Keupersandstein an, der von hier an sich über Franken und Schwaben ausbreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nr. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen rc.

(Fortsetzung.)

Indem wir demnach dem Laufe der Wiesent und ihrem Ursprung mitten im Gebirg bis zu ihrem Austritte aus demselben gefolgt sind, haben wir durch das allmälig immer tiefer gehende Rinnsaal dieses Flusses eine Gebirgsart nach der andern in schöner Ordnung aus der Thalsohle hervorsteigen sehen: zuerst Dolomit, dann Jurakalkstein, dann Griessandstein, dann Rauchkalkstein, und endlich Keupersandstein.

Dem Hauptthal der Wiesent laufen auf der rechten Uferseite viele Nebenthäler zu, welche von eben so vielen Flüßchen bewässert werden, die im Allgemeinen die Richtung von N. nach S. verfolgen. Die hauptsächlichsten unter denselben, wie sie in der Direktion von O. nach W. aufeinander kommen, sind die Puttlach, Esbach, Auffees und Leinleiter. Auf dem linken Ufer der Wiesent oder dem südlichen Theil des Gebirgs findet sich bloß die Trubach (Truppach), welche in nordwestlicher Richtung ziemlich parallel mit der Wiesent (in ihrer Erstreckung von Gößweinstein bis Streitberg) verläuft und bey Pretsfeld im ebermanstädter Grunde in die Wiesent fällt. Zur Aufschließung der in diesem Bezirke vorwaltenden geognostischen Verhältnisse genügt es die von der Esbach, Auffees und Leinleiter durchflossenen Thäler einer näheren Beachtung zu unterwerfen.

Das merkwürdigste unter diesen Thälern ist das Ahornthal, welches von der Esbach bewässert ist. Dieses Flüßchen entspringt auf der östlichen Grenze des Gebirges hinter dem Orte Hinter-Gereut in einem merkwürdigen Kesselthal, welches eine ansehnliche Tiefe und eine beträchtliche Ausbreitung erlangt, und in dem die Ortschaften Kirch-Ahorn, Frei-Ahorn, Poppendorf, Körzendorf u. s. w. mit Feldern und Wiesengründen liegen. Dieses Kesselthal wird an seinem südwestlichen Ende von der Esbach durchbrochen, die hier in eine enge Schlucht eintritt, welche auf beyden Seiten die gewaltigsten Felsenmassen aufzuweisen hat. Es ist ein überraschender Contrast, wenn man von dem heitern, weit ausgebreiteten Thalgrunde, in welchem Kirch-Ahorn liegt, plötzlich in diese wilde düstere Felsenschlucht eintritt. Die interessanten geognostischen Ergebnisse, welche sich am Eingange dieser Schlucht auffinden lassen, habe ich schon früher geschildert.

Ein anderer Nebenfluß der Wiesent ist die Auffees, welche im mittleren Theil des Gebirges bey Königsfeld entspringt, und nach einem Laufe von 5 Stunden durch das anfangs seichte, nachher aber tiefer werdende Auffeesthal, unweit des Tooses, sich in die Wiesent ergießt. Dolomit faßt auch von hier bis hinauf zum Schloß und Dorf Auffees (dem nördlichsten Punkte, welchen ich an diesem Flüßchen besucht habe) die Thalwände mit seinen Felsenpartieen ein.

Am weitesten nach W. zurück liegt unter den nördlichen Seitenthälern der Wiesent das Leinlei-

ter-Thal, welches das von Ober-Leinleiter entspringende und bey Gasseldorf (zwischen Ebermanstadt und Streitberg) in die Wiesent einmündende Flüßchen, die Leinleiter, durchfließt. Da dieses Thal wegen der niedrigen Lage des Westfusses unsers Gebirges viel tiefer liegt, als die vorher genannten östlichen Seitenthäler der Wiesent, so kommen in demselben bereits die Unterlagen des Dolomits zum Vorschein, und während bey Heiligenstadt der Jurakalk die herrschende Gebirgsart ist, dem nur auf den höchsten Punkten, wie z. B. am Greifenstein, eine Dolomitkuppe aufgesetzt ist, tritt weiter abwärts bey Veilbrunn bereits der Griessandstein aus der Thalsohle, der bald im fernern Verlauf die untere Hälfte der Thalgehänge ausmacht. Der früher schon erwähnte Ottostein steht gerade auf der Grenze, wo die Leinleiter mit der Wiesent zusammenfließt.

3. Bergrücken.

Die vielen Flüsse, welche die Umgegend von Muggendorf in schlangenartig gewundenen Thälern durchziehen, haben das ganze Gebirge in mehrere bedeutende Bergplateaus zerschnitten, die meist besondere Benennungen führen. So nennt man den Gebirgsabschnitt, der einerseits durch den Westfuß des Juras, andrerseits durch die Wiesent und Leinleiter begrenzt wird, die **Lange-Meile**; der Bergrücken zwischen der Leinleiter und Aussees heißt das **Aufseeser Gebirge**, zwischen der Aussees und Wiesent das **weischenfelder Gebirge**, zwischen der Wiesent und Esbach das **rabenecker Gebirge**, (zwischen der Esbach und Puttlach das Plateau von Hohen-Mirschberg), zwischen der Puttlach und Schutter das **pottensteiner Gebirge**, zwischen der Wiesent und Trubach (Truppach) das **biberbacher Gebirge**.

Wenn man aus den Thälern auf diese Gebirgsrücken gestiegen ist und auf denselben fortwandelt, so hat es nicht den Anschein, als ob man sich auf Berggipfeln befände, sondern als ob man weite Flächen vor sich hätte, die durch mehr oder minder tiefe Einschnitte zu einem wellenförmigen Hügellande, oder durch aufgesetzte Felsenkuppen und Berge zu einem abermaligen Berglande werden. Reisende, die unser Gebirge zum erstenmale besuchen, und der Straße von Baireuth her folgen, sind daher, wenn sie von Wüstenstein aus über das weit ausgedehnte Plateau mit seinen vielen aufgesetzten kleinen Bergen hinweg bis an die Höhe von Streitberg gekommen sind, überrascht, plötzlich tief unter sich ein weites Thal zu sehen, da sie nichts in der Meynung erhalten konnte, daß sie bisher auf einem hohen Gebirgsrücken sich befunden hätten.

Schon aus der vorhergehenden Beschreibung der Thäler ist es ersichtlich, daß der Dolomit die vorherrschende Felsart in unserm Gebirge ausmache, während der Jurakalk und Griessandstein nur gegen die beyden Grenzen des Jurazuges, oder in tiefliegenden Thälern zum Vorschein kommen. Wenn man von Greifenstein nach Hollfeld oder Hohen-Mirschberg, wenn man von der Grotte bey Neudeck über Mokas und Gößweinstein nach Pegniz, wenn man von Muggendorf nach Wichsenstein oder von Streitberg nach Blankenfels, wenn man von Rabeneck nach Rabenstein über die Gebirgsplateaus hinweggeht, so bleibt man immer auf dem Dolomite.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Dolomit, wo er die Thalgehänge bildet, in schroffen, thurmartig aufsteigenden und übereinander gestürzten Felsenmassen zum Vorschein kommt. Von eben so sonderbaren Formen sind gleichfalls die Dolomitkuppen und Dolomitberge, welche gemeiniglich den Gebirgsrücken wieder aufgesetzt sind, in regelmäßigen Reihen sich zuweilen aneinander legen, und bey ihrer aus der Ferne meist kegelartigen Gestaltung dem Gebirge einen sehr auszeichnenden Charakter verleihen. Von der Höhe dieser Dolomitkuppen hat man eine weite Aussicht über die Gegend, und viele sind deßhalb bekannt geworden. Außer den bereits genannten, führe ich in dieser Beziehung unter den vielen Puncten nur noch an den **Greifenstein** bey Heiligenstadt, den **Guckhül** bey Streitberg, den **Adlerstein** und das **Quackenschloß** bey Muggendorf, und vor allen den **Wichsenstein**.

Der **Adlerstein** liegt nicht weit von dem Dorfe Engelhardsberg, und ist ein säulenförmiger, nach allen Seiten senkrecht abfallender Dolomitfels, der nur von einem geschickten Kletterer, oder ver-

mittelst einer Leiter erstiegen werden kann; neben demselben liegen noch einige kleinere Blöcke umher. Merkwürdig ist es, daß hier im massigen körnigen Dolomit ein kleines Lager von geschichtetem dichtem Jurakalksteine, das am Fuß des Adlersteines und zumal an den nebenstehenden Felsen sichtlich ist, zum Vorschein kommt.

Das gleich daneben liegende Quackenschloß hat seinen Namen daher erhalten, weil der Dolomit (von den Landleuten Quacke genannt) hier große Felsenwände nach Art der Mauern verfallener Schlößer bildet.

Unter allen Höhenpuncten aber, die in der Umgebung von Muggendorf vorkommen, scheint der Schloßberg von Wichsenstein der bedeutendste zu seyn. Dieses Dorf liegt zwey kleine Stunden südlich von Muggendorf auf dem biberbacher Gebirge, das das größte Plateau in unserm Bezirke ausmacht. Obschon bereits das Dorf auf einer, über die übrige Bergfläche emporragenden Anhöhe liegt, so steigen doch an demselben abermals gewaltige Dolomitfelsen empor, auf deren höchsten eine Treppe hinaufführt, und dessen Gipfel, da er so schmal ist, daß nur wenige Personen darauf Raum haben, mit einem festen Geländer umgeben ist. Die Aussicht auf demselben gehört zu den großartigsten im ganzen Gebirge: man sieht hier die Bergschlösser Hohenstein, Rothenberg, Egloffstein und Hundshaupten, die Kuppe der Ehrenbürg, die Altenburg bey Bamberg, Reisenberg, Greifenstein, Adlerstein, Sanspareil, Neubürg, Gößweinstein, die pfälzer Gebirge, das Fichtelgebirg und viele andere merkwürdige Puncte.

Obschon das Gebirge keine besondere Höhe erreicht, so findet man doch im Klima bereits einen merklichen Unterschied, indem in den Thälern die Erndte 8 — 14 Tage früher gehalten werden kann. Zu den vielen Nachtheilen, welchen die Bergbewohner ausgesetzt sind, gehört auch der Wassermangel, indem auf dem Gebirge fast durchgehends Quellen fehlen, und statt der Brunnen nur Cisternen zu finden sind. Die Bewohner solcher Districte, wie z. B. die von Gößweinstein, sind daher genöthigt, ihr Trinkwasser oft tief aus dem Thale herauf holen zu müssen, und bey trocknen Jahren, wo der Vorrath der Cisternen erschöpft wird, muß alles Wasser von unten hinauf geschafft werden. Mit der Wasserarmuth des Gebirges steht im Gegensatz der Reichthum der Thäler an schönen, frischen und wohlschmeckenden Quellen, welche zumal aus dem Jurakalksteine hervorbrechen, der für die Hegung oder wenigstens für die Fortleitung der durch die Klüfte des Dolomits eingedrungenen Gewässer am geeignetsten zu seyn scheint. Von welcher Bedeutung diese unterirdische Wasserwirthschaft ist, zeigt sich am deutlichsten an den drey Quellen, die nebeneinander bey der Stämpfersmühle, unterhalb Gößweinstein, hervorbrechen, und von denen jede einen Wasserstrom von 4 Fuß Breite und 2 Fuß Tiefe ergießt, so daß die Mühle nicht von der unmittelbar vorüberfließenden Wiesent, sondern von den einige Schritte von ihr entspringenden Quellen in Bewegung gesetzt wird.

4. Höhlen im Allgemeinen.

Zu den interessantesten Erscheinungen des muggendorfer Bezirkes gehören die Höhlen, deren man auf einem Umfang von etwas mehr als einer Quadratmeile bereits an vierzig entdeckt hat. Die Aufzählung und Beschreibung dieser durch ihre domartigen Gewölbe und zum Theil auch durch ihre wunderbaren Tropfsteinbildungen ausgezeichneten Grotten findet man sowohl in dem Taschenbuche von Goldfuß, als von Heller, worauf ich verweise.

Diese Höhlen liegen im Dolomitgebirge. So habe ich es wenigstens bey allen gefunden, die mir genauer bekannt geworden sind, und worunter die gailenreuther, Mokas-, Rosenmüllers-, Oswald's-, Wunder-, Wizen-, Schönstein-, klausteiner Höhle, das Rabenloch (Kuhloch) und die neudecker Grotte gehören. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß die übrigen Höhlen ebenfalls in dieser Gebirgsart enthalten sind, indem sie entweder in solchen Gegenden sich finden, wo bloß Dolomit vorkommt, oder indem sie in gleichem Niveau mit den vorhin angeführten liegen. Ob es unter diesen Höhlen welche gibt, die in den unterliegenden Jurakalk hineinsetzen, kann ich mit Bestimmtheit weder bejahen noch verneinen, da ich nicht alle in dieser Beziehung untersucht habe, und die meisten auch

auf dem Boden und an den Wänden mit einer dichten Tropfsteinkruste überzogen sind; schätze ich indeß die Tiefen dieser Grotten nach dem Augenmaaß, so kann ich keine auffinden, die in das Niveau des Jurakalksteines hinabreichen würde.

Da im nähern Umkreis von Muggendorf und Streitberg der Dolomit bloß die Gipfel der Bergmassen einnimmt, so ist die nothwendige Folge, daß man hier aus den Thälern hoch hinauf steigen muß, um zu diesen Grotten zu gelangen; dieß ist der Fall bey der Schönstein-, Rosenmüllers-, Oswald's-, Mokas-, gailenreuther Höhle, der neudecker Grotte und vielen andern Höhlen, die sämmtlich auf der Höhe liegen. Wo aber der Dolomit bis ins Thal hinabreicht, wie dieß auf der Ostseite des Gebirgs statt hat, da findet man auch die Höhlen in einer geringen Entfernung über dem Wasserspiegel; dieß ist der Fall mit dem Rabenloch (Kühloch), der klaussteiner Höhle und mehreren andern.

Daß dem Dolomit die Eigenthümlichkeit der Höhlenbildung nicht bloß in dem muggendorfer, sondern in dem ganzen fränkisch-pfälzischen Juragebirge zustehen möchte, darauf hat schon im Jahre 1809 Direktor von Voith in seiner Monographie einer bisher noch unbemerkten Gebirgsart *) aufmerksam gemacht. Ebenso habe ich gefunden, daß die Höhle, welche auf dem Staffelberge bey Staffelstein am südwestlichen Abhang des Gipfels vorkommt, im Dolomit enthalten ist.

5. Knochenführende Höhlen.

Die merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der muggendorfer Höhlen sind jene Denkmale einer durch die Sündfluth vernichteten Thierwelt, deren Gebeine sich in diesen Grotten jetzt noch vorfinden, und die entweder bloß unter lockerer Erde oder einer Tropfsteinkruste auf dem Boden liegen, oder durch den sich immer fort erzeugenden Kalksinter unter sich zusammengekittet, oder auch an die Seitenwände der Höhlen geheftet worden sind.

Diese Denkmale einer antediluvianischen Welt, welche jedoch nur in einigen muggendorfer Höhlen niedergelegt sind, waren in hiesiger Gegend lange gekannt und gesucht, indem die Arzneikunde der damaligen Zeit es für nothwendig hielt, den kranken Gliederbau des Menschen durch die Knochen unserer Antediluvianer zu restauriren. Da nach dem damaligen Stand der naturhistorischen Kenntniße die Aerzte alle großen fossilen Knochen für Elephantenreste ansahen, so wurden auch die in unseren Höhlen vorkommenden Gebeine von Bären, Löwen und andern Raubthieren den armen Patienten unter dem Namen Ebur fossile eingegeben, und zwar mit demselben Erfolg. Die erste gedruckte Nachricht über das Vorkommen solcher Ueberreste hat Marx *), ein nürnberger Materialist, geliefert, indem er erzählt, daß bey dem bambergischen Städtchen Bodenstein Knochen und Zähne von Unicornu fossile gefunden worden seyen. Baier hat in seiner Oryctographia norica diese Angabe aufgenommen und dadurch zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Mehr als dieses war aber von den hiesigen Höhlen und ihren Denkwürdigkeiten den Naturforschern nicht bekannt, so daß man von Muggendorf nur in der allernächsten Umgebung etwas, von Gailenreuth aber gar nichts wußte. Esper, dieser als Naturforscher, wie als Geistlicher gleich ausgezeichnete Mann war es, der zuerst die Welt durch genaue Untersuchungen von diesen Merkwürdigkeiten in Kenntniß setzte. Sein Werk, betitelt: „Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen unbekannter vierfüßiger Thiere, und denen sie enthaltenden, sowie verschiedenen andern denkwürdigen Grüften der Obergebürgischen Lande des Marggrafthums Bayreuth. Nürnberg 1774. mit 14 illuminirten Kupfertafeln" enthält einen Reichthum von Beobachtungen, eine genaue Beschreibung der Höhlen und ihrer antediluvianischen Einwohner, scharfsinnige Ansichten über die Einlagerung dieser Thiere in die Grüfte und höchst genaue schöne Abbildungen von den gefundenen Knochen.

*) Moll's Ephemeriden. Band V. S. 161 u. f.

*) Material-Kammer p. 92. Dies Citat ist genommen aus Baieri Oryctographia norica pag. 27.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nr. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Da diese Höhlen seit jener Zeit durch das Nachgraben in ihrem Innern ganz verändert, manche an fossilen Knochen vollständig ausgebeutet sind, so kann man sich über ihren frühern Zustand nur durch Espers Beschreibung Auskunft verschaffen, aus der wir daher im Nachfolgenden Einiges entlehnen.

Es war im Jahre 1771, als Esper, damals Pfarrer zu Uttenreuth (1 Stunde von Erlangen), angeregt durch die mancherley Gerüchte über diese unterirdischen Wunder, in Begleitung des Apothekers Frischmann in Erlangen, eines eifrigen Naturforschers, so wie des nachherigen Physikus Heumann zu Langenzenn, der damals auf der Universität Erlangen sich aufhielt, sich aufmachte, um jene Gegenden auf wissenschaftliche Weise zu untersuchen. Bey Pretsfeld erstieg die Gesellschaft das Gebirge, und nahm auf dem Plateau den Weg nach Mokas zur dasigen Höhle, welche nach der Sage mit Riesengebeinen angefüllt seyn und deren Gewölbe auf anderthalb Meilen in der Länge sich erstrecken sollten. Heumann und Frischmann konnten sich durch den engen Eingang dieser Gruft hindurchschieben; von sich selbst aber sagt Esper: „mein Gliederbau war für einen solchen Eingang zur Betrachtung der Wunder des Schöpfers unter der Erde etwas zu reichlich angelegt, ich mußte mit Leidwesen zurück." Heumann, der diese gefährlich zu passirende Höhle später noch mehrmals bestieg, fand in einer Tiefe von 60 Klaftern eine Kinnlade nebst dem untern Theil eines Schenkelbeines, die mit den gleichnamigen Knochen in der gailenreuther Höhle vollkommen übereinstimmten. Nach einer Bemerkung von Esper, die nicht unwichtig ist, werden solche Knochen ebenfalls in den Ebenen, am Fuße des Berges ganz seichte unter der Erde liegend, bey dem Ackern vom Pfluge hervorgestreift.

Von Mokas gieng es nach Gailenreuth, wo Esper zu seiner großen Verwunderung (wie dieß denn auch vielen andern Reisenden begegnet ist,) plötzlich ein tiefes Thal unter sich sah, während er bis jetzt sich auf einer bloßen Ebene geglaubt hatte. Man kommt, sagt er, aus der Gegend von Mokas her an ein fürchterliches Thal, ohne daß man vorher auf eine Anhöhe gestiegen.

Die ersten 3 Gewölbe der gailenreuther Höhle enthielten nur wenige Fragmente von Knochen, doch war die Erde, welche den Boden füllte, für den genau beobachtenden Naturforscher betrachtungswürdig. „Die ganze Gegend," sagt er auf Seite 11, „hat lauter mergelartig, mit Leimen gemengtes Land, das ins Gelbe fällt. Hier aber liegt eine schwarze, schlammartige Erde in sehr beträchtlichen Tiefen. Ich will sie nicht für eine Thiererde schlechterdings jetzo noch halten, wie die tiefer liegende es ohne den mindesten Anstand ist; vermuthlich aber gehört sie dahin, nur hat das Animalische, da die

Luft zur Verwitterung hilft, sich um ein merkliches sonder Zweifel verloren, zumal da sie mit einer vegetabilischen Erde von dem seit undenklichen Zeiten eingeflogenen Laub, sehr häufig vermischt worden ist." Der Boden war überall mit einer dicken Tropfsteinrinde bedeckt, unter der sich in der dritten Grotte Zähne und Kiefer gefunden haben.

Von diesen auf einer Ebene fortlaufenden drey Gewölben, mußte in einen ohngefähr 20 Fuß tiefen Abgrund vermittelst einer Leiter gestiegen werden.

„Uebrigens ist man nun wirklich da, wo die Verwesung sich satt an lebendigen Geschöpfen genagt, und der siegende Tod tausend beseelte Kreaturen zur Erde gestreckt hat. Aufgewühlte Kirchhöfe liegen von Gebeinen dieser traurigen Ueberbleibseln der Vergänglichkeit niemalen so voll. Der Boden selbst ist unläugbar eine Erde von gemoderten Thieren, wie die Untersuchungen zeigen. Ein Theil der Gebeine liegt gleich im Gesicht, einen andern wühlt man ohne Mühe hervor. Der Fels selbst ist mit Zähnen und Ueberbleibseln von Gerippen durchknetet. Daß die Skelete etwa nach der Ordnung ihrer Gebeine nach lägen, daran ist gar nicht zu denken. Es haben der Menschen Hände, und oft vielleicht unverständige Hände, zumal als die Sache ruchbar worden, hier gar zu sehr nach Willkühr gehauset. Sie sind auch vielleicht ursprünglich nicht nach dieser Ordnung in die Höhle gekommen."

Weiterhin ging es abermals auf der Leiter in einen Schlund von 18 —20 Fuß Tiefe hinab, wo eine Gruft von der Weitschaft der vorigen sich aufthat. „Die Zoolithen finden sich hier hin und wieder zerstreut. Man geht auf lauter Gebeinen. Noch mehrere sind unter dem lockern Staub, oder besser derjenigen Thiererde, welche auch hier den Boden macht."

Auch seitwärts von dem vierten Hauptgewölbe fanden sich in Spalten und Höhlungen die Ueberreste von Thieren. Am merkwürdigsten war eine Gruft von 28 Fuß Höhe und 43 Fuß Länge, zu der man nur durch einen überaus engen Eingang gelangen konnte, und welche noch jetzt leicht wieder zu erkennen ist, da unter ihren schönen Tropfsteinbildungen in der Höhe eine Art von Balkon vorkommt, der mit einem gefalteten Vorhang verziert zu seyn scheint.

„In keiner der vorigen Grüfte liegen so viele Zoolithen, als hier. Der ganze Boden ist damit überstreut. Es mag seyn, daß sich nicht jeder, der diese Höhlen besucht, bis in die gegenwärtige Gruft gewagt und also weniger aus dem Gewölbe bey Seite geschafft worden. Wir haben 5—6 Schuh in die Tiefe graben lassen und nie etwas anderes gefunden als Knochen, und den aus selbigen verwitterten Staub, welcher sich durch Versuche als eine wirkliche Thiererde gewiesen hat. Ueberhaupt ist es schwer, von der Menge dieser Zoolithen und der Erde, in welche sie aufgelöst sind, sich, ohne daß man es mit Augen gesehen, eine Vorstellung zu machen; ja ich besorge, kaum Glauben zu finden, wenn ich gleich nur das Wenigste sage: daß nämlich nicht etliche hundert Wagen hinreichen würden allen Vorrath hievon auf die Seite zu schaffen. Das Merkwürdigste aber war, daß diese Knochen nicht allein in der Tiefe, sondern auch in der Decke des Gewölbes eingekittet waren."

Esper machte uns jedoch nicht nur mit den fossilen Ueberresten von Thieren in dieser Höhle bekannt, sondern er entdeckte in derselben auch Trümmer von Urnen, von denen man vorher nichts wußte.

Wichtig für die Theorie der Einlagerung dieser Thierüberreste schien Esper'n eine andere Entdeckung, welche er bey dem Nachsuchen nach den ursprünglichen Lagerungsverhältnißen derselben machte. Man kam nämlich (Seite 24.) bey Gelegenheit der vorn beschriebenen Urnen auf eine Platte von Stein in der ersten Höhle; sie hing hinten mit dem Hauptfelsen zusammen, vorwärts aber strich sie nicht durch den ganzen Raum. Als man nun da, wo die Steinplatte aufhörte, in die Tiefe graben ließ, kam man, nach einem starken Abraume von allerley Wust, auf eine ganz weiße, sich ziemlich fest greifende und mit einer kalkigen Schärfe so saturirte feuchte Erde, daß deren Schärfe, wie beym gelöschten Kalk, unter dem Arbeiten die Haut an den Fingern durchbeizte. Sie hat, nach Espers Meynung, außer allem Zweifel den durch die Fäulniß zerstörten Thierknochen ihren Ursprung zu verdanken. Unmittelbar nach derselben lag eine Schicht indurirter Knochen von einem Schuh in der Dicke. Diese Lage strich durch den ganzen Raum des gefundenen Platzes, der etwa 6 Fuß breit war; sie wird nicht viel über 8—10 Fuß vorwärts gelaufen seyn; denn als etwa 6 Schuh gerade fortge-

graben war, so nahm die Schichte an Dicke bereits ab, es kamen Kohlen und fremde eingemischte Körper zum Vorschein; Beweise, daß die ursprüngliche Lage nicht viel weiter unzerstört geblieben. Die hier angetroffene Schicht war sehr reich an Zoolithen von allerlei Art, und mit Dolomit-Geschieben durchmengt.

„Ganz unerwartet kam endlich eine Maxilla von einem Menschen, in welcher noch auf der linken Seite zwey Stockzähne und ein vorderer stacken, zu einem in der That ganz schreckhaften Vergnügen hervor. Nicht weit davon wurde auch ein Schulterblatt auf das Vollständigste, so daß an dem processu coracoideo nicht einmal etwas Verletztes gewesen, gefunden. Ich entscheide nicht, ob beyde Stücke einem Besitzer zuständig gewesen. Gerade aber sind es zwey Beine von dem menschlichen Gliederbau, welche wegen ihrer Struktur mit den ähnlichen Gliedern an Thieren das Wenigste gemein haben und für Ueberbleibsel von Menschen am kenntlichsten sind. Haben beyde Stücke aber einem Druiden, oder einem Antediluvianer, oder einem Erdenbürger neuerer Zeiten gehört? Da sie unter den Thiergerippen gelegen, da sie sich in der nach aller Wahrscheinlichkeit ursprünglichen Schichte gefunden, so muthmaße ich wohl nicht ohne zureichenden Grund, daß diese menschlichen Glieder auch gleichen Alters mit den übrigen Thierverhärtungen sind."

Esper traf jedoch die Knochen nicht bloß lose im Staube oder durch Tropfstein an die Wände festgekittet, sondern er fand sie auch in besondern Konglomeraten, welche er Concrete nannte. „Sie sind aus Trümmern von Stalaktit, dem grauen Kalksteine, daraus das ganze Gebirge besteht, etwas Sand, einem mergelartigen Wesen, und unsäglichen Fragmenten von Thierknochen, daß ich so sage, zusammengeleimt." Diese Concrete sind von einer außerordentlichen Festigkeit.

Aus einem spätern Bericht, den Esper *) an das baireuthische Ministerium abstattete, heben wir noch Folgendes heraus: Zuerst gibt er seine Verwunderung darüber zu erkennen, daß binnen zwey oder dritthalb Jahren, wo er zuletzt die gailenreuther Höhle besuchte, sich so viel verändert hatte. An den Wänden waren ganz andere Tropfsteinbildungen zu sehen; viele der ehemaligen Figuren waren durch einen Ueberguß unkenntlich gemacht, andere aber ganz neu getrieben. So hatte sich unter andern in der dritten Gruft, wo zum erstenmal eingestiegen wird, an einem Ort, der sonst nie die mindeste Feuchte gehabt, eine sehr gut gezeichnete Cascade formirt. Der Ansatz von Tropfstein war hie und da so stark, daß, wenn die Wände nur zehn Jahre nach diesem Verhältnisse fortwachsen würden, seiner Meynung nach, gewiß die weitesten Zugänge verstopft wären; es schien ihm deßhalb, als ob die Stalaktiten im Lauf der Zeit wieder aufgelöst werden könnten. Kein Kalkul kann daher alberner seyn als der, wenn man aus der Dicke der Tropfsteine das Alter dieser Höhlen oder der Erde überhaupt bestimmen will. Esper setzt hinzu: „doch sind das die Mode-Rechnungen unserer Zeiten." Man sieht hieraus, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt; denn an den albernen Berechnungen Ballenstedt's und Consorten hat sich unsere Zeit auch geweidet.

Der Boden in der dritten Höhle, welcher mit einer fast fußdicken Tropfsteinrinde belegt war, war seit Espers früherem Besuche durchbrochen und darunter ein mächtiges Conglomerat von Knochen gefunden worden. Zugleich wurde unter der erwähnten Tropfsteinschale ein gegen anderthalb Fuß im Durchmesser weites Loch entdeckt, das sich jäh nach der Tiefe gegen die unteren Höhlungen zog, so daß es einen, in die vierte der großen Grüfte führenden Ausgang hatte. In dieser Schlucht war eine außerordentliche Menge von antediluvianischen Thieren eingelagert gefunden worden *).

*) Schriften d. Berlin. Gesellsch. naturforschender Freunde. Berlin 1784. Band V. Seite 56—106.

*) Esper wollte diesen Schlund untersuchen, fand aber beyde Mundlöcher boshafter Weise verstopft, so daß er nicht hinein konnte. Es hatten hier nämlich einige Personen ein überaus reiches Knochenlager gefunden, dessen Entdeckung sie zu verheimlichen suchten. Durch ausgebrochene Mißhelligkeiten aber wurde es bekannt, und unser eifriger Beobachter erhielt darüber folgende zuverlässige Nachrichten: In der vierten Haupthöhle, wo zum andernmal mit der Leiter eingestiegen wird, war der Boden ein Geschütte von Erde und Knochen. Als man dieses auf die Seite schaffte, entdeckte man einige Fuß über dem Boden ein 2

Seit Espers Tode hat sich der Zustand der gailenreuther Höhle noch mehr verändert. Als unter der preußischen Regierung, die mit edler Sorgfalt sich für diese merkwürdigen Grüfte interessirte, ein besonderer Höhlenaufseher angestellt worden war, so grub derselbe nicht nur an verschiedenen Orten, zur Erlangung der fossilen Knochen, ein, sondern er senkte auch im hintersten Raume einen Schacht ab, der 4 Lachter tief durch ein mächtiges Knochenkonglomerat gieng, ohne daß man das Ende desselben erreicht hätte. Aus diesem Lager, in welchem die Knochen durch eine harte Kalksteinmasse zu einem festen Knochenkonglomerate verbunden sind, erhielt der erwähnte Aufseher in Zeit von drey Jahren 150 ganze Schädel, während eine doppelt größere Zahl beym Herausbrechen aus der harten Steinmasse in Stücke gieng. Nicht minder wurde von Bauern und Reisenden diese Höhle durchwühlt und dadurch Vieles zu Grunde gerichtet.

Die gailenreuther und Mokas-Höhle sind es jedoch nicht allein, in welchen Esper die Dokumente einer frühern Zeit aufgefunden hat. Zunächst entdeckte er im Brunnenstein *) eine Menge Ueberbleibsel von Thiergerippen, die aber von lauter Landthieren der Umgegend, als vom Schwein, Hirsch und Fuchs herrührten, und unter denen sogar ein ganzes Skelet von einem Dachs war. Obschon Esper geneigt ist, diese Ueberreste für gleichalterig mit den Bärenknochen zu halten, so hat mich doch die Beschaffenheit der Knochen, von denen einige in der Universitäts-Sammlung zu Erlangen aufbewahrt werden, überzeugt, daß sie von neuerem Datum sind, wie sich denn auch keine Conglomerate und keine thierische Erde hier findet. Wahrscheinlich diente diese Höhle den Dachsen und Füchsen zum Aufenthalt, welche die Trümmer anderer Thiere hineingeschleppt und im Tode ihr eigenes Gerippe zurückgelassen haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

weites Loch, das den Eingang in den Felsen bildete, in welchem sich an einem geräumigen Ort eine Nische öffnete, in der man nach beschwerlichem Kriechen gerade aufrecht stehen konnte. Der Boden mochte 4 Fuß in der Breite betragen, die Kluft war von einer Höhe, welche das Auge in diesem Dunkel nicht erreicht, und schien auf der Oberfläche des Gebirgs zu Tage ausgegangen zu seyn. Die Nische selbst war wohl der merkwürdigste Theil der ganzen Höhle, indem sie mit Gerippstücken des Hauptthieres bis auf eine beträchtliche Höhe erfüllt war, unter welchen eine Menge vollständiger Schädel, die theils frey lagen, theils nur mit dem Hintertheil in der Tropfstein-Rinde steckten. Sie waren an Größe merklich verschieden, einige hatten fast 2′ Länge, andere kaum die Hälfte; an Gebiß und Zähnen fand sich keine Verschiedenheit. Fast allen Glauben übersteigt die, in dem so engen Raum gefundene Menge von Zähnen, indem dieselben gewiß gegen 8 nürnberger Metzen betragen haben. Ueberschlägt man dieses, so ergiebt es sich, daß in einem so engen Raum mehr als drittehalb hundert solcher Geschöpfe zusammengelegen haben. An meist ganzen Köpfen lagen hier an 180 beysammen, von denen leider mehr als ⅔ um der Zähne willen zerschlagen wurden.

Unter diesem Gemenge fanden sich zugleich eine Menge Wolfsschädel, von denen fast eben so viele, als von jenen vorhanden gewesen. An Größe kamen sie mit den gewöhnlichen überein, nur einzelne Backenzähne von ¾″ Breite ließen auf wahre Ungeheuer schließen. Häufig kamen auch Hundsköpfe vor, die an Größe den Wolfsschädeln meist gleich waren; kleine von 4 — 6″ Länge waren viele vorhanden. Da Wolf und Hund im Skelet so übereinstimmen, daß sie nicht zu unterscheiden sind, so ist zu bedauern, daß Esper die Merkmale nicht angegeben hat, durch welche er beyde unterscheiden wollte. Vollkommen einverstanden sind wir mit seiner Folgerung, daß sich die Hunde nicht erst in neuerer Zeit hieher konnten verlaufen haben, da der obere Eingang in diese Kluft von der Tropfstein-Rinde bedeckt war, und um durch den untern Ausgang einzudringen, ein solches Thier erst 20 — 30 Fuß tief in die Haupthöhle hinab hätte springen müßen, um nachher durch den engen Gang sich hinaufzuwinden. Außer den erwähnten Thierüberresten haben sich nach Espers weitern Bericht auch Zähne und Kiefer, die dem Löwengebiß nahe kamen, gefunden. Uebrigens war der Vorrath von den andern Theilen des Gerippes außerordentlich groß, und zwischen diesen Ueberresten lag eine wahre Thiererde.

*) Ausführliche Nachricht von Zoolithen. S. 126.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nr. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dagegen ist nicht zu bezweifeln, daß der unermüdliche Forscher ächte antediluvianische Knochen in der Wundershöhle getroffen hat. †)

In der Wizenhöhle fanden sich ebenfalls einige Wirbel, die nach Esper denen von Pferden und Hirschen glichen, und daher wohl nicht antediluvianisch sind. *)

Das Zahnloch **), bey Hohen-Mirschberg, dessen Name schon verräth, was man ehedem in großer Menge dorten fand, hat Zähne geliefert, die, nach Esper, mit den in der gailenreuther Höhle so häufig vorkommenden, ganz übereinstimmen. Ob aber wirkliche Fragmente von Elephantenzähnen, wie er meynt, dort sich fanden, ist vor der Hand noch zu bezweifeln. Rosenmüller entdeckte daselbst Phalangen, Klauen und Wirbel vom Höhlenlöwen; Goldfuß ***) einige kleine Knochensplitter und einen Fangzahn vom Höhlenbären. Der Boden ist eine gelbe lettige Erde.

†) A. a. O. Seite 135.

*) A. a. O. S. 137.

**) A. a. O. S. 140.

***) Die Umgebungen von Muggendorf S. 119.

Das Schneiderloch bey Rabenstein ist auf dem Boden gleichfalls wegen des Ebur fossile durchwühlt. *) Frischmann fand hier zwey Wirbel, von denen Esper den einen tab. XIII. fig. 1 abbildet, welcher noch gegenwärtig im zoologischen Museum der Universität Erlangen aufbewahrt wird. Obschon Esper erklärte, daß dieses Knochenfragment wie bey den Wiederkäuern gebildet ist, so hielt er es doch nicht von einem derselben abstammend, sondern meynte es seiner Größe wegen vielleicht dem Elephanten zuschreiben zu müssen; doch setzt der genaue Untersucher hinzu: „ich bin keine richtige Zeichnung vom Elephanten-Skelet aufzutreiben im Stande, ich weiß also nicht, ob die zweyte vertebra an diesem Thiere die Bauart der gegenwärtigen hat. Von dem Gliederbau der Rhinozeroten ist sie gänzlich verschieden.“ Esper hatte jedoch zuerst recht gesehen, denn dieser fossile Wirbel gehört, nach meinen Untersuchungen, einem Ochsen an.

In demselben Thale, in welchem die vorige Höhle sich zeigt, liegt eine andere, von Goldfuß das Kühloch, von Esper **) das Rabenloch und seit dem Besuch Sr. Majestät des Königs, die Ludwigshöhle genannt. Der Eingang geht hier durch ein ungeheures Thor, und die Höhle ist in ihrem Innern ohne jene Tropfsteinbildungen, welche sich in andern Grotten zeigen. „Sie hat, nach Esper, ebenfalls sehr viel Ebur fossile vor Zeiten gehabt. Die leeren Gruben, wo man solches gesucht, sind wie in den übrigen, sonsten aber von Erheblichkeit gar nichts vorhanden.“ Goldfuß fand gleichfalls nichts Bemerkenswerthes. Auf die Wichtigkeit dieser Grotte machte zuerst Buckland, der die

*) a. a. O. Seite 141.

**) A. a. O. S. 143.

deutschen Höhlen in den Jahren 1816 und 1822 besuchte, aufmerksam, indem er sie für merkwürdiger, als alle andern in der Nähe vom Schloß Rabenstein befindlichen erklärte, da sie außer der von Kirkdale die einzige sey, in der die Thiere durch die Diluvialwirkung keine Störung erlitten haben sollen. In dieser einzigen Höhle, deren Gestalt und Verhältniße einer geräumigen Kirche gleichen, liegen, nach der Angabe des englischen Geognosten, Hunderte von Fudern schwarzen thierischen Staubs den ganzen Boden bedeckend, im Durchschnitt 6 Fuß hoch, welche Höhe mit der Länge und Breite multiplicirt, über 5,000 Kubikfuß Staub gibt. Rechnet man nun 2 Kubikfuß Staub und Knochen auf ein Thier, so würden in dieser einzigen Höhle die Reste von 2,500 Bären liegen. Diese Berechnung ist jedoch zu hoch ausgefallen. Zwar habe ich selbst bey meinen, seit sieben Jahren nun ganz ausgesetzten Besuchen diese Höhle nicht mehr völlig in dem Stande getroffen, in welchem sie Buckland beschrieben hat, indem kurz vor meinem ersten Besuch der Boden eingeebnet und mithin der frühere Zustand umgeändert worden war; allein ich habe doch wahrgenommen, daß nicht alle den Boden daselbst bedeckende Erde als eine in Staub zerfallene Knochenerde anzusehen ist. Es wird nämlich diese Höhle seit alten Zeiten von den Hirten benützt, um bey schlechtem Wetter das Vieh hineinzutreiben. Der von demselben herrührende Dünger, sowie der von den Wänden, die durch keine Staktiten-Kruste gegen die Verwitterung geschützt sind, beständig herabfallende feine Dolomitsand mußte sich nothwendig mit der ursprünglichen thierischen Diluvialerde vermischen und mithin einen ansehnlichen Theil des Bodens ausmachen, den Buckland irriger Weise in seiner Berechnung mit ansetzte und auf diese Art jenes überraschende Resultat erhielt. Daß übrigens wirkliche antediluvianische Thiergebeine dort gefunden wurden, geht schon aus Esper's Angabe, so wie aus den Erzählungen der Landleute hervor. Auch bey der erwähnten Einebnung wurden, nach Egerton's *) Bericht, ein Hyänen-Unterkiefer, einige Bärenknochen, eine im Leben zerbrochene und wieder geheilte Ulna, Fuchs- und Tigerzähne, und der Backenzahn eines Nashorns daselbst gefunden. Mehrere Bärenknochen von daher habe ich auch bey dem rabensteiner Müller gesehen.

*) Leonhard's Jahrbücher f. Mineralogie. Jahrg. 1830. Heft 3. S. 377.

Der so eben erwähnten Grotte gegenüber liegt am andern Ufer der Esbach die klaussteiner Höhle. Sie ist ohne Tropfsteinbildung, und im gelben mulmigen Sande fand Esper *) mehrere Ueberbleibsel der gailenreuther Höhlenthiere, nämlich 10 — 12 Stück Wirbel, einen zertrümmerten Atlas und eine Klaue. Goldfuß meint zwar, daß diese Knochen durch Menschen dahin gebracht seyn möchten, um dem eifrigen Naturforscher durch einen glücklichen Fund eine Freude zu machen; indessen hat doch auch noch späterhin der rabensteiner Müller beym Nachgraben mehrere fossile Bärenknochen, worunter ein Kieferstück, eine Ellenbogenröhre, eine Tibia u. s. w. gefunden, die ich selbst gesehen habe. Ich zweifle daher nicht, daß diese Ueberreste durch die Diluvialfluthen eingelagert worden sind.

Hiemit habe ich alle Höhlen aufgeführt, in welchen Esper die Ueberbleibsel einer in der Sündfluth untergegangenen Thierwelt aufgefunden hat. Seitdem hat man sich viel Mühe gegeben, noch andere Lager in der Umgebung von Muggendorf zu entdecken, allein bis vor wenig Jahren ohne günstigen Erfolg. Zwar hat Rosenmüller aus der Förstershöhle Fragmente von dem Kopfe eines Höhlenbärens erhalten, und die ersten Untersucher haben daselbst auch zwey vollkommene menschliche Gerippe, sowie Gebeine von Hunden und Schweinen gefunden; da jedoch diese Höhle an der Decke eine Oeffnung hat, durch welche das Tageslicht einfällt, so rühren höchst wahrscheinlich jene Gebeine von verunglückten oder absichtlich hineingestürzten Menschen und Thieren her.

Desto wichtiger und lehrreicher war die im Jahre 1833 erfolgte Auffindung einer neuen Höhle, in welche man von der schon vorhin erwähnten klaussteiner Höhle aus gelangt. Sie ist für den

*) Schriften der Berlin. Gesellsch. naturf. Freunde. Band V. S. 70.

Naturforscher dadurch so interessant, daß man in dieser neu entdeckten Grotte die fossilen Thierüberreste noch in ihren ursprünglichen Lagerungsverhältnißen beobachten kann, was in allen andern nicht mehr möglich ist. Eine genaue Beschreibung derselben hat uns Professor R. Wagner *) geliefert, auf welche ich daher verweise.

6. Bestimmung der fossilen Thier-Ueberreste.

Die Knochen, welche in den so eben aufgeführten Höhlen ausgegraben werden, kommen entweder lose in thierischer Erde, oder in einer eigenthümlichen Sinter-Breccie, zugleich mit Geschieben vor. Dieß sind Folgen der Diluvialsluthen, denn es leuchtet von selbst ein, daß die Wiesent in ihrem gegenwärtigen Stande nicht zu einem Niveau von mehr als 200 Fuß Höhe anschwellen kann, um jene Ablagerungen mit ihren Geschieben und Knochen in der gailenreuther, Mokas- und andern hochgelegenen Höhlen abzusetzen. Eine solche Höhe der Gewässer konnte nur in jener Zeit eintreten, wo durch eine ungeheure Katastrophe Alles unterging, was einen lebendigen Odem hatte im Trockenen. Hiedurch wurden eine Menge von Thierleichnamen in unsern Höhlen, namentlich in der gailenreuther, begraben, und ihre durch die Fäulniß aufgelösten animalischen Theile vermischten sich mit dem eingeschwemmten Schlamme, woraus dann jene thierische Erde entstand, die bereits von Esper richtig erkannt, und von seinem Freunde, dem Apotheker Frischmann in Erlangen, als eine solche durch die chemische Analyse nachgewiesen wurde. Zugleich gieng, nachdem die Gewässer verlaufen waren und die Höhlen wieder austrockneten, die Tropfsteinbildung nach wie vor von Statten; die Knochen, welche auf dem Boden lagen, wurden größtentheils durch eine Tropfsteinschale zugedeckt, oder es bildete sich auch jene von thierischen Theilen durchdrungene Sintermasse, welche Knochen und eingeschwemmte Geschiebe zu eigenthümlichen Kochenbreccien zusammen kittete. Wo übrigens, wie in der klaussteiner- und Ludwigs-Höhle, kein Tropfstein sich erzeugt, da fehlen natürlich auch die Knochenbreccien.

*) Bayerische Annalen. 1833. S. 313.

Sowohl in der losen Erde, als noch mehr in den Conglomeraten finden sich eine Menge Geschiebe, deren nähere Betrachtung wegen der Theorie der Knochen-Einlagerungen von Wichtigkeit ist. Diese Geschiebe sind — was wohl zu beachten — von außen jederzeit ganz glatt und abgerundet, so daß man deutlich sieht, daß sie einer starken Abreibung ausgesetzt gewesen sind; sie kommen von der Größe einer Haselnuß bis zu der eines Mannskopfs vor. Goldfuß *) nennt sie Kalk- und Kieselgeschiebe; ich habe ihrer eine große Anzahl untersucht, und gefunden, daß sie alle ohne Ausnahme aus einem sehr festen, meist lichtbläulich grauen Dolomit bestehen. Da demnach diese Geschiebe aus dem Juragebirge selbst abstammen, so haben sie ihre glatten Flächen nicht etwa durch einen langen Transport erhalten; sondern weil sie ganz aus der Nähe sind, müssen andere gewaltige Ursachen, von denen gleich die Rede seyn wird, sie abgeschliffen haben.

Wie ist nun aber diese Menge von Thieren in die gailenreuther und Mokas-Höhle gekommen, da beyde einige hundert Fuß über der Wiesent liegen, und deren stockwerkartig abgesetzte Kammern nur durch Hilfe von Leitern oder mühseliges Klettern zu besuchen sind? Hierüber gibt es zweyerlei Ansichten. **)

Nach der einen, welche Hunter, Rosenmüller, Cuvier und Buckland ausgesprochen haben, lebten die Thiere in der gailenreuther Höhle viele Generationen hindurch und starben daselbst.

Nach der andern Ansicht, welche von Esper herrührt und der Goldfuß beypflichtet, sind die Thiere eingeschwemmt.

Wenn Buckland mit überwiegenden Gründen, hergenommen von der Anzahl, dem Benagtseyn der Knochen und der Beschaffenheit der Exkremente, dargethan hat, daß die kirkdaler Höhle eine lange Reihe von Jahren hindurch von Hyänen bewohnt

*) Nova Acta Academ. naturae curios. Tom. XI. 2. pag. 475.

**) Vergl. a. a. O. S. 462. die wichtige Abhandlung von Goldfuß über das Vorkommen fossiler Knochen u. s. w.

war, die die Ueberreste anderer Thiere hineinschleppten, so ist dieselbe Schlußfolge nicht auf die gailenreuther Höhle überzutragen.

Hier sind nämlich die Hyänenknochen nur als Seltenheiten unter der Menge anderer Ueberreste; kein Knochen ist benagt oder zersplittert, sondern alle, wenn auch hie und da vielleicht abgebrochen, haben ihre scharfen Kanten behalten. Dazu kommt, daß man in die untern Grüfte nicht anders, als vermittelst einer Leiter hinabsteigen kann; wie hätten sie also der gewöhnliche Aufenthaltsort von Raubthieren seyn können? Wie wäre es ferner zu erklären, daß die Knochen nicht nur auf dem Boden und in den Seitenwänden, sondern auch selbst in der Decke vorkommen? Durch welche Ursache wären endlich die Dolomitgeschiebe, die doch wohl aus der nächsten Umgebung der Höhle sind, abgeschliffen worden?

Alle diese Bedenklichkeiten werden gehoben, wenn man mit Esper annimmt, daß die Thierleichname (nicht die bloßen Gerippe) durch einen Wirbel in die gailenreuther Höhle hineingeschwemmt worden sind. Für die Möglichkeit eines solchen Wirbels spricht der Umstand, daß diese Grotte in früheren Zeiten wahrscheinlich nach oben geöffnet war, so wie die bogenförmige Aneinanderreihung ihrer Stockwerke und Kammern, und bey den vielen senkrechten Klüften, welche den Dolomit überhaupt bis auf seine Sohle durchschneiden, war den einströmenden Gewässern ein leichter Abfluß gestattet. Bey dieser Annahme wird es erklärlich, wie die aus der Nähe herstammenden Dolomittrümmer gänzlich glatt geschliffen, und wie die Knochen in den unzugänglichen Tiefen aufgehäuft werden konnten. Daß die Thiergebeine nicht abgerieben, sondern ohne alle Ausnahme durchweg scharfkantig sind, spricht nicht gegen Esper's Annahme, denn sie konnten nicht beschädigt werden, weil sie mit Haut und Fleisch umgeben waren. Auch mögen sich die Leichname in den engen Grüften bald gestemmt haben, und der Umstand, daß sie selbst an der Decke eines Gewölbes vorkommen, ergiebt, daß sie den ganzen Raum desselben ausgefüllt haben, und erst bey der Vermoderung zusammengesunken sind.

Welche Arten und Gattungen von Thieren sind es aber, die die Gewässer der Sündfluth in der gailenreuther Höhle begraben haben? Diese Frage suchte schon Esper zu beantworten; allein so umfassend und gründlich auch seine naturhistorischen Kenntnisse waren, so konnte er in dieser Beziehung doch nichts Vollständiges leisten, weil eine vergleichende Anatomie damals noch nicht existirte. Man staunt, wenn man seine Arbeiten durchgeht, über die umfassende Kenntniß der Literatur und über den unverdrossenen Fleiß, mit welchem er die zerstreuten Notizen über den inneren Bau der Thiere sammelte, um die gefundenen Knochenüberreste deuten zu können, und man muß nur bedauern, daß dem geistvollen, tiefblickenden Naturforscher die Zootomie nicht besser vorgearbeitet hatte. Es wird vielleicht nicht ohne Interesse seyn, wenn ich aus Esper's Werke einige Bemerkungen über den Stand der Kenntnisse in der vergleichenden Anatomie, wie er in den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewesen ist, hier einschalte.

Um sich über den Zahnbau zu orientiren, mußte Esper Blasius anatome animalium zu Hilfe nehmen, der vom Löwen sagt: molares habent tres inaequales mucrones, repraesentantes florem Lilii, und vom Bären: dentes non differunt ab iis qui Leoni, nisi minores. Nach Linne und Klein aber, bemerkt Esper, *) ist letzteres unrichtig, indem dem Bären sägeförmige Zähne, aber auf so eine Weise beygelegt sind, daß keine einzige unserer Sagen damit Aehnlichkeit hat. „So unbearbeitet", fährt er fort, „ist noch die Naturgeschichte „in dem animalischen Reich, und wer mit einiger Acht„samkeit nur ein Paar Jahre lang die Nachrichten „auch großer Männer in dem Fach der Wissenschaf„ten gelesen, kann sich über die variantes lectiones „nicht genugsam verwundern, auch das sogar in „gemeinen und täglich vorkommenden Geschöpfen, „da ich Schriftsteller anführen könnte, nach denen „der Löwe und Tiger, bald hunds-, bald katzenartige, „bald wieder mit andern Geschöpfen verwandte Ge„bisse haben."

*) Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen. 1774. Seite 59.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nr. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen ꝛc.

(Schluß.)

Weil Esper in den Schriften seiner Zeit keine, oder nur ungenügende, oder gar falsche Beschreibungen des Skeletbaues fand, so konnte er natürlich bey der Erklärung der aufgefundenen Knochen nicht zur völligen Gewißheit kommen. Um zu zeigen, daß nicht etwa der Stand seiner Kenntnisse daran Schuld sey, führt er die Urtheile mehrerer der berühmtesten Naturforscher über diese antediluvianischen Thierreste an. „Linné kannte nach der hierüber ertheilten Antwort die Thiere nicht, von denen die gailenreuther Zoolithen sind.“ Der berühmte Anatom Schmiedel hielt diese Gebisse für den Rest nicht hinlänglich bekannter Geschöpfe. Schreber stimmte dem Urtheil von zur Zeit noch nicht bekannten Thieren bey. Brünnich schrieb an Schreber: Was das besondere Thier anbetrifft, so sich in Ihrer Nachbarschaft gefunden, so kann ich davon nicht urtheilen.

Obschon Esper die Aehnlichkeit der Mehrzahl der Knochen aus der gailenreuther Höhle mit den gleichnamigen des braunen Bären erkannte, so fand er doch auch in dem Zahnbau des letztern so viele, zum Theil nur von der schlechten Beschaffenheit seines Exemplars herrührende, Differenzen, daß er deßhalb in beständigem Schwanken die fossilen Knochen bald dem Bären zusprach, bald wieder diese Bestimmung bezweifelte. Was den gründlichen Beobachter am meisten abhielt aus der Aehnlichkeit einiger Theile auf die der Thiere selbst zu schließen, war die Wahrnehmung, daß Schafe, Ziegen, Steinböcke und Gazellen im Gebiß und Skelet so ähnlich, und im Uebrigen so verschieden sind. Erst als er mehrere Jahre nach der Herausgabe seines Werkes den Vorderschädel eines Eisbären erhielt, erklärte er mit völliger Sicherheit die Mehrzahl der gailenreuther Ueberreste für Gerippstücke vom Bären. Möchten doch alle Naturforscher bey Deutung räthselhafter Gebilde mit gleicher Behutsamkeit zu Werke gehen, als Esper!

Wie die durch Esper angefangenen Bemühungen zur Entzifferung der Thierwelt, die vor der Sündfluth unsere Gegend bewohnte, von Hunter, Rosenmüller und Goldfuß fortgeführt, durch Cuvier aber zur Vollendung gebracht wurden, ist zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten sollte; nur eine kritische Aufzählung der gefundenen Arten will ich noch beyfügen. Die in den muggendorfer Höhlen vorkommenden Ueberreste gehören, so weit sie mir aus Autopsie oder schriftlichen Angaben bekannt sind, folgenden Arten an. *)

1) Ursus spelaeus.
2) Ursus arctoideus.
3) Ursus priscus.
4) Canis spelaeus.
5) Hyaena spelaea.
6) Felis spelaea.
7) Gulo spelaeus.
8) Bos fossilis.
9) Rhinoceros.
10) Elephas primigenius.

*) Vergl. auch meine Beschreib. der Ueberreste urwelt. Säugeth. ꝛc. Isis 1829. S. 900; ferner das „Verzeichniß der Versteinerungen, welche in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth vorhanden sind.“

11) Sus fossilis.
12) Equus fossilis.
13) Felis antiqua.
14) Hirsche (Cervus Tarandus priscus und Elaphus).
15) Füchse, Dachse, Iltis, Wiesel.
16) Maulwurf und Fledermäuse.
17) Nager (Biber, Mäuse, Feldmäuse, Schläfer, Eichhörnchen, Hase).
18) Menschenknochen.

Von den hier aufgeführten Arten halte ich alle von Nr. 11. an, mit wenig Ausnahmen, für einer Zeitperiode angehörig, die jünger als die ist, in welcher die allgemeine Wasserbedeckung statt hatte.

Dieses gilt gleich mit ziemlicher Sicherheit für die Menschenknochen, obwohl der erfahrne Esper das Gegentheil annahm. Sie sind entweder von ganz frischer Beschaffenheit und lagen lose auf der Stalagmitenkruste des Bodens, oder wenn sie mit Bärenknochen vermengt vorkamen, so fand man nicht nur zugleich Urnentrümmer, die nach der gewöhnlichen Erklärung von den wendischen Bewohnern unserer Gegend herrührten, sondern es zeigten es sich auch immer die deutlichsten Spuren, daß hier der Boden umgewühlt worden ist. Wahrscheinlich haben die Wenden diese Höhlen zu ihren gottesdienstlichen Verrichtungen benützt, und daher erklärt sich, daß man in ihnen Urnentrümmer und Menschenknochen antrifft, die durch den immer fort sich erzeugenden Kalksinter selbst mit ächten antediluvianischen Knochen zusammengekittet werden konnten.

Unter den vorsündfluthlichen Höhlenthieren führt man gleichfalls Füchse, Dachse, Marder, Wiesel, Maulwürfe, Fledermäuse, Mäuse und andere kleine Nager der jetzigen Zeit auf. *) Ich muß jedoch gestehen, daß alle Ueberreste der Art, die ich gesehen habe, und die zum Theil in der Universitäts-Sammlung zu Erlangen vorkommen, ein so frisches Ansehen haben und unter solchen Verhältnissen auftreten, daß ich sie durchaus für Ueberbleibsel der gegenwärtigen Weltperiode halten muß. Ich habe eine Menge Knochenbreccien zerschlagen, um Spuren von solchen Thieren zu finden, habe aber niemals etwas davon getroffen. Wohl habe ich Füchse- und Nagerknochen an der Aussenseite der Conglomerattrümmer gesehen, allein sie sind bloß durch Kalksinter an dieselben gekittet, und dieß konnte erst in neuester Zeit geschehen seyn; niemals aber habe ich im Innern der Conglomeratmassen, zugleich mit Bärenüberresten, solche Knochen wahrgenommen. Bedenkt man, daß diese Thiere noch jetzt in Menge in unsern Gegenden und zum Theil in den Höhlen selbst, die alle freye Zugänge haben, leben, so ist es leicht erklärlich, wie man Theile ihres Gerippes, zuweilen auch fast ganze Skelete, in den Grotten auffinden kann.

*) Das Bayreuther Verzeichniß führt auch einen Unterkiefer des Bibers aus der gailenreuther Höhle an, von dem mir nichts vorgekommen ist.

Ein ähnlicher Fall tritt bey den Knochen von Hirschen und andern Wiederkäuern ein; die Thiere sind entweder in den Höhlen verunglückt, oder Raubthiere haben Stücke von ihnen hineingeschleppt. Nur den zweyten Halswirbel einer Ochsen-Species, welchen Esper im Schneiderloch gefunden hat, halte ich seinem Ansehen nach für wahrscheinlich antediluvianischen Ursprungs. Es ist dieß dasselbe Fragment, welches früher bald als ein Elephanten-, bald als ein Nashorn-Wirbel charakterisirt worden ist. (Vergl. Isis Jahrg. 1829 S. 991). Auch die Geweih-Fragmente einer Hirschart (vielleicht Rennthier), welche in der neuen Höhle bey Rabenstein gefunden wurden, mögen jener Periode angehören.

Problematisch hinsichtlich ihres Alters sind selbst die Fragmente vom Vielfraß. Sie haben zum Theil ein so frisches Ansehen, und sind alle, so viel bis jetzt bekannt ist, nur lose, niemals in den Konglomeratmassen gefunden worden, daß man ihren vorsündfluthlichen Ursprung nicht unbestreitbar behaupten kann. Nimmt man hinzu, daß diese Thiere in frühern Zeiten unsere Gegend bewohnt haben, und daß die fossilen Knochen mit den frischen übereinstimmen, so wird es nicht als unmöglich erscheinen, daß ihre Ueberreste vielleicht erst nach der letzten Katastrophe in die gailenreuther Höhle gelangt seyen.

Dasselbe wird aber nicht wohl mit dem Ursus priscus Goldf der Fall seyn, dessen Schädel bis auf geringe Abweichungen mit dem des gemeinen Landbären übereinkommt. Die hiesige Samm-

lung besitzt einen sehr schönen Schädel von dieser Art, der dem äußern Ansehn nach auf gleiches Alter mit dem U. spelaeus schließen läßt.

Von der kleinern Katzenart, welche Cuvier *) nach einem obern Backenzahn und einem Stückchen Unterkiefer unter dem Namen Felis antiqua aufgestellt hat, habe ich keine Spur auffinden können. Da frische Unterkiefer vom gemeinen Luchs in der gailenreuther Höhle zum Vorschein kommen, so möchte ich jene von Cuvier angeführten Ueberreste von dieser Art ableiten, und sie der gegenwärtigen Zeitperiode zutheilen. **)

Goldfuß unterscheidet nach dem Bruchstück eines Unterkiefers eine zweyte Hyänen-Art, welche er Hyaena spelaea major nennt; ich habe jedoch a. a. O. nachgewiesen, daß diese nur ein ausgewachsenes Individuum von der gewöhnlichen Höhlen-Hyäne bezeichnet.

Vom Rhinozeros habe ich keine Ueberbleibsel gesehen. Seine Existenz in unsern Höhlen beruht auf der Angabe von Egerton, ***) daß im Kühloch ein Nashorn-Backenzahn gefunden worden sey. — Auch vom Elephanten habe ich nichts gesehen; Esper behauptet jedoch Zahnfragmente im Zahnloch gefunden zu haben, und das Bayreuther Verzeichniß führt einen „Beinknochen" aus der Rabensteiner Höhle auf. Vom Schweine sind mir nur frische Knochen aus den Höhlen bekannt, doch erklärt R. Wagner einen Unterkiefer für wirklich fossil. Auch vom Pferde ist mir nichts vorgekommen, und das Wenige, was das Bayreuther Verzeichniß angiebt, wird hinsichtlich seines Alters wohl problematisch seyn.

Wenn man mit Goldfuß die Zahl der in der gailenreuther Höhle begrabenen Thiere auf 1000 anschlägt, so kommen davon $\frac{4}{5}$ auf die beyden großen Bären (Ursus spelaeus und arctoideus), nächstdem kommt nach meinen Beobachtungen der Höhlenwolf, dann der Höhlenlöwe und endlich die Höhlen-Hyäne; die Ueberreste vom Ursus priscus und dem Vielfraß, so wie vom Ochsen, dem Nashorn und andern finden sich nur als einzelne große Seltenheiten.

Auffallend bleibt es immer, wie eine solche Menge von Raubthieren, die sonst einander bekriegen, oder sich wenigstens ausweichen, in der einzigen gailenreuther Höhle zusammengekommen ist. Dieses Vorkommen läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß zu jener Zeit, wo der größte Theil der Menschen- und Thierwelt vertilgt wurde, außerordentliche, Grauen und Schrecken verbreitende Erscheinungen in der ganzen Schöpfung eintraten, wodurch die Thiere einer Gegend, wie man es noch jetzt bey schweren Gewittern oder Erdbeben sehen kann, voll Entsetzen sich zusammendrängten, beym Einbrechen der Fluthen die Höhen zu gewinnen suchten und auf diese Art in den Strudel der gailenreuther Höhle geriethen.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß eine ungleich größere Menge von Thieren, welche vor der großen Katastrophe die muggendorfer Gegend bewohnten, keine Denkmale zurückgelassen hat, da ihre Leichname meistentheils frey auf der Oberfläche liegen blieben und daher der gänzlichen Verwesung anheim gegeben waren. Solche Ueberreste konnten sich natürlich nur da erhalten, wo sie eine schützende Bedeckung fanden. Diese erhielten sie aber am leichtesten in den Höhlen, wo sie durch den eingeschwemmten Schlamm oder durch Stalagmiten-Krusten eingehüllt wurden. Ergaben sich günstige Bedingungen auf der Oberfläche, so wird es nicht unerwartet seyn, hier auf fossile Knochen zu stoßen. Wirklich führt auch Esper an, wie bereits früher bemerkt worden ist, daß man in der Nähe von Mokas beym Pflügen Bärenüberreste hervorgezogen habe. Noch merkwürdiger aber ist jenes Knochenlager, das im Jahre 1770 die Landleute im Eichstädtischen bey Kahldorf auffanden, und von dem uns Esper *) gleichfalls einige Nachrichten mittheilt, die wir zur Vergleichung mit den muggendorfer Verhältnissen hier beyfügen wollen.

Das genannte Dorf liegt zwischen Weißenburg und Eichstädt auf dem hohen Gebirgsplateau, das

*) Recherch. sur les ossemens fossiles. Tom. IV. Pag. 452.

**) Auch das Bayreuther Verzeichniß führt von der Felis antiqua weiter nichts als einen Fangzahn auf. Den in der neuen rabensteiner Höhle gefundenen Unterkiefer, ganz mit dem der Hauskatze übereinstimmend, erklärt R. Wagner für postdiluvianisch.

***) Leonhard's und Bronn's Jahrb. f. Mineralogie. 1835. S. 377.

*) Schriften der berlin. Gesellsch. naturf. Freunde. Band V. S. 96.

hier der Jura bildet, und das an 4 — 500 Fuß und mehr über den Wasserspiegel der Altmühl hervorragt. Gleich unter der wenige Zoll hoch liegenden Dammerde fanden sich hier, wie Esper erzählt, nach Wegräumung des Gruses, welcher das dasige Sandlager bedeckt, verschiedene ganz außerordentlich große Gebeine. Es erwies sich, daß ein Platz von 12 Fuß in der Länge und Breite sie ganz allein enthielt; es wurde also in der Tiefe gesucht und hier sah man nach einer Ruthe tief weiter keine Spur davon. Dieser ganze Raum war mit Gerippen unterschiedner Thiere erfüllt, so daß sie wagenweis weggeschafft wurden; leider hat aber niemand auf Art und Weise der Einlagerung derselben Acht gegeben. Nach den vielen ihm zu Gesicht gekommenen Stücken erklärt Esper, daß hier wenigstens 4 — 5 Elephanten beysammengelegen haben, und daß der treffliche Naturforscher in der Bestimmung dieser Thiergattung nicht geirrt hat, zeigt die hiesige, wie die Universitäts-Sammlung von Erlangen, welche Theile von diesen Thieren aufbewahren.

Weiter berichtet Esper, daß man auch Ueberreste vom Büffel getroffen habe; ein ziemlich vollständiger Kopf gab an Größe denen nichts nach, welche unter der Erde sich sehr häufig in Sibirien finden. Auch glaubt er unter diesem Gemenge noch Hörner von Gazellen bemerkt zu haben. Nach den Spitzen von Geweihen, nach den Läufen, die er gesehen, meint er, daß Elennthiere oder Hirsche mit darunter gelegen haben. Wenn auch diese Angaben nicht hinreichen, um die Species wieder zu erkennen, so geht doch so viel daraus hervor, daß Thiere von den beyden Gattungen Bos und Cervus bey den Elephanten lagen.

Wenn die bisher genannten fossilen Ueberreste solche waren, die den muggendorfer Höhlen fremd blieben, oder doch nur als große Seltenheiten in ihnen angeführt werden, so hat Esper dagegen auch Schädel von solchen Thieren gesehen, die in denselben ebenfalls vorkommen. „Der Zahl und dem Ansehen nach", sagt er, „haben sie mit dem Löwengebiße vieles gemein; nur die Größe weicht an den Fängen, so wie in Rücksicht der Molarum auf das merklichste ab, da erstere hier um vieles kleiner und gar nicht gleichend gebaut sind, letztere aber bey ihrer Aehnlichkeit in Rücksicht ihrer Größe gar zu viel verschiedenes haben." Man sieht offenbar, daß hier von Hyänen die Rede ist, und die direkte Bestätigung hiefür liefert Collini's *) Abbildung und Beschreibung eines Schädels, der in derselben Gegend zwischen Kahldorf und Raitenbuch im Sande, nebst einigen andern fossilen Knochen im Jahre 1775 aufgefunden und der kurfürstlichen Sammlung in Mannheim geschenkt wurde. Aus der sehr genauen Abbildung ersieht man, daß dieser Schädel ganz mit den Hyänenköpfen aus der gailenreuther Höhle übereinstimmt.

Zuletzt erwähnt Esper noch, daß kleinere Köpfe von Wölfen und Hunden in beträchtlicher Anzahl unter den vorhin genannten Thieren mit darunter lagen. Da er die Skelete dieser Thiere kannte, so ergiebt sich's mit voller Zuverläßigkeit, daß auch der in der gailenreuther Höhle vorkommende Höhlenwolf sich in diesem Knochenlager mit vorgefunden habe.

Nicht nur unmittelbar bey Kahldorf, sondern auch noch an einigen andern Punkten im Eichstädtischen wurden dergleichen Ueberreste, zumal von Elephanten, getroffen. Immer waren sie nur mit Sand bedeckt, dessen Grundlage der fisch- und krebsreiche Kalkschiefer (lithographischer Schiefer) war. Es lohnt der Mühe, diese Punkte von neuem zu besuchen, was ich später auch einmal zu thun hoffe.

Nachträgliche Bemerkung zum Artikel über Hammer Purgstall's „Gemäldesaal rc." (Nr. 196 — 200.)

Nachdem der Hr. Verfasser vorgenannten Werkes dem Unterzeichneten vollständig und unwiderleglich nachgewiesen hat, daß die arabische Phrase Tell Ssafi in der Original Handschrift wirklich sprachrichtig mit „reiner Hügel," nicht „neuer Hügel," wie der Abdruck sagt; und die türkische Stelle: awratumi satschlerunden tutun etc. ebenfalls mit „uns Frauen rc." nicht „unsern Frauen" übersetzt war, so fällt die scheinbare Rüge, als wäre der Hr. Verf. in Uebertragung benannter Stellen mit Uebereilung und Unachtsamkeit vorgeschritten, in sich selbst zusammen, da keine Gelehrsamkeit und keine Sorgfalt Copisten- und Druckfehler dieser Art überall zu verhüten vermag.

Fallmerayer.

*) Acta Academiae Theodoro-Palatinae. Tom. V. Pag. 71. Tal. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

ΠΑΡΑΔΟΞΟΓΡΑΦΟΙ. Scriptores rerum mirabilium graeci. Insunt (Aristotelis) mirabiles auscultationes Antigoni, Apollonii, Phlegontis historiae mirabiles, Michaelis Pselli lectiones reliquorum ejusdem generis scriptorum deperditorum fragmenta. Accedunt Phlegontis Macrobii et Olympiadum reliquiae et Anonymi tractatus de mulieribus etc. edidit Antonius Westermann ph. D. litt. gr. et rom. in univ. Lips. P. P. O. Brunsvigae sumptum ferit Georgius Westermann. Londini apud Black et Armstrong. 1839. LIII. 223.

Die Erscheinungen sind so verschieden und oft so eigenthümlich, daß man frühe dazu geführt werden mußte, das von dem gewöhnlichen abweichende der Aufzeichnnng würdig zu halten; solche Ereigniße, sie mögen aus dem menschlichen oder thierischen Leben genommen seyn, oder auf andere Naturverhältniße sich beziehen, heißen, weil sie Aufmerksamkeit auf sich ziehen, mirabilia, παράδοξα, ihre Verfasser nennt der Herausgeber nach einem aus Tzetzes entlehnten Worte παραδοξογράφοι. In der Vorrede p. XVI. — LII. sind die Namen jener, welche Sammlungen dieser Art geschrieben haben, mit großem Fleiße zusammengetragen, und von den Griechen nicht weniger als dreyßig Autoren aufgezählt. Als Urheber dieser neuen Gattung von Schriftwerken betrachtet H. W. den Callimachus, dessen Buch συναγωγὴ τῶν θαυμάτων τῶν εἰς ἅπασαν τὴν γῆν κατὰ τόπους ὄντων eine Sammlung alles Wunderbaren aus den zahlreichen Schriften aller seiner Vorgänger enthalten habe; erst die Zeit der Alexandriner, als wahre Forschung untergegangen, die Wissenschaft bereits aus dem Leben gewichen und in eine Polyhistorie ausgeartet war, mache das Vorhandenseyn solcher Werke denkbar. Diese Schilderung der Alexandrinischen Schule, welche p. X. weitläufig ausgeführt ist, gilt jedoch bekanntlich nicht für die ersten Zeiten der Ptolomäer und ihres Musäum; erst die spätern Jahrhunderte tragen jene Ausartung in sich, und in Betreff dieser παράδοξα könnte sie erst dann für gültig gehalten werden, wenn vor Callimachus solche Sammlungen ganz unbekannt waren; nirgends aber ist überliefert, daß dieser oder die Alexandriner überhaupt die ersten gewesen, welche Sammlungen merkwürdiger Naturereignisse angelegt haben; wäre dieses auch, wir könnten es nicht glauben. Die naturhistorischen Schriften des Aristoteles setzen das Vorhandenseyn solcher Bücher unläugbar voraus; fand er sie nicht vor, so mußte er selbst zu seinem eignen Gebrauche und weiterer Anwendung Facta der Art sammeln; dieses geschah von ihm gewiß nicht nur in diesem Gebiete; auch die Dialektik förderte solche Vorarbeiten, aus welchen eine Topik, Rhetorik u. a. entstehen konnte. Damit ist die Aechtheit der unter dem Namen des Aristoteles uns überlieferten Schrift περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων, welche H. W. mit andern der Alexandrinischen Zeit zuweist, keineswegs dargethan, aber als ungegründet zeigt sich, wenn dem Philosophen jede Sammlung der Art an und für sich als eine geistlose und seiner unwürdige Anhäufung von merkwürdigen Erscheinungen abgesprochen wird. Erst die Art und Weise der Zusammenstellung und der innere Zustand des Werkes muß Zeugniß gegen die Aechtheit abgeben; so macht z. B. nicht die Sammlung von Beyspielen, welche die Oekonomik liefert, wie Könige und Staa-

ten ihren finanziellen Verlegenheiten abgeholfen haben, wohl aber der Zweck des Buches, daß solche Beyspiele auch andern zur Wissenschaft und Darnachachtung dienen sollen, das Werk als dem Geiste und Herzen des Aristoteles geradezu entgegensetzt. Hier ist nun die nähere Verbindung mancher Erzählungen mit den Schriften des Aristoteles augenscheinlich, aber so, daß man den Auszug eines spätern nicht verkennen kann. In der Poetik cap. 9. wird die Bemerkung gemacht, der tragische Dichter müsse, um bey dem Zuschauer Effekt hervorzubringen (*θαυμαστόν*), die Handlung der Art darstellen, daß alles aus einander von selbst sich ergebe und nirgends der Zufall obwalte; denn auch in Dingen des Zufalls wirke das zumeist, was mit Absicht geschehen scheine, wozu folgendes Beyspiel angeführt ist: *οἷον ὡς ὁ ἀνδριὰς ὁ τοῦ Μίτυος ἐν Ἄργει ἀπέκτεινε τὸν αἴτιον τοῦ θανάτου τῷ Μίτυϊ θεωροῦντι ἐμπεσών· ἔοικε γὰρ τὰ τοιαῦτα οὐκ εἰκῇ γίνεσθαι.* Dieselbe Begebenheit, ja dieselben Worte lesen wir in der Aristotelischen Sammlung 166. *φασὶν ὡς ἀνδριὰς ὁ τοῦ Βίτους ἐν Ἄργει ἀλέκτεινε τὸν αἴτιον τοῦ θανάτου τῷ Βίτυϊ θεωροῦντι ἐμπεσών· ἔοικεν οὖν οὐκ εἰκῇ τὰ τοιαῦτα γίνεσθαι.* Gegen die Annahme, der Verfasser habe sich vorläufig dieses merkwürdige Ereigniß eingetragen und später in Ausarbeitung der Poetik davon Gebrauch gemacht, spricht, wie auch der neueste Herausgeber der Poetik angegeben hat, die gleiche Schlußbemerkung, die dort aus dem Zusammenhange nothwendig folgt, hier aber umsonst ist. Das angeführte Beyspiel ist auch in anderer Hinsicht beachtungswerth; es ist, da der Verfasser dieser Sammlung jedenfalls in das erste Jahrhundert der Alexandrinischen Zeit gesetzt werden muß, ein schlagender Beweis gegen jene, welche mit andern Schriften auch die Poetik sogleich nach dem Tode des Aristoteles verschwinden und erst unter Sulla erscheinen lassen, um daraus den ziemlich verwirrten Zustand des Buches sich zu erklären. Es wäre zu wünschen, daß von jeder Erzählung, die sich zugleich in Aristoteles Schriften findet, eine nähere Vergleichung angestellt würde, um zu sehen, ob und wie groß die Uebereinstimmung sey. Ordnung ist in dem Buche wenig zu finden; manchmal behandeln mehrere aufeinanderfolgende Erzählungen denselben Gegenstand, z. B. §. 16 — 22 vom Honig, §. 33 — 42 vom Feuer, wo §. 40. nur als eine gelegentliche Bemerkung nebenbey zu betrachten ist, §. 53 — 57 vom Wasser, §. 63 — 77 von Thieren; aber auch hier nicht ohne Abweichungen, z. B. §. 43 — 50 von Metallen, dann wieder §. 58. 61 — 62., oder von Versteinerungen §. 52. 71 — 74. In der zweyten Hälfte reihen sich die Erzählungen nach der Localität und den Ländern der Völker an einander; §. 78 — 114 werden mit Ausnahme von §. 99., wo von Orchomenos gesprochen wird, die westlichen Gegenden der Iberer, Ligyer, Italer, Sikuler berührt, dann auf Thrakien, Griechenland und die Inseln übergegangen; fast möchte man auch daraus schließen, der Verfasser habe aus einem größern geschichtlichen Werke das seinem Zwecke angemessene herausgehoben; wir halten nämlich das, was Niebuhr in seiner Römischen Geschichte mit wenigen Worten über den Verfasser und das Entstehen dieses Buches bemerkt hat, für das richtigste und gründlichste, was darüber je gesagt worden ist, und da dieses sowohl Hrn. Westermann *als wie seinen Beurtheilern unbekannt* geblieben ist, so wollen wir die betreffende Stelle hier mittheilen, zumal daraus erhellt, mit welcher Aufmerksamkeit Niebuhr auch solche Schriften gelesen hat:

> Daß die unter Aristoteles Schriften vorkommende Sammlung wunderbarer Erzählungen sein Werk nicht seyn kann, beweist, wenn irgend einem Sprache und Geist des Buches nicht vernehmlich genug reden sollten, wenigstens die Erwähnung des Kleonymus und Agathokles; doch muß sie vor dem Ende des ersten punischen Kriegs geschrieben, weil der karthaginensischen Provinz in Sicilien darin gedacht wird. Vieles, besonders Erzählungen über das westliche Europa, scheint entlehnt aus dem Timäus, dessen Historie voll Wundergeschichten war; der nun schrieb um das Jahr oder nach 480, und jenes Werk möchte wohl für diese Untersuchung als gleichzeitig betrachtet werden können. Hier aber hat Italien eine weit größere Ausdehnung; die Sirenusen, Kumä und Circeji werden nament-

lich dazu gerechnet, doch Tyrrhenien und das Land der Ombriker abgesondert genannt, und so scheint es, zwar wohl nicht mit genau bezeichneten Grenzen, damals bis ungefähr zur Tiber und bis Picenum erweitert zu seyn.

Der Mangel an Ordnung ist übrigens in vielen nicht dem Verfasser zur Last zu legen, sondern eine Folge des verwirrten Zustandes, in welchem die Handschriften uns überliefert sind; so finden wir uns, nachdem §. 115 auf östliche Gegenden übergegangen ist, §. 130 unerwartet wieder nach Sicilien zurückversetzt, und zwar auf eine Art, daß die Anfangsworte deutlich zeigen, entweder sey mehreres ausgefallen, oder diese Erzählung aus ihrer Stelle verrückt worden: *περὶ δὲ τοῦ πορθμοῦ τῆς Σικελίας καὶ ἄλλοι μὲν πλείους γεγράφασι, καὶ οὗτος δέ φησι συμβαίνειν τερατῶδες*, nirgends ist in den zunächst vorhergehenden Erzählungen ein Autor genannt. Sicher hat Sylburg in seinen Anmerkungen zu dieser Stelle p. 314. das richtige gefunden, wenn er diese ganze Schilderung der Brandung mit §. 112. verbindet, wo erwähnt ist *ὁ πολύκριτος ὁ τὰ Σικελικὰ γεγραφὼς ἐν ἔπεσιν*, dafür bürgt auch die poetische Form der Erzählung.

Ueber die vorhandenen Codices, deren Verschiedenheit und ursprüngliche Gestalt — die einen haben mehr, die andern weniger Vollständigkeit — hat der Herausgeber in der Einleitung mit großer Sorgfalt sich erklärt, und den Text selbst nach Bekker, so viel die gegebenen Hilfsmittel gestatteten, hergestellt. Daß diese Excerpte nicht in Athen verfertigt wurden, geht aus §. 153. 155 hervor, aus andern, daß nicht Italien oder Sicilien ihre Heimath sey; nicht unwahrscheinlich aber ist die Annahme mehrerer, daß sie von Alexandrien ausgehen; dagegen kann wenigstens kein Beweis aus dem Inhalte vorgebracht werden, eben so scheint dir Sprache dafür zu reden, und da wir in der prosaischen Literatur der Griechen von Theophrastus bis Polybius eine Lücke von mehr als hundert Jahren besitzen, so ist dieses Buch wie das zunächst folgende des Antigonus Carystius, obschon dem Wesen nach nur Excerpte aus früheren und gleichzeitigen Autoren, auch in dieser Hinsicht beachtungswerth.

Die folgenden drey Autoren, von Antigonus *ἱστοριῶν παραδόξων συναγωγή* hundert drey und siebenzig Erzählungen, von Apollonius *ἱστορίαι θαυμάσιαι* ein und fünfzig, endlich von Phlegon aus Tralles *περὶ θαυμασίων* fünf und dreyßig, sämmtlich unvollständig und entweder am Anfange oder am Ende verstümmelt, sind aus einer Heidelberger Handschrift, der einzigen, welche von diesen Büchern vorhanden ist; daher obschon Bast's sorgfältige Vergleichung vielfach nachgeholfen hat, der Text so oft unleserlich ist; der Herausgeber begnügt sich im Allgemeinen mit den Versuchen seiner Vorgänger, doch konnten sprachliche Versehen wie p. 117, 2 *ἴδεν* für *εἶδεν*, v. 16. *εἰ δὲ* für *ἡ δὲ*, p. 118, 22. *ἥκει* für *ἧκεν* und anderes ohne Bedenken entfernt werden. Von der oben bezeichneten aristotelischen Sammlung hat Antigonus, der unter Ptolomäus Philadelpus und Euergetes lebte, und der unbekannte Apollonius, den Vorzug der fast durchgängigen Angabe der Quellen, auch Phlegon, der Freygelassene des Hadrianus, versäumt nicht, was in seiner und was in früherer Zeit geschehen, zu sondern und seine Gewährsmänner zu bezeichnen; charakteristisch für jene Zeit ist die Geistergeschichte p. 117 — 121; selbst hierin bildet das Leben der Alten einen Gegensatz mit den spätern.

Zum Erstenmale erscheinen aus einer Münchener und Wiener Handschrift von Psellus *περὶ παραδόξων ἀναγνωσμάτων* p. 143 — 148. Dieses sind nicht, wie die vorher bezeichneten Schriften, Erzählungen wunderbarer Begebenheiten und Ereignisse, sondern förmliche Recepte, durch deren Anwendung man Wunderdinge hervorzubringen im Stande ist; man würde diese mit aus allen möglichen Aberglauben vermischten Heilmittel als das Produkt der Weisheit alter Frauen aus der Zeit des Psellus halten, wenn nicht dieser selbst gesunderen Sinnes an der Richtigkeit Bedenken trüge, und

als den Erfinder solcher Dinge den Julius Africanus (im dritten Jahrhunderte) bezeichnete: *σύλληψιν ἐργάζεται μὲν θεὸς καὶ φύσις, ὡς ἔγωγε πέπεισμαι, Ἀφρικανὸς δέ φησιν, ὅτι καὶ τεχνική τις ἐστὶ γέννησις καὶ γεννηθήσεται τεχνικῶς, εἰ ὁ ἀνὴρ μέλλων εἰς συνουσίαν ἐλθεῖν ἐπιχρίσοι τὸ μόριον αἵματι λαγωοῦ ἢ χηνείῳ στέατι, ἀλλ' ἐκείνως μὲν ἄρρεν, οὕτω δὲ θῆλυ·* und nun folgt eine Reihe von den Künsten jenes Mannes, von denen wir die eine oder andere als Beyspiel hervorheben: *ποιεῖται δὲ καὶ ἄτοκον γυναῖκα ἀτόκιον αὐτῇ περιάπτων, τοῦτο δέ ἐστι βατράχου ὀμφαλὸς ῥάκει περιειλημμένος λινῷ, καὶ ταῖς δυστοκούσαις γαγάτην λίθον τῇ ἀριστερᾷ ἐγχειρίζων χειρὶ ὠκυτοκεῖν ταύτας ἐργάζεται· πεποίηται δὲ αὐτῷ καὶ συλληπτικὰ ἕτερα μίγματα καὶ τεχνάσματα καὶ παιδοποιϊκὰ ἔμπλαστρα . . . καὶ τινα ἔλεγχον ποιεῖται κλεπτῶν ἀφανῶν, γυρινῶν βατράχων τὰς γλώσσας ἀποτέμνων καὶ ταριχεύων, εἶτα ἐπὶ τῆς χρείας ἀλφίτοις ἀναμιγνὺς καὶ τοῖς ἐν ὑπονοίᾳ τῆς ὑφαιρέσεως τοῦ ζητουμένου προδιδοὺς· καὶ ὁ ἀφιλόμενος, φησί, τὸ φωρίον ἐν ἐκστάσει ὥσπερ γενόμενος ἑαυτὸν ἀριδήλως δημοσιεύει· ὀνομάζει δὲ τὸ βρῶμα κλεπτέλεγχον. . . . θεραπεύει τε ἀσπίδων δήγματα καὶ ἀχλὺν ὀφθαλμῶν οὐ τοῖς ἐγνωσμένοις φαρμάκοις, ἀλλὰ περιάπτοις τισὶ καὶ ἐπᾴσμασιν. ἐκ δὲ ἀποπατημάτων τῶν συνελθόντων βοῶν καὶ τοῦ οὔρου ἀποπατεῖν ἄνδρα ποιεῖ καὶ γυναῖκα οὐρεῖν ὅτε βούλοιτο καὶ γελᾶν πάμμεγα . . . ἔρωτας δὲ καὶ ἀνάπτει καὶ σβέννυσι, καὶ τρίχας λευκὰς μὲν μελαίνει, λευκαίνει δὲ μελαίνας. καὶ ἄλλ' ἄττα τοιαῦτα ὁ ἀνὴρ οὗτος ἐν τοῖς κεστοῖς αὐτοῦ τερατολογεῖ καὶ διέξεισι.* Man sieht, daß Africanus nicht nur die geheimen Kräfte der Natur aufzuspüren, sondern auch die Sprache zu bereichern verstand; in andern ist unsere Zeit nicht minder bewandert, aber ihm gebührt der Ruhm der Erfindung, wie in Folgendem: *σκευάζει δὲ καὶ οἶνον παντοδαπὸν τὸν μὲν νάρδου στάχυι, τὸν δὲ σχίνου ἄνθει καὶ ἄλλον ἑτέρῳ φαρμάκῳ.*

Im Gegensatze mit dem genannten Africanus erwähnt Psellus einige Kunststücke seiner Zeit;*) sie sind derselben Art wie die genannten, das drolligste ist Folgendes: *γυναῖκα δὲ ἐνοπτριζομένην εἰ βούλει δεῖξαι ὀνόρυγχον, ὄνου δάκρυσι χρῖε τὸ ἔνοπτρον.* Zuletzt verweist er auf die Bücher des Babyloniers Teuker, eines Astrologen, in welchen eine Menge Merkwürdigkeiten verzeichnet seyen.

Diesen mehr oder minder vollständigen Schriften hat der Hr. Herausgeber auch die Bruchstücke anderer Autoren, welche den obigen angereiht werden können, beygegeben; nämlich das von L. Dupuy 1774 zuerst bekannt gemachte Fragment des Anthemius, des Erbauers der Sophienkirche *περὶ παραδόξων μηχανημάτων* p. 149 — 158; ferner die einzeln zerstreuten Bemerkungen aus Aristokles, Callimachus, Isigonus, Lysimachus, Monimus, Myrsilus, Nikolaus Damascenus, Nymphodorus, Philo, Philostephanus, Polemo, Sotion, Theopompus, Trophilus; als Appendix folgen von Phlegon *περὶ μακροβίων, ὀλυμπιάδων ἢ χρονικῶν* und eines Unbekannten *γυναῖκες ἐν πολεμικοῖς συνεταὶ καὶ ἀνδρεῖαι.* Die innere und äußere Ausstattung des Buches ist vorzüglich zu nennen.

---

*) *παράδοξα δὲ ποιεῖν οἱ μὲν πολλοὶ βούλονται ἂν ἐκ μαγείας καὶ ἀπηγορευμένων τεχνῶν· σὺ δ' ἂν εἰ βούλοιο, καὶ τὰ ἄβλας φυλάττοις, καὶ ταῦτ' ἂν ποιοίης καὶ γέλψης ὡς ἥδιστα.*

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.
Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Eusebii Pamphili Historiae ecclesiasticae Libri decem. Ad Codices manuscriptos recensuit Edvardus Burton, S. T. P. SS. Theologiae nuper Professor regius. Oxonii, e typographeo academico. MDCCCXXXVIII. 8. Tom. I — II.

Der Griechische Kirchenhistoriker Eusebius hatte das Glück, binnen eilf Jahren zwey vorzügliche Bearbeiter zu finden, Fried. Adolph Heinichen und Ed. Burton, von denen ihm jener besonders in exegetischer, dieser in kritischer Hinsicht seinen gelehrten Fleiß zuwandte. Heinichen benutzte bey seiner in Leipz. 1827 — 28 in drey Bänden erschienenen Ausgabe blos die von den frühern Herausgebern zu Rathe gezogenen Hülfsmittel; Burton hingegen, damit nicht zufrieden, sah sich nach neuen um. Er ließ den berühmten Mazarinischen Cod. (Cod. Reg. Bibliothecae Paris. Nr. 1430) aus dem X. Jahrh., welchen zuerst Heinr. von Valois verglichen hatte, zum Behufe seiner Ausgabe auf's Neue vergleichen; ebenso den Pariser 1431 aus dem nämlichen Jahrh. und den Pariser 1437, dessen Varianten er, durch frühzeitigen Tod gehindert, den übrigen nicht mehr einreihen konnte, weßhalb die ungenannten Herausgeber sie am Ende des zweyten Bandes abdrucken ließen. Ferner den Venediger Nr. 338 aus dem X. Jahrh. und zwey Florentiner der Laurentiana (Plut. LXX. nr. 7. u. 20). Er selbst hatte den bey Valois sogenannten Savilischen, welcher jetzt in der Bodleiana zu Oxford aufbewahrt wird und mit d. Num. 2278 (Auct. E. 1, 9) bezeichnet ist, und den Cod. des Britischen Museums, einst der k. Societät gehörig, verglichen. Dazu kamen noch die von H. von Valois eingesehenen Pariser Nr. 1436. aus dem XIII. Jahrh., der zu Paris befindliche Mediceische Nr. 1434 aus dem XVI. Jahrh. und der ebendaselbst aufbewahrte Fuketische Nr. 1435. In den zwey letzten scheint Valois Vergleichung nicht ganz zuverlässig zu seyn, wie man aus Burtons hie und da geäußerten Bedenken abnehmen kann.

Diese zehn Handschriften bilden die Hauptgrundlage seiner Textrecension. Doch benutzte er noch eilf andere, minder bedeutende Hülfsmittel, unter diesen eine von J. Gronov gemachte Vergleichung zweyer Mediceischer Handschriften, deren Gebrauch ihm J. Routh, der Vorstand des Magd. Colleg., welcher sie in der Auction der Te Waterischen Bibliothek erstanden hatte, gefälligst überließ und die besten Ausgaben, so wie auch Ruffins Uebersetzung, Josephus, Nicephorus, Syncellus ꝛc.

Sehr zu bedauern ist, daß der vortreffliche Burton seinen Schriftsteller nicht selbst zum Drucke befördern konnte. — So viel über die kritische Grundlage dieser Ausgabe.

Nun von der innern Einrichtung des Werkes.

Nach dem Monitum der Herausgeber ist, nach der in neuester Zeit bey englischen Philologen beliebten Weise, die Arbeiten der Vorgänger auszubeuten, Heinichens Vorrede wieder abgedruckt. Daran

schließen sich die Notitia Codicum, Editionum et Translationum etc. Henr. Valesii de vita scriptisque Eusebii Caesar. Diatribe, Veterum Testimonia pro Eusebio, Veterum ac Recentiorum Testimonia contra Eusebium (alles nach Heinichens Ausgabe) und der Index titulorum, mit untergesetzten Varianten. Dann folgt der Text, welcher in beyden Bänden mit den unter demselben stehenden Varianten 733 Seiten einnimmt.

In kurzer Zeit sollen Annotationes Variorum und die nöthigen Indices nachgeliefert werden.

Das Hauptverdienst, welches der zu früh verstorbene Burton um den Eusebius sich erworben hat, besteht sonach in der Herbeyschaffung eines trefflichen kritischen Materials und in der Reinigung und festern Begründung des Textes, welcher durchaus nach den ältesten und besten Handschriften verbessert ist.

Damit verbinden wir die Anzeige von

Eusebius', Bischofs von Cäsarea, Kirchengeschichte. Zum erstenmal vollständig übersetzt mit Anmerkungen und dem Leben des Verfassers von August Closs. 1839. Verlag der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart. 8.

Eine neue und gründlich gearbeitete Uebersetzung des Eusebius, wie man sie nach dem jetzigen Stande der Philologie zu erwarten berechtigt ist, wäre allerdings ein sehr verdienstliches Unternehmen, zumal da die vor zweyundsechzig Jahren erschienene Stroth'sche Uebersetzung schon zu sehr veraltet ist.

Herr Cl. hatte, wie er in der Vorrede S. IX. sagt, solche Leser im Auge, welche der Griechischen Sprache entweder gar nicht oder nur wenig kundig sind, aber sich doch aus der ersten Quelle der Kirchengeschichte zu unterrichten wünschen. Doch dürfte, bemerkt er ferner, vielleicht bey der Seltenheit der ältern und dem hohen Preise der neuern Ausgaben diese Arbeit auch manchem des Griechischen Kundigen nicht unerwünscht seyn. Die Uebersetzung selbst sollte zwar keine sclavische Nachbildung des Originals, aber auch keine moderne Bearbeitung desselben seyn; der Uebersetzer suchte Treue mit Verständlichkeit zu verbinden und das Original dem Geiste unserer Sprache gemäß wiederzugeben, ohne jedoch die Eigenthümlichkeiten desselben zu verwischen.

Schon aus diesen Worten läßt sich abnehmen, daß der Verf. der vorliegenden Verdeutschung seine Aufgabe sich ziemlich bequem gemacht habe; noch mehr aber kann man sich durch die Vergleichung seiner Arbeit mit der Urschrift und mit der Stroth'schen Uebersetzung, von welcher er, wie er in der Vorrede äußert, ohne sie zu Grunde gelegt zu haben, die glücklichsten Ausdrücke benutzte, davon überzeugen.

Hr. Cl. übersetzte bisweilen sehr treu und, was den deutschen Ausdruck anlangt, ziemlich befriedigend; *nicht selten aber verfuhr er* in dem Leichtesten und Einfachsten sehr willkührlich, die Sätze auf die sonderbarste Weise verknüpfend oder zerreißend, oder Wörter weglassend. Manche Ausdrücke sind ganz unrichtig gefaßt, was um so mehr befremdet, als sein gerühmter Vorgänger in dem Nämlichen sich treu, richtig und gefällig ausdrückte.

B. II. K. 3, wo es heißt: *Οὕτω δῆτα οὐρανίῳ δυνάμει καὶ συνεργίᾳ ἀθρόως οἷά τις ἡλίου βολὴ τὴν σύμπασαν οἰκουμένην ὁ σωτήριος κατηύγαζε λόγος, αὐτίκα ταῖς θείαις ἑπομένως γραφαῖς ἐπὶ πᾶσαν προῇει τὴν γῆν ὁ φθόγγος τῶν θεσπεσίων εὐαγγελιστῶν τε αὐτοῦ καὶ ἀποστόλων* u. s. w. gab er: So erleuchtete nun durch himmlische Kraft und Mitwirkung die himmlische Lehre gleich einem Sonnenstrahle die ganze Welt und verbreitete sich, einem Ausspruche der heiligen Schrift zufolge, der

Schall seiner erhabenen Evangelisten und Apostel über die ganze Erde" ꝛc. Die Umstandswörter ἀθρόως und αὐτίκα sind nicht berücksichtigt worden. Ὁ σωτήριος λόγος ist nicht die himmlische Lehre, sondern die heilbringende Lehre, oder die Lehre des Heils.

Als Muster willkürlicher Verbindungsweise der Sätze mag der Anfang des folgenden Kap. gelten: *Τιβέριος μὲν οὖν ἀμφὶ τὰ δύο καὶ εἴκοσι βασιλεύσας ἔτη τελευτᾷ· μετὰ δὲ τοῦτον Γάϊος τὴν ἡγεμονίαν παραλαβὼν, αὐτίκα τῆς Ἰουδαίων ἀρχῆς Ἀγρίππᾳ τὸ διάδημα περιτίθησιν, βασιλέα καταστήσας αὐτὸν τῆς τε Φιλίππου καὶ τῆς Λυσανίου τετραρχίας*, welchen er so dolmetschte: „Nachdem Tiberius nach einer Regierung von etwa zwey und zwanzig Jahren gestorben war, so ging diese auf Kajus über, welcher alsbald dem Agrippa die jüdische Krone aufsetzte und ihn zum Könige über die Tetrarchie des Philippus und Lysanias machte." Einfacher und nachdrucksvoller hätte er so geben können: „Tiberius starb, nachdem er ungefähr zweyundzwanzig Jahre regiert hatte. Nach ihm übernahm Gaius die Herrschaft, schmückte sogleich den Agrippa mit der Krone des jüdischen Reichs, und setzte ihn als König der Tetrarchie des Philippus und Lysanias ein." Und wozu die als unrichtig erwiesene Schreibung Kajus?

Ebendas. §. 2. sind die Worte: *τῶν τῆς ἔξωθεν ὁρμωμένων παιδείας* so ausgedruckt: „von denen, die aus den heidnischen Philosophenschulen hervorgegangen sind," und §. 3. die Worte: *περὶ τὰ φιλόσοφα δὲ καὶ ἐλευθέρια τῆς ἔξωθεν παιδείας* durch „in der Philosophie und in allen Zweigen hellenischer Wissenschaft." Der Zusatz „Philosophen" hätte als Erklärung in die Anmerkungen verwiesen, und in dem Folgenden so gegeben werden sollen: „in der Philosophie und in den freien Künsten der Hellenen."

B. II. K. 14. z. A. *Τοιούτων κακῶν πατέρα καὶ δημιουργὸν τὸν Σίμωνα κατ' ἐκεῖνο καιροῦ, ὡσπερεὶ μέγαν καὶ μεγάλων ἀντίπαλον τῶν θεσπεσίων τοῦ Σωτῆρος ἡμῶν ἀποστόλων, ἡ μισόκαλος καὶ τῆς ἀνθρώπων ἐπίβουλος σωτηρίας πονηρὰ δύναμις προυστήσατο*) „Diesen Simon, den Vater und Stifter solchen Unheils, stellte damals gleichsam als gewaltiger (gewaltigen) Gegenkämpfer der großen heiligen Apostel unseres Erlösers das jeder Tugend feindliche und der menschlichen Glückseligkeit entgegenstrebende Wesen auf." Hier ist *πονηρὰ* wieder unbeachtet geblieben.

B. III. K. 6. z. A. *Φέρε δὴ οὖν τῶν ἱστοριῶν τὴν πέμπτην τοῦ Ἰωσήπου μετὰ χεῖρας αὖθις ἀναλαβὼν, τῶν τότε πραχθέντων διελθὲ τὴν τραγῳδίαν*) Hr. Cl. übersetzte: „Man nehme denn also das fünfte Buch der Geschichte des Josephus zur Hand und lasse die damaligen Trauerscenen an sich vorübergehen," anstatt: Wohlan denn nun, nimm das fünfte Buch der Geschichten des Josephus wieder zur Hand, und durchgehe die Trauerscenen der damaligen Begebenheiten! *Αὖθις* fehlt in der Uebersetzung, und *διελθὲ* ist unrichtig ausgedruckt. Unterhalb gab er *σασιασαί* durch Rottirer, ein Wort, das in der edleren Schreibart vermieden werden soll.

— §. 3. *Πάντων μὲν δὴ παθῶν ὑπερίσταται λιμός*) „Der Hunger macht alle Gemüthsregungen verstummen." Vielmehr: „Der Hunger übertrifft alle Leiden." Die folgenden Worte: *τὸ γὰρ ἄλλως ἐντροπῆς ἄξιον ἐν τούτῳ καταφρονεῖται*, sind so gedolmetscht: „denn alle Rücksichten, welche noch

in andern Verhältnissen sich geltend machen, werden von seiner Macht niedergetreten."

B. V. K. 10. §. 1. — ὃ (näml. διδασκαλεῖον τῶν ἱερῶν λόγων) καὶ εἰς ἡμᾶς παρατείνεται, καὶ πρὸς τῶν ἐν λόγῳ καὶ τῇ περὶ τὰ θεῖα σπουδῇ δυνατῶν συγκροτεῖσθαι παρειλήφαμεν) Die Uebersetzung des Hrn. Cl. lautet so: „— welche (Schule der Theologie) sich bis jetzt erhalten hat und wo sich, wie wir wissen, ein Zusammenfluß von geschickten Männern in der Beredsamkeit und in der Theologie befinden soll." Hier ist eines von beyden, wie wir wissen oder soll überflüßig.

Ebendas. heißt es: Ἐν δὲ τοῖς μάλιστα κατ' ἐκεῖνο καιροῦ διαλάμψαι λόγος ἔχει τὸν δεδηλωμένον, οἷα καὶ ἀπὸ φιλοσόφου ἀγωγῆς τῶν καλουμένων Στωϊκῶν ὁρμώμενον. Τοσαύτην δ'οὖν φασὶν αὐτὸν ἐνθυμοτάτῃ διαθέσει προθυμίαν περὶ τὸν θεῖον λόγον ἐνδείξασθαι u. s. w. Hr. Cl. gab: „Unter diesen glänzte damals vorzüglich der erwähnte Pantänus, der sich in der philosophischen Schule der sogenannten Stoiker gebildet hatte, und einen so feurigen Eifer für das göttliche Wort bewies."

Λόγος ἔχει ist in der Uebersetzung vergessen und der letzte Satz sonderbar genug an den vorhergehenden Relativsatz angeknüpft worden. Auch φασὶν blieb unbeachtet.

Diese Beyspiele mögen genügen, um die Leser von der Richtigkeit des oben von uns über diese Uebersetzung ausgesprochenen Urtheils zu überzeugen.

Die unter der Uebersetzung stehenden Anmerkungen sind geschichtlich, christlich archäologisch und geographisch, aber nicht, wie der Verf. in der Vorrede erinnert, für Theologen vom Fach geschrieben. Kritische Anmerkungen blieben, als für den Kreis solcher Leser nicht geeignet, ausgeschlossen. Uebrigens wurde Heinichens Ausgabe zu Grunde gelegt.

Das Aeußere könnte gefälliger, der Druck correcter seyn.

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des achten und neunnten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1839, Band VIII. und IX.

Die römische Ziffer verweist auf den Band, die arabische auf die Seite des Bandes.

Annuaire de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres *de Bruxelles*. Cinquième année. IX. 121.

Antiquitates Americanae sive Scriptores septentrionales rerum Antecolumbianarum in America, ed. Societas Regia Antiquariorum Septentrionalium. VIII. 625.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammt-Ausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Bd. 1 — 7. IX. 584.

— — des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. 5. Bd. 1. Heft. VIII. 271

Aristotelis Poetica, ed. Franc. *Ritter*. VIII. 377.

— — — Politicorum libri octo etc. ed. Adolfus *Stahr*. VIII. 697.

Aschbach, Joseph, Geschichte Kaiser Sigmunds. I. und II. Bd. IX. 289.

Basilius Magnus, plotinizans ed. A. *Jahnius*. VIII. 31.

Basilius des Großen Rede an christliche Jünglinge über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller, übersetzt und erläutert von August Näßlin. IX. 585.

Berghaus, physikalischer Atlas. VIII. 119. 961.

Bergk, Theod., Commentationum de *reliquiis comoediae Atticae* antiquae libri duo. IX. 569.

Bháshya of Gaurapáda, translated by Horace Hayman *Wilson*. IX. 25.

Biese, Fr., Beytrag zur Philosophie des Aristoteles. IX. 457.

Boehmer, J. Fr., Regesta imperii inde ab anno MCCCXIIII. usque ad annum MCCCXLVII. IX. 941.

Bonaparte, Charles Lucian, geographical and comparative List of the *Birds* etc. VIII. 677.

Brougham, Lord Henry, Historical sketches of *Statesmen*. Vol. I. IX. 89.
Vol. II. IX. 921.

Buch, Leop. v., über den Jura in Deutschland. IX. 745.

Buchner, Andr., Geschichte von Bayern. Buch VI. Abth. 1. VIII. 417.

Bulletins de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de *Bruxelles*, année 1838. Tom. V. VIII. 1033.

Cieszkowsky, A. v., Prolegomena zur Historiosophie. VIII. 185.

Combe, Ed., et Tamisier, Voyage en *Abyssinie* etc. VIII. 705.

Cuonrat von Würzeburc, Otte mit dem barte, herausgegeben von C. A. Hahn. VIII. 57.

Darwin, Charles, The Zoology of the Voyage of H. M. S. Beagle during the years 1832 to 1836. Part. I—III. VIII. 105.

Daub, Carl, Vorlesungen über die philosophische Anthropologie, herausgegeben von Marheinecke und Dittenberger, 1. Bd. VIII. 513.

Doederlein, Ludov. Dr., de *Tacito* transpositione verborum emendando. VIII. 649.

Dubois de Montpéreux, Voyage autour du *Caucase*, etc. Tom. I. VIII. 593.

Ducrotay de Blainville, M., *l'Ostéographie* etc. Tom. I. fasc. 1. u.2. IX. 873.

Empedoclis Agrigentini Carminum Reliquiae. Illustravit Sim. *Karsten*. IX. 449.

Endlicher, Steph., Grundzüge einer neuen Theorie der Pflanzenzeugung. IX. 377.

Eusebii Pamphili Historiae ecclesiasticae libri decem, ed. Edv. *Burton*. Tom. I. II. IX. 1049.

Eyton, T. C., a Monograph of the *Anatidae* on Duck Tribe. VIII. 673.

Fromherz, Carl, die Jura-Formationen des Breisgaues. VIII. 345.

Gallus, S. G. und Neumann, J. v., Beyträge zur Geschichts- und Alterthumskunde der Niederlausitz. IX. 9.

Gerhard, Ed., Archemoros und die Hesperiden, eine Erklärung u. s. w. IX. 218.

— — Jason des Drachen Beute, ein Programm. IX. 217.

— — Hermes auf Vasenbildern. IX. 218.

Gruppe, O. F., die römische Elegie. 1. Bd. VIII. 753.

Hammer-Purgstall, Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret. I — V. Bd. IX. 529.

Hefele, C. J., Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland. VIII. 33.

Heinroth, J. C. A., Orthobiotik, oder die Lehre vom richtigen Leben. VIII. 945.

Heusde, J. A. C. van, Disquisitio de L. *Aelio Stilone* etc. VIII. 777.

Heusde, Ph. W. van, die Sokratische Schule oder

Philosophie für das neunzehnte Jahrhundert. Uebersetzt von Dr. J. Leutbecher. I. und II. Thl. IX. 161.

— — Versuche philosophischer Forschungen in den Sprachen. VIII. 433.

Heyse, J. C. A., ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. 1. Bd. VIII. 1045.

Hugo, G. W., Mediatisirung der deutschen Reichsstädte. IX. 319.

Homeri Iliadis primi duo libri, ed. Theod. Frid. *Freytagius*. IX. 929.

Huschke, Ph. E., die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage zu einer römischen Verfassungs-Geschichte. IX. 777.

Hügel, Frhr. v. und Heckel, J. Jac., Fische aus Caschmir. IX. 369.

Jahresbericht, achter, des historischen Vereins in Mittelfranken für das Jahr 1837. VIII. 407.

Jahresbericht, dritter, des historischen Vereins im vorigen Oberdonaukreise für das Jahr 1837. VIII. 463.

Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland. 1834 — 1838. VIII. 215. IX. 169.

Isvara Krishna. The Sánkhya Káriká, translated from the Sanscrit by Henry Thomas *Colebrooke*. IX. 25.

Katte, A. v., Reise in Abyssinien im Jahre 1836. 1. Bd. VIII. 705.

Keilhau, B. M., *Gaea Norvegica*. 1. Heft. VIII. 137.

Kraft, Fr. C., Vita Caroli *Ilgenii*. IX. 905.

Kramer, Gust., Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße. IX. 217.

Laotseu, Le Tao-te-king, traduit par G *Pauthier*. VIII. 681.

Lassen, Christian, Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige in Baktrien u. s. w. VIII. 209.

Leiblein, V., Erster Bericht vom zoologischen Museum der k. Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg. IX. 902.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der k. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. VIII. 249.

Leonhard, C. C. v., *Agenda geognostica*. Hülfsbuch für reisende Gebirgsforscher. VIII. 46.

Leonhard, K. C. v., und Bronn, H. G., Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie u. s. w. Jahrgang 1838. VIII. 1009.

Lévy, A, description d'une collection de *Minéraux*. III. Vol. VIII. 329.

Lindsay, Lord, Letters on *Egypt*, *Edom* and the *holy Land*. II. Vol. IX. 705.

Lucians Traum, herausgegeben von Dr. Friedr. Gotth. Schöne. VIII. 449

Malchus, C. A. Frhr. v., die Sparkassen in Europa. XI. 481.

Maximilian, Herzog in Bayern, Wanderung nach dem Oriente im Jahre 1838. VIII. 793.

— — — Prinz von Wied, Reise durch Nord-America. Heft 1 — 5. VIII. 985.

Medhurst, W. B., China etc. IX. 473.

Minding, Dr. Ferd., Handbuch der theoretischen Mechanik. VIII. 121.

Necker de Saussure, Mad., Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen, übersetzt von A. v. Hogguer und K. v. Wangenheim. 2 Theile. IX. 129.

Omalius d'Halloy, Eléments de *Géologie* etc. IX. 881.

Oratores Attici, recognoverunt — J. G. *Baiterus* et H. *Sauppius*. fasc. I. IX. 73.

Orbigny, d', Voyage dans *l'Amérique méridionale*. Vol. II. Livr. 21—29. VIII. 353.

Panofka, Th., **Argos Panoptes**, eine Abhandlung. IX. 217.

Panofka, Th., Le lever du Soleil sur un *vase* peint du Musée Blacas. IX. 217.

— — — **Zeus und Aegina**, eine Abhandlung. IX. 217.

Παραδοξόγραφοι. Edid. Ant. *Westermannus*. IX. 1041.

Passow's, Fr., Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. L. Wachler. Herausgegeben von A. **Wachler**. 1. Hälfte. IX. 641.

Phaedri fabulae Aesopiae ed. Chr. Timoth. *Dressler*. VIII. 473.

Plato's Staat. Uebersetzt von K. **Schneider**. IX. 673.

Platonis Timaeus et Critias, ed. Godofr. *Stallbaum*. IX. 257.

Poëmes islandais tirés de l'Edda — par F. G. *Bergmann*. VIII. 409.

Politique d'Aristote, traduite en français etc. ed. *Barthélemy St. Hilaire*. II. Tom. VIII. 697. 736.

Prinsep, Jam., The Journal of the *Asiatic Society* of *Bengal*. Vol. IV — VII. IX. 321.

Radicke, J. W. G., Handbuch der **Optik**. IX. 105.

Raoul-Rochette, Troisième Mémoire sur les *Antiquités* Chrétiennes *des catacombes*. IX. 217.

Report of a Joint Committee of *Physics* and *Meteorology* etc. IX. 393.

Richard, J., Handbuch gebräuchlicher und unterhaltender Anwendungen der **Mathematik**. VIII. 151.

Ritter, Heinr., **Geschichte** der **Philosophie** alter Zeit. III. Thl. IX. 457.

Rückert, Fr., Rostem und Suhrab, eine **Helden-Geschichte** u. s. w. VIII. 9.

Saint-Genois, Jul. de, Histoire des *Avoueries en Belgique*. IX. 817.

Schleiermacher, Dialektik aus S. handschriftlichem Nachlasse, herausgegeben von L. **Jonas**. IX. 617.

Schmidt, Ed., Zur Geschichte der **Philosophie**. IX. 681.

Schoemann, G. Fr., Specimen observationum in *Theophrasti Oeconomicum* et *Philodemi* librum IX. de virtutibus et vitiis. IX. 505.

Serres, Marcel de, la **Cosmogonie** de *Moïse* comparée aux faits géologiques. IX. 665.

Siben slafären, von den, ein Gedicht des XIII. Jahrhunderts, herausgegeben von Th. G. von **Karajan**. VIII. 57.

Siebold, Ph. Fr. de, *flora Japonica*. Sectio prima. Digessit Dr. J. G. *Zuccarini*. centuria I. VIII. 665.

Sillig, Jul., Quaestionum *Plinianarum* Specimen primum. IX. 609.

Smith, Andrew, Illustrations of the *Zoology* of *South Africa* etc. Theil 1—6. IX. 897.

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt, ed. F. R. *Dietz*. IX. 193.

Sprunner, C. v., Das Herzogthum **Ostfranken** in seine Gauen eingetheilt. IX. 100.

Statistique de la *France*, publiée par le Ministre des Travaux publics. 1837. VIII. 577.

Statistik Tabelwärk, 1. Heft. Kopenhagen. VIII. 233.

Stephani Byzantii, Ἐθνικῶν quae supersunt. Edidit Ant. *Westermann.* VIII. 217.

Transactions of the *Zoological Society* of *London.* Vol. II. Part. 2. IX. 353.

Vaughan, Rob., The Protectorate of *Oliver Cromwell.* VIII, 405.

Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg. 2. u. 3. Heft. VIII. 383.

Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis. I — III. Jahrgang und IV. 1. VIII. 350.

Voyage autour du monde par les mers de l'Inde et de Chine. Tome V. *Zoologie* par M. Fortuné *Eydoux.* IX. 895.

Wright, Thom., Queen Elizabeth and her times, a series of original letters etc. Vol. I. u. II.

Wüllner, Franz, über die Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen u. s. w. VIII. 497.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Bericht über die Personal-Veränderungen und Büchergeschenke von 1833 bis 1839. VIII. 956

Allgemeine Sitzung am 28. July 1839, nebst Verzeichniß der seit dem 1. Januar 1839 bey der k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke IX. 454.

Oeffentliche Sitzungen;

am 27. März 1839:

Vortrag des Vorstandes der Akademie, Hrn. Geheimerathes von Schelling VIII. 545.

Ehrengedächtniß Ignaz von Rudhart's, durch den k. Staatsrath, Präsidenten des protestantischen Ober-Consistoriums, Herrn Reichsrath v. Roth VIII. 553.

am 24. August:

Vortrag des Vorstandes und Bekanntmachung der gewählten und allerhöchst bestätigten Ehren-Mitglieder, auswärtigen Mitglieder und Correspondenten IX. 441

Sitzungen der Classen;

Philosophisch-philologische Klasse:

am 7. July 1838:

Streber, über die Chimära auf den Münzen von Sicyon. VIII. 169

am 6. July 1839:

Spengel, über die dritte philippische Rede des Demosthenes. IX. 965.

Historische Klasse:

am 17. November 1838:

Roth, v., Bemerkungen zu der Stelle des Tacitus über *agri decumates*. (Germ. XIXX.) VIII. 801.

am 16. März 1839:

Fink, v., Ueber die Landgrafschaft im Nordgau. VIII. 804.

am 22. Juny:

Koch-Sternfeld, v., über einen neuen Fund von antikem Erz am Passe Lueg. IX. 657.

Mathematisch-physikalische Klasse:

am 21. July 1838:

Steinheil, über die von ihm erhaltenen Kopien des *Mètre* und *Kilogramme* der Archive zu Paris. VIII. 289.

am 10. November:

Wagner und Zuccarini, Bericht über die von Hrn. Hofr. v. Schubert und seinen Begleitern, den Herren Doctoren Roth und Erdl von ihrer Reise nach Aegypten und Palästina mitgebrachten Sammlungen VIII. 297.

Wagner, A., über fossile Ueberreste von einem Affenschädel und andern Säugthieren aus Griechenland. VIII. 298.

Vogel, die chemische Untersuchung des Wassers einer im Kemptenwalde bey Unterbuch endeckten Mineralquelle. VIII. 311.

am 15. Dezember:

Martius, v., über die Beobachtungen, welche von A. van Beck und C. A. Bergsma über die Temperatur am Blüthenkolben von *Colocasia odora* angestellt und beschrieben worden sind. VIII. 316.

Kobell, v., über den Chlorit und Ripidolith, eine neue Mineralspecies. VIII. 321.

Vogel, über das Verhalten einiger Metalle zu den alcalischen Flüßigkeiten. VIII. 327.

am 12. Januar 1839:

Vogel, Gutachten über die Fabrication unverfälschbarer Papiere. VIII. 561.

— — über das Verfahren des Hrn. Lechevalier in Paris zur Sicherung leinener und baumwollener Stoffe gegen das Entflammen. VIII. 569.

Steinheil, über einen von ihm neu construirten Prismenkreis. VIII. 574.

am 9. März:

Wiebeking, v., über ein Phänomen in den Lagunen von Venedig. VIII. 810.

Vogel, über die freywillige Entfärbung der Lacmustinctur u. s. w. VIII. 813.

am 13. April:

Fuchs, über ein Verfahren den Eisengehalt der Eisenerze ıc. zu bestimmen. VIII. 820.

Kobell, v., über den Gismondin und Hemitropieen von Kalkspath. VIII. 836.

Martius, v., über die geographischen Verhältnisse der Palmen. Erste Abtheilung. VIII. 843.

Digitized by Google

Kobell, v., und Steinheil, über ihre gemeinschaftlichen Versuche zur Fixirung der Lichtbilder. IX. 17.
Vogel, über die Einfuhr und den Transport der Friktionszündhölzchen. IX. 22.

am 10. August:

Wagner, Bemerkungen über einen Pongo-Schädel. IX. 409.
— — über die Verwandtschafts-Verhältnisse der Pharaonsratte zu andern Mangusten. IX. 423.
— — Beschreibung einiger neuer oder wenig bekannter Säugthiere. IX. 429.

am 9. November:

Fuchs, über ein Mineral, was bey Zwisel im bayer. Walde vorkommt. IX. 953.
Martius, v., über die Verbreitung der Palmen in der alten Welt. Zweyte Abtheilung. IX. 954.
Wagner, über die systematische Stellung des Vansire. IX. 995.
— — über die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen. IX. 998.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Anzeige von Büchergeschenken. VIII. 543.
Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs, July bis December 1838. VIII. 543.
— — — — — — Januar bis Juny 1839. IX. 687.

Digitized by Google

APR 6 1936
UNIV... LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03350 5853

Filmed by Preservation CIC 1993

Digitized by Google

Digitized by Google